



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



20

Hannoverisches M a g a z i n ,

worin

kleine Abhandlungen, einzelne Gedanken,
Nachrichten, Vorschläge und Erfahrungen,

so

die Verbesserung des Nahrungs-Standes, die Land- und Stadt-
Wirthschaft, Handlung, Manufakturen und Künste, die Physik,
die Sittenlehre und angenehmen Wissenschaften betreffen,
gesammelt und aufbewahret sind.



28ster Jahrgang,

vom Jahre 1790.

Hannover,
gedruckt bei C. E. Schlichter, Landschaftl. Buchdrucker.

1791.

NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
ASTOR LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
1897



Erstes Register.

Kubriken, vom Jahre 1790.

Stück.

- I. Der Werth des Andenkens großer Männer. Von Hn. K. in Hannover.
- II. Ueber das moralische Todtmaſchen. Von Hn. J. zu Hbg.
2. I. Geſchichte des japaniſchen Thees, wie auch deſſen Zubereitung und Verbrauch im Lande ſelbſt.
- II. Anecdote.
3. Fortſetzung der erſten Abhandlung im vorhergehenden Stück.
4. I. Schluß.
- II. Beitrag zu den Verſuchen mit den zum Gerben brauchbaren Gewächſen. Von Hn. W. M.
- III. Beiträge zur Kenntniß des Charakters und der Sitten der Lürken und Griechen. (Aus den Memoiren des Barons von Tott.)
5. Ueber die Vertheilung der Domanialgüter. Von Hn. H. — F. in G. Von Hn. K. — d. in E. — g.
6. I. Nekrologium der Stadt Hannover vom Jahre 1789. Vom Hn. Geheimen Caſſenſecretair Klockenbring in Hannover.
- II. Ein Mittel, unfere gewöhnlichen Steinbänke zur Steinſchleifung ſehr geſchickt umändern zu laſſen. Von Hn. S. T. L. Schnorr.
- II. Etwas für die, welche in Heidegegenden wohnen, wenn ſie es noch nicht wiſſen. Von Hn. S. zu E.
- IV. Etwas Weniges zur Beantwortung deſſen, was im 94^{ten} Stück dieſes Magazins vom vorigen Jahre Seite 153 vom Kälbertrapp gethät iſt. Von Hn. M. zu E.
7. Verhandlungen und Akten, bei wechſelſeitiger Abtretung und Uebergabung des vormaligen Communitenbarges.
8. Schluß.

Stück.

9. I. Ein Märk.
- II. Beantwortung der Anfrage von Canarienvogel: H. d. n. im 96^{ten} Stück dieſes Magazins vom Jahre 1789. Von Hn. S. G. Kahlwes in Herrnhauſen.
- III. Anzeig.
- IV. Anfrage.
10. I. Etwas über Flachsbau, nebst Anfrage.
- II. Ueber Steinſchleifung in Städten, und der letztern Verbeſſerung, bei Gelegenheit des Aufſatzes im dieſejährigen 6^{ten} Stück dieſes Magazins. Von Hn. Alberti in Hannover.
- III. Noch eine Beantwortung der Anfrage im 96^{ten} Stück dieſes Magazins von 1789: die Canarienvogel: H. d. n. betreffend.
11. I. Schreiben eines reiſenden Officiers über Odtingen.
- II. Aus Quakenwurzeln Bier zu brauen.
- III. Mittel, dem Mangel der Butter abzuwehren.
12. Etwas über Oſſindien. Von G. S. Wehrs in Hannover.
13. Fortſetzung.
14. Fortſetzung.
15. I. Schluß.
- II. Ueber die Quackſilberkugeln. Vom Hn. Doctor A. E. Brande in London.
- III. Neue Entdeckung. Von Hn. M.
16. I. Vom ſüßen Kaſſanien, und vom Walnußbaum.
- II. Mittel wider die Reube der Schuſe.
17. I. Schluß der erſten Abhandlung im vorhergehenden Stück.
- II. Bleiprobe für Wein. Vom Hn. Doctor Augler zu Eßborn.
- III. Beantwortung der im 103^{ten} Stück dieſes Magazins vom v. J. geſchickten Anfrage: auf welche Art man das Web

Stück.

- für Wärmern, und den sogenannten Nic-
ten verfahrenen Van. Von Hn. V. C. S.
IV. Vorläufige Anzeige wegen des Inlan-
dischen Tabacks, und dessen Saamen.
Von Hn. Zielesverwalter Sr. Grd-
Wundram in Herrenhausen.
V. Nachsatz.
18. I. Witterung zu Eurbaven am Aus-
fluß der Elbe 1782. Von Hn. W. zu
C.
II. Beiträge zur Kenntniß des Charak-
ters und der Sitten der Türken und Grie-
chen. (S. das 4^{te} Stück.)
III. Antwortung der Anfrage im 96^{ten}
Stück dieses Magazins vom v. J. Von
Hn. M. z. zu H. - z.
19. Klugheitsregeln für einen Jüngling.
Aus dem Griechischen des Theophrast.
Von W. in H.
20. Von der heutigen Kriegsverfassung des
türkischen Reichs, und den Einflüssen
desselben.
21. Fortsetzung.
22. I. Schluß
II. Beiträge zur Kenntniß des Charakters
und der Sitten der Türken und Grie-
chen. (S. das 18^{te} Stück.)
III. Hingeworfene Gedanken und Bruch-
stücke. Von Hn. A. zu L.
23. Schlüssel zu dem Linneischen System
der Pflanzenkunde, nebst Anhang von
einem neu entdeckten wurzelähnlichen
Auswuchs der demöthlichen Lössmaße.
Von Hn. Otto Gieseke in Hamburg.
24. I. Schluß
II. Etwas über die Entdeckung der ersten
Erde auf trocknen Felsen. Von Hn. S.
E. L. Schnorr in Kopenbrügge.
III. Anfrage.
25. I. Ein Unterredung mit Abram, ei-
nem Aboskinder, die Stadt Ewender,
und die Quellen des Meils betreffend.
II. Der welsche Hahn. Von Hn. S. * g.
zu C.
26. I. Nachtrag zu der Antwortung der
Anfrage im 9^{ten} Stück dieses Ma-
gazins von diesem Jahre: Die Camariondäer.

Stück.

- Heiden betreffend. Von Hn. S. G.
Kahlves zu Herrenhausen
II. Echtheit der warmen Getränke;
vornehmlich für Kinder.
III. Hingeworfene Gedanken und Bruch-
stücke. Von Hn. A. zu L.
27. I. Antwortung der in diesem Ma-
gazin von d. J. im 9^{ten} Stück S. 143.
vorhandenen Anfrage: ob sich in einer
ökonomischen Schrift eine Beschrei-
bung des dem Herrn Staatsminister,
Grafen von Herzberg zugehörigen Guts
Trenenbrüngen finde? Von Hn. Geheim-
rath Cammersecretair, Schwarzkopf,
dermalen in Berlin.
II. Anfrage.
28. I. Die Schatzgräber. Von Hn. Hof-
rath G. E. von Kuling in Hannover.
II. Ueber einige neue Materialien aus
dem Pflanzen- und Thierreiche. Ein Bei-
trag zu den Aufsätzen im 68^{ten} und 91^{ten}
Stück dieses Magazins vom v. J.: die
Verfertigung der weißen Hölze betreffend.
Von G. S. Wehps in Hannover.
III. Noch etwas über die Schneisfsteige.
(S. das 56^{te} Stück vom v. J.) Von
Hn. S. T. L. Schnorr.
29. I. Schluß der zweiten Abhandlung im
vorhergehenden Stück.
II. Fäßen und Stoßen von Gips vor
Schmutz und Staub zu bewahren
III. Wie lange kan eine Ente ohne Noh-
rung leben? Von Hn. A. S. S.
IV. Zur Antwortung der Anfrage im
103^{ten} Stück dieses Magazins vom v.
J. Von Hn. D. in C.
30. I. Anmerkungen über die Wahl der
Taschenuhren (Aus Hn. Lepante Tra-
ité d'Horlogerie, chap. 4.)
II. Noch ein Beitrag, die weißen Hölze
betreffend (S. das 60^{te} Stück vom v.
J.) Von Hn. S. zu C.
31. I. Vorschlag, wie das Entweichen der
in Haft sitzenden Verbrecher zu erschwe-
ren ist.
II. Verfertigung des englischen Stings
gut.

III.

Inbriken, vom Jahre 1790.

Stück.

III. Ueber den Vorschlag, Erbsen zu pflanzen. Von Hn. D. in E.

32. I. Beschreibung der thürkischen Akademie der Wissenschaften.

II. Beschreibung der Bibliotheken in Constantinopel.

III. La Rampa, Sängerin bei dem berühmten Laßt.

33. I. Soll man den wärklichen Lebensgenuss dem Geschmack opfern? (Aus dem Englischen.) Von Hn. G. F. P.

II. Etwas vom Flachsbau und von dem reichlichen Ertrage desselben, als eine Aufmunterung dazu. Von Hn. Behre zu Hainholz.

34. I. Beantwortung der Frage: was in Hannover die Vorderwand eines Hauses mehr koste, wenn selbige, statt Holzes, von Manersteinen aufzubauen wird. Von Hn. J. G. Bernsdorf in Hannover.

II. All. meines und zuverlässiges Mittel zu Verallung der Erbsche. Von W. in S.

III. Noch etwas, die weissen Hüte betreffend. Von Hn. H. Ch. Barch in Hannover.

IV. Selbstentzündung des Zichorienkaffees.

35. I. Verzeichniß der Lektionen, die auf dem thätlichen Pädagogio zu Hildesheim bis Michaelis 1790 gehalten werden sollen.

II. Windfahren.

36. I. Ueber das Almosengeben in den Städten. Vom Hn. Geheimen Kanzleisecretair S. A. Klockenbring in Hannover.

II. Beschreibung eines seltenen Wasservogels. Von Hn. S. von Hlask in Ehrenburg.

III. Anecdote.

37. Einige Beobachtungen und Nachrichten, den Zustand der Verdünnung hinsichtlich der Hande, und der öffentlichen Gesundheit im Jahre 1789 betreffend. Vom Hn. Geheimen Kanzleisecretair F. A. Klockenbring in Hannover.

Stück.

38. I. Schluß.

II. Ueber Wachsthum und Verfall der Wissenschaft. Ein Fragment. Von Hn. von Almendingen.

III. Anfrage.

39. I. Etwas über philosophische Schulen. Von Hn. von Almendingen.

II. Anecdote. Von Hn. A.

40. I. Etwas über die hitzigen Getränke; vorzüglich von den Nachtheilen des allzuhäufigen Genusses derselben. Vom Hn. Doct. Witterung zu Eschwege.

II. Auszug aus einem Schreiben an den Verfasser des Anflages im 28^{ten} und 29^{ten} Stück dieses Magazins von diesem Jahre: über einige neue Pflanzmaterialien aus dem Pflanzen- und Thierreich. Von Hn. von S. in Lüneburg.

41. Fortsetzung der ersten Abhandlung im vorhergehenden Stück.

42. I. Schluß.

II. Von der vortheilhaftesten Art, die Immen oder Bienen zu füttern. Von Hn. M.

III. Nachtrag zu dem 36^{ten} Stücke des Magazins; das Almosengeben in den Städten betreffend. Von Hn. A. in H.

43. I. Witterung zu Eschwege am Ausfluß der Elbe, im Jahre 1790. Von Hn. W. in E.

II. Etwas über Aufklärung des Landesvolks. Von Hn. M.

III. Wie steht der Bacherri mit leichtem Gedächtnisse? Von Hn. A. S. S. 108.

IV. Ueber den Flachsbau. Von Hn. C. S. Wittenborn in Hiltlingen.

44. Die Unmöglichkeit des Todes, und das einzige unendliche Mittel, sich von seiner Wirklichkeit zu überzeugen, und das Lebendigbegraben unendlich zu machen. Vom Hn. Doct. Sesseland.

45. Schluß der Abhandlung im vorhergehenden Stück.

46. I. Beschreibung der Sitten, Gewohnheiten und des Charakters der Spanier.

II. Ueber den Au. Druck: Ich bitte um Verzeihung. Vom Hn. A. in E.

Stück.

III. Der Frühling.

IV. Anfrage.

47. I. Ueber das Schlag, oder Enkelber. Von G. S. W. zu H.

II. Verzeichniß der Kinder, welche den 17ten Mai 1790 auf hiesigem Markte confirmirt worden.

III. Oekonomisches Brod.

IV. Wiederholte Anfrage. Von H. Ribg.

48. I. Fragmente über Italiens Medicinalankalten. Vom H. Doctor D. Meyer in Hannover.

II. Zugabe zu der im 77ten Stück dieses Magazins vom v. J. beigefügten Anmerkung: wenn es wahr seyn sollte &c.

49. I. Schluß der ersten Abhandlung im vorhergehenden Stück.

II. Ausföhrliche Nachricht von der Menteret auf dem bewaffneten Schiffe die Bounty. Aus dem British Misc. No. 17. von 1790.

III. Leichtes und nützliches Mittel, das schädliche Wühlen des Maulwurfs in Grabgärten und auf Wiesen, nicht nur zu verhindern, sondern auch gänzlich abzustellen.

50. I. Nachricht von den Verhandlungen der celtischen Landwirthschafts-gesellschaft in den beiden Frühjahrsversammlungen 1790.

II. Noch ein Mittel wider die Krankheit der jungen Gänse. Von H. A. zu W.

III. Besondere Züge in dem Charakter des jetzigen Königs von Neapel. Aus den Reisen der Biotti.

51. Ueber die Mitterung. Vom H. Doctor und Professor Richter in Halle.

52. Fortsetzung.

53. I. Schluß.

II. Ueber zwei Sprichwörter: Ein Prophet gilt nirgends weniger, als in seinem Vaterlande, und: Der Groschen gilt nirgends mehr, als wo er geprägt ist. Von H. A. Müller zu Ebern.

54. I. Kunstinricht von einer kühn vorstellenden Waise.

Stück.

II. Anfrage. Von H. A. zu E.

55. I. Die schädlichen Folgen der Metaphilosophie, eine wahre Geschichte.

II. Betrachtung und Empfindungen. Von H. v. A. zu E.

III. Ein Vorschlag. Von H. A. zu W. zu E.

56. I. Kurze Geschichte einer gänzligen Verhaltung des Harns, und ihrer Kur. Vom H. Stadtscholicus Dr. Trusen zu Witten.

II. Ueber das oft häufige und plöbliche Schweinesterben. Von G. S. Wehrs in Hannover.

57. I. Nachricht von den Reisen, die James Bruce, Esq. zur Entdeckung der Nilquellen in den Jahren 1768 bis 1778 unternommen hat.

II. Anfrage.

58. I. Fortsetzung der ersten Abhandlung im vorhergehenden Stück.

II. Ein wünschliches Diener.

III. Ueber die Entstehung des Feuers durch Selbstentzündung. Von H. G. zu H.

59. I. Etwas vom Fischfange, als einem beträchtlichen Nahrungsweize im St. Jürgens Lande, und übrigen am Hammer- und Wümmesfuß gelegenen Gegenden im Herzogthum Bremen. Von H. Joh. Wilhelm Gönert zu St. Jürgens.

II. Schusschrift für die Maulwürfe.

60. I. Fortsetzung der ersten Abhandlung im vorhergehenden Stück.

II. Anfrage. Von H. A. S. S. zu E.

61. I. Fortsetzung der ersten Abhandlung im vorhergehenden Stück.

II. Anzeige.

62. I. Fortsetzung der ersten Abhandlung im vorhergehenden Stück.

II. Anekdote.

63. I. Schluß der ersten Abhandlung im vorhergehenden Stück.

II. Einige Nachrichten für die Oekonomen und Landleute über die Salustische Mannen- und Vornamen. Aus dem lippischen Intelligenzblatt.

III.

Indizes, vom Jahre 1790.

Stück.

II. Anfrage.

64. Anweisung, wie sich der Landmann nicht nur vor der Ruhr zu preserviren, sondern auch glücklich und mit wenigen Kosten selbst kuriren könne.

65. I. Nachricht von der Sibyrischen Bibel und der Litteratur der Sibyrer. (Aus Bruce's Reisen.)

II. Doctor Franklin. Von G. J. Wehrs in Hannover.

III. Rene Bierwürze. Von G. J. Wehrs in Hannover.

66. Ueber den animalischen Magnetismus. Ein Brief vom Hn. Doct. Voineyer in Hannover.

67. I. Schluß.

II. Ueber das Verfäutern der Kinder. Von Hn. M. zu B.

III. Noch eine Beantwortung der im 46^{ten} Stück dieses Magazins geschehene Anfrage. Von Hn. K. zu E.

68. I. Von dem Zustande der spanischen Landmacht.

II. Noch ein Vorschlag, den aus der Haft entwichene Verbrecher, auch ohne Steckbrief kennbar zu machen. (S. das 3^{te} Stck.) Von Hn. L. S. Grg. zu E.

III. Noch etwas vom Zeichnen gefangen der Missethäter, denselben das Entweichen zu erschweren. Von Hn. J. W. S. - t. zu St. J.

IV. Wohlgemeinte Warnung. Von Hn. J. A. Weppen zu Oidershausen.

69. I. Nachricht, die in der gothaischen Handlungszeitung gelehre Vereitung einer künstlichen blauen Farbe für die Maler betreffend.

II. Vom menschlichen Alter, verglichen mit dem Alter einiger Thiere.

III. Etwas zur Naturgeschichte der Augenkura-Kinden. Vom Hn. Doctor A. E. Brande in London.

IV. Erinnerung.

70. I. Ueber die Ständebüchsen auf den Dörfern. Von Hn. Philipp Jacob Knef in Edtingen.

Stück.

II. Anstöße.

71. I. Von dem Einpacken der Pflanzen, die an entfernte Orte verschickt werden sollen. Aus dem berühmten Intelligenzblatt.

II. Antwort auf die im 60^{ten} Stück die des Magazins von diesem Jahre behandelte Anfrage: Ob die aus dem Kern aufgemachte Pflaumen und Aprikosenbäume eben so gute Früchte tragen, als die, welche gepflanzet werden. Von Hn. J. Köhne zu Alchim.

72. I. Witterung zu Carlsruhe am Ausfluß der Elbe 1790. Von Hn. W. zu E.

II. Etwas über die gute Sterbecasseneinrichtung.

III. Anfrage.

73. Auszug eines Briefes des russisch kaiserlichen Hofraths und Gouvernementsraths, Doct. R. an seinen Bruder in Hannover, d. d. Saratow, den 3^{ten} Jul. 1790.

74. I. Schluß.

II. Beantwortung der Anfrage im 81^{ten} Stück des Magazins vom Jahre 1789. Das Aufschwellen der Würde betreffend. Von Hn. L. zu E.

III. Eine gewagte Beantwortung der im 47^{ten} Stück des Magazins von diesem Jahre wiederholten Anfrage des 43^{ten} Stücks vom vorigen Jahre.

75. I. Ohne daran zu denken. Aus dem Straßburger des Contes morsux der Mad. Uncy. Von Hn. G. S. V. in H.

II. Ueber den wahren Ursprung des fliegenden Sommers. Von Hn. J. M. Bechstein in Berlin.

III. Vorschlag eines sehr einfachen Mittels, Früchte und andere der Gährung oder Auflösung unterworfenen Lebensmittel frisch und brauchbar zu erhalten.

76. I. Vom langen Leben der Philosophen.

II. Wie treibt man den Sperling von den Gartenfeldern?

III. Anfrage. Von Hn. V. zu B.

IV.

Stück.

IV. Anzeige. Von G. J. Wehrs in
Hannover.

77. Wie erweckt und erhält der Lehrer bei
seinen Schülern Aufmerksamkeit und
Lernbegierde? Von Hrn. D.

78. Fragmente über Italicas Wechsellas-
ausfallen. Vom Hrn. Doct. Dörflinger.

79. Schluss.

80. I. Etwas über Sprachrichtigkeit im
Deutschen.

II. Das Bichorienpulver, als ein Selbst-
entzündend, aus der Erfahrung. Aus
dem mittelherrgischen Wochenblatt.

III. Warnung bei Aufbewahrung des Es-
sigs und der Dinte. Aus dem wittenber-
gischen Wochenblatt.

IV. Anekdoten.

81. Fortsetzung der Nachricht von den Rei-
sen, die James Bruce, Eig. zur Ent-
deckung der Nilquellen in den Jahren
1768 bis 1773 angestellt hat. (Man se-
he das 57^{te} und 18^{te} Stück v. d. J.).

82. 1. Fortsetzung.

II. Beiträge zur Geschichte der Blinden,
und des Gebrauchs ihrer übrigen Sin-
nen, besonders auch ihrer Stellung.
Von Hrn. P. Keislinger in A.

III. Mittel wider die Erdbeben.

83. I. Ernst über Malesci. Von Hrn.
J. J. Koppel in Hannover.

II. Einige Beobachtungen über die Kräfte
der Wundheilung oder Gallframbiume
(Arnica montana) in Löhningen. Von
Hrn. Doctor G. C. Conradina Daniels.

III. Von Wessert.

84. Nachrichten über die Entstehung
und Natur der Stiefeln. Ein Auszug
aus Cori's Reisen in die Schweiz.

85. I. Authentische Nachrichten von dem
Leben und den menschenfreundlichen Be-
mühungen des verstorbenen John Ho-
wards, Eig. Mitglied der Königl. Ge-
sellschaft der Wissenschaften in London.
(Aus dem Englischen.)

II. Vom Kartoffelbau.

86. I. Schluss der ersten Abhandlung im
vorhergehenden Stück.

Stück.

II. Ein altes Ehepaar. Von Hrn. Dr. J.

87. I. Fragmente über Italicas Wechsellas-
ausfallen. Vom Hrn. Doct. Dör-
flinger in Hannover.

II. Beantwortung der Anfrage im 10^{ten}
Stück dieses Magazins von diesem Jah-
re. Von Hrn. Trefart in Baylage.

88. I. Schluss der ersten Abhandlung im
vorhergehenden Stück.

II. Ueber ein neues Substitut für Korn,
um daraus Brandwein in beträchtlicher
Quantität mit Vortheil zu brennen.
Von Hrn. Doctor J. A. Sorsler in
Halle.

89. Etwas über das Hertenmeißerthum
des Johanniterordens in der Mark Bran-
denburg. Vom Hrn. Geheimen Canzlei-
secretair Schwarzkopf, jetzt in Berlin.

90. I. Schluss.

II. Etwas über die guten Wirkungen des
indianischen Feigenblatts. Von Hrn.
Leibnitz G. S. Pape in Vermont.

III. Zur Verbesserung des Kartoffelbaues
und Beförderung ihres angenehmen Ge-
schmacks.

IV. Mittel, die gefrorenen Kartoffeln
nützlich zu gebrauchen.

91. I. Beschluss der Nachricht von den Rei-
sen, die James Bruce, Eig. zur Ent-
deckung der Nilquellen angestellt hat.

II. Etwas von der Lebensart des Amei-
senmelchers.

III. Wie die pestilenzialische Luft in ju-
teridischen Kanälen zu reinigen.

IV. Anekdoten.

92. I. Sollte die Wissenschaft der Verlege-
rerie wohl diejenige Wichtigkeit haben,
welche ihr im 83^{ten} Stück dieses Maga-
zins beigelegt wird.

II. Empfindsamkeit und Empfindel.

III. Anfrage. Vom Hrn. Oberappella-
tionsraths von Ramdohr in Celle.

93. Ueber die in Niedersachsen gemachte
den Sprachfehler. Vom Hrn. Director
Böhling.

94. I. Fortsetzung.

H.

Stück.

II. Von der Heilung eines Bruchschadens auf eine besondere Art, die aber wirklich erfolgt ist. (Aus dem 43^{ten} Stück der mindenschen Anzeigen von 1790.)

95. I. Schluß der ersten Abhandlung im vorbergehenden Stück.

II. Nachtrag zu dem Vorschlage, die Früchte und andere der Nahrung oder Nahrung unterworfenen Dinge frisch und brauchbar zu erhalten. (S. das 75^{te} St. v. d. J.)

III. Brief vom Doctor Benjamin Franklin, an Herrn Dubourg, den französischen Uebersetzer seiner Werke. Von G. S. Wehrs in Hannover.

96. I. Ueber die Splankuben, auf den Dörfern in fleissigen Landen.

II. Beantwortung der Anfrage im 60^{ten} Stück.

III. Bemerkungen über den zweiten Aufsatze im 88^{ten} Stück. Von G. S. Wehrs in Hannover.

IV. Bemerkungen und Gleichnisse.

97. I. Verzeichniß der Lektionen, die auf dem königl. Pädagogio zu Jisfeld von Michaelis 1790 bis Ostern 1791 gehalten werden.

II. Nachricht von einer zu Bevensen, im Munte Wehingen, durch Sorglosigkeit entstandenen Feuersbrunst. Vom Hn. Pastor A. L. Eckard zu Bevensen.

III. Ein Mittel gegen die Epilepsie, oder Gallendurchsucht. Von Hn. Mr. in D.

98. I. Witterung zu Carhaven am Ausflusse der Elbe 1790. Von Hn. W. in C.

II. Etwas über die Mitternachts der Kinder. Vom Hn. Hofmedicus J. P. Köhling in Einbeck.

Stück.

III. Bemerkungen und Gleichnisse.

99. I. Jahre sind Stufen zur Ewigkeit.

II. Von den Nasen.

III. Eine Bemerkung, die vielleicht zur Beantwortung der Anfrage im 76^{ten} Stück dieses Magazins dienen kan.

100. I. Schluß der ersten Abhandlung im vorbergehenden Stück.

II. Was Erziehung thut! Nachricht von dem jungen Liegermdanchen, welches man mit dem schändlichen Schiff Pitt nach England gebracht hat. Von G. S. Wehrs in Hannover.

III. Ueber die Verminderung der Maulwürfe in Gartenseldern. (Antwort auf die Anfrage im 44^{ten} Stück dieses Magazins von d. J.)

IV. Kurze Anfrage. Von Hn. P. K. in Hannover.

V. Kurze Antwort. Von Hn. A. in Hannover.

101. I. Vom Baumtreibe. Von Hn. Mr. zu W.

II. Etwas vom früh und spät Eden des Wintertrucks. Von Hn. J. Köbne zu Achim.

III. Nachlese.

102. I. Ueber die Magie.

II. Etwas über Patquille. Vom Hn. Geheimen Kanzleiseckretair J. A. Alsf. Penbring in Hannover.

103. Fortsetzung der ersten Abhandlung im vorbergehenden Stück.

104. I. Schluß.

II. Mittel, um schlechten Boden zum Kartoffelbau zu nützen. Aus dem Esprit des Journeux, Join 1790.

III. Anfrage. Von G. S. Wehrs.

105. Personalien.

Zweites Register,

nach alphabetischer Ordnung.

Vom Jahre 1790.

A.

Abyssinier, Nachricht von deren Litturatur, 1025
Academie der Wissenschaften, türkische, Nachricht davon, 497
Almosengeben, das, in den Städten, etwas darüber, 561. f. Nachtrag zu diesem Aufsatze, 669 f.
Alter, menschliches, verglichen mit dem Alter der Thiere, 1093
Ameisen, weiße, in Indien, Nachricht davon, 202
Andersen großer Mannes, Werth desselben, I

Anekdoten.

Von Gonfalsa von Spinala, 31. **Von der Sänckerin la Maupin**, 511. **Von Ludwig XI. und einem Kaufmann**, 575. **Von Grammont und Ludwig XIV.** 601. **Von einem 12 Jahr alten Diebe**, 991. **Von einem Gentleman**, 1119. **Von der ehrlichen Einfalt der Einwohner einer gewissen französischen Stadt**, 1279. **Bette mit einem Blaben**, 1455. **Belicht** von ungewöhnlicher Fruchtbarkeit, 1615
Anfrage kurze, nebst kurzen Antwort darauf, 1599

Aufsagen und Aufgaben.

I. Beantwortete.

Beantwortung der Anfrage im 81^{ten} Stück vom Jahre 1789, die Canarienvogel hecken betreffend, 133. 157. 287. 401. f. **Das Gut** Freudenrichen des Staatsministers Grafen von Herzberg betreffend, 143. 417. **Ob es** vortheilhaft sey, Wurzeln unter den Felsen zu fassen? 145. 1390. **Beantwortung der Anfrage** im 103^{ten} Stück vom 1789, wie man die Wästen vom Wehl abhalten kan?

463. **Die Vertreibung des Maximus** betreffend, 785. 781. 1071. 1495. **Wann** um der Terminus a quo und ad quem der älteste Rechnungen der öffentlichen Cassen auf Trinitatis steht, 749. 1181. **Ob** aus dem Kern aufgewachsene Pfläzchen und Morisosenabäume eben so gute Früchte tragen, wie gepflanzte? 959. 1135. 1525. f. **Beantwortung der Anfrage** im 81^{ten} Stück vom Jahre 1789, das Anschwellen der Pferde von zu jungem, zu vielem, oder zu was gestreuetem Ake betreffend, 1175 f.

II. Unbeantwortete.

Welches sind die bewährtesten Mittel, daß die Mäuse die Gerobächer nicht so sehr zer schneiden? 383. **Wie** man mit Vortheil aus Eichen Oel schlagen könne? 431. **Ueber** eine nöthliche Pflanze, Lilium Kamtschatskensis, flore atro rubente, 607. **Den** sibirischen Erbsenbaum betreffend, 863. **Ueber** das Bören, eine in der Grafschaft Hoya übliche Enfsbarkeit der Landrente, 911. **Wegen** gewisser Arten Idose, die man zuweilen in alten Gemäthern findet, 1006. **Was** vom grünen Aefenwurm für Nierde im Stalle zu bekomen? 1181. **Ob** man Kennzeichen der Brand, oder Unbrauchbarkeit des Holzes habe, welches zu Möbren dienen soll, und zwar solche Kennzeichen, die vor dem Hauen in die Augen fallen? 1215. **Ueber** die Namen und Schicksale der Meister der Gemälde in der russischen Schlosskavalle, 1471. **Wegen** eines großen Seccompass des Pastors von Brinden, 1663
Antwort, kurze, auf eine kurze Anfrage, 1600
Arbeitshaus vor Hannover, Verzeichniß der am 17^{ten} Mai 1790 darauf confirmirten Kinder, 745 f.
Ani-

Zweites Register, nach alphabetischer Ordnung.

Arice montana L. (Sollfranzblume)
Kräfte derselben bei Lähmungen, 1319
Aufklärung, die, des Landvolks, etwas
darüber, 679 f.
Augusturarinde, Nachricht darüber,
325. f. Etwas zur Naturgeschichte der-
selben, 1099 f.

B.

Baumkrebs, Abhandlung darüber, 1601 f.
Bediente, indische, Betrügereien dersel-
ben, 196
Bemerkungen und Gleichnisse, 1535.
1567
Betrachtung und Empfindungen, 875
Bevölkerung hiesiger Lande, einige Beob-
achtungen und Nachrichten, den Zustand
derselben betreffend, 577 f.
Bibel, abyssinische, Nachricht von sel-
biger, 1025 f.
Bibliotheken in Constantinopel, werden
beschrieben, 505
Bier, wie man es aus Dackenswurzen
braut, 173
Bierwäse, aus, 1039

Billet über die Redenten, 129
Bienen, oder Immen, vortheilhafte Art,
dieselben zu füttern, 665 f.
Bleiprobe für Wein, 261
Blinder, Weise mit einem, 1455
Blinde, Beiträge zur Geschichte dersel-
ben und des Gebrauchs ihrer hölzernen
Stange, besonders auch ihrer Stellung,
1305
Bock, anatomisches, von Wapfer ge-
halten, 747
Bruce, James, dessen Reisen zur Ent-
deckung der Nilquellen, 913. f. 1281.
1297. f. 1441 f.

Bruchstücke, Stellung eines, auf eine
andere Art, 1103
Bruchstücke und hingeworfene Gedanken,
377. 444
Butter, Mangel dem Mangel derselben
abzuwehren, 175

C.

Canarienvogelbecken, was dabei zu
beobachten, 133. 157. 287. 401 f.
Carotten, (*Daucus Carotta* L.) wie man
Brantwein daraus brennen kan, 1405.
Bemerkungen über diesen Aufsat, 1529 f.
Communionsarz, Verhandlungen und
Reden, bei wechselseitiger Abtretung
und Uebereckung desselben, 97
Constantinopel, Beschreibung der dort-
igen Bibliotheken, 505
Curdäven, Witterung derselbst im Jahre
1789, 273. f. Im Jahre 1790, 673 f.
1553 f.

D.

Diner, ein abyssinische, 918 f.
Dinte, Warnung bei Aufbewahrung der-
selben, 1277
Domanialgüter, über die Vereinigung
derselben, 65
Dornensteine, sassinische, Nachricht da-
von, 998
Dünger, Bestandtheile der verschiednen
Arten desselben, 999

E.

Ehepaar, Nachricht von einem alten,
1375
Empfindsamkeit und Empfindlich, etwas
darüber, 1469
Entweichen, das, der in Haft sitzenden
Verbrecher, wie solches zu erschweren,
481. 1081
Epilypse, oder fallende Sucht, Mittel
dagegen, 1551
Erdschöbe, Mittel dawider, 1311
Essig, Warnung bei Aufbewahrung der-
selben, 1277

F.

Sollfranzblume (*Arice montana* L.)
Kräfte derselben bei Lähmungen, 1319 f.
Farbe, über die Bereitung einer bekän-
digen blaue für die Malerei, 1089 f.
Feldern, phlogistisches, etwas darüber,
609 f.

Zweites Register.

Seigenblatt, indianisches, etwas über
die guten Wirkungen desselben, 1433
Fener, Entsehung desselben durch Selbst-
entzündung, 923 f.
Feuersbrunst, Nachricht von einer in
Beben, im Amte Medingen, durch
Sorglosigkeit entstandenen, 1547 f.
Stichfang, im St. Jürgens Lande, Nach-
richt darüber, 929
Glacsbau, etwas darüber, 145. Bau
des Gräb- und Mittelschiffes, Nutzen
desselben, 147. Reichlicher Ertrag des-
selben, als eine Aufmunterung dazu,
543. 687
Franklin, Doctor, Nachricht von dessen
Tode, 1035. Pfaff von ihm an Hrn.
Dubourg, 1517
Frühling, der, 733
Früchte, wie man sie frisch und brauch-
bar erhalten kan, 1197. f. 1507
Fruchtbarkeit, angewandte, Beispiel
davon, 1615

G.

Gänse, junge, Mittel wider die Krank-
heit derselben, 795 f.
Gedanken, hingeworfene, und Druck-
sätze, 351. 414
Gemeindebacköfen auf den Dörfern,
Abhandlung darüber, 1105 f.
Gesundheit, öffentliche, blutiger Lande,
im Jahre 1789, einige dieselben betref-
fende Beobachtungen und Nachrichten,
577 f.
Getränke, warme, Schädlichkeit dersel-
ben, namentlich für Kinder, 409. Nö-
thige, Nachtheile des allzubühigen Ge-
nusses derselben, 621 f.
Gewächse, Nachricht von einigen, wel-
che zum Gerben brauchbar sind, 59
Gipsstatuen, wie man sie für Schmauk
und Stand bewahrt, 462
Gleichniß und Bemerkungen, 1535. 1547
Gleicher, über die Natur und Entste-
hung derselben, 1329 f.
Göttingen, Schreiben darüber, 161 f.
Gold, lautes, wie der Wucherer damit
abzuleben schte, 685 f.

Graswolle (Linagrosia) Naxos, von,
1215
Gwender, die Hauptstadt in Abessinien,
Nachricht davon, 385

H.

Saccarry, indische Fuhrwerke, werden
beschrieben, 194
Hahn, der welsche, Naturgeschichte des-
selben, 392 f.
Hannover, Metrologium dieser Stadt
vom Jahr 1789, 81 f.
Harn, Geschichte einer gänlichen Verhal-
tung desselben, 881 f.
Hartz, f. Communionhartz.
Heide, solche kan sehr nützlich zum Streuen
in den Pferdeböden gebraucht werden,
93
Howard, John, Esq., Nachrichten von
dessen Leben und menschenfreundlichen
Bemühungen, 1345 f.
Hüte, weiße, zu dieselben betreffender
Beitrag, 479. 541
Zutmateriarien, neue, aus dem Pflanzen-
und Thierreich, 443. f. Nutzung
aus einem Schreiben darüber, 639

J.

Jahre nach Stufen zur Ewigkeit, 1569 f.
Jfeld, Lektionsverzeichnis von Oßern
bis Michaelis 1790, 145. Von Mi-
chaelis 1790 bis Oßern 1791, 1537 f.
Johanniterorden, etwas über das Hei-
reameikertum desselben in der Mark
Brandenburg, 1409 f.
Italien, Fragmente über dessen Medel-
nalanakten, 713. f. 1233. f. 1250. f.
1377 f.

K.

Kälbstropp, ist, so lange er nicht hit-
zet, dem Kinde ein nützliches Gut-
ter, nach der Hitze aber nicht, 95
Kaiserthum, Nachricht davon, 34
Kartoffeln, wie man sie gut aus dem
Saamen erziehen kan, 1359. Besten-
nis

nach alphabetischer Ordnung.

wie man sie möglich gebrauchen kan, 1439.
 Förderung des angenehmen Geschmacks der Kartoffeln, *ibid.*
 Kartoffelbau, Verbesserung desselben, 1435 f.
 Kastanienbaum, der süße, wird beschrieben, 241
 Kienpaff, *Ledum palustre* Linn., ein zum Gerben brauchbares Gewächs, 69
 Kinder, Verzeichniß derer, welche den 17^{ten} Mal auf diesem Arbeitsbanke confirmirt worden sind, 745 f.
 Kinder, über das Versuffern derselben, 1063
 Klugheitsregeln für einen Jüngling, 289 f.
 Knallsilber, dessen Verfertigung, 737 f.
 Kriegsverfassung, heutige, des türkischen Reichs, 305
 Kunstnachricht, von einer Leibniz vorstellenden Wäse, 249 f.

L.

Lähmungen, Kräfte der Halltraubblume bei selbigen, 1319
 Landvolf, das, etwas über dessen Aufklärung, 679 f.
 Landwirthschaftsgesellschaft in Ecker, Nachricht von deren beiden Frühjahrsversammlungen im Jahre 1790, 784 f.
 Leben, langes, der Philosophen, Abhandlung darüber, 1201 f.
 Lebendigbegraben, das, wie solches unmöglich zu machen, 689 f.
 Lebensgenuss, ob man ihn dem Geschmack aufopfern soll, 513 f.
 Lehrer, wie er bei seinen Schülern Aufmerksamkeit und Lernbegierde erweckt, 1217 f.
 Leibniz, Kunstnachricht von einer den selben vorstellenden Wäse, 249 f.
 Leinwand, amerikanischer, Versuch damit, 697
 Lectionenverzeichnis, Fikalscher, von Oftern bis Michaelis 1790, 145 Von Michaelis 1790 bis Oftern 1791, 1437 f.

Linneische System der Pflanzenkunde, Schlüssel dazu, 313 f.
 Litteratur, abstraktische, Nachricht davon, 1025 f.
 Luft, verdorbene, in unterirdischen Gewölben, wie sie leicht zu reinigen, 1455
 Lysimachie, die gewöhnliche, Nachricht von einem neu entdeckten wurzelsüßlichen Anwachse derselben, 377 f.

M.

Männer, große, Werth des Andenkens an selbige, 1 f.
 Magie, Abhandlung darüber, 1617 f.
 Magnetismus, animalischer, Nachricht darüber, 1041 f.
 Malerei, Etwas darüber, 1313
 Mankwurf, Mittel, das Währen desselben abzuwehren, 781. 1595. f. Schuschrift für selbigen, 943
 Medicinalanstalten in Italien, Frage, wann darüber, 753. f. 1249 f. 1377 f.
 Mentzwei auf dem bewaffneten Schiffe die Dornen, 773
 Mieten, Mittel, selbige vom Wehl abzuhalten, 643
 Mithras der Kinder, Mittel dagegen, 1325. f. 1561 f.
 Möhren, oder Mohrrüben, wie man den Weich daraus trennt, 1406. f. auch Carotten.
 Marmeladthier, etwas von der Lebensart d. desselben, 1449 f.

N.

Neapel, König von, jetziger, besondere Abze in dem Charakter desselben, 797
 Nekrologium der Stadt Hannover vom Jahre 1789, 81 f.
 Nisquellen, eine dieselben betreffende Unterredung, 385. Bruck's Reisen dahin, 913. f. 1281. 1297. f. 1441 f.

O.

Ohne daran zu denken, eine Geschichte, 1183

Zweites Register,

Opfiden, Nachricht darüber, 177. f.
Nachricht von den dortigen Thieren, 202. f.
Berichte über: Essen der dortigen Eingebornen, 214. Beschreibung eines indischen Aufgebots, 218. Jüdische Bauart, 223. Fruchtbarkeit der Bewohner der schwarzen Stadt, 225. Jüdische Baquiers, Tischenspieler und Bankier, 226. Vagabden, 227. Festtage, 229. Wajaderen, oder Langmädchen, 230. Begräbnisse, 233. Ackerbau, 234

P.

Pasankins, indische Legeteile, werden beschrieben, 193
Pasquille, Etwas darüber, 1631
Paviane und **Maschagen,** Nachricht von ihren vosslichen Kriegen auf dem Berabirge der guten Hoffnung, 181
Personalien des weil. Hofgerichtsraths von Witten, 1665 f.
Perspektive, Anwendung derselben in der Malerei, 1313. Ob sie in der Malerei von Wichtigkeit ist? 1457
Pfanzenerde und **Dornensteine,** schädliche, Nachricht davon, 998
Pflanzen, von dem Einsparen solcher, die an entfernte Orte verschickt werden sollen, 1121 f.
Psopbet, der, gilt nirgends weniger, als in seinem Vaterlande. Erklärung dieses Satzworts, 843 f.

Q.

Queckenwurzeln, daraus kan man Bier brauen, 173

R.

Reuthierzucht in Nordhambeland, 749
Reude der Schaaf, Mittel wider selbige, 255
Rosenphilosophie, schädliche Folgen derselben, 665
Rüben, gelbe, daraus kan Brantwein schrannt werden, 1405. f. auch L. rotten.

Rube, Anweisung, wie sich der Landmann vor selbiger nicht nur präserviren, sondern auch glücklich und mit wenigen Kosten selbst hartes sam: 1009 f.
Rußland, Brief von daher, 1153 f.

S.

Schaf, Mittel wider die Reude derselben, 255
Schachtgräber, die, ein Auszug aus Erminialisten, 433
Schlag- oder **Anallsilber,** dessen Vorfertigung, 737
Schlüssel zum Hancischen System der Pflanzenkunde, 353
Schneefliege, die junge Brut dieses Thiers sind Larven und keine Eier, 447
Schweinesterben, Ursachen des oft häufigen und plötzlichen, 892. Mittel dagegen, 895
Sepows, indische Soldaten, Nachricht davon, 190 f.
Sommer, der fliegende, Ursprung desselben, 1191 f.
Spanier, Beschreibung der Stitten, Gewohnheiten und des Charakters derselben, 721 f. Ueber deren Landmacht, 1073
Spinnstuben auf den Dörfern in hiesigen Landen, 1521 f.
Sprachfehler, gewöhnliche in Niederachsen, etwas darüber, 1473 f.
Sprachrichtigkeit im Deutschen, Abhandlung darüber, 1265 f.
Sprichwörter, Erklärung zweier, 843
Statten von Eisen, Mittel, sie für Schmutz und Staub zu bewahren, 462
Steingut, englisches, Nachricht von der Verfertigung desselben, 487 f.
Steinlohlenbrand, Bemerkungen darüber, 113
Streckeasseneinrichtung, etwas über eine art, 1143
Stubenöfen, gewöhnliche, Mittel, sie zur Feuerlohlenfenerung sehr geschickt umzuwandern, 82. Bemerkungen über dieses Mittel, 1153

nach alphabetischer Ordnung.

I.

Taback, inländischer, vorläufige Anzeige wegen dessen Abnanes, 271

Tafelenehren, Anmerkungen über die Wahl derselben, 465 f.

Thee, japanischer, Geschichte desselben, 17. Beschreibung der Theekaude, 23. Wie die Japaner den Theesaamen pflanzen, 39. Nachricht von der Blattlese des Thees, 33. Kaiserthee und Blumen-thee, woraus er besteht, 34. Unterschied, den die Japaner bei den Theeblättern beobachten, 35. Bereitung des Udsi tsjaa, 38. Nachricht von den Maatsubs, worin man in Japan den Thee aufbewahrt, 46. Verschiedene Arten des Gebrauchs des Thees, 52. Gute und äble Wirkungen dieses Getränks, 53

Tod, Ungewißheit desselben, und nutzliche Mittel, sich von seiner Wirklichkeit zu überzeugen, 689

Todmachen, das moralische, Abhandlung darüber, 9 f.

Todtenhäuser, Anzeige, die Errichtung derselben im hiesigen Lande betreffend, 975

Torfasche, ein Mittel wider die Erdbebe, 1311

Türken und Griechen, Beiträge zur Kenntniß ihres Charakters und ihrer Sitten, 61. 279. 341

Türkische Akademien der Wissenschaften, Beschreibung derselben, 497

Türkische Reich, das, dessen heutige Kriegsverfassung, 305 f.

II.

Uranit, ein neues Halbmetall, Nachricht davon, 140

B.

Verbrecher, in Haft sitzende, Vorschlag, das Entweichen derselben zu erschweren, 481. 1081

Vorderwand, eine von Mauersteinen aufgeführte eines Hauses, wie viel sie in Hannover mehr kostet, als eine hölzerne, 529

Verfüttern der Kinder, das, Abhandlung darüber, 1063

Verhaltung, gänzlich, des Harns, kurze Geschichte davon, 881

Verzeihung, ich bitte um, etwas über diesen Ausdruck, 731

W.

Wallnußbaum, wird beschrieben, 248

Warnung, wohlgemeinte, bei zu ertheilenden Rassen, 1087

Wasservogel, ein seltener, wird beschrieben, 574 f.

Wein, Probe für selbigen, 261

Welsche Sahn, der, Naturgeschichte derselben, 391 f.

Windsfahnen, 559

Winterroten, etwas vom früh und spät E den derselben, 1613

Wissenschaften, Fragment über das Wachsthum und den Verfall derselben, 599 f.

Witterung in Eurhaven im Jahre 1789, 273. Im Jahre 1790, 673. f. 1137

Witterung, Abhandlung darüber, 801 f.

Wohlverleib, oder Salzkrautblume (*Artemisia montana* L.) Kräfte derselben in Lähmungen, 1319 f.

Wüllen, von, weil. Hofgerichtsassessor, dessen kurze Lebensbeschreibung, 1665

Wucherei mit leichtem Golde, wie ihr abzuwehren ist, 685

3.

Zichorienkaffee, Selbstentzündung desselben, 543. 1275

Die Direction des leibnizischen Monuments entlediget sich jedesmal mit Vergnügen der Pflicht gegen das Publicum demselben den weiteren Fortgang dieses Unternehmens bekannt zu machen. Sie nimt daher keinen Anstand hiedurch anzuzeigen, daß die aus weißem Carrarischen Marmor von dem vortreflichen Bildhauer Hewerſon zu Rom verfertigte colossaltische Büste leibnizens, nebst einem schönen Piedestal von weißem Marmor glücklich und unbeschädiget allhier eingetroffen ist. Der Herr Geheime Canzley: Secretair Kephberg, in dessen Hause die Büste aufgestellt worden, wird gerne den Freunden und Gönnern dieses Unternehmens des Morgens von Eilf bis Ein Uhr dieses Kunstwerk zeigen lassen.

Ben dieser Gelegenheit nimt die Direction sich die Freyheit einstweilen die Subscriptions Liste dem Publico vorzulegen, und demselben den wärmsten Dank für die so thätige und reichliche Unterstützung, die dasselbe diesem Unternehmen hat angedeihen lassen, zu bezeugen. Sobald das ganze Werk vollendet, und alle Ausgaben bestritten seyn werden, wird die Direction die Rechnung in extenso dem Publico vorzulegen nicht verfehlen. So weit die Ausgaben sich übersehen lassen, kann man schon jetzt mit Gewißheit behaupten, daß der so ansehnliche Fond doch nicht vollkommen hinreicht, und leidet die Direction zuverlässig einen Schaden von mehreren hundert Thalern. Die gegen den Anschlag so sehr vergrößerten Ausgaben des Grundbaues, die wegen der Festigkeit

des

des Gebäudes so unumgänglich nothwendig wurden, und die über alle Erwartung beträchtlichen Transportkosten der Büste und des Piedestals haben diesen Ausfall veranlassen.

Ein jeder Beitrag, den etwa Freunde der Wissenschaften und Verehrer der großen Verdienste Leibnizens, seinem Andenken ferner widmen wollen, kann solchemnach noch eine zweckmäßige Anwendung finden, und wird von den Unternehmern dieses Werkes mit dem größten Danke angenommen, und dazu verwandt werden.

Hannover, den 1ten Januar 1790.

Ver.

Verzeichniß

der Subscriptions : Beiträge zum Leibnizischen
Monumente, nach alphabetischer Ordnung der
Subscriptanten.

In Pistolen
zu 5 Rthlr.

Rthlr. gr. pf.

Seine Königliche Hoheit der Herzog von York,	—	30 Pfst.	150	—	—
Ihre Königlichen Hoheiten die Prinzen von England in Göttingen,	—	6	3	—	—

A.

Herr A.	—	3	15	—	—
• Obercommissair Achterkirchen zu Northeim,	—	1 Duc.	2	30	—
• Agent Alberti,	—	1 1/2 Pfst.	2	18	—
• Amtmann Alberti zu Osterode,	—	2 Duc.	5	24	—
Das Stift Alexandri zu Einbeck,	—	2 Pfst.	10	—	—
Herr Droß von Alten zu Lauenau,	—	1	5	—	—
• von Alten zu Nidlingen,	—	1 1/2	2	18	—
• Amtmann Aly zu Langenhagen,	—	1	5	—	—
• Geh. Cammerseccr. von Anderen,	—	1	5	—	—
• Geheimte Rath von Arnswaldt, Excell.	—	4	20	—	—
• Consilepanditor von Arnswaldt,	—	1	5	—	—
• Stadtschulze Avenarius zu Hameln,	—	1	5	—	—

B.

Frau Witwe Bachmann,	—	1 Duc.	2	30	—
Herr Amtschreiber Balf zu Neubaus,	—	1 1/2 Pfst.	6	16	—
• Amtmann Baring zu Wennigsen,	—	1	5	—	—
• Amtschreiber Bansen zu Wilsdorf,	—	1 Gr.	2	5	—
• Oberamtman Bansen zu Lauenau,	—	1 Pfst.	5	—	—
• Landrath von Becquer zu Eistrup,	—	2	10	—	—
• Oberamtman Breymann zu Ealenberg,	—	1	5	—	—
• Geheimte Rath Graf von Bernstorff zu Garton, Excell.	20	—	100	—	—
• Hofrichter von Berlepsch,	—	2	10	—	—
• Oberforstmeister von Beaulieu zu Ecker,	—	1	5	—	—
• Staatsminister Hr. von Bernstorff zu Copenhagen Excell.	—	6	30	—	—
• Senator Bencke zu Hameln,	—	1 Duc.	2	30	—
• Landcassirer von Bestenbostel zu Etade,	—	1 Pfst.	5	—	—
• Geheimte Rath von Beulwitz, Excell.	—	4	20	—	—
• von Beulwitz, Stud. in Göttingen,	—	1	5	—	—
• Advokat Blauel,	—	1 1/2	2	18	—
• Hofrath Blumenbach zu Göttingen,	—	1	5	—	—
• Hauptmann Bonack,	—	1	5	—	—
• Professor Hr. Böhmer zu Göttingen,	—	1 1/2	2	18	—
• Geh. Just. Rath Böhmer zu Göttingen,	—	1	5	—	—

* 2

Latus — 497 27

Continuatio.

In Vistolen
in 5 Rthlr.
Rthlr. gr. pf.

Transport				497	27	-
Herr Hofrath Böhmer,	—	—	1 Pf.	5	—	—
„ Hofgerichtsaffessor Böhmer,	—	—	2	10	—	—
„ Hofrath Böhmer, jun.	—	—	2	10	—	—
„ Geh. Canzleysecret. Brandes,	—	—	2	10	—	—
„ Hofrath Brandes,	—	—	3	15	—	—
„ Brandes,	—	—	1	5	—	—
„ Oberappellat. Secret. Brandes,	—	—	2	10	—	—
„ Hofgerichtsaffessor von Bremer,	—	—	2	10	—	—
„ Reichstammherger. Assessor von Bremer zu Wehlar,	—	—	4	20	—	—
„ Landdrost von dem Bussche zu Harburg,	—	—	3	15	—	—
„ Cammerherr von dem Bussche,	—	—	2	10	—	—
„ Cammerherr von dem Bussche Münch,	—	—	2	10	—	—
„ General von dem Bussche, Excell. zu Hameln,	—	—	2	10	—	—
„ Großvoigt von dem Bussche, Excell.	—	—	4	20	—	—
„ Landschaftsdirect. von Bülow, Excell. zu Lüneburg,	—	—	2	10	—	—
„ Generalempfänger Buch zu Bentheim,	—	—	2 Duc.	5	24	—
„ Professor Buble zu Göttingen,	—	—	1 Pf.	5	—	—
„ Amtschreiber Bütemeister zu Hoya,	—	—	1	5	—	—
C.						
„ Abt Chappuzeau,	—	—	2	10	—	—
„ Ammann Conrades zu Winsen,	—	—	1	5	—	—
„ Landrentmeister Cordemann zu Dienburg,	—	—	1	5	—	—
„ Procurator Cörber,	—	—	1 1/2	2	18	—
„ Cörber, jun.	—	—	1 1/2	2	18	—
D.						
„ Cammerarius von Dassel zu Lüneburg,	—	—	1	5	—	—
„ Baarmeister von Dassel daselbst,	—	—	1	5	—	—
„ Droß von der Decken zu Steinhors,	—	—	1	5	—	—
„ Geh. Canzleysecr. Dommes,	—	—	1	5	—	—
„ Probst Drönewolf zu Uelzen,	—	—	1 Duc.	2	30	—
„ Rath Döring,	—	—	1 1/2 Pf.	2	18	—
„ Oberamtmann Dreppenstedt zu Eoldingen,	—	—	10	50	—	—
„ Generallicent. du Plat Excell.	—	—	2	10	—	—
„ Garnisonprediger Dürr in Münden,	—	—	1 1/2	2	18	—
E.						
„ Hofrath Ebel,	—	—	2	10	—	—
„ Rath Ebel zu Celle,	—	—	1	5	—	—
„ Cammerarius Eden in Lüneburg,	—	—	1 Duc.	2	30	—
Latus				814	3	—

Continuatio.

In Dinsten
zu 5 Rthlr
Rthlr. gr. pf

Transport				814	3
Herr Superintendent Eggers zu Rastenburg,	—	—	1/2 Dst.	2	18
Durch eben, denselben noch,	—	—	—	4	10
Herr Klost. Registrator Eisendecher,	—	—	1 Dst.	5	—
• Registrator Eisendecher,	—	—	1 1/2	2	18
• Bürgermeister Lücke zu Münden,	—	—	1	5	—
• Geh. Rath von Ende, Excell. zu Stade,	—	—	3	15	—
• Oberamtmann von Engelbrechten zu Neuhaus,	—	—	2	10	—
• Cammeren Erythropel,	—	—	1	5	—
• Rittmeister von Lörstorf,	—	—	1	5	—
• Pastor Evers,	—	—	1 1/2	2	18
F.					
Bräulein von Jabtice in Celle,	—	—	4	20	—
Herr Canzleidirector Sasse,	—	—	2	10	—
• Hofrath Sasse,	—	—	2	10	—
• Seher zu Göttingen,	—	—	1	5	—
• Oberpostmeister Fischer zu Lüneburg,	—	—	1	5	—
• Cammersecretair Siedbe,	—	—	2	10	—
• Amtmann Stügge zu Erichsburg,	—	—	1	5	—
• Generalsuperintendent Hoertsch zu Harburg,	—	—	1 Duc.	2	30
• Hofrath Forster in Mainz,	—	—	1 Dst.	5	—
• General von Freytag, Excell.,	—	—	6	30	—
• Generalleut. Friederichs, Excell. zu Dienburg,	—	—	1	5	—
• Regierungsrath Sunk zu Bentheim,	—	—	1	5	—
G.					
Herr Hofkupferstecher Ganz,	—	—	1 1/2	2	18
• Hofagent Ganz zu Celle,	—	—	2	10	—
• Hofrath Batterer zu Göttingen,	—	—	1	5	—
• Rath Gebhardi zu Lüneburg,	—	—	1 Duc.	2	30
• Amtmann Gebler zu Wiebrechtshausen,	—	—	2 Dst.	10	—
Eine Gesellschaft,	—	—	—	1551	74
Herr Confist. Auditor Gladbach,	—	—	1 Dst.	2	18
• Hofrath Gmelin zu Göttingen,	—	—	1	5	—
• Syndicus Grimsfeld zu Hameln,	—	—	1 Duc.	2	30
• Cammerath von Grote,	—	—	1 Dst.	5	—
• Major von Grüter,	—	—	1	5	—
• Syndicus Guden,	—	—	1	5	—
• Pastor Gumbrecht zu Hameln,	—	—	1 Gf.	2	5
H.					
Herr Landdroß von Sasse,	—	—	2 Dst.	10	—
• Geheime Cammerath von Sasse,	—	—	2	10	—
• Geheime Kriegesrath von Sasse,	—	—	2	10	—
Latus				2622	25 4

Continuatio.

		In Diffen zu 1 Rthlr. Rthlr. gr. pf.	
Transport —		2622	25 4
Herr Oberamtmann Gallenleben zu Eichen,	2 Diff.	10	—
„ Geh. Legationsrath Graf von Hardenberg,	4 „	20	—
„ Cammerath, Graf von Hardenberg,	2 „	10	—
„ Droß, Graf von Hardenberg zu Rothenkirchen,	3 „	15	—
„ Canzlei Vicedirector Hartmann,	2 „	10	—
„ Amtschreiber Hartmann zu Rothenburg,	1 „	5	—
„ Negotiant Hausmann	2 „	10	—
„ Major von Hedemann,	1 „	5	—
„ Professor Heeren zu Göttingen,	1 Duc.	2 30	—
„ Hofrath Heyne zu Göttingen,	1 Diff.	5	—
„ Pastor Heeren zu Bremen,	2 „	10	—
„ Amtschreiber Heise zu Hagen,	1 „	5	—
„ Amtmann Hepe zu Wischhafen,	1 Duc.	2 30	—
„ Assessor Heinsius zu Verden,	2 Diff.	10	—
„ Buchhändler Hekwing	1 „	5	—
„ Geh. Justizrath von Hinüber zu London,	2 „	10	—
„ Amtmann von Hinüber zu Wildeshausen,	1 1/2 „	6	—
„ Oberamtmann Hünze zu Rothenburg,	2 „	10	—
„ Commerzrath Hoepfner,	3 „	15	—
„ Ausreuter von Hohenberg zu Lüneburg	1 „	5	—
„ Oberhofmeister von Hohnhorst zu Ecke,	1 „	5	—
„ Superintendent Holscher zu Münden,	1 1/2 „	2 18	—
„ Advocat Holtensen,	1 1/2 „	2 18	—
„ Amtschreiber Hornbostel zu Neustadt,	1 Off.	2 5	—
„ — Hogen zu Grohnde,	1 Diff.	5	—
„ Geh. Canzleysecretair von Hugo,	1 „	5	—
„ Droß von Hugo zu Stolzenau,	5 Off.	10 25	—
„ Oberamtmann von Hugo zu Ehrenburg,	1 „	5	—
„ Oberpostmeister Hugo zu Münden,	1 Duc.	2 30	—
J.			
Herr Consistorialrath Jacobi zu Ecke	1 Diff.	5	—
„ Landyndicus Jacobi zu Ecke,	1 „	5	—
„ Bürgermeister Jenisch zu Osterode,	1 Duc.	2 30	—
„ Syndicus Jffland,	1 Diff.	5	—
„ John,	1 1/2 „	2 18	—
„ Amtmann Jordan zu Otterndorf,	1 „	5	—
„ — Isenbarts zu Bedersla,	1 1/2 „	7 18	—
„ Landrentmeister Isenbarts zu Bentheim,	2 „	10	—
K.			
Herr Hofrath Kästner zu Göttingen,	1 Diff.	5	—
„ Bürgermeister Kern zu Uelsen,	2 „	10	—
Latus —		2892	31 4

Continuatio.

In Viskolen
zu 5 Rthlr.
Rthlr. gr. pf.

	Transport		2892	314
Herr Amtschreiber Kern zu Bruchhausen,	—	2 Duc.	5	24
, Regim. Chirurg. Kestler zu Wunstorf,	—	1 Vist.	5	—
, Oberlicentinspect. Kestner,	—	2	10	—
, Rath Kestner,	—	1	5	—
, Amtmann Reysler zu Erzen,	—	1 Duc.	2	30
, Geheime Rath, Graf von Rielmannssegge Excell.	—	8 Vist.	40	—
, Amtmann Kirchmann zu Wulmershausen,	—	$\frac{1}{2}$	2	18
, Justizrath von Klenke zu Stade,	—	2 Duc.	5	24
, Kaufmann Klingisch,	—	1 Vist.	5	—
, Geh. Canzleysecretair Klockenbring,	—	2	10	—
, Cammerath Kloppenburg zu Neuhaus,	—	1	5	—
, Superintendent Koch zu Sievershausen,	—	1 $\frac{1}{2}$	7	18
, Geh. Canzleysecretair Koster,	—	1	5	—
, Licentcommiff. v. Koenemann zu Bardowick,	—	1 Duc.	2	30
, Stifftsensior v. Koenemann zu Einbeck,	—	1 Vist.	5	—
, Consistorialrath Koppe	—	1	5	—
, Aeltermayster Kruger zu Uelzen,	—	2 Duc.	5	24
, — Kruse zu Nordheim,	—	1	2	30
, Vice-Syndicus Kuhlmann zu Hameln,	—	1	2	30
, Professor Dr. Kulenkamp zu Göttingen,	—	1 Vist.	5	—

L.

Herr Leibchirurgus Lampe	—	$\frac{1}{2}$ Vist.	2	18
, Oberamtman Lamprecht zu Jeven,	—	1 $\frac{1}{2}$	7	18
, Hauptmann von Langwerth zu Celle,	—	1	5	—
, Pastor Lehzon	—	$\frac{1}{2}$	2	18
, Amtmann Leist zu Ebstorf.	—	1	5	—
, Gesandte von Lenthe zu Berlin,	—	2	10	—
, Amtmann Lepper zu Schulenburg,	—	$\frac{1}{2}$	2	18
, Oberhofmarsch. von Lichtenstein Excell.	—	4	20	—
, Hofrath Lichtenberg zu Göttingen,	—	2	10	—
, Garnisonprediger Loeber in Hameln,	—	1 Duc.	2	30
, Kaufmann Lobe,	—	$\frac{1}{2}$ Vist.	2	18
, — Louis,	—	$\frac{1}{2}$	2	18
, Hauptmann von Löwen.	—	1	5	—
, Amtmann Lueder zu Herzberg,	—	2	10	—
, — Lueder zu Harburg,	—	1 Duc.	2	30
, Hauptmann Lueder,	—	1 Vist.	5	—
, Senator Lueder zu Hameln,	—	1	5	—
Der wohlweise Magistrat der Stadt Lüneburg.	—	6	30	—
Herr Canzleysecretair Lünzel,	—	$\frac{1}{2}$	2	18

Latus — 3164 1314

Continuatio.

In Vistolen
zu 5 Rthlr.
Rthlr. gr. pf.

			Transport	3164	13	4
M.						
Herr Generalmajor von Malortie zu Göttingen,	—	1	Vist.	5	—	—
Leibmed. Marcard zu Oldenburg,	—	1	—	5	—	—
Canonicus Marquard zu Hameln,	—	1	Duc.	2	30	—
Amtschreiber Mardefeld zu Himmelforten,	—	1	Vist.	2	18	—
Hofrath von Martens zu Göttingen,	—	1	—	5	—	—
Amtsvoigt Marwedel zu Herrmannsburg,	—	1	—	5	—	—
Dr. Marr,	—	1	—	2	18	—
Hofrath Meiners zu Göttingen,	—	1	—	5	—	—
Oberamtmann Meyer zu Winsen, a. d. L.	—	1	—	5	—	—
Hofger. Assessor Meyer,	—	1	—	5	—	—
Geh. Cammersecretair Meyer	—	1	—	5	—	—
Cammeragent Meyer Michael David	—	2	—	10	—	—
Kaufmann Meyenberg,	—	1	—	5	—	—
Archisecretair Meißer,	—	1	—	5	—	—
Hofmedicus Mensching,	—	1	—	5	—	—
Geh. Justizrath Michaelis zu Göttingen,	—	1	—	5	—	—
Hofrath Mökert zu Göttingen,	—	1	—	5	—	—
Bürgermeister Moller zu Wünder,	—	1	Duc.	2	30	—
General von Monroy zu Beedenbostel,	—	1	—	2	30	—
Oberauditeur Movius,	—	1	Vist.	5	—	—
Consist. Secretair Müller,	—	1	—	5	—	—
Hauptmann Müller vom Ing. Corps,	—	1	—	5	—	—
Berghandl. Commissair Müller,	—	1	—	5	—	—
Hofrath von Münchhausen,	—	1	—	5	—	—
N.						
N. N.	—	2	—	10	—	—
N. N.	—	2	—	10	—	—
Nathan Moses Levy,	—	1	—	2	18	—
Rector Niclas zu Lüneburg,	—	1	—	5	—	—
Amthmanu Niemann,	—	1	—	5	—	—
Hofrath Nieper	—	2	—	10	—	—
O.						
Cammersecretair Oelrich,	—	1	—	5	—	—
Bürgermeister Oldecop zu Lüneburg,	—	1	—	5	—	—
Syndicus Oshausen zu Nelsen,	—	1	—	5	—	—
Oberhauptmann von Ompreda zu Bruchhausen,	—	2	—	10	—	—
Hauptmann von der Osten.	—	1	—	5	—	—
P.						
Assessor von Pape,	—	1	—	5	—	—
Geh. Canzleysecretair Parz,	—	1	—	5	—	—
Amthman Parz zu Hoya,	—	1	—	5	—	—
			Latus	3365	13	4

Continuatio.

In Viskolen
In 5 Mtbl.
Mtbl. gr. 16.

Transport			3367	18	4
Herr Commerzrath Patte,	—	3 Diff.	15	—	—
„ Secretair Pauer,	—	1	5	—	—
„ Predtor Pauli zu Lüneburg	—	2	10	—	—
„ Professor Dr. Plank zu Göttingen,	—	1	5	—	—
„ Oberamtmann Plate zu Giffhorn,	—	2	10	—	—
„ Landrath von Plato zu Grabow,	—	1	5	—	—
Frau Oberhofmeisterin von Plesse, geb. Gräfin v. Dorkentin	—	4	20	—	—
in Celle,	—	1	5	—	—
Herr Hofrath Pommer Liche in Strahlfund,	—	3 Duc.	8	18	—
„ Generalsuperintendent Pratzje zu Stade,	—	1 Diff.	5	—	—
„ Oberpostmeister Preuss zu Hamburg,	—	3 Duc.	8	18	—
„ Droß von Püchler zu Ahlden,	—	2 Diff.	10	—	—
„ Geh. Justizrath Pütter zu Göttingen,	—	—	—	—	—
Q.					
„ Rector Quentin zu Münden und einige andere	—	—	6	2	4
Freunde,	—	5 Mtbl. 24 gr. E. M.	—	—	—
R.					
„ Commerzrath Ramberg,	—	2 Diff.	10	—	—
„ Oberappell. Rath von Ramdohr zu Celle,	—	2	10	—	—
„ Amtschreiber Rathless zu Nordholz,	—	1 Duc.	2	30	—
„ Feldmarschall von Reden Exell.	—	10 Diff.	10	—	—
„ Droß von Reden zu Stemmen,	—	2	10	—	—
„ Kriegsrath von Reden,	—	5	25	—	—
„ Geh. Canzleysecretair Rehberg,	—	2	10	—	—
„ Commerzrath von Reiche,	—	2	10	—	—
„ Landsgendicus von Reiche zu Mienburg,	—	1	5	—	—
„ Droß von Reinbeck zu Renhausen,	—	1	5	—	—
„ Amtmann Reineke zu Barfinghausen,	—	3	15	—	—
„ Professor Reuss zu Göttingen,	—	1 Duc.	2	30	—
„ Bürgermeister Reuss zu Münden	—	1 Diff.	5	—	—
„ Pastor Richter,	—	1	5	18	—
„ Commiff. Richard,	—	1	5	—	—
„ Superintendent Richter zu Giffhorn	—	1	5	—	—
„ Professor Roques de Marmont zu Celle,	—	1 Duc.	2	30	—
„ Stadtphysicus Rosenbach zu Münden,	—	1 Gfl.	2	5	—
„ Geh. Justizrath Rudloff,	—	2 Diff.	10	—	—
„ Oberamtmann Rumann zu Celle,	—	1	5	—	—
„ Director Kühlmann	—	1 Duc.	2	30	—
„ Hofrath von Küling,	—	2 Diff.	10	—	—
„ — Kunde zu Göttingen,	—	1	5	—	—
„ Amtmann Kuperti zu Osterberg	—	3 Duc.	8	18	—
„ Buchhändler Ruprecht zu Göttingen,	—	1 Diff.	5	—	—
Latus			3702	33	—

Continuatio.

In Diskonten
in 5 Rthlr.
Rthlr. gr. pf.

		Transport	3702	33
C.				
Herr Confist. Assessor Saakfeldt,	—	2 Dst.	10	—
Abt Seretroh zu Helmstedt,	—	1 Duc.	2	30
Berichtschulze Schaer,	—	2 Dst.	10	—
Oberamtmann Scharf zu Verden,	—	2	10	—
Amtmann Scharf zu Osterholz,	—	1 1/2	7	18
Advocat Schaumann,	—	1 1/2	2	18
Zahlcommiff. Scheer,	—	2 Duc.	5	24
Confist. Rath Schlegel,	—	1 Dst.	5	—
Cammermeister Schlemm,	—	2 Duc.	5	24
Oberhauptmann von Schlepegrell zu Hagen,	—	2 Dst.	10	—
Professor Schleusner zu Göttingen,	—	1 1/2	2	18
Hauptmann Schlüter,	—	1	5	—
Bürgermeister Schnakenburg zu Rienburg,	—	1 Dst.	2	5
Pastor Scholvin,	—	1 Dst.	5	—
Doctor Schumacher zu Hameln,	—	2	10	—
Oberamtmann Schröter zu Lillenthal,	—	3 Duc.	8	18
Secretair Schubert zu Raseburg,	—	2 Dst.	10	—
Protocollschulz Schütz zu Lüneburg,	—	2	10	—
Rath Schwarze zu Harburg,	—	1	5	—
Geh. Kanzleisecretair Schwarzkopf zu Berlin,	—	1	5	—
Amtmann Schwickard zu Mariengarten,	—	1	5	—
Oberzahlcommiffair Soest,	—	2	10	—
von Specht aus Mainz, Stud. in Göttingen,	—	1	5	—
Hofrath Spittler zu Göttingen,	—	1	5	—
Cammerherr von Spörcken,	—	2	10	—
Confist. Rath von Staden zu Verden,	—	1 1/2	2	18
Syndicus Stambke,	—	1 1/2	2	18
Gesandte von Sternberg zu Mayn,	—	3	15	—
Professor Stromeyer,	—	1 1/2	2	18
Oberstlieutenant Strube,	—	1	5	—
Amtmann Strube zu Erichsburg,	—	1	5	—
Rector Struve,	—	1	5	—
Amtschreiber Süllow zu Verden,	—	—	10	24
General von Sydow zu Rienburg,	—	2 Dst.	10	—
L.				
Legationssecretair Lattner zu Göttingen,	—	1	5	—
Commiff. Thies zu Rienburg,	—	1	5	—
Thiery,	—	1	5	—
Bürgermeister von Töbing zu Lüneburg,	—	1	5	—
General von Trew,	—	1	5	—
Professor Tycksen zu Göttingen,	—	1 1/2	2	18
Latus			3915	32

Continuatio.

In Vissolen
zu 5 Rthlr.
Rthlr. gr. pf.

				Transport —	2955	32	—
II.							
Zwei Ungenannte,	—	—	40	Vist.	200	—	—
Herr Geh. Kanzleysecretair Ubbelohde	—	—	2	,	10	—	—
„ Amtmann Uden zu Steierberg	—	—	2	,	10	—	—
„ Pastor Uhle,	—	—	1	,	5	—	—
„ Geh. Kanzleysecretair Unger,	—	—	1	,	5	—	—
„ Amtschreiber Unger zu Tautman,	—	—	1	St.	2	5	—
B.							
„ Kriegssecretair Velthusen,	—	—	4	Vist.	20	—	—
„ Hofrath Vogel zu Rastock,	—	—	2	,	10	—	—
„ Geh. Kanzleysecretair von Voigt zu Eisleben,	—	—	2	,	10	—	—
„ Amtmann von Voigt zu Bockeloh,	—	—	1	Duc.	2	30	—
„ — Volkmar zu Eggersen,	—	—	2	Vist.	10	—	—
III.							
Frau Wittwe Wagemann,	—	—	1	,	2	18	—
Herr General Reichs Graf Wallmoden-Gimborn Excell.	—	—	5	,	25	—	—
Frau Präsidentin von Wallmoden	—	—	2	,	10	—	—
Herr Cammer Auditor Reichs Graf Wallmoden-Gimborn,	—	—	1	,	5	—	—
Frau Hofmarschallin von Wangenheim,	—	—	3	,	15	—	—
Herr Conß. Rath Watermeyer in Stade,	—	—	1	,	5	—	—
„ Amtschreiber Wedemeyer zu Lauenförde,	—	—	1	,	5	—	—
„ Regier. Secretair Wedekind zu Bentheim,	—	—	1	,	5	—	—
„ Abvocat Wedekind,	—	—	1	,	2	18	—
„ Kriegssecretair Wehner,	—	—	1	,	5	—	—
„ Geh. Kanzleysecretair Wehner,	—	—	1	,	5	—	—
„ — Wehner jun.	—	—	1	,	5	—	—
„ Apotheker Wehrde,	—	—	1	,	2	18	—
„ Superintendent Wedekesfel in Münden,	—	—	1	St.	2	5	—
„ Doctor Wendeborn,	—	—	1	Vist.	5	—	—
„ Cammerpräsident von Wenckstern Excell.	—	—	8	,	40	—	—
„ Cammerath von der Wense,	—	—	1	,	5	—	—
„ Präsident von der Wense Excell. zu Celle,	—	—	2	Duc.	5	24	—
„ Landrath von der Wense zu Elbdingen,	—	—	1	Vist.	5	—	—
„ Oberappell. Rath von Werkmeister zu Celle,	—	—	1	,	5	—	—
„ Amtmann Wolf zu Moisburg,	—	—	3	,	15	—	—
„ — Westfeld zu Walsinghamhausen,	—	—	3	Duc.	8	18	—
„ Hofmedicus Wichmann,	—	—	2	Vist.	10	—	—
„ Kaufmann Wiedemann,	—	—	1	,	5	—	—
„ Landrentmeister Wieneke zu Celle,	—	—	1	Duc.	2	30	—
„ — Wiese zu Einbeck,	—	—	1	Vist.	5	—	—
„ Amtmann Wiering zu Diepholz,	—	—	—	—	5	13	—
				Latus —	4452	31	—

Continuatio.

				In Rthlr. zu 5 Rthlr. Rthlr. ar. pf.	
Transport —				4452	31
Herr Vicepräsident von Willich zu Celle,	—	2 Duc.	5	24	—
Kaufmann Winkelmann,	—	1/2 Dst.	2	18	—
Notarcommiff. Woempner,	—	1	5	—	—
Hofrath Wöltje,	—	1	2	18	—
Drost von Wrede zu Hfenbagen,	—	1	5	—	—
Graf von Wurmser, Stud. zu Göttingen,	—	1	5	—	—
Rathmann Wüstenfeld zu Wänden,	—	1 St.	2	5	—
Justizrath Wyncken zu Holle,	—	2 Dst.	10	—	—
3.					
Assessor von Zerssen,	—	1	5	—	—
Oberappell. Rath von Zesterfleth zu Zelle,	—	1	5	—	—
Landbaumeister Ziegler zu Celle,	—	1 Duc.	2	30	—
Hofrath Zimmermann,	—	4 Dst.	20	—	—
Summa —				4523	18
Von den Subscriptionsgeldern sind einzelne Posten, so wie sie einge-					
kommen, auf vierteljährige Loose gegen 2 1/2 Procent belegt, und					
auf diese Weise an Zinsen zusammen gebracht worden				52	18
Summa des ganzen Fonds —				4576	—

Erratum. Gleich im Anfange des Subscribenten-Verzeichnisses, Zeile 3 lese man in einigen Abdrücken 30 Rthlr. statt 3 Rthlr.

Sammerisches Magazin.

1tes Stück.

Freitag, den 1ten Januar 1790.

Der Werth des Andenkens großer Männer.

Wenn das lebende Vorbild großer und edler Eigenschaften mehr wirkt, als Lehre und Gebot, so ist es eine der edelsten öffentlichen Anstalten, wodurch das Andenken großer Männer im Volke erhalten wird. Zwar werden immer nur wenige zur Nachahmung gereizt werden können. Das Vorbild zu erreichen, ja ihm nur nachzustreben, dazu bedarf es nicht bloß der ungewöhnlichen natürlichen Anlage des Geistes, welche den großen Mann innerlich bildet: noch ein weit seltenerer Zusammenfluß äußerer Umstände wird erfordert, große Wirkungen seiner großen Eigenschaften hervorzubringen, und dadurch die Aufmerksamkeit des menschlichen Geschlechts, oder auch nur seines Volks, der Nachwelt, oder nur seiner Zeitgenossen, auf ihn zu heften. Viele tausend brave Männer müssen unberühmt fallen, damit ein großer Name des Anführers auf die Nachwelt komme. Unter jenen Tausenden waren viele, an Muth, Standhaftigkeit, Liebe zu dem gemeinen Wesen, dem sie sich opfereten, vielleicht selbst an den eigenthümlichen Vorzu-

gen des Geistes, die den Feldherrn ausmachen, ihm gleich. Unzählige Athenenser sahen täglich in dem Gemälde von der Schlacht bei Marathon, das in einem bedeckten Gange öffentlich aufgestellt war, den Miltiades, dessen Bild allein kenntlich gemacht, und mit Namen bezeichnet war. Wenigen unter ihnen durfte es einfallen, als Heerführer sich verewigen zu wollen. Und selbst unter den athenensischen Heerführern so vieler Jahrhunderte, wie oft durfte es einer hoffen, so bezeichnet, auf die Nachwelt zu kommen! Denn nicht täglich war das Vaterland von den Persern zu befreien. Mancher vedliche, einsichtsvolle, große Staatsmann verlebte ein mühsames Leben zum Besten seines Landes, und die Nachwelt, die nur große Catastrophen bewundert, erfährt nicht, was für Kräfte und Tugenden er aufwandre, nur damit keine Catastrophe seine Zeiten beflechte. In den Wissenschaften arbeiten unzählige große Köpfe, unter denen wenige einen ewigen Ruhm erwerben. Denn auch in den Wissenschaften sind nicht täglich große Reformen und Revolutionen möglich.

X

Wie

Wie oft war das Bild des Alexanders zu Cadix angestaunt worden, ehe Cäsar die ehrsüchtigen Thränen vergoß! Nur in ihm allein konnte der Gedanke entstehen, der Nachwelt einen Namen hinterlassen zu wollen, daß sein Bild neben jenes gestellt würde. Aber deswegen sahen doch nicht jene alle, deren Existenz nicht bis auf uns überliefert werden konnte, des großen Alexanders Bild vergebens. Indem sie dieses Anliß anschaueten, in dessen edlen Zügen der vollste Ausdruck der bewunderungswürdigen Anlagen sprach, die in ihm nur durch das feilenverderbende Vortrecht unumschränkter Gewalt zerstört werden konnten; indem sie dieses Anliß sahen, das unüberwindlichen Muth, Aufopferung seiner selbst, Liebe und Güte sprach, so wie Alexander aus den Händen der Natur gekommen war, so wurden sie von dem unbefchreiblichen Reize alles Großen, Edlen, Schönen, aller Tugenden des Geistes und des Herzens ergriffen, und in ihnen, die den Keim des Gleichen in sich fühlten, diese Empfindungen erregt, erwärmt, belebt. Dies ist es, wodurch das Beispiel großer Männer wohlthätig für die Welt, für die Menschheit wirkt. Der Spieghel, ihnen gleich werden zu wollen, ist eine sehr unreine Quelle des Guten, und ist auch gewöhnlich mehr mit einzelnen außerordentlichen Tugenden verbunden, als mit der Stimmung der Seele, die den wirklich großen Mann ausmacht. Aufsucht er: zeigt mehr glänzende Thaten, als große Gefinnungen. Der Spieghel bil-

det einen Herosstratus und Catilina so gut als einen Timoleon: einen Nicomacheau, leichter als einen Cassington. Aber der lebende Ausdruck großer Eigenschaften reißt durch Bewunderung und Liebe, durch belebtes Gefühl der Vollkommenheit, durch erhöhte Achtung gegen die menschliche Natur, und Achtung seiner selbst, mit unüberwindlicher Kraft zu ähnlicher Tugend fort. So erhebt ein großer Mann, seine Mitbürger, und oft durch sie ein ganzes Geschlecht. Er wirkt noch lange nach dem Ende seines Lebens, durch seine Gefinnungen, seine Thaten, seine Lehren, die durch Geschichte, Ueberslieferung, Schriften, auf die Nachwelt kommen. An dieser fortwährenden Einwirkung hat auch die bildende Kunst keinen geringen Antheil, wenn sie große Männer in ihrem vergänglichsten Theile verewigt. Die äußere Gestalt außerordentlicher Menschen, ist nicht immer durch den Reiz sinnlicher Schönheit anziehend, und wenn ihr auch dieser zukommt, so hat sie ihn doch mit vielen gemein; aber der eigenthümliche Ausdruck des edlen Geistes, der sie befeelt, und der oft so ausgezeichnet und so einzig ist, als dieser selbst, ertheilt ihr einen weit höhern Werth. Schon der Gedanke an einen großen Mann erhebt die Seele, und unterdrückt sinnliche, eigennützige, eitle Leidenschaften. Wenn er aber selbst vor uns steht! Seine Züge, seine Mine und Gebärden deutlicher und eindringender, als Worte vermögen, jenes alles misbilligen, und lehren, wie ein Mann empfinden soll! Wer darf

in

in Gegenwart eines großen und edlen Mannes, etwas Niedriges nur denken! Der Schlechte scheuet seinen Blick, der Schwache unterdrückt wenigstens vor ihm die Empfindungen, die seiner nicht würdig sind, und selbst des Bessern Seele, wird durch seine Gegenwart gereinigt.

Wenn dereinst ein Vigal oder Herwetsen *) das Ebenbild des Fopette in dem Augenblicke darstellt, da der Enthusiasmus der Bürgertugend seiner Rede Kraft gab, die Wuth des rasenden Übels zu besänftigen, und ihn zum Schutzherrn seiner Nation machte: wenn ihm, dem Erretter von den Bräuten des Bürgerkrieges dieses Denkmal öffentlich errichtet wird, so werden nicht die Gelegenheiten zu gleichen Thaten, sich dem darbieten, dessen Ehrgeiz gleichen Ruhm und Monumente für sich selbst wünscht. Diese Leidenschaften werden sehr ungleiche Thaten erzeugen. Aber das Wohlwollen, die Liebe zum gemeinen Besten, die Geringschätzung seiner eigenen Person, der edle Muth, wodurch jener erhabene Charakter ausgezeichnet wird; diese theilen sich mit. Sie werden in jedem belebt werden, der das Bild dieser Tugenden in den Zügen seines großen Mitbürgers erblickt.

Diese treffliche Wirkung, den Geist über das Gemeine und Niedrige zu erheben, wird durch das Gefühl für jede Art vorzüglicher und großer Eigen-

schaften hervorgebracht. Der Erhabenheit des Herzens und der Empfindung, ist zwar die Größe des Verstandes und der Tiefinn der Wissenschaften ergründet und schafft, nicht gleich zu schätzen. Aber auch dieser Größe des Verstandes, wenn sie bis zu einer gewissen Höhe steigt, ist es eigen, den Geist über das Kleinliche, Niedrige und Schlechte jeder Art zu erheben. Der große Denker ist unmöglich ganz ohne eine gewisse Größe der Gefinnungen, ohne einige Größe des Charakters: und je entfernter die Wissenschaften von der Anwendung im täglichen Leben sind, je mehr sie Abgezogenheit des Geistes und ruhige Betrachtung erfordern, desto mehr erheben sie den, der sich mit ihnen beschäftigt, über das kleine Interesse des täglichen Spiels menschlicher Leidenschaften. Der natürliche Charakter des großen Denkers ist daher, Ruhe des Geistes, Gleichgültigkeit gegen Befriedigung kleiner Wünsche, Gleichgültigkeit gegen das ängstliche Trachten der einzelnen Menschen nach nichts würdigem Genuß: Achtung gegen die menschliche Natur, Wohlwollen gegen das ganze Geschlecht, enthusiastische Liebe zu dem, wodurch es seiner Vollkommenheit sich nähert, zu dem wahren Wohl der Menschheit. Es sind nicht alle so, die tiefinnigen Denker, Nicht immer haben die Wissenschaften, mit denen sie sich beschäftigen, den Wohl-

X 2

*) Christian Herwetsen, ein Schüler von Schott, seit vielen Jahren in Rom niedergelassen: von dessen Meisterhand die über alle Erwartung vortheilhafte Bild des Fopettes verfertigt ist, welche in dem jetzt erbauten Denkmale wird aufgestellt werden.

wohlthätigen Einfluß auf die menschliche Gesellschaft, welcher der Unterfuchung der höchsten Wahrheiten, der festen Gründe der Erkenntniß, in Ganzen mit Recht zugeschrieben wird: und oft ist der Charakter derer, die sich damit beschäftigen, unendlich unter dem, wie er in seiner eigenthümlichen Vollkommenheit erscheint.

Solchen, die der Welt dargestellt haben, was die höchste Bildung des menschlichen Geistes von dieser Seite vermag: auch solchen ist die öffentliche Ehrerbietung aller derer gewidmet, die Gefühl für Größe und Erhabenheit haben. Jede Achtung für Verdienste, für außerordentliche Vollkommenheiten, ist selbst etwas Edles und Vortreffliches. Schon dieses, nicht, gleich dem Haufen niedriger Menschen, Neid oder Mißgunst gegen das, was ausgezeichneten Ruhm und Ehre erlangt hat, zu empfinden, sondern Achtung und Freude darüber, daß etwas so Großes und Vollkommenes existirt, schon dieses ist ein edler Zug im Menschem. Theilnehmung an dem Ruhme, an der Ehre solcher Verdienste, die wir selbst nicht einmal zu beurtheilen vermögen, ja, die wir nicht verstehen, und wovon wir nur überhaupt wissen, daß es etwas in seiner Art Vorzügliches sey, ist etwas Schönes und Vortreffliches, und sehr verschieden von dem verächtlichen Ansehen dessen, was der große Haufe verehrt. Menschen von der edleren Art, verachten alles Schlechte und Mittelmäßige, von welcher Gattung

es auch sey: sie fühlen sich wohl, wenn sie etwas in seiner Art Vorzügliches lehren lernen: wenn sie auch nur erfahren, daß in einer ihnen fremden Gattung etwas vorzüglich und groß sey.

Diese Achtung gegen das wahrhaft Große und Edle in jeder Gattung ist es daher, welche die Despoten, denen daran gelegen ist, die Menschen zu unterdrücken, allenthalben auszurotten suchen. Zwar belohnen sie alles, was ihnen nützlich ist. Sie bezahlen auch große Männer: Staatsmänner, Feldherren, Gelehrte. Sie ehren sie sogar. Aber die Achtung des Volkes wollen sie von dem, was ehrwürdig ist, und vorzüglich von großen Menschen ab, und auf das Häßliche, was nur glänzend ist; auf Rang, Titel, Ehrenzeichen, welches alles sie selbst verliehen, wie sie wollen: oder allenfalls auf den Reichthum, welcher oft freigebehnungen, nicht erzeugt, sondern tödtet: und vermittelst einer durch manchenichfaltigen Genuß gereizten Begierde nach mehrerem, die festesten Bande der Knechtschaft auflegt. Unter den spätern römischen Kaisern durfte der verdienstvollste Feldherr nicht mehr nach väterlicher Weise triumphirend in Rom einziehen. Die Bilder des Brutus und Cassius durften unter einem Liberius bei öffentlichem Schaustragen unter den übrigen nicht mehr gesehen werden. Aber wehe denen Zeiten, wo die großen Männer der Vorzeit nicht mehr in dem Munde der Nachkommen leben dürfen. Diese Eifersucht, die in uneingeschränkten Monarchien

nachrichten gegen öffentliche Ehrenbezeugungen herrscht, welche Privatmännern widerfahren, trifft zwar vorzüglich mit politisch große Männer: Feldherren, Staatsmänner. Aber wenn Vesperten, welche uneingeschränkt herrschen wollen, dem Volke noch erlauben, andre als politische Verdienste zu ehren; wenn sie es zugeben, daß großen Denkern, nicht von ihnen, sondern vom Volke die Ehre der öffentlichen Achtung zuerkannt werde: so geschieht es, weil sie oft übersehen, was nicht Hannover.

unmittelbar ihre Maßregeln hemmt. Wollten sie nicht über Bürger, sondern über Sklaven herrschen, so müßten sie den Geist ihrer Unterthanen von allen Seiten an Fesseln legen. Nur einem frei denkenden Volke kommt es zu, Verdienst, welcher Art es auch sey, zu ehren. Das Denkmal, welches hier Leibnizens errichtet wird, ist ein Denkmal der edlen Gesinnungen des Publikums, das es errichtet; und der Regierung, unter der man es setzen durfte, es anzugeben.

K.

Ueber das moralische Todtmachen.

Man findet von Zeit zu Zeit in den hannoverschen Anzeigen sowohl, als in auswärtigen politischen Zeitungsblättern, daß Untergerichte in hiesigen Landen abwesende Leute, selbst ohne Rücksicht auf ihr Alter zu nehmen, auf einen gewissen Tag vorfordern, und sie bedrohen, daß sie sie, wofern sie nicht erscheinen würden, für todt erklären; und ihre Güter unter ihre Anverwandten vertheilen würden. Ob nun gleich denen, die auf solche Art todt gemacht werden, bei der Operation kein Finger wehe thut, so kan doch das moralische Todtmachen, so wie das physische, sehr böse Folgen haben.

Weder unsere fremde noch einheimische Gesetze verbieten einem Unterthanen, sich außer Landes aufzuhalten, und es ist keine Verordnung vorhanden, welche die Zeit der Abwesenheit be-

stimmet. Niemand vernachlässigt seine zurückgelassenen Güter durch einen unbedachten Aufenstehls in fremden Ländern, und wer sich einfallen läßt, sich derselben zu bemächtigen, und damit Geschenke an andere zu machen, setzt sich in Gefahr, derrauf schwere Bedenke und Antwort wegen einer solchen Dreistigkeit geben zu müssen. Wenn also ein moralisch todtegemachter Mann sich einfallen lassen sollte, ins Leben, oder welches hier einerlei ist, in sein Vaterland in Person oder durch seine Erben und Erbennehmen zurück zu kehren, wenn die lieben Väter und Väter sich sein Sätzen auf seine Gesundheit hätten wohl schmecken lassen und zur Erstattung unermögend wären, würde der geplünderte Wiederkommende sich überreden lassen, daß er wirklich todt sey? würde es nicht sofort nach dem Tode des

Herrn Richter, der auf eine so unbesugt et Weise aus seiner Haut freigebig Niemen geschnitten, umsehen, und Schadloshaltung begehren? Und mit welchem Gesetze konnte sich denn wohl der treuherzige Ausspender dagegen schützen?

Dies alles sind Wahrheiten, die mit Grunde Niemand bezweifeln kan. Und man muß sich daher um so mehr wundern, daß es bei uns Obrigkeiten giebt, die mit dem Todtverklären zu jeder Zeit bei der Hand sind. Wenn muthlich haben sie sich durch das in andern Ländern bei dergleichen Fällen übliche Verfahren, zur Nachahmung reissen lassen; ohne zu wissen, daß daselbst die Gerichte dazu durch eine besondere landesherrliche Veranordnung berechtigt sind, dergleichen uns jedoch für hiesige Lande gänzlich fehlt.

Aber sollen denn darum die Güter abwesender Leute beständig gleichsam herrenlos bleiben, und ihrer lieben Anverwandten sie nie anders als mit Wasser im Munde ansehen können?

Barmherzige Rechtslehrer haben, vielmehr, weil sie zum Theil selbst in ähnlichen Umständen gewesen, gefühlt, wie peinlich ein solcher tantalischer Heißhunger seyn müsse. Sie haben daher dafür gehalten, wenn ein Abwesender lebendig oder höchstens hundert Jahre alt wäre, so müsse er billig die ihm unter dem Munde zugeheilte Portion aufgezehrt haben, und es sey sündlich, die übrigen Brocken dem guten Magen und kaffern Zähnen der Herrn Väter vorzuenthalten. Ich würde ihnen auch

selbst gern eine gesegnete Mahlzeit wünschen, wenn nur dies christliche Mitleiden sich auf unser Gesetz gründete, und die Richter oder deren Erben gegen solche Interessenlagen sicher stellte. Aber, da wir den Hungrigen unser, und nicht fremdes Brodt brachen sollen, so wird es darauf ankommen, ob die Beweise, womit die barmherzigen Brüder ihre Lehre unterstützen, bündig sind oder nicht!

Man sagt:

1) Vermuthungen sind doch sonst in den Rechten zulässig. Muß man nicht ein in der Ehe gebornes Kind vielmehr für ächt, als für unächt halten? Soll man nicht im Zweifel Vermuthen vielmehr für einen ehrlichen Mann als für einen Schelm ansehen? Gut! Ich gebe zu, daß es erlaubt sey, alles, was Jemandem zum Vortheil gereicht, in Ansehung seiner zu vermuthen. Aber was ihm Nachtheil bringen kan, darf nie vermuthet werden, wenn er nicht selbst dazu Gelegenheit gegeben hat. Alle diese Fälle lassen auch den Gegenbeweis zu. So bald der geführt ist, so verschwinden jene Vermuthungen wie Seifenblasen. Lasset uns also annehmen, daß der abwesende für todte erklärte Mann nach vollendetem hundertzigsten Jahre zurück komt, und durch den besten Gegenbeweis, der sich nur gedenken läßt, durch seine Gegenwart nemlich, seine Vermuthung zerstört, und auch, wenn er durch eure Hilfe sein Nest hier gemacht findet, zur Lebensgemeinschaft fähig, werden ihr ihn durch einen

einen einzigen vernünftigen Grund überzeugen können, daß euer Verfaßten geschmäht gewesen? und wird sich der zum Beistande aufgeforderte Oberrichter entdrücken können, euch zur Erstattung anzuhalten? Doch ihr pflegt

2) zu sagen: Wir haben den Herrn edictaliter citirt, und ihm sein Unglück angedrohet, warum ist er nicht erschienen? Ruh mag er sich seinen Verlust selbst beemessen! die Antwort darauf ist leicht.

Da euch Niemand in der Welt ein Recht gegeben hat, über eines Dritten Vermögen herzufallen, und solches ohne dessen Wissen und Willen unter seine Freunde zu vertheilen, so seyd ihr auch nicht einmal berechtigt, denselben deshalb edictaliter zu citiren. Und wenn man auch sogar zugeben wollte, daß eine dergleichen Ladung alle mögliche Verbindlichkeit für den Abwesenden haben könnte, so habt ihr ja kein Insinuationsdocument aufzuweisen, und so bleibt es ja immer ungewiß, ob derselbe die mindeste Nachricht von einer Ladung erhalten, weil er eure Zeitungen, worin sie steht, nicht zu lesen braucht, auch sie an seinem Orte wohl nicht einmal haben kan; oder meint ihr, daß, wenn ihr ihn in dreier Herren Landen vergeblich gesucht, er sich nicht in dem Lande des Obersten oder der übrigen aufhalten dürfte? Es mag wohl, wie ihr

3) dafür haltet, selten geschehen, daß ein Mann, der sich lange Zeit um sein zurückgelassenes Vermögen nicht bekümmert hat, in seinem hohen Alter noch auf den Einfall kommt darnach

zu fragen. Aber was selten geschieht, geschieht doch auch. Und wer wird sich ohne Ursach einer großen Verlegenheit aussetzen, wenn sie ihm auch nur ein einziges mal in seinem Leben treffen sollte. Indem muß kein gewisshafter Mann, und am allerwenigsten ein Richter eine geschwidrige, einem dritten äußerst nachtheilig werden könnende Handlung vornehmen, wenn er auch deshalb so leicht keinen Schaden zu fürchten haben sollte.

Um das moralische Todtmachen zu rechtfertigen, beruft sich Lysler in seinen Meditationen über die Pandecten

4) auf das argumentum Legis §. 6. de Re militari.

„Der Feind liefert einen Trupp römischer Soldaten aus. Diese wollen samt und sonders in ihre vortige Ehren, Wärdien und Vortheile wieder eingesetzt seyn. Man kan nicht klar machen, ob sie durch Desertion oder Gefangenschaft in feindliche Hände gerathen sind, und holt daher Verhaltungsbefehle vom Kaiser Hadrian ein. Der Kaiser antwortete: Denjenigen Soldaten, die vorhin in ihren Corps als rechte schaffene Männer bekannt gewesen, und immer gut gedient hätten, sollte man auf ihr Wort glauben. Aber den überlachten Vögeln, die von ihren Cameraden vermals oft auf dem fahlen Pferde gehalten, und für schlechte Soldaten gehalten worden, könne man so gerade zu nicht trauen.“

Es ist augenscheinlich, daß dieser Fall auf einen Mann, der unter Beistimmung der Befehlshaber außer Landes reiset, und den man aus einer sich auf nichts gründenden Vermuthung um-

sein zurückgelassenes Vermögen bringt, nicht um ein Haar paffet. Der lächerliche Soldat des Hadrians hatte durch sein voriges unordentliches Leben und durch seine losen Streiche das Vertrauen des Kaisers vermischt, und wenn er Belohnungen verlangte, so mußte er billig zeigen, daß er sich derselben durch Ueberlaufen zum Feinde nicht unwürdig gemacht. So bald er diesen Beweis jedoch führte, verschwande die gegen ihn gefaßte widrige Vermuthung. Wie viel mehr wird denn also ein unbefcholtenener abwesender Mann durch seine Zurückkunft die Vermuthung, daß er in seinem siebenzigsten Jahre zu seinen Vätern versammelt worden, vernichten, und diejenigen, die ihn bei lebendigem Leibe beerbet, oder dazu Gelegenheit gegeben, zur Rechenschaft ziehen? Und mir dünkt, daß das angeführte Argument legis mehr gegen als für das moralische Todtmachen sey. Die Widersprüchlicher desselben glauben endlich

5. Daß solches selbst durch die heilige Schrift begünstiget werde. Moses sagt im 90ten Psalm: Unser Leben dauere siebenzig Jahre, und wenn's hoch käme, achtzig Jahre. Hieraus ziehet man die schöne Folge: Ergo kan man einem Abwesenden, wenn er siebenzig oder achtzig Jahre alt ist, seine Güter nehmen und austheilen. Wer den Psalm lesen will, wird finden, daß dessen Verfasser mit keiner Silbe an das moralische Todtmachen gedacht hat. Und wenn wir auch selbst einmal gegen alle Erfahrung annehmen wollten, daß diese Jahre das äußerste Lebensziel aller Sterblichen wären, kan denn ein Abwesender in

seinem achtzigsten Jahre keine Kinder, keine Enkel, keine Testamentserben nachgelassen haben? Die Gesetze setzen einem Erben einen Zeitraum von dreißig Jahren, vom Tode seines Erblassers anzurechnen, zu, um dessen nachgelassene Güter einzutragen, und wenn er Hindernisse findet, dergleichen sich genug denken lassen, seine Klage in diesem Zeitraume anzustellen, so steht ihm überall keine Verjährung entgegen.

Bei diesen Umständen rathe ich meinen Herren Collegen gar sehr, wenn sie der Lust anwandelt, abwesender Leute Geld in Umlauf zu bringen, und sich Freunde mit dem angerechneten Mammon zu machen, daß sie sich ja vor allen Dingen, und selbst alsdenn, wenn das Alter des Abwesenden sich auf hundert Jahre hinaus erstrecken sollte, von dessen Herren Vätern sichere und hinlängliche Caution zu ihrer Schadloshaltung auf allen Fall machen lassen, damit deren lustige und gute Tage ihnen selbst bereinst nicht zu einer Quelle bitterböser Tage werden mögen.

In Ländern, wo die Meinungen, der Rechtslehrer einige gesetzliche Kräfte haben, ist die Sache nicht völlig so bedenklich, als bei uns, die wir in unsern Proceßordnungen ausdrücklich angewiesen sind, bei der Justizessaye auf jene nicht zu achten, sondern uns lediglich nach landesherrlichen Verordnungen und den geschriebenen kaiserlichen Rechten zu richten. Es bleibt also dabei, daß das moralische Todtmachen, besonders in hiesigen Ländern, ein gefährliches Handwerk sey.

Ebg.

Hannoversches Magazin.

2tes Stüd.

Montag, den 4ten Januar 1790.

Geschichte des japanischen Thees, wie auch dessen Zubereitung und Verbrauch im Lande selbst.

Die folgende, wenig bekannte und im Lande selbst veranlaßte Kämpferische Abhandlung wird von Kennern unter den ältern für die beste gehalten, die über den Thee geschrieben ist; der alle übrige von Ten Rhyn, Bonteloe (dem berühmten Lobpriester des Thees, wahrscheinlich mehr aus holländisch, paracelsischen als medicinischen Gründen) Tulpius, Joncquet und Waldschmidt nicht beikommen.

Unter den neuern hat Linnæe eine, nach seiner Gewohnheit, sehr genaue und fürtreffliche Beschreibung, nebst einer Abbildung der Theepflanze nach der im Upsalischen Garten befindlichen, in den Amoenit. Academ. Vol. VII. Diff. 137. p. 236. geliefert. Nach ihm hat der Engländer John Coakley Lettson diese Materie noch vollständiger abgehandelt, und auch eine

neue Abbildung der Theepflanze gegeben, die sich zu Stonhouse auf dem Gute des Herzogs von Northumbria befindet *). Ich überlasse es also dem Leser, die Figuren und botanischen Beschreibungen bei Linnæe und Lettson selbst nachzusehen, und begnüge mich, nur anzumerken, daß man seit Kämpfers Zeit in der Verpflanzung des Thees nach unsern europäischen Ländern etwas weiter gegangen, und die Möglichkeit einer künftigen allgemeinen Kultur dieser für das Handelsverhältnis zwischen Europa und Asien so wichtigen Staude, fast völlig bewiesen habe.

Der unsterbliche Linnæe hatte schon aus der Lage des nördlichen Sina und Japans, und dem bekannten Sake, daß die nordöstlichen Länder unter gleicher Breite weit kälter sind, als die nordwestlichen, gefolgert, der Theebaum

*) Diese Abhandlung ist auch ins Deutsche übersetzt, mit Zusätzen. Leipzig 1770. Der deutsche Uebersetzer hat auch noch eine in dem Moserischen Journal de Physique bekannt gemachte Abbildung des Hrn. Sengeraur beigelegt, und aus der Abhandlung dieses Schriftstellers und anderer den englischen Text berichtigt.

baum müsse in unsern europäischen Ländern eben so gut fortkommen, als in seinem bis jetzt einzigen Vaterlande. Zwanzig Jahre durch wandte er alle mögliche Mühe an, diese Forderung durch die Erfahrung zu bewähren, und den Theestrauch nach Europa, und besonders nach Schweden zu bekommen. Seine ersten Versuche, ihn durch Saamen zu ziehen, mislungen, weil der Saame entweder schon aus Sina ranzig gebracht, oder doch auf der weiten Reise verderbt wurde. Er ersuchte darauf den ältern Smelin, ihm durch die russischen Karawanen Theesaamen kommen zu lassen; allein, dieses war nicht thunlich, weil alle Handlungen der russischen Kaufleute aufs genaueste von den Sinesern bewacht werden, und die Reise so lange währt. Eben so fruchtlos liefen auch die Bemühungen ab, die Pflanze selbst auf schwedischen Schiffen von Sina zu überbringen. Der Prediger Osbeck war zwar so glücklich, einen Theestrauch bis diesseits des Vorgebürges der guten Hoffnung zu bringen, er ward aber durch einen Windebelwind ins Meer geworfen. Der Commerzrath Lagerström war noch glücklicher. Er brachte zwei angebliche Theestauden in den botanischen Garten zu Upsala; die zwei Jahre hindurch ungemein gut fortkamen, und außer, daß sie etwas breitere Blätter hatten, den ächten Theepflanzen so ähnlich waren, daß auch der größte Kräuterkundige durch sie hintergangen wurde. Erst mit den Bildern zeigte

sich der Betrug des sinesischen Kaufmanns; es war nicht die Theestaude, sondern die Pflanze *Camellia*, welche man überbracht hatte. Nachher wurde mit sehr vieler Beschwerlichkeit eine wahre Theepflanze bis nach Gothenburg gebracht, aber auch hier ward durch einen höchst unglücklichen Zufall die beste Hoffnung zernichtet. Die Seeleute eilten, voll Begierde, nach der langen Seereise, aus dem Hafen in die Stadt, setzten die Theepflanze auf einen Tisch in die Kajüte, wo sie in der Nacht die Ratten so zernichteten, daß sie abstarb. Endlich bereitete der unermüdete Naturforscher nach einmal den Capitain, kurz vor der Abfart aus Sina ganz frischen und guten Theesaamen in einem irdenen Topf aufzubewahren und mitzubringen, so daß derselbe erst diesseits des Aequators aufgehen möge. Dies gelang so gut, daß bei der Ankunft in Gothenburg von allen Saamenkörnern junge Pflanzen hervorgekeimt waren. Man schickte sie sogleich nach Upsala, aber noch die Hälfte derselben kam auf dieser Landreise um. In des war Pleberg selbst so glücklich, die übrigen am 3ten October 1763 an Linnée zu überliefern. Man verpflanzte sie sogleich in den botanischen Garten, der also zuerst unter allen europäischen die ächte Theepflanze besaß. Man hat Linnéson berichtet, diese Pflanze sey wieder eingegangen, welches aber falsch ist. Linnée selbst sagt, (l. c. p. 242) daß zwei dieser Pflanzen sehr gut fortge-

kom-

men wären, und Hr. Professor Beckmann in seiner phys. ökon. Biblioth. B. 4. S. 58. bemerkt, daß man im Frühjahr diese Theepflanze mit andern des botanischen Gartens zu Upsala in die freie Luft setze.

Vielleicht wird also noch die Hoffnung des großen Linnees erfüllt, nach einem halben Jahrhundert werde die Theekultur schon so weit in Europa gebracht seyn, daß die Sineser weiter keine Vortheile von diesem wichtigen Zweige ihres Handels haben würden.

Auch die nach England gebrachten Theepflanzen bestätigen diese Hoffnung. Sie kommen nach Lettsons Zeugnis (l. c. . 66) des Winters in den Gewächshäusern sehr wohl fort, und einige derselben vertragen im Sommer die freie Luft. Auch dieser Schriftsteller verspricht sich in seinem Patrioticismus noch eine Zeit, da diese Staude auf britischem Boden so gut, wie auf dem vaterländischen fortkommen, und der Thee nicht nur zur eignen Consumtion in hinlänglicher Menge erzielt, sondern so gar von England nach andern Ländern werde können ausgeführt werden. Eine Hoffnung, die durch die Erfahrung mit sehr vielen andern Pflanzen allerdings viel für sich hat, obgleich vermuthlich in den südlichen Provinzen des britischen Nordamerika der gute Erfolg noch wahrscheinlicher ist, da hier das Klima noch mehr Aehnlichkeit mit dem sinesischen hat, und besonders die Wärme in früherer Jahreszeit eintritt, und den Zweigen vor dem Winter die gehörige Festigkeit giebt, die sie bei

unsrem nordeuropäischen Sommer immer selten erhalten, und deswegen leichter umkommen. Daß auch aus eben dem Grunde nach Kämpfers Bemerkung der Theebau in den Südländern unsers Welttheils, Italien, Sicilien, Spanien (und warum nicht auch in dem südlichen Frankreich und Deutschland?) gewis gelingen werde, kan nach den angeführten glücklichen Versuchen in England und Schweden wohl nicht mehr bezweifelt werden. In dem ersten Lande findet man die Theestaude nunmehr schon sehr häufig, wie Herr Prof. Forster versichert. Der größte Strauch in diesem Lande; und vermuthlich in ganz Europa, befindet sich in dem Garten des Königs zu Kew. Herr Ellis hat eine Anleitung gegeben, den Saamen von dieser und andern fremden Pflanzen unbeschädigt nach Europa zu bringen, da man ihn entweder in der Sonne gut getrocknet in Wachs einschließt, oder in zinnernen oder eisernen engen Dosen nach Europa versührt. Beide Methoden sind aber nicht so sicher, als die, deren sich Nieberg bediente.

Nun die Kämpfersche Abhandlung selbst,

Vermuthlich werden viele glauben, daß ich hier eine schon gethane Arbeit übernehme, wenn ich eine Geschichte des Thees gebe. Der brühmatte Ten Rhyn wirklich (mein verehrungswürdiger Freund und Vorgänger in der Stelle zu Nangasacki) hat schon eine sehr umständliche und ge-

naue Geschichte des Thees geliefert, und der gelehrte Breyer in Appendice Centuriae Exot. sie bekannt gemacht. Da aber dieser sonst so sorgfältige Beobachter sich kürzere Zeit in diesem Reich aufgehalten hat, und weit eingeschränkter war, als ich, so hat er manches vorbeigelassen, das doch ausnehmend wissenschaftlich war, und zur genauern Richtigkeit der Materie gehörte. Ich habe es daher der Mühe werth geachtet, das von ihm Uebergegangene nachzuholen, und die ganze Geschichte kurz zu wiederholen.

Tha - Thea frutex folio cerasi floribus silvestris, fructu uhicocco, bicocco & ut plurimum tricocco. Der Thee ist ein Staudengewächs, welches langsam Manns Länge erreicht. Die Wurzel ist unordentlich getheilt, holzig und außen schwarz; der Stamm von unten auf mit Aesten besetzt, deren zahlreiche Schossen und Sprosslinge sich ohne Ordnung verbreiten. Es deckt ihn eine schwache, dünne, trockne, hellbraune, unterwärts graue und ganz oben grasgrüne Rinde. Das Holz hat ziemlich harte Fasern, und enthält ein gar dünnes fest angewachsenes Mark. Die Blätter bleiben auf sehr kurzen, nach keiner Ordnung zerstreuten, fleischichten Stielen beständig grünend sitzen, und gleichen an Gestalt, Gewebe, Farbe und Größe den sauren Gartenkirschenblättern, doch so, daß die jüngsten, die man einsammelt, vielleicht mit den Blättern des Evonymus vulg. rub. gran. noch genauere Uebereinstimmung

gen, ausgenommen in der Farbe, haben. Im Herbst kommen einzeln, auch paarweise, zwischen jedem Blattstiel und Zweige die Blüthen hervor, fast wie wilde Rosen geformt, über einen Zoll im Durchschnitt, doch nie ganz ausgefaltet, von schwachem Wohlgeruch, weiß und sechsblättrig, mit runden hohen Blättern. Die Blumenstiele sind einen halben Zoll lang, allmählig oberwärts dicker, und am Ende mit einer unbestimmten Anzahl von mehrtheils fünf oder sechs kleinen runden Schuppen, statt Blumenkelchs, versehen. Nach der Blüte entsteht eine Menge einzelner gepaarter, meistens aber, wie beim Ricinus, dreifacher Früchte. Es wachsen nämlich drei kugelförmige Knospe, wie wilde Pflaumen groß, oben auf dem Stiel zusammen, und sind, wo sie einander berühren, wie Rissen eingedrückt. Jedes Knospechen enthält seine eigene Nuß, in einem erst grünen, dann ins Schwarze reifenden Saamengehäuse, das außen glanzlos, fett, häutig und etwas holzig ist, und oben, nachdem es lange auf der Stange gesessen, einen Spalt bekommt, wodurch man die Nuß sehen kan. Die Nuß ist beinahe kugelförmig, nur an der Seite, wo sie anliegt, etwas eingedrückt. Ihr Häutchen ist hart, dünne, glänzend, rothbraun oder vollkommen kastanienfarbig; nach Abzug dessen ein röthlicher Kern zum Vorschein kommt, der zur Härte und dem öligen Wesen einer Haselnuß reift, zuerst einen faden süßlichten, gleich darauf aber,

aber, wie Leucosensaamen, einen sehr bittern unleidlichen Geschmack zurück läßt, welcher viel Speichel zieht, und im Schlunde ein, doch bald vorübergehende, Empfindung von Ekel erregt.

Noch ist in den Schulen kein Schriftzug (der nach japanischer Art eine Definition des Gegenstandes enthielt) geprüft und angenommen worden, der dem Thee, von den Japanern Tsjaa und den Sinesen Tsché genannt, eigenthümlich wäre. Inzwischen begnügt man sich mit verschiedenen andern, die entweder nur den Klang des Wortes Thee, oder aber die Kräfte und Eigenschaften der Staude bedeuten. Von letzterer Art ist der Charakter, welcher die Augenlieder des Darma, eines berühmten heidnischen Heiligen, ausdrückt. Diese seltsame Vereinbarung so verschiedener Begriffe, als Thee und Augenlieder, ist deshalb wichtig, weil sie den Zeitpunkt anzeigt, in dem man Thee zu trinken angefangen hat. Eine kleine Digression hierüber wird desfalls dem Leser nicht zuwider seyn. Darma, des indianischen Königs Rosjumo dritter Sohn, ein heiliger frommer Priester, war nach dem Sjaka, einem andern Schwarzen, ums Jahr vor Christo 1025 geborenen Indianer und Stifter einer Hauptreligion des östlichen Asiens, der 25te Nachfolger als Oberhaupt dieser Kirche. Er landete 519 nach Christi Geburt in Sina, und richtete sein ganzes Augenmerk dahin, dem Volke die Erkenntniß Gottes, und wie er's

nannte, die wahre seligmachende Religion beizubringen. Zu dem Ende ging er ihm nicht nur mit Lehre, sondern auch mit Beispiel vor, lebte beständig unter freiem Himmel, fastete seinen Leib, zähmte seine Leidenschaften, und glaubte sich auf diese Art Gottes Gnade zu erwerben. Seine Nahrung bestand in Blättern, und er suchte die höchste Vollkommenheit der Heiligung darin, daß er alle Nächte in ununterbrochenen Satori, d. i. in der Betrachtung des höchsten Wesens, durchwachte; seinem Körper Ruhe und Raß zu versagen, und sich Gott ganz zu widmen, war bei ihm die höchste Staffel eines ruhigen Lebens, und der menschlichen Vollkommenheit. Nach vielen durchwachten Jahren traf sich's, daß er, von langem Fasten erschöpft, endlich vom Schlaf überfallen ward. Beim Erwachen empfand er so aufrichtige Reue über sein verletztes Gelübde, und so dringende Begierde, solches künftighin auf ewig zu verhindern, daß er seine beiden Augenlieder, als Werkzeuge des Verbrechens, abschnitt und zürnend von sich warf. Als er Tages darauf wieder an den Ort seiner frommen Quaal ging, erblickte er aus jedem Augenliede eine wunderbar hervorgesprossene Staude. Diese war nichts anders, als der Thee, den die Welt entweder noch gar nicht gehabt, oder dessen Eigenschaften bis dahin wenigstens verhehlt geblieben waren. Er speisete die Blättchen, (ob er sie roh oder mit Wasser genossen? wird

nicht erzählt) und empfand sogleich eine seltsame Lebhaftigkeit und Fröhlichkeit, nebst neuen Kräften, die Betrachtung des göttlichen Wesens ohne Unterlaß fortzusetzen. Da er nun diese bisher unbekannte Wirkung der Theeblätter, und die Art, sie zu genießen, der Menge seiner Jünger nie genug anpreisen konnte, erscholl alsbald der Ruhm dieses edlen Gewächses, und ward der Gebrauch seiner unvergleichlichen Blätter allgemein. Weil also diese Staude keinen eigenen Schriftzug hat, pflegt man sie unter dem von Darma's Augenliedern anzugeben.

Zur eben gegebenen Beschreibung der Theestaude, welche dem Leser am besten richtige Begriffe von dieser Pflanze machen kan, will ich jetzt noch das hinzufügen, was in einer vollständign Historie gesucht werden könnte. Es scheint oft, als hätte der Stamm schon ganz unten viel mehr Zweige, als doch wirklich vorhanden sind, weil mehrere Saamen in ein Loch beisammen gesteckt werden, mithin etliche Stauden auf einem Punkt hervorkommen, und das unerfahrene Auge täuschen. Die Stauden werden auch zuweilen bis an die Wurzeln abgeschnitten, und schießen alsdenn eine Menge neuer buschigter Zweige auf, die alle beim ersten Anblick zu einer einzelnen Wurzel zu gehören scheinen. Dergleichen Schößlinge sowohl, als auch die ersten Saamenpflanzen, sind gedehnter und reicher an Säften, obgleich einfacher als die

spättern. Mit der Zeit bekommen sie immer noch neue Aeste. Die Staude ist zähe und fest angewachsen. Ihr äußeres dünnes Häutchen geht manchmal ab, wenn es trocken wird; die zweite Rinde ist grünlicht, etwas stark und widrig, und hat einen ekelhaften, bitteren, wilden, zusammenziehenden Geschmack. Das Holz ist hart, grobfasericht, weißlicht grün, und so lange es frisch ist, von unangenehmem Geruch. Die Aeste kommen dicht und unordentlich hervor, sind dünne, von ungleicher Länge, alle aber kurz, und ohne diejenigen Ringe, an denen man das Wachsthum erkennet. So stehen auch die Blätter dicht, und ohne Ordnung, und aus ihren Achseln kommt eine kleine schmale Knospe zum Vorschein. Auf einem saftigen, ganz kurzen Stiel, der unten rund, oben zusammengedrückt oder scharf ist, steht das Blatt, so etwas fleischigt, längstens zwei Zoll lang, und einen Zoll breit ist. Es fängt schmal an, und nimt allmählig in einer Bogenslinie zu, mit stumpfer Spitze, ist öfters auch eiförmig länglicht ausgebeut und unregelmäßig gewässert, in der Mitte eingedrückt, und rund umher ein wenig zurückgebogen. Beide Seiten sind glatt und glänzend, aber die Nerven liegen eingedrückt, und machen Grübchen; die Farbe ist ein dunkel oder traurig Grün, auf der untern Seite lichter; die Ränder sind in kleine breite, stumpfe, härliche und dicke Zähne ausgezackt. Die Mittelnerv liegt aber in einer großen Vertiefung

Vertiefung, und steht unten sehr hervor; fünf, sechs bis sieben feinere laufen davon an jeder Seite in ungleichen Entfernungen aus, und biegen sich, ehe sie den Rand erreichen, gegen einander zurück. Zuweilen laufen noch dazwischen ohne Ordnung allerlei kleinere Adern. Das frische Blatt hat keinen Geruch, und einen schwächern Nachgeschmack, als die Rinde, nemlich einen grasichtbittern, zusammenziehenden, aber recht ekelhaften. Nach Maßgabe des Bodens, der Stellung, des Alters, sind die Blätter an Gestalt, Größe und Substanz unter sich sehr verschieden, weshalb man ganz unrecht aus den jungen Blättern, die geröstet nach Europa gebracht werden, auf die Figur der völlig ausgewachsenen schließt. Sie besitzen eine gewisse böse und dem Gehirn schädliche Kraft, die Lebensgeister zu beunruhigen, durch welche das Gemüth in Taumel geräth, und die Nerven eine zitternde Bewegung erhalten. Durch anhaltendes Kösten aber wird die narcotische Wirkung so völlig vertrieben, daß nur eine sanfte angenehme Kraft, die Lebensgeister zu erwärmen, übrig bleibt. Die Menge der Blüten zieret die Aeste unaufhörlich durch alle Herbstmonate bis tief in den Winter. Die Blüten haben sechs Blätter, deren Geschmack unangenehm, etwas bitter ist, und sich verzüglich unten an der Zunge fühlen läßt. Das Innere der Blume wird von einem großen geschlossenen Haufen Staubfäden gefüllt, die von weißer

Farbe, ganz klein, wie in der Rose, und mit gelben herzformigen Staubbeuteln versehen sind. In einer einzelnen Blume habe ich 230 gezählt. Die Fruchtkerne sind sehr dünn, und werden gar bald reif, so, daß aus zehn gepflanzten kaum zwei aufkommen. Die Einwohner brauchen weder der Blüte noch Frucht, unerachtet ich gar keinen Zweifel habe, daß nicht im Kern ganz treffliche Kräfte enthalten seyn sollten.

Zur Pflanzung des Theesaamen, womit sich der Bau dieser Stände anfängt, widmen die Japaner nicht eigene Gärten oder Felder, sondern bloß die Ackerraine. Man sät die Saamen nicht in fortlaufender Reihe, so, daß sie eine Hecke machen könnten, sondern in mäßiger Entfernung von einander, damit die Stauden hernach mats den Acker mit ihrem Schatten nicht schädlich werden, noch die Blattsammler zu lange aufhalten. Man läßt die Saamen in ihren Gehäusen, und legt wenigstens sechs, höchstens zwölf beisammen, in ein anderthalb Hand breites tiefes Loch. Einzeln darf man die Saamen nicht pflanzen, da kaum der vierte oder fünfte aufkömmt, und die meisten unfruchtbar, oder vermöge des reifigen Wesens, welches sie so leicht annehmen, untauglich geworden sind. Daher wollen die Saamen in Europa nicht wachsen, so oft man sie auch hingeführt hat. Ich würde rathe, daß man in Sicilien, Spanien oder Italien diese Kultur versuche, und zu dem

Ende

Ente den Saamen im Vaterlande in ein Gefäß voll Erde legte, damit denn die hervorgekeimten Pflänzchen nach Belieben herausgehoben und verpflanzt werden könnten. Die Stauden selbst aus ihrer Heimath an andere Orte zu versühren, würde nicht gelingen; denn, während dem Transport durch das heiße indianische Meer, werden sie völlig ausgezehrt, und bleiben allenfalls in einem so schwachen Zustande zwischen Tod und Leben, daß von ihnen keine Nachkommenschaft zu erwarten steht. Die junge Staude, wenigstens wenn sie einen fleißigen Herrn hat, wird mit Pferdemist rund

herum belegt; einige thun dies jährlich, andere seltener. Ehe die Staude drei Jahr alt ist, darf kein Blatt gepflückt werden; alsdenn aber gestattet sie schon eine reichliche, und zwar die allerbeste Ernte. Im siebenten Jahre, wenn sie Mannslänge erreicht hat, und weniger Blätter trägt, muß sie nach der Lese bis ganz an die Wurzel abgeschnitten werden. Es schießen alsdenn neue Zweige hervor, die mit einer größern Menge Blättern den vorigen Stamm mit großem Gewinn ersetzen. Sonst wird auch wohl mit diesem Abschneiden bis ins zehnte Jahr gezögert.

Die Fortsetzung folgt künftig.

Anekdote.

Gonsalva von Spinola wolte sich 1624 des festen Orts Oggersheim in der Pfalz bemächtigen. Er schickte zu dieser Unternehmung einen Officier mit weniger Mannschaft ab. Bei der Annäherung des Feindes flohen die Einwohner, bis auf 20 Bauern, nach Mannheim. Unter letztern befand sich ein entschlossener Schäfer, welcher in größter Geschwindigkeit die Thore schloß und die Zugbrücke aufzog, während sich auch seine kleine feigere Mitbesatzung durch eine verdeckte Pforte davon gemacht hatte. Nur seine schwangere Frau wolte die Gefahr einer Belagerung mit ihm theilen. Ein Trompeter forderte förm-

lich den Ort zur Uebergabe auf, der Schäfer trat mit der Mine eines Bevollmächtigten auf die Mauer, hörte die förmlichen Vorschläge an, und ging darauf einen Uebergabvertrag ein, nach welchem die Güter der Einwohner gesichert, und ihnen freie Uebung der evangelischen Religion zugestanden wurde. Hierauf öffnete unser Held den Feinden das Thor. Nur die Bewunderung seiner List und Entschlossenheit konnte ihren Unmuth gegen ihn besänftigen. In wenigen Tagen kam die Commandantin nieder. Gonsalva wurde Pathe des Kindes, und beschenkte die kleine Familie aufs reichlichste.

Samoverisches Magazin.

3tes Stück.

Freitag, den 8ten Januar 1790.

Geschichte des japanischen Thees, wie auch dessen Zubereitung und Verbrauch im Lande selbst.

(Fortsetzung.)

Ein guter Haushalter und Herr vieler Theestauben, muß zur Blätterlese geschickte Arbeiter auswählen. Die Blätter müssen Stück vor Stück gesammelt, nicht bei Händen voll abgestreift werden, folglich kan ein einzelner Mensch, der diese Beschäftigung nicht gewohnt ist, kaum drei Catti *) des Tages, hingegen einer, der von Jugend auf eine Fertigkeit erlangt hat, wohl neun bis zehn Catti pflücken. Die Zeit der Lese ist nicht festgesetzt; man begnügt sich auch nicht immer mit einer, sondern es müssen mehrere geschehen. Wer dreimal des Jahres sammeln will, muß die erste Lese schon gegen das Ende des Songnat, oder ersten japanischen Monats, anfangen, der vom Neumond, vor dem Frühlingsäquinoktio, es sey im Ausgang Februars oder Anfang des März, angerechnet wird. Der Blätter sind in dieser Jahreszeit

nur sehr wenig, aber diese von ausnehmender Feine, noch nicht ganz ausgefaltet, und nur zwei bis drei Tage alt. Dafür sind es auch die allerdehesten und kostbarsten, deren Seltenheit und hoher Preis sie lediglich zum Gebrauche der Fürsten und Reichen vorzuziehen, und aus eben dem Grunde sind ihnen die Benennungen Kaisers thee und Blumenthee eigen. Nie werden die Blütenstengel statt der Blätter gepflückt oder gebraucht, wie man bisher fälschlich geglaubt hat. Der Name Blumenthee kan zu diesem Irrthum Anlaß gegeben, und unwissende Reisende dazu verleitet haben. Der sinesische Theebaum, und zwar die beste und beste Sorte davon, die auch schon dort zu Lande sehr theuer ist, wird auch zu dieser Lese gerechnet. Die zweite Lese, die bei andern nur die erste ist, wird im zweiten Monat, d. h. am Ende des März und Anfang Aprils,

von

*) 12 Pfund holländisch Gewicht.

vorgenommen. Man findet mehr als, denn die Blätter, die schon ganz entblättert, mit solchen die es noch nicht sind, und sondert sie nur vor der Bereitung in verschiedene Klassen, je nach ihrer Güte und Größe. Die noch unentwickelten kommen jenen Blättchen der ersten Lese an Vorzügen ziemlich gleich, werden auch mit eben den Benennungen belegt; und sorgfältig von allen andern abgeschieden. Die letzte und reichlichste Lese (die bei andern nur die zweite ist) geschieht im dritten japanischen Monate, wo die Blätter am häufigsten und vollkommen ausgebreitet sind. Mancher läßt die Zeit der beiden ersten Lese vorbeistreichen, und hält sich allein an diese letzte. Dabei wird aber sorgfältigst die Absonderung der Blätter nach ihrer verschiedenen Güte in drei Klassen beobachtet, davon die erste Tsuban, die zweite Niban, und die dritte Sanban genannt wird; letztere enthält die härtesten, zweimonatlichen Blätter, die nur vom gemeinen Volke gebraucht werden.

Ueberhaupt wird ein dreifacher Unterschied bei den Blättern beobachtet. Die erste Art bestehet aus den jüngsten Blättchen, die nach ihrer Bereitung Ficki Tsjaa, d. i. gemahlner Thee, genannt werden, weil sie zu Pulver gemahlen und mit heißem Wasser eingeschlürft werden. Auch nennt man diese Art Udsi Tsjaa, und Tacke sakki tsjaa, nach den Orten, wo sie größtentheils gesammelt wird. Allen übrigen wird sie wegen des dortigen sehr

guten Bodens vorgezogen, und wenn sie von dreijährigen Stauden, die unter alten Baumstämmen gepflückt worden sind, denn der Boden und das Alter der Stauden tragen gleich viel zum Wachsthum und zur Größe der Blätter bei. Doch ist die Größe vielmehr ein Kennzeichen des Alters als der vorzüglichen Güte eines Blatts, so sey denn, daß damit die größte Delikatesse in der Struktur verbunden ist. Wie ich schon gesagt, ist der Sinesen Theebaum mit dieser ersten Sorte verwandt. Die zweite Art, aus alten Blättern, wird bei der Bereitung Too tsjaa, d. i. Sinesen Thee, genannt, weil die Japaner ihn auf sinesische Art bereiten. In Japan pflegen die Theehändler die Gattung mehrentheils in viererlei Klassen von verschiedener Güte und Werth zu theilen. Die erste bestehet aus jungen Blättern, die nur im angehenden Frühling gesammelt werden, wenn kaum drei bis vier, mehr oder weniger, entfaltete Blätter auf jedem Zweige sitzen. Wenn diese gehörig gereinigt worden, kostet ein Kint, wie es Fremde nennen, ein Catti, d. i. 1 Pfund holländisch. Die zweite Klasse enthält etwas ältere Blätter, sie werden in diesem oder jenem Monate gepflückt worden seyn, und ein Catti wird um sechs bis sieben Maas Silber verkauft. Die dritte Klasse hat etwas dickere Blätter, davon das Catti auf vier bis fünf Maas zu stehen kommt. Von dieser Güte ist der Thee, deren größter Markt sich in Oha nach

nach England kommt; und in Holland
jetzt fünf, sechs bis sieben Gulden lo-
st. Die erste besteht aus vermischt-
en und ohne Ausnahmst gepflanzten
Blättern, wenn jeder junge Zweig
umgekehrt zehn, und höchstens fünf
zehn Blätter giebt. Das Thee hier
von Komu auf drei Maas Silber,
wird auch mit dem Preis auf allen
Straßen verkauft; indem diese Art
von den meisten Bürgern allgemein
und täglich getrunken wird. Nichts
ist aber leichter, als daß die Blätter
an der Stange ihren Grad der Güte
schleunigst verändern, und dies geht
so weit, daß oft in einer Nacht, wenn
die Blätter verfault wird, der Ue-
bergang von einer bessern in eine schlech-
tere Klasse geschieht. Die dritte Sorte
ist Ban Tchia, diese enthält gebrü-
helter Blätter der letzten Lese, die zur
feinsten Bereitung, d. i. zum Kichu-
sein zu Aris sind. Sie wird folglich
nur eintgermaßen zum Gebrauch der
Landleute und des gemeinen Mannes
verwahrt. Man behauptet, daß die
Kaffee dieser Gattung mehr als bei
allen andern vollständig sind, und sich
weder durch langes Kochen, noch an
der Luft verlieren. Im Gegentheil
sollen die ersten Sorten, wegen ihrer
feinlichen und feibellen, ob schon vor-
züglichern Eigenschaften, nicht ohne
merklichen Schaden der Luft und dem
Kochen ausgesetzt werden.

Ich habe vorhin des Uchi tsjaa er-
wähnt, und, um nichts in dieser Be-
schreibung zu vergessen, sehe ich noch et-
was darüber hinzu. Das ist ein Thee

der fließt am Meer, nicht weit von
der Hauptstadt und Residenz des
Datvi, Mitao, in der Provinz gleich-
es Namens. Die dortige Luft ist
für den Theebau ganz besonders vor-
theilhaft, mithin wird der dortige Thee
für den besten gehalten. Dasselbst
liegt ein Berg gleiches Namens, auf
dem der Thee für den kaiserlichen
Palast gebaut wird. Ein so genann-
ter Oberhoftheemeister hat darüber
die Aufsicht, und seine Untergeordn-
ten sind beim Einsammeln und der Zu-
bereitung zugegen. Der Berg bildet
eine angenehme Aussicht. Ein Gra-
ben rund umher hält Menschen und
Thiere davon ab. Die Stämme sind
in Reihen edet allein gepflanzt, und
so wohl die Gänge als Stauden wer-
den täglich gereinigt. Die Wärter
müssen dafür sorgen, daß die Blä-
ter nicht beschmutzt werden, zu noch
größerer Sicherheit werden die meisten
einzelnen Stauden umzäunt. Wenn
die Lesezeit herannahet, müssen sich die
Sammler zwei bis drei Wochen lang
zuvor der Fische und unreinen Spo-
ren enthalten, um die Blätter nicht
mit unflätigen Odem nicht zu be-
schmutzen. Während der Lese selbst müs-
sen sie zwei bis drei mal des Tages im
Bade oder Flüsse den Leib waschen,
und dennoch dürfen sie die Blätter
ja nicht mit bloßen Händen, sondern
in Handschuhen pflücken. Nachdem
die Blätter kunstmäßig bereitet, und
in papierne Tuten gefüllt worden, wer-
den letztere in porcellanene Töpfe ge-
thun, und mit einem schleppern Thee
rund

rund herum fest gewacht. In diesem wohl verwahrten Zustande schickt sie der Aufseher des Gartens sogleich in den Palast, welches aus schuldigem Respekt für die kaiserliche Majestät nicht ohne starke Bedeckung von Goldbaren geschehen kan. Ist dieser Thee nun endlich angekommen, so wird ihm gleich ein unglaublicher Werth beigelegt. Ein Kin oder Catti wird nemlich nicht unter 30 bis 40 *Shu* mehr, oder Tael Silber, d. i. 42 bis 56 Reichsthaler verkauft. Der Oberhofschenker trägt auch kein Bedenken, in der Rechnung, die er der Cammer ablegt, einige Sorten Thee bisweilen auf eine *Obani* (ein Goldstück von 100 *Thalern*) oder vollends auf 100 Tael, d. i. 140 Reichsthaler anzusetzen, indem ein einziges porcellainen Gefäß, welches kaum drei oder vier Catti Thee enthält, in Bedeckung von 200 Mann herbei gestellet wird. Da wir am kaiserlichen Hofe von eben diesem Thee gereicht wurde, sagte der Bediente: Saurst nur recht und nach Appetit. Jedes Schälgen kostet einen ganzen *Isibo*! Der *Isibo* ist ein niedriges Goldstück, an Werth einem Dukaten gleich.

Die Bereitung bestet darin, daß die frisch gepflückten Blätter auf eisernen Platten geröstet, und wenn sie noch ganz heiß sind, mit heißer Hand auf Matten gerollt werden, um sie kraus zu machen. Das Röstn bedruct nicht nur die Blätter, sondern benimmt ihnen ihre schädlichen, dem Expir

stündigen Antheil, und macht sie so, daß man sie genießen kan. Das Rollen bringt sie nür in engern Raum, damit man sie bequemer aufbewahren könne. Diese Bereitung geschieht in jeder Stadt in öffentlichen Gebäuden, Thäts genannt, wosin jeder seine Theeblätter zum Röstn bringt, indem die wenigsten Theebauer die rechte Methode kennen, und die übrigen Instrumente selbst besitzen. Jedes Rösthaus hat 1) etliche (5, 10 bis 20) Oefen von 3 Schuhen hoch, mit einem eisernen großen, runden oder viereckigen Deckel, der so gemacht ist, daß die Seite über dem Ofenloche etwas schräge liegt, damit der Röst, dessen Standplatz auf der andern Seite ist, vor dem Feuer sicher stehen, und die Blätter beim Röstn bequem umwenden könne. Es muß daher am Rande nicht die kleinste Ritze seyn, wo etwa der Rauch aufstiege; 2) in jedem Rösthause ist ein (und in den größern mehrere) langer und sehr niedriger Tisch, oder vielmehr eine in der Seite eines Tisches aus Holz und Rosten zusammengefechte Bühne, die mit feinen Wiesenmatten bedeckt wird, worauf das Rollen der Blätter vor sich geht. Es gehören 3) viel Arbeiterleute hinein, die theils bei den Oefen auf das Röstn Acht haben, oder auf den Tischen mit untergeschlagenen Beinen stehend das Rollen bewerkstelligen. Die Blätter müssen aber ganz frisch zum Röstn gebracht werden; denn, bewachtet man sie nur auf den folgenden Tag, so werden sie schwarz beim Röstn.

Blättern, und verlieren viele Kräfte. Man bringt sie deshalb öftersmals an demselben Tage, an dem sie gesüßet worden, ins Kaffhaus, und hütet sich, daß sie nicht lange auf einem Haufen liegen, damit sie sich nicht innerlich erhitzen, und auf solche Art ebenfalls ihre Kräfte verlieren mögen. Wenn es ja einmal geschehen ist, müssen sie, so bald als möglich, aus einander gebreitet, und mit einem Besen abgekühlt werden. Mit der Bereitung selbst wird folgendermaßen zu Werke gegangen. Derjenige, welcher die Aufsicht über's Kaffhaus hat, schüttet etliche Pfunde Blätter auf den vorerwähnten Deckel, der so heiß gemacht werden muß, daß die Blätter, so bald sie ihn berühren, vermöge ihrer natürlichen Feuchtigkeit, zischen. Dieser Aufseher muß dann die Blätter auch bald nach dieser, bald nach ihrer Seite herumwenden, damit sie nicht an irgend einer Stelle sich zu sehr auf einander häufen, und ungleich gebräut werden. In Sina besonders ist es auch noch gewöhnlich, daß die Blätter der ersten Lese vor dem Brennen in kochendes Wasser während etwa einer halben Minute, oder so lange jemand dreißig zählt, gelegt werden; damit die nachtheilige Eigenschaft, welche besonders die frischen gar zu saßigen Blätter haben, ganz herausgebracht werde. Das Feuer im Ofen muß immer so gemäßiget werden, daß es gerade von demjenigen, der mit den Händen darin arbeiten muß, ertragen werden kann; und das Umwen-

den der Blätter währet so lange fort, bis die Hitze derselben für die Hände ganz unerträglich geworden ist. Als denn werden sie mit einer kleinen Schaufel, welche die Gestalt einer Pfanne hat, herausgenommen, auf eine Matte gebracht, und den Aufsehern übergeben. Von diesen nimmt dann geschwind Jeder einen Theil zu sich, wenn die Blätter noch ganz heiß sind. Sie werden aber mit beiden flachen Händen aufgerollt, und zwar mit gleichförmiger, nicht abwechselnder Bewegung, damit sie völlig gleich gebräut seyn mögen. Da die Blätter durch dieses Rollen stark zusammen gedrückt werden, so geben sie einen gelblich-grünen Saft von sich, der den Händen beinahe unerträglich heiß wird, dessen ungeachtet aber das Rollen immer fortgesetzt werden muß, bis die Blätter ganz abgekühlt sind. Denn das Kräuseln selbst kan nur geschehen, wenn die Blätter warm sind, die Figur aber, welche sie dadurch erhalten, dauert nur dann fort, wenn sie unter den Händen wieder kalt werden. In je kürzerer Zeit dieses Kälts werden vorgeht, desto besser ist es, da die Ringe, welche dadurch entstehen, alsdann desto fester haften, welche ohnedem mit Hülfe des Sträuchchens durch ein fleißiges Umrühren befördert werden. So bald die Blätter völlig abgekühlt sind, bestimt sie der Brenner, als Hauptdirektor der ganzen Arbeit wieder, (der während des vorigen anders geröstet hat, wie er nun wieder den Aufrollen giebt) um sie

nun noch einmal zu rösten, bis alle Feuchtigkeiten gänzlich ausgedünstet sind. Dieser wendet die Blätter nicht mehr nicht so unordentlich, wie vorher, sondern ganz langsam herum, damit die krausen Ringe sich nicht verlieren, welches doch, auch mit der größten Sorgfalt, bei allen nicht ganz vermieden werden kann. Ist dieses Rösten vorbei, so bekommen sie die Aufroller noch einmal wieder, die sie denn wieder auf vorige Art, aber mit ganz ungemeiner Vorsicht, aufrollen müssen. Sind endlich diese Blätter völlig ausgetrocknet, so hebt man sie zum Gebrauch auf; wo nicht, so röstet und rollt man sie abermals. Bei dem wiederholten Rösten muß man ja wohl beobachten, mit der allmählichen Abnahme der ausgedünsteten Feuchtigkeiten auch in eben dem Verhältniß das Feuer zu vermindern; sonst können die Blätter leicht verbrannt und zu schwarz werden. Einzelne Liebhaber pflegen wohl fünf, oder, wenn sie Muffe genug haben, siebenmal das Rösten mit dem Rollen abzuwechseln. Man muß aber alsdenn den Thee immer auf kürzere Zeit und bei gelindem Feuer rösten, damit er ganz allmählig und stufenweise warm werde. Um die schöne grüne Farbe zu erhalten, ist es nöthig, nach jeder einzelnen Brennung das Gefäß mit siedendem Wasser von den unreinen Ausdünstungen zu reinigen, die sich sonst wohl an den Seiten festzusetzen, und den neu eingebrachten Thee zu verunreinigen pflegen. So bald die

Blätter hinlänglich getrocknet sind, was den sie auf dem mit Matzen bedeckten Boden gelegt und so wie die frischen Blätter vor der Zubereitung in Kisten getheilt wurden, eben so werden sie auch jetzt nochmals wieder sehr streng untersucht, um die zu dicken, unzerstückt aufgerollten und zu sehr gebrannten in die letzte Classe abzusondern. Die Blätter von der Gattung des Thees Ficki, müssen noch etwas trockner geröstet werden, um nachher von dem Zermalmer desto besser gehandhabt und in Mehl mit leichterem Mühe verwandelt werden zu können. Ganz zarte und junge Blätter werden zuerst in siedend heißes Wasser gelegt und dann auf einem größern über Kohlen ausgebreiteten Papier getrocknet. Wegen ihrer ausnehmenden Kleinheit, rollt man sie gar nicht auf. Die Bauern pflegen ihren Thee in irdenen Töpfen nur einige mal zu rösten, und ihn überhaupt weniger geschickt zu bearbeiten. Und doch ist der Thee, welchen sie auf diese Art erhalten, nicht von der allerschlechtesten Gattung, ob sie ihn gleich, weil er ohne viele Kunst bereitet ist, für sehr geringen Preis an das Volk abzulassen können. Ist der Thee einige Monate aufbewahrt, so nimt man ihn, mehrerer Sicherheit wegen, wieder aus seinen Behältnissen, und röstet ihn von neuem bei einem sehr gelinden Feuer, um die noch etwas zurückgebliebenen, oder in der Zwischenzeit hinzugekommenen Feuchtigkeiten ganz wegzunehmen. Der Gang auf

lan

man ihn ohne alle Gefahr der Verderbniß, wieder verschließen. Die Theearbeiter halten selbst ihre Geschäfte für sehr unglücklich, weil es eine der kleinften Sachen im Lande angeht, und doch eine so ermüdende Arbeit fordert, die ganz wider die Gesetze der Natur, auch des Nachts verrichtet werden muß.

So bald der Thee hinlänglich gekostet und wieder kalt geworden ist, muß er wieder verschlossen und sorgfältig vor der Luft bewahrt werden. Seine ganze Erhaltung beruht hierauf, weil die Luft in dem warmen Klima die feinen und geistigen Kräfte des Thees weit stärker und leichter zerstreuet, als in unserm kalten. Der zu uns nach Europa gebrachte Thee hat auch, meiner Meinung nach, seine feinsten Salze schon verloren. Denn ich finde hier weder den ausnehmend angenehmen Geschmack, noch die Kraft des Thees, den Geist zu erheitern, die ich bei dem Genuß desselben in seinem Vaterlande empfunden habe. In Sina macht man die Theebüchsen aus einem ziemlich schlechten Hirschblich, die, wenn sie etwas groß sind, noch rund umher mit einer andern Büchse von Nichtenholze umgeben, und worin alle Ritzen von innen und außen mit Papier verstopft werden. So bewahrt wird der Thee über das Meer in andere Länder gesandt.

Die Japaner dagegen pflegen ihren Vorrath von gemeinem Thee in großen irdenen Töpfen aufzubewahren, die eine sehr enge Oefnung haben.

Die köstlichen Sorten aber, welche nur für den Kaiser, und die Fürsten bestimmt sind, werden meistens in porcellänen Gefäßen, und besonders, (wenn sie anders zu haben sind) in den ungemein kostbaren und ihres Alters wegen berühmten Gefäßen aufbewahrt, welche man Maatsubo nennt. Man glaubt von denselben, daß sie nicht nur den Thee aufzubewahren, sondern auch seine Kräfte zu erhöhen dienen, und daher der Thee desto köstlicher und besser sey, je länger er in diesen Gefäßen aufbewahrt worden. Auch der ganz in Staub verwandelte Thee, oder Jicki Tsja, wird in diesen Gefäßen ganze Monate lang aufbewahrt, ohne seine Kräfte zu verlieren. Ja, man sagt, daß Thee, welcher der Luft ausgesetzt, seine Kräfte verlohren hatte, sie in diesen Gefäßen völlig wieder ersetzt erhalten. Die Großen des Landes suchen daher auch für den höchsten Preis Gefäße dieser Art zu bekommen, und für die kostbarsten unter denselben hält man diejenigen, die zum Thee gebraucht werden, die meistens mit ganz besonderer Pracht verfertigt sind. Dieser Vorzüge wegen, scheint es mir wohl der Mühe werth, hier noch eine besondere Nachricht von diesen Gefäßen zu geben, welche man auch sonst nirgend findet.

Maatsubo heißt ein wahrer und echter Topf, mit welchem Ausdruck man die kostbarste Gattung von Gefäßen anzeigen will. Man hat dieselben seit dem höchsten Zeite aus dem

sein

feinsten Thee auf Maurigassima, u. d. der Insel Macti, gewächst; welche die Eldter wegen der widerbärtigen Sitten ihrer Bewohner (wie man erzählte) in den Grund des Meers versenkt haben, daß man jetzt keine Spur mehr von derselben siehet, außer einige klippige Felsen, die über das Meer hervorstehen. Sie lag nahe bei Tejovaa oder Formosa, wo ihre Stelle in unsern Seekarten mit Punkten und Sternchen bemerkt ist, um einen wegen der Untiefen und Klippen gefährlichen Ort anzudeuten. Die Geschichte der Insel erzählen nun die Sinesen auf folgende Art: Maurigassima war eine bei den Alern, ihres ausnehmend fetten Bodens wegen, sehr beschätzte Insel, unter deren Produkte auch besonders eine sehr kostbare Thon-erde gehörte, aus welcher die Porzellan-gefäße (bei den Alern *vasa myrhim*) verfertigt wurden. Der Genuß der Einwohner durch diese Fabrik war so ausnehmend groß, daß Luxus und Pracht auch bald bei ihnen sehr hoch stiegen. Hieraus entstanden die Laster, welche gewöhnlich Folgen des Luxus zu sehn pflegen, und besonders auch Verachtung der Religion. Diese beleidigte dann die Eldter auch so sehr, daß sie in einem unabänderlichen Rathschlusse beschloßen, die ganze Insel durch eine Ueberschwemmung untergehen zu lassen. Dem Regenten der Insel Peiruan, einem frommen Mann von unsträflichem Wandel, wurde dieser Rathschluß im Traum göttlich offenbart, mit der Erinnerung, daß er, um

sein Leben zu retten, auf einem leichten Schiff sich flüchten mögte, so bald er bemerkte, daß die zwei vor dem Tempel niedergesetzte Götzenbilder eine ganz rothe Gesichtsfarbe annahmen. Diese Götzenbilder waren von Holz gemacht, von Riesengröße, und hießen Injo, auch Niro, und Nwon. Der eine war über die Zeugung, der andere über die Verwesung gesetzt; das eine deutete den Himmel und das thätige Principium, das andere die Erde und das leidende Principium an. Das eine, glaubte man, öfne und gebe, das andere verschließe und nehme. Jedes dieser Bild hatte ein Löwengesicht mit einer Krone vorn auf der Stirne, und hielt einen kurzen Stab als Zeichen kaiserlicher Hoheit, den eine Schlange umschlingt. Aber das eine Bild (Ja) hielt diesen Stab aufrecht in der rechten Hand, das andere (Jo) in der linken, dicht an die Hüfte gedrückt. Eine vom Wind bewegte Linde umgiebt wohlend den Körper, doch sind Brust und Glieder ganz nackt. Das erste Bild hatte den Mund weit geöffnet, das andere ihn stark zusammengedrückt. Ihre Namen haben auf ihre Stellung und angeblichen Geschäfte Beziehung. Das erste nennen die Gelehrten In, Ji und A, gewöhnlicher aber Kikkiss woo, das andere Jo, wo und wun oder gewöhnlich Dongoo woo. Diese Götzenbilder nun waren (nach der noch jetzt üblichen Sitte) in den Vorhof des Haupttempels gestellt, und sollten das Zeichen des bevorstehenden Untergangs geben.

Der Schluß folgt künftig.

Sannoverisches Magazin.

4tes Stück.

Montag, den 11ten Januar 1790.

Geschichte des japanischen Thees, wie auch dessen Zubereitung und Verbrauch im Lande selbst.

(Schluß.)

Da der König Peirumu nur, seiner Offenbarung gemäß, die zu erwartenden Strafen und den Untergang verkündigte; so verursachte er nur ein allgemeines spöttisches Lachen, und zog sich selbst, als einem abergläubischen Manne, die Verachtung seiner Untertanen zu. Ein leichtsinniger Kopf, unter demselben schlich sich einst in der Nacht, ohne von Jemandem bemerkt zu werden, an die Götzen, und bestrich ihre Gesichter mit rother Farbe. Wie der König dieses sah, und keine menschliche Bosheit, sondern das geweißagte göttliche Zeichen in der veränderten Farbe vernahmte, flüchtete er sich ängstlich mit seiner Familie von der Insel nach der nächsten Provinz des südlichen Sina, Foktsju. Der Spötter und seine Gefellen befürchteten hiervon nichts Böses, und so wurde bald darauf diese ganze Nation von Ungläubigen mit der Insel, und einem ausnehmend reichen Vorrath der

kostbarsten Porcellangeräthe, von den Welken verschlungen. Die südlichen Sineser pflegen das Andenken dieser Begebenheit jährlich durch ein festerliches Fest zu erneuern, da sie in dem Meerbusen, Flüchtlingen gleich, hin und her fahren, und den Namen des verstorbenen Regenten Peirumu ausrufen. Sie haben auch nachher dieses Fest im westlichen Japan eingeführt.

Man holt jetzt diese kostbarsten Porcellaingefäße bei der Ebbe aus dem Grunde des Meers hervor, wo sie sich auf dem Felsen festgesetzt haben. Sie müssen aber von demselben mit vieler Vorsicht abgelöst werden, das mit sie nicht zerbrechen. Durch die Conchylien, welche sich fest angesetzt haben, sind diese Gefäße meistens sehr verunstaltet. Man läßt zwar dieselben auch davon trennen, aber doch nicht ganz, sondern kleine Stücke daran, welche die Richtigkeit beweisen. Die Gefäße selbst sind ausnehmend

fein,

sehn, durchsichtig, von etwas ins Grüne spielender weißer Farbe, und haben meistens die Gestalt einer Weinflasche mit einem kurzen engen Halse, als wenn sie schon in jenen alten Zeiten zur Aufbewahrung des Thees wideren bestimmt gewesen. Die Kaufleute aus der Provinz Foktsju, bringen sie (aber sehr selten) nach Japan, und erhandeln sie von den Läufern, die sie aus dem Meerzunde geholet haben. Die allerschlechtesten Gefäße dieser Art werden etwa für zwanzig, die von mittler Güte für hundert, auch wohl zwei hundert, und die recht großen, welche gar keinen Fehler haben, für 3, 4 bis 5000 Taik verkauft. Aber Gefäße von dieser Güte unterkriecht sich Niemand, als der Kaiser, zu kaufen. Man sagt, daß derselbe von seinen Vorfahren solche Stücke geerbt habe, die mit keinem Golde zu bezahlen wären, und die daher auch den ersten Platz in der kaiserlichen Schatzkammer einnehmen. Sehr selten findet man indessen diese Gefäße ohne Risse, oder ohne daß etwas davon zerbrochen wäre. Die Arbeiter aber wissen diese Risse mit einer falschen Materie so auszufüllen, daß auch das schärfste Auge und keine Kunst vermuthend ist, den Fehler zu entdecken. Nur wenn man ein solches Gefäß 2 bis 3 Tage in heißem Wasser kocht, wird endlich die zugesetzte fremde Materie aufgelöst. Und dies mag denn von den Maatsubo, den kostbarsten Theebehältnissen, genug seyn.

Die schlechteste Gattung Thee, Bantsja, leidet von der freien Luft lange nicht so viel, als die andern Sorten, weil seine Kräfte nicht so flüchtig, aber auch weit geringer sind. Sie fordert daher auch keine so sorgfältige Aufbewahrung. Die Landleute verwahren dieselbe, so wie ihren Thee überhaupt, in Strohschläuchen, welche die Form von Boutellen haben. Sie pflegen dieselben unter ihre Rauchlöcher zu legen, damit sie vom Rauche durchstrichen werden, der, wie man glaubt, die Kräfte des Thees sehr concentrirt und erhält. Man hält auch dafür, es gäbe dem Thee einen besonders angenehmen Geschmack, wenn man ihn mit Blättern von der *Artemisia vulgaris*, oder mit jungen Blättern von der Pflanze *Sa-sangqua* verwahre. Andere wohlriechende Sachen aber sollen bei dem Thee nicht gut seyn.

Bei dem Gebrauch des Thees ist eine dreifache Vereitung desselben bekannt. Die erste ist die feinste, die der Infusion nemlich, da man über ganze Theeblätter heißes Wasser gießt, das, wenn es die Kraft der Blätter eingezogen hat, alsdenn heruntergeschleift wird. Diese Mode ist aus Sina in unsere Westländer übergebracht, und schon auch unter unsrer Völke so bekannt, daß es keiner weitern Beschreibung derselben bedarf.

Die andere Vereitung geschieht auf folgende Art. Man zermalmet die Blätter auf einer Handmühle, die aus einem schwarzen Serpentinstein gemacht

gemacht ist, zum feinsten Pulver, den Tag vorher, oder noch denselben Tag, da man den Thee genießen will; vermische dieses alsdann mit heissem Wasser, und schöpft es wie einen dünnen Brei ab. Man nennt ihn *Boi Tsja*, d. i. dicken Thee, in Vergleichung mit dem dünnen, den man durch die Infusion bekommt. Unter allen Großen, Fürsten und Reichem in ganz Japan (aber auch wohl nur hier allein) ist es üblich, den Thee auf diese Art zu genießen. Man verfährt dabei folgendermaßen: der Theerand wird in einer Wanne gebracht, und diese nebst den übrigen nöthigen Geräthen, der Theegesellschaft vorgelegt. Sodann wird das Behältniß geöffnet, und auf jeden kleinen einzelnen Teller, der mit heissem Wasser angefüllt ist, mit einem gleichfalls kleinen, ausnehmend niedrigen hölzernen Löffel eine Portion gelegt, die etwa so viel beträgt, als man auf einer Messerspitze fassen kan. Diese wird alsdenn mit einem sehr künstlich gepackten Instrument so lange umgerührt und gepreßt, bis sie anfängt zu schäumen, und dann dem Gast überreicht, der sie noch ganz warm niederhineinfen muß.

Die dritte Art von Verrettung ist endlich das Kochen, welches fast den ganzen Tag durch bei den gemeinen Bürgern und Bauern üblich ist. Einer von den Hausgenossen nemlich, muß noch vor Tagesanbruch aufstehen, und auf dem Herde einen eisernen Kessel aufhängen, der mit Was-

ser angefüllt ist. Entweder thet daselbe gekocht hat, oder nachher, wirft man zwei, drei und (nach der Zahl der Hausgenossen) noch mehr Handvoll Blätter *Ban Tsja*, hinein; auf diese wird alsdann ein Korb von der Figur und Größe des Kessels, gestellt, der diesen ganz ausfüllt, und die Blätter auf dem Boden preßt, damit sie hernach bei dem Ausschöpfen nicht hinderlich werden. Dieser Kessel ist nun für alle Hausgenossen die allgemeine Quelle, um den Durst zu löschen; zu der jeder, nach Belieben freien Zutritt hat. Ein Schöpfloß mit einem kleinen Teller hängt daneben. Auch ist kaltes Wasser zur Hand, daß man damit immer die Theeinfusion unterhalten, und sie nach Gefallen schwächen, auch bei heftigem Durst einen starken Trunk ohne Zeitverlust nehmen kann. Andere lassen den Korb ganz weg, und kochen den Thee in einem kleinen Sack, welches denn in Absicht der Wirkung, auf eins hinausläuft. Man kocht aber so keine andere Gattung von Thee, als die *Ban tsja*, weil die Kräfte derselben mehr in den faserigten Theilen enthalten sind, und nicht wohl anders, als durch ein starkes Kochen heraus gepreßt werden können. Man erfordert eine ganz besondere Kenntniß zum Theeberaten, und zum Präserviren desselben in einem guten Geschick einen gewissen eigenen Anstand, wobei es in der That nicht sowohl auf die Sache selbst, als auf die Mode und das Herkommen ankömmt. Diese

Kunst heißt Sade oder Tshanoi, und es giebt ganz eigene Lehrer, welche die Kinder beiderlei Geschlechts in dem Tshanoi unterrichten. Dies Wort bedeutet: einer Theegeellschaft beizohnen, und auf eine wohlstandige und lobenswürdige Art den Thee präsentiren. Dies muß in Japan erlernt werden, so wie man in Europa etwa transchiren, auf eine gute Art Gerichte präsentiren, Tanzen u. d. gl. lernt.

Die armen Handwerker (besonders in der Provinz Nara) pflegen auch wohl mit dem Theewasser (sowohl dem gekochten, als bloß aufgegossenem) ihren Reis, das Hauptnahrungsmittel dieser Nation, zu kochen. Man sagt, daß er dadurch mehr Nährendes und Sättigendes bekomme, so, daß man mit einer Portion des auf diese Art verbesserten Reises, so weit reiche, als sonst mit drei.

Von den Theeblättern der schlechtesten Sorten macht man auch noch einen äußern Gebrauch, wenn sie zum innern zu alt und verderbt sind. Man färbt nemlich seidene Zeuge damit kastanienbraun. Bloß in dieser Absicht wird jährlich eine große Menge Theeblätter aus Sina nach Gutscherat (in Ostindien) gebracht.

Ich habe schon gesagt, daß die Theeblätter eine betäubende und betörendende Kraft haben. Diese muß durch ein langsames und anhaltend fortgesetztes Brennen vertrieben werden. Doch kam dieses nie so voll-

ständig geschahen, daß nicht immer etwas dem Gehirn nachtheilige Eigenschaft zurück bleiben sollte, die sich aber in Zeit von zehn oder noch mehr Monaten von selbst verliert und milbert. Nach diesem Verlauf setzt der Thee die Lebensgeister nicht mehr in unruhige Bewegung, sondern reizt sie vielmehr auf eine höchst angenehme Art; macht die Organe geschmeidig, und erheitert die Seele. Wenn der Thee noch kein volles Jahr alt ist, hat er zwar den allerangenehmsten Geschmack, aber in Menge genossen, verwirrt er das Haupt, und hat Gliederweh zur Folge. Der beste, delikateste und seelenerfreuendste Thee ist derjenige, welchen eben ein Jahr alt ist. Kein Japaner trinkt ihn auch jünger, außer mit einer gleichen Portion älterm gemischt.

Die guten Wirkungen des Thees sind kurz folgende. Er vertheilt die Verstopfungen in dem Dämen, reutigt das Blut, und löset besonders die gichtische und Steinmaterie auf. Dieser letztere Vortheil ist so groß, daß ich in Japan unter den Theerinkern niemals einen mit Podagra oder Steinschmerzen Behafteten gefunden habe. Die Europäer würden wohl eben diese gute Wirkung des Thees bezüßeln, wenn sie nicht schon einen ursprünglichen Keim dieser Uebel, und eine fast unüberwindliche Disposition zu denselben in ihren Körpern hätten; und dieselbe noch oben drein mit faurem Weinen, Bier und gesalzenem Fleisch unterhielten. Indessen wollen auch in Japan die Liebhaber des indischen

sich Melobites, (die Sineser nennen es Sampsu, die Japaner Sacki) dem Thee wenig gute Wirkung zugesetzt, außer nur die, daß er das kühle Wasser etwas verbessere, und die Gesellschaft guter Freunde besser zusammen halte, um beim Thee Eins mit einander zu plaudern. Jedoch findet man unter diesen Feinen Feinden nicht selten mit laufender Gicht und Strangurie geplagte Personen a).

Einige haben auch statt des Thees die Veronica oder Myrtus Brabantica gebrauchen wollen, aber nicht mit gewünschtem Erfolg. Bis jetzt kennt man noch keine Pflanze, deren Infusion, oder mit derselben gekochtes Wasser, in solcher Menge genossen, den Magen so wenig beschwerte, so leicht wieder abginge, und die erschlasten Lebensgeister so geschwind wieder herstellte und belebte. Am sichersten mögts vielleicht derjenige etwas Aehnliches entdecken, der mit den wahren Thee's giftigen Eigenschaften bekannt Pflanzen Versuche machte, wenn er sie nemlich erst vorher gehörig verbessert hätte. Aber die Europäer haben diese Kenntniß noch nicht; giftige Pflanzen sind ihnen so verhasst, daß sie fast schon zurück fahren, wenn sie nur den Namen hören; und sogleich befürchten, in den schändlichen Verdacht der Giftmischnerei zu kommen,

wenn sie sich damit beschäftigen, die verborgenen Kräfte solcher Pflanzen zu erforschen b). Die geistvollen Brachmanen verstehen diese Kunst besser. Sie wissen aus der Datura, dem Moha (dessen edlen Saft unsere Weisheitsgelehrten den Giften beizusetzen, S. Gothofr. ad L. 3. ff. ad Leg. Corn. de Sic.) und anderen solchen Pflanzen ihres Bodens, die heilsamsten Mittel zu bereiten, um eine angenehme Vergessenheit zu bewirken, Traurigkeit aus der Seele zu bannen, und alle und jede schönen Ideen in derselben entstehen zu machen. Und diese Kunst ist durch eine lange Erfahrung bei ihnen bewährt gefunden. Sie pflegen diese Säfte auch oft in Form eines Latwerge zu geben.

Als schädliche Eigenschaften des Thees werden von den Japanern folgende angeführt: Der Genus des Thees schwächt allemal die Wirkung der Arzneimittel. Bei endemischen Krankheiten ist er besonders schädlich und sehr zu vermeiden. Ganz junger Thee bezunruhigt und vertreibt allemal das Gehirn, und nach gewisser Erfahrung ist er besonders in Augenkrankheiten höchst schädlich.

Ein alter sinesischer Arzt sagte mir von den Fehlern des Thees folgendes: Wer den ganzen Tag einen stark abgezogenen Thee trinken wolte, der würde

D 3.

a) Von dem Schaden des übermäßigen Gebrauchs des Thees. siehe Zimmermann: Ueber die Erfahrung in der Arzneikunst, B. 4. Cap. 7. S. 171.

b) Dieser Vorwurf trifft unsere Ärzte nicht mehr.

würde die Grundkraft seines Lebens angreifen, die in dem gehörigen Verhältnis der warmen und fruchten Theile besteht. Eben dieses würde, aber gerade aus dem entgegen gesetzten Grunde, derjenige thun, der zu viel fetter Sachen, und besonders Schweines-

fleisch (das Hauptgericht des feinsten Tisches) täglich genießen wolle. Beides zu verbinden ist dagegen gar nicht schädlich, sondern vielmehr das zuverlässigste Mittel, Leben und Gesundheit zu erhalten.

Beitrag zu den Versuchen mit den zum Gerben brauchbaren Gewächsen.

Unter den Pflanzen, welche im 94^{ten} Stück dieses Magazins vom v. J. als brauchbare Materialien zum Gerben der Viehhäute empfohlen werden, ist auch das *Ledum palustre*, Linn. Rosmar. Sylv. Aienpast, wü. der Rosmarin, Mottenkraut mit angeführt, und das 95^{te} Stück erwähnt eines damit gemachten Versuchs, welcher die Brauchbarkeit dieser Pflanze bewährt hat.

Schon vor mehr als 30 Jahren sahen einsichtsvolle Männer den Mangel voraus, welcher an Eichenborke überlantz oder lang entstehen müßte, und gaben sich Mühe, auf diesen Fall für ihre Nachkommen, unter andern einheimischen Pflanzen Surrogate der Eichenborke ausfindig zu machen.

Ein verdienstvoller schon vor mehreren Jahren verstorbener Beamter im Lüneburgischen, der auf alles, was gemeinnützig war, seine Aufmerksamkeit mit Patriotismus verwendete, stellte mit dem wilden Rosmarin, welcher in pflanzlichen Gegenden unter dem Na-

men Post allgemein bekannt ist, vorzüglich Versuche an, welche die Erwartung davon vollkommen befriedigten, und theilte seine Beschreibung von dem beobachteten Proceß u. dessen Erfolg in dem 12^{ten} und 21^{ten} Stück der hannoverschen nützlichen Sammlungen vom Jahre 1757 mit. Ich habe das vorgedachte 12^{te} Stück nicht zur Hand, sondern besitze nur das 21^{te} Stück, welches in Beziehung auf jenes einige Verbesserungen und Berichtigungen angiebt.

Das Jahr 1757, worin der Krieg ausbrach, war solchen Unternehmungen, Versuchen und Nachforschungen nicht günstig, welche Ruhe und Muße des Friedens erfordern.

Der Krieg dauerte 7 Jahre, und nach hergestelltem Frieden machten die fühlbaren Folgen eines lange im Lande gehaltenen Krieges noch in den nächsten Jahren so viele Berufsgeschäfte, daß der Verfasser vorgedachter Beschreibung der Neigung, seine ersten Versuche zu mehrerer Vollkommenheit zu bringen, nicht folgen konnte.

Das

Das Publikum hatte in 10 unruhigen Jahren diese Angelegenheit ganz vergessen, und nach 32 Jahren erinnerte man sich einer Sache noch weniger, die man damals in einer periodischen Schrift gelesen hat. Auch mir würde sie ohne die Eingangs bemeldete Veranlassung nicht in das Gedächtniß zurück gekommen seyn, wenn ich nicht ein Augenzeuge der damaligen Versuche und ihres guten Erfolgs gewesen wäre, wannenher ich glaube, denjenigen, welche sich bei einer so gemeinnützigen Angelegenheit interessieren, einen angenehmen Dienst zu leisten, wenn ich sie auf jene im Jahre 1757 gemachte Beschreibungen aufmerksam mache.

Der Post wächst ohne alle Kultur, in moorigten nassen Orten sehr häufig, so, daß große Räume in moorigten Heiden damit bedeckt sind; die abgeschnittenen Stauden wachsen in zwei Jahren so hoch heran, daß sie alsdann schon wieder brauchbar sind, und da der Post zum Bereiten des Leders von aller Art sehr vortheilhaft zu gebrauchen ist; so hat dieses Material vor vielen andern, welche das 94te Stück des vorigjährigen Magazins be-

meldet, viele Vorzüge, zumal ich nicht weiß, daß diese Staude sonst zu irgend einem Gebrauch verwendet wird.

Im vorigen Jahrhundert und im Anfange des gegenwärtigen gaben die Brauer ihrem Bier mit dem Post diejenige Stärke, welche sie demselben mit Korn nicht geben wolten oder konnten.

Er berauschet wenigstens sehr, war daher der Gesundheit nachtheilig, und da dessen Gebrauch beim Biere, so gut es auch die Brauer damit meinen mochten, um den Kornverbrauch dadurch zu vermindern, in den Verordnungen vom 1710 und 1723 bei hoher Strafe verboten worden;

So vermute ich, daß in unsern aufgeklärten Zeiten aller Gebrauch des Postes ganz aufhöre. Es ist also, um ein so nützliches Kraut nicht ganz ungebraucht zu lassen, ein Bewegungsgrund mehr, daß Werkverständige die Versuche mit dem Post wiederholen und verbessern.

Durch Versehung mit andern Materialien läßt sich die Wirkung wahrscheinlich derjenigen gleich machen, welche die Eichenborke hat.

W. M.

Beiträge zur Kenntniß des Charakters und der Sitten der Türken und Griechen.

(Aus den Memoiren des Baron von Lott.)

Der französische Gesandte (erzählte der Baron von L.) gab einmal den in Constantinopel wohnenden Europäern von seiner Bekanntschaft ein Fest, wozu auch einige vornehme Türken eingeladen wurden. Einer von diesen

Diesen fragte mich, als der Ball mit einer Manier sich eröffnete, wer der Tänzer sey? Es ist der schwedische Gesandte erwiderte ich. — Der Türke wollte mir durchaus nicht glauben, bis ich es ihm zu wiederholten malen versicherte, worauf er sehr nachdenklich ward. Die Menuet hörte auf, und es folgte eine andere. Nun abermals die Frage: Wer jetzt tanzt? Der holländische Ambassadeur! — Nein, sagte der Türke, diesmal glaub ich Ihnen nicht. Ich will es noch zugeben, daß der französische Ambassadeur reich genug ist, einen Minister vom zweiten Rang tanzen zu lassen; aber wie ist es möglich, daß er einen solchen Dienst von einem Ambassadeur erhalte? Ich gab mir alle Mühe, ihn zu belehren, daß diese Minister nicht gemeinliche Tänzer wären, sondern daß das Fest ihnen zu Ehren angestellt sey, daß sie zu ihrem Vergnügen tanzen und der französische Ambassadeur selbst noch tanzen werde. Aber kaum kont ich ihn davon überreden. Inzwischen zog schon etwas anders die ganze Aufmerksamkeit meines Türken auf sich. Ich sehe, rief er, Ihre Gemahlin nicht mehr. Doch, da kommt sie, aber es spricht Jemand mit ihr. Ellen Sie doch geschwind hin, dem Gespräch ein Ende zu machen? — Und warum? sagte ich. — Er erklärte sich deutlicher, und ich war schon im Begriff, ihn zu beruhigen, als Marianne von Tott, immer das Gespräch

unterhaltend, in den Speisesaal herein ging, und wir sie nicht mehr sahen. Nun verlor der Türke alle Geduld, stand auf, und zog mich mit sich fort. Ich ließ mich von ihm führen, und der Anblick verschiedener Tische, an denen Frauenzimmer und Herren mit einander spielten, war es wohl nicht, was seine Freundschaft meinerwegen in Sorgen gesetzt hatte. Das Essen ward aufgetragen, und da mein Freund sah, daß die Gesellschaft sich an verschiedene Tische theilte, so waltete er fortgehen. Man merkte es ihm deutlich genug an, daß er jetzt noch ernstlicher, als vorher, benruhigt sey. Ich redete ihm zu, das Fest bis zu Ende abzuwarten. — Hastig sagte er: Es ist alles aus, sie fangen an zu trinken! Wollen wir gehen? Und wenn ich Ihnen rathe darf, so nehmen Sie Ihre Gemahlin mit! Ich verstehe Sie, erwiderte ich; aber sehn Sie völlig ohne Sorgen, es wird alles viel ruhiger ablaufen, als Sie meinen. Auf mein Zurufen ließen sich meine Neugierigen bei den Tischen vorbei zu derjenigen führen, auf welcher für sie angerichtet war. Einige Gläser liqueur machten ihnen Muth, ihre Bedenklichkeiten verschwanden, und sie blieben bis Morgens. Beim Abschiede äußerten sie, wenn ein solches Fest unter ihnen angestellt würde, so dürfte es sich wohl wohl ohne dreißig Todtschläge endigen.

Hannoverisches Magazin.

6tes Stüd.

Montag, den 18ten Januar 1790.

Retrölogium der Stadt Hannover vom Jahre 1789.

Die Veranfassung, Einrichtung und Absicht der hier folgenden Tabelle, ist im 6ten Stücke dieser Blätter vom Jahre 1789 angegeben worden; wo auch eine ähnliche Tabelle vom Jahre 1788 sich befindet, deren Vergleichung mit der hier folgenden, vornemlich in Rücksicht auf die so höchst verschiedene Witterung in diesen beiden Jahren, und deren Einfluß oder Nichteinfluß in den verschiedenen Monaten auf Gesundheit, Krankheit und Sterblichkeit, zu mancherlei Beobachtungen Anlaß geben kan.

Tabelle über die Gestorbenen in der Stadt Hannover im Jahre 1789. nach der Jahreszeit, dem Alter und Stande der Verstorbenen.

Jahres- Wochen	Kinder unter 15 Jah- ren	Unverheirathete von 15 Jahren und älter		Ehe- männer	Ehe- frauen	Witwer	Witwen	Ganze Summe der Woche
		männlich	weiblich					
1te Woche								
2 3 Tage	1	—	—	1	1	—	—	3
2te Woche	6	2	1	1	1	—	1	12
3te Woche	4	—	2	1	2	1	1	11
4te Woche	9	1	2	3	3	2	2	22
5te Woche	9	—	2	2	—	1	1	15
6te Woche	8	1	—	1	1	1	1	13
7te Woche	8	3	1	1	3	—	1	17
8te Woche	—	2	1	1	1	—	1	6
Summa	45	9	9	11	12	5	8	99

Jahres- Wochen	Kinder unter 15 Jah- ren	Heirathen von 19 Jahren und älter		Ehe- männer	Ehe- frauen	Witwer	Witwen	Samm- Summe der Woche
		männlich	weiblich					
Transport	45	9	9	1	12	5	8	59
9te Woche	5	2	1	—	—	1	—	9
10te Woche	3	2	4	—	2	2	—	11
11te Woche	3	—	1	1	3	1	2	12
12te Woche	6	1	1	2	2	1	1	14
13te Woche	3	1	—	1	—	1	2	8
14te Woche	5	—	2	1	3	—	—	11
15te Woche	4	1	—	2	1	—	—	8
16te Woche	7	1	1	—	1	—	4	14
17te Woche	3	1	1	—	2	—	1	8
18te Woche	4	1	1	1	1	1	1	10
19te Woche	—	1	—	—	5	1	1	8
20te Woche	5	—	2	3	—	—	—	10
21te Woche	5	—	—	2	1	—	2	10
22te Woche	4	—	1	3	1	1	1	11
23te Woche	6	1	—	2	—	1	—	10
24te Woche	5	—	—	3	—	1	1	10
25te Woche	3	—	—	1	2	—	—	6
26te Woche	2	—	1	2	2	—	2	9
27te Woche	2	—	—	1	—	—	2	5
28te Woche	1	—	—	—	2	1	—	4
29te Woche	3	—	—	1	1	1	1	7
30te Woche	3	—	1	2	—	1	—	7
31te Woche	3	1	—	1	3	1	1	10
32te Woche	7	1	1	—	—	—	1	10
33te Woche	1	—	1	1	1	1	—	5
34te Woche	1	—	—	1	1	—	1	4
Latus	139	23	28	42	46	20	33	331

Jahres- Wochen	Kinder unter 15 Jah- ren	Unverheirathete von 15 Jahren und älter		Ehe- männer	Ehe- frauen	Witwer	Witwen	Ganze Summe der Wochē
		männlich	weiblich					
Transport	139	23	28	42	46	20	33	331
35te Woche	3	—	—	1	—	—	—	4
36te Woche	4	—	1	—	1	—	—	6
37te Woche	5	—	1	1	—	1	—	8
38te Woche	4	—	2	—	1	—	2	9
39te Woche	3	—	1	1	—	1	1	7
40te Woche	6	—	1	—	1	—	3	11
41te Woche	6	—	1	3	2	1	—	13
42te Woche	8	1	1	3	2	—	3	18
43te Woche	5	—	1	1	—	1	2	10
44te Woche	1	2	—	2	—	—	1	6
45te Woche	3	2	1	1	—	2	2	11
46te Woche	6	1	1	—	1	—	2	11
47te Woche	1	1	—	1	2	1	1	7
48te Woche	11	1	—	—	1	—	2	15
49te Woche	3	—	2	—	2	—	3	10
50te Woche	5	—	—	—	1	—	1	7
51te Woche	4	—	—	2	2	1	—	9
52te Woche	—	—	—	—	—	—	—	—
1. Tage	6	—	4	3	3	1	1	18
Summa	223	31	45	61	65	29	57	511

In Vergleichung der Hauptsomme gegen voriges Jahr, hat sich die Mortalität folgendergestalt verhalten:

	1788	1789
Es sind gestorben: Kinder unter 15 Jahren —	288	223
Unverheirathete von 15 Jahren und älter, beiderlei Geschlechts —	82	76
Ehemänner —	66	61
Ehefrauen —	68	65
Witwer —	17	29
Witwen —	71	57
Summa —	592	511

Es sind also in allem in dem eben abgelaufenen 1789ten Jahre 81 weniger gestorben, als im Jahre 1788; und da 500 die Proportionalzahl der jährlich Sterbenden in dieser Stadt ist: so folgt, daß das Jahr 1789, in Rücksicht auf die Sterblichkeit, zwar nicht zu den guten, aber auch nicht, wie das Jahr 1788, zu den schlechten, sondern zu den mittelmäßigen zu rechnen sey. Daß aber jenes Jahr 1788 zu den schlechten in dieser Rücksicht gehöret, hat die außerordentliche Winterkälte nicht veranlassen. Denn, vom 24ten November 1788 bis zum Schlusse dieses Jahrs, wo die außerordentliche Kälte ununterbrochen herrschte, starben 60 Personen allerlei Alters und Geschlechts; hergegen in eben diesem Zeitraume des Jahrs 1789, wo die außerordentlich gelinde und weiche Witterung ununterbrochen herrschte, starben fast gerade eben so viele, nemlich 59 Personen. Eine fernere Vergleichung der beiden Winter in dieser

Hannover,
im Jenner 1790.

Hinsicht, läßt sich vor dem Schlusse des gegenwärtigen Jahres nicht aufstellen; wird aber sodann vielleicht erfolgen.

Blattern und Ruhr haben zwar im Jahre 1789 auch grassirt; sind aber in Vergleichung mit dem Jahre 1788, sehr wenig tödlich gewesen. Es starben nemlich

	im Jahre	
	1788	1789
an den Blattern —	128	3
an der Ruhr —	42	20

Die wenigen durch die Blattern verursachten Todesfälle, kommen in den ersten Monaten des Jahrs vor, und scheinen noch mit der vorigjährigen Epidemie zusammen zu hängen.

Die Ruhr zeigte sich ungewöhnlich früh als tödlich, schon um Johannis; war, wie gewöhnlich, gegen das Herbstäquinoktium am ausgetbreitesten und tödlichsten; hörte aber früher, als im Jahre 1788 auf, tödlich zu seyn.

J. H. Bloedenbring,
Geh. Canzl. Secr.

Ein

Ein Mittel, unsere gewöhnlichen Stubenöfen zur Steinkohlen- feuerung sehr geschickt umändern zu lassen.

Indem man sich mit den Gedanken beschäftigte, den Holzmangel durch ein anderes Mittel zu ersetzen, ersann man Öfen für Steinkohlen, sogenannte Topföfen, die im Zimmer geheizt werden. Aber diese Öfen sind, wie bekannt, nicht für den Landmann, weil sie theils zu theuer sind, theils wegen der Röhren zu viele Umstände erfordern, und wirklich, wenn sie nicht genugsam ziehen, und im entgegen gesetzten Fall, noch immer Struch von sich geben. Allgemein konnten sie also nie werden – weil sie nicht die erforderlichen Eigenschaften haben.

Man stellte noch mehrere Versuche an, indem man glaubte, ein bloßer Kof, den man in den Ofen setzte, um die Steinkohlen darauf zu legen, würde hinreichend seyn. Allein, diese Versuche wurden bald aufgegeben. Der Kof, der von allen Seiten offen war und keine feste Combination mit dem Ofen hatte, zugleich die Niedrigkeit der Füße desselben verschafften den Steinkohlen nicht Zug genug, und sie wolten also nicht brennen.

Die reichhaltigen Steinkohlenberge werte zum Osterwald, die vorzügliche Güte derselben, den Mangel am Holze, die häufigen Nachfragen in den öffentlichen Blättern, wie man mit Steinkohlen auf eine bequemere und leichtere Art diesem Bedärfnis abhelfen könnte, brachte den Herrn

Oberfaktor Bauer auf den Gedanken, Versuche zu machen, unsere jetzigen Öfen zu diesem Behuf einzurichten. Es kam alles blos darauf an, einem solchen Ofen Zug genug zu verschaffen, die Steinkohlen auf einen Kof zu bringen, und auch so, daß nicht der kleinste Dunst davon in die Wohnzimmer dringen könnte. Er sann darüber nach, wie er diese Resultate seines Nachdenkens auf die beste Weise anführen könnte, und die Versuche fielen nach der Erwartung sehr glücklich aus.

Er ließ die untere Platte des Ofens so der Länge nach ausbohren, daß ein viereckiges Loch entstand, worauf ein Kof angebracht werden konnte, um die Steinkohlen darauf zu legen. Unten an statt des Fußes ließ er die drei Seiten nach innen (im Zimmer) durch einen Maurer mit Backsteinen aussetzen, und dies wurde nun der Platz, wo durch den Kof alle Schlacken und Unreinigkeiten der Steinkohlen durchfallen konnten. Die eine Seite außen unter dem eigentlichen Ofenloch ließ er nun so mit Backsteinen aussetzen als ein zweites Ofenloch, damit diese Öffnung den Steinkohlen Zug genug gäbe, und wenn die Schlacken wegräumen könnte. Der Zug war nun sehr stark, die Steinkohlen brennten so sehr, daß man den Ofen damit glühend machte, und im Zimmer auch nicht

nicht der mindeste Geruch zu spüren war *) Also hat doch dieser Ofen noch immer vor jenen Topföfen, so gut die Erfindung auch war, die Vortheile, daß er nicht so kostbar ist, daß jeder seinen Ofen dazu geschikt machen kan., daß er keinen Geruch von sich giebt, und daß nun der Arme seine Heizung so sehr wohlfeil haben kan.

Der Herr Oberfactor Bauer hat alle Öfen seines Hauses zu dieser Steinkohlenfeuerung einrichten lassen. Schon viele in der Gegend von Osterwald haben sich diese Entdeckung zu Nutzen gemacht, und schon beweiset die Erfahrung den besten Erfolg dieser Erfindung. Es ist nun keinem Zweifel ausgesetzt, daß mehrere fortschreiten werden, diese Erfindung zu benutzen, und daß in kurzer Zeit selbst in den Hütten des Landmanns und besonders der Armen diese Methode eingeführt wird, wenn sie diese Vortheile erst einsehen, und man ihnen die beste Handleitung von Obrigkeit wegen geben wird. Und daran ist wegen der Befehle der Beamten gegen ihre Untergebenen, um ihren Bedürfnissen immer mehr abzuhelfen, ihre Lasten, so viel möglich, zu erleichtern und ihren Wohlstand thätig zu befördern, kein Zweifel.

Man erlaube mir nun noch einige Bemerkungen. Ich denke, daß die

Einführung solcher Öfen noch leichter dadurch bezweckt wird, wenn an jetzt in den Hütten auf dem Harz, zu Uslar u. solche zur Steinkohlenfeuerung dienliche Öfen sogleich mit dem förmlichen Koft gegossen würden. Wer nun einen neuen Ofen nöthig hätte, würde diesen Vortheil benutzen, und die gegossenen Kofen würden von unendlich längerer Dauer seyn, als die geschmiedeten. Auch könnte man, da solche Öfen nicht die beste Aussicht im Zimmer geben, diese neuen Öfen gleich inwendig so abtheilen, daß bloß eine Mittelsplatte mit einem Kof in eine Fuge hineingesteckt würde, die aber, welches die Hauptsache ist, gleiche Länge mit den übrigen Ofenplatten haben und inwendig verkittet werden muß, damit auch nicht die geringste Luft, die neben zu geht, den Zug verhindere; damit der Ofen seinen Fuß befeile und er in schönen Zimmern keinen widrigen Effect machte. Auch ließe sich außen eine Thür mit einer kleinen Windklappe, wie an den gewöhnlichen Windöfen, anbringen, die den zu starken Zug verminderte, oder die bei völliger Wärme, und wenn die Steinkohlen ausgebrannt, (damit die Wärme mehr concentrirt und länger erhalten würde, und man auch Kohlen ersparte,) zugeht gemacht werden könnte. Doch dies alles sind uns kleine Zusätze und Besserungen.

*) Versteht sich, daß der Ofen mit einem recht festen Rist verwahrt seyn muß. Wer nicht dafür sorgt, der wird von jeder Heizung Unbequemlichkeiten haben, es mag nun mit Holz, Torf oder Steinkohlen geheizt werden.

besserungen, die jeder selbst zu machen **chen** Erfindung keinesweges Abbruch
im Stande ist, und die der eigentli **thun** können.

L. T. L. Schnorr.

Etwas für die, welche in Heidegegenden wohnen, wenn sie es noch nicht wissen.

Es braucht denen, welche in solchen Gegenden wohnen, nicht gesagt zu werden, wie wichtig für sie das Stroh ist. Beim Mangel daran, leidet das ganze Hauswesen, denn Stroh ist in solchen Gegenden der wichtigste Futterartikel, und das Vieh wird fast theilweise damit im Winter ernährt. In den meisten Haushaltungen muß das Vieh beim Mangel desselben Hunger leiden. Eine Erfahrung, die eben so wenig als dieser widersprochen werden wird, daß theilweise schon bei mittelmäßigen Ernten der gehörige Vorrath davon nicht da ist. Und wenn es auch für die Kühe zureichen sollte, so reicht es doch nicht zum Streuen für die Pferde hin. Die Noth ist auch hier, so wie in vielen andern Fällen, die Mutter einer nützlichen Erfindung gewesen. In den traurigen Jahren von 70 bis 74 wußte ein Mann in hiesiger Gegend sich in Ansehung des Strohs nicht zu helfen. Das Stroh war theuer, und er hatte kein Geld, welches zu kaufen. Er nahm sich vor, damit er das wenige, was er hatte, allein zum Futter für seine Kühe anwenden könnte, seinen Pferdestall mit Heide zu streuen. Er that's, und fuhr die aus

dem Stall gebrachte Heide jedesmal vor das Land, das er im Herbst bepflanzen wollte. Er düngte es damit ganz allein, und dieses Land brachte die schönsten Früchte. Er wiederholte es, und der Erfolg war der nemliche. Es thaten es ihm andere, und diesen wieder andere nach, und noch hat keiner bessere Früchte als auf den damit gedüngten Aekern geerntet. Einer reichte im vorigen Jahre auf einem Acker mit diesem Dünger nicht zu, und mußte andern dazu nehmen. Er düngte stark mit dem letztern, aber dem ungeachtet war es auffallend sichtbar, daß die Früchte auf diesem Theil des Aekers schlechter waren. Man hat den Versuch mit diesem Dünger in den Gärten gemacht, und auch hier zeigte sich seine Vorzüglichkeit, und was besonders war, das Land war von ihm kaum viel reiner als das andere. Daß man damit auch die Kuhställe streuen könne, wird wohl den meisten bekannt sein, das ist aber aus dem Grunde nicht gut, weil die Heide durch die Kühe zu fest getreten wird, und nachher nicht anders, als äußerst schwer ausgebracht werden kann. Es fehlte mir, wie mehreren, im Anfange des Frühlings an Stroh, indem bei der

von

vorhergehenden großen Kälte dem Vieh mehr Stroh als sonst gegeben werden mußte, dieses auch, da der Kohl und die Kartoffeln erfroren waren, fast das einzige Futter war. Das Stroh war schrecklich theuer, und so nahm auch ich in Ansehung des Streues meine

Zusucht zur Heide, und meine Erfahrungen über die Güte dieses Düngers, sind in so weit ich sie bis jetzt zu machen im Stande war, mit den Erfahrungen anderer vollkommen übereinstimmend.

E.

S.

Etwas wenigens zur Beantwortung dessen, was im 94^{ten} St. dieses Magazins vom vorigen Jahre Seite 1503. vom Kälberkrop gerügt ist.

Beiße Theile, die vor und wider den Kälberkrop sind, haben Recht. Er ist dem Rindvieh ein zu trügliches herrliches Futter, so lange es nicht blühet. Es kräftigt ihn bis dahin gerne, die Kühe geben gute gesunde Milch darnach, und das Rindvieh überhaupt gedeihet bei diesem Futter nach Wunsch.

Wenn aber dieser Kälberkrop zu blühen anfängt, so verliert die Staude gleich etwas von dem Gedeihlichen, die Kühe oder das Rindvieh fressen zwar wohl den feinsten obern Theil gerne, und die Staude zur Noth auch noch, aber letztere geben die Nahrung nicht mehr.

Man fänge die Blüthe an abzuweilen, und wenn die Staude sich zum Saamenstehen neiget, so wird sie vollends krafftlos, dem Vieh zu hart und zähe, das ohnehin kein hartes und saures Gewächs gut säuen kan, weil

es nicht das schneidende scharfe Gebiß hat, das zum Zermalmen einer Staude, die schon abstirbt, nothwendig ist. Denn jede Staude, wenn sie zum Saamentragen anschießt, wird holzig und unkräftig, weil alle seine gedeihliche Säfte in die Saamentrispen übergehen, der Stamm aber abwelkt, trocken und hart wird, also nichts weniger als nahrhaft bleibt. Die Natur weist auch hier zu recht, daß dies Gewächs alsdann kein taugliches Viehfutter mehr sey, und wird es aus Noth gefressen, so giebt es doch nichts weniger als Nahrung, wird unverdaulich und folglich dem Vieh schädlich.

Ob es wirthschaftlich sey, dieses Gewächs als Viehfutter eigentlich anzubauen, kan ich nicht beurtheilen. Es wächst aber von selbst an Hecken und Zäunen, wo das Land sonst nicht genützt werden kan.

E.

M.

Sannoverisches Magazin.

7tes Stück.

Freitag, den 22ten Januar 1793.

Verhandlungen und Reden, bei wechselseitiger Abtretung und Uebergebung des vormaligen Communionharzes *).

Zellerfeld, den 20ten Jan. 1793.

In dem heutigen, zur wechselseitigen Abtretung und Entlassung der bei der getroffenen und ratificirten Communion: Harztheilung einem jeden der beiden höchsten pacificirenden Theile zugesagten Territorialantheile, Bediente und Untertanen, festgesetzten Tage, erschienen vor den zu dieser Abtretungs- und Entlassungshandlung allerhöchste und höchsten Orts ernannten Herren Bevollmächtigten, Sr. Excellenz dem Herrn Geheimen Rathe Grafen von Altmannsegg, und Sr. Excellenz

dem Herrn Geheimen Rathe und Cammerpräsidenten von Hardenberg, auf vorgängige, von beiderseitigen Verghauptmannschaften gemeinschaftlich erlassene Vorladung, nachfolgende:

1) Communion Oberharzische
Bergamtsbediente:

Behtner Heinemann.

Häutemayer Brühl.

Zehtgegenstreiber Vordorff.

Zehtschreiber Meyenberg.

Forstschreiber Heinzmann in Zellerfeld.

Forst

*) Der Reces selbst, nebst den Anlagen, findet sich im dritten und vierten Stücke des dritten Jahrganges der Annalen der braunschweigischen Ehrlande. Die hier folgenden Reden, bei dieser für unsere vaterländische Geschichte sehr wichtigen öffentlichen Verhandlung, waren zwar ursprünglich nicht zum Druck bestimmt; es konnte aber nicht fehlen, daß bei einer so zahlreichen Menge von Zuhörern, und bei dem Interesse, welches Sache, Behandlung, und Vortrag, für sie haben mußten, nicht Verfaßte angebracht worden, jene Reden entweder zum Theil aufzunehmen, oder sie ins Gedächtnis zurück zu rufen, und Abschriften davon anzustellen. Eine der Zuverlässigsten habe ich zu erhalten das Glück gehabt, und glaube durch deren öffentliche Bekanntmachung, welche zugleich fehlerhaften Abschriften vorbeugt, der Leser dieser Blätter Dank zu verdienen.

S. A. Altmannsegg.

Forstschreiber Meyenberg in Harz-
burg.

Bediente vom Leber:
Bergmeister Bünstein.

Denecke.

Jahn.

Obergeschwornen Rasttenbein.

Geschwornen Kébentisch.

Alöster.

Rast.

Krauß.

Einfahrer Deppen.

Röder.

2) Dem Bergamte nachgesetzte
Bediente:

Bergchirurgus Kamdohr.

Buchschreiber Büster.

Münzwärden Reiche.

Bergprobierer Bornejmann.

Revisor Rast.

Bergfaktor Meyer.

3) Namens der Geistlichkeit:
Der Superintendent Ehn Burg-
graf.

4) Der Bergmedicus Dr. Büscher.

5). Magistrats, Personen der
Städte und Gemeinde, Vor-
steher:

Aus Zellerfeld.

Nice: Richter Ebert.

Stadtschreiber Brauns.

Rathsverwandter Schubert.

Gemeinde: Vorsteher May.

Aus Wildemann.

Stadtschreiber Schwickardt.

Rathsverwandter Bloß.

Lönig.

Gemeinde: Vorsteher Gresler.

Aus Orpyd.

Richter Schwickardt.

Rathsverwandter Jahn.

Gemeinde: Vorsteher Nolte.

Aus Lautenthal.

Richter Jalt.

Rathsverwandter Meyer.

Gemeinde: Vorsteher Wagner.

6) Forstbediente:

Außer den schon benannten Forst-
schreibern Laitzmann in Zeller-
feld, und

Meyenberg in Harzburg

folgende:

Zellerfelder Forstdistrict.

Reitender Förster Kettstadt.

Förster Götting in Münchhof.

Förster Kettstadt in Zellerfeld.

Förster Schmidt in Wildemann.

Förster Götting in Badenhausen.

Aufscher Eckert.

Aufscher Götting sen. in Elmde.

Aufscher Götting jun. in Baden-
hausen.

Lautenthaler Forstdistrict.

Förster Busch in Seesen.

Förster Götting in Asfelde.

Förster Tackel in Langelsheim.

Aufscher Wagner.

Aufscher Nagel.

Harzburger Forstdistrict.

Reitender Förster Busch.

Förster Riesland.

Förster Werner.

Förster Spellerberg.

Aufscher Dege.

Aufscher Werner.

Von

Von Seiten Sr. Excellenz,
des Herrn Geheimen Rathes,
Grafen von Kielmannsegg,
als Königl. Churfürstl. Herrn
Bevollmächtigten,

wurde hierauf die heutige Handlung,
bei welcher auch der Königl. Großbri-
tannische und Churfst. Braunschweig-
lüneburgische Herr Geheimer Cammer-
rath und Verghauptmann von Kes-
den, und der Fürstl. Braunschweig-
lüneburgische Herr Regierungspräsi-
dent u. Verghauptmann von Braun-
schweig mit zugegen waren, durch folgenden
Vortrag eröffnet:

„Nachdem Ihre Königl. Majestät
von Großbritannien und Chur-
fürstl. Durchlaucht zu Braunschweig
und Lüneburg, Unser Allergnädig-
ster Herr, in Gnaden geruhen wol-
len, mir den huldreichsten Auftrag
zu ertheilen, mit und nebst dem an-
wesenden von des regierenden Herrn
Herzogs zu Braunschweig und Lüne-
burg Hochfürstlichen Durchlaucht,
Unsers Gnädigsten Herrn dazu spe-
cialiter Bevollmächtigten wirklichen
Geheimen Rath und Cammerpräsi-
denten von Lardenberg, dasjenige
zur Ehemaligen Ausführung zu
bringen, was in Betracht des bis-
herigen gemeinschaftlichen Territorii
der hiesigen Harzdistricte, nach den
wohlthätigen und landesväterlichen
Absichten beider Aller- und Höchsten
Regenten der Braunschweig-Lüne-
burgischen Lande, von zweien gleich-
sinnigsvollen und von patriotischem

„Dienstleister besetzten Herrn Bevoll-
mächtigten bereits im verfloffenen
„Jahre behandelt, und bis zu der
„nunmehr erfolgten Aller- und Höch-
„sten Genehmigung abgeschlossen wor-
„den; so vermag ich diese feierliche
„Handlung nicht zu eröffnen, ohne
„vorgängig mit innigster Betrübniß
„einen ständigen Blick auf diejenigen
„Ursachen zurück zu werfen, wodurch
„unserer Seits der Abschluß dieses
„ganzen Geschäftes, aber den festge-
„setzten Terminum, einen untermwärts
„teten gedoppelten Verzug erleiden
„müssen. Mir würde ich es wagen,
„bei dieser Gelegenheit, durch Erweh-
„nung der gefährlichen Krankheit,
„wodurch das theure Leben Unsers,
„nur zum Segen seiner Staaten re-
„gierenden glorreichen Monarchen,
„eben in jenem Zeitraum bedrohet
„wurde, in Ihren Herzen die tief
„geschlagene Wunden wieder aufzu-
„reißen, wenn nicht die allwaltende
„Güte und Barmherzigkeit Gottes,
„bereits vorlängst unsern Kummer in
„laute Freude verwandelt, und die
„seiner theuersten und geliebtesten Län-
„desvater, den heißesten Thränen und
„Bitten so vieler Millionen durch sei-
„nen Scepter beglückter Unterthanen
„aufs neue wieder gesendet hätte.
„Dahingegen aber sah sich bald dar-
„auf unsere Dienerschaft eben des-
„sigen geschickten Mitarbeiters durch
„den Tod bekränzt, welcher insonder-
„heit bei diesem, vom Anfange an be-
„arbeiteten Geschäft, erkrankter Prae-
„sidenten seines bescheidenen Fiskus.

„und unermüdeten Dienstlers an
 „den Tag gelegt, und deshalb auf
 „dessen Ihm bereits committirte Be-
 „endigung, den gerechtesten Anspruch
 „ermorben hatte, Möge ich nur in
 „dem Augenblicke, da ich zu Ersez-
 „zung der Stelle eines so würdigen
 „Vorgängers aufgefordert werde,
 „auch zugleich mir dessen Kenntnisse
 „und Erfahrungen in diesem Fache
 „zu eignen machen können, um Ihnen
 „den Umfang und die zu erwartenden
 „den erspriesslichen Folgen derjenigen
 „Vereinbarung, welcher am heutigen
 „Tage durch eine feierliche Anerken-
 „nung der ausgelobten Pflichten, das
 „Siegel aufgedrückt werden soll, in
 „ihrem vollen Lichte darzustellen!

„Sie würden, darin überzeugende
 „Beweise entdecken, daß nur landes-
 „väterliche, auf die allgemeine Wohl-
 „fart gerichtete Absichten dabei zum
 „Leitfaden gedienet, und beiderseits
 „Aller- und Höchste Paciscenten ver-
 „mögen können, eine seit mehr als
 „anderthalb Jahrhunderten bestan-
 „dene Gemeinschaft zum Theil auf-
 „zuheben, die zwar während eines so
 „langen Zeitraums die Bewohner
 „dieser mit unterirdischen Schätzen
 „gesegneten Gegend, erhalten, und
 „mehr oder weniger beglückt hatte;
 „dabei aber nie von denjenigen Un-
 „vollkommenheiten gänzlich frei seyn
 „konnte, welche nach dem allgemeinen
 „Schicksale menschlicher Anordnun-
 „gen, allen denen Verwaltungen eigen
 „sind, die von verschiedenen und ab-
 „weichenden Gesinnungen mehrerer

„Theilnehmer ihre Richtung zu er-
 „warten haben, und welche sich all-
 „hier um so sichtbar zu äußern muß-
 „ten, seitdem es der göttlichen Vor-
 „sehung nach ihren unerforschlichen
 „Rathschlüssen gefallen, die vorma-
 „lige Ergiebigkeit der bisher im Be-
 „trieb gestandenen Erzadern auf eine
 „so merckliche Weise zu vermindern.
 „Diese Abnahme unserer Bergwerke,
 „und deren unmittelbarer Einfluß auf
 „die Wohlfarth der Bewohner hiesi-
 „ger Gegend, waren es hauptsäch-
 „lich, welche in den Vaterherzen bei-
 „derseits Aller- und Höchster Landes
 „herrschaffen, nach der Ihnen ange-
 „stammten Milde und unermüdeten
 „Sorgfalt für das Wohl Ihrer ge-
 „treuen Unterthanen, vorlängst den
 „Wunsch rege machten, vermittelst
 „einer veränderten Einrichtung, die
 „Gelegenheit zu erhalten, durch un-
 „beschränkte und einfachere Benutz-
 „ung der noch übrigen inneren und
 „äußeren Kräfte unserer Gebirge,
 „und gleich zweckmäßigen Vertrieß,
 „aller damit in Verbindung stehenden
 „der Werke und Vorrichtungen, mehr
 „deren Umlauf in allen Zweigen des
 „Gewerbes zu veranlassen, um da-
 „durch den Grund zu fortwauernder
 „Erhaltung und Beglückung einer so
 „zahlreichen Classe von Unterthanen
 „legen zu können.

„Dieser sehnlichst gewünschte End-
 „zweck findet sich nunmehr, so weit
 „es menschlichen Augen zu übersehen
 „möglich ist, durch die unter der göt-
 „lichen Obhut so glücklich zum Schluß
 „gebrach-

„gebrachte Theilung und Auseinander-
 „setzung auf die vollständigste Weise
 „erreicht, und es werden Ihnen aus
 „dem ganzen Inhalte und Zusam-
 „menhange des darüber aufgerichteten
 „Vertrages, die deutlichsten Spu-
 „ren, sowohl jener landesväterlichen
 „Sorgfalt, als insonderheit der güt-
 „digen Rücksicht, einleuchten, wel-
 „che dabei auf die treu geleisteten Dien-
 „ste, sämmtlicher bis dahin in gemein-
 „schaftlichen Pflichten gestandener hö-
 „heren und niederen Bediente gendm-
 „men ist, wovon ich Ihnen bei Aus-
 „richtung des mir zugegangenen Al-
 „lerhöchsten Befehls, nur das Wes-
 „sentliche in möglichster Kürze zu er-
 „öffnen, mich in folgendem bemühen
 „werde.

„Es ist nemlich den sämmtlichen Aus-
 „wesenden nicht unbekant, wie wis-
 „schen Sr. Königl. Majestät von
 „Großbritannien und Eursfürstlichen
 „Durchlaucht, und des Herrn Her-
 „zogs zu Braunschweig und Lüne-
 „burg Hochfürstlichen Durchlaucht,
 „unsern Aller- und Gnädigsten Her-
 „ren, die Verabredung getroffen wor-
 „den, die seit dem Erbvertrage von
 „1635, mithin über anderthalb
 „Jahrhunderte bestandene Commu-
 „nion der oberhartzischen Bergwerke,
 „und der ober- und unterhartzischen
 „Forsten, zum Theil und in derjeni-

„gen Manse aufzuheben, als der
 „hierüber unterm 4^{ten} October des
 „1788^{ten} Jahres abgeschlossene Re-
 „cess mit mehreren besagt.

„Nachdem dieser Communionhertz-
 „Theilungsrecess die Allerhöchste und
 „Höchste Genehmigung sowohl Sr.
 „Königl. Majestät von Großbritannien
 „nien, als Sr. Hochfürstl. Durch-
 „laucht des regierenden Herrn Her-
 „zogs von Braunschweig und Lüne-
 „burg, unserer Aller- und Gnädig-
 „sten Herren, erhalten hat, so ist fer-
 „ner Allerhöchste und Höchsten Ortes
 „beliebt worden, die Vollziehung der
 „in demselben getroffenen Verabre-
 „dungen durch dazu abgeordnete Be-
 „vollmächtigte bewerkstelligen zu las-
 „sen, und Sr. Königl. Majestät,
 „unser allernädigster Herr, haben
 „huldreichst geruhet, Ihrer Seits,
 „vermittelft einer sub dato St. James
 „den 8^{ten} Mai 1789 vollzogenen,
 „und gleich zu verlesenden Vollmacht,
 „welche dem Hochfürstl. Braunschw.
 „Lüneburgischen Herrn Bevollmäch-
 „tigten sofort urschriftlich überreicht
 „werden wird, mir zu diesem Geschäfte
 „den Auftrag zu ertheilen“). —

„Hiernach ist also die Absicht der
 „gegenwärtigen Zusammenkunft mit
 „dem Fürstlich Braunschweigischen
 „Herrn Bevollmächtigten, und der
 „Zweck, zu welchem Sie, meine Her-
 „ren,

G 3

*) Hier wurde die eben genannte sub dato St. James den 8^{ten} Mai 1789 von des
 Königl. Majestät vollzogene Vollmacht von dem Herrn Geheimen Canzleisecre-
 tarius Köcker von Wort zu Wort verlesen, und dem Fürstl. Braunschweig-
 schen Herrn Bevollmächtigten, darauf von des Herrn Geheimen Raths Bra-
 sen von Rielmansege Excellenz, eingehändigt.

„ren, auf den heutigen Tag hieher
 „gemeinschaftlich vorgeladen sind, kein
 „anderer, als der, die vorhin er-
 „wähnten zwischen beiden höchsten pa-
 „cificirenden Theilen getroffenen Ver-
 „abredungen am heutigen Tage in
 „wüßliche Erfüllung zu setzen, und
 „die Aufhebung der bisherigen Com-
 „munion in der verabredeten Maasse
 „öffentlich von beiden Seiten zu de-
 „clariren, insbesondere aber die, et-
 „nem jeden der höchsten pacificirenden
 „Theile in der zu Stande gebrachten
 „Auseinandersetzung privative zuge-
 „fallenen Territorialanteile, nebst
 „Städten, Dörtern und Bohnun-
 „gen, in der, in dem Receßse enthal-
 „tenen Ausdehnung und Maasse,
 „nebst den in diesen nunmehr abge-
 „schiedenen privativen Territorialan-
 „theilen befindlichen bisher gemeins-
 „schaftlichen Dienern und Untertä-
 „nen gegenseitig abzutreten, und die
 „in des Einen oder des Andern der
 „pacificirenden höchsten Landesherr-
 „schaften künftig privativen Landes-
 „antheil fallende Bediente und Untert-
 „thanen der bisherigen Communion:
 „Dienst- und Untertanen-Verpflicht-
 „ungen wechselseitig gegen einander
 „zu entlassen, und in einseitige Dien-
 „ste und Verpflichtungen zu über-
 „nehmen.

„Es soll Ihnen zu solchem Zwecke
 „zusehender ferner nicht nur das von

„Sr. Königl. Majestät erlassene, und
 „auf dies Geschäft Beziehung habens-
 „de, auch öffentlich zu affigirende Pa-
 „tent, sondern auch aus dem vorhin
 „erwähnten Theilungsrecessse selbst
 „dasjenige nunmehr vorgelesen wer-
 „den, was der gegenwärtig zu voll-
 „ziehenden Handlung vorzüglich zum
 „Grunde lieget, und mit dem Zweck
 „ihrer jetzigen hiesigen Anwesenheit
 „in Verbindung stehet *). —

„Zufolge der in dem eben verles-
 „nen §. 25. des Theilungsrecessses ge-
 „troffenen Verabredung, werden dem-
 „nach unter andern zusehender die
 „bei dem Communion oberhartzischen
 „Bergwerk bisher angelegt gewese-
 „nen sämtlichen Berg- Hütten- Mann-
 „und sonstige Bediente, nunmehr
 „derjenigen Pflichten von Seiten des
 „Herrn Herzogs von Braunschweig
 „und Lüneburg Durchlaucht, anfers
 „gnädigsten Herrn, entlassen werden,
 „die sie, nach ihren auf die beiderseits
 „tigen bisherigen höchsten Commu-
 „nion Landesherrschaften gerichteten
 „Homagial- und Dienstleiden, auch
 „dem Fürstlich Braunschweig- Lüne-
 „burgischen Hause mit geleistet haben,
 „und sollen in die einseitigen Dienste
 „Sr. Königl. Großbritannienischen Ma-
 „jestät übergehen und übernommen
 „werden. So viel hingegen die bis-
 „herigen Communion Forstbediente
 „betrifft, so ist in Gesolge eben die-

*) Es wurde nunmehr sowohl das Königl. Churfürstlicher Selts zu publicirende,
 und sub datq. St. James den 20^{ten} Jan. 1789 von des Königs Majestät er-
 lassene allgemeine Patent, als der §. 25. des unterm 4^{ten} Oct. 1788 geschlos-
 senen Reccesses von gedachtem Herrn Geheimen Kanzleisecretaarius vortragen.

§. 25. des Thilungsrecesses die
sonstige Verabredung getroffen wor-
den, daß nachfolgende Forstbediente;

a) aus dem Zellerfelder
Reviere:

der Forstschreiber Joh. Heint. Aug.
Heinzmann zu Zellerfeld,
der reitende Förster Georg Friedrich
Kettstadt zu Grund,
der gehende Förster Friedr. Lud. Kett-
stadt zu Zellerfeld,
der gehende Förster Joh. Heint. Carl
Schmidt zu Wildemann,
der gehende Förster Anth. Götting zu
Badenhausen;

b) aus dem Lautenthaler
Reviere:

der Aufseher Joh. Heint. Wagener
zu Lautenthal;

c) aus dem Harzeburger
Reviere:

der gehende Förster Lud. Jac. Spel-
lerberg auf dem Stollen vor dem
Kammelsberge,
der Aufseher Joh. Christoph Heint.
Degen auf dem Forsthaufe,
„in den einseitigen Dienst Sr. Königl.
„Großbritannischen Majestät, nach-
„folgende dagegen, als:

a) aus dem Zellerfelder
Reviere:

der gehende Förster Johann Daniel
Götting zu Münchhof,
der Aufseher Joh. Wilh. Lud. Eckert
zu Zellerfeld,
der Aufseher Christian Lud. Götting
zu Münchhof;

b) aus dem Lautenthaler
Reviere:

der gehende Förster Johann Friedr.
Busch zu Seesen,
der gehende Förster Joh. Phil. Jäckel
zu Langelsheim,
der Aufseher Johann Carl Nagel zu
Seesen;

c) aus dem Harzeburger
Reviere:

der Forstschreiber Contr. Phil. Meyer-
berg zu Harzburg,
der gehende Förster Johann Julius
Nieslandt zu Harzburg,
der gehende Förster Johann Friedrich
Werner auf dem Eckenkrug;

„in die einseitigen Dienste Sr. Hoch-
„fürstl. Durchlaucht des Herrn Herz-
„ogs zu Braunschweig und Lüne-
„burg treten, und respective abet-
„nehmen, und zu dem Ende ihrer
„bisherigen Dienst und Huldigungs-
„verpflichtungen, womit sie dem ab-
„tretenden höchsten Theile bisher ver-
„wandt gewesen, wechselseitig entlas-
„sen werden sollen. Gleichermassen
„werden auch die in dem einen oder
„andern der nunmehr abgesonderten
„privativen Landesanteile fallenden
„Einwohner und Unterthanen derje-
„nigen bisherigen Dienst, Huld-
„gungs- und Unterthanen: Pflichten,
„womit selbige den beiderseitigen bis-
„herigen höchsten Communions: Lan-
„desherrschoften, als Communions-
„Unterthanen, zugehörig gewesen,
„von dem abtretenden höchsten Theile
„entbunden, und dem andern höch-
„sten pacificirenden Theile, als dem
„seitigen

„stetige Unterthanen, überweisen und
„abgetreten werden. Nachdem Ih-
„ren hiedurch die Absicht und der
„Zweck ihrer gegenwärtigen Zusam-
„menberufung bekannt gemacht wor-
„den, gehe ich nunmehr zu derjeni-
„gen Handlung selbst über, welche
„der Hauptgegenstand des mir gewors-
„denen allergnädigsten Auftrages ist.

„Namens und in Vollmacht Sr.
„Königl. Majestät von Großbritannien
„und Churfürstl. Durchlaucht
„zu Braunschweig und Lüneburg, un-
„sers Allergnädigsten Königs und
„Herren, bezeuge ich demnach zusör-
„derst dem Herrn Bevollmächtigten
„Sr. Hochfürstl. Durchlaucht des
„Herrn Herzogs zu Braunschweig
„und Lüneburg höchstgedachter Sr.
„Königl. Majestät vollkommene Ge-
„nehmigung aller, in dem unterm
„4^{ten} Oct. 1788 abgeschlossenen Thei-
„lungsrecess getroffenen Verabredun-
„gen, entsage ferner dem zufolge,
„Namens höchstgedachter Sr. Königl.
„Majestät für Allerhöchst Derselben
„und Dero Nachfolger an der Regie-
„rung, aus dem Königl. und Churfürstl.
„Braunschw. Lüneburgischen Hause,
„allen denjenigen Landeshöfheitlichen
„und andern Rechten und Nuhun-
„gen, welche Allerhöchstgedachter Sr.
„Königl. Majestät, als bisherigem
„Communions-Mit-Landesherren, an
„denjenigen Antheile des Territorii,

„welcher Sr. Hochfürstl. Durch-
„laucht, dem Herrn Herzog zu Braun-
„schweig und Lüneburg, Woffenbü-
„telscher Linie, in der getroffenen Thei-
„lung zugefallen ist, bisher zugestan-
„den haben, cedire und abentrag
„Höchstgedachter Sr. Hochfürstlichen
„Durchlaucht den Höchsten denselben
„in der Theilung zugefallenen Territ-
„orialantheil, hiedurch mit allen
„Landesherrlichen Rechten und Regä-
„lien, und andern Gerechtsamen und
„Nutzungen, sie mögen Namen ha-
„ben, wie sie wollen, nebst den in
„solchem Landesantheile befindlichen
„Unterthanen hiemit und Kraft die-
„ses aufs härteste, und in der Maas-
„se, daß Höchstgedachte Sr. Durch-
„laucht solches Alles hinsichtlich zu
„eben der Maasse und Umfang, als
„es den beiderseitigen Communions-
„Landesherrschaften bisher gemeins-
„schaftlich zugestanden hat, künftige
„hin als einseitiger und alleinigiger Lan-
„desherr besitzen und genießen sollen,
„zu welchem Endzweck denn auch die
„unterm 27^{ten} März 1789 erfolgte
„höchste Königl. Ratification des un-
„term 4^{ten} October 1788 abgeschlos-
„senen, und dieser Ratification nach
„Wort zu Wort inserirten Recesses
„dem Hochfürstlich Braunschweig-
„schen Herrn Bevollmächtigten zum
„Zeichen der Tradition hiemit über-
„reicht wird *).

*) Hier ward von Seiten des Herrn Geheimen Raths, Grafen von Kielmansegg
Erreicht, die von Sr. Königl. Majestät sub dato Sr. James den 27^{ten} März
1789 vollzogene Originalratification des Derselben von Wort zu Wort inserir-
ten Recesses vom 4^{ten} Oct. 1788 dem Hochfürstl. Braunschweigischen Herrn
Bevollmächtigten eingehändigt.

Der Schluß folgt künftige.

Sannoverisches Magazin.

8tes Stüd.

Montag, den 25ten Januar 1792.

Verhandlungen und Reden, bei wechselseitiger Abtretung und Uebergebung des vormaligen Communionharzes.

(Schluß.)

„Nächst dem erbinde ich nicht
„nur die der getroffenen Ver-
„abredung zufolge, in des
„Herrn Herzogs von Braunschweig
„und Lüneburg Hochfürstl. Durch-
„laucht einseitige Dienste tretende bis-
„herige Communion: Forstbediente,
„namentlich:

a) Aus dem Zellerfelder
Revier:

den gehenden Förster Johann Daniel
Götting zu Münchhoff,
den Aufseher Johann Wilh. Ludwig
Eckert zu Zellerfeld,
den Aufseher Christian Ludwig Göt-
ting zu Gittelde;

b) aus dem Lautenthaler
Revier:

den gehenden Förster Johann Friedr.
Busch zu Gesehn,
den gehenden Förster Johann Philip
Häsel zu Langelsheim,
den Aufseher Johann Carl Nagel zu
Gesehn.

c) aus dem Harzeburger
Revier:

den Forstschreiber Contr. Phil. Meyen-
berg zu Harzburg,
den gehenden Förster Johann Julius
Kieslandt zu Harzburg,
den gehenden Förster Johann Friedr.
Werner auf dem Eckernteng;

„sondern auch überhaupt alle und jede
„Unterschanen und Einwohner des
„Sr. Durchlaucht dem Herrn. Her-
„zog zu Braunschweig und Lüneburg
„in der Theilung zugefallenen Terri-
„torialantheils, aller Dienst, Eides-
„und Unterschanen: Pflichten, mit wel-
„chen selbige auch Sr. Königl. Ma-
„jestät von Großbritannien und Chur-
„fürstlichen Durchlaucht zu Braun-
„schweig und Lüneburg, als ihrem
„bisherigen Communion: Mit: kan-
„desherren, bis jetzt verwandt und zu-
„gerhan gewesen, hiemit und Kraft
„dieses ehebündig aufhe bündigte, und
„überweise selbige hiedurch höchsten
„dachte Sr. Hochfürstl. Durchlaucht
„zu

„in Höchstdero nunmehrigen allein-
 „gen einseitigen Dienst: und Unter-
 „thanen: Pflichten, und sehe, nach-
 „dem solchergestalt demjenigen ein Ge-
 „nüge geleistet worden, was bei die-
 „ser heutigen Handlung von Seiten
 „und Namens Sr. Königl. Großbrit-
 „tannischen Majestät und Churfürstl.
 „Durchlaucht, unsers allergnädig-
 „sten Herrn, verabredetermaassen,
 „Kraft habenden Auftrags, von mir
 „zu bewerkstelligen war, einer ähnli-
 „chen gegenseitigen Erklärung, Abtre-
 „tung und Entlassung von Seiten des
 „Herrn Herzogs zu Braunschweig
 „und Lüneburg Durchlaucht nunmehr
 „entgegen.“

Hierauf geschah von Seiten des
 Herrn Geheimen Raths und Cam-
 merpräsidenten von Hardenberg,
 Excellenz, als Hochfürstl. Braun-
 schweig-Lüneburgischen Bevollmäch-
 tigten, folgender Vortrag:

„Es würde überflüssig seyn, meh-
 „re Herren, wenn ich mich über die
 „Veranlassung unsrer heutigen Zu-
 „sammenkunft weiter ausbreiten wol-
 „te, da Ihnen solche von dem Königl.
 „und Churfürstl. Herrn Bevollmäch-
 „tigten hinlänglich dargelegt ist. Nur
 „sey es mir, in Absicht auf die Be-
 „wegungsgründe zu dieser Theilung,
 „erlaube, auch im Namen des Her-
 „zogs, unsers gnädigsten Herrn, zu
 „bezeugen, daß der Wunsch: das für
 „Handel und Gewerbe allemal noch
 „wichtige Bergwerk zum Besten der
 „Bewohner des Harzes und der um-

„liegenden Gegend fortgesetzt, und
 „wo möglich in bester Aufnahme ge-
 „bracht zu sehn, der Hauptgrund
 „sey, auf den die Unterhandlungen
 „gebaut wurden, deren Erfolg jene
 „Theilung war.

„Schwer, sehr schwer würde es
 „nach der Lage, worin bekanntlich das
 „Bergwerk ist, gewesen seyn, diesen
 „Endzweck bei fortwährender Gemein-
 „schaft zu erreichen. Außerordentlich
 „die Anstrengung und Eifer, welche
 „ausgedachte und geprüfte Maaßre-
 „geln, großer Kostenaufwand, wer-
 „den unstreitig erforderlich seyn; Hoff-
 „nung ist zwar da, aber der Erfolg
 „ist ungewiß. Wer verkennet es, daß
 „bei diesen Umständen von der weis-
 „sen Fürsorge Eines Herrn, und
 „der unablässigen durch nichts behin-
 „derten Sorgfalt seiner alle zu einem
 „Zweck arbeitenden treuen Diener,
 „nicht mehr zu erwarten seyn sollte,
 „als von einer Gemeinschaft, wo sich,
 „bei den besten Absichten von beiden
 „Seiten, dennoch immer mehr Schwier-
 „igkeiten in den Weg legen? Wie
 „würden des Herzogs Durchlaucht
 „sich zu einer Theilung entschlossen
 „haben, wodurch Ihr Antheil am
 „Bergbau mit abgetreten wird, wenn
 „Hochstdieselben bei der unentgeltli-
 „chen Ueberlassung desselben an des
 „Königs Majestät, nicht auf seine
 „Fortsetzung mit Gewißheit hätte
 „rechnen können. So wenig der Her-
 „zog, wenn Er sah, wie das Königl.
 „Churfürstl. hohe Haus, im Besitz
 „des angrenzenden, und mit dem ge-
 „meins-

„meinschaftlichen genau verbundenen
 „Orubenhagenschen Bergwerks, be-
 „funden hätte, Seinerseits würde an-
 „gestanden haben, das Ganze zu über-
 „nehmen, um den ferneren Betrieb
 „zu unterstützen; eben so wenig lassen
 „sich die auf eben diesen Zweck gerich-
 „tete landesväterliche Absichten Er.
 „Königl. Majestät im mindesten be-
 „zweifeln.

„Beruhigt durch diese Ueberzeu-
 „gung und durch den Gedanken, daß
 „Sie, meine Herren, die Sie nun-
 „mehr einseitige Königl. Churfürstl.
 „Untertanen werden, nebst allen des-
 „sen, die heute dieses Schicksal mit
 „Ihnen theilen, unter den alleinigen
 „Scepter eines Theils des hohen Bei-
 „samthauses übergehen, dessen Güt-
 „te ihre Regierungen durch Milde
 „und Gerechtigkeit, und durch weise
 „väterliche Sorgfalt für ihre Unter-
 „thanen, von jeher vorzüglich aus-
 „zeichneten; hiedurch beruhigt, lan-
 „gen, daß er durch die verabredete
 „Theilung auch für Sie wohlthätig
 „würkte, und Ihr bisheriges Glück
 „nicht vermindert.

„Aus diesem Gesichtspunkte hat
 „man bei den Unterhandlungen die
 „Gegenstände angesehen, und die
 „Verabredungen, welche der am 4ten
 „Oct. 1788 geschlossene Theilungs-
 „vertr. enthält, sind auf die erwähn-
 „ten Gründe gebauet.

„Traurig sind die Ursachen, wel-
 „che bisher verhindert haben, daß

„jene Verabredungen bislang noch
 „nicht völlig zur Ausübung gebracht
 „werden können.

„Mit dem innigsten Kummer theil-
 „te jeder Patriot die bange Besorg-
 „niß, welche die Krankheit des Kö-
 „nigs Majestät verursachte, so wie
 „die lebhafteste Freude, womit die un-
 „erwartet schnellste Wiederherstellung
 „desselben uns alle erfülle.

„Mit Schmerz sahen wir uns den
 „verehrungswürdigen Minister durch
 „den Tod entrißen, mit dem ich die
 „Ehre hatte, dieses Theilungsgeschäft
 „auszurichten, dessen Rechtschaffen-
 „heit und unermüdeten Eifer für das
 „Beste des Landes, und insonderheit
 „des Harzes, uns allen unvergesslich
 „ist, und seinen Verlust um desto
 „aufrichtiger betrauren macht.

„Höchst angenehm ist es mir, daß
 „des Königs Majestät geruhet haben,
 „den Abschluß dieses Geschäfts, dem
 „gegenwärtigen Herrn Bevollmäch-
 „tigten, zu übertragen, welcher un-
 „sere Verehrung und unser Vertrauen
 „nicht minder verdienet.

„Erlauben Sie, daß ich Ihnen
 „diese Bestimmungen und meine Freus-
 „de, mich mit Ihnen in diesem ehr-
 „renvollen Verhältniß zu befinden,
 „hier öffentlich bezeuge, und Ihnen
 „sowohl als der gegenwärtigen Beer-
 „sammlung nunmehr den höchsten
 „Auftrag vorlege, wodurch ich von
 „des Herzogs, unsers gnädigsten Herrn

„Durchlaucht, zu der heutigern Handlung bevollmächtigt bin *). —

„Ich nehme mir die Freiheit, Ihnen hiemit mein Commissorium zu überreichen! — Ich werde ferner nun auch meinerseits das Patent verlesen lassen, wodurch des Herzogs Durchlaucht die geschehene Theilung öffentlich bekannt machen **). —

„Hierdurch bezeuge ich, Namens Sr. Hochfürstl. Durchlaucht des regierenden Herrn Herzogs zu Braunschweig Lüneburg, dem Herrn Bevollmächtigten Sr. Königl. Majestät von Großbritannien, als Churfürsten zu Braunschweig Lüneburg, gleichfalls hiemit öffentlich, die vollige Genehmigung des vorhin gedachten Theilungsrecesses vom 4^{ten} Oct. 1788, und übergebe die am 6^{ten} Jun. 1789 erfolgte schriftliche höchste Ratification, nebst dem wörtlich eingerückten Theilungsrecess zum Zeichen der förmlichen Uebertragung, hiemit ebenmäßig ***). —

„Namens Sr. Herzogl. Durchlaucht, nehme ich ferner die von dem Herrn Bevollmächtigten Sr. Königl. Majestät geschehene förmliche Uebertragung des Sr. Durch-

„laucht in der Theilung zugefallenen Landesanteils mit allen landesherrlichen Rechten, Regalien und andern Gerechtsamen und Nützlichkeiten, ohne Ausnahme, nebst dem zu solchem Landesanteile gehörigen Untertanen, wie auch die Entlassung der Pflichten, womit diese sowohl überhaupt, als insonderheit die erst benannten Forstbediente Sr. Königl. Majestät, als ihrem bisherigen Mitheeren, verwandt gewesen, hiemit an.

„Dagegen entsage ich im Namen Sr. Durchlaucht des regierenden Herrn Herzogs zu Braunschweig Lüneburg, allen landesherrlichen und andern Rechten und Nützlichkeiten, welche Höchst dieselben als bisheriger Communion: Mitlandesherr an demjenigen Landesanteile und dem darin befindlichen Bergwerk, Bergstädten, Dörfern, Untertanen u. s. w. gehabt haben, welche nunmehr vermöge des Theilungsrecesses Sr. Königl. Majestät von Großbritannien, als Churfürsten und Herzoge zu Braunschweig Lüneburg zufallen, entbinde hiemit sämtliche dazu gehörige Untertanen und Bediente, ihrer gegen Sr. Hochfürstl. Durchlaucht,

*) Hier ward das von des Herrn Herzogs zu Braunschweig und Lüneburg unterschriebene auf des Herrn Geheimen Raths und Cammerpräsidenten von Gardenberg, Excellenz, gerichtete Commissorium, nebst dessen Postscripte wegen der Bediente, vorgelesen.

**) Hier liess Sr. Excellenz der Herr Geheimen Rath von Gardenberg sodann auch das von des Herrn Herzogs von Braunschweig Durchlaucht erlassene Patent d. d. Braunschweig den 6^{ten} Jun. 1789. verlesen.

***) Hierbei ward die Original-Ratifications-Urkunde von des Herrn Geheimen Raths und Cammerpräsidenten von Gardenberg Excellenz, dem Herrn Geheimen Rath Grafen von Rielmannsegg Excellenz, überreicht.

„laucht, als ihrem bisherigen Mit-
 „landesherrn gehabtten Unterthanen
 „und Dienstplichten, und übertrage
 „und überweise hiemit, Namens und
 „in Vollmacht Sr. Herzogl. Durch-
 „laucht, Ihro Königl. Majestät als
 „Eurfürsten und Herzoge zu Braun-
 „schweig Lüneburg, den vorbeann-
 „landesantheil mit dem dazu gehörig-
 „en Bergbau, den Bergstädten,
 „Dörtern, Unterthanen und Bedien-
 „ten, und allen landeshoheitlichen
 „Rechten und Nuzungen, ohne Aus-
 „nahme auf das bündigste und feier-
 „lichste.“

„Ihnen, meine Herrn, die Sie
 „des Herzogs unsers gnädigsten Herrn
 „Durchlaucht, als Ihrem bisherigen
 „Mitlandesherrn, treue Dienste ge-
 „leistet haben, statte ich, Namens
 „Sr. Durchlaucht, den verbindlich-
 „sten und gnädigsten Dank dafür ab.
 „Ich wünsche Ihnen zu dem neuen
 „Verhältniß, in welches Sie heute
 „treten, von ganzem Herz Glück,
 „und schließe mit den aufrichtigsten
 „Wünschen und der inbrünstigen Bitte
 „zu Gott, für unsere Aller, und Höch-
 „ste Landesherrschaften und Ihr ho-
 „hes Haus, und daß diese Theilung
 „und wechselseitiger Uebergang, das
 „Beste der beiderseitigen Unterthanen,
 „den Flor des Bergwerks und die
 „Ausbreitung anderer nützlichen Ge-
 „werbe befördern und das Wohl der
 „jenigen von neuem befestigen und er-
 „höhen möge, die des Vorzugs ge-
 „wessen, dem durchlauchteligsten Braun-

„schweigischen Hause unterworfen zu
 „seyn.“

(Hierauf nahmen
 des Herrn Geheimen Rathe
 Grafen von Rielmannssegge,
 Erbkönig)

folgendermaßen wiederum das Wort:)

„Die von Seiten des Herrn Be-
 „vollmächtigten Sr. des Herrn Her-
 „zogs von Braunschweig und Lüne-
 „burg Durchlaucht, Unsers gnädigsten
 „Herrn, eben jetzt geschehene Gegen-
 „erklärung, wodurch sowohl die Ab-
 „tretung des Sr. Königl. Majestät,
 „unsers allergnädigsten Herrn, in
 „der Theilung zugefallenen Territorials-
 „antheils mit allen landesherrlichen
 „und andern Rechten und Nuzungen,
 „als die Entlassung und Entbindung,
 „der in Allerhöchst gedachten Sr.,
 „Königl. Majestät nunmehrige allei-
 „nige Dienste überlassenen Bergwerks-
 „Hütten: Forst: geistlichen, städtis-
 „chen und übrigen Bedienten, auch
 „übrigen in Allerhöchst Dero Landes-
 „antheil fallenden Unterthanen, in
 „Absicht ihrer bisherigen Dienst: und
 „Unterthanenpflichten, womit sie auch
 „gedachter Sr. Hochfürstl. Durch-
 „laucht als ihrem bisherigen Commu-
 „nion: Mitlandesherrn, zugeschan ge-
 „wesen, bewerkstelliget worden ist,
 „nehme ich, Namens und in Voll-
 „macht höchst gedachter Sr. Königl.
 „Majestät von Großbritannien und
 „Eurfürstl. Durchlaucht, unsers al-
 „lergnädigsten Herrn, hierdurch eben-
 „mäßig aufs verbindlichste an, und
 „eigne hiemit Höchstgedachter Sr.,
 „Königl.“

„Königl. Majestät alle diejenigen Rechte und Befugnisse über den eben abgetretenen Territorialantheil, und die entlassenen und überlassenen Diener und Unterthanen einseitig und alleinig in eben der Maasse zu, als solche von beiderseitigen Höchsten Landesherrschaften bisher in Gemeinschaft besessen und genützt worden, vergestalt, daß derjenige Besitzstand, in welchem Sr. Königl. Majestät, als bisheriger Communion: Mitlan- desherr auch in Absicht des Ihnen jetzt abgetretenen Landesanteils gemeinschaftlich mit des Herrn Herzogs zu Braunschweig und Lüneburg Durchlaucht bis jetzt gewesen, von nun an von Höchst gedachter Sr. Königl. Majestät und in Allerhöchster Dero Namen alleinig fortgesetzt werden solle und möge.“

„Nachdem nun solchergestalt diese öffentliche und feierliche Traditionshandlung, welche nunmehr auch noch durch die verabredetermaassen von beiden Seiten zu erlassene und annoch auf gemeinschaftliche Verfügung sofort zu affigirende und sonst öffentlich bekannt zu machende landesherrliche Patente zur fernern allgemeinen Wissenschaft gebracht werden wird, beendigt worden, bleibe mir, zu meinem Theile, nichts weiter übrig, als dem allmächtigen Regierer aller Dinge die inbrünstigsten Wünsche für den stetigen Flor und die Wohlfahrt des gesammten Höchsten Königl. Ehr- und Fürstl. Braunschweig Lüneburgischen Hauses, in

sonderheit aber für das dauerhafte Wohlergehen beider Aller- und Grädigsten Regenten dieser nunmehr abgetrennten Landesdistricte darzubringen; Er verlängere Ihre kostbaren Tage bis auf das späteste Ziel menschlichen Lebens, verleihe Ihnen eine fernere glorreiche Regierung, und verbreite bis auf die späteste Nachkommenschaft die glücklichsten Folgen Ihrer stets wachenden landesväterlichen Sorgfalt, und insbesondere des mit dem heutigen Tage anhebenden wichtigen Veränderung. Er besohne ferner mit der innern Zufriedenheit, die nur rechtschaffenen Handlungen folget, in diesem und jenem Leben diejenigen aus der angesehenen Dienerschaft beider Höchsten Häuser, deren thätiger Dienstifer und patriotische Bemühungen sich bei diesem heilsamen Werke so unermüdet bewiesen haben. Er verleihe insonderheit seinen reichsten Segen zu dem ferneren Betriebe unserer Bergwerke und Forsten, und erhalte selbige, nebst allen damit in Verbindung stehenden Theilen bis auf die spätesten Zeiten in ununterbrochenem Flor.“

„Diesem treu gemeinten eifrigsten Wunsch vermag ich kein besseres Siegel aufzuhängen, als den feierlichen bergmannischen Zuruf:

Glück auf! —

(Nachdem nun solchergestalt nichts weiter übrig blieb, als die Statt einer förmlichen anderweiten Verpflichtung und Huldigung beliebte und vorge-

schiet

„Freibene Annehmung des Handschla-
 „ges von den in des einen oder des
 „andern der beiderseitigen höchsten Thei-
 „le alleinigen Dienst und Unterthanen-
 „reus von man an tretenden Bediens-
 „te und Repräsentanten der übrigen
 „Unterthanen; so geschah von

„des Herrn Geheimen Raths
 „Schüßen von Zielmannssegge

„Erstgen.

„zu diesem Zweck nunmehr annoch fol-
 „gender Vortrag:)

„Die eben geendigte feierliche, in
 „Ihrer Gegenwart vollzogene Hand-
 „lung und was dabei eröffnet worden,
 „hat Ihnen zu erkennen gegeben, wor-
 „in diejenigen Verabredungen beste-
 „hen, welche zwischen Sr. Königl.
 „Majestät von Großbritannien und
 „Ehurfürstl. Durchlaucht zu Braun-
 „schweig und Lüneburg Unserm all-
 „ergnädigsten Herrn, und Sr. Hoch-
 „fürstl. Durchlaucht dem regierenden
 „Herrn Herzog zu Braunschweig und
 „Lüneburg, so wohl in Absicht des
 „so eben zu seinem Schlusse gebrach-
 „ten partialen Communions; Hartzbe-
 „lungsgeschäfts überhaupt, als ins-
 „besondere in Absicht Ihrer, der Berg-
 „werks; Hütten; Forst; und anderer
 „Bedienten, wie auch der, die sämt-
 „lichen von Sr. Majestät abgetrete-
 „nen Unterthanen und Einwohner
 „des Allerhöchst Denenselben in der
 „Theilung zugefallenen und nunmehr
 „abgetretenen Territorii des bishe-
 „rigen Communions; Ober; und Unter-
 „harget, repräsentirenden Geistliche,

„Magistratspersonen und Gemeinde-
 „vorsteher der bisherigen vier Com-
 „munion; Bergstädte, und längst ge-
 „troffen, und durch die eben vorge-
 „nommene feierliche Traditionen; und
 „Entlassungshandlung nunmehr auch
 „zur wärklichen Vollziehung gebracht
 „worden. Indem ich mich auf diese
 „in Ihrer Gegenwart eben jetzt voll-
 „zogene Handlung und die ihnen dar-
 „bei geschene Bekanntmachung be-
 „ziehe, eröffne ich Ihnen denjenigen
 „allerhöchsten Auftrag, welchen Sa-
 „majestät, Unser Allergnädigster Kö-
 „nig und Herr, mir zu erteilen al-
 „lergnädigst gernhet haben, und den
 „das jetzt zu verlesende höchste Königl.
 „Rescript d. d. St. James den 8ten
 „Mai 1789 mit mehrerem enthält *)
 „— —. Namens und in Volk-
 „macht Sr. Königl. Majestät von
 „Großbritannien und Ehurfürstlichen
 „Durchlaucht zu Braunschweig und
 „Lüneburg, Unsers Allergnädigsten
 „Herrn, erinnere ich Sie, Kraft es
 „haltenen Allerhöchsten Auftrags, dems-
 „nach hiemit daran, daß diejenigen
 „Dienst; und Unterthanenpflichten,
 „womit Sie bisher beiden Allerhöch-
 „sten und Höchsten Communions; Lan-
 „desherrschaften zugethan gewesen,
 „Ihnen von nun an gegen Se. Königl.
 „Majestät von Großbritannien und
 „Ehurfürstl. Durchlaucht zu Braun-
 „schweig und Lüneburg, als Ihrem
 „nunmehrigen einzigen Landesherren,
 „allein und ausschließend obliegen,
 „verweise Sie zu dem Ende auf die-
 „jenige

*) Hier ward das Patent verlesen.

„jeningen Dienst: Eides: Huldigungs:
 „und Unterthanenverpflichtungen, wo:
 „mit Sie bereits vorhin auch Seiner
 „Königl. Majestät von Großbritannien:
 „Königl. und Churfürstl. Durchlaucht
 „zu Braunschweig und Lüneburg, Un:
 „serm Allergnädigsten Herrn, als Ih:
 „rem vormaligen Communion-Mit:
 „landesherrn, verwandt und zugehörig
 „gewesen, und welche sie Aller: Höchst:
 „denselben bereits vorhin angelobt ha:
 „ben, und begehre und erwarte nun:
 „mehr von Ihnen, daß Sie die Ver:
 „sicherung der Sr. Königl. Majestät
 „und Churfürstl. Durchlaucht, als
 „ihrem nunmehrigen alleinigen Landes:
 „herren, schuldigen und angehuldig:
 „sten Dienst: Eides: und Unterthanen:
 „pflichten und der gebührenden Un:
 „terthänigkeit, Treue und Gehor:
 „sams, welche Sie Allerhöchst ge:
 „wächter Sr. Majestät von nun an
 „allein zu beweisen haben, jeder ins:
 „besondere, in diesem Augenblick wie:
 „derholen und vermittelst eines Hand:
 „schlags bekräftigen *).“

„Zum Beschluß auch dieser Hand:
 „lung bleibt mir nunmehr weiter
 „nichts übrig, als für unsers Aller:
 „gnädigsten Königs Majestät den Ba:
 „ter des Vaterlandes, und Aller:
 „höchst desselben ganzes Königl. Haus,
 „den reichsten Segen der allgütigen
 „Vorsehung auch hier zu erbitten,
 „meine Gebete und Wünsche für Sei:
 „ne und Seines Königl. Hauses Wohl:
 „mit den Wünschen und dem Gebete

„aller Seiner getreuen Unterthanen,
 „und insbesondere der guten Bewoh:
 „ner dieses Harzes, aufs innigste zu
 „vereinigen, und hiernächst Segen
 „und Gedeihen des Bergwerks und
 „der Forsten, und Glück und Zufrie:
 „den aller Diener und Unterthanen,
 „und die wohlthätigsten Folgen, des
 „hiemal vollendeten Werkes, vom
 „Herzen nochmals zu wünschen und
 „von der Vorsehung zu erbitten.“

„Glück auf! — — —“

Auf gleiche Weise geschah hiernächst
 auch von Seiten des Herrn Ge:
 heimen Raths und Cammer:
 präsidenten von Lardenberg
 Excellenz

in Absicht der in Hochfürstl. Braun:
 schweig Lüneburgischen einseitigen
 Dienst und Unterthanen-Nerum über:
 gehenden bisherigen Communion:
 Forstbedienten und Unterthanen, die
 gehörige Eröffnung, Erinnerung und
 Verweisung auf die Sr. Hochfürstl.
 Durchlaucht dem Herrn Herzog zu
 Braunschweig Lüneburg als ihrem
 nunmehrigen alleinigen Landesherrn,
 von nun an allein schuldigen Dienst:
 und Unterthanenpflichten, und wurde
 darauf auch von den in Hochfürstlich
 Braunschweigische einseitige Dienste
 übergehenden und oben namentlich auf:
 geführten, vormaligen Communion:
 Forstbedienten der Handschlag geleis:
 tet, womit denn diese ganze Hand:
 lung beendet war.

*) Hier wurde von sämtlichen in Königl. Churfürstl. Dienst tretenden Bedienten,
 auch den Repräsentanten der übrigen in Sr. Königl. Majestät Territorialan:
 theil fallenden Unterthanen, so wie solche vorhin aufgeführt worden, einmü:
 thig der Handschlag geleistet.

Sannoverisches Magazin.

9tes Stüd.

Freitag, den 29ten Januar 1790.

Ein Billet.

Sie wollen wissen, liebe Gernu bin, warum ich nicht auf der ersten Bedoute erschie- nen bin? und Sie ahnden nichts Schlimmers, als daß es auch schon mit meiner Fröhlichkeit ein Ende ge- nommen haben muß.

Freilich hatte ich meinen Mann be- gleitet, als er zu Anfang dieses Jahrs in die Stadt fuhr, und Sie wissen wohl, daß ich sehr gern tanze; auch ist es mir, im Vertrauen gesagt, nichts weniger als gleichgültig, ob ich bei solchen Gelegenheiten geschmackvoll ge- schiedet bin, oder nicht.

Nun ist man zwar, in der Haupt- sache, gleich bei der Hand, das Räth- sel zu erklären, warum manche öffent- liche Vergnügungen weniger Beifall finden, als sonst, und warum die- selbe immer leerer werden.

„Die Fröhlichkeit ist aus der Welt- gewichen, sagt man. Die Hanno- veraner werden Alles so bald müde!“ Sie wollen immer etwas Neues für ihren verzärtelten, edeln Geschmack haben!“

Aber, wenn ich Ihnen mein Man- nersbekanntniß darüber entdecken soll, so hatte ich Vastir, daß sich das Räth- sel durch eine richtige Bilanzrechnung, und mit Einem Wort, durch ein, teu- der! in sehr vielen Geldbenteln vor- handenes Deficit am sichersten aufzu- sen läßt.

Da ich weiß, daß Sie mich nicht verachten, so will ich Ihnen einmal erzählen, wie ich mit meinem Manne über diese Sache geplaudert habe.

„Willst du auf die Bedoute gehen, liebe Goppie? fragt er mich. Das Tanzen ist dir doch gesund, du siehst dort manche Bekanten, auch man- ches neue Gesicht, und Außerdem — Mein, lieber Mann! unerbraut ich Geh du immer hin; aber ich müßte dazu erst meinen ganzen Paß reformiren.“

Mich unbarbarisch kritisiren zu las- sen, weil ich keine allsinnige Loque und keinen wehenden Federbusch in allen Farben auf dem Kopfe hätte, weil mich kein Kamisöfchen mit auf- stehenden Schößen einpreßte, und weil

weil der Zeug zu meinem Rocke nicht nach dem geistgebenden Modejournal vom December gewählt wäre. — Das würde mich eben nicht befagen! Wir können das Geld dafür besser zu neuen Röcken für unsere drei Knaben anwenden, und dabei fällt auch noch wohl ein Wams ab, für unsern armen Nachbar. „Vortreflich! liebes „Weib,“ sagte er. „Deine Ver- „nunft verläugnet sich auch hier nicht.“ Nun kamen wir weiter in den Text.

Da mein Mann sich ein wenig auf die Staatswirthschaft legt, auch wenn er auf seinem Gute nichts Besseres zu thun hat, im Baffon etwas studirt, und ein vortrefliches Mikroskop besitzt, wodurch ich oft mit erstaunen gesehen habe, daß der Knecht Gott hundert Käfer und Schmetterlinge tausendmal prächtiger umhüllt kleidet, als die reichste, und vornehmste Dame sich herausputzen kan; so floßen ihm die Worte ganz vortreflich. — Er declamirte ein langes und Breites über den in allen Ständen einreißenden verderblichen Kleiderluxus.

Er erzählte mir, daß man es jetzt in Hannover sehen Menschen mehr am Nothe ansehn könne, ob er hochadeliche, hochwertheste oder hochwerthe Angehörige habe, und daß, als er vorigen Herbst in der Stadt gewesen sey, das Modejournal auf den Frauenzimmerköpfen innerhalb acht Tagen eine für die größere Menge so geldstreuende despotische Revolution hervorgebracht habe, daß die abschewlichen Sturzbecherhüten, wie er so nann-

te, mit den eckeligen Gardinen eine gewissen öffentlichen Versammlung über hundert Gesichter aus allen Ständen — und darunter manche allerböseste — verhunzt hätten.

Dabei meinte er doch, es dürfte so gar unmöglich nicht seyn, dieser verderblichen Modethorheit Einhalt zu thun.

Da schon hie und da Uniformen eingeführt wären, so glaubt er, ließe sich dies auch auf das schöne Geschlecht anpassend einrichten, wenigstens abzukürzen: man doch mit dem kostbaren Kopfschmuck der Damen, den Anfang einer Regeneration versuchen.

Daß die ungeheuren Thüme mit Wasserköpfe bloß durch die Gewohnheit nur erträglich würden, das glaubte er so steif und fest, als daß eine bloße Haarfrisur mit einem einfachen häßlichen Bande, einer Schaar Perlen, oder mit Blumen, jedem Geschlechte, dem gewisse Jahre nicht eine beschämene Haube anrathen, weit besser stehen würden.

Er meinte, es sey sehr leicht, z. B. daß zum Anfange von zehn, oder zwanzig Familien der ersten Stände, die Frauen und Töchter sich zu diesem stampeln Kopfschmuck beim Tanz, oder bei ähnlichen Zusammenkünften, verbanden: Bewußt würden bald mehrere nachziehen.

Hätte dies Beifall, so könte man immer weiter nach unten hin reformiren. Die ungeheuren Summen für Flor, und dergleichen, nach wenigen Wochen ganz unbrauchbar seyn,

Sehen, würden im Lande bleiben, die öffentlichen Gärten wieder voll; und die Besitzer der Ehemänner noch einmal so vergnügt werden.

Ich gab dem guten Manne in allem Recht; und wie leicht kan man das in hundert Dingen thun, wenn man dadurch sich ein freundliches Gesicht zu verschaffen weiß. Ust nun aber auch mein Schärfein zu diesem patriar- nischen Einfall zu geben, schlug ich vor: Es mögten die besten Tänzer auf der nächsten Redoute sich verbind- den, mit keiner solchen erzmöglichen Dame zu tanzen, sondern nur mit der nen unter ihnen, die Muth genug

hätten, einen vernünftigen Vorschlag, Troß der Mode, auszuführen.

Was sagen Sie dazu? Ich denke, mein Vorschlag ist doch der beste. Aber, das muß ja mein Mann nicht hören!

Köme eins von diesem zu Stande, so sehen Sie mich gewiß mehr als ein- mal in Ihrem schönen Redoutensaale. Doch, dafür stehe ich nicht, ob ich nicht, nach der Neigung meines Ge- schlechts zur Veränderung, dann und wann mit Perlen und Blumen abwechse *).

Die Iphige

Sophie von ***.

*) Aber, gütige Frau, sollten nicht Perlen, Bänder und Blumen, und die Abwech- selung damit, dennoch nicht, bald eben so viele Kosten veranlassen? Abg.

Beantwortung der Anfrage von Canarienvögel-Hecken, im 9ten Stück dieses Magazins vom Jahre 1789.

Schon seit einigen Jahren habe ich gewünscht, daß ein erfah- rer Liebhaber von Canarienvögel-He- cken die beste Behandlung dieses schö- nen Vessiders in diesen nützlichen Blättern, oder sonst wo, öffentlich be- kannt machen mögte; weil dieser Vor- gel, sowohl der schönen Federn als des Gesanges wegen, vielen Menschen zum Vergnügen und Wohlthun dienet, wenn es gut geübet; hingegen auch viel Verdruß und Schaden verursach- et, wenn es schief damit gehet; aber vergebens hat man bis jetzt darauf gehofft. Da ich seit 13 Jahren He- cken davon gehabt, während der Zeit

viele Versuche damit angestellt, und daher manche, theils schädliche, theils vortheilhafte Erfahrungen dabei ge- sammelt habe, so nehme ich mir die Ehre, der öffentlichen Aufforderung, so weit jedoch meinem noch geringen Kennt- niß davon zureichen, in etwas ein- Genüge zu leisten. Ob mir gleich kein wirksames Mittel wider die fal- sende Sucht der Canarienvögel bekann- ist, wenn selbige schon damit befaß- tet sind; so wage ich es doch, hier- über meine Meinung zu sagen, wor- aus erhellen wird, daß dieser oft un- heilbaren Krauthetz in etwas vorge- beugt werden könne. Daß solche

von den Män auf ihre Jungen fortgepflanzt wird, davon hat mich die Erfahrung überzeugt; daher muß man die damit behafteten Vögel nicht in die Hecke setzen. Auch ist es mir wiederfahren, daß beim Herabnehmen des Bauers ein sonst gesunder und rascher Vogel vom Schreck diese Krankheit bekommen, wovon er sich dasmal zwar wieder erholte, nach einigen Tagen aber auf die nemliche Art darin blieb.

Ein andermal bekam ein Vogel das nemliche Uebel, jedoch dauerte solches nur etwa eine halbe Minute; ich gab ihm gleich, und so einige Tage hinter einander, die frischen Saamenfengel von dem Wegerich, auch eingeweichten Rübsaamen; und er bekam diese Krankheit niemals wieder. Seit einigen Jahren, da ich befunden habe, daß der Wegerich von den Canarienvögeln als eine Delicasse angenommen wird, und sie sich recht wohl darnach befinden, sammle ich mir alle Jahre, etwa im August, wenn die Saamenkörner vollgewachsen und noch nicht ausgefallen sind, eine gute Portion; mache solche trocken, um meine Vögel im Winter zwischendurch damit zu pflügen. So viel mir erinnerlich, sind es jedesmal recht gelbe Vögel gewesen, so ich mit dieser Krankheit befallen gesehen. Und gewiß ist es, daß, im Ganzen genommen, die recht dunkelgelben die schwächsten Naturen haben, auch nicht so erträglich in der Hecke sind, als die von anderer Farbe.

Die grünen und grauen sind die dauerhaftesten, dann die weißen, die etwas gelben, und die recht oder dunkelgelben die schwächsten. Unbegrifflich ist es mir, wie die Farbe der Federn einen Einfluß auf die Dauerhaftigkeit der Lebensgeister haben könnte, und daß sich solches gewiß so verhält, wird jeder Kenner aus Erfahrung mitbestimmen.

In der Hoffnung, daß es vielen Liebhabern dieses artigen Geschehens nicht mißfallen werde, ein oder mehreres zu vernehmen, welches ihnen noch nicht vorgekommen, werde ich so kurz als möglich meine eigene Erfahrung, welche ich größtentheils mit Schaden habe lernen müssen, hier mittheilen. Ich halte mich um so mehr zu folgendem Vortrage berechtigt, da ich das Glück gehabt habe, von 4 Männern und 8 Weibchen in einer Hecke (denn, mehrere zusammen zu setzen, erlaubet mein Raum zur Hecke nicht) im Jahre 1783 dreißig, im Jahre 1784 zwei und fünfzig, im Jahre 1785 ein und vierzig, im Jahre 1786 acht und vierzig, im Jahre 1787 sechs und dreißig, im Jahre 1788 zwei und vierzig und im letzt verfloßsenen Sommer vierzig Stüek größtentheils schöne Junge davon zu bringen.

Wer Canarienvögel hat oder anlegen will, der beobachte folgende Regeln:

1) Zu Heckvögeln nimme man von den Männchen nach der Farbe die stärksten Sänger, wo möglich einzeln von der ersten Brut; findet man, daß

Daß solche das erste Jahr gut sind, so können selbige noch 2, höchstens 3 Jahre mit Nutzen darin gebraucht werden. Eben so, außer dem Gefange, verhält sich's mit den Weibchen; wenn solche jung, gesund und rasch sind, so kan man hoffen, daß sie das 2te, 3te und 4te Jahr gut heilen werden; so bald sie älter sind, so ist es aufs Ungewisse. Das erste Jahr pflegen die meisten Weibchen, als ein Probejahr, Katterheit zu seyn; sie bauen und legen wohl gut, werden aber oftmals den Eiern ungetreu, und laufen davon, oder; wenn sie auch Junge auszubüten, so lassen sie selbige vielfältig, vielleicht aus Eitelkeit, verhungern, liegen stets darauf, und wachen über sie; weil aber die kleinen Weibchen davon nichts in den Magen bekommen, so ist ihnen nichts gewisser als der Tod. Wenn ein junges Weibchen übrigens keine Kränkungen hat, so befallt man es, im folgenden Jahre wieder es alles wieder gut machen. Ich halte dafür, daß in der Hecke es mehr auf die Güte des Weibchens, als des Männchens, ankomme, weil selbiges die meisten und schwersten Errichtungen hat. Auch hat die Erfahrung mich gelehrt, daß nahe Verwandtschaft, z. B. wenn Mutter und Sohn, Vater und Tochter oder Geschwister, sich zusammen paaren, misslingt; es viel besser aber geräth, wenn eine und bessere Junge giebt, wenn die Heckenvögel aus einer Familie in die andere verheirathet werden. Es ist also sehr ratsam, daß man die

Weibchen mit einem glaubhaften Freunde, durch Kauf oder Tausch wechselt. Freilich ist dies nicht mit jedem zu wagen, weil Kennern bekannt seyn wird, daß hiernach oftmals mit zu alten oder sonst untaugend; oder fehlerhaften Vögeln schändlicher Betrug gespielt wird.

2) Man gebe ihnen guten und geräumigen Raum. Viele versehen es darin, daß die Hecken nicht am rechten Orte angelegt oder zu eng eingesperrt sind. Frische Luft, und die Tage gegen die Morgen- oder Mittagszeit, ist die zuträglichste. Zu viel Raum giebt man ihnen nicht; wohl aber zu wenig, insonderheit, wenn mehrere Paar in einer Hecke zusammen sind. Die vielen schlechten Eier, und noch viele andere Uebel, sind natürliche Folgen von zu engem Raum. Hier muß man diejenigen Eier, worin kein Hahnkehl gefunden, und solche bekümmern häufig; wenn die Vögel zu eng eingesperrt sind, so denn die hitzigen und eifersüchtigen Männchen einander beim Treten stoßen, und der Eie nicht zur Generation kommen kan. Geräumiger Raum für jede Hecke läßt sich zwar nicht abgeben, wegen der gar zu verschiedenen Gelegenheiten dazu. Geht aber, man wolle 4 Hähne und 8 Weibchen zusammen hecken lassen, so wäre die Kammer von 10 bis 12 Fuß Quadrat, der eugste Raum; übrigens, je größer je besser.

3) Man verschaffe ihnen in der Kammer gute und bequeme Betten.

heit. Dagegen setzen auf jedes Weibchen 2 Körbe oder Nestgehaltnisse, welche jedoch nicht zu nahe bei einander gehängt werden müssen, indem sonst zu viel Streik unter den Weibchen entsteht. Der Sprossen oder Stöcke, worauf sich die Vögel setzen, müssen nicht zu wenig, und solche nicht zu dick und nicht zu dünn seyn. Die besten sind die eines mäßigen kleinen Fingers dick, so, daß sie die Vögel mit ihren Zehen beinahe umfassen können. Der vielfache Nutzen hiervon, und der Schaden vom Gegentheil, würde hier herauszusehen zu weitläufig werden. Diejenigen Futterkasten, worüber Holzgitter oder Drahtsprossen angebracht sind, wodurch der Vogel das Futter holen, aber nicht hinein kriechen kan, und die oben mit einem Deckel versehen, sind die besten. Das Wassergehaltniß von Blech, Glas, Zinn, oder dergleichen, muß auf unwillkürliche Art eingerichtet seyn, daß der Vogel zwar trinken, jedoch sich unterm Trinke nicht naß machen könne, weil sonst die brütenden Weibchen mit nassen Federn die ganze lebende Brut in den Eiern verfaulen und tödten. Für die besten Nistmaterialien halte ich trocknes etwa 2 bis 3 Zoll langes Moos, so an hohen Wällen wächst, die kleinen Federn von geschlachteten Hühnern, Hasen, Enten u. dgl., auch wohl Stroh, Röhren oder Schweinehaare, von diesen müssen sie während der ganzen Brutzeit reichlichen Vorrath haben.

4) Man gebe ihnen während der Brutzeit das gezeigte Futter

Guter Sommerfutter, der nicht recht reif geworden und vollgewachsen ist, der beste. Davon kan man in den Futterkasten auf 8 und mehrere Tage geben, nachdem der Kasten groß ist. Hanf- und Esariensamen in der Heckezeit zu füttern, ist nicht ratsam, indem die Vögel zu fett und zu hitzig dabel werden, zwar viel Eier legen, aber wenig Junge liefern. Wintersämen ist ihnen im Sommer, besonders den Jungen, zu stark. Wasser zum Saufen muß ihnen alle Tage frisch gegeben werden, besonders, wenn es recht warme Witterung ist. Ein Sedes Speck von etwa einem Viertel oder halben Pfunde, wird mit einem kleinen Vogel fest gefestigt, und wenn solches verzehret ist, ein andres gegeben; solches ist insonderheit den legenden Weibchen sehr gedehlich und nützlich, so wie auch hangelocher Hühner, die auf einer Nahe getrieben, mit wenig Semmel vermischt. Wie der Portion hiervon richtet man sich nach der Blöße der Vögel und ihrem Appetite. Etwa auf 20 Sedes Vögel sind täglich 2 Eier genug; nachdem sich die Gesellschaft vermehret, muß auch das von zugefetzt werden. Eingewickelte Nistbesämen, welcher den Tag vorher in einen Topf mit Wasser gethan, und den andern Tag rühre mit kaltem Wasser abgeseiht, so das abgeseimte Wasser klar bleibt, müssen sie gleichfalls haben. Hier von gibt man ihnen auch so viel, als sie am Tage davon vertragen können.

vom

von vortigen Tage übrig gebliebene muß abie frisch wieder abgespült werden, indem er sonst leicht stinkend, müßig und den Vögeln höchst schädlich wird. Nach das Gefäß hierzu muß alle Tage rein ausgewaschen werden, und wenn die Portion davon in das Gefäß gethan wird, läßt man das Wasser klein ablaufen. Dieser ist ihnen beinahe das Beste beim Futter der Jungen, weil die Alten sowohl als auch nachher die Jungen mit dem Aushälsen geschwind fertig werden und sich ebender sättigen können, und ist ihnen auch gewiß gesund, wenn er alle Tage frisch abgespült wird. Man muß aber nicht zu viel auf einmal einweichen, auch ihn reichlich mit Wasser versehen, indem er sonst leicht auskeime, und alsdenn den Vogel zu viel purgieren läßt. Hätte man mehr eingeweicht, als nöthig war, so muß er doch ja nicht länger als drei Tage nach dem Einweichen gefuttern werden. An Hühner- oder Vogelmirthe, oder Salat oder Braunwort, läßt man es ihnen selten fehlen, jedoch muß alle Tage frisch davon vorgelegt und das alte weggenommen werden. Noch einen Hauptartikel muß ich anführen, welcher vielen geschadet, die Vogel im Bauer haben hecken lassen, und zum Theil aus Unwissenheit hierzu gefehlt haben. Es darf ihnen niemals an Kalk fehlen. Wo sie auf einer Hecke freie Wände haben, braucht man keine Stricken Kalk vorzulegen, indem sie solchen alsdenn

selbst zu finden wissen, im Baue aber ist es notwendig, weil die Natur der Vogel solchen erfordert, besonders den Weibchen zur Eierschale nöthig ist. Die zerschlagenen Hühner-eierschalen, welche in der Küche vorfallen, kan man ihnen auch hinlegen, welche si alsdenn nach Bedürfnis mit guter Appetit verzehren werden. Bei dieser Behandlung habe ich mich stet am befunden, und wenn keine Hauptfehler dabei begangen werden, so kan ich versichern, daß hiebei keine Kosten und Mühe vergeblich angewendet werden.

Da einige zu früh, andere zu spät einsetzen, so darf ich die aufrichtige Belehrung nicht vergessen, daß bei guter Frühjahrswitterung die beste Zeit dazu ist, wenn wir Tag und Nacht gleich, oder Frühlings Anfan haben.

Wenn die Hecke einmal im Etape ist, so erfordert die ganze Aufwartung derselben nicht mehr als höchstens eine halbe Stunde täglich. Ein Hecke von vier Männchen und acht Weibchen kostet jährlich 3. Rthlr. Unterhaltung, daffir liefert solche si wenigstens 12 bis 15 Rthlr. junge Vögel. Das unschuldige Vergnügen dabei kan ich zwar nicht schädlicher zumal, wenn es glücklich damit geht und die Natur alle allerhand schöne Jungen darin spielet. Ich wert aber nicht zu viel thun, man ich versichere, daß viele Liebhaber dieses E gehen nicht für dreimal solchen Prei hin

hingeben. Viele, auch wichtige Bemerkungen habe ich hier übergehen müssen, um in diesen Blättern nicht zu weitläufig zu werden, werde es

aber für Schuldigkeit halten, wenn ich über noch viele andere Umstände zur andern Zeit Erläuterung zu geben, die Ehre haben kan.

Lerchenhausen.

L. G. Kahlens.

Anzeige.

Derjenige Gartenfreund aus Celle, welcher 1788 im 52ten Stück dieses Magazins seine Meinung über den Vorschlag: Erbsen zwischen die Kartoffeln zu pflanzen, geäußert hat, wird vermuthlich, wenn sonst die Probe damit gemacht worden ist, nicht mehr von dem Nutzen überzeugt worden seyn, und dem Erfinder dieser Art Pflanzung Dank wissen. Ich bin kein Mann, der im Schreiben geübt ist, sonst könnte ich noch Vieles davon voll schreiben. Ich habe im Jahre 1788, damit einen Versuch gemacht, daß, wenn ich es selber nicht gethan und probirt hätte, ich an der Wahrheit zweifeln würde. — Ich pflanzte Kartoffeln auf einen sandigen Boden, welcher die meiste Zeit nur mit Raub: Haber bestellt

wird. — Ich machte es nach, der es gegebenen Art, und pflanzte bei jeder Kartoffel drei bis vier Felderbsen, und sie wuchsen, blühten und trugen so viel Früchte, als wenn sie auf dem besten Lande gestanden hätten. Dieser wegen folgen mir auch schon viele meiner Nachbarn, und es werden gewiß noch mehrere folgen, da sie den Nutzen vor Augen sehen. Auch war es der Mühe werth, nachzuforschen, woher es komme, daß Erbsen, die sonst in den Feldern nicht auf sandigem Boden wachsen, zwischen den Kartoffeln wachsen, sich ungemein anziehen. Dieses aber ist dabei zu beobachten, daß keine Kruperssen dazu, wie einstmal in diesem Magazin angegeben wurde, genommen werden müssen.

J.

6.

Anfrage.

Gibt es in einer ökonomischen Schrift eine Beschreibung des dem Staatsminister Hrn. Grafen von Herzberg zugehörigen Gut: Lauenburg, und der von diesem großen Manne ge-

machten Verbesserungen desselben? Eine Bekanntmachung derselben in diesem Magazin würde vielen Lesern sehr willkommen seyn.

Sannoverisches Magazin.

10tes Stüd.

Montag, den 1ten Februar 1790.

Etwas über Flachsbau, nebst Anfrage.

Der Flachs gehört unstreitig unter unsere wichtigsten Erzeugnisse, und es muß daher der Betrag, welcher auf eine vortheilhafte, nicht allgemein bekannte Art die Kultur desselben zu befördern vermag, sey er auch noch so geringe, immer einen gewissen Werth haben.

Wäre aberdem eine solche Art der Kultur von der Beschaffenheit, daß der Landmann dadurch zum Bau des Frühs und Mittelflachs noch mehr ermuntert würde, so dürfte jeder Beitrag dazu für manche Gegenden des Landes, wo vornehmlich nur Spätsachs gebaut wird, besonders aber für solche Gegenden, wo zugleich die fortgesetzte Veredelung desselben durch Verspinnen und Verweben eine der vorzüglichsten Nahrungsgewerbe ausmacht, von äußerster Wichtigkeit seyn.

Dies ist vornehmlich im Göttingischen der Fall. Tausende von Händen beschäftigen sich in diesem Fürstenthum mit Spinnen und Weben, und die Kaufmannweberei macht hier ein allgemeines Landesgewerbe aus. Un-

so empfindlicher mußte daher, da noch in unsern Gegenden vor 10 bis 12 Jahren blos Spätsachs gebauet wurde, der Nachtheil seyn, der aus dem ein- oder mehrjährigen Miswachs des Flachsens entstand.

Eine nicht geringe Anzahl der Bewohner des platten Landes von der ärmsten Klasse wurde dadurch einem großen Theil des Jahres hindurch außer Arbeit und Verdienst gesetzt, und selbst der begüterte Landmann mußte dabei ungemein leiden, wenn jene, aus der Kaufmannweberei und dem Kaufmannhandel entspringende, und für unsere Gegend so vorzügliche Geldquelle etwas zu versiegen begann.

Es wurde ihnen dadurch ein wichtiger Erwerb ganz entzogen, oder doch sehr geschmälert, und es mußte dies für sie um so drückender seyn, da sie von der Einnahme, welche sie durch den Verkauf ihres alljährlich producirten Linnens zu ziehen gewohnt waren, einen wichtigen Theil ihrer Ausgaben zu bestreiten hatten.

Diesem Uebel nun in Zukunft, wo möglich, vorzubeugen, war eine Sa-

che von großer Wichtigkeit, und fand man dazu kein schicklicheres und wirksamers Mittel, als den Landmann zum Bau des Frühl- oder Mittelflachs zu bewegen, und ihn dahin zu bringen, seine jährliche Leinansaat dergestalt einzurichten, daß er einen Theil zum Bau des Frühlflachs, einen andern zu Spätfachs verwenden, und sich auf diese Weise, wenn die eine Sorte etwa misrathen sollte, durch die andere einigermaßen schadlos zu halten.

Allein, wer es je versucht hat, den Landmann von alten verjährten Gewohnheiten abzubringen, dem wird auch aus eigener Erfahrung bekannt seyn, daß dies alles leichter gedacht als gethan war.

Dennoch brachte man durch unermüdete Vorstellungen und fortgesetzte Ueberredungen es endlich dahin, daß in den Gegenden um Göttingen hie und da Versuche gemacht wurden. Diese glückten, und da nun die Bahn einmal gebrochen war, so wurde es schon ungleich leichter, andere zur Nachfolge zu bewegen. Diesen folgten wieder mehrere, und so wurde hier der Bau des Frühl- und Mittelflachs neben dem Spätfachs schon ziemlich allgemein eingeführt, und der obige dabei zum Grunde liegende Zweck bereits mehrmals glücklich erreicht.

Außer diesem wesentlichen Nutzen, führt der Bau des Frühl- und Mittelflachs noch manche andere Vortheile mit sich, so, daß gar sehr zu wünschen wäre, daß derselbe in dieser Ge-

gend noch allgemeiner werden, und sich immer weiter verbreiten möge.

Um hier nur einen dieser Vortheile bemerklich zu machen, so gedeihet der Leinsaame bei diesem Flachs nicht allein weit sicherer wie beim Spätfachs zur Reife, sondern er gelangt auch gewöhnlich zu mehrerer Vollständigkeit und einer vorzüglichen Güte, und wird aus dieser Ursache tüchtiger und brauchbarer zur Ausaat, daher man auch dadurch ungleich sicherer zu dem großen Zweck gelangen würde, unsern Flachs nur aus einländischen Saamen zu ziehen, und den ausländischen mit der Zeit entbehrlich zu machen.

Daß dieses bei einer gehörigen Vorfahrungsart im Einern und Aufbewahren des Leinsaamens, und einem zu Zeiten vorzunehmenden Vertauschung desselben, ohne davon in Absicht der Güte und Menge des zu erzielenden Flachs zu besorgenden Nachtheil, möglich zu machen sey, hat sich durch mehrere Versuche hinlänglich bestätigt gefunden.

Hiebei verdienet noch mit in Betracht gezogen zu werden, daß sich durch diesen Flachs auch vielleicht die Thauröste einführen ließe, deren man sich beim Spätfachs wegen der bei dem Aufziehen desselben eintretenden zu diesem Behuf ungünstigen Jahreszeit und Witterung nicht wohl mehr bedienen kan; und würde diese Art zu rösten, ohne ihrer sonstigen Vorzüge zu gedenken, auch aus dem Grunde für die hiesige Gegend besonders zu

zuträglich seyn, da es manchen Dorfschaften zur Wasserröste gar sehr an dazu nöthigem brauchbarem Wasser fehlt.

Es ist also der Bau des mehrerwehnten Frühl- und Mittelflachs hier selbst aus mehr als einem Grunde zu empfehlen.

Man hat auch mit Vergnügen bemerkt, daß die Landleute, und besonders diejenigen unter ihnen, welche ihr Land dazu gehörig zubereiten und bearbeiten, für diese hier sonst ungewohnte Art den Flachs zu bauen, immer mehr Neigung gewinnen. Manche hingegen, die dabei nicht die gehörige Sorgfalt beobachten, oder zu fest an alten Gewohnheiten kleben, sind nur gar zu geneigt, wenn ihnen die Ernte nur einmal nicht ganz nach Wunsch geräth, sich wieder blos an den Spätflachs zu halten, ungeachtet auch dieser dem Wistwachs oft unterworfen ist.

Dies ist besonders bei den weniger Bemittelten der Fall, welche das Land zum Leinsäen von andern mietzen, von denen es auch zugleich dazu beackert und vorbereitet wird, welches jene wiederum mit Arbeit bezahlen.

Nun tritt dabei der Fall gar häufig ein, daß blos durch eine mangelhafte Bearbeitung und Vorbereitung des Ackers ein Mißrathen des Flachs entsteht; und ist dieser Fehler besonders mit darin zu suchen, daß die Eigenthümer der Aecker blos aus leichtem Eigennutz den Dünger nur gar zu

oft erst kurz vor der Aussaat unterpflügen, um im nächst folgenden Jahre, wo sie dieses Land wieder zum eignen Gebrauch bestellen, den besten Nutzen von dieser Düngung für sich selbst ziehen zu können.

So hat man im vorigen Jahre in einem und demselben Felde Mittelflachs, auf einem nach vorher bemerkter Weise zubereiteten Acker, schlecht — und hingegen auf einem andern, wo der Dünger den Herbst vorher untergepflügt war, gut erhalten sehen.

Um nun aus der Kultur des Frühl- und Mittelflachs noch anderweitigen Nutzen zu ziehen, und im Fall des Miswachs doch nicht die ganz Nutzung des Ackers einzubüßen, hat man im vorigen Jahre in hiesiger Gegend hier und da versucht, gelben Wurzelsamen zwischen den Lein zu säen.

Und diese in den Gegenden um Göttingen bisher noch gänzlich unbekante Art der Kultur ist die eigentliche Veranlassung zu dem gegenwärtigen Aufsatze.

Man hat dabei einen doppelten Zweck, einmal, um diese Art der Kultur selbst dadurch allgemeiner bekannt zu machen, und für's andere, um zugleich bei erfahrenen Landleuten anzufragen: ob und in wie fern nachstehende hier gebrauchte Verfahrensgart noch einer Verbesserung fähig sey und sie zu ersuchen, ihre etwaigen Belehrungen durch den Weg dieses Magazins gefälligst mitzutheilen.

Den nachstehenden Versuch hat man aus dem Grunde gewählt, weil man Gelegenheit hatte, sich davon am vollständigsten zu unterrichten.

Der Eingeseffene und Licentischreiber Oberdick in Holtensen, Gerichts Leineberg, hatte ein Stück Land von 210 Ruthen, welches von ihm gehörig vorbereitet wurde, zu Mittelflachs bestimmt, und selbiges in dieser Absicht mit kurzem guten Mist etwas stärker wie gewöhnlich, gedüngt. In der Mitte des Maimonats besäte er solches mit zwei Linten guten Leinsäamen, worunter er ein Pfund gelben Wurzelsäamen gemischt hatte. Beides ging sehr gut auf; allein, die Erbsäthe, die im letzten Frühjahr in diesen Gegenden in ganz ungewöhnlicher Menge sich einstellten, und besonders am Fröh- und Mittelflachs großen Schaden verursachten, saßen den sich auch gar bald auf diesem Acker ein. Der Eigenthümer bediente sich des Mittels dagegen, daß er das ganze Stück Land mit dem feinen Sande überstreuete, welchen die Leine hie und da an ihren Ufern auswirft, und zwar mit gutem Erfolge *). Indesß war doch bereits einiger Schade geschehen.

Denungeachtet wurden dennoch in der Mitte des Augustmonats 63 Bunde sehr guten Flachs, und nachher am Ende Septembers zwischen 15 und 16 Malter der schönsten gelben Wurzeln geerntet.

*) Nur Schade, daß dieses Mittel an so wenigen Orten zu haben, mithin nicht allgemein anwendbar ist.

Die Befantmachung eines anderweiten zuverlässigen Mittels gegen diese verheerende Insekt würde daher eine wahre Wohlthat seyn.

Dieser hier bemerkte Flachserrag war übrigens völlig so ergiebig wie der von den übrigen im vorigen Jahre in der Holtenser Feldmark mit Mittelflachs allein bestellt gewesenen Aekern; mithin verschafte der Wurzelnerrag, die etwas stärkere Düngung abgerechnet, für den Besitzer eben ansehnlichen reinen Nebengewinn.

Durch einen so günstigen Erfolg ermuntert, wird er auch den Versuch in diesem Jahre weiter fortsetzen, wozu er im Herbst bereits ein Stück Land vorbereitet hat.

Sollte nun diese Verfahungsart nicht auch eine weitere Nachahmung verdienen?

Noch hat man hier nicht unbemerkt lassen wollen, daß der oben genannte Eingeseffene, welcher als ein fleißiger aufmerkamer Landwirth bekannt ist, zu seinem Flachsbau schon seit mehreren Jahren keinen ausländischen Saamen mehr gebraucht, und dennoch langen guten Flachs gewinnt. Nur tauscht er zu Zeiten mit einem andern ihm bekanten tüchtigen Landwirth aus dem Amte Uslar, welcher auf die Erzielung des Leinsäamens gleichfalls gehörige Sorgfalt verwendet, den Saamen um; und es ist auch mit solchem eingetauschten Saamen der obige Versuch gemacht worden.

Göttingen.

Ueber

Ueber Steinkohlenbrand in Stubenöfen und der letztern Verbesserung, bei Gelegenheit des Auffages im diesjäh- rigen 6ten Stück dieses Magazins.

Ich hatte mir zwar vorgenommen, über diesen Gegenstand nichts weiter zu schreiben, nachdem ich dem Publikum meine 24jährigen Erfahrungen bereits mitgetheilt, auch die Kosten dieses Brandes so genau bestimmt, daß ich gewiß hoffte, es werde der augenfällige Vortheil dieser wünschenswerthen Sache endlich einmal in Gang bringen.

Der Auffatz des Herrn Schnorr fordert mich indes noch einmal auf, das Publikum wenigstens zu warnen, sich durch dessen Auffatz nicht irre führen zu lassen, und die Umdänderung ihrer habenden Holzöfen nicht eher mit Kosten um zu formen, bis mehrere Erfahrung die Thunlichkeit jenes Vorschlages in Gewissheit gesetzt hat.

Schon vor 24 Jahren hatte man Hoffnung, den Brand der Steinkohlen allgemein zu machen, denn, es versuchten wirklich viele; allein, bei der damaligen mangelhaften Einrichtung, schreckte der mit diesem Brande verbundene Schmutz und Dampf alle ab, und auch ich wäre beinahe unter dieser Anzahl mit gewesen, hätte ich den Muth verloren, die sich hervorgethanen Unannehmlichkeiten durch mehrere Versuche zu heben.

Herr Schnorr rath in seinem Aufsatze an, die gewöhnlichen viereckigten Stubenöfen zum Brande der Steinkohlen einzurichten; und ich behaupte,

daß dies das sicherste Mittel sey, einen jeden vom Steinkohlenbrande abzusprechen.

Meine Gründe sind folgende: die Erfahrung zeigt es, daß ein frischer Zug zum Brande der Steinkohlen durchaus erforderlich ist, und um diesen zu erhalten, muß die Ofenröhre nothwendig in einen verschlossenen Kamin geleitet werden.

Will man nun den von dem Herrn Oberfaktor Bauer vorgeschlagenen Ofen, wie derselbe verlangt, von aussen heizen, so kan solches nicht anders, als durch den Kamin geschehen, mithin muß die Kamintbür bei jedem Einheizen und Nachlegen geöffnet werden. Erfahrung zeigt es, daß in Zeit von 6 bis 8 Wochen vom Winde 6 bis 7 Himten Ruß aus dem Schornstein in den Kamin herunter geworfen werden.

Bei jedem Einheizen und jedem Nachlegen, müßte man also, wie eben gesagt, die Kamintbür öffnen, um die Kohlen über den im Kaminherde liegenden Unrath von Ruß, auf die Ofenröste zu bringen.

Käme aber ein geringer Windstoß, so würde der Einheizer und Nachleger in wenig Augenblicken einem Schornsteinfeger ähnlich, und dessen Kleidung so sehr verdorben und beschmutzt seyn, daß er sich von neuem kleiden müßte.

Es wäre daher die Anlegung dieses vorgeschlagenen Ofens nichts weniger als Empfehlung für die Sache, vielmehr gänzlich Abschrecken.

Der Herr Oberfaktor Bauer hat die Güte gehabt, mir einen vollständigen Riß über seine Anlage mitzutheilen, und ich habe ihm meine Zweifel bereits mündlich eröffnet, die er mir auch nicht heben können, da diese Erfindung noch viel zu neu ist.

Gesetzt aber, diese Anlage wäre bei ihm möglich, so bleibt sie doch bei tausend andern Ofen ganz unthunlich, da es bei der angegebenen Vorrichtung durchaus erforderlich ist, daß der Schornstein gerade vor dem Ofen heraufgeht, welches sich aber sehr selten findet. Auch oben im Hause, wo mehrere Ofen nur einen Schornstein haben, wäre die Anlage überall nicht anzubringen.

Ueber den Kostenaufwand, in Rücksicht der Kohlen selbst, äußert sich Herr Schnorr gar nicht, und kan es auch wohl noch nicht, da die Anlage zu neu ist; auch um dies genau zu bestimmen, Zeit, Aufmerksamkeit, und genaue Berechnung, nothwendig vorher gehen muß.

Ich bin aber schon zum voraus versichert, daß diese viereckigte Ofen wenigstens zweimal so viel Kohlen wegnehmen, als die sogenannten Pottöfen.

Die Kiste der letzten kan man mit einer Schaufel voll Kohlen ganz bedecken, und das Feuer ergreift sofort alle Kohlen, und wirkt plötzlich;

bei einer viereckigten Kiste aber, wo noch außer der Kiste mehrerer Raum vorhanden, bleiben Stellen, die nicht mit Kohlen belegt sind, da denn die Zugluft durch den nicht belegten Raum geht, und das Feuer bei weitem die Kraft nicht erhält, als im Pottofen.

Auf der Glashütte zu Osterwald, und den nahe gelegenen Dörtern, wo die Kohlen wenig oder gar nichts kosten, auch durch das Fuhrlohn nicht vertheuert werden, braucht man freilich auf die Quantität der zu verbrauchenden Kohlen so sehr nicht zu sehen; allein, an Dörtern, wo man für ein Fuder 3 bis 4 Rthlr. Fuhrlohn bezahlen muß, kommt der mindere oder mehrere Verbrauch sehr in Betrachtung.

Das Rauchen eines Pottofens hat man gar nicht zu besorgen, wenn auch die Fugen nicht einst verstrichen sind, weil die Stubenluft so kräftig auf diese runden Ofen wirkt, daß überall kein Dampf durchzugehen im Stande ist.

Bei einem eckigten Ofen verhält sich dies aber ganz umgekehrt, denn der Rauch ziehet in die Ecken des Ofens, wo ihn die Zugluft nicht fassen kan; und bei der mindesten Kiste (die zu vermeiden fast unmöglich ist) drenget sich der Dampf ins Zimmer.

Kosten macht die Anschaffung und das Sehen eines Pottofens bei weitem nicht so viel, als die bloße Umarbeitung eines viereckigten Ofens, denn, bei dem letzten habe ich gerade eine so weitläufige Vorrichtung, und ich

ich getraute mir, für diesen Aufwand einen neuen Portofen anzuschaffen.

Ich rechne nur gering, um dies darzutun.

Den alten Ofen abzubrechen — — Rthlr. 18 gr.

Den Boden des eisernen Ofens so weit auszubauen, daß eine Röhre anzubringen — 1 — — —

Eine Röhre mit deren Befestigung — 1 — 12 —

Hundert Mauerziegel zu den Canälen — 1 — — —

Leim und Kalk — — — 9 —

Den Canal im Zimmer mit Fliesen zu belegen — 1 — 12 —

Zwei Thüren vor das Ofen- und Zugloch, à 8 gr. — — — 16 —

Die Canäle zu mauern und den Ofen zu setzen — 1 — — —

Summa — 6 Rthlr. 31 gr.

In einem Zimmer von ppter 12 Fuß ins Gevierte, bedarf es nur eines Portofens von 2½ Fuß hoch und 9 Zoll im Durchmesser, und muß Hannover.

nicht über 3 bis 4 Rthlr. zu stehen kommen.

Zu wünschen wäre daher, daß die Hütten angewiesen würden, nicht viersackige Defen zum Steinkohlenbrände einzurichten, sondern kleine und große Portofen in Menge, und so wohlfeil als möglich zu verfertigen, denn hieran fehlt es bis jetzt sehr. Der Landmann und eigentliche Bauer kan von diesem Brande nicht eher Gebrauch machen, als bis sein Haus mit einem Schornstein und verschlossenem Kamin versehen ist. Ihm außer dieser Vorrichtung dazu zu rathen, wäre grausam, da er Speck, Schinken und Würste auf der Diele räuchert, welches alles durch den Steinkohlendampf unbrauchbar werden würde.

Sollte indeß Jemand in Hannover mit dem vorgeschlagenen Ofen den Versuch machen wollen, so kan er den mir von dem Herrn Obersfaktor Bauer gütigst mitgetheilten Riß im Augenschein nehmen.

Wenn aber an einer warmen Stube und wohlfeilem Brande gelegen ist, dem rathe ich, noch bei den sogenannten Portofen zu bleiben, wobei er sicher ist, daß er seinen Endzweck erreicht, und sein Geld nicht unnütz anlegt.

Alberti.

Noch eine Beantwortung der Anfrage im 96^{ten} Stück dieses Magazins von 1789.: die Canarienvögel, Hecken betreffend.

(Man sehe das 9^e St. v. d. J.)

Dem Herrn Liebhaber von Canarienvögeln, welchem bei einerlei Hecke bis auf einen gesund geblieben, die

Futter die jungen Vögel der ersten Hecke bis auf einen gesund geblieben,

die

die Vögel der zweiten und dritten Hecke aber krepiret sind, dient zur Nachricht, daß, wenn gleich die Fütterung vom Anfange bis zu Ende der Hecke einerlei gewesen sey, dennoch etwas Fehlerhaftes bei der Fütterung der letzten beiden Hecken, meiner Meinung nach, vorgegangen seyn müsse, weil es sonst unbegreiflich seyn würde, warum diese letzten Hecken nicht so glücklich, wie die erstere, aufgekommen wären.

Vielleicht sind Mäuse bei das Futter gekommen, welches den Vögeln Eckel vor dem Fressen macht, so, daß sie rauch werden, beständig zittern, das Futter mit dem Schnabel hin und her werfen, und endlich krepiren.

Oder das grüne Futter, so sie bekommen, war vom Mehlthau befallen, welches ihnen auch unvermeidlich den Tod bringt.

Die sicherste Fütterung, seine Vögel gesund zu behalten, ist nach einer vielsährigen Erfahrung folgende.

Außer öfterm frischem reinen Wasser

1) zum gewöhnlichen Futter guten trocknen vollgewachsenen Sommerabergamens, so viel sie davon freßten wollen.

2) Mischt man darunter ein Theil fein geschrotenes Gerstenmalz, und

setzt durch feste Schutten dafür, daß kein Staub noch Mäuse dazu kommen können; setzt dieses Futter auch in die Vogelhecken, oder hängt die Heckenbauer so hin, daß keine Maus dazu kommen kan.

3) Vom Frühjahr an, so bald die wilden Eichorien oder gelben Kleeblumen zu haben sind, täglich so viel sie freßen wollen.

4) Wenn diese verblühet sind, an deren Statt rothe Kleeblumen, eben falls so viel sie freßen wollen; und den Winter

5) statt grüner Fütterung, Kerpel. Wenn sie Junge haben, bekommen sie noch außer obigem

1) eingeweichte und hart ausgebrühte Zwiebäck, um den Stroh heraus zu schaffen.

2) Hartgekochte Eier, jedoch nur das Gelbe davon. Beides wird durch einander geknetet, und in runden Kugeln den Vögeln vorgelegt.

Noch ist zu merken, daß die jungen Vögel, so bald sie allein freßen, allein gesetzt, und bloß mit dem Futter von Nr. 1. bis 5. erhalten werden; Zwieback aber nicht mehr haben müssen, und daß Habergamens nur alles übrige grüne Kraut zuverfügt ungesund sey.

In dem 102^{ten} Stüd des vorigjährigen Magazins lese man Col. 1627. 3^{te} Zeile: Erythropilus, der im Jahre 1584 erst 20. Col. 1628, 16^{te} Zeile: Namen, anstatt Namens; in der 23^{ten} Zeile wird ein ausgestrichen.

Im 6^{ten} Stüd dieses Magazins S. 86. liest in der vorletzten Zeile: 5 Tage, statt: 2 1/2 Tage.

Sannoverisches Magazin.

I I tes Stück.

Freitag, den 5ten Februar 1790.

Schreiben eines reisenden Officiers über Göttingen.

Im Begriff, nach einer langen Abwesenheit, in mein Vaterland zurückzukehren, gebot mir mein Herz, die gerade Route zu verlassen, und einen Umweg über Göttingen und Hannover zu nehmen. Am ersten Orte war's, wo ich vor Jahren Belehrung und Kenntnisse fand, und die schönsten Tage durchlebte. Ich nützte die kurze Zeit meines diesmaligen Aufenthaltes, so gut ich's vermochte, und das Vergnügen, welches ich dabei in so reichem Maasse einzubuten, ließ mich den guten Dörfern segnen, welchen ich gefaßt hatte, diesen berühmten Musensitz noch einmal zu besuchen. Ich fand da alles außerordentlich verändert; jedoch nur solche Veränderungen, die jeden Gegenstand gehoben, und das Ganze dem Ziele derjenigen Vollkommenheit näher gebracht hatten, welches Georg-Augusta unter ihrem Könige und ihren Curatoren erwarten läßt.

Die Thätigkeit und der Fleiß so vieler großer Männer, welche unter Göttingens Lehrern glänzen, die große Anzahl der hier Studirenden, welche

sich durch Sittlichkeit und seine Lebensart so vortheilhaft auszeichnen, und auf das Glück stolz seyn können, drei erhabene Königl. Prinzen, die von Jedermann verehrt und geliebt werden, unter sich zählen zu dürfen; die wichtige Vergrößerung der akademischen Bibliothek, welche unstreitig die erste in ihrer Art ist; das neue Museum; das prächtig erbaute Entbindungshaus; die Erweiterung des Orts durch eine beträchtliche Anzahl neuer Gebäude; das an einigen Stellen bereits so sehr verbesserte Steinspflaster; die gleichfalls so sehr verbesserte Policei, u. dgl. m. das alles sind für den fremden Beobachter höchst interessante Dinge. Ich sage indessen darüber hier nichts weiter, weil ich meinen Landesleuten bei meiner Zurückkunft davon eine getreue Schilderung liefern werde. Nur sey mir erlaubt, über Einen Gegenstand einige Bemerkungen zu machen, der meiner Meinung nach, für Göttingens Wohl äußerst wichtig ist, und gewiß ernstlich beherzigt zu werden verdient. Da meine Bestimmung es so

so mit sich brachte, mich mit Vorrichtungen der Art, wovon im Folgenden die Rede seyn wird, aus Abend zu beschäftigen, und ich manches zu sehen Gelegenheit hatte, was man an andern Orten, z. B. Münster, in ähnlichen Situationen mit so vielem Nutzen und Geschmacke that; so glaube ich im Stande zu seyn, eine oder andere passende Idee anzugeben, und welche Belohnung wäre es für mich, dergestalt etwas zur guten Sache beitragen zu können.

Ich wurde in Göttingen von dem Vorhaben unterrichtet, diesem Orte, vermittelst eines in dem großen theils zugelandeten Stadtgraben zu ziehenden kleineren Grabens, oder sogenannten Cunette, und einiger sonstigen Vorkehrungen, einen erforderlichen polizeimäßigen Beschluß zu verschaffen, vorzüglich mit in der Absicht, dadurch dem Einschleichen verdächtigen Gefahrs, und vielleicht auch mancher Licentdefraude möglichst Einhalt zu thun, und ich machte mir ein Vergnügen daraus, diesen Plan, so weit mir mitgetheilten Nachrichten, und das offene Locale es möglich machten, an Ort und Stelle genau zu prüfen. Daß die vorgeschlagenen Mittel gedachten Absichten angemessen sind, widerspreche ich nicht; allein, sie bezielen auch nur diese einzig, weiter nichts, und es wäre daher vor deren Ausführung wohl zu erwägen, ob nicht in der Folge wichtige Gründe ein ganz anderes Vorgehen empfehlen könnten, wobei auf das

vorher Gesagene keine Rücksicht Statt fände, mithin das darauf verwandte Geld so gut als weggeworfen angesehen werden müßte. Manche bekante Erfahrung hat in ähnlichen Fällen gelehret, wie leicht so etwas möglich sey.

Eine mir da in Vorschlag gebrachte Cunette, würde zwar gegen Diebe und Defraudanten von Nutzen seyn; übrigens aber der Stadt nicht diejenigen Vortheile verschaffen, welche bei einiger Veränderung sonst in reichlicher Maasse zu erwarten seyn dürften, zu mehrerer Gesundheit, Keuschheit und Verschönerung des Orts weniger beitragen. Diese würden aber bei der Gelegenheit allerdings mit in Betracht kommen, und erstere vorzüglich, da die göttingische Luft, selbst von einigen berühmten Schriftstellern, nicht in den besten Ruf gesetzt werden wollen, wozu sie jedoch wahrscheinlich nur durch den abeln Geruch der noch beinahe zugeschlammten Stadtgräben bei abendlichen Spaziergängen nach schönen und warmen Sommertagen, Veranlassung genommen haben.

Göttingens umliegende Gegend müßte ich deshalb am wenigsten anklagen, da die auf der Mäsch aufsteigende Dünste noch durch den schwächsten Zug der Luft gefaßt und weggotrieben werden können. Allein, verschlammte, stankende Stadtgräben; mehrere Straßen, die fast nie trocken werden können, mit stehenden und dadurch hin und wieder überziehend

stehend werdenden Gassen; wo die tiefe Lage der ersteren und künstliche Anhöhen, welche letztere umgeben, der aufsteigenden mit allerlei schädlichen Ausdünstungen reichlich geschwängerten Luft, oft längere Ruhe gönnen, als nöthig ist, zu verderben, sind für die Einwohner von desto unangenehmlichen Folgen.

Das alles ließe sich aber heben, und überdem noch eine große Verschönerung des Orts erzwirken, wenn beliebt würde, den ganzen Wall abtragen zu lassen, so, daß der Grund nur um einige Fuß höher, als die umliegenden Felder bliebe. Die dadurch erfolgende Erde müßte sämtlich grabenwärts eingedeicht; von dem jetzigen Stadtgraben ein Theil zu einem, frisches Wasser haltenden, etwa 2 Ruthen breiten Graben, bestimmt, das Uebrige aber zu brauchbarem Gartenlande u. dgl. erhöht werden. Dann würden die Ausdünstungen der jetzigen Gräben die Luft nicht ferner in dem bisherigen Grade unangenehm machen, oder gar verschlimmern; der Wind, durch hohe Wälle daran nicht mehr behindert, könnte alle Straßen bis auf den Grund bestreichen, und diese bei übrigen guten Einrichtungen trocken und vom übeln Geruche frei erhalten.

Daß ein solcher guter Erfolg nicht bloß wahrscheinlich, sondern mit völliger Gewißheit zu erwarten sey, hat, wie mir glaubwürdig versichert worden, die Erfahrung auch zu Hannover unumwiderprochlich dargehan. Als

diese Stadt noch von Wällen umgeben wurde, gab es viele Gassen und Plätze, welche bei der sorgfältigsten Reinigung fast nie trocken wurden, und daher beständig einen übeln Geruch veranfaßten. Nachdem aber die Wälle abgetragen, und der Luft überall ein freier Durchzug verschafft, auch dem stinkenden Gassenwasser ein besserer Abzug gegeben worden, trockneten erstere schnell und letzterer ward nicht weiter bemerkt. Daß davon ein wohlthätiger Einfluß auf die Gesundheit des Orts verspürt werden müsse, läßt der wohl keinen Zweifel, und ich bedaure, daß ich bei meiner Anwesenheit zu Hannover versäumt habe, mich bei einem oder andern der dasigen verdienstvollen Aerzte zu erkundigen, in wie fern dieser von ihnen beobachtet sey?

Daß Göttingen auf die Weise zugleich eine große Verschönerung erhalten würde, ist augensällig. Man stelle sich die Sache gerade so, wie die neue Georgstraße zu Hannover vor: den Wall rund um die Stadt abzutragen; Stadtwärts eine mit Alleen und Hecken besetzte Promenade für Fußgänger, die immer noch die schöne Aussicht behielte, aber dem Winde weniger ausgesetzt, und daher weit angenehmer seyn würde; läßt solcher Feldwärts eine andere für Fuhrwerk und Reuter, woran es Göttingen wirklich mangelt, und die in verschiedener Rücksicht westfälischen Dörfern haben würde; endlich zwischen beiden und dem jetzigen Winiengärten der

Stadt, ein gleichsam neugeschaffenes ansehnliches Terrain, welches den Ort beträchtlich erweiterte, und zur Anlage schöner neuer Gärten u. s. auf's vortheilhafteste genutzt werden könnte.

Die angeführten Gründe sprechen so sehr für die gänzliche Demolition der Wälle, daß sie allein schon hinreichend seyn dürften, solche zu veranlassen. Außer ihnen giebt es aber noch einen von solcher Wichtigkeit, daß er meinen geringen Einsichten nach, in der ganzen Sache den völligen Ausschlag bestimmt. Der große Nachtheil, welchen Göttingen im siebenjährigen Kriege seine elende Befestigung zuzog, mußte unfehlbar hohen Orts diejenige Aufmerksamkeit erregen, welche, so bald die Franzosen die Stadt gedünkt hatten, den weißen Befehl veranlaßte, die dortigen Befestigungen zu demoliren. Ich war sowohl im Kriege als nachher im Frieden, mehrmals Augenzeuge von demjenigen, was man in der Absicht that. Befanlich wurden im ersten einige Theile des Hauptwalls gesprengt, und die Verschanzungen des bedeckten Weges zerstört; nachher im letztern die Brustwehren der gebliebenen Wälle abgeworfen, und der Wallgang mit Bäumen und Hecken bepflanzt. Fragt man aber: Ob dadurch die intendirte gute Absicht wirklich und völlig erreicht worden, oder nicht? so bin ich überzeugt, daß jeder Ingenieur, der sein Metier versteht, die Frage verneinend beantworten werde. Herzlich wünsche ich mit jedem treuen Bürger

des hannoverschen Staats, daß das Land einen dauerhaften und glücklichen Frieden genießen möge; allein, gute Wünsche realisiren sich nicht immer, und es könnten doch in der Folge der Zeit solche kriegerische Auftritte sich wieder ereignen, wobei Göttingen für beide kriegsführende Partheien ein wichtiger Posten wäre. Dann würde ein guter Ingenieur sich bald zu helfen, und den immer noch halbbefestigten Ort durch Versicherung der Thore, Einschneiden auf denen, zum wahren Vortheil der Vertheidigung erniedrigten Wällen, Werpallisadungen, u. d. gl. bald wieder in wehrbarem Stand zu setzen wissen. Natürlicher Weise bedient der Feind sich bei solchen Gelegenheiten der Wirthschaft und dem Pluge entzifferter Landleute, und nützt die nächstgelegenen Wälder, ohne dabei an eine forstmäßige Behandlung zu denken. Doch, das größte Unglück für einen solchen Ort, ist sodann die Ungleichheit des Spiels. Der Freund übergibt ihn aus Schonung geschwind; der Feind hält sich hingeren, weil er weiß, daß nur die dringendste Nothwendigkeit einen ernstlichen Angriff veranlassen könne. Bei solchen Vorfällen können indessen einige Bomben und sonstige Ereignisse Unglück genug anrichten, wobei die literarischen Schätze Göttingens der größten Gefahr ausgesetzt wären, und schon in der Rücksicht ein unersetzlicher Verlust eintreten könnte. Werden aber die Wälle völlig abgetragen, und sind bloß ein schmaler Graben, und

und gute Thorbeschlüsse da; so gewähren diese zwar den Vortheil, daß man nicht genöthigt ist, jede kleine Parthei leichter Truppen einzulassen, allein an eine förmliche Verteidigung des Places gegen den Angriff eines Corps, das nur irgend etwas zu unternehmen vermag, würde sodann gewiß keiner weiter denken.

Jedoch die besten Plane müssen leider nur gar zu oft! als bloße fromme Wünsche geschätzt und bei Seite gelegt werden, wenn ihrer Ausführung ein zu großer Kostenaufwand, oder sonstige nicht wegzuräumende Hindernisse im Wege stehen. Ich denke, daß hier blos die Kosten in Betracht zu ziehen sind, halte es aber kaum für möglich, daß von der Seite nicht zu hebende Schwierigkeiten eintreten können, da eines Theils das Projekt in einem Lande auszuführen ist, wo Unternehmungen der Art so leicht die gnädigste landesherrliche Unterstützung finden; andern theils die Realisirung des Plans selbst solche Hülfsmittel erschaffen würde, welche meinen Einsichten nach die ganze Sache außerordentlich erleichtern dürften. Ob es mir gleich unmöglich fällt, hier eine genaue Angabe der Baukosten aufzustellen, indem dazu accurate Aufmessungen und Profile, nebst mancher näheren Untersuchung des Lokals und sonstiger Verhältnisse, erforderlich sind; so glaube ich doch, daß nachstehende ungefähre Berechnung von der Wahrheit nicht beträchtlich abweichen könne. Ich lege dabei den Plan zum Grunde, wel-

chen ich bei des Herrn Geheimen Justizraths Pürters gelehrten Geschichte von Göttingen Th. 2. finde. Ich vermute, gehört zu haben, daß der Kostenschlag wegen der im Vorschlag gebrachten Cunette ungefehr auf 3000 Rthlr. hingange. Das ist nun freilich keine große Summe, aber auch für's Geld wenig und geringe Waare. Die gänzliche Abtragung der Wälle käme dagegen allerdings weit höher zu stehen. Denn nach eben gedachtem Plane hat Göttingen, die Zugänge der Stadt nicht mitgerechnet, etwa 650 Ruthen im Umfange. Die laufende Ruthe an Demolitions- und übrigen Kosten zu 25 Rthlr. angeschlagen, beträgt schon 16250 Rthlr. Dabei werden vielleicht noch allerlei Ausgaben vorfallen, die ich hier nicht specificiren lassen, jedoch die eben bestimmten Kosten leicht auf die runde Zahl von 17000 Rthlr. erhöhen dürften. Allein, dieser Preis wäre in Rücksicht der das für gewiß zu erhaltenden, zum Theil unschätzbaren Vortheile geringe genug. Ich habe indeffen schon erwähnt, daß die Ausführung des hier empfohlenen Projekts selbst wichtige Hülfsmittel darbieten würde, worüber ich mich im Folgenden näher erklären will, und ich glaube, daß deren Erwägung alle etwaige Bedenken wegen des Kostenaufwandes völlig zu heben vermöge.

Zuförderst mache ich bemerktlich, daß die zur Anlage der im Vorschlag gekommenen Cunette zc. erforderliche

Summe von 3000 Rthlr. dem andern Projekte allerdings zu gute gerechnet werden müsse, weil hier der für die Stadt erforderliche zweckmäßige Beschluß zugleich mit beschaffet wird.

Denn hält der Umfang des Orts angeführtermaassen etwa 650 Ruthen. rechnet man für die ganze Anlage des Walls und Grabens im Durchschnitt 13 bis 15 Ruthen Breite, so giebt solches, nur die geringere von 13 Ruthen angenommen, einen Betrag von circa 75 calenbergischen Morgen. Davon giengen für beide Promenaden und den Graben, für alles 5 Ruthen Breite gerechnet, 25 Morgen ab, mithin blieben 45 Morgen übrig, worüber nach Belieben zum Vortheil der Stadtcasse disponirt werden könnte. Gesezt, daß solche auf Erbenzins käuflich unter der Bedingung, jährlich vom Morgen 10 Rthlr. zu entrichten, verlassen würden; so dürfte doch wohl mit Zuverlässigkeit darauf zu rechnen seyn, daß die neuen Plätze wegen ihrer vortheilhaften und höchst angenehmen Lage, wenigstens zu 150 bis 200 Rthlr. für jeden Morgen auszubringen seyn würden, und das betrüge, nur den geringsten Preis von 150 Rthlr. angenommen, schon 6750 Rthlr. Ferner würde der zu entrichtende Erbenzins jährlich 450 Rthlr. folglich an Capital zu 4 pro Cent 11250 Rthlr. betragen.

Uebrigens würde bei Verlassung der neuen Plätze ohne Widerspruch stipulirt werden können, daß bei jedesmaliger Veränderung des Eigentümers

ein einjähriger Zins, oder 10 Rthlr. Weinkauf vom Morgen außerordentlich entrichtet werden sollen, und dies ergiebt, auf jede 30 Jahre einen neuen Eigentümer gerechnet, eine jährliche Revenüe von etwa 14 Rthlr. und an Capital zu 4 pro Cent 350 Rthlr.

Alles das machte wahrlich kein geringes Object aus, und ich dachte nicht, daß vorstehende Berechnungen auf irrigen Voraussetzungen beruhete.

Freilich würden nun auch diejenigen Einkünfte, welche bisher der Wallgräberei zu aufgebracht haben, zum Gegenanschlage kommen, die aber unmöglich sehr beträchtlich seyn können, mithin der ganzen Idee keinen großen Eintrag thun werden.

Uebrigens dürfen keine Kleinigkeiten, keine unerhebliche Bedenkllichkeiten, kein unbedeutendes Privatinteresse u. d. gl. der guten Sache im Wege stehen. Von alle dem, was bisher zu rechnen ist, dürfte wohl das wichtigste in dem Einwurfe bestehen, daß es unverzeihlich seyn würde, die jetzigen Alleen und Hecken, die man nach 20 Jahren einigen Schatten zu geben anfangen, aufzunehmen, und gleichsam von vorne wieder anzufangen. Allein die auf den Wällen stehende Linden sind, weil solche oben Winde zu sehr gefaßt werden können, vergestalt zurückgeblieben, daß sie mit gehöriger Vorsicht füglich noch umgepflanzt werden können, und ich stehe dafür, daß solche auf der neuen Promenade, weil sie da mehr gegen die Stürme

me gedeckt wären, weit geschwinde
fortkommen würden. Auch würde
man diese Veränderung nur wenig be-
merken, da ohnehin die Wallabtra-
gung auf mehrere Jahre vertheilt wer-
den müßte, und man durch die jedesma-
lige successive Wiedereinpflanzung der
jetzigen Stämme, mit Ende des ganzen
Werks, die ganze Alles größtentheils

und denn hoffentlich auf immer, wieder
hergestellt sehen würde.

Das wäre alles, was ich zu sagen,
mir vorgenommen hatte. Habe ich
hie oder da geirrt, so werde ich des-
halb aus schon bemerkten Gründen
leicht Verzeihung erhalten. Absicht
und Bille waren wenigstens gut.

— Nr — b — d.

Aus Queckenwurzeln Bier zu brauen.

Man sammelt diese bekante Wur-
zeln im Frühling oder auch
spät im Herbst, wäscht im Wasser
alle Unreinigkeiten davon ab, und
schneidet sie ungefehr so klein, als
Heckering, welches auch süglich in
einer Maschine, worin jener geschnit-
ten wird, geschehen kan. Hernach
werden sie getrocknet, und man hat
sich nur zu hüten, daß die geschnitte-
nen Wurzeln nicht allzubald auf einen
Haufen zu liegen kommen, weil sie
außerdem dumpfigt werden, auch an-
fangen zu keimen, wovon das Bier
nothwendig nach Graße schmecken wür-
de. Zulezt werden sie ganz hart ge-
darrt. Wenn dieses geschehen, stoß-
et oder mahlet man sie gröblich, und
verfährt hernach damit als ob man
Bier von Malz brauen wolte. Da
indessen einige ihr Malz gar nicht ko-
chen, sondern es nur mit siedendem
Wasser ausziehen, und mit glühen-
den Kohlen oder Steinen die Gahr-
machung bewerkstelligen, so ist hiers

bei wohl zu merken, daß man diese
Queckenwurzeln stark austochen, auch
wohl etwas Hopfen dazu nehmen muß.
Als denn stellt man diesen abgekochten
Trank mit guten Bierhesen an einen
warmen Ort. Wenn er zureichend
gegohren, fasset man ihn auf, und
hat sich als denn eines guten Biers zu
versichern, welches nach Belieben
stark und schwach gemacht werden kan,
nachdem es mit viel oder wenig solcher
Wurzeln gebrant worden, mit wel-
chen es gar nicht nöthig ist, zu geizen,
weil sie umsonst und in Ueberfluß zu
haben sind. Im Sommer taugen sie
nichts zu dieser Absicht, weil sie als-
dann zu sehr verwachsen, und nur erst
im späten Herbst, wenn das Gras
davon verwelkt, ihre Kräfte wieder
bekommen. Man kan das Jahr zwei-
mal davon Ernte halten, ohne zu
säen, und süglich zu einer jeden Zeit
so viel einsammeln, bis man wieder
etnernten darf. Zu dieser Zeit sind
sie auch am leichtesten zu haben, weil
immer

Immer geackert wird, als wodurch sie oben auf die Erde zu liegen kommen. Wenig arme Leute sich aus diesem wohlfeilen Trank oder Nahrungsmittel er-

nen Vortheil stiften wollen, so ist die Absicht dieser Anzeige vollkommen erreicht.

Mittel, dem Mangel der Butter abzuhelpfen.

Man findet ein gewisses Kraut, welches im lateinischen Myagramm, Linaria, Pseudokium, Sclammum, im Deutschen Leindotter, Glachsdotter, Botter oder Botterfaat, auch Riese genannt wird. Es wächst häufig unter dem Glachs, auch hin und wieder wild, und pflegt deswegen allen Ackerteuten bekannt zu seyn. Der Stengel schießt 2 bis 3 Fuß in die Höhe, ist rund, stark, und theilt sich oben in viele Nebensäfte. Die Blätter sind länglich, hinten breit, vorne zugespitzt. Es blühet mit dem Lein und Glachs zugleich, zuweilen etwas früher, im Junius oder Julius. Seine Stengel bringen kleine vierblättrige gelbe Blumen hervor; auf diese folgt ein kleines breites Schötchen oder eine Kapsel, beinahe in Gestalt einer umgekehrten Birn. Sie enthält einen kleinen länglichen runden Saamen von weißgelber Farbe, süßem und angenehmen Geschmack, führet reichliches Del bei sich, und wird aus diesem Grunde für sehr nahrhaft gehalten. Im

Halberstädtischen und Magdeburgischen findet man kleine Stücken Land, welche mit diesem Kraute besät sind. Es erfordert eben den Boden, wie der Lein. Das aus dem Saamen gepresste Del, welches ungemein angenehm schmeckt, brauchen die dortigen Einwohner, die Speisen damit zu kochen, an Statt der Butter.

Wann man dieses Kraut an Orten, die entweder Mangel an Wiesenwachs haben, oder wo aus andern Gründen die Butter sehr theuer ist, in gleicher Absicht anwendete, so würde die Ökonomie davon einen ausnehmenden Vortheil ziehen können. Das Del dieses Krauts würde nicht allein wohlfeiler seyn, als die Butter, sondern es würde auch gar wohl zur Abwechselung dienen, indem einerlei Speisen bald mit Butter, bald mit diesem Del zubereitet werden könnten, besonders, da es auch die Glieder sehr geschmeidig und sowohl zur Arbeit, als Bewegung geschickt erhält.

Sannoverisches Magazin.

12tes Stüd.

Montag, den 8ten Februar 1790.

Etwas über Ostindien a).

Madras, im Febr. 1789.

Setzt, da ich an dem Orte meiner Bestimmung bin, eile ich, Ihnen einige Bemerkungen, die ich mir auf dem letzten Theile meiner Reise hieher aufgezeichnet habe, kurzlich mitzutheilen. —

Unser Schwadron blieb beinahe 3 Monate auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung. — Die Capstadt ist ein sehr angenehmer Ort. — Sie liegt in einem schönen grünen, mit hohen Bergen umgebenen Thale, die sich beinahe senkrecht hinter der Stadt empor heben, und im Ganzen dem Auge einen ungewöhnlich prächtigen Anblick gewähren. Der höchste dieser Berge,

der von seiner Basis angerechnet, 3353 Fuß hoch ist, und das Tafelland (Table Land) heißt, hat einen oben ganz flachen Gipfel, und daher seinen Namen erhalten, weil über ihm fast beständig ein weißer dicker Nebel schwebt, der bei stillem Wetter, gleich einem Tischuch, auf allen Seiten niedersinkt.

So oft dieses geschieht, pflegen die Einwohner zu sagen: der Teufel habe seine Tafel gedeckt, und es ist solches ein untrügliches Zeichen, daß man alsdenn bald Landwind bekommen werde.

Der zweite, dem Tafelberge am nächsten

- a) Da viele Leser des Magazins Verwandte und Freunde in Ostindien haben, so werden sie wahrscheinlich folgende kurze Nachrichten über dieses Land mit Vergnügen lesen, und man hofft, daß ihnen solche desto angenehmer seyn werden, da sie von einem glaubwürdigen Manne herrühren, der von dem, was er erzählt, selbst Augenzeuge war. Sie sind ein freier Auszug aus Johann Munroos im vorigen Jahre in englischer Sprache erschienenen Nachricht von den auf der Küste von Coromandel wider die vereinigte Macht der Franzosen, Holländer und Syder Allyschen Truppen vom Jahre 1780 bis 1784 vorgenommenen militairischen Operationen. Der Verfasser wohnte allen Feldzügen dieses Krieges als Captain im 73ten Regiment des Lord Macleod's selbst mit bei.

W.

nächsten liegende Berg ist der Jaderhut. Seine Höhe beträgt 2095 Fuß, und auf seinem Gipfel weht eine Signalflagge, auch stehen zwei Kanonen darauf; eben dies ist auf dem Luvetump, dem dritten Berge beständig, der eine Höhe von 1102 Fuß hat.

Die Stadt ist groß, und regelmäßig gebaut; die Straßen laufen alle rechtwinklicht; durch jede fließt ein schmaler Kanal, und mitten in der Stadt ist ein großer viereckter Platz, worauf Markt gehalten wird.

Unmittelbar an der Stadt liegen die schönen Gärten der holländischen Compagnie, an selbigen aber ist eine Menagerie angelegt, welche eine artige Sammlung der seltensten wilden afrikanischen Thiere und Vögel in sich enthält.

Am nördlichen Ende der Stadt ist ein kleiner Erdbwall aufgeworfen, längs der Küste aber sind Brustwehren und große Batterien in schieflicher Entfernung von einander angelegt. — Allein, alle diese Festungswerke sind blos dem Namen nach furchtbar. Die Holländer haben sehr wenige Truppen zur Vertheidigung ihrer Besitzung. — Ihr hiesiger Militäretat besteht überhaupt nur aus 500 Mann regulärer Soldaten *).

Unter allen Orten dieses Landes zog der Constantiaweinberg, von dem der

herrliche in Europa so sehr geschätzte Constantiawein seine Benennung hat, meine besondere Aufmerksamkeit auf sich. Jetzt weiß ich zuverlässig, daß dieser Weinberg in sieben Jahren nicht so viel Wein hervorbringt, als man in einem Jahr allein nur in Großbritannien unter dem Namen Constantiawein verkauft. Der Weinberg liegt in einer sehr angenehmen Gegend, an der Ostseite des Tafellandes, am ersten Wege nach der falschen Bay zu, und ist der gewöhnliche Sammelplatz aller Fremden, die da hingehen, sich zu belustigen.

Der Holländer hält es hier für einen Mann vom Stande gar nicht unschicklich, bei der Ankunft eines fremden Schiffes einen Theil seines Hauses in einen Gasthof zu verwandeln. Für einen Reichthümer täglich giebt er dem Fremden Tisch, Bett und freie Wäsche.

Die zu gemeinschaftlichen Belustigungen bestimmten Orter sind das Billard und die Tanzböden, beide vorzügliche Lieblingsvergnügungen der hiesigen Holländer. Die meisten ihrer Sklaven sind gute Musikanten, und fast alle Tage werden in den meisten Häusern Tanzpartien gehalten. — Sie führen einen guten mit den herrlichsten Speisen und Früchten besetzten Tisch, durchgehends herrscht Nettigkeit und Keuschheit in vorzüglich hohem

*) Es sind ihrer mehr, wie ich vom Commandeur Gordon weiß, und aus den Listen ersieht habe, meist 600.

(Diese, und die folgenden mit Sternchen bezeichneten Anmerkungen, haben wir der Gewogenheit eines Augenzeugen zu danken.)

hohem Grade. Die meisten Eingebohrnen reden geläufig englisch und französisch. — Hier sahe ich zum ersten mal große Schüsseln mit gebratenen Hammelfleischen und warmer fetten Brühe zum Abendessen ansetzen.

Die hiesigen Schafe sind von ganz besonderer Art. — Hammelfleisch giebt hier so häufig, und auch von eben der Güte, wie in England.

Das Layschaf hat einen breiten großen dicken Schwanz, der bloß aus einem Fettklumpen besteht, oft so lang ist, daß ihn das Thier auf der Erde nachschleppen muß, und es bis 12 Pfund wiegt.

Die Ochsen werden sehr früh ans Joch gewöhnt, und zu mancherlei Arbeiten gebraucht.

Wer oder sechs Ochsen ziehen eben so schnell und muthig, und legen in nemlicher Zeit 12 bis 15 Meilen zurück, wie ein gleiches Gespann Pferde. —

Man hat hier eine vortrefliche Zucht kleiner Pferde. —

Eines in seiner Art postlichen Krieges muß ich hier erwähnen, den die Bewohner des Tafellandes, die Vadianen und Meerfahnen, zuweilen mit den Stadtbewohnern zu führen pflegen.

Die Nachscharen davon sind zwar sicherlich oft übertrieben, und nicht völlig wahr, doch soll das, was ich hier darüber anmerkte, wie man mich versichert hat, völlig gegründet seyn. Diese Bergbewohner, die Affen, können so schlechterdings nicht ver-

tragen, wenn sich Jemand in ihr Gebiet wagt. Will ein Städter ihren Berg ersteigen, so besetzen und sperren ganze Haufen von ihnen gleich alle engen Aufgänge und Pässe, sie widersehen sich muthig dem Herausklimmenden, rollen große Steine auf ihn herab, und werfen damit mit solcher Geschicklichkeit und Genauigkeit auf ihn, daß man sich oft gar nöthigt sieht, zum Gewehr zu greifen und auf sie feuern, das einzige Mittel, wodurch sie sich zurück treiben, und aus einander jagen lassen.

Oft versammeln sich diese Thiere des Nachts in starker Anzahl, und wagen, unter der Anführung ihrer unter sich gewählten Oberhäupter, Einfälle in die Stadtgärten. Sie marschiren bei dergleichen Expeditionen in ordentlichen Gliedern, wie die indischen Soldaten, nachdem sie zuvor ihre Vorposten voran geschickt haben, den Berg herab, stellen Wachen aus, die ein wachsames Auge auf den etwas nigen Feind haben müssen, und formiren dergestalt eine Reihe, daß, wenn der Vortrapp bereits im Garten ist, der Nachtrapp den Berg, oder Hügel, decken muß. Ihr Anführer steigt nun auf den Baum, pflückt die Frucht ab, und wirft sie seinem Nachbar zu, und so geht solche, die ganze Linie herunter, von Hand zu Hand, bis zum Nachtrapp auf dem Hügel, der sie so lange sicher aufbewahrt, bis das Zeichen zum Abmarsch gegeben worden, welches aber nicht eher erfolgt, als wenn man schon Munt genug gemacht hat.

Sie werden zwar oft unvermuthet bei ihren Plünderungen überrumpelt, allein, abdehn springen sie mit der größten Schnelligkeit auf den Berg und auf unzugängliche Abfälle desselben, wo man ihnen nicht beikommen kan, und moselbst sie ihre Beute in Ruhe und Sicherheit verzehren.

Die Veränderungen, die man sich auf einer Seereise nach Ostindien machen kan, sind ungefehr folgende:

Man spielt Karten, oder wer musikalisch ist, ein Instrument, liest, fängt Hanffische, Delphine u. d. gl. Abt sich in den Waffen, oder schießt Vögel, vorzüglich eine große Art wilder Gänse oder Schwäne, die man gewöhnlich 2 bis 300 Meilen um das Vorgebirge der guten Hoffnung herum ktrifft, und bei den Franzosen Montons du Cap heißen.

Diese Vögel sind so zahm, daß man sie oft mit der Hand in den Schiffen fängt, für die Tafel aber taugen sie nicht.

An heitern Abenden, vorzüglich wenn der Mond scheint, und Damen mit an Bord sind, wird auch wohl auf dem Oberdeck des Schiffs getanzt u. s. w.

Pondamalee, im März 1780.

Nunmehr hoffe ich, soll unser künftiger Briefwechsel etwas mehr Interesse für Sie bekommen, wie er vielleicht bisher gehabt hat. — Hierst also eine kurze Nachricht von Madras

und den bemerkungswürdigsten Sitten und Gebräuchen der Indianer.

Man hatte uns die Brandung auf der Küste von Coromandel so äußerst gefährlich und fürchterlich geschildert, daß ich, wie wir bereits auf der Reise von Madras vor Anker gegangen waren, fest glaubte, daß ich nun erst noch den gefährlichsten Theil meiner Reise zu überstehen hätte. Allein, jetzt sehe ich, wie höchst unbewertend die vergespiegelte Gefahr war, und wie unnöthig meine Furcht gewesen. Ich habe an verschiedenen Orten in Nordbritannien Brandungen gesehen, die eben so gefährlich, wo nicht noch gefährlicher, wie diese waren. Was aber die hiesige beim ersten Anblick weit furchtbarer wie andere von gleicher Höhe macht, ist, daß sich hier die Wellen dreimal innerhalb 50 Yards ein auf einander brechen, und die letzte Woge mit großer Gewalt an den Strand preßt.

Wir hatten kaum auf der Reise zu Madras die Anker geworfen, als uns auch verschiedene Masulabde besuchten. Diese Fahrzeuge sind von ganz sonderbarer Bauart. Damit man mit ihnen über die Brandung wegfahren kan, haben sie sehr hohe Seiten. Ihr ganzer Bau besteht aus weiter nichts, als aus einigen dünnen Brettern, die man mit Cocusbast mit einander verbunden hat, und sie sind aberaus leicht zu regieren. Oft sahen sie in Begleitung von Carakarrans, welches schmale Flöße von drei ambeiden Enden und in der Mitte an

einander befestigten Balken sind, auf welchen sich zwei oder drei geschickte Schwimmer befinden, die mit unglaublicher Geschwindigkeit und Fertigkeit durchs Wasser rudern.

In den Masulaböten saßen schwarze und rufsfarbene Indianer. Sie hatten lange Röcke an, trugen Turbane vom schönsten weißen Muslin, große goldene mit kostbaren Steinen besetzte Ohrringe, die ihnen bis auf die Schultern herab hingen, und kleinere Ringe eben der Art in dem Nasenknorpel. — Sie gingen barfuß und hatten Knebelbärte. Wie sie bei uns an Bord kamen, grüßten sie unsere Officiere und übrigen Leute sehr ehrerbietig, doch auch zugleich äußerst freundschaftlich, und auf eine so vertrauliche Art, als wenn sie uns schon lange gekant hätten.

Vinkti, Kammah, Maipah, Christmah (Namen dieser Indianer) und mehrere von ihnen, handelten hierauf auf unsere mitgebrachten englischen Waaren, und stellten uns ihre Ess- und Trinkwaaren zu Kaufe an. Während, daß diese mit unsern Leuten handelten, suchten andere bei uns in Dienst zu kommen; sie priesen uns zu diesem Ende auf die einschmeichelndste Art von der Welt ihre verschiedenen Fähigkeiten. Jeder stieß seine eigene Geschicklichkeit, die er zu bestehn vorgab, aufs Beste heraus,

und versicherte den von uns, mit dem er etwa seinen Cameraden sprechen sahe, sein Camerad wäre der ärgste Schelm und Gauner, der nichts verstände, und ihn betrügen würde, weil wegen er ihn denn freundschaftlich im Vertrauen warnte, ihn ja nicht in Dienst zu nehmen.

Sie zeigten uns schriftliche Atestate ihres Wohlverhaltens und ihrer Geschicklichkeiten vor, denen man es aber gleich ansehen konnte, daß sie falsch und erdichtet waren.

Unerachtet diese Leute die Verkehrungskunst im höchsten Grade besaßen, und dabei sehr schlaun und verschlagen sind, so glaube ich doch, daß man's ihnen eben dadurch, daß sie dem Fremden ihre Dienste so zu sagen ordentlich aufbringen, bald abmerken könne, daß nicht viel hinter ihnen sein müsse, und ihre selbst gepriesene Treue und Redlichkeit verdächtig sey. Ihre Inbringlichkeit geht so weit, daß sie sich erboten, für einen sehr geringen Lohn, oder gar umsonst ohne allen Lohn, zu dienen. Ja, sie versichern dem Europäer, daß, wenn sie nur sein Dabass b) werden könnten, ihm noch oben drein, wenn es ihm je zuweilen an Gelde fehlen sollte, ihre Börse völlig zu Befehl stände; und ein solches scheinbar uneigennütziges und freigebiges Anerbieten eines Bedienten, wird denn nur

W 3

gar

b) Ich habe dieses Wort unübersetzt gelassen, weil es sich wirklich nicht gut überlegen läßt. Das Wort Mätlar erschöpft seine Bedeutung eben so wenig, als: Haushofmeister, Hausverwalter, oder erster Bedienter. Wo.

gar zu leicht von einem Officier, der mancherlei Ausgaben und Bedürfnisse, dabei aber oft kein Geld hat, mit beiden Händen angenommen. Auch wir, wie unerfahrene Fremde, schlugen diese freundschaftlichen Aufserungen nicht aus, mußten aber nur gar zu bald erfahren, wie sehr wir uns durch ihre Schmeicheleien und schönen Worte hatten hinter's Licht führen lassen, denn sie betrogen uns entsetzlich. Ich kan aus Erfahrung zuverlässig versichern, daß fast jeder, der hier erst ankommt, von der Dusbaszenzunst aufs gottloseste hintergangen, und von ihnen auf eine seine Art ganz ausgezogen wird. Das übelste ist, daß man dieser Kerls, ob sie gleich die ausgefeimtesten Spiszbuben sind, anfänglich nicht gut ganz entbehren kan, und ich würde daher jedem Fremden wohlmeinend rathe, dieses nochwendige Uebel so lange in Gehalt zu ertragen, bis er erst mit der hiesigen Landesfitten besser und genauer bekannt geworden, sodann aber ganz zu verlassen, ohne Dubasch fertig zu werden, oder ihm doch seine Betrügereien nach und nach abzumerken, und ihm die Gelegenheit dazu zu benehmen. —

Die hiesigen Eingebornen haben so feine und zarte Gesichtszüge, daß sie mancher Fremder beim ersten Anblick, sowohl diesertwegen, als auch wegen ihren sonderbaren Tracht, für Frauenzimmer halten wird, auch wirklich oft dafür hält.

Es war für Madras etwas Seltenes und Neues, uns Europäer in un-

serer ungewöhnlichen Kleidung das selbst ankommen zu sehen. Eine unglaubliche Menge Menschen versammelte sich am Strande, und sahe unser Landung zu. Ich kan sicher behaupten, daß wir bei dieser Gelegenheit wenigstens 50,000 Zuschauer hatten, unter welchen sich auch Hyder Ally's Baskel, oder Ambassadeur, befand, den es, wie es schien, nicht sehr behagte, die Garnison zu Madras mit 1000 Soldaten und 45 Officieren verstärkt zu sehen.

Der Gouverneur, General Monro und verschiedene andere hiesige Staatspersonen, erzeigten uns viele Höflichkeiten, und baten uns, so lange wir hier blieben, verschiedentlich zu Gast. —

Das Fort St. George ist die Hauptbesitzung der Compagnie auf der Küste Coromandel.

Man hält es für die beste Festung der englischen Besitzungen. Es liegt in einer niedrigen Sandgegend, und ist sowohl durch die Kunst, als von Natur, mit Wasser umgeben, ausgenommen nur auf der Seite nicht, die nach der schwarzen Stadt zu liegt, wo Außenwerke angelegt sind.

Es bildet ein unregelmäßiges Sechseck, ist gut gebauet, hat nach der Seeseite zu die Gestalt eines zusammen gezogenen oder abgekürzten Thronwerks (crown-work), das vorne nach die Seite eines Kriegsschiffs gebauet ist, und worin weite Schießschanten für Kanonen vom größten Caliber befindlich sind. Selbige liegen mit dem

dem Wasser gleich, sind bombenfest, und darüber ist der Wall mit seinen Brustwehren. Alle Werke, auch selbst die nahe nach der See zugelegenen, sind mit breiten und tiefen Gräben umgeben, welche beständig voll klaren Salzwassers sind, und an deren inneren Abhängen große wohlgeschmeckende Austern liegen. Die Festung hat einen Springbrunnen mit dem herrlichsten frischen Wasser in ganz Indien. Auch ist daselbst ein Wasserbehälter, der auf 12 Monate hinlängliches Wasser für alle Einwohner in sich enthalten kan.

Das Wasser ist so hell und klar, und von so reinem und angenehmen Geschmack, daß Kenner es der Gesundheit halber, lieber rein, als in spirituose Getränke verwandelt, oder damit vermischt, trinken.

Die Stadt ist regelmäßig gebaut, und es können bei einer Metrede acht tausend Menschen darin wohnen, obgleich die jetzige Garnison selten über 200 Europäer und 2 Bataillons Sepoys stark ist. Fremden ist sie eben kein angenehmer Aufenthalt, denn man findet hier so wenig einen Gasthof, als sonst einen anständigen Ort zu öffentlichen Vergnügungen.

Die Sepoys (Seapoys) sind gar vorzügliche Soldaten. Sie sind heidnische Eingeborne des Landes selbst, die man zu Kriegsdiensten angeworben, nach europäischer Art exercirt, und, so weit es mit dem Himmelsfrische zusammen zu reimen ist, mondt hat. Ihr kurzes Jäckchen ist

von europäischem Tuch, bei den Engländern, so wie die Moudur ihrer Armer in Europa, durchgehends von rother Farbe; die verschiedenen Regimenter unterscheiden sich durch die Farbe der Aufschläge, und der Aufklappen, oder Rabatten. Unter diesem tuchenen Jäckchen tragen sie ein weißes catunenes Leibchen, auf dem bloßen Leibe, und eben dergleichen enge Beinkleider, die bis auf die Hüfte der Leenden reichen. Der untere Rand dieser Beinkleider ist mit einem ausgezackten Bande eingefast, welches mit den Aufschlägen und den Aufklappen des Regiments stets von gleicher Farbe ist. Turban und Leibgürtel sind ebenfalls von übereinstimmender, aber bei jedem Regiment von anderer Farbe, beides von Catun. Das weiß und roth gestreifte gewundene Tuch, welches den Turban oben zusammen hält, und auf der rechten Seite herunter hängt, ist, so wie ein ähnlicher Streif, der kreuzweise über dem Gürtel her liegt, von Catun und zur Zierrath. Von der linken Seite des Turbans hängt ein Quast herab. Im Gürtel steckt das Bajonet in seiner Scheide. Das Degengeheft wird nicht quer um den Leib befestigt, sondern besteht aus einem von der rechten Schulter nach der linken Hüfte herunterhängenden Riemen. Der Degen selbst ist ostindische Arbeit, die Flinte hingegen ist europäische Fabrik. Die Patronentaschen sind nach europäischem Schnitt, von Büffelleder gemacht. Um dem Halse trägt

der Sepoy eine Schnur Corallen, und vorns auf der Brust ein kleines Metallplättchen, manchmal auch eine Goldmünze, die an einem Faden, auf welchem eine Art Saamentörner aufgereiht sind, befestigt ist. Beides bloß zum Zierrath. Strümpfe trägt der dortige Soldat gar nicht, und statt der Schuhe Bambusfäßen, eine Art Pantoffeln mit in die Höhe geräumten Spitzen. Gewohnheit, die alles vermag, ist Schuld daran, daß der indische Soldat mit Pantoffeln so schnell geht, als wir in Schuhen; aberdem kommt sie ihm bei der Landessitte, so oft er außer dem Dienst vor seinen Obern erscheint, die Schuhe ausziehen zu müssen, imgleichen beim Marschiren durch Moräste, und beim Durchwaten der Flüsse, wegen der Wichtigkeit, sie vom Fuß abzustreifen, sehr zu statten.

Wenn der Sepoy vom gemeinen Soldaten bis zum Subidar, oder Capitain (höher avanciren sie nicht) hinaufgerückt ist, so ist er auch schon im Dienst grau geworden, und die greisen Härte der Sepoysofficiere geben dem Regiment im Ganzen ein recht ehrwürdiges Ansehen. Vermöge ihres Ranges haben sie indeffen weiter keine Macht, als nur über ihre eigenen Leute. Ein europäischer Ser-

geant kan einem Sepoysoffizier in Dienstsachen befehlen.

Die Kleidung dieser schwarzen Officiere ist von der eben beschriebenen Uniform der Gemeinen in weiter nichts verschieden, als daß die Jacken von Scharlach, mit goldenen Epaulets versehen, sind, daß sie leichte lange Hosen, die ihnen bis auf die Fußknöchel herabgehen, und einen großen krummen Säbel an der Seite tragen. Es wird bei den Sepoy in englischer Sprache commandirt, und jedes Bataillon hat eine gute Anzahl Trommelschläger und Querpfeifer.

Fremde, denen das hiesige Klima noch neu ist, werden des Nachts aufs grausamste von den Musquitostiegen geplagt^{*)}. Durch keine Voricht, und kein Mittel, kan dieses Insekt von seinem Blutdurst nach den rothen heißen Wangen der Europäer abgehalten werden, und seine Begierde nach fremdem Blut ist so stark, daß es mit seinen Verfolgungen nicht eher abläßt, als bis es alle Gesichtsröthe völlig ausgezogen hat.

Die hiesigen Europäer suchen auf alle mögliche Art und Weise sich gegen die außerordentliche Hitze des hiesigen Klimas zu schützen, und es ist solches auch gar nicht zu verwundern; ich wenigstens fand sie ganz unermüdetlich.

*) Ist etwas zu gefährlich beschrieben; sowohl in Garnison, als im Felde; habe ich nie von dergleichen Vorfällen gehöret, und die Musquitos sind überhaupt nicht viel beschwerlicher, als unsere hiesigen Schnaken.

Die Fortsetzung folgt künftig.

Hannoverisches Magazin.

13tes Stück.

Freitag, den 12ten Februar 1790.

Etwas über Ostindien.

(Fortsetzung.)

Wenn man in Indien Jemand besucht, läßt man sich in einem Bette, Palankin genannt, welches auf den Schultern getragen wird, hintragen.

Das Gestell des Palankins ist leicht, aus Bamburohr gebaut, mit Polstern und Teppichen belegt, und ruhet auf zwei Stäben, vermittelst welcher es getragen wird. Ueber dem Palankin ist, der Länge nach, vom Kopf nach dem Fußende hin, ein Rohrstab bügelförmig gekrümmt, und mit einer Decke behangen, welche an der Seite, wo die Sonne oder der Wind herkommen, heruntergelassen, auf der entgegengesetzten aber gemeiniglich aufgeschlagen ist. Bei Staatspalankins muß das Bamburohr, welches zum Gestell dient, unerachtet es, mit Polstern und Teppichen bedeckt, nicht zu sehen ist, imgleichen der bügelförmig gekrümmte Stab vom schönsten Wuchs, eins dem andern ganz

ähnlich von dunkler Farbe seyn, und kostet beides oft gegen 800 Rthlr. Die Enden der Stäbe, an welchen die Träger anfassn, sind manchmal mit Silber, oft mit getriebener Arbeit von diesem Metall beschlagen, der Bügel ist mit silbernen Glöckchen behangen. Die Teppiche und Polster sind von den reichsten Zeugen, mit Gold gestickt, und wohlriechend gemacht. — In der regnigten Jahreszeit sind sie mit einem Dach von leichten Palmblättern bedeckt, welches auf beiden Seiten eine Oefnung mit einer Fensterlade hat. Zu jedem Palankin gehören 10 bis 12 Träger *).

Leute von höherem Range halten hier auch häufig Equipagen. Die Großen unter den Eingebornen fahren mehrst alle in einem mit zwei Rädern versehenen oben bedeckten Fuhrwerk, das Lacarry oder Lactri heißt, und mit 2 oder 4 schönen weißen Ochsen bespannt ist.

Das

*) Ich habe in Friedenszeiten Jeder 7 gehalten.

Das Häkel ist ein auf allen Seiten offener Kasten, fast in der Form als unsere Sänften (zum Schutz gegen die Sonne mit Vorhängen versehen) innerhalb welchem nur für eine Person, aber sehr gemächlich Platz ist, die darin nach Landesitte mit untergeschlagenen Beinen auf Teppichen und Polstern sitzt, oder halb ausgestreckt liegt.

Die weißen Ochsen stehen hier in solchem Ansehen, daß man sie nicht nur zum Fahren gebraucht, sondern auch sogar wie Gottheiten verehrt, und die mohrischen Damen pflegen öfters auf ihnen mit kreuzweise unter sich geschlagenen Beinen zu reiten a).

Ein Hauptgrundgesetz aller Indier ohne Ausnahme, scheint das zu seyn: den Europäer, so viel nur immer möglich ist, zu betrügen und zu überlisten, gleichsam um hierdurch das Wiedervergeltungsrecht gegen uns zu üben, weil wir ihr Land erobert haben. Schon mit der frühesten Muth

termuth saugen ihre Klüder die Verstellungskunst ein, und die Aelteren suchten sie hierin weit sorgfältiger zu üben, als selbst in ihren Religionslehren.

Auch die Bedienten haben in dieser Absicht ein ordentliches System unter sich festgesetzt, so, daß es beinahe unmöglich ist, ihnen auch nur einigermaßen hinter ihre Schliche zu kommen. Sie halten zu gewissen Zeiten ordentliche Zusammenkünfte unter sich, in welchen die Hauptperson aus jedem ihrer Departements bestimmt, wie viel Abgabe dem Herrn für jedes Pfund vom Markte eingekaufter Viktualien, berechnet werden soll, wie viel Fanams b) sie monatlich an jeder Pagode c) Profit machen wollen, und wie viel von des Herrn Thee, Zucker, Wein, Liqueurs u. s. w. zu ihrem eigenen Gebrauch dienen soll.

Sonderbar ist's doch aber bei allem dem, daß sie immer bei diesen unter sich bestimmten Betrügereien auch

- a) Die besten dieser Ochsen kommen aus der Provinz Guzeratte; sie sind beinahe so groß, als unsere größten Rutschpferde, von schönem Wuchs, gemeinlich weiß von Farbe, haben einen verhältnißmäßig nicht sehr großen Kopf, schön geformte und im ersten Wachsthum übereinstimmend gebogene Hörner. Sie sind von einer in Europa nicht vorhandenen Gattung, nemlich sogenannte Bison, deren Unterscheidungszeichen in einem Hdcker, oder fleischigem Auswuchs, besteht, der von der Größe eines Mannskopfes, auf den Seiten flach, oberhalb nach hinten zu gekrümmt, und zu Anfang des Rückens unmittelbar hinter den Schultern befindlich ist. Das Paar dieser Ochsen kostet in den von Europäern bewohnten Seestädten bis 600 Rupien (oder 400 Rthlr.). Sie geben eine Art von Haß, des Tages wohl 10 deutsche Meilen. Man hält sie überaus gut, striegelt sie täglich, und füttert sie mit einer dort wachsenden Art Erbsen, die zerstoßen und mit Wasser angerührt werden. Ws.

b) Ein Fanam, oder Sanon ist so viel, wie 2 gr. in Golde. Ws.

c) Die Pagode beträgt 2 Rthlr. 9 bis 10 gr. in Vikolen zu 1 Rthlr. Ws.

auch zugleich mit Rücksicht auf die Vermögensumstände ihres Herrn zu nehmen pflegen, ob übrigens bei ihnen allen ohne Ausnahme die Lust zu betrügen und zu überorthellen, gleich stark, und ihnen so zu sagen gleichsam angeboren ist.

Der Lohn kommt bei diesen Leuten fast in gar keinen Betracht; und ein Bedienter hält es keine Woche bei seinem Herrn aus, wenn er nicht mit Wahrscheinlichkeit beim Dienstantritt schon voraussethet, daß er ihn um dreimal so viel betrügen kan, wie der Lohn beträgt *). Sie haben sich ferner unter einander dahin verbunden, daß, wenn es einem Herrn bei irgend einer Gelegenheit je einfällt, seinen Bedienten zu bestrafen, wozu sie denn den Europäern nur gar zu oft Ursache geben, der Bediente sofort den Dienst verlassen muß; und keiner darf alsdenn bei einem solchen Herrn eher wieder Dienste nehmen, als bis sich der Herr erst etwa 4 bis 5 Monate zur Strafe selbst bedienen mußsen, hierdurch nachgiebiger geworden ist; und nun gelindere Saiten aufspannt. Sehen sie dieses, so muß sich der verschlagenste Spitzbube aus ihrer Zunft bei ihm wie Bedienter anstellen, um, wie sie sich auszu-

drücken pflegen, dem Herrn Gelegenheit zu geben, sich besser, wie bisher, an die Landesitten zu gewöhnen. Wagt es einer von ihnen, nur im geringsten von einer oder der andern ihrer unter sich festgesetzt habenden Betrugsregeln abzuweichen, so wird er von den übrigen aufs schärfste und nachdrücklichste dafür bestraft.

Die große Bedientenzahl, die hier jeder Mann vom Stande halten muß, vermehrt den jährlichen Aufwand um ein Beträchtliches. Nur allein die politische Eintheilung der Landeseingebornen in ihre verschiedenen Casten, macht diese Einrichtung nothwendig.

Ein Mann, der nur einigermassen nach dem hiesigen Ton leben will, kan ohne einen Dubash monatlich für 4 Pagoden, einen Kellermeister (Bue-ler) für 3, einen Deon für 2, einen Koch für 3, einen Compradore für 2, einen Küchenjungen für eine Pagode, und weil sich in Indien jeder nur mit einem Geschäfte zu befassen pflegt, einen Haarfriseur und Barbier, jeden für eine halbe Pagode, einen Wäscher für eine, einen Schmidt für eine halbe Pagode, einen Schneider gewöhnlich für 3 Pagoden, nicht fertig werden. Rechnet man zu diesen Leuten nun noch 9 Palankinträger d), deren jeder

R 2

alle

*) Diese Erzählung ist meines Erachtens nicht allein sehr übertrieben, sondern auch am Schluß unwahr.

d) Die Palankinträger heißen in der Landessprache Bues, geben bis auf einen schmalen Streif baumwollenen Zeug, der um die Hüften gewickelt, und zwischen den Enden ausgezogen wird, ganz nackt. Ein anderer Streifen Zeug, den sie turbanförmig um den Kopf wickeln, und den nur sie auf diese Art tragen, bezeichnet ihren Stand, und gilt gewissermaßen für eine Wange. Sie gehen

Alle Monat anberthals Pagoden bes-
 komt, einen Pferdsknecht und Gras-
 schneider für 2 Pagoden, so beträgt
 allein der Bedientenlohn jeden Monat
 36 Pagoden, oder 14 Pfund Ster-
 ling 6 Schilling, und hierunter sind
 die Ausgaben für's Pferd und die Ze-
 nana noch nicht einmal mit begriffen.
 Freilich können nun zwar einige der
 vorbenannten Bedienten gar nicht ent-
 behret werden, inbessen ist doch auch
 mancher darunter ganz überflüssig.

Alle Bedienten ohne Unterschied be-
 kommen in Ostindien Kostgeld, und
 dieses macht denn, daß sie einen groß-
 sen Theil des Tages mit ihrem Essen
 verschwenden, welches auch vom Koch
 bis zum Küchenjungen der Fall ist, ob
 diese sich gleich, wie Leute aus der nie-
 drigsten Caste, von dem, was in der
 Küche abfällt, nähren. Der Bediente
 würde seine Caste dadurch zu besteuern
 und zu beschimpfen glauben; wenn er
 ein Gerichte, das von eines Christen
 oder Europäers Tische kommt, anrüh-
 ren sollte; und diesermwegen wird denn
 auch die Verschwendung der Lebens-
 mittel aller Art hier außerordentlich
 weit getrieben. Indessen glaube ich
 doch nicht, daß auch selbst der scru-
 pulöseste und bigotteste Indianer eine
 Boutello guten Claret oder Madeira,
 wenn man sie ihm allein an einem
 Orte, wo es kein Dritter sieht, zusetzt,
 ausschlagen wird.

Die Europäer werden hier, weil sie
 allerlei Arten Speisen essen, von
 den Indianern wie der verächtlichste
 und gemeinsten Volksschaffe von einem
 lei Rang gehalten, und die Bettoren
 oder Malabaren, pflegen zu sagen:
 daß, ob sie uns gleich wider ihren
 Willen dienen müßten, sie dennoch
 von weit vornehmeren und edleren
 Ränge, wie jeder Europäer, wären.

Trägt man daher einen gemei-
 nen Coolie, oder Lastträger: von we-
 cher Caste bist du? so erwidert er:
 „Ich bin mit dem Herrn von einerlei
 Caste, nemlich von der Pariaercaste.“ –
 Weicht einer von ihnen nur im gering-
 sten von den Regeln und Vorschrif-
 ten, die ihm seine Religion und Caste
 vorschreibt, ab, so wird er auf immer all-
 gemein verachtet; eine besonders er-
 nannte Commission seiner Caste muß
 sein ihm zur Last gelegtes Verge-
 hen sofort aufs genaueste unter-
 suchen, und findet sie es gegründet,
 so schließt man ihn auf beständig von
 der Caste und ihren Privilegien aus. –
 Kein Schwarzer nimt, wenn er auf
 seinem Wege ein Schnupftuch, Silber-
 Geld, oder sonst etwas findet, sol-
 ches mit der Hand von der Erde auf.
 Er faßt es zwischen die Zehen, und
 bringt es so mit bewundernswürdiger
 Leichtigkeit und Fertigkeit zur Hand.

Manche Handwerker, z. B. Schu-
 ster und Schneider, brauchen daher bei

gehen sehr schnell, wenn's erfordert wird, wohl eine deutsche Meile in einer
 Stunde, ermuntern sich dazu durch gewisse Lieder, bei deren Takt sie Schritte
 halten, und werden dann oft abgelbst.

bei ihren Arbeiten ihre Fußstehen eben so gut und geschickt, wie ihre Hände.

Ein hiesiger angesehener Mann, der sich hier schon mehrere Jahre aufgehalten hatte, und die landesübigen und Sprachgenau kannte, erzählte mir von den hiesigen Domestiken folgende dreifache Anekdote:

Wie er einst, fagte er, des Abends in der schwarzen Gasse durch eine enge Straße gegangen, habe er zu seiner größten Verwunderung in einem Hause, wovon er nicht weit mehr entfernt gewesen, und worin entsetzlicher Lärm und Spectakel gemacht wurde, über laut seinen Namen nennen gehört. Aus Neugierde habe er zu dem Fenster hinein gekuckt, woher die Stimme gekommen, und in dem Zimmer eine Gesellschaft Dubaschen erblickt, die rund um einen Tisch gesessen, sich daselbst betheiligte, und von denen jeder den Namen und Charakter seines europäischen Herren, dessen Person er auf's lächerlichste zu spielen gewußt, angenommen hatte. Auch sein Dubasch wäre mit in dieser Gesellschaft gewesen, die keine Schwachheit ihrer Herrn unbemerkt gelassen, vorzüglich aber habe der feinige alle seine Fehler hier aufs lächerlichste und auch zugleich sehr derbe und bitter durchzuziehen und vorzustellen gewußt.

* * *

Pondamalee, im März 1780.

Die weißen Ameisen, die man hier sehr häufig findet, sind eine

wahre Plage, und man fürchtet sie beinahe in allen Häusern. Sie richten auch überall, wo sie sich einmal eingeknist haben, große Verwüstungen an. Um sie, so wie auch anderes Ungeziefer, von den Betten abzuhalten, stellt man die Bettstößen in hölzerne mit Wasser angefüllte Becken, Koffer, worin Kleider und dergleichen liegen, imgleichen alle andere Behältnisse der Art aber auf gläserne Flaschen oder Bouteillen, an denen sie, weil sie ihnen zu glatt sind, nicht hinauf kriechen können.

Mit vielem Vergnügen habe ich den Arbeiten dieser Thiere und ihren sonderbaren und verschiedenen Bewegungen zugehört. Immer sind sie beschäftigt, wenigstens scheinen sie es zu seyn. Milionen von ihnen laufen eins hinter dem andern in zwei Colonnen oder Linien, jedes mit seiner Beute beladen, her; während die eine Colonne hinläuft, ihren Raub zu holen, kommt die andere schon in einer schmalen, mehrere Yards langen Linie zu den Löchern zurück, um ihn daselbst zu verbergen. Eine gewisse Art Klugheit scheinen sie dadurch zu verrathen, daß, wenn eins von ihnen seine Ladung, weil sie ihm etwa zu schwer ist, verliert, das zunächst hinter ihm gehende ihm sofort zu Hülfe eilt, und ihm solche wieder mit aufzuladen hilft. — Uebrigens halte ich die weißen Ameisen, mit den Zuckersameisen in Westindien, von welchen man so viele unglaubliche Geschichten zu erzählen weiß, für einerlei Art. —

Wenn die weißen Ameisen einmal einen Zugang zu einem Koffer oder Kleiderschrank mit Kleidungsstücken gefunden haben, so verderben sie durchs alles was darin befindlich ist, in einer Nacht, und machen es ganz unbrauchbar *); sie fressen große Löcher in die Kleider, ja zuweilen durchnagen sie das Holz sogar. Man soll sie mit Vermuthgeruch und andern dergleichen stark riechenden Kräutern auf eine Zeitlang abhalten können; gewöhnlich aber vertilgt man sie hier mit heissem Wasser, das man in ihre Löcher gießt, oder mit Schießpulver, welches man in ihre Gänge streut und denn anzündet, und womit man hier auch die gemeinen Fliegen zu tödten pflegt. —

Ein anderes beschwerliches Thier des hiesigen Klimas ist der Vandiroot, oder die Muskratte. Es ist mehr durch seinen unerträglichen Geruch, als durch sonst etwas unangenehm.

Es giebt hier Muskratten, die so groß als guineische Ragen sind, und alles, worüber diese Thiere laufen, oder alles, was sie berühren, nimm

von ihnen sofort den stärksten Muskrattengeruch an. Ja, der Gestank dieses Thiers ist so durchdringend streng, daß, wenn es im Keller, oder Weinbouteillen oder Weinfässer springt, der Wein gleich stark nach Muskrattenschmeckt und riecht, und man ihn wie verdorben wegschütten muß. Hausbesitzer pflegen daher ihre Keller aufs sorgfältigste vor diesem Thiere zu verwahren.

Schlangen verschiedener Art findet man hier in solcher Menge, daß man dieses Land mit Recht das Schlangenland nennen könnte. Der Stich einiger Schlangen ist zwar gefährlich, aber nicht tödlich.

Man hat in Ostindien auch sehr geschickte Schlangen. Die hiesigen Landleute pflegen solche ganz jung zu fangen, ihnen die Zähne auszuwischen, den Gift zu nehmen, und sie so zahm zu machen, daß sie nach der Musik einer Sackpfeife, oder Violine, tanzen **).

Es ist wirklich mit Verwunderung anzusehen, wie gern diese Thiere die Töne irgend eines Instruments, besonders

*) Ich bin nicht der Meinung. Allerwärts in Indien, sowohl Madras als Pondamalee, woselbst ich sechs Wochen Commandant gewesen bin, ist die weiße Ameise sehr häufig, sie thut aber dem Zeug oder Kleidungsstücken keinen Schaden. Mein Koffer auf der Herreise von Indien war voll von diesen Ameisen, ich bemerkte solches erst auf dem Cap, und dennoch war nichts am Zeug oder irgend einer Sache verlegt.

Vermuthlich verwechselt der Autor die weiße mit der schwarzen Ameise (black ant); solche ist allen Menhlen, und so gar einem Hause, sehr gefährlich. Sie frisst durch Wände und Balken.

**) Die Schlange tanzt nie, sie richtet sich aber wohl zur Hälfte auf, allein, es dieses durch die Musik, Lust, oder Geräusch hervorgebracht werde, vermag ich nicht zu entscheiden.

sonders der Querpfeife, hören mögen, und wie sie sich so ganz davon hinarais- sen lassen. Sie heben alsdenn mit- sichtlich Freude ihren Kopf empor, bewegen ihren Körper nach dem Takt der Musik, werden nach und nach im- mer lebhafter, und scheinen immer mehr Vergnügen daran zu empfinden. Endlich gerathen sie in eine solche Er- rath, daß sie ihren schönen brennen Körper ganz der Länge nach ausstrecken, ihr Wohlbehagen durch die Bewegung ih- res Kopfes zu erkennen geben, und die lebhafteste Freude und Wonne ihnen dabei aus den Augen strahlt.

Wir hatten beim 23^{ten} Regiment einen Querpfeifer, von dem die Leute im Scherz zu sagen pflegten, daß er mit seiner Musik alle Schlangen im Lande an sich ziehen könne, und dieses war auch in gewissem Betracht wahr; denn er hatte bemerkt, daß, wenn er den Soldaten zuweilen zum Vergnü- gen auf seiner Pfeife vorpfeif, die Schlangen um seine Füße herum hüpf- ten. — Die Querpfeife ist das Lieb- lingsinstrument der meisten hiesigen Eingebornen. Sie finden nur allein an dieser Musik Geschmack, und kön- nen sich ganze Tage darauf vordudeln lassen, da sie hingegen andere Musik kaum zehn Minuten lang mit Ver- gnügen anhören.

Der Coverymanil und eine ge- wisse Art grüner Schlangen, sind die

allergefährlichsten unter den Kriechen- den Thieren. Ersterer ist ein schönes und liebliches kleines Geschöpf, sechs bis sieben Zoll lang. Er verkriecht sich in den Ecken und Winkeln der Häuser, und man findet ihn oft ganz zusammen gerollt unter den Bettlaken oder Kopfstößen in den Betten *).

Der Strich des Coverymanil soll immer tödlich seyn; ich muß indessen gestehen, daß ich nie von dergleichen durch dieses Thier verursachten trauri- gen Vorfällen etwas gehört habe **).

Die grüne Schlange trifft man im- mer um einen Baum, oder Baumast gewunden an: ihre schöne Haut, sagt man, besitze eine solche Anziehungs- kraft, daß, wenn man sie einmal an- gesehen, man den Blick nicht wieder von ihr wegwenden könne, die Schlans- ge alsdenn einem schnell ins Gesicht schösse und den Augapfel ausstäche, Eben so soll sie auch die Vögel bezaub- ern. — Allein, alle diese und ähns- liche Erzählungen von ihr klingen zu fabelhaft, als daß sie Glauben ver- dienen.

Zuweilen sieht man Schlangen in den Feldern liegen, die sechs bis acht Fuß lang sind; die größte Schlange sah ich indessen auf dem Vorgebirge der guten Hofnung; sie war sechzehn bis siebenzehn Fuß lang, und hatte zwei Fuß im Umfange. So bald sie mei- ner ansichtig wurde, hob sie ihren Kopf volle

*) Ich glaube ich, falsch, Covera capella ist eine Art der bösen Schlangen, und die noch gefährlichere heißt Covera capella manilla.

**) Ein Esch stark im Lager vor Pondichery von dem Biß einer solchen Schlange umgekehrt in einer Viertel Stunde.

volle fünf Fuß hoch von der Erde empor, schoß bogenweise, drei bis vier Fuß weit, schnell fort, bald aber kroch sie wieder langsam auf der Erde hin. Gut ist's, daß diese Thiere niemals, auch selbst dann nicht, wenn man sie reizt, schaden.

Der Mongoose ist der größte und abgefasteste Feind alles kriechenden Ungeziefers, und insbesondere der Schlangen. Er gehört ins Geschlecht der Iltis, ist aber schöner von Gestalt und Farbe wie der Iltis. Er läßt sich zähmen, und wird hier also denn wie bei uns die Katzen gehalten.

Es wächst hier ein gewisses Kraut oder Art Gras, dessen sich der Mongoose bedient, damit ihm der Biß der Schlangen nicht schade. Entdeckt er wo eine Schlange, so läuft er erst rund in der Gegend, wo sie liegt, oder auf dem Felde herum, und sucht dieses Gras; findet er es in der Nähe, so fällt er wüthend über die Schlange her, beißt ihr das Genick ab, läuft aber gleich darauf zu dem eben erwähnten Grase, womit er sich von dem empfangenen Gift wieder reinigt.

In alten Gebäuden und in den Baracken pflegen sich auch Scorpione und Hundertfüße aufzuhalten. Ihr

Stich verursacht die empfindlichsten Schmerzen und wird oft sehr gefährlich. — Auch giebt's hier, so wie in Italien, Taranteln.

Die erste und zweite Woche nach unserer Ankunft auf Pondamallee wurden wir in unsern Baracken des Nachts, besonders zur Regenzeit, durch ein verwirrtes blökendes Geräusch im Schlafe gestört. Anfanglich hielt ich's für das Geblöcke einer hungrigen Herde Schafe; ich erfuhr aber bald, daß es nichts weiter wie das Quaken der hiesigen Frösche in den nahe gelegenen Sümpfen und Morästen sey, die man oft von der Größe eines jungen Huhns antrifft, und hier sehr häufig sind.

Auch ist bei Regenwetter das Geräusch der Grasshüpfer oder Heuschrecken eine höchst unaussprechliche Quast. Sie bringen alsdenn in ganzen Scharen in die Häuser, und hüpfen beim Essen die Schüsseln. Auch ist es nichts ungewöhnliches, daß man in den Speisen junge Frösche findet, die so, wie die Lidenen, an den Wänden der Zimmer hinaufstiegen, und dann oft von der Decke herab in eine Schale mit Syllabub oder heißen Curry und Reis fallen *).

*) Sehr übertrieben. Ein todtter Wurm mag wohl in alten Gemäuren zuweilen in den Loffel fallen, nie aber Frösche etc. Ich habe es nie erlebt, und was noch mehr dergleichen, nie erzählen gehört.

Lidenen, ist wiederum nicht wahr, diese artigen, ganz unschuldigen, vielmehr nützlichen Thiere, sind sehr schlau, lassen sich zwar wohl fangen oder tödten, fallen aber nie von sich selbst.

Die Fortsetzung folgt künftig.

Sammverisches Magazin.

14^{tes} Stüd.

Montag, den 15^{ten} Februar 1790.

Etwas über Ostindien.

(Fortsetzung.)

Des Nachts wird man oft durch das äußerst unangenehme Geräusch des Jackals im Schlaf unruhig. Dieses Thier verläßt alsdenn in Gesellschaft einer Art wilden Hundes, Variarshund genannt, seine Schlupfwinkel, und geht mit selbigem auf Beute aus. Beide Thiere schaden indessen nicht, sondern leben bloß von todtm Nas, das sie auf den Schindangern, oder sonst auf ihrem Wege finden.

Der Gana, ein Thier, welches sowohl im Wasser als auf dem Lande lebt, ist eine Art Crocodil, oder Alligator. Man kocht Suppen davon, die wie Dinkelstaubensuppen schmecken. Selbst habe ich sie zwar nie gegessen, aber man hat mir solches doch gesagt. Ich kenne kein ekelhafteres Thier wie dieses. Es ist noch weit schrecklicher und häßlicher als die Aale.

Weil man in Indien, um die seltsame kühle Seeluft genießen zu können, beständig Fenster und Thüren offen hat, so muß man gläserne, oben und unten offene Cylinder (Shade genant) über die Lichter setzen, damit solche die Mouskiten und andere fliegende Insekten nicht auslöfchen können. —

Eingödgel giebt's in Indien gar nicht, dagegen aber geht die Schönheit und Verschiedenheit der Farben des pfeifigen Gefieders über alle Beschreibung. Keiner dieser schönen Vögel ist essbar, wenigstens gebraucht man sie nicht für die Tafel.

Vapagoyen aller Art sieht man in großen Haufen in den Wäldern umher fliegen.

Der merkwürdigste ostindische Vogel, wenn ich ihn so nennen darf, ist der fliegende Fuchs (Flying Fox). Er ist eine Art Fledermaus, großet wie eine Gule^{*)}, und die Breite von

*) Ist etwas groß angegeben, wenigstens glaube ich, wird der Autor nicht recht jung gewordenen Gulen meinen.

von der einen Spitze des Flügels bis zur Spitze des andern, beträgt, wenn die Flügel ausgebreitet sind, vier bis fünf Fuß *). Er hält sich, wie die Krähen, in ganzen Scharen auf den Gipfeln hoher Bäume auf. Illegit eine solche Schar auf, so verunfaltet sie, wegen ihrer großen Anzahl, ordentlich Wette die Luft. Diese Art Indermäuse leben nur in den Wäldern und Gehölzen. Man hat aber hier noch eine kleinere Fledermaus, welche die Häuser besucht.

Der wilde Entenfang der hiesigen Eingebornen ist in seiner Art sehr sonderbar, und verdient daher hier mit wenigstens erwähnt zu werden. Sehen die Jäger wilde Enten an nassen oder sumpfigen Orten im Gras oder Buschwort sitzen, so schließen zwei von ihnen mit dem Netz in der einen, und einem dicken grünen Busch in der andern Hand, nach dem Orte zu kriechen ganz sachte und vorsichtig auf dem Bauch, so nahe wie möglich, ohne zu nahe zu kommen, und halten den grünen Busch, damit sie von ihr nicht gesehen werden, dergestalt immer grade vor sich, daß selbiger zwischen ihnen und den Enten die Scheidung macht. Sind sie den Enten unvermerkt nahe genug gekommen, so werfen sie schnell das Netz über sie her, und tödten sie. Schwimmen aber die Enten auf hinlänglich tiefem Wasser, so geschieht der Fang auf folgende Art:

Der Indianer hat einen großen irdenen Topf oder Gefäß, von eben der Form, wie die Töpfe, worin man die Speisen kocht, an dessen einen Seite drei kleine Oefnungen, zwei für die Augen, und eine für die Nase befindlich sind. Oben auf dem Topf ist ein viertes Loch, in welches ein grüner Busch gesteckt wird, dessen herabhängende Blätter den ganzen Topf beinahe bedecken.

Diesen Topf stülpt der Jäger über den Kopf, und schlüpft darauf ganz behutsam und vorsichtig, ohne viel zu plätschern, bis an den Hals in das Wasser nach den Enten hin, so daß es nicht anders aussieht, als wenn der bloße Topf mit dem Busch daraufschwämme. Will man hiermit gewöhnlich alles, was unbrauchbar gewordene irdene Gefäße auf die benachbarten Teiche und Flüsse werfen, die Enten aber oft darauf zu picken pflegen, so argwohnen sie auch hierbei keinen Betrug, schwimmen vielmehr bereit auf den Topf zu, und pikieren an dem darauf stehenden Busch, wie den aber alsdenn eine nach der andern von dem Jäger mit der Hand schnell bei den Beinen ergreift, und ins Wasser gezogen, und erdrosselt.

Man sagt in Indien vorzüglich alle fleischfressenden Vögel, und zwar den wegen ihres wüthenden Hases und schrecklichen Ungeziefer fressen. Selten hat man ihnen dieserwegen Leids zu, und solches mache denn, daß hier die Ha-

*) Zwei bis dritthalb Fuß ist gar nicht artig.

lichte, Geier u. d. g., vorzüglich aber die Raben und Krähen, sehr dreist, und beinahe ganz zahm sind. Letztere haben uns bei unserm Frühstück manchenmal vielen Spaß gemacht. Weil hier, wie ich schon erwähnt habe, beständig die Thüren und Fenster offen stehen, so pflegen die Raben und Krähen von einem Zimmer ins andere zu hüpfen, die Butterstücke von den Theetischen wegzustehlen, und die Krumen von der Erde aufzusuchen. Auch findet sich gewöhnlich ein anderes niedliches kleines ganz zahmes Thierchen, eine Art Eichhörnchen, beim Frühstück ein, das mit den Krähen die Krumen und Brocken aufleset, zuweilen auch diese bewegen mit selbigen einen postellischen Streit anfangt.

Die europäischen Herrn animüßren sich hier oft mit dem Vogelschießen. Sie bedienen sich hierzu der Vogels

flinte, oder auch einer Art Kugelbogen

Der Kugelbogen ist ein mit zwei Chorden versehenes Instrument, statt daß gewöhnliche Bogen nur eine Chorde haben, und so eingerichtet, daß, wenn man solches nur erst einigermaßen zu Regieren weiß, man auf 2 bis 300 Yard weit mit thönernen an der Sonne getrockneten Kugeln sehr gut damit trifft.

Die Schwarzen dagegen erlegen die Vögel mit einem ungefehr 6 Fuß langen Blasrohr von Schilf, woraus sie mit Erbsen schießen und fast nie einen Fehlschuß damit thun a).

Pondamalee, im März 1783.

Die Gentoos und Malabaren sind die geschicktesten Vorkrieger von der Welt. — Sie fahren einem mit ihren

2

a) Herr Munro so wenig, als andere ostindische Nachrichten, bis mir zu Gesicht gekommen sind, erwähnen einer Art Gewehrs, womit man die Hasen in Indien erlegt, obs gleich dort beinahe von allen Indianern zur Hasenjagd gebraucht wird. Ein Bekannter von mir, der erst voriges Jahr wieder aus Ostindien zurück kam, und sich jetzt in Göttingen aufhält, besitzt eine dergleichen sonderbare ostindische Hasenflinte, und noch vor wenigen Wochen zeigte er mir solche. Sie ist ein aus Eben- oder andern schweren Holze geschnittener, etwa 2 bis 2½ Fuß großer halber Bogen, oder Zirkel, der an dem einen Ende etwa einer Hand breit ist, bis zum andern Ende aber allmählich, wie ein Pulverhorn, immer schmaler zuläuft. Die ganze Dicke dieses halben Zirkels, oder Bogens, beträgt überall etwa 2 Zoll. Auf dem schmalen Ende sitzt ein mit Nieten umflochtener Knopf von eben dem Holze, wie der halbe Bogen, auch wohl von Blei, einer Flintenkugel groß. Erblickt der Jäger in ziemlicher Entfernung einen Hasen, so faßt er mit einem eigenen Griff den halben Zirkel mit der einen Hand bei dem Knopf, kemmt das breite Ende desselben vor seinen Unterleib, und wirft das Instrument mit einem gewissen Schwung dicht über der Erde nach dem Hasen hin, dem dadurch die Läufe zerstreuet werden und dann leicht ergriffen wird. — Sehr selten soll der Jäger einen Fehlschuß damit thun. We.

ihren befehlenden herrlichen Händen mit solcher Leichtigkeit und Schnelligkeit über's Gesicht, daß man bereits rascher ist, wenn man glaubt, daß sie erst damit anfangen wollen, und solches ist denn auch in diesem heißen Klima, wo man sich alle Tage barbiere lassen muß, nicht wenig angenehm.

Neben dem Barbiren besorgen diese Leute noch ein anderes Geschäft, welches wir in Europa gar nicht kennen, unter ihren leichtem Händen aber überaus gut bekonnt, und ein wahres Wohlbehagen verursacht. Der Operateur hebt nemlich damit an, daß er einem an Händen und Füßen die Nägel beschneidet, die Ohren reiniget, und hierauf alle Glieder knacken läßt. Das Nägelbeschneiden verrichtet er mit außerordentlicher Geschicklichkeit mit einem scharfen kleinen stählernen, besonders dazu verfertigten Instrument, in Gestalt eines Meißels, das Ohrenreinigen hingegen mit einem stählernen Ohrlöffel, den er so leicht und behende im Ohr zu regieren weiß, daß man nichts weiter als ein angenehmes Kitzeln davon empfindet. Hierauf schreitet er zum Gliederknacken, welches das alleräuslichste bei der ganzen Operation ist, und auf folgende Art geschieht: Er faßt die Person ganz sanft bei beiden Ohren, und rückt ihr das Gesicht mit einem geschwinden und leichten Ruck ein wenig nach dem Rücken zu, wodurch er einen Knack des Genicks bewirkt. Hierauf reißt er alle übrigen Glieder, vom Genick bis zu den Füßen hinunter, so, daß jedes kracht. Ich konnte

kein sichereres und geschwinderes Erholungs- und Erfrischungsmittel, wie dieses Niederrecken. Man wird, wenn man von saurer Arbeit, oder einer langen und beschwerlichen Reise ganz abgemattet ist, gleichsam wie neu geboren darnach.

Die mehren ostindischen Reisebeschreiber verwechseln die Malabaren mit den Gentoos, und halten beide für eine Caste. Allein, die Malabaren machen für sich eine eigene Sekte aus, die nach ihren besondern Gebräuchen und Vorschriften lebt, und in diesem Theil des Landes beinahe eben so zahlreich ist, wie alle übrigen Sekten zusammen genommen.

Ihre Sitten und Religionsgebräuche kommen indessen denen der Gentoos so nahe, daß sich der Fremde leicht dadurch verleiten läßt, sie mit diesen für einerlei Volk zu halten; auch stehen sie mit unter der Controle der Braminen, ob sie gleich eine von allen übrigen Casten verschiedne Sprache reden, auch wie diese noch außerdem besondere eigene Gebräuche haben. —

Die Malabaren vermischen sich, so wie die übrigen Casten, wie Bediars, und man erkennt ihren Stamm allein nur an einem mit weißer Farbe gemalten Kreuz vor der Stirn, und einem zwischen den Augen befindlichen rothen oder gelben runden Fleck.

Die Gentoos hingegen kleben sich ein schmales rothes oder gelbes Stück Wachs vor den Kopf, das senkrecht zwischen den Augen liegt, an beiden

Einige

Seiten oder mit einem schmalen Rast-
streich eingefaßt ist, der bis ans Ende
der Seiten hinausläuft. Derweil
schlechter aller Caste, von der vor-
nehmsten bis zur geringsten, unter-
scheidet sich durch dergleichen beson-
dere Kennzeichen im Gesicht von ein-
ander.

Meist alle Mohren sind Solda-
ten, und dienen unter der Cavallerie.
Sie gehören zu den Rajahpoots,
Marratten, Pitans- und Poli-
garcasten.

Die Sentoos, oder Hindoos b),
und Malabaren, werden Dubaschen,
Kaufleute, Manufakturisten, Hand-
werker, Palankinträger, Seiler, u. s. w.

Die Braminen sind die Priester
der Sentoos, oder auch der Malaba-
ren, und im Kriege gebraucht man
sie zuweilen wie Circarras, oder
Bosen.

Die Pariahs, deren Caste die ver-
schämteste und niedrigste unter allen ist,
heissen wie Fliegenwedler, oder Thür-
hüter, Stallknechte, auch werden sie Hir-
ten, Köche, Fischer, Schuster, u. dgl.

Außer ihnen giebt es hier nun auch noch
Abkömmlinge von Portugiesen u. aus-
wärtigen, die Schreiber, Haus-
bediente, u. dgl. werden.

Das indische Frauenzimmer wird
in beständigem Müßiggang, Unthät-
igkeit und Unwissenheit auferzogen.
Mädchen aus den höhern Casten ver-
heirathen sich, oder werden Conc-
ubinen in den Zenanas, oder auch
Tanzmädchen; solche, die wegen
Vergehungen aus ihrer Caste verstoß-
en sind, treiben mit den Portugiesen
verbotenen Umgang; auch sind mohr-
ische und Pariahs Mädchen zuweilen
auf eine Zeitlang die Frauen oder
Beischläferinnen europäischer Sol-
daten.

Die Indlanerinnen haben über-
haupt sehr was Edelhaftes. Sie
riechn entweder entsehrlich stark nach
Cocusausöl, womit sie beständig ihr
Haar einsalben, oder nach Veetles-
säffen, die sie ohne Unterlaß kauen,
und mit deren Saft alle ihre Klei-
dungsstücke aufs häßlichste beschmutzt
sind; außerdem reiben sie sich
noch mit stinkenden Kräutern und
Blumen, deren widerlicher Geruch
unerträglich ist.

Madras, im April 1780.

Ein sonderbares Schauspiel ist es,
wenn hier der Gouverneur oder
sonst

D 3

b) Die Hindoos oder Hindus, sind die alten ursprünglichen Bewohner von Hin-
dien, ein kriegeriges gutmüthiges Volk, das hin und wieder noch jetzt in seiner
uralten Verfassung lebt. Zu ihren eigenenthümlichen Gebräuchen gehört, E.
die Enthaltung von allen Fleischspeisen, der Thierischen Thiere zu tödten, die Viel-
männerei, die freiwillige Aufopferung der Weiber nach dem Tode ihrer Män-
ner, u. s. w. Alle Hindus sind jetzt in vier Hauptcasten, oder wie andere mit
mehreren Rechte sagen, in 24 Casten vertheilt. Letztere hat noch kein Schrift-
steller gehörig bezeichnet.

Wa.

senst ein Vornehmer ein Gastgebot giebt. Jeder Gast bringt alsdenn seine ganze Suite Bedienten mit, die ihm bei der Tafel aufwarten müssen. Der erste Dubasch nimt unmittelbar hinter seinem Herrn seinen Platz, und theilt von da aus den übrigen Bedienten, die alle, so wie sie im Range auf einander folgen, bis ans Ende des Speisezimmers hinter ihm stehen, des Herrn Befehle mit.

Diese lächerliche Mode macht, nebst dem Speisendampf, in diesem so schon heißen Klima, die Luft im Zimmer bis zum Ersticken beklommen.

Bei Tische trinkt man sogenanntes Landbier, ein Getränk, das aus Cocumilch, Porter und braunem Zucker zubereitet wird. Es ist stark, von etwas herbem Geschmack, aber ein erfrischender Trunk, wenn man's vorher mit Salpeter und Wasser abgekühlt hat.

Man würde es für unhöflich halten, wenn man sich bei einem Gastgebot von fremden Bedienten wolte aufwarten lassen, und doch finden sich Fremde oft in der Nothwendigkeit, sich bei diesen Gelegenheiten ihres Nachbarns Bedienten zu bedienen. Bei den Tafeln der Vornehmen wird alles Getränk, selbst das Wasser, mit Salpeter abgekühlt. Es gehört eine besondere Geschicklichkeit und Fertigkeit

seit dem Wein oder andere Getränke gut abzukühlen.

Nach geringe Leute machen ihre Getränke auf folgende sehr einfache Art kühl: sie wickeln die Bouteille in ein nasses Tuch, und hängen sie ungefahr eine Viertelstunde lang in freier Luft, oder noch besser an einem Orte, wo Zugluft ist, auf, wodurch denn das darin enthaltene Getränk einen großen Grad Kälte annimt.

Wenn das Tischruch weggenommen ist, gehen alle Bediente, bis auf den Hookerbedar, oder Hukadabar (Tabackspfeisenträger) weg c), und nun genießt jeder beim Glase Wein, und Hooker, der frischen Seelust.

Der Hooker oder die Huka, läßt sich ohne Zeichnung nicht gut beschreiben. Er ähneln gewissermaßen einer stehenden Glocke, und enthält Wasser, Feder, Taback und wohlriechende Specereien in sich. An der Seite desselben ist eine 3 bis 4 Fard lange geschlungene Röhre mit corallenem Mundstück, wodurch man den Rauch einziehet. Der Hookerbedar, der sonst weiter keine Beschäftigung hat d), muß dieses Instrument beständig rein, und in gutem brauchbaren Stande erhalten. Er sitzt in einiger Entfernung hinter seinem Herrn mit Kreuzweise unter sich geschlagenen Beinen auf der Erde, und hält, während sein

a) Eine sehr gute Abbildung der Huka, oder indischen Tabackspfeife, findet man in *Joes Reisen nach Indien*, Th. 1, S. 386. Ws.

b) Das Amt des Hukadabar ist allemal ein Ehrenamt, und giebt ein Recht zu besonderem Zutrauen. Ws.

sein Herr raucht, den Chillum *), (so heißen die verschiedenen Ingrebienzen in der Hufa) in beständiger Ordnung. Jedet Zug, den man aus diesem Instrument zieht, verursacht ein Geschnarren oder Gepfeifen wie kochendes Wasser, so daß, wenn eine Gesellschaft von zehn oder zwölff Personen bei einander raucht, man glauben solte, daß sie alle schnarchten **).

Das hiesige zahme Federvieh aller Art, hat vor dem in England bei weitem den Vorrang. —

Für eine Pagode kan man hier 30 bis 60 junge Hühner oder 8 Enten kaufen, und nach Verhältniß ist das wilde Geflügel eben so wohlfeil ***).

Die Küste Coromandel hat einen Handel an Fischwerk, als: Weiße Fische, Barben, Engelischen (Scate), Aale, u. dgl.; dagegen aber Mangal an frischem Wasser, welches hier äußerst schlecht ist, und man nur in heftigen Schimpfen, und Zeichen findet.

Auf dem Markt zu Madras kauft man das delikateste Rind- und Hammelfleisch ****). In Pondamalee bezahlten wir für 6 Schafe von der

zweiten Sorte für die Soldaten, eine Pagode, für jedes Stück von der besten hingegen, für die Officiere, etwos 2 Schilling oder 1 Ruple.

Areal ist das einzige spirituose Getränk, welches man hier verfertigt. Man brennt ihn aus Reis, und es ist der Gesundheit höchst schädlich. Die beste Sorte Areal kommt von Batavia. Von daher läßt ihn auch die Compagnie für ihre Soldaten kommen, ob selbige gleich demungeachtet das hiesige schlechte Zeug trinken, und ihre Gesundheit damit verderben.

Die Europäer bauen hier sehr geschnackvoll. Zur Schönheit der hiesigen Gebäude trägt eine nur diesem Lande eigene Art Gyps, Chunam, gekannt, vorzüglich viel bei, der eine eben so gute Politur wie der Marmor annimmt, und womit beinahe alle Häuser, so wohl im als auswendig, überseht sind. Neben dem schönen Ansehen, welches dieser Gyps den Häusern giebt, hat er auch noch die gute Eigenschaft, daß er überall kein Insekt oder Wurm zuläßt. — Wer hier nur etwas vorsetzen will, wohnt auf dem Choultry Plain. Der Choultry Plain war anfänglich nichts weiter, als eine Sandwüste,

*) Chillum heißt eigentlich der von verschiedenen Ingrebienzen verfertigte Kuchen.

**) Alsbenn, und nicht störender, wenn der Kuchen vom Feuer gänzlich verzehret ist, verursacht das Ziehen der Luft in und auf dem Wasser einiges Getöse.

***) Das waren goldene Briten; zu meiner Zeit habe ich, und zwar ein Jahr nach dem Kriege, 1 und $\frac{1}{2}$ Pagoden für ein Huhn, 2 und 3 Pagoden für eine Ente, und 4 Pagoden für eine Gans gegeben.

****) Nicht so gut wie in Hannover.

würste, jetzt aber ist es der angenehme Wohnort von der Welt. Es stehen gewiß wenigstens 5 bis 600 Gebäude darauf, alle in einem Bezirk von etwa 6 bis 7 Meilen, keins aber weiter, wie höchstens 3 Meilen von der Garnison entfernt, und jedes in seiner Art so sehr schön und geschmackvoll, daß es wirklich schwer fallen würde, darunter eine Wahl zu treffen.

Fast alle Häuser sind zwei Etagen hoch, und so gebaut, als ruheten sie auf schönen Säulen von verschiedener Ordnung.

Von der Diele oder dem Vorplatz aus, kommt man zu allen Zimmern, zu welchen Treppen führen. Unter den Zimmern sind die Küchen, Kellern, u. dgl. angelegt. Rund ums Haus, sowohl oben als unten, geht ein Porticus, oder bedeckter Säulengang, der macht, daß es den ganzen Tag über im Hause angenehm kühl bleibt.

Die Dächer sind ganz flach, und viele pflegen, der Kühle wegen, des Nachts darauf zu schlafen. Allein, ob man gleich hier von dem Thau, der in diesem Lande etwa nur 6 bis 7 Monate im Jahr fällt, nichts Nachtheiliges für die Gesundheit zu befürchten braucht, so ist es doch sehr gefährlich, sich der Nachtlust bloß zu

stellen, besonders an Orten, in deren Nähe ein Sumpf oder Morast ist, dessen Ausdünstungen schädlich sind; auch wehet hier des Nachts vom Lande her, oder aus Westen, ein Wind, der vermodend ist, Leuten, und besonders solchen, die sich nicht gut ans hiesige Klima gewöhnen können, in wenig Stunden alle Glieder zu lähmen.

Die schwarze Stadt ist sehr groß und weitläufig. Sie liegt an der nördlichen Esplanade der Garnison, und wird von indischen Kaufleuten, Arabern, Armeniern und Portugiesen bewohnt. Auch hat hier der Nabob eine Wohnung, die mit einer hohen Mauer mit Bastionen umgeben ist, und 2 bis 3 Meilen im Umfange hält.

Jeder, wos Standes er auch ist, steht hier des Morgens sehr früh auf, um die aufgehende Sonne in ihrer vollen Pracht zu begrüßen, und die kühle Morgenluft zu genießen, ehe solche noch von den brennenden Sonnenstrahlen zu stark erhitzt ist. Um 8 Uhr hat man schon gefrühstückt, und von dieser Zeit an bis zu Mittag, da sich der frische erquickende Seewind erhebt, leucht jeder für ansehnlicher Hitze und drückender schwülen Luft.

Der Schluß folgt künftig.

Samloverisches Magazin.

15tes Stück.

Freitag, den 19ten Februar 1790.

Etwas über Ostindien.

(Schluß.)

Madras, im April 1780.

Die Faulheit und Trägheit der Bewohner der schwarzen Stadt, geht über alle Beschreibung. Den ganzen Tag über steht man in allen Straßen Männer, Frauen und Kinder haufenweise, ohne alle Beschäftigung, vor den Hausthüren liegen, und sich in dummer Sumpfsicht einander angaffen. Sie sind so äußerst träge, daß sie nicht einmal aufblicken mögen, wenn auch gleich, ich wüßte nicht was, vor ihren Augen vorfiel. Ja, wenn sie selbst, oder ihre Kinder, in Gefahr sind, umgeritten oder übergesahren zu werden, so rühren sie sich nicht eher, undrecken nicht eher eine Hand aus, ihr Kind wegzureißen, als bis wirklich schon der Augenblick der Gefahr da ist, und auch selbst dieses thun sie nur mit schlichem Willen, und ziehen ihr Kind nicht weiter aus dem Fahrwege weg, wie eben nöthig ist.

Gemächlichkeit und Ruhe geht bei ihnen über alles, sie schlafen hinab

immer, und wo sie nur einen abgelegenen bequemen Winkel finden, da fallen sie, wie ein müder Jagdhund, nieder, und schlafen ein.

Eine sonderbare Art Leute sind die hiesigen Jaquiers, Sie sind eine Art Bettelmonche, die im Lande von einem Ort zum andern wandern, sich auf eine schenklische Art mit Muschelmehl, Thunam, (dem vorhin beschriebenen Gyps) welcher von gebrannten kleinen Seemuscheln gemacht wird, bemalt haben, mit mehreren dergleichen religiösen Auszierungen geschmückt sind, und gleich den Fanatikern, verschiedene lächerliche Geübde verrichten.

Ich sahe hier Gaukler, Taschenspieler und Beschwörer, die ihr Handwerk sehr gut verstanden. Nur zweier solcher fast unglaublicher Kunststücke dieser Leute will ich erwähnen, wovon ich Augenzeuge war, und die sich genau so verhalten, wie ich sie hier erzähle. — Ein Beschwörer verschlang einen breiten stumpfen 18 Zoll langen

D

Säbel

Säbel ohne Spitze, bis aufs Gefäß; und ich konnte fühlen, daß sich die Klinge wirklich in seinem Magen befand. Ein anderer verschluckte einen ganzen 2 Fuß langen Rostschweif, ohne auch nur eine Miene dabei zu verziehen.

Es scheint, daß die Indianer vor Ankunft der Europäer wenig, oder vielmehr gar keine Kenntnisse von der Baukunst gehabt haben. Außer einer Pagode oder Gentootempel, der nur ein oder zwei Stockwerk hoch war, verstanden sie nichts zu bauen, und die Art und Weise, wie sie diese ungeheuren Gebäude auführten, mußte außerordentlich mühsam und kostbar seyn. —

Die Pagoden sind auf folgende Art gebauet. Ein großer viereckiger Platz, etwa wie unsere Kirchhöfe, ist mit einer dicken 12 bis 16 Fuß hohen Mauer umgeben; über dem Hauptchor oder Haupteingange der Mauer steht ein Thurm, oder, wie man's in Indien nennt, die Pagode. Sie ist in pyramidalischer Form gebauet, und ihre Basis beträgt ungefehr 60 oder 70 Fuß ins Gevierte. Der Gentoos findet ein solches Gebäude schön und prächtig, der Europäer hingegen hält es für einen unförmlichen hohlen Steinhaufen. — In der Mitte des großen viereckigen Platzes ist ein Teich, etwa 115 Yards ins Gevierte groß, und 12 bis 15 Fuß

tief, beständig. An den Ufern des Teichs gehen bis auf dessen Grund steinerne Treppen herab, und in der Mitte desselben ist eine kleine Insel, worauf ein auf Säulen ruhender Tempel steht, in welchem sich ein Swammy, oder großer Gott, befindet. An großen Fasttagen legt man ein Floß auf den Teich, auf welchem man um den Swammy, der mit Kränzen umwunden und dessen Tempel prächtig illuminirt ist, herum rudert. Zuweilen wird auch diese Gottheit selbst auf's Floß gesetzt, auf welchem viele Jacken brennen a), und mit Gesang und Musik von Trommeln (eine Art Trommeln) und kreischenden Hausboen auf dem Teich herum gefahren.

An der innern Seite der Mauer sind hin und wieder mehrere Tempel erbauet, in denen mehr denn tausend Bögen stehen, als: Kälbe, Widder, Elephanten, Habichte, und monstros dick Menschenfiguren, jede mit 6 oder 8 Köpfen, eben so viel Beinen, Armen, u. dgl. versehen. Diese Tempel dienen auch zugleich zur Aufbewahrung aller zu ihren gottesdienstlichen Handlungen nöthigen Gefäße, Kostbarkeiten, u. s. w.

Anfänglich sollen die Indianer sehr steif und streng auf die religiösen Ceremonien ihrer verschiedenen Casten gehalten haben. Je bekannter sie aber mit den Europäern wurden, desto mehr gaben sie auch hierin mit der Zeit

a) Dies sind in Indien lange Stäbe von einer sehr harzigen Gattung Holz, die langsam und so hell, wie unsere Wachsfackeln brennen. Ws.

Ist nach, besonders in den indischen Osten.

Da auch wirklich einige dieser Bedenke der Art sind, daß sie sich mit dem Soldatenleben im Felde gar nicht gut vertragen, so ging das beständige Bemühen der Officiere der ostindischen Compagnie dahin, die Sepoys zu belehren, und sie immer mehr von ihren abergläubischen und thörichten Gewohnheiten abzuleiten.

Anfänglich durften z. B. nach ihren Religionsgesetzen nur Rajahpoors, Mohren und Vitans Kriegsdienste nehmen; jetzt stehen Variars, und ohne Unterschied Leute aus allen Casteen, wie Sepoys im Dienst der ostindischen Compagnie b).

Pondamalee, im April 1782.

Die Indianer haben viele Festtage, die sie mit großem Pomp feiern. Es werden solche entweder zu Ehren irgend einer Gottheit, oder wegen einer Heirath, oder auch zum Andenken der Thaten ihrer verstorbenen Helden, die sie wie Götter verehren, angeordnet. — Man sieht bei dergleichen Feierlichkeiten oft mehr denn 30000 Menschen bei einander, die alle, sowohl Männer als Frauen,

auf's prächtigste mit Juwelen geschmückt sind, ihre Gesichter aber mit Ruß und Safran bemalt haben; eine Schminke, die hier eben so Mode ist, wie in Frankreich die rothe Schminke.

Feuerwerke, in deren Verfertigung die Indianer besonders geschickt sind, machen die Hauptideelustigung dieser Zusammenkünfte aus. Es ertönt da bei eine rauhe Musik von Trommeln und kreischenden Sackpfeifen. — Hier sieht man geschickte Klopffechter nach Art der alten Gladiatoren mit einander ringen, und dort Tanzmädchen, Bajaderen, durch die bewunderungswürdigsten Biegungen und Circulationen ihres Körpers, die Blicke der Anwesenden auf sich heften.

Die Bajaderen sind junge Mädchen von 10 bis 17 Jahren, die tanzen, singen, und kleine Schauspiele aufführen lernen. Der Zweck und die Bemühung ihres Standes, ist auf nichts anders gerichtet, als den Reichen und Vornehmen des Landes Unterhaltung und sinnliches Vergnügen zu verschaffen. Nicht bloß an den Hoflagern regierender Herren, werden gewöhnlich jeden Abend, zur Unterhaltung des Hofes, Schauspiele und Tänze von solchen Bajaderen aufgeführt, sondern es giebt auch in jeder Stadt mehrere dergleichen Trupps

P 2

von

- b) Sie müssen aber wie heidnische Indianer, denen ihre Religion nichts, was Leben hat, zu genießen erlaubt, folglich auch dadurch zugleich verboten hat, Blut zu vergießen, als Krieger, die ihre Nebenmenschen tödten, eine Art von Lösegeld herbringen, und das besteht in einem Büffel, den sie jährlich unter seltsamen Gebräuchen der erkrankten Gottheit opfern. Ws.

von jungen Mädchen, die bei Gastmahlen reicher Privatpersonen, bei Festen und andern Feiern die Gesellschaft durch ihre Künste vergnügen müssen. Sechs bis acht solcher Tänzerinnen und Sängerninnen bilden eine Truppe, und eine geringere Gattung von ihnen zieht sogar auf ihr Bettelstoss im Lande herum. Sie tragen an allen Fingern der Hand, und an den Beinen der Fäße, um das Knie geknüpft, und um den Knöchel am Fuß eine Menge Ringe, im Haarpaß und vor der Stirne, auf einem goldenen Schilde Juwelen, ja sogar auch in dem Nasenknorpel einen Ring, in den gewöhnlich eine schöne orientalische Perle eingesaßt ist. —

Ihre Tänze hat übrigens mit andern Tänzen nichts gemein, und besteht in weiter nichts, als in langsamem nach dem Takte der Musik eingeordnetem, äppigen und wellenförmigen Stößen und Vesticulationen ihrer Glieder, die sie, ohne sich dabei merklich von einem Orte zum andern zu bewegen, mit solcher Leichtigkeit und Kamusch zu machen wissen, daß der

Zuschauer ganz dadurch hingerissen wird c).

Andere sitzen bei den Festen um wenigen flimmernden Lampen in einem Zirkel herum, hören aufmerksam dem heisern Geschrei eines alten Bardens zu, der ihnen die Thaten ihrer Vorfahren vorsingt, und wieder andere werden von Beschwörern, Taschenspielern und Jaquiers mit allerlei Gaukeleien unterhalten. Den Beschluß des ganzen Festes macht folgende feierliche Ceremonie: ein großer mit vier Rädern versehener Triumphwagen, worauf ein hölzerner Thurm in Gestalt einer Pagode steht, der mit allerhand Blumenwerk ausgeziert, mit Lampen oder Fackeln schön erleuchtet ist, und worin ein scheussliches colossalisches Götzenbild mit einer Krone auf dem Haupte auf einem erhabenen Thron sitzt, wird mit zahlreichem Gefolge unter beständigem Jubelgeschrei gegen 3 oder 4 Uhr Morgens von mehr denn 1000 Menschen durch alle Straßen der Stadt gezogen, die zu Ehren des Swammy alfs prächtigste illuminirt sind.

Die

- c) Nach dem siebenzehnten Jahre, wenn die ersten Reize verblühet sind, pflegen die Bajaderen nicht mehr als Tänzerinnen einem jeden zu Gebot zu seyn, sondern sich in eine Pagode, unter den Schutz der Braminen zu begeben, und beim Dienst im Tempel ihre vorige Lebensart fortzusetzen. Was sie nun durch selbige verdienen, gehört den Braminen, die ihnen einen Aufenthaltort und Unterhalt geben. Für unanständig wird übrigens dies Gewerbe in Indien weder für die Bajaderen, die es treiben, noch für Personen, welche Genuß daran haben, gehalten; denn die Mädchen tanzen den Götzen zu Ehren, im Tempel und an den Festtagen, auch bei öffentlichen Processionen, und die Braminen selbst sehen als Götzendienner, im Auf-besonderer Heiligkeit. Ws.

Die hiesigen Mahomedaner begraben ihre Todten so wie wir, die übrigen landeseingebornen hingegen, verbrennen sie mit verschiedenen Ceremonien; die nächsten Verwandte stimmen dabei Trauerlieder an, die mit Trauermusik von Toms und einer großen, weiten, besonders zu diesem Zweck verfertigten Trauertrompete begleitet werden.

Wenn ein Indianer jemand bestiehlt, (welches jedoch selten geschieht), so muß der Bestohlene dem Havildar, oder Vorsteher des Distrikts, worin der Diebstahl geschehen, den Werth und die besonderen Kennzeichen der gestohlenen Sachen anzeigen, und dieser sucht sodann den Dieb auszufindschaften.

Die hierbei vom Nabob getroffenen Anstalten sind unverbesserlich. Entdeckt der Havildar oder seine Constabel den Dieb nicht, so muß er dem Bestohlenen den Werth des Diebstahls ersetzen, und solches macht denn diese Leute so aufmerksam, daß auch selbst bei der unbeträchtlichsten Entwendung der Dieb selten ungedeckt bleibt. Auspeirchung und Wiedererfassung des Gestohlenen, sind die einzige Strafe des Diebes. Gefängnisse haben die Indianer gar nicht, wenigstens habe ich nie davon gehört, und man ist hier auch so wenig besorgt, bestohlen zu werden, daß man Tag und Nacht Thüren und Fenster offen läßt.

Die Volksmenge ist hier sehr groß. Alle öffentliche und Privatörter wimmeln beständig, so wie Londons Hauptstraßen, von Menschen. Die meisten

Leute nähren sich von den Catunmärkten und vom Reisbau. — In jedem schattigen Orte, in jedem Dorfe trifft man Catunweber in Menge an; und man muß sich zum höchsten darüber wundern, mit welcher Simplicität diese Leute ihr Werk beschicken. Drei oder vier Sticken sind ihr einziges Handwerksgeräth, und damit weben sie in 14 Tagen ein ganzes Stück Catun. Weberstühle haben sie gar nicht. Sie spannen das Garu zwischen zwei Bäumen aus, und weben es alsdenn.

Der Ackerbau ist eben so einfach, wie ihre Weberei. Ihr Pflug ist eine platte, mit einer Handhabe versehenes Maschine, vor die ein Büffel gespannt wird, und womit man die Erde höchstens nur zwei oder drei Zoll tief aufreißt. —

Der Reis wird, wenn er etwa sechs Zoll hoch ist, von seinem ersten Standorte reihenweise in gehöriger Entfernung von einander auf ein anderes Land gepflanzt. Auf einer Anhöhe auf dem Felde ist eine Wasserpumpe befindlich, bei der den ganzen Tag über zwei Leute pumpen; und das Wasser in die von der Pumpe in die Reissfelder geleiteten Rinnen giesen, um die Felder auf die Art zu wässern. Damit aber das Wasser nicht ablaufen könne, sind die Felder mit einem niedrigen Damm umgeben, —

Wirthshäuser findet man im ganzen Lande nicht. Der Reisende muß seine Bedienten, Mundprovision und was er sonst nöthig hat, allemal mit sich

sich führen, und er findet unterwegs keinen andern Ort, wo er einkehren oder übernachten könnte, als die sogenannten Choultries, die an der Heerstraße und in der Nähe der Städte von mitleidigen bemittelten Gentoo's oder Mooren, zur Bequemlichkeit der Wanderer, erbauet sind.

Die Choultries sind viereckige Gebäude, die oben ganz platt, und nach der Nordseite zu ganz offen sind. Eis

nige haben an der Schattenseite einen schönen Säulengang, auf dem man auf wenigen Stufen ins innere Gerümpel tritt. In der Nähe der Choultries findet man allemal einen Wasserreicht oder Wasserbehälter. Arme Landeseingebohrne machen allezeit den vornehmern Platz in diesen Gebäuden, und letztere wieder jedem Europäer, wenn er anders diese Höflichkeit nicht verbittet.

Lamover.

G. J. Wehrs.

Ueber die Angusturarinde *).

Die Angusturarinde haben wir vor etwa einem Jahr zuerst aus Ostindien erhalten. Zwei Aerzte der Insel Trinidad, Doct. Ewer und Doct. Williams, deren Briefe sich in dem 2^{ten} Theile des 10^{ten} Bandes vom London Medical Journal befinden, beschreiben diese Rinde, und rühmen sie sehr wider Nupren und andere Bauchflüsse, wieder Faut und Wechselfieber, welche sie sicherer und geschwinder als die Epinarinde heben, auch weniger geneigt seyn soll, Werskopfungen und Magendrücken zu ver-

ursachen. Es wird zwar gesagt, daß weit geringere Gaben von der Angustura, als von der Epinarinde erfordert werden; doch bestimmt man diese nicht, sagt auch nichts von ihrer Naturgeschichte, die mir bisher noch völlig unbekant ist. Sie soll aus Angustura in Südamerika, von den Spaniern, nach der Insel Trinidad gebracht worden seyn: doch habe ich einige Ursache, zu vermuthen, daß sie vielleicht ursprünglich aus Afrika kommt.

Diese

*) Von dieser Rinde findet sich schon eine Nachricht in dem 4^{ten} Stück der göttlichen gel. Anz. v. d. J., wo sie aber Cortex Augustinus genannt wird; und eine chemische Zergliederung derselben, zeßt einigen andern Experimenten in dem 5^{ten} Stück des braunschweigischen Magazins v. d. J., von dem Herrn Apotheker Beyer, wo zugleich eine Behauptung angeführt wird, daß die Rinde von einer Species der Magnolia genommen werde. — Bei weiterm Nachsuchen ergab sich; daß dieses sodann die Magnolia glauca Linn. seyn müsse, von welcher bereits in der deutschen Uebersetzung dessen Pflanzensoffament (Märzberg 1777) angeführt worden, daß die Rinde dieses Baumes (des kleinen lorbeerblättrigen Tulpenbaums) für ein gutes Fiebermittel gehalten werde. — Dieser Baum aber, verträgt auch unser europäisches Klima; und da hätten wir denn Hoffnung, in der Zukunft diese Rinde, wenn ihr Nutzen bewährt gefunden wird, bei uns selbst zu ziehen.

Abg.

Diese Rinde hat äußerlich eine weißliche Borke, und ist inwendig bräunlich: gelb. Die Stücke sind ziemlich groß und dick, und etwa 4 bis 6 Zoll lang. Sie bricht kurz und harzig. Das Pulver ist gelb, fast wie Rhabarberpulver. Der Geruch ist schwach, aber widerlich: der Geschmack durchdringend bitter und etwas gewürzhast, doch mit einer sonderbaren Schärfe verknüpft, und hat wohl etwas ähnliches mit bitteren Mandeln.

Die Schärfe dieser Rinde ist in ihren harzigten Theilen, das Bittere in den gummösen. Der mit einem Quentlein des gröblichen Pulvers zu 4 Unzen kochenden Wassers bereite Aufguss, und Absud, sind sehr bitter, aber nicht scharf. Von diesem gebe ich bis an eine Unze, täglich drei bis vier mal, auch öfter. Die mit einer Unze, zu 16 Unzen Branteweins, bereite Tinktur gebe ich bis zu einem Quentlein: vom wässerigen Extract 4 bis 8 Gran; und vom Pulver 10 bis 20 Gran.

Ich habe diese Rinde, und ihre Zubereitungen, nicht allein ziemlich häufig andern verschrieben, sondern auch oft selbst genommen, und meine bisher gemachten Versuche sind ihr äußerst günstig. Erst im verwichenen Monate bekam ich eine hinlängliche Menge derselben. Wechselfieber, so wie Ruhr, sind hier nicht häufig, oder schwer zu heben, und waren im verwichenen Herbst außerordentlich selten. Ich kan daher noch nicht hinlänglich bestimmen, ob die Angustura-

rinde das ihr beigelegte Lob verdiene, daß sie Wechselfieber geschwinder und sicherer als die Chinarinde hebe. Ein Tertianfieber wurde indes durch 6 Gaben, jede von 15 Gran, geholt; und ein zweites, welches bereits drei Wochen gewährt, wurde durch zwei solcher Pulver völlig, und so viel mir bekannt worden, ohne Rückfall gehoben. Ich habe auch eine täglich zu einer gewissen Stunde sich einstellende Art von Ohnmacht, und verschiedentlich periodische Kopf- und Zahnschmerzen leicht und völlig damit geheilt; auch sie in einigen Fiebern höchst nützlich befunden, wo die mit dem Puls in keinem Verhältniß stehende Schwäche, und das, unerachtet hinlänglicher Ausleerungen, fortwährende Kopfschmerz, und Ekel vor allen Speisen, u. s. w. nichts Gutes vermuthen ließen: Hier habe ich das Pulver alle vier Stunden zu 15 Gran gegeben, wiewohl die Nachlassung nur sehr unvollkommen war.

Wider Ruhr und Bauchflüsse scheint diese Rinde außerordentliche Kräfte zu besitzen. Nach Laxier, oder auch Brechmitteln, gebe ich den Aufguss, gewöhnlich allein, und fast in allen Fällen hat er plötzlich geholfen; oft nach der ersten oder zweiten Gabe. Doch hat diese Rinde, meinen Versuchen nach, nichts Zusammenziehendes; verursachte auch in den mir vorgekommenen Fällen keine widrige Zufälle, und verstopfte den Leib nicht mehr als nach einem von selbst aufhörenden Durchlauf. Ich pflege indes

am

am folgenden oder dritten Tage eine gelinde Abführung zu geben, und nach Umständen zu wiederholen. Zeigt sich die Angusturarinde bei fernerer Prüfung eben so wirksam, so ist sie gewiß bloß in dieser Absicht äußerst schätzbar.

Bei Zufällen, die von schwachem Magen und störrischer Verdauung entstehen, habe ich sie oft und mit Nutzen gegeben, entweder allein, oder auch mit Magnesia, Krebsaugen, Rhubarber, u. s. w. vermischt. Bei den meisten Kranken, so wie bei mir selbst, hat sie keine widrige, sondern angenehme Empfindungen der Wärme im Magen erregt. Einmal habe ich auf dreißig Gran des Pulvers, bei einer Frauensperson, einiges Erbrechen folgen sehen — dieses geschieht indess auch wohl bei andern Mitteln.

Bei Auszehrungen, und den gegen das Ende derselben sich einstellenden

colliquativen Diarrhöen, scheint sie nicht zu bekommen: doch habe ich nur zwei Versuche dieser Art gemacht. Wo Neigung zur Entzündung ist, würde ich sie nie geben. — Sonst möchte sie noch in vielen Fällen, als bösen Geschwüren, u. d. gl. nützlich seyn. Starke Gaben scheinen mir nicht so wirksam zu seyn als mittelmäßige.

Den wahren Werth eines neuen Mittels zu bestimmen, erfordert freilich zahlreiche, und unter verschiedenen Umständen wiederholte Erfahrungen, und zu diesen wünschte ich Herzog aufzumuntern, die mich durch die geneigte Mittheilung ihrer Beobachtungen (unter der Adresse: an meinen Bruder den Hofapotheker Baumbe in Hannover) äußerst verbunden würden.

London, d. 29ten Jan. 1790.

A. L. Brande, Dr.

Neue Entdeckung.

Der Herr Professor Klapproth in Berlin hat ein neues Halbmetall erfunden. Es ist solches in demjenigen Fossil enthalten, welches zu Johann Georgenstadt, auf der Grube Georgwagsfort, unter dem Namen Pechblende, auch Eisenpfeffer, vor-

kommt. Die gelbe Erde, welche dieses Fossil zu begleiten pflegt, tingiren der eben daselbst brechende grüne Glimmer, oder Chalkolith, gehören eben falls zu dieser neuen metallischen Substanz, welcher der Erfinder den Namen Uranit beigelegt hat.

III.

Sannoverisches Magazin.

16tes Stüd.

Montag, den 22^{ten} Februar 1790.

Vom süßen Kastanien- und vom Wallnußbaum.

Vom Kastanienbaum.

Dieser Baum ist in den deutschen Ländern nicht allgemein, außer was man am Rhein, in Franken, und auch in Obersachsen findet, wo er ist nach und nach angepflanzt wird. Am Rhein findet man ihn schon vor vielen Jahren angepflanzt, und er kam zuerst aus Frankreich und Italien dahin. Die Art, so wir in den deutschen Ländern hin und wieder in den Gärten finden, trägt nicht eine so große Frucht oder Kastante, als wie die Italiänischen, (oder nach ihrer Sprache Maronen) sind; ob schon die Bäume selbst, auf welchen in Italien Maronen, und in Deutschland Kastanien wachsen, am Holze, Rinde, Blättern und Früchten einerlei Gestalt haben, mithin für eine Art zu achten sind. Daß des italiänischen Kastanienbaums Früchte größer sind, als die des unsrigen, daran kan das warme Klima Schuld haben; doch wird sich mit mehreren Jahren auch dieses deutlich zeigen; denn man hat in Leipzig

und auch schon anderer Orten mehrere tausend Stüd Maronen aus dem Kerne gezogen, und junge einjährige Bäume angepflanzt. Mit der Zeit also wird man sehen, ob diese italiänische Maronen auch so große Früchte, wie in Italien tragen.

Der Kastanien- und Maronenbaum wächst in jedem Boden, nur muß solcher trocken seyn. Im nassen Boden wird er nie recht hoch.

Es gleicht dieser Baum sehr dem Wallnußbaum, ist so schnellwüchsig als dieser, und erreicht oft die Höhe der Eiche; er läßt sich auch gut zu Wandholz ziehen, welches in Deutschland geschiehet, wo er indessen jetzt nicht mehr so häufig wie ehemals angebaut wird, da man ihn, seiner Dauerhaftigkeit wegen, beinahe zu allen großen Gebäuden, Kirchen u. d. g. gebrauchet.

Die Rinde dieses Baum ist schwarzlich, äußerlich mit einer grünen Schale versehen. Seine Blüten gleichen der Wallnußblüte, doch sind sie ausgezackt, und haben auf dem Gefirben

Ω

seine

feine dünne Spitzchen. Durchgehends sind sie mit vielen erhabenen Spitzchen versehen, stehen aber einzeln und nicht so weihenweisen an den Ästen wie auf dem Nussbaum. Die Wurzeln desselben laufen mehr in der Oberfläche und mittern Tiefe der Erde fort, sie setzen keine solche Herz- oder Pfahlwurzeln an, wie die Eichen, sondern breiten sich mehr oben aus, als daß sie in die Tiefe gehen. Der Baum bewurzelt sich aber sehr stark, wodurch er auch vielen Nahrungsfaß an sich zieht, und bald sehr hoch wird.

Die Blüte bricht im Frühling in kleinen Äpfelchen hervor, welche der Herr von Carlowitz in seiner Anweisung zur wilden Baumzucht, jedoch unrecht, den wilden oder bitteren Kastanien zueignen will. Auf diese Äpfelchen folgt die gelbliche Blüte als kleine Köbchen, aus welchen sich dann die Früchte formiren, die in einer rundlichen Hülse, gleich den Korbhülsen, wachsen, und zwei Kerne in derselben bekommen; diese Kerne haben bei ihrer Reifung äußerlich eine schöne braune glänzende, dünne, jedoch harte Schale; und in derselben einen angenehmen schwärzender-warfigen Kern. Die Kastanienfrucht gelangt im September und November zu ihrer Reife, in welchen Monaten die flachlichte Hülse ausverstet, und die Kastanie herausfällt. Viele fallen auch zugleich mit ihrer Hülse ab, allein, diese sind nicht recht vollkommen.

Wo es ganze Wälder von Kastanienbäumen giebt, und wo folglich viele Kastanien wachsen, auch nicht wieder abfallen, daselbst genießen sie die wilden Schweine gern, und ziehen sich wohl etliche Meilwegs danach hin. Für die wilden sowohl, als auch für die zahmen Schweine sind sie eine fürtreffliche Nahrung, die allen andern wilden Baumfrüchten vorgeht, weil sie ein wohlgeschmeckendes Wildpret und Fleisch liefern. Auch zur Speise für die Menschen werden sie auf verschiedene Art zubereitet. Man kocht sie mit dem braunen Korb, sticht sie u. s. w. Viele Menschen essen auch statt des Brods. Die Kastanie hat die besondere Eigenschaft, daß, wenn man sie, ohne aufzuschneiden und abzuhalben, ins Feuer wirft, sie, nachdem sie mit ihrer braunen Schale bris geworden, ausplatzt, aus dem Feuer springet, und dabei einen Knall thut, wie ein Pistolenschuß.

Am besten läßt sich die Kastanie aus dem Kern fortpflanzen. Man sammet die Frucht zum Spätherbst ein, wenn sie reif und schön braun geworden; läßt sie auf dem Boden abtrocknen und abtrocknen, und schüttet sie in ein Faß voll Wasser. Die Kastanien, welche alsdenn oben auf dem Wasser schwimmen, sind zum Pflanzen untauglich. Die, welche zu Boden sinken, werden in einem trocknen Keller oder Gemölde aufbewahrt, und mit nassem Kielessand überschüttet; man nimt sie auch wohl im Winter wieder heraus, und schwemmt sie noch

einstiel, wie oben gesagt worden; wahr-
scheinlich abermals im nassen Sande
als in den Monat März, in welchem
sie nunmehr gesteckt werden. Wenn
sie ordentlich gesteckt werden, so steckt
man sie mit dem breiten Ende unter-
wärts und mit der Spitze oberwärts.

Der Herr von Carlowitz hingegen
ist in seiner Anweisung zur wilden
Dachnuzucht in diesem Stück, wie die
Kastanien gesteckt werden sollen, ganz
andere Meinung. Er sagt Seite
199. Th. 2. Kap. 2. im 36 §. „die
Kastanien werden im Frühjahr, so bald
in die Erde zu kommen ist, eine quer
Hals tief in guten lockern Boden ge-
steckt, und auf eine Seite gelegt, da-
mit die Keimen desto eher in die Höhe
kommen, und auf der andern Seite
die Wurzel werfen können.“ Dieses
streitet wider alle Versuche. Man hat
wahrgenommen, daß die Kastanien
nicht mehr an einem Ende den Keim
zum Baum, und am andern Ende
die Wurzel werfen oder treiben, son-
dern daß der Keim zum Baum, und
die Wurzel aus der Spitze der Kasta-
nie, hingegen aber am breiten Ende
gar nichts heraus-kommt; des Baums
Keim, so mitten aus der Spitze her-
vor sproßet, geht gerade auf, und
wird rund herum mit Wurzeln be-
schlossen, welche sich auch gleich un-
terwärts lehnen. Weshen man sich
auch die Nähe mit dem ordentlichen
Einspflanzen nicht geben, sondern den
Saamen die Querr und die Länge in
die Erde werfen sollte, so geht der
Baumstamm nach seinem eignen Nature

wesen dennoch aufwärts, und die
Wurzel in die Tiefe. Bis jetzt hat
man noch keinen Saamen gefunden,
der an beiden Enden keimt. Aus die-
sen Ursachen kan man also dem Herrn
von Carlowitz seinen Vorkall geben.

Die jungen Kastanienbäumchen
schließen in einem Jahre 1, 2, 3 bis 4
Fuß hoch auf, werden auch wohl 6
Stämmchen unten fast ein viertel Zoll
im Durchschnitte dick. Im folgenden
Frühjahr können sie denn gleich entwe-
der in Walmeschulen, oder sonst, wo
sie ihren vortheilhaften Stand finden
sollen, verpflanzt werden; wie wohl
wenn sie zwei, drei bis vier Jahre auf
ihren ersten Fleck stehen bleiben kön-
nen, welches ihnen desto zuträglicher
ist, und sie hernach stärker zu Stande
bäumen verpflanzt werden können. Wie
gleichet Naturbescheid, Herr Carl-
owitz in seiner Situa und Pflanz-
56. daß ihn von einigen Hauswir-
then versichert worden: man solle die
jungen Kastanienbäume in den ersten
drei oder vier Jahren wider mit einem
Messer oder andern eisernen Werkzeu-
ge beschneiden, sondern die Enden
einfach lieber abbrechen. Hieran aber
kan ich aus Erfahrung so viel sagen,
daß ich dergleichen einjährig junge
Kastanienbäume mehr als tausend
Stück verpflanzte; solche aber dann
Einspflanzen oben verlaßt und den
Stumpf ganz abgestutzt habe. Dief
habe ich dabei die. Verschieden ge-
braucht, daß ich nur abwarten der
sage habe, so schon etwas größer ge-
sen,

fen, und vieles Laub und Holzknoſpen von ſich geſtrigt haben. Denjenigen aber, welche ich noch zu ſchwach fand, und bei denen ich wenige Augen oder Knoſpen wahrnahm, ließ ich ihre Gipfel; der fernere Erfolg hiervon war dieſer, daß ich die Stämmchen tief in die Erde brachte, ſo, daß nur ein bis zwei Augen oder Knoſpen heraus blieben: ſo bald ſie denn anfangen zu grünen und zu treiben, ſo treiben ſie auch eſtliche ihre Augen, die mit in die Erde gekommen waren, zum Boden und zu Schößlingen aus; ſelbige habe ich fleißig theils abgebrochen, theils auch abgeſchnitten. Eben ſo machte ich es auch mit denen, die über der Erde trieben; von ſelbigen habe ich nur bis auf ein oder zwei Augen, nachgehends nur den einen Holzſchöß ſtehen geſaſſen, welcher auch in einem Jahre zu 2 bis 3 Fuß hoch, erliche noch mehr, in die Höhe trieb. Diejenigen jungen Bäume aber, die nicht geſaßt werden waren, trieben weit ſchlechter in die Höhe. Doch muß ich dabei geſehen, daß ſowohl über natürliche Schwäche, als auch dieſes zu etwas mit Schuld daran kommen ſeyn kan, daß man an ihren Gipſten oder Knoſen, die Weiſchholz liegt, nicht ſo recht verhindern konnte; denn ihrer Natur nach trieben ſie auf dem Erſten viel rund herum ſtehendes Laub, und kleine Augen zu künftigen Holzknoſpen. Das Abſchneiden oder Abbrechen iſt nun genau hinein wegen zu verwerfen, wenn es möglich an den jüngſten Abwurzeln geſchieht;

allein, aus dieſem Grunde ſan ich auch darthun, daß den jungen Roſenbäumen die Verſchwendung noch mehr zu trüglich als ſchädlich ſey, weil ein ſolches verſehes und abgeſchnittenes Stämmchen mehr frisches Holz treibt, als ein unbeſchnittenes.

Es wäre zu wünſchen, daß man ſich die Anpflanzung dieſes Baums mehr als bisher angelegen ſeyn ließe, nicht nur wegen der guten Früchte, auch des großen Nutzen ſchaffen; ſondern auch inbeſondere wegen des Holzes. Dieſer Baum hat ein ſehr brauchbares Holz zu Täſcheln und Drechſelwerk anheim; es läßt ſich ſchon glatt poliren, lackiren, und iſt dem Rußbaumholz ſaſt gleich; es iſt ein gutes Bauholz, deswegen ſollte man auch mehrere Bäume, als bereits in Deutſchland davon vorhanden ſind, von ſolchen Bäumen anſetzen. Sie vertragen nicht nur einen ſchlechten Boden, ſondern ſind ſo wohl zu Ober- als Unterholz zu pflanzen. In jenem iſt es zu drücken, weil der Baum nicht ſonderlich verdammt und unterdrückt; zu dieſem, oder zum Unter- oder Schloßholze aber mehr zu leiden, weil er vom Stamm oder abgehauenen Enden häufig wieder ausſchlägt, und viel Holz treibt.

Vom Wallnußbaum.

Die Bezeichnung: walſcher Stößelbaum, ſtammt eigentlich daher; weil dieſer Baum aus Weſtphalen, oder Italien, zu uns Deutſchen gebracht ſeyn ſoll.

Es giebt verſchiedene Arten Wäſſer als: 1) die kleine Wäſſer, die eine kleine

Kleine Nuß und hoch dicke Schale, dabei aber einen so süßen und angenehmen Geschmack hat, daß sie die andern hierin fast übertrifft; 2) die gemeine weißliche Nuß, so etwas größer als die erstere ist, dabei aber auch eine harte feste Schale hat; 3) die große schuschalichte Nuß. Einige nennen diese Ballnüsse, andere aber Kobelnüsse u. s. w. Man hat sich eben an jede Landesart, Gewohnheit, oder Aussprache nicht zu binden; viel wichtiger darf man besondere Arten der Bäume nach ihrem äußerlichen Gewächse daraus machen. Wenn wir dieses thun, und nach jeder Gestalt der Nüsse, auch unter den Bäumen besondere Gattungen machen wolten, so würden nach den oben kurz angeführten dreierlei Gestalten der Nüsse, nicht nur dreierlei, sondern außer diesen noch weit mehrere Nußbäume seyn müssen, weil sich ausserdem noch mehrere Gestalten unter den Nüssen finden. Denn wenn man solche durchgehends recht genau betrachten will, so findet sich unter jeder Sorte noch ein niger Unterschied, besonders an der äußern Schale, nach ihrer Proportion und Gewächse; allein, weil es hier ebenmäßig wie bei den Ebereschen oder Vogelbeeren, Eichen und dem gleichen Weidfrüchten beschaffen, daß nemlich an der Frucht wohl ein Unterschied zu machen wäre, die Bäume aber einen Art sind, und sich diese gar nicht unterscheiden; so bleibt es auch bei den Nußbäumen, daß sie einer Gattung sind.

Der Ballnußbaum kan nicht alle Gegenden, und auch nicht allen Boden vertragen; was die Gegend betrifft; so tauget er nicht in gebirgigte Länder und kalte Derter; denn in den Gebirgen ist die Kälte allemal penes tranter, als im platten Lande. Der Nußbaum ist aber von weichlicher Eigenschaft, deswegen erfriert er in diesem Falle bei starken Wintern gar leicht; doch schadet der Frost nur wenig dessen Aesten; denn es müßte schon ein sehr starker kalter Winter seyn, wenn auch dessen Stamm erfrieren solte. Der Schaden, welcher dadurch verursacht wird, ist ziemlich wenig. Wenn die Aeste erfroren sind, so müssen die Früchte auch zurück bleiben. Am besten kan man sich auf folgende Art helfen, daß man die Aeste nemlich entweder mit der Säge abschneide, oder mit einem scharfen Meile abhaue, damit die Rinde an dem Stummeln, so man zum neuen Holz ausschlagen am Schaft stehen lassen muß, nicht aufgerißt oder abgerissen werde; hierauf erholt sich der Baum bald wieder mit neuen Aufschösslingen, treibt stark in Aeste und Zweige, so, daß er in 3 bis 4 Jahren wieder Früchte oder Nüsse zeugt. Mancher Hauswirth ist zwar hierin nicht wohl informiert; er will auch die Aeste des Baums nicht gerne entbehren, in der Meinung, als ob sie auf's andere Jahr wieder grünen würden. In solchem Falle hätte man doch die Aeste schon, die Nüsse tragen können, welches besser ist, als wenn sie erst wachsen sollen,

sollen; die Erfahrung wird aber manchem das Gegentheil gezeigt haben, daß nemlich auch der neue Wuchs und Holztrieb im ersten und andern Jahre unter den erstornen Ästen heraussprossen, und die erstornen immerhin dürrer geblieben sind; alsdenn hat man doch die dürreren Äste, aber nicht ohne Schaden des jungen Wuchses, erst herausschneiden müssen.

Und eben dieses ist auch viel Ursache mit daran, daß er so leicht eifet, weil er so wässerig erwächst. Seine blüthige Substanz, die er bei sich führt, ist mit vieler Wässerigkeit vermischt; selbige wird vielfach in demselben bei nicht allzu warmer Sommer- und Herbstwitterung nicht völlig coagulirt und reif; um desto eher aber ist er dem strengen Frost mit Schaden unterworfen.

In jedem Boden kommt er nicht fort, besonders ist ihm der allzu nasse oder wässerige Boden nicht dieulich; er will zu seinem Wachsthum mehr ein trocknes Land haben, wenn es auch gleich etwas steinig ist. Jedoch, je besser und mäßig fetter der Boden ist, je besser wächst er, legt jährlich viel Holz auf, und ist schnellwüchsig; mithin so wächst er auch in sandigem Boden noch eher als im Wasser, wobei aber der Sand in der mittlern Tiefe mit flüßend seyn muß. Er wird, besonders in gutem Boden, zu einem hohen Baum, fast den Eichbäumen gleich.

Seine Rinde ist hell weißgrau, hart und spröde, worunter er aber

eine Bärkinde hat. Sie berstet in dessen nicht auf, sondern bleibt so glatt, wie die Rothbäckenrinde.

Die Blätter sind hellgrün, und stehen an einem ziemlich langen und starken Stiel allezeit in zwei Reihen, und gleichen hierin den Eschen- und Ebereschendäumen, jedoch sind sie wohl viermal größer und breiter, denn diese. Sie geben einen starken und nicht unangenehmen Geruch von sich, weshalb auch der Rußbaum, wenn er in Allen verpflanzt wird, zu einem starken Schatten und gutem Geruch dient; z. E. die besonders lange Allen von Frankfurt am Main, über Darmstadt, Heidelberg bis Landau, erweckt den Reisenden vieles Vergnügen, weil zu beiden Seiten der dastehenden Landstraße dergleichen Rußbäume vor vielen Jahren angepflanzt worden sind.

An Straßen und Häusern kann man diesem Baum gar gern die Stelle vergönnen. In den Wäldern, Alleen und Orangerien aber, und besonders an den Häusern, taugt es gar nicht, wenn man anders dieses Bodens Platz auch nutzen will. Denn er verdämmt und unterdrückt alles, was unter ihm sonst aufwachsen will; er bekränzt auch, wegen seiner starken Anziehung des Nahrungsaftes, dem ihm zu nahe stehenden Bäumen die Kraft zu ihrem Wachsthum und Erheben; wo man aber den Rußbaum an den Häusern oder Gartenzäunen anpflanzen und haben kan, da bewahrt er

er seinen Platz reichlich. Ein völlig erwachsener Nußbaum trägt ästere jährlich 30, 60 bis 100 Schock und wohl mehr Nüsse, so, daß mancher Hauswirth, welcher dergleichen großen Baum an einem bequemen Orte hat, manches Jahr so viel Nutzen davon zieht, als von einer welfen Kuh.

Die Erziehung des Ballenbaumes geschieht am süglichsten von den Nüssen selbst. Wenn selbige im September reif geworden sind, schlägt man sie ab, setzt sie an einen trockenen doch luftigen Ort, daß die äußerste grüne Schale sich leicht ablöst, läßt sie also denn etwas aerschnen, und verwahrt sie, gleich den Eicheln, in trocknen Sande, oder an einem temperirten Orte; im März oder April aber, werden sie in ein gutes lockeres Erdreich gesteckt. Die aus solchen gesteckten Nüssen hervorgewachsenen jungen Bäume, kan man im andern Jahre weiten, und in Baumschulen, oder wo man den Baum-gedenket stehen zu lassen, zwar versehen; doch ist es besser, wenn er drei Jahre auf seinem ersten Fleck stehen bleibe. Wenn er guten Boden unter sich hat, wird er in solcher Zeit manns hoch, und dadurch zum Verpflanzen weit dauerhafter.

Beim Verpflanzen hat man das hin zu sehen, daß man ihm die Baumgar nicht, von den Seitenästen aber die wenigsten beschneidet, oder abruht. Denn diese jungen Bäu-

me haben einen sehr schwammigen und porösen weiten Kern, in welchen die Nässe und Regenwasser sehr leicht eindringt. Ueber dieses bekommen durch das Beschneiden die innern Luftröhren des Baums zu viel Freiheit, daß sie die nährenden Säfte zu stark zur Transpiration und Ausdünstung treiben. Solches alles aber wird nicht geschehen, wenn die Äste mit ihrem Laube und Holzknospen beschloffen sind. Widrigenfalls kan dasjenige, was durch die Luft, ohne Anstoß in die freie Luft getrieben wird, den andern Theilen keine Nahrung und Kräfte geben; und auf solche Art, weil dieser Baum an und für sich selbst ziemlich schnellwüchsig ist, so trägt er auch in 10 bis 12 Jahren schon ziemlich Nüsse.

Die Früchte oder Nüsse sind zwar betränt genug; jedoch ist um des besondern Nutzens willen nöthig, deren Theile mit anzuführen. Die Blütenzapfen brechen im Frühling mit dem Laube zugleich hervor; welche sich denn zu einer grünen Nuß, zwet und drei auf einem kurzen Stiele an einander stehen, formiren, und im Julius schon ihre Größe haben. Der inwendige blüthe Kern dieser Nuß ist in eine vierfache Schale und Haut eingewickelt. Die äußerste Schale oder Schlangschale, wie vom Anfange, wässerig, saftig und grün. Obwohl selbige bei mehrerer Zeitigung viel Wässerigkeit verlieret, und etwas derber oder här-

ter wird, so bleibt sie doch so, daß man sie leicht mit den Nägeln an den Fingern zerzupfen kan. Unter dieser grünen ist anfangs eine starke weiße und weichliche Schale, die aber, wenn die harte Nußschale sich härret, und der Kern zur Zeitigung gelangen, sich mehr und mehr verdünnet, so, daß sie

nur eine dünne Haut bleibt. Unter dieser ist wieder die harte Nußschale, worin der Kern unten in zwei, und nach der Spitze in vier Fächer getheilt, eingeschlossen liegt; am diesen Kern, und in der harten Schale, ist zuletzt ein ganz dünnes zähes fleischigtes Häutchen.

Der Schluß folgt künftig.

Mittel wider die Reude der Schafe *).

Herr Joseph Banks theilte der londoner Gesellschaft zur Beförderung der Künste, Manufakturen und des Handels, bei ihrer letzten Versammlung folgendes Mittel, die Schafe von der Reude zu heilen, mit, und versicherte dabei, daß es in Lincolnshire schon seit einigen Jahren fast allgemein eingeführt sey, auch allemal sicher helfe.

Man nimt nemlich 1 Pfund Quecksilber ein halbes Pfund venedischen Terpentins, und ein halbes Pint Terpentinöl, rührt alles dieses so lange in einem Mörser unter einander, bis sich das Quecksilber mit dem Terpentin und Öl völlig vermischt hat. Diese Mi-

schung ist, wie Hr. Joseph Banks bemerkt, eben das, was man in den Apotheken unter dem Namen Unguentum cerealeum verkauft. Man schmiert den reudigen Schafen um Michael mit den Fingern das Fell an zwei oder drei Stellen am Leibe damit ein, und es finden sich in Lincolnshire Leute genug, die dieses Geschäft an 20 großen Schafen für 5 Schilling (oder 1 Rthl. 11 ggr. in Louis d'or, den englischen Schilling zu 7 ggr. gerechnet) verrichten. — Bekanntlich heilen die Scherfer die Reude auch mit einem Rasen Delskron Zahackstruglin oder Bilsdorn, womit sie den Schafen das Fell einreiben.

*) Monthly Review for December 1789. Vol. 91. N. 6. p. 532.

Sannoverisches Magazin.

17tes Stüd.

Freitag, den 26^{ten} Februar 1790.

Vom süßen Kastanien- und vom Walnußbaum.

(Schluß.)

Der Nutzen des Walnußbaums, am Holze sowohl, als an den Früchten, ist vortreflich. Die Nüsse werden, wenn sie im Julius reifst beginnen, ihre völlige Größe zu erlangen, und ehe die sonst harte innwendige Schale sich härtet, eingemacht. Es geschieht folgendermaßen. In die Nüsse werden mit einem spitzen Holze Löcher gestoßen; und selbige hernach in reines Brunnenwasser ein Paar Tage gillagt. Nach Verlauff derselben werden nachmals Löcher darin gemacht, sie wieder in reines frisches Wasser gethan, und solches 8 bis 10 Tage fortgesetzt, damit sich hiedurch die Bitterkeit, so in ihnen ist, aussiehe; hierauf wird in die gemachten Löcher Zimmarinde und Myronenschale gesteckt, die Nüsse also in ein gläsernes Gefäß gelegt, mit Canarienzucker abgefüllt, und sie mit demselben incandirt. Solche eingemachte Nüsse sind nicht nur dem gefunden, sondern vornemlich dem kranken Menschen, eine stärkende Speis-

se. So wird auch aus dünn abgeschälten Nusskernen ein gutes Del verfertigt, welches sowohl statt der Butter an die Speisen, als auch zum Brennen in den Lampen gebraucht wird; ingleichen nehmen es die Masler gern unter ihre Firnisfarben, ziehen solches dem Leinöl vor, besonders wenn sie kostbare Goldfirnisse und Farben machen wollen. Sonst sollen die Kerne zu Speisen ein Gegengift seyn; allein, wenn ihrer zu viel in großer Menge genossen werden, verursachen sie eine Häuferei des Harnes. Von den äußern grünen und nachmals abgetrockneten Schalen, wird eine braune Farbe gemacht. Diese Schale wird nemlich mit Wasser gekochet, und je mehr man das Wasser einsieden läßt, eine desto dunkelbraunere Farbe wird man davon erhalten, sonst aber bläuliche gelblicher. Diese Farbe wissen die Tischler und Büchschäfter wohl zu nutzen. Es werden auch diese Schalen zu Färbung der linnenen und wollenen Zeuge mit genommen, und man

R

rühmt

rühmt diese Farbe, daß sie beständig ist, und vollkornig dauert.

Das Holz des Nußbaums wird unter allem deutschen Holze für das beste zu Tischler, Drechsler- und Bauwerkschäfterarbeit gehalten, wovon Comoden, Tische u. dgl. m. in großer Herren Zimmer verfertigt werden. Es ist dieses Holz zu der sanftersten Drechslerarbeit, und besonders zu Büchsen, Flinten, und Pistolenschäften das vornehmste. Es geschieht aus der Ursache, weil es leicht und dabei schön braun ist. Wenn es auch nur poliret, mit Leinöl, und wie kurz vorher gedacht worden ist, mit dessen gekochten Schalen bestrichen ist, so bleibt es schön braun, dabei auch flammicht. Die Wurzeln und dasjenige Holz, welches wächst über den Wurzeln am Stocke gewachsen, ist vor dem andern ausbändig schön geklammert und flammicht, welches auch eben deswegen sehr rare geachtet wird.

Der Herr von Carlowitz behauptet in seiner Anweisung zur wilden Baumzucht, Th. 2. Kap. 2. S. 41. S. 201.: daß dieses Nußbaumholz nicht wurmfichicht würde. Solches ist aber nicht so befunden, und es wird das Nußbaumholz so geschwind wurmfichicht, wie anderes Holz.

Zu einem sonderlichen Alter kommet dieser Baum oben nicht; wenig er bis zu 76, 80 Jahr alt wird, so fängt er oben in den Ästen an, schon dürrer zu werden, und geht gänzlich ein. Manche Nußbäume werden auch inwendig hohl, und faulet bei ihnen der Kern aus, ehe ihre Äste verderben. Sie sind hierin den Eichen und Weiden gleich. Wenn nur noch Splint und Rinde äußerlich gut sind, so grünen, blühen und tragen sie dennoch Früchte.

Folgende besondere Dünung dieses Baums wird von guten Händlern angemerkt. Sie besteht darin, daß, wenn der Nußbaum nicht recht tragen will; man ein todttes verrecktes Schwein unter dessen Wurzel dergestalt hängen muß, daß unter der Wurzel ein Loch gegraben, und denn das Nas hineingeworfen, und wieder mit Erde zugestüllet wird. Ob es nun aber eben ein Schwein seyn müsse, oder ob es nicht auch ein anderes Nas dergestalt thut, steht ihnen dahin. Wirklich ist diese Dünung ganz gut, denn das Nas dünget stark. Sonst aber kan auch die Dünung des Nußbaums, statt dieses, mit guter Holzerde, oder sonst kurzem zusammengeschnitten Mist geschehen.

Bleiprobe für Wein.

Nihil tam difficile est, quin querendo investigari possit.

TERENT.

„Les habitants du Nord ont des „estomacs de cheval,” sagt der französische Uebersetzer von *Plenck's pharmac. chirurgica*, bei Gelegenheit der Störkischen Gifte. Er dachte wohl, als er das niederschrieb, nicht daran, daß in Frankreich selbst nicht allein Wein verfälscht und verschickt, sondern sogar auch getrunken wird. Wie sollen wir denn wohl den französischen Magen nennen?

Ärzten und lesenden Apothekern ist von den Sande's und Zahne-
manns Buch: die Kennzeichen der Güte und Verfälschung der Arzneimittel, (Dresden 1787.) bekannt; allein gewiß kaum den wenigsten Weinhändlern, und dem täglich Wein trinkenden Publikum vielleicht gar nicht, als höchstens etwa dem bloßen Titel nach.

Und dennoch gehört die Sache so offenbar für das allgemeine große Publikum!

Ich hoffe also Verzeihung, wenn ich die aus jenem Buche hieher gehörige Stelle durch diese Blätter gemeinnütziger zu machen suche. Sie lautet auf der 322ten Seite, nachdem der Verfasser von der Unzuverlässigkeit der württembergischen Weinprobe vorher geredet, also:

„Hätte man ein Entdeckungsmittel, das die kleinste Menge Blei in

der größten Menge Wein anzeigte, ohne den Eisengehalt im mindesten sichtbar machen zu können; so würde uns eine solche Probe, wenn sie anspräche, stets nur von der Gegenwart des Bleies überzeugen, und kein Eisen würde uns irre machen.

„Diese Bleiprobe ist, nach Labnemann, das angesäuerte, mit Schwefelleberlust gesättigte Wasser, (*aqua hepatica acidulata*). Läßt man eine Mischung von gleichen Theilen Austerschalenspulver und Schwefel zwölf Minuten lang weiß glühn; so hat man eine, Jahre lang ohne Verlust ihrer Kräfte, auf zu bewahrende trockne Schwefelleber von weißlicher Farbe, wovon 4 Quentchen mit 3 Quentchen Weinsteinrahm gemischt, und mit 16 Unzen Wasser in einer wohlversstopften Flasche zusammengeschüttelt, nach einer Viertelstunde eine milchweiße Flüssigkeit (Wasser mit Schwefelleberlust gesättigt) geben, die, rein, in kleine mit Terpentinwachs verklebte Unzeugläser (in deren jedes vorher 10 Tropfen guter Salzgeist getropfelt worden) abgefüllt, jene Bleiprobe abgeben, die mit 3 Theilen Weine, ohne Metallgehalt, gemischt, Alles hell und durchsichtig läßt; den Wein mit Eisengehalt nicht im mindesten trübt; das Blei aber in Gestalt braunschwarzer

bald nieder sinkender, Glocken anzeigt. (Selbst, wenn nur ein Gran Blei in 4 Pfund Wasser aufgelöst war). Hat man sich so von der Gegenwart des Bleies überzeugend versichert, dann kan man zum Ueberflusse durch eingetropfelte Galläpfel-essenz (essentia gallarum) die etwanige Gegenwart des unschädlichen Eisens an der entstehenden Dunte erkennen. (24000 Gran Wein wurden von dieser Essenz binnen einer Stunde fast schwarz, wenn ein Gran Eisen darin aufgelöst war.)"

So weit Zahnmann.

Vor kurzer Zeit war ich in einer Gesellschaft, wo ein Freund sich über seinen von auswärts erhaltenen Wein beschwerte, daß er eine ihm verdächtige Süßigkeit habe. Ich bat mit davon so viel aus, als zu der Zahnmannschen Probe hinreichend war, deren Richtigkeit ich selbst zu erfahren schon lange gewünscht hatte. Ich schmeckte den Wein vorher, und fand ihn zwar süßlich, aber nicht diejenige stypische Süßigkeit darin, die den Bleiwein meistens auf der Zunge zu verrathen pflegt.

Unterdessen bat ich den geschickten Provisor auf der hiesigen Atallerschen Apotheke, Herrn Lucä, mir die Zahnmannsche Bleiprobe genau nach der Beschreibung so zu verfertigen, daß ich mich darauf verlassen könne. Ich erhielt durch die Gefälligkeit desselben mehrere Gläser davon: etliche mit Brunnenwasser verfertigt, die übrigen mit kochendem Wasser. Jones blieb beim

Umschütteln durchsichtig, und der darin enthaltene Bodensatz der Schwefelleber schwamm isofort darin herum, ohne, daß die Flüssigkeit milchtrübe wurde; auch war der Geruch nicht so stark, wie von den übrigen: diese hingegen gaben einen weit stärkern Geruch von sich, und bekamen bei dem Umschütteln eine milchweiße, einigermaßen ins Röthliche spielende, undurchsichtige Farbe. Wenn beiderlei Gläser in Ruhe standen; so sank die Schwefelleber, und das obenstehende Wasser war völlig klar.

Nun ging ich zu den Proben selbst, wobei ich noch voraus erinnere, daß der zu A. und B. genommene Wein völlig schone war. Der zu den Proben C. bis F. gebrauchte Wein war zwar auch schone, allein man konnte, det mit ihm vorgenommenen Mischungen wegen, es ihm doch ansehen, daß er nicht genau so, wie er war, vom Fasse gekommen.

A. War der oben angeführte verdächtig geschienene Wein.

1) Zu den 3 Unzen desselben goß ich eine Unze der mit Brunnenwasser bereiteten Probe umgeschüttelt, daß der Bodensatz mit hinein kam.

Der Wein wurde durch den Bodensatz der Probe so, wie diese selbst vorher war, wenn man sie umgeschüttelt hatte, aber nicht trübe oder undurchsichtig. Es erfolgte keine Veränderung der Farbe und kein Niederschlag von irgend einer Art.

2) Zu eben so viel Wein goß ich die vorige Quantität der mit kochendem

dem Wasser bereiteten Probe, die ich vorher umschüttelte, damit der Bodensatz mit hinein komme.

Der Wein wurde milchigt, wie die Probe selbst nach dem Umschütteln war, aber es zeigte sich keine andere Farbe und kein Präcipitat.

3) Eben dasselbe that ich bei einer andern Portion Wein in gleichen Verhältnissen; mit einer Probe, aus kieselndem Wasser bereitet, aber ohne das Glas zu schütteln, so, daß der Bodensatz zurück blieb.

Der Wein bekam keinen Niederschlag, und blieb völlig klar und durchsichtig. — Höchstens eine Viertelstunde nachher aber hatte er eine etwas milchgelbliche Farbe bekommen; doch blieb er, was man immer noch klar erkennen kan, und gegen das Licht durchsichtig, ohne allen Niederschlag.

B. Ich versuchte nunmehr meinen eignen gewöhnlichen Wein, und verfuhr damit, wie bei A. 3.

Der Wein blieb eben so, wie doreten, völlig klar und durchsichtig, ohne den mindesten Niederschlag.

C. Ich nahm drei Unzen meines Weins, (B.) und mischte darunter zwei gewöhnliche kleine metallene Theelöffel voll einer Auflösung von einem Gran Bleizucker in zwei Unzen Wasser. (Ich muß dabei bemerken, daß das Bleizucker sich noch bei weitem nicht darin aufgelöst hatte, und das meiste davon noch am Boden des Glases lag.)

Nun goß ich eben so, wie bei A. 3. die Probe hinzu, aber der Wein veränderte sich gar nicht.

Ich gab noch einen Theelöffel voll von der Bleizuckerauflösung hinein, worauf der Wein etwas dunkelfarbiger wurde: noch einen, und er wurde tiefsdunkler, als beim letzten Löffel voll: beim fünften Theelöffel voll endlich wurde die Farbe des Weins verdorben und braunschwarzlich; es stiegen einige kleine Wolken nieder, aber einen Bodensatz konnte ich jetzt noch nicht erkennen.

D. Herr Luch schickte mir drei Unzen mit etwas wenigem Blei (jedoch unter nicht genau zu bestimmendem Gewicht) geschwängerten Weins.

Ich goß, wie bei A. 3. von einer Unze der Probe nur einen sehr geringen Theil hinzu, als schon schwarze braune Wolken genug niederstiegen: oben blieb der Wein blaßgelb, wie er vorher gewesen war.

E. Von eben demselben erhielt ich etwas Wein, mit einigen Blei- und Eisentheilen versetzt.

Ich mischte unter denselben Bedingungen, als oben bei A. 3. angeführt eine halbe Unze der Bleiprobe darunter. Niederstiegen sah ich keine Wolken, aber ich sah sie kurz nach dem Eingießen unten am Boden des Glases in braunschwarzer Farbe schweben.

Ich tröpfelte nun von der Galläpfel-essenz hinein, und der über dem Nie-

derschlage stehende, vorher noch gegen das Licht durchsichtige, Wein wurde undurchsichtig und schwarz.

F. Von eben demselben, drei Unzen mit etwas Eisen (ohne Blei) versetzten Weins.

Ich goß genau so, wie bei den vorhergehenden Gläsern, eine Unze der Bleiprobe hinzu. Der Wein blieb völlig klar, bekam keine andere Farbe, und es erzeugte sich nicht der geringste Niederschlag.

Auf nunmehr eingetropfelte Galläpfelsaft aber wurde er dunkelfarbiger und bald darauf schwärzlich.

Ich ließ jetzt meine Gläser in Ruhe stehen. Nach drei bis vier Stunden aber untersuchte ich sie wieder, und fand folgendes: A. 1) war völlig klar, und es lag deutlich nichts an dem Grunde, als der Bodensatz der Probe selbst. A. 2) war milchigt, röthlich, und undurchsichtig, aber es lag gar nichts am Boden, als was vom Saft der Probe war. A. 3) war etwas undurchsichtiger und milchichter geworden, hatte aber nichts braunes in seiner Farbe und durchaus keinen Niederschlag. B.) hatte etwas Milchfarbe bekommen, war aber dabei durchsichtiger, als A. 3., ohne Wolke oder Niederschlag. C.) war, wie vorher: unten am Boden lag ein bißchen schwarzes Pulver. D.) Unten lag verhältnißmäßig eine Menge schwarzen Pulvers; die über demselben stehende Feuchtigkeit war klar, aber,

dunkelgrünliche-gelb. E.) Am Boden des Glases lag braun-schwarzer Bodensatz. F.) Es war nicht der mindeste Niederschlag zu finden: die Farbe des Weins war schwärzer geworden als vorher.

Zu A. 3. und B. goß ich darauf noch etwas von der Probe, aber es erfolgte eben so wenig eine braune Farbe als Niederschlag. —

So viel bestimmter, vollkommener, und zusammengesetzter diese Proben hätten gemacht werden können, wozu mir, unter andern Arbeiten, die erforderliche Müsse fehlte; so beweisen sie doch, so wie sie sind, die Wichtigkeit der Hahnemann'schen Probe zugunsten.

Nur erinnere ich für denjenigen, der dieselbe anwenden will, noch zu letzt folgendes:

1) Die Probe muß mit kochendem Wasser bereitet werden, um die Farbe bei der Mischung zu geben, welche der Erfinder verlangt.

2) Sie muß aus der Flasche, worin die Schwefelleber mit Wasser zusammengeschüttet worden, klar, ohne Bodensatz, in die einzelnen Meßgläser abgegossen werden; wie das auch Hahnemann's angeführte Worte: „die, rein, — — abgefüllt,“ andeuten.

3) Des durchdringenden, aus natürlichen Ursachen foulten Eiern ähnlichen, Gestanks wegen, welcher im Zimmer bleibe, auch Kopf und Brust ein-

Annahme, rathe ich, die Probirung des Weins selbst im Freien vorzunehmen; auch dabei allenfals ein Tuch

vor Mund und Nase zu binden, wenn man eine schwache Brust oder leicht empfindliche Nerven hat.

Giffhorn.

Jugler.

Beantwortung der im 103^{ten} Stück dieses Magazins vom v. J. gegebenen Anfrage, auf welche Art man das Mehl für Würmer und den sogenannten Mieten verwalten könne.

Seit langer Zeit hatte ich beßän- dig den Verdruß, daß mein Weizenmehl jährlich von Würmern und den sogenannten Mieten angegriffen wurde. Ich versuchte dagegen verschiedene Mittel, allein, keines von allen leistete das, was ich davon erwartete.

Verschiedene Jahre herdurch hatte ich allerhand getrocknetes Obst, als Pflaumen, Äpfel und dergleichen auf fünf bis sechs Jahre dadurch für Würmer und Mieten bewahrt, daß ich eine Hand voll trockene Biersboh- nen darunter werfen ließ; dies leitete mich auf den Gedanken, daß vielleicht

auch die Biersbohnen den Würmern und Mieten im Mehle widerstehen mögten.

Ich ließ daher unter jeden Hin- ten Weisen, wenn er zur Mühle ge- bracht wurde, etwa 20 Stück trock- ne Biersbohnen werfen, welche mit dem Weizen durchgemahlen wurden, und hieran fand ich das Mittel, wel- ches ich vorlängst gesucht hatte.

Durch dieses leichte und einfache Mittel habe ich seit 24 Jahren mein Weizenmehl conservirt, wenn es auch gleich über ein Jahr alt geworden ist, jedoch muß es für Feuchtigkei- t ver- wahrt werden.

J. C. Z.

Vorläufige Anzeige wegen des inländischen Tabacks, und dessen Saamen.

Nachdem ich nunmehr durch die vo- rigjährige Selbsterziehung und Aufnehmung des Tabacksaamen von der virginischen großblättrichten Ta- backsstaude, welche den Namen Ni- cotiana tabacum Linn. führet, we-

gen ihrer großen Blätter sehr ergie- big, von dem besten Geschmack und Geruch ist, und wovon ich vor- hin schon im Jahre 1777 und ei- nige folgende Jahre Tabackspflanzen gezogen, und an die Landesuntertha- nen

nun unentgeltlich vertheilen müssen, in den Stand gesetzt bin, auf hohe Verfü- gung des Königl. und Churfürstl. Commerzcollegii dieses Frühjahr wiederum aufs neue von dieser besten Ta- backsstaude Pflanzen für die Landes- unterthanen zu ziehen und unentgelt- lich zu vertheilen; so wird solches hie- durch vorläufig in der Absicht ange- zeigt, damit ein jeder, welcher sich wieder mit dem Tabacksbau befassen will, darnach seine Einrichtung ma- chen, und das Land zum Tabacksbau zubereiten könne. Es können also nicht allein die inländischen Liebhaber des Ta- backsbaues schon ansehs bei mir in klei- nen Partheien Tabacksaamen von der großblättrichten Virginischen, als auch von der vorigjährigen asiatischen Tabacksstaude unentgeltlich erhalten, sondern es werden auch dieses Früh- jahr wiederum zweierlei Sorten Ta- backspflanzen gezogen und vertheilt werden, als:

- 1) Die virginische großblättriche und
- 2) die vorigjährige asiatische Ta- backspflanze, wovon die Tabacksstau- de die Benennung, Baurentaback, Herrenhausen.

Nicotiana rustica Linn. führt, und da diese Tabacksstaude vorzüglich viel Samen liefert, so kan ich zur Nach- richt derjenigen, welche von dem übers- flüssigen Tabacksaamen keinen Ge- brauch zu machen wissen, anzeigen, daß ich aus diesem Tabacksaamen Del gezogen, welches der Land- mann sowohl an das Essen, ohne Nachtheil der Gesundheit, als auch vorzüglich zum Brennen auf den Lamp- pen gebrauchen kan, und habe ich aus einem gestrichenen Humpfen von dem asiatischen Tabacksaamen 6 Pfund reines ausgepresstes Tabackdel erhalten.

Auch hat sich nach angestelltem Versuchen ergeben, daß der überflüs- sige asiatische, wie auch vorzüglich der virginische Taback zu vielerlei Sor- ten Rauch- und Schnupftaback zu ge- brauchen steht.

So bald dieses Frühjahr die Ta- backspflanzen so weit herangewachsen sind, daß sie zum Verpflanzen wegge- geben werden können, wird solches durch die hannoverschen Anzeigen be- kannt gemacht werden.

Jr. Fried. Wandram,
Königl. Ziegelmwelter.

Anekdote.

Meine Verse kosten mir wenig, kosten Ihnen das, was sie werth- sagte ein schlechter Dichter; sie sind, antwortet man ihm.

Sannoverisches Magazin.

18tes Stück.

Montag, den 1ten März 1790.

Witterung zu Cuxhaven am Ausfluß der Elbe 1789.

Im October.

	Heiter.	Gewölkt.	Bedeckt.	Nebel.	Regen.	Reiß.
Morgen.	8.	4.	8.	3.	2.	1.
Mittage.	9.	4.	14.	0.	3.	0.
Abende.	10.	6.	11.	0.	4.	0.
Mitternächte.	14.	4.	11.	0.	2.	0.
Ganze Tage.	10½.	6.	11.	½.	2½.	½.

3 Abende Nordlicht. 16 Nächte Thau gefallen.

Mittlere { Morg. v. Sonn. Aufg. 44, 7 } Gr. Fahrh. { gr. d. 12ten 62 Gr.
Wärme. { Mittags im Schatten 54, 7 } { kl. d. 27ten 34 Gr.

Mittlere Barometerhöhe des Mitt. { größte d. 25ten 30, 2 Zoll.
tags. 29, 64 Zoll. engl. { kleinste d. 6ten 29, 12 Zoll.

Mittlere Feuchtigkeit des Mittags 38, 9 Grad. { größte d. 16ten 64 Gr.
{ kleinste d. 8ten 12 Gr.

Gesamter Niederschlag 1, 40 Zoll. Regenwasser. gr. d. 3ten 2, 59 Zoll.

Gesamte Ausdünstung in freier Luft 1, 20 Zoll. größt. (mangeln wegen Unterbrechung.)

Der Wind ist gewesen:

	S.	SW.	W.	NW.	N.	NE.	O.	SO.	Stille.
Morgen.	9.	2½.	½.	0.	1.	1½.	5½.	9.	3.
Mittage.	7.	5.	3.	0.	1½.	1½.	4.	8.	1.
Abende.	7½.	3½.	3.	0.	1.	½.	8.	5½.	2.
Mitternächte.	8½.	3.	½.	0.	½.	2.	7½.	8.	1.
Ganze Tage.	8.	3½.	1½.	0.	1.	1½.	6½.	7½.	1½.

6

Mitt.

Mittlere Geschwindigkeit der Winde:

	S.	Sw.	W.	Nw.	N.	No.	O.	So.	Stille.
Fuß	20.	19.	21½	0.	8.	4.	21.	17.	0.

größte d. 30^{ten} W S W. 28 Fuß in 1 Secunde.

Mittlere Höhe der Meersfluthen { Morgens 9, 39 } Fuß.
 { Abends 9, 10 }

größte d. 3^{ten} 11, 20 Fuß, Wind S S W. Geschwindigkeit 26 Fuß.

- kleinste d. 9^{ten} 7, 50 Fuß. Wind O S O. Geschwindigkeit 18 Fuß.

Im November.

	Heiter.	Bewölkt.	Bedeckt.	Nebel.	Negen.	Schnee.	Reif.
Morgen.	3.	7.	12.	1.	5.	0.	2.
Mittage.	3.	11.	10.	3.	2.	1.	0.
Abende.	6.	8.	9.	1.	6.	0.	0.
Mitternächte.	7.	9.	11.	1.	2.	0.	0.
Ganze Tage.	4½.	8½.	10½.	1½.	3½.	¼.	½.

5 Abende Nordlicht, 2 Nächte Thau gefallen.

Mittlere Wärme. { Morg. vor SonnenAufgang 37, 5 } Gr. Fahrnh.
 { Mittags im Schatten 43, 2 }

größte den 4^{ten} und 6^{ten} 50 Grad.

kleinste den 25^{ten} 22 Grad.

Mittlere Barometerhöhe des Mittags { größte d. 24^{ten} 30, 23 Zoll.
 29, 66 Zoll engl. } kleinste d. 7^{ten} 28, 85 Zoll.

Mittlere Feuchtigkeit des Mittags { größte d. 11^{ten} 98 Grad.
 44, 5 Grad. } kleinste d. 25^{ten} 14 Grad.

Gesamter Niederschlag 1, 18 Zoll Regenwasser, größter d. 19^{ten} 0, 28 Zoll.
 Gesamte Ausdünstung in freier Luft 0, 78 Zoll, größte d. 28^{ten} 0, 050 Zoll.

Der Wind ist gewesen:

	S.	Sw.	W.	Nw.	N.	No.	O.	So.	Stille.
Morgen.	10.	5.	1½.	3.	1.	3½.	1½.	1½.	3.
Mittage.	5.	8½.	4.	2½.	1½.	3.	2½.	2.	1.
Abende.	8½.	6½.	1½.	2½.	1.	3.	2½.	3½.	1.
Mitternächte.	10½.	3½.	2.	2.	½.	3.	3.	3½.	2.
Ganze Tage.	8½.	5½.	2½.	2½.	1.	3½.	2½.	2½.	1½.

Mitt

Mittlere Geschwindigkeit der Winde:

S. S.W. W. N.W. N. N.E. E. Stille.
Fuß — 15. 21. 24. 27. 22. 0. 7. 0.

größte d. 19ten W S W. 34 Fuß in 1 Secunde.

Mittlere Höhe der Meeresfluthen { Morgens 10, ³² } Fuß.
Abends 10, ¹¹ }

größte den 18ten 13,00 Fuß. Wind W N W. Geschwindigkeit 32 Fuß.

kleinste den 24ten 8,10 Fuß. Wind S W. Geschwindigkeit 31 Fuß.

C.

W.

Beiträge zur Kenntniß des Character und der Sitten der Türken und Griechen.

(Siehe das 4te Stück von d. J.)

Sultan Gomann hatte einmal einen seltsamen Zufall. Ein betrunkenen Janitschar ward von der Wache verfolgt; welche gewöhnlich kein andres Gewehr, als dicke Prägeln bei sich führt. Da er ihnen, vermeintlich seines Naragans (eine Art von einem breiten, ziemlich langen und an der Schneide gekrümmten Messer, welches statt eines Säbels dient) überlegen war, so machte er sich das zu Nütze, und wehrte sich gegen sie, wie ein Löwe. Schon hatte er einige seiner Feinde außer Stand gesetzt, ihm länger auf den Leib zu gehen, und da seine eigenen Kräfte sich erschöpften, so setzte er sich, um sich zu erholen, auf den Stufen eines Ahans an nieder; die Wache aber hielt ihn bloß fest. Der Großherr, welcher oft in einem solchen Jagdnitz, daß ihn kein Mensch erkannte, in der Stadt herumging, kam von ungefehr herbei, und harte sich dem Verbrecher, nannte ihn mit Namen und befahl ihm, sein Gewehr abzulegen und sich der Wache zu ergeben. Allein, der Held war weder durch den Anblick und die Befehle seines Souverains, noch durch sonst etwas von der Stelle zu bringen, sondern bleibt nachlässig hingelagert, gebietet dem Großherrn stehen zu bleiben, und drohet fürchterlich dem nächsten besten, der sich unterstellen würde, auf ihn loszugehen. Sultan Gomann verlangte darauf zu wissen, zu welcher Orta (Regiment der Kammer, die nur durch Nummern unterschieden

an Öffentliche Gebäude, worin die Handelsleute und die Reisende ihren Aufenthalt nehmen.

schieden werden) er gehor, und schloßte auf erhaltene Antwort fort. nach einem Officier. Er kommt. Entwaffnet, sagte der Großherr zu ihm, diesen Menschen, und führt ihn in das Schloß b). Der Officier löst seinen Gürtel c) los, hält ihn in der rechten Hand, geht auf den Rebellen zu, streckt die linke Hand nach ihm aus, und sagt: Kamerad, gib mir dein Messer, und kom mit mir! Zu großer Verwunderung seiner Hoheit, des sonst alles mit einem Wink niederkommenden und sich noch eben in seiner Ohnmacht fühlenden Despoten, geschah dies augenblicklich, ohne die geringste Widerrede, und mit dem Niemen der tiefsten Unterwerfung.

Da wegen der Menge der Räuber, die Jagd sehr unsicher ist, so machte ich mir (erzählte Herr v. L.) oft das Vergnügen, zu fischen, in einer Bucht vor der asiatischen Küste, unweit der Mündung des schwarzen Meeres, und jenseits der äußersten Schloßer, welche die Türken damals inne hatten. Einige junge Leute begleiteten mich. Wir nahmen ein jeder unsere Fischen mit, um unermweges Gubias ne, eine Art von Wasservögeln, deren es in dem Kanale viele giebt, zu

schießen. Zwei griechische Schiffe regierten unser Fahrzeug, und dienten uns zugleich, die Angelschnuren zu lödern, und die Garne zu werfen.

Es waren unser sechs Schützen, und da wir aus Begierde nach Vögeln, über den Kanal gefahren waren, um an die asiatische Küste, wo sich diese Thiere der Ströme wegen aufhalten, zu kommen, so fuhren wir längs derselben hin, und schossen von Zeit zu Zeit nach den Vögeln. Auf diese Art mußten wir nahe vor dem asiatischen Schlosse vorbei, in dessen Angesichte ich einen Gubian erlegte. Gerade damals saß ein Boskandshiofficier, welches Commandant des Schloßes war, am Fuß seines Donjon, und rauchte mit erstem Stolz seine Pfeife. Er machte ein Zeichen; daß wir anlanden sollten, welches meine Schiffe mich bemerken ließen. Ich fragte ihn, was er wolle? „Mit euch reden!“ Aber ich habe nichts mit Ihnen zu reden; ich gehe da und dahin zu fischen; machen Sie sich gerne Motion, wohlan, so kommen Sie hieher, da will ich Sie anhören. Der Türke that anfänglich, als ob er einige Achtung für mich hätte, und erklärte, daß er

§ 3

b) Das europäische Schloß am Kanal, wohin diejenigen Janitscharen geschickt werden, welche zum Stränge verurtheilt sind. Entrinnen sie, wie es nicht selten geschieht, aus diesem Gefängniß, so haben sie doch wenigstens die Furcht desselben auszustehen gehabt.

c) Ein kupferner funfzehn Pfund schwerer Gürtel, womit diese Officiere einen Janitscharen todtschlagen können. Die Soldaten hegen eine unendliche Ehrerbietung gegen dieses Zeichen einer mit großem Ansehen bekleideten Würde.

es bloß mit meinen Schiffen zu thun hätte. Diese gerietten in Furcht, und glaubten, daß er sie wegen des Schusses, den ich bei dem Schloß gethan hatte, zur Verantwortung ziehen wolle. Ich machte ihnen aber gleich wieder Muth, indem ich versprach, daß ich mich nicht von ihnen trennen wolle. Ich lud den Türken noch einmal ein, mit uns fischen zu gehen, wenn er ein Liebhaber davon sey. Mein verächtlicher Ton mochte ihn vielleicht aufgebracht haben. Er antwortete ganz kaltkühnig: ich will euch schon finden! Hiemit setzen wir unsere Fahrt fort.

Unter den jungen Leuten, die ich bei mir hatte, bezeugte sich ein einziger über die Antwort des Türken unruhig. Da er aus diesem Lande gebürtig war, so hatte er mit der Muselmännchen eine kleinmüthige Furcht eingegeben, über welche wir uns lustig machten, indem wir ihn oft damit neckten. Da kommen die Vostandschi's! Niemand unter uns glaubte im Ernst, daß sie uns wirklich nachkommen würden, weil wir keine himmlische Ursache sahen, die sie dazu bewegen konnte. Gleichwohl waren wir kaum in der fischreichen Bucht angekommen, als wir wirklich das Wachtschiff auf uns zufahren sahen.

Nun war kein anderer Ausweg, als wir mußten kämpfen. Dies konnte freilich verdrießliche Folgen nach sich ziehen; aber wir waren eben so sehr von aller menschlichen Hülfe abgeschnitten, daß wir uns darauf ge-

faßt machen mußten, entweder zu schlagen, oder geschlagen zu werden. Ich nahm das Commando über mich. Zuerst befahl ich meinen Schiffen, ihre Angelschnuren und Garne auszuwerfen, damit der Feind, wenn er es sähe, daraus abnehmen könnte, daß wir unerschrockenen Muths wären. Ich gab dabei den beiden Griechen die Versicherung, daß ihnen kein Leid widerfahren sollte. Nachdem unsere Gewehre in Bereitschaft waren, befahl ich meinen Mondschuttern, auf die Vostandschi's anzulegen, so bald sie sähen, daß ich dem Officier derselben diese Höflichkeit erwies; doch sollten sie nicht vor mir losbrechen. Da inzwischen das türkische Fahrzeug näher zu uns herangekommen war, so hielt ich es der europäischen Würde gemäß, auf dasselbe loszugehen. Der Türke that auch stolz, bildete sich ein, ich sollte mich demüthigen, und ließ mit dem Rudern inne halten, um mich zu erwarten. Ich machte also bald eine andere Wendung, und war im Begriff, mich zu entfernen, als er rief, ich sollte mich ihm nähern. Ich antwortete: es stände ihm zu, sich heran zu machen, wenn er durchaus mit mir sprechen wolte. Den Augenblick! rief er. — Mein Fahrzeug hielt dazumal die eine Seite dem Vordertheil des feindlichen entgegen, welches noch überdies viel größer war. Er befahl seinen Leuten, auf uns zuzurudern, und uns in den Grund zu rennen. Dies würde auch unfehlbar geschehen seyn, wenn ich nicht

nicht sogleich mein Gewehr an den Backen gelegt, meine Leute ein Gleiches gethan, und ich ihm zugerufen hätte, wofern er nur noch einen einzigen Ruderschlag thun ließe, so wolte ich ihn eben so, wie den Gabian, niederschleßen. Auf den bloßen Anblick unserer Müttenmündungen wandte sich das Fahrzeug, und die kaspern Steuerleute ließen die Ruder fallen. Wir lagen nun neben einander; wir unserer Seits hielten die Feinde im Respekt, und fingen die Unterhandlung an.

Es kostete mich anfänglich Mühe, die Hauptperson zu sprechen, weil der Türke zu den Schiffen sagte: dieser Franke versteht mich nicht, redet ihr, ihr übrigen. Man muß wissen, wie groß der Abstand eines Griechen von einem Türken ist, um die Kühnheit meiner Schiffer einzusehen, welche dem Officier zur Antwort gaben, daß ich besser türkisch rede, als er selbst. So war er endlich genöthigt, sich an mich selbst zu wenden.

„Ist denn Constantinopel unter das Joch der Ungläubigen gekommen? Mit welchem Rechte unterstehe ihr euch, der Sicherheit und guten Ordnung in dem Kanale zu trohen?“ — Und mit welchem Rechte untersteht ihr euch, die Verträge eures Herrn zu verlassen, dadurch, daß ihr seinen besten Freunden Verdruß macht? war meine Antwort. — „Ich mache euch keinen Verdruß, aber es ist verboten,

ohne besondere Erlaubniß auf die Jagd zu gehen; zeigt mir euren Erlaubnißschein.“ Wo habt ihr denn jemals gesehen, daß man in einem Fahrzeuge Hasen schießt? Ich bin auf dem Fischfang, der ist frei. „Nein, nichts ist hier frei, nicht einmal Spazierfahrten, und ich habe einen langen Firman d), dem ihr euch unterwerfen müßt.“ Ja, wenn ich ihn gesehen habe. „Ihr könnt ja nicht lesen.“ Besser als ihr; aber ich sehe es schon, ihr habt keinen aufzuweisen. Ihr wollet uns nur etwas weiß machen, wir sind bei der Ordnung geblieben.

„Wie, habt ihr nicht der kaiserlichen Festung gegen über einen Schuß gethan?“ Ja, vor euch, das geschehe ich; aber vor der Festung, das ist unmöglich, ihr müßt denn diesen Namen einem elenden Taubenschlag geben, unter welchem ihr saßt; dieser war freilich keiner sonderlichen Ehre werth, und ich will schon machen, daß euch eure Grobheit noch gereuen soll; der Vostandschi, Baschi ist mein sehr guter Freund, und ich will ihn bitten, daß er euch vor meiner Thür hundert Stockschläge geben lasse; ja, dies kleine Vergnügen will ich mir machen.

„Ei, warum werdet ihr denn so böse, (man merke hier die plötzliche Umwandlung des Türken) hab ich euch denn etwas zu Leide gethan?“ Nein, gar nicht; Dank sey's meiner

Flur

d) Ein im Namen des Großherrn von der Porte ausgefertigtes Mandat.

Glinte, die euch in Furcht gesetzt hat. „Aber, kan man denn gar nichts zu euch sagen, ohne daß ihr hitzig werdet? Ich habe keinen Zorn, sondern bin mit euch gut Freund. Geht nur auch so mit mir um, und vergnügt euch dann.“ Ach, ich verstehe euch; eine Diaster, die würde euch anlachen. Aber, ihr sollt nichts von mir bekommen. „Wie, gar nichts?“ Nein, nichts als Regen, der euch durchnäßt, wenn ihr euch nicht bald auf den Weg nach euren Taubenschlag macht. Adieu!

Dieser Vorgang, welcher sich das mit endigte, daß die Angstreifer im Angestichte verschiedener auf der Küste wohnenden türkischen Fischer sich sehr begaben, machte, daß diese letztern uns auf das liebevollste aufnahmen; und sich gegen uns, da wir an das Land ausstiegen, viel dienstfertiger, als gewöhnlich, bezeugten. Bei meiner Rückkunft unterließ ich nicht, mich bei dem Vostandschi, Baski über den Officier zu beschweren. Er bekam Befehl, mir Abzubitten, und wir wurden die besten Freunde.

Beantwortung der Anfrage im 96ten Stück dieses Magazins vom vorigen Jahre.

Die in dem 96ten Stück dieses Magazins vom v. J. gemachte Anfrage glaube ich beantworten zu können, da ich vormals große Canarienvogelhecken gehabt, und zugleich durch viele mit Aufmerksamkeit eingesammelte Erfahrung die Natur dieser Vögel näher kennen gelernt habe. Nur hätte ich gewünscht, daß man sich näher in der Anfrage bestimmt hätte.

Die Krankheit der gestorbenen Vögel kam höchst wahrscheinlich entweder vom Winterrübensaamen, von dem die erste Brut erst späterhin gestreßen hatte, daß es also nur den jüngsten schädlich wurde, oder von den Excrementen der Mäuse, die sich leicht Gelegenheiten gemacht haben können, in den Ort, wo die Hecke war, hinein

zu kommen; und diese Excremente sind mit das wirksamste Gift für die Jungen, die vorzüglich, wenn sie fressen lernen, sie auffuchen. Warum die jungen Vögel auch wohl nicht zu früh von ihrem gewöhnlichen Futter entwöhnet?

Gegen die beschriebene Krankheit, so wie beinahe gegen alle Krankheiten dieser Vögel, kenne ich zwei Mittel:

1) Glaubersalz mit Rhabarber und Safran, in das Saufen gegeben, von jedem aber nur so viel, daß man jedes durchschmecken kan, und nur abwechselnd auf 1 bis 2 Tage.

2) Die sogenannte Darro aufgeschnitten, und zugleich den ganzen Schwanz ausgerissen.

Salmoversches Magazin.

19tes Stüd.

Freitag, den 5ten März 1790.

Klugheitsregeln für einen Jüngling a). Aus dem Griechischen des Sokrates.

In einem Buchen werden wir die
Unterschiede der Tugendhaften
und Lasterhaften sehr deutlich
finden; den größten Unterschied aber
entdecken wir in ihrem Betragen gegen
einander. Denn die Lasterhaften ha-
ben nur ihre gegenwärtigen Freunde,
die Tugendhaften aber haben auch
ihre entfernten Freunde. Die Freunde
schlechter Leute wird in kurzer
Zeit aufhören; gütlicher Leute
Freundschaft dagegen wird keine Zeit,
so lang sie ist, aufheben.

Ich glaube, daß diejenigen, welche
sich mit dem Lob und Ruhm
beschäftigen, und Weisheit
suchen, nicht thun, wenn sie Nachah-
mer der Lasterhaften, nicht aber
der schätzbaren Menschen werden, und
deshalb schreibe ich dir diesen Rath
zum Geschenk, als einen Beweis der
Liebe gegen mich, und meines
Freundschaft gegen deinen Vater Hip-
ponikus.

Denn, so wie es billig ist, daß
Kinder die väterlichen Güter erben,
so ist es auch billig, daß sie in die ver-
lässige Freundschaft treten. Zudem
stehe ich, daß der Unfall uns antre-
ffen könnte, und die gegenwärtige Gelegen-
heit uns sehr werthlich ist. Du bist be-
geistert nach Weisheit, ich aber ererbe
das Geschick, Andere zur Weisheit zu
leiten; du philosophirst jetzt, ich aber
weise die Philosophirenden zurecht.

Diejenigen inzwischen, welche ihre
Freunden gute Vorschriften erthei-
len, unternehmen ein schönes Werk;
ja, sie beschäftigen sich mit dem be-
sten Theile der Philosophie. Diese,
welche die Jünglinge belehren, zeigen
ihnen nicht, wodurch sie Beredsam-
keit erlangen, sondern wodurch sie ihre
Sitten und Lebensart bessern können;
und sie nähren in dem Maße ihren
Schülern mehr als jene Lehrer der Be-
redsamkeit, in so fern jene nur zur
Wohls

a) Diese Aufschrift des Sokrates an den Sohn seines Freundes Hipponikus, magst
nach unsern jetzigen Begriffen, in einer und der andern Stelle einige
Veränderung nöthig haben, aber es mochte sie deswegen doch nicht verändernd.
Uebrigens habe ich nicht sowohl darauf gesehen, ob man einzelne Worte auch
wohl anders erklären könnte, als vielmehr darauf, ob die Uebersetzung leichter sey.

Wohlbedenken erregungen, diese aber auch die Lehrenden ihrer Schüler bilden. Ich habe daher nicht bloß ermuntern, sondern Rath und Vortheiltheilen ertheilen wollen; wornach Jünglinge streben, was sie vernehmen, mit was für Leuten sie umgehen, und wie sie ihr Leben echrichten müssen.

Diejenigen, welche diesen Weg einschlagen, den ich ihnen vorzeichne, werden im Stande seyn, wahrhaftig zur Tugend zu gelangen, welche die sicherste und zuverlässigste Befreiung ist. Denn, Schönheit verzögert die Zeit, oder eine Krankheit verzerrt sie; Reichthum unterstügt mehr das Laster als die Tugend, er giebt zur Trägheit Anlaß, und reizt junge Leute zur Wollust. Stärke nützt, wenn sie mit Klugheit verbunden ist, aber ohne Klugheit schadet sie vielmehr ihrem Besizer. Sie schmächt die Körper der Athleten, aber sie verhindert die Sorge für die Seele. Nur der Besitz der Tugend, wächst sie andern mit der Seele, ist das Einzige, was mit dem Menschen alt wird, sie ist besser als Reichthum, und nützlicher als vornehmer Geburt. Was Andern unmöglich scheint, das macht sie möglich, was Andern furchtbarlich scheint, das übernimmt sie ruhig, denn, sie hält Unabhängigkeit für Laster, und Blöße für etwas Ruhmliches.

Dies steht man leicht an den Thaten des Hercules, und an den Thaten des Iphigen, die durch Tugend und edelstes Vertragen ihren Thaten ein so schönes Geualge geben, und ihre Zeit dieselben in Vergessenheit bringen würde.

Du darfst dich auch an das ge-
 den Deines Vaters erinnern, und du
 hast in dieser Familie das Spiel
 gespielt dessen, was ich gesagt habe.
 Dein Vater liebte die Tugend, und
 brachte sein Leben nicht in Trägheit
 hin, sondern er übte seinen Körper
 durch Arbeit, und härte seine Seele
 gegen Gefahren ab. Den Reichthum
 liebte er nicht übermäßig, sondern er
 nützte die erworbenen Güter wie ein
 Sterblicher, und dachte auf Erwerbung
 der selben, als ein sterblicher Mensch
 nicht thut, sondern liehendes Geistes
 an, um die Gerechtigkeit zu erlangen.
 Er schenkte Güter mit seinen Freunden,
 Seine Freunde achtete er höher als
 seine Verwandten, und war der Mei-
 nung, daß wahre Freundschaft besser
 Freundschaft ist, als die, welche
 Handlungsart besser als Geburt, und
 freie Wahl, besser als Zwang. Und
 jede Zeit warde zu kurz sein, wenn ich
 seine ganze Handlungsweise nachsich-
 wolle, zu einem andern Zeit nicht
 tiefer him. Handlungen, die man
 zählen. Jetzt habe ich beschlossen, eine
 Probe von der Befolgung des Socrati-
 smus gegeben, nach welcher du, wie
 nach einem Muster, leben magst. So
 daß du seine Gefinnungen und Hand-
 lungswiese dir zum Gesetz machst, und
 du ein Nachahmer und Nachfolger
 der vorzüglichsten Tugend werdest. Dage-
 gen ist ungereimt, daß Mäler die Ge-
 stalten der Lebendigen nachahmen, und
 daß dagegen die Kinder die Tugenden
 ihrer Väter nicht nachahmen. Du
 mußt wissen, warum Nachahmung so
 geistlich, daß nicht seinen Gegner zu
 über-

den; mit es dir gemäß ist, den Beschlüssen deines Vaters nachzusehen.

3. War allen Dingen ehre die Götter, aber achte nicht allein, sondern halte auch die Eidschwüre, denn jenes ist ein Zeichen der Weisheit, dies dagegen ist ein Beweis, einen augendehnten Lebensart. Ehre den Dämon b) zu aller Zeit, zumal öffentlich, alsdann wird man sehen, daß du die Götter ehrest, und auch bei den Gesehn beharrest.

4. Betrage dich so gegen deine Aelteren, wie du wünschen wirst, daß sich deine Kinder gegen dich betragen mögen.

5. Mache dir Leibesübungen, nicht solche, die dir Stärke, sondern solche, die dir Gesundheit verschaffen; das thust du, wenn du aufhörst zu arbeiten, da du noch arbeiten kannst. Ein ausgelassenes Gelächter liebe nicht, nimm auch keine prophetische Reden an, denn das erste ist unverständig, das letzte ist unflüchtig. Was unanständig ist zu thun, demmöglichs, daß es nicht unanständig wird. 6. Bedenke dich, dich von jenen Dingen zu enthalten, von welchen seine Seele beschaffen zu lassen, es schändlich ist, nämlich Unkeuschheit, Zorn, Wollust, Langmut. Du wirst aber Herr deiner Leidenschaften werden, wenn du dir solche Dinge zu eigen machen wirst, wodurch du beschämt werden, nicht aber schämen wirst, wodurch du reich werden kannst.

7. In deinem Zorne verhalte dich so gegen die Beschäftigten, wie du wünschen wirst, daß Andere sich gegen dich verhalten mögen, wenn du sie beleidigst.

8. In dem Augenblicke, wenn du dich so gegen die Beschäftigten verhältst, wie du wünschen wirst, daß Andere sich gegen dich verhalten mögen, wenn du sie beleidigst.

9. Den Schutz der Aethen und der archaischen Götter, wie es aus dem Folgenden zu sehen.

Was die Wollust betrifft, so halte es für ungerecht, ein Herr deiner Sklaven, und doch ein Sklave deiner Lüste zu seyn.

10. In traurigen Zufällen siehe auf die Unglücksfälle Anderer, und vergiß nicht, daß du ein Mensch bist.

11. Bewahre anvertraute Geheimnisse besser, als anvertraute Schätze, denn rechtschaffene Männer müssen zuverlässiger seyn, als ein Eidschwur. Wer verspricht dir, daß es nur schlechten Leuten gemäß ist, unzuverlässig zu seyn, rechtschaffenen hingegen, Treu und Glauben zu halten.

12. Geheimnisse offenbare Niemandem, es sey denn, daß es gleich vorthellhaft sey, sowohl für dich, der du sie aus sagst, als auch für die, die sie hören.

13. Einen Eid, den man dir auflegt, übernim nur aus zweierlei Ursachen, nemlich dich entweder von einer bösen Beschuldigung zu befreien, oder deine Freunde aus einer Gefahr zu retten. Wenn, um des Geldes willen mußt du bei keinem Gotte schwören, sogar dann nicht, wenn du recht schwörst, denn dem Einen wirst du scheinen, falsch zu schwören, dem Andern, das Geld zu lieben.

14. Mache keinen zu deinem Freunde, ehe du ihn erforscht hast, wie er mit seinen vorigen Freunden umgegangen ist, denn du kannst vermuthen, daß er sich auch so gegen dich betragen werde, wie er sich gegen seine vorigen Freunde betragen hat. Wird langsam ein Freund, bist du es aber geworden, so versuche es

2 a

es zu bleiben. Denn es ist eben sowohl ein Vorwurf, keinen Freund zu haben, als viele Freunde zu vertauschen. Versuche deine Freunde nicht mit deinem Schaden, erschlütze dich aber auch nicht, keine Freunde nicht versuchen zu wollen, du wirst sie aber probiren, wenn du dir das Ansehen giebst, Mangel zu haben, da du keinen hast; Sagen, die man aussagen kan, offenbare ihnen als Geheimnisse, fällt der Versuch dann nicht nach deinem Wunsche aus, so wirst du keinen Schaden leiden, erreichst du aber deine Absicht, so wirst du die Denkungsart deiner Freunde erfahren. Prüfe deine Freunde in unglücklichen Vorfällen des Lebens und in gemeinschaftlichen Gefahren; denn das Gold prüfen wir im Feuer, die Freunde aber in widrigen Umständen. Am besten wirst du mit deinen Freunden umgehen, wenn du nicht wartest bis sie dich bitten, sondern ihnen in ihren Widerwärtigkeiten ungebeten hilfst. Halte es sowohl für Schande, dich durch das schlechte Betrogen deiner Feinde besiegen zu lassen, als durch das rühmliche Betrogen deiner Freunde dich abzuwinden zu lassen.

Nimm nicht nur diejenigen zu deinen Freunden an, die sich über dein Unglück betrüben, sondern vielmehr diejenigen, die auch nicht weidisch über dein Glück sind. Dann viele haben wohl Mitleiden mit ihren unglücklichen Freunden, aber sie sind auch weidisch über ihre glücklichen Freunde. Erinnere dich deiner abwesenden Freunde vor deinen gegenwärtigen Freunden, damit man sehe, du denkst auch an deine Freunde in ihrer Abwesenheit.

Kleide dich nicht lieber übermäßig aus, denn eine neue Kleidung schließt sich wohl für einen Freund, den man anständigheit, aber wer sich schändlich liebt das Gesicht.

Hebe nicht einen überflüssigen Theil der Güter, sondern den nöthigen Theil desselben.

Verachte diejenigen, welche nach Reichthum streben, aber ihre Güter nicht zu nutzen wissen; denn solchen Menschen geht es eben so, wie wenn jemand ein schönes Pferd besäße, und doch die Kunst nicht verstände, zu reiten.

Begierb dich um Reichthum, um das Vermögen und Güter zu erwerben, aber bedenke, Güter sind nur Güter für die, die sie zu nutzen verstehen, und Besitzungen sind nur Besitzungen für solche, die davon Gebrauch zu machen wissen.

Schätze dein Vermögen um vielerlei Ursachen willen, nemlich umgekehrt werden eine große Schuldhaftigkeit bezahlet, oder einem ungeschickten und unglücklichen Fremden zu helfen zu können. In Hinsicht auf den Bedürfnis deines Lebens, ist das Reichthum nicht zu sehr, sondern die Mäßigkeit. Schätze dein Vermögen, suche aber etwas Nachsehen; denn das Glück und Unglück kan je nach dem Zufall sein, und was noch geschehen kan, kannst du nicht.

Mache dich zu Dankbar, denn es ist ein sehr edler, dankbarer Mann, Dank zu empfangen dürfen. Denn, das Dankbarkeitsgefühl, begreift schon das, was denn her

gegen, welche fremde Hände sättern? denn so wiehunde, die sowohl, die ihnen geben, als auch alle, die ihnen begegnen, anstellen, so beleidigen auch die Undankbaren eben sowohl die, die sich um sie verdienst machen, als die, die sie beleidigt haben.

Haffe die Schmeichler und Betrüger, denn beide verursachen, wenn sie Glauben finden, denen, die ihnen trauen, Schaden. Müßst du die zu deinem Freunden an, welche dir bei den tadelswerdigen Handlungen nachsehen, so wirst du bei den besten Handlungen deines Lebens keinen finden, der das Längst mit dir theilt.

Sei gefällig gegen die, die sich dir nähern, und nicht stolz; denn die Verachtung der Stolgen mögen die Eitelungen der Bescheidenen dagegen haben, aber gern. Gefällig wirst du seyn, wenn du nicht zankschuldig, nicht neidisch, nicht bei jeder Gelegenheitsrecht habersch; auch nicht hart dem Jorne-Beirr. begegnest, die sich dir nähern, auch sogar, wenn sie unverschämte Weise zornen; sondern wenn du den Jorntigen nachsiehst, und dann erst, wenn sie ihren Jorn abgelegt haben, strachest; wenn du nicht bei lächerlichen Dingen ernsthaft bist, und bei ernsthaften Dingen nicht lusthaft zu lachen. Denn alles, was zum Lachen geschieht, verursacht überall Widerst.

Gefälligkeit beweist auf keine ungerechte Weise. Sei kein Feind der Anklagen, denn das ist schandlich; und kein Feind davon, andre zu tadeln; denn das erhöht nicht dich.

Stärke die Tugendhaftesten, so sehr du kannst, solest du aber von ungelehrte hineingeworfen seyn, so Rehe auf, daß du trunken wirst; denn wenn der Geist durch Wein verunreinigt ist, so geht es ihm wie dem Wagen, der schon von Jähren abgeworfen hat; er wird nemlich nicht fortgeritten, und geräth in Unordnung, eben so wird der Geist in der Irre herumgetrieben, wenn er der Vernunft entseht ist.

Nach unvergänglichen Dingen starrst du mit uneingeschnittenem Geiste, daher Liebe zu vergänglichlichen Dingen das gegen schränkt auf einen mäßigen Genuß desselben ein.

Glaube, daß die Botschaft ein um so viel größeres Gut sey als die Unflugheit, da alle, die irgend etwas Tadelhaftes verrichten, dennoch Gewinn davon haben, andern das der Unflugheit ihrem Besitzer Schaden thut. Denn oft muß der Thörichte, wenn er nur mit Worten bestritten hat, eine reelle Strafe von der Rache derjenigen leiden, den er beleidigt hat.

Willst du Personen die zu Freundschaft machen, so rede von ihnen Gutes gegen diejenigen, welche es ihnen wieder sagen; denn das ist der Anfang der Freundschaft; Tadel hingegen der Anfang der Feindschaft.

Bei deinem Besatzschlagen mache das Vergangene zu Beispielen des Zukünftigen, denn das Unbekannte kann man am leichtesten durch das Bekannte einsehen lernen.

In Untersuchungen sey bescheiden, und dir aber gut scheint, das schenke nicht aus, Wisse; der gute

Erst, und erst Unterthanen, das ist das Beste, was wir Gott zu danken haben, ein künftiges Versehen aber, das Beste was wir uns selbst zu danken haben.

Es ist etwas so beschaffen, daß du dich schämst; es frey zu sagen, du willst es aber nichts desto weniger gern einigen deiner Freunde mittheilen, so sprich davon, als von einer Sache, die dich nicht angeht; auf diese Weise wirst du die Meinung deinet Freunde erfassen, ohne dich ihnen selber zu offenbaren. Willst du wegen deiner Angelegenheiten Jemanden zu Rathe ziehen, so erwäge zuvor, wie er in seinen Angelegenheiten sich selber gut rathet. Dann, wer in seinen eignen Angelegenheiten sich schlecht rathet, der wird auch niemals in fremden Angelegenheiten gut rathen. Am stärksten wirst du angetrieben werden, überlegt zu handeln, wenn du die übeln Folgen der Unüberlegtheit erwägst, denn wir haben die größte Sorge für unsre Gesundheit, wenn wir die traurigen Folgen der Krankheit erwägen.

Nütze die Sitten der Könige nach, und handle ihren Unterthanen gemäß. Man wird aber sehen, daß du ihnen nachsehest, wenn es dir glücken wird, dir beim Volke Achtung zu erwerben, und dich in der Gunst der Könige immer mehr zu befestigen.

Sey den Gesetzen gehorsam, auch denen, welche die Könige gegeben haben; mache aber die Missethäter der Gerechtigkeit zu deinem wichtigsten Besatze. Denn, so wie das Volk maßlos der Ungerechtigkeit zu gegebenem Rechte

ehren muß; so muß es nicht widerstand der Monarchie setzen König verehren.

Als Befehlshaber übertrage keinem schlechten Menschen Staatsgeschäfte; denn man wird dir die Schuld von demjenigen heimessen, was dieser verkehrt Volk deinen öffentlichen Befehlsgesetz nicht weisheit, sondern geiziger zu rath; denn vom Volke gehört zu ihnen, ist besser als großer Reichthum.

Unterstütze keine schlechte Sache, wer der durch deinen Beistand, noch durch deine Rechtfertigung; denn du wirst das Ansehen gewinnen, selber dergleichen zu thun, wenn du andre bei dem gleichen Handlungen unterstützest.

Bringe dich so, daß du zum Reichthum seyn kannst, laß es aber demnach geschehen, daß du nicht mehr habest als andre, damit du das Ansehen gewinnest, als wähltest du Ehrlichkeit nicht aus Unvermögen, sondern weil der Ehrlichkeit selbst willen.

Ziehe eine gerechte Vermuthung an gerechten Reichthum vor; denn die schlechtheit ist um so viel besser als Reichthum, je mehr diese uns hilft, so lange wir leben, jene aber auch schon zum Tode getrieben, die schon gestorben sind; jener auch vor schlechten Dingen befreit, diese aber von schlechten Leuten erlangt werden.

Ehre ist ein nutz, der durch die gerechtigkeits Gewinnst geht. Fortwähle die gute Muster, welche bei der Gerechtigkeit Schaden thun; denn die Gerechtigkeit haben auch den Ungerechten, wenn sie nicht in etwas Anderem, demnach in schlechten Handlungen ihren Vergnügen.

71. Sorge für die Angelegenheiten deines Lebens, am meisten aber für deinen Verstand; denn ein guter Verstand ist auch im dem geringsten menschlichen Stande, eine sehr schätzbare Sache.

Gestalte deinen Körper zur Arbeit fähig, und deine Seele zur Weisheit, damit du mir jehem, was dir gefalle, ausübem, mit dieser aber das Nützliche vorantreiben kannst.

Was du sagen willst, überlege zuvor; denn bei vielen kommt die Zunge dem Bedenken zuvor.

Abkürzung: daß kein menschlicher Zufall unversänderlich sey, darin erörst du dich im Stillsitzen nicht allzu sehr freuen, und im Längstseyn nicht allzu sehr betrüben. In einem doppelten Falle sehr schädlich, nemlich, wenn du entweder was Bestimmtes weißt, oder etwas für richtig hältst, sagen zu müssen; denn in diesem Falle willst du sehen besser als schweigen, in andern Fällen dagegen ist schweigen besser als reden.

Freue dich über das Glück der Rechtschaffenen; und traure über den Fortgang der Unersüßlichen, aber mit Maß; denn ich bin nicht in allerlei Umständen dein Jansen-seher; denn es ist wegen mir, nicht Schicksal im Hause zu verurtheilen, sein Herz oder einen Jansenianer zu verurtheilen.

72. Sey nicht mehr als Gefeel von dem besten Menschen und dem besten Leben zufriedener müssen, so müßten recht schaffenen die hohe Nachrede der Unersüßlichen.

73. Du wirst nicht im Frieden zu leben, kommst du aber dennoch nicht zu sehr, Weizen zu müssen, so such die

einen Frieden durch diesen Krieg zu beschaffen, welcher die Ruhe bringt, nicht aber able Nachrede.

74. Sterben ist das Schicksal aller, aber mit Ruhe sterben, ist ein Vorzug, welchen das Schicksal nur den Rechtschaffenen bestimmt hat.

75. Liebtens wunder dich nicht, wenn vieles von dem, was ich dir gesagt habe, für dein gegenwärtiges Alter nicht paßt, auch ich sah das; nichts desto weniger zog ich es vor, dir auf einmal für dein gegenwärtiges Alter und für dein zukünftiges Jahre Vorschriften zu geben; denn die Anwendung davon wirst du nicht machen können, einen willigen Rathgeber aber zu finden, das müßte dir schwer werden. Damit du also in den übrigen Fällen nicht nöthig habest, bei einem andern Rath zu suchen, sondern auf dieser Schrift wie aus einer Schatzkammer, Vorräthen hernehmen kannst, habe ich für meine Pflicht gehalten, nichts von dem zu übergehen, was ich dir zu raten habe.

76. Ich würde Gott sehr danken, wenn ich mich nicht in der guten Meinung befinde, die ich von dir habe. Doch, so wie man findet, daß die meisten Menschen lieber diejenigen Speisen genießen, die ihnen am besten schmecken, als die, welche die gesündesten für sie sind, so findet man auch, daß sie lieber mit solchen bunten Freundschaften verkehren, die an ihren schlechten Lehren Theil nehmen, als mit solchen, die sie ermahnen. Was ich dir raten werde, so übernehme ich, daß du dich des ewigen Lebens bewußt seist; und

ich gründe mich dabei auf keinen Platz bei deiner übrigen Lebensweisung. Denn man darf erwarten, daß derjenige, welcher sich selbst die beste Handlungsweise vorschreibt, auch danksagen, welcher ihn zur Tugend ermuntert, Gehör geben werde. Die größte Reizung, das Gute zu lieben, wirfst du bei dir selbst, wenn du erkennst, daß wir vom Guten die besten und wahrsten Vergnügungen errenten. Bei Faulheit und Liebe zur Eitelung verläßt, verschiebt sich bald Verdruss mit der Wohlthat; der Tugend dagegen gesinnlich obliegen, und eine weise Lebensart führen, das gewährt uns stets Luste und dauerhafte Vergnügungen. Denn, im Dienst der Wohlthat, fühlen wir erst Vergnügen, nachher aber Verdruss; hier aber, im Dienst der Tugend, ernten wir Vergnügen, wenn Mühe und Verdruss wecheln sind. Und wie dem schon ja bei allen Geschäften nicht sowohl am den Anfang, als vielmehr am das Ende derselben; denn die meisten Geschäfte des Lebens verrichten wir nicht an der selbst willen, sondern thun sie vielmehr um ihrer Folgen willen.

Etwas, warum man es lastet, haben wir nachsicht, zu thun was ihnen beliebt, sie sind nemlich immer gewohnt gewesen, so zu handeln. Dagegen können Tugendhafte nicht so bald etwas Unrecht thun, als sogleich viele Tadel wider sie auferren. Ingeheim haßt man nemlich nicht so sehr die Thäter, als vielmehr diejenigen, die sich für unathetisch erweisen, und auch so gut seyn als andere; nicht darum, daß man nicht, wenn man sie danksagen will, die in ihrer Rede bloß täuschen,

werden wir denn nicht sagen, daß den Jüngling noch mehr Tadel nöthig ist, als in allen Handlungen das Leben nicht schlechteres handeln, als andere? Wie Recht nehmen wir an, daß solches nicht nicht nur wider sich selbst seyn, sondern auch Verräther ihres eigenen Glücks sind. Denn das Glück hat sich von Fremden, Ehre und Gerücht gegeben, sie machen sich aber der Glückseligkeit, die sie besitzen, selbst unwürth.

Daß der Sterbliche die Bestimmungen der Götter erfassen, ist nicht die Meinung, daß sie ihnen unverständliche Geraden zeigen, wie sie sich gegen die gegenwärtigen und zukünftigen verhalten. So gab Zeus, der, nach der Erfindung der Fabel und nach der allgemeinen Meinung, der Vater des Herkules war, schon sowohl der Vater des Laertes war, dem Herkules Götternahe, wegen seiner ausnehmenden Thaten, den Laertes dagegen gab er, wegen seiner schlechten Handlungen, zu sterblichen Qualen hin. Glaube nicht diese Bestimmung, so muß man der Tugend folgen, und sich das nicht allzu merken, was ich gesagt habe, sondern auch die besten Lehren der Dichter hören, und dem, was alle andere Menschen Mühseliges gesagt haben, nachgehen. Denn, so wie wir die Tugend auf allen Stimmen sich setzen, und auf jeder das Beachtbare nehmen, so muß auch der Mensch die Tugend annehmen, und nicht die Tugend verlassen lassen, sondern abwarten, was die Tugend sammt. Denn wenn irgend Jemand, auch bei dieser Tugend, die Tugend nicht Tugend werden.

Sammerisches Magazin.

20tes Stüd.

Montag, den 8ten März 1790.

Von der heutigen Kriegsverfassung des türkischen Reichs,
und den Einkünften desselben.

Die Landmacht der Türken besteht aus verschiedenen Classen an Fußvolk und Reiterei. Zur Infanterie gehören die Janitscharen; die Boskandschys; dann folgen die Artillerie; dann kommen die Methebdschys, und endlich die Geredschys.

Die Reiterei besteht aus den Spahis, Timarioten, den Seberis, Begschar und Millaidschys.

Diese Truppen werden nicht alle auf gleiche Weise besoldet. Die Timarioten z. B. bekommen ihren Sold von den Inhabern des Timars, oder gewisser Ländereien, die unter der Verwaltung, eine verhältnismäßige Anzahl Soldaten davon zu stellen, beauftragt werden, die übrigen aber werden aus der Schatzkammer des Großherrn besoldet.

Das Corps der Jenitscherei, die wir Janitscharen nennen, war wegen seines vormaligen Ruhms, und der großen Anzahl von Soldaten, aus welchen es besteht, das geachtetste unter der ganzen osmanischen Kri-

gemacht. Es läßt sich zwischen diesen Truppen und den ehemaligen wilden aufgelassenen Strelizen in Rußland ein sehr paßliches Parallel ziehen. Die großen Freheiten der Janitscharen, die, ungeachtet sie auf so mannigfaltige Weise eingeschränkt worden sind, immer noch einen eben so großen Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten haben, als ehemals die Strelizen in Rußland, sind einer der wichtigsten Gründe, welche jede neue Einrichtung so lange ohne Erfolg lassen werden, bis hier ein Doctor aufsteht, der mit diesen unruhigen Leuten das Vornehme macht. Ob sie gleich den besten Theil des türkischen Fußvolks ausmachen, so muß man sich doch keinen hohen Begriff von dem Zustande derselben machen. Sie wissen so wenig von militärischen Übungen, daß sie in Friedenszeiten sogar ohne Gewehr sind, sich keiner Kriegesgymnastik unterwerfen, mit allen Lastern besetzt, und zu jeder Zeit bereit sind, die Drust aller Christen, der Griechen und Armenier, die ihre

u Geschäft

Geschäfte nöthigen, durch die Gassen zu gehen, wo die Janitscharen eingekerkert sind, mit Schreien zu erschrecken. Man hat ihre Feigherzigkeit und ihren tiefen Verfall vorzüglich im letzten Kriege mit Rußland bemerkt. Ihre Zärtlichkeit, oder vielmehr ihr Uebermuth und ihre Ungelassenheit im Felde, geht so weit, daß, wenn Mangel an Reis, Kaffee und frischem Brode eintreft, gewiß Murren, Desertion und Empörung zu fürchten ist.

Die selbige Art, dieses Corps zu rekrutiren, und das müßige, unthätige Leben, welches man den Janitscharen in Friedenszeiten zu führen erlaubt, ist eine der Hauptursachen der Ausartung derselben. Statt daß man sonst von Stadt zu Stadt, und von Dorfe zu Dorfe ging, um die stärksten und ansehnlichsten Jünglinge anzuwerben, da man sonst die größte Sorgfalt anwandte, diese zu tüchtigen tapfern Kriegern zu bilden, sind jetzt alle und jede junge Leute, wenn sie nur einigermaßen körperliches Ansehen besitzen, den Werbeofficieren willkommen, und werden ohne Unterschied und ohne Untersuchung ihrer übrigen Eigenschaften, angenommen.

Folgende sonderbare Anekdote, die ich in einem neuern Schriftsteller finde, gebe ich, wie ich sie finde, ohne für deren Gewisheit bürgen zu können. Der armenische Patriarch heist

es, welcher sich im letzten Kriege zu Constantinopel aufhielt, hatte durch einige Augenblicke, da ihm in seinen Predigten entfallen waren, einen Verdacht erregt, daß er im Herzen katholisch sey. Die Armenier beschwerten sich darüber bei dem Großvezier, und wußten einen Befehl aus, ihn auf die Galeeren zu schicken. Allein der Patriarch, welcher sogleich von der Gefahr, worin er war, Nachricht erhielt, ließ einen Janitscharen herbeikommen, welchem er Klage bekannt machte, und ihn bat, ihn bei seiner Campagne anzunehmen, welches denn auch noch an demselben Tage geschah, worauf er den Namen und die übrigen Officiere vom Regimente einlud, am folgenden Tage, welcher gerade ein Sonntag war, in seinem Hause zu Mittag zu speisen. Er verrichtete sein Amt wie gewöhnlich, und als er aus der Kirche kam, fand er eine Parthei Janitscharen bereit, ihn auf die Galeeren zu bringen, und eine andere, ihn zu beschützen, allein, die ersten entfernten sich sogleich, als sie von den letztern hörten, daß der Prälat ein Vengi-Cheri, ein neuer Janitschar wäre, und ihm Officiere gingen mit der andern Gesellschaft zur Mahlzeit bei dem Patriarchen, wo sie sich über den Großvezier, welcher so leichtgläubig war, beschwerten, den Patriarchen in Verhaft zu nehmen, ihren Stoff zum Lachen gaben.

*) Elias Dabessi, ein Grieche von Geburt, und Sacerdot, heizte den Großvezier unter Mustafa III.

Das Corps der Janitscharen ist in 160 Bannern, oder Regimenter, eingetheilt; wovon jedes aus 1000 Mann besetzt seyn sollte, ob sie jetzt aber vollständig sind, das ist eine andere Frage. In Constantinopel sollen beständig 40000 Mann in Besatzung liegen; die übrigen sind in den verschiedenen Provinzen des Reichs zerstreut. Jedes Regiment hat seine Bannern, oder Banner; und in diesen sollten bei schwerster Strafe weder Weiber noch Wein, noch sonst etwas kommen; wodurch ihre Sitten verderbt werden können; allein, schon seit längerer Zeit ist alle strenge Zucht dahin, und ihre Wohnungen sind ein Sammelplatz der schändlichsten Laster und Ungerechtigkeiten. Jede Kammer hat ihren Odla, Bach, oder commandirenden Obersten, ihre Schatzkammer, Küche, u. s. w. Sie genießen große Vorrechte und das Volk beobachtet gegen sie eine große Achtung, wenn sie sich nicht gerade anders geartet schlecht betragen. Sie bekommen Gold und Monbur, und selbst der Großherr ist ihnen als Janitschar bei einer der Kammer eingeschrieben, wofür er seine Besoldung, die täglich sieben Aspern beträgt, erhält. Die Besoldung eines gemeinen Janitscharn fängt mit einem Asper an, und steigt nach seinen Verdiensten bis täglich zu sieben Aspern.

Wichtig ist es dem Leser nicht unangenehm, hier im Vorbeigehen einige ganz kurze Nachrichten von dem Män-

wesen der Türken zu erhalten. Die Münzsorten anderer Länder gelten hier so gut, als da, wo sie geschlagen sind, und österreichische und sächsische Species und Gulden sind in den entferntesten osmanischen Städten bekannt. Die eigenen Landesmünzen werden von Juden geprägt, und sind folgende: im Golde, Alrine oder Dukaten (2 Kthlr. 2 ggr. am Werth), Tschimi (2 Kthlr. 15 ggr.); im Silber, Piafter (1 fl. 8 Kreuzer), Solota (1 fl.), Kup (6 ggr.), Groch (3 ggr.), Para (9 pf.) und Asper, welche so dünn sind, daß man sie mit angestrichenen Fingern aufheben muß, (3 pf.) Die Beutel, von welchen man oft liest, sind nicht wirklich, und machen 500 Kthlr. aus.

Ehe die Vostandschys zum Range der eigentlichen Leibwache erhoben wurden, standen die Janitscharen in noch größter Achtung, und gaben sich auch mehr Mühe, sie zu verdienen. Indessen können sie auch ihren eigenen Beherrschern fürchterlich werden, so nicht nur absehn, sondern auch erschöpfeln. Verschiedene Beispiele aus den ältern und neuern Zeiten verbürgen die Wahrheit dieser Anmerkung. In jeder Provinz ist ein Befehlshaber, welcher alle Janitscharen in derselben commandirt, und dafür sorgen sollte, daß jeder von ihnen mit einer brauchbaren Flinte und einem Säbel versehen wäre.

Im Kriege sehten sie ohne gehörige Ordnung, da sie mit den Regeln der Tactik völlig unbekant sind. Sie

sollen im Frieden eigentlich nach den Regeln ihrer ursprünglichen Einrichtung sich täglich in Uebungen der Stärke und Behendigkeit erhalten, an Mühseligkeiten gewöhnt, kurz, zu allen, eines vollkommenen Kriegers würdigen, Eigenschaften angeleitet werden. Aber dieses wird seit langer Zeit schon sehr vernachlässiget. — Sie haben zehn ansehnliche Stücken unter dem Großherrn, von denen ich nur die vornehmste, nemlich die des Janitscharen-Aga, anführe. Die Gewalt dieses Officiers in Constantinopel erstreckt sich sehr weit, und im äußern Glanze giebt er, in Rücksicht auf die Beschaffenheit und Größe seines Gefolges und der Pracht, dessen, dem Großherren selbst nicht sehr viel nach. Er wohnt in einer Art von Schlosse, welches auf einer Anhöhe, fast im Mittelpunkte der Stadt liegt. Seine Wache ist sehr zahlreich, und in einem auf dem Schlosse befindlichen Thurme, halten immer vier und zwanzig Mann Wache, um alles, was in der Stadt vorgeht, zu beobachten, und sogleich anzuzeigen, wenn etwa Feuer ausbricht. Wenn sie aus Mangel an Aufmerksamkeit an diesem besondern Theile ihrer Pflicht es fehlen lassen, so ziehen sie ihrem Befehlshaber Unwillen und Bestrafung zu. In mehrern Schriftstücken findet man die Nachricht, daß folgende Regel bei Feuersbrünsten Statt habe: Wenn der Großherr an dem Orte, wo es brennt, vor dem Großvezier und Aga der Janitscharen

ankommt, welche nemlich alle Maße und Geschwindigkeit anzuwenden müssen, damit das Feuer nicht weiter um sich greife, so müsse der Großvezier dem Sultan 10000 Dufaten, und der Janitscharen-Aga dem Sultan 5000 und dem Großvezier auch 5000 Dufaten zahlen, wenn dieser vor ihm daselbst eintrifft. Aus dieser Absicht giebt die Wache auf dem Thurme, ehe sie Feuer ruft, dem Aga vorher Nachricht davon, welcher stets einige gute Pferde in Bereitschaft hat. Der Großherr und der Großvezier haben eben so viel zum Gebrauche bereit stehen, so, daß öfters ein vollständiges Wentrannen entsteht, um einen möglichst frühen Entzug zu erreichen. Es mag seyn, daß diese Nachricht gegründet ist, aber eben so fühlt man sich auch berechtigt, die übrigen Nachrichten, in einem ganz andern und zwar besserem Zustande, zu erwarten. Wenigstens ist gar kein Vergleich da, zwischen der Congstalt, welche die ersten und erhabenen Personen des Reichs anwenden, und derjenigen, die man sonst im Allgemeinen bei Feuersbrünsten gewahrt, nicht. Mein Autor setzt hinzu: der verstorbene Sultan Mustapha, trug öfters den Preis davon, weil er in der Nacht verkleidet in der Stadt umher streifte. Allein, Abdul Hamid 199. das Bemühen in seinem harem sehr mühsamen Wanderungen vor.

Der Janitscharen-Aga in Constantinopel ist verbunden, vor der Thüre der Moschee in Bereitschaft zu seyn, wenn

wenn der Sultan sich zum öffentlichen Gebete hinein begiebt; ihm, wenn er vom Pferde steigt, die Stiefel anzuziehen, ehe er in die Moschee geht; sie ihm, wenn er zuhause kommt, wieder anzuziehen, und ihm beim Aufsteigen behülflich zu seyn. Hernach genießt er aber auch die Ehre, an der Seite des Kaisers, seines Herrn, zu sitzen.

Die Hoflandschjy bewachen eigentlich das Serail, und werden im Arzte in eine Art von Leibwache verwandelt. Unten mehr von diesem Corps.

Das vornehmste Infanteriecorps nächst den Janitscharen, macht die Artillerie aus; sie besteht aus den Topis, oder Kanonirern, und den Bombardirschjys, oder Bombardieren. Der Befehlshaber der ersten ist der Topci Pascha, welcher gemeinlich ein Pascha von zwei Köpfschneitten ist. Unter seiner Aufsicht steht jedes Departement der Artillerie. Die Kanonirer im ganzen Reiche sollen 18000 Mann stark seyn, von denen beständig 6000 in Constantinopel befindlich sind. Sie sind ebenfals, wie die Janitscharen, in Kanonieren, oder Regimenter eingetheilt. Meistens wenige sind unter diesem Namen, die man Ingenieure nennen könnte. Theoretische Kenntnisse sollen ganz und gar fehlen; und ihre ganze ausübende Kunst im Kanontensieren geht gewöhnlich aufs Gerathewohl hinaus. Die türkischen Generale setzen diese Schwachheit selbst wohl ein,

deswegen bedienen sie sich gerne europäischen Ingenieure, wobei sie von der französischen Nation am meisten unterstützt werden. Eben deswegen liest man in den Zeitungen so viel von französischen Officieren, welche sich in türkische Dienste begeben haben. Das Corps der Bombardier sollte eigentlich 2000 Mann stark, und das von 600 sters in der Hauptstadt gegenwärtig seyn. Aber diese Anzahl ist nie vollständig, denn ihre Officiere warten mit ihrer Ergänzung bis gerade an den Zeitpunkt, da der wirkliche Marsch es ihnen notwendig macht. Man sieht leicht, wie wenig mit solchen ungebübten, unerfahrenen Leuten anzurichten sey. Uebrigens sind die Türken im Kanonengießen nicht unerfahren, wiewohl ihnen hiezu von den Engländern häßliche Hand geleistet wird. Sie nehmen ihre Kanonen, von denen man ehemals so viel Aufhebens machte, Perietres, oder kleine Kanonen. Diese Stücke sind aber eigentlich zu kurz, so, daß man bei dem Gebrauche derselben auf Schiffen, zumal unter dem Winde, immer Gefahr läuft, das Schiff in Brand zu stecken. Mit dieser Art Kanonen sind die Dardanellen versehen. Diese berühmten Schloßer liegen südwärts von Constantinopel an dem Kanal, in welchem man nur mit Südwind hinauffahren kan. Sie sind sowohl auf der europäischen, als asiatischen Seite zur Verhinderung einer unwillkommenen Durchfahrt angelegt. Auf der europäischen Seite

sind zwei, wie auf der spanischen, beide mit einer zahlreichen Artillerie besetzt, die aber, wie einflussvolle Reisende versichern, in einem sehr schlechten Zustande ist. — Die Dardanellen also sind mit dieser Art Kanonen sehr stark besetzt. Ehedem kauften die Türken ihr Kanonenpulver von den Engländern; allein, ein Negat, der sich für einen Engländer ausgab, lehrte sie vor wenig Jahren die Kunst, es zu verfertigen, und seitdem haben sie ihre eigenen Pulvermühlen so sehr empor gebracht, daß sie der auswärtigen Einfuhr nicht mehr bedürfen. Indessen ist ihr Pulver, wegen der Betrügereien der Arbeiter, welche um Gewinnstes willen den Salpeter, als die kostbarste Imprimatur, zu sehr schonen, bei weitem nicht von der Güte des englischen. Nach der Artillerie kommen die Meherbudschi, welche die Abstellung, Einrichtung, Aufschlagsung und Fortschaffung der Läger zu besorgen haben. Ihre Geschicklichkeit und Fertigkeit in diesem Geschäfte wird sehr gerühmet, und der Errichtung dieses Corps schreibt man die außerordentlich gute Ordnung, welche in den türkischen Lägern herrscht, zu. Ihre Anzahl soll sich auf 6000 erstrecken. Die Stelle ihres Commandeurs, des Meherbud-Bachi, ist sehr ansehnlich, und gemeinlich der Weg zu höhern Stellen.

Die Serradsche haben besonders die Pflicht auf sich, das Gepäck zu bewachen, und zugleich zu einem Corps

der Reserve zu dienen. Sie werden gewöhnlich von den Pascha der Provinzen gestellt, und sollen nach dem Verhältnisse der Einkünfte dieser Provinzen, 3000 Mann ausmachen. Bei dem Eifer aber, dem Großherren beim Ausbruche eines Krieges ihre Treue und Ergebenheit zu bezeugen, kann man sie immer doppelt so stark rechnen.

Ueberhaupt ist von der türkischen Infanterie zu merken, daß sie vor der Cavallerie den Vorrang behaupten. Zur allgemeinen Uebersicht des Stärke derselben dient folgendes: Jedes Regiment Janitscharen sollte 2000 Mann stark seyn; folglich, da ihrer 260 sind, müßten 520,000 Mann da seyn. Allein, die eingetragene Schwäche und Ungehörigkeit in diesem Corps, und ökonomische Ursachen der Regierung, lassen im Frieden nicht mehr, als 700 Mann zu. Durchschnitt für jede Kammer an Mann und die ganze Anzahl dieser Truppen beläuft sich demnach auf 182000 Mann.

Neben in Ansehung der Kriegszucht, nach der Zahl, sind die Janitscharen verhältnißmäßig sehr stark zu erhalten, als die Janitscharen; man kan sie sicher, nebst den im Kriege sich auf 2000 Mann belaufenden Bombardieren, auf 17000 Mann rechnen; Boslandschi (im Kriege nemlich, wenn der Sultan selbst zu Felzugeh) zu 12000, Meherbudschi zu 6000, Hülfstruppen aus Aegypten, der Moldan und Wallachei 12000. Folglich beläuft sich die ganze

Summe

Somme der türkischen Infanterie; die 6000 Berradsche mit eingeschlossen, (wohl gemerkt, wenn die Regierung sie aufs möglichste verstärkt, denn im Frieden kam man die verschie denen Corps so hoch nicht annehmen) auf ungefehr 165000 Mann.

Ehemals war die **Kentzeret**, welche den Namen **Spahis** führt, der angesehenste Theil der osmanischen Armee, sowohl, was Rang, als auch Aussehen der Tapferkeit und Krieges- zucht betrifft. Allein, zu stolz auf ihr Aussehen und ihren Einfluß im Reiche, suchten sie nicht selten ihren Sultan zu ver- heimlichen Verschwörungen und schändlichen Empörungen, machten sie endlich ihren Beherrschern so verhaßt und gefährlich, daß **Mohamed** der vierte das ganze Corps degradirte. Aus politischen Gründen gab dieser Monarch seinen Janitscharen den Vorzug, und bewilligte ihnen solche Vorzüge, daß er als gewiß voraus- setzen konnte, daß die vornehmsten Of- ficiere der **Spahis** äußerst aufgebracht darüber werden würden. Die ge- wünschte Wirkung erfolgte, denn die **Spahis**, welche dem Beispiele ihrer Anführer folgten, verließen den Hof, und begaben sich in die Provinzen, wo sie noch immer, verhältnißlich, um- so nicht aufs Heftigste zu reiben, ih- ren Sold erhielten, dafür aber auch in den nachher erfolgten Kriegen es ihren Herrschern überließ, durch Geld- de mit andern Truppen die Spitze zu bieten. Von dieser Zeit an wurden sie der Ehre verlustig, ein Corps de

Reserve zur Leibwache des Sultans auszumachen, und die Janitscharen- famen an ihre Stelle. Allein, auch diese mißbrauchten das Vertrauen, welches man auf sie setzte, und so wurden mit der Zeit die Berradsche- ren zu einem ordentlich disciplinirten Corps Miliz eingerichtet, und wohl bewaffnet, und nun haben diese die Ehre, daß sie des Sultans Leibwache sind, und sein Gezelt, wenn er zu Felde geht, umgeben müssen.

Merkwürdig ist es, daß aus dem Verluste der guten Meinung des Sultans verains für irgend ein Corps einen Antheil, auch gewöhnlich der Verlust der Achtung des Volks verbunden ist; Dies läßt sich auch auf die **Spahis** anwenden; sie sollen vom Volks so wenig geachtet werden, daß es schwer halten wird, sich je wieder das voriges Aussehen zu verschaffen.

Die eigentlich sogenannten **Spahis** besteht aus zwei Classen: aus den alten; die eine gelbe Fahne führen, und unter dem Namen der **Casaks** bekannt sind; und aus den neuen, welche eine rothe Fahne führen. Letz- tere stehen in ungleich größerer Ach- tung, als die alten **Spahis**, auch haben auf dem Marsche den Vorzug, zum Andenken ihrer Tapferkeit, unter der Regierung **Mohameds IV.**, der sie eine beträchtl. verlorne Schmach wieder herstellten, und den Sieg er- zeigten. Die Zahl dieser **Spahis** be- läuft sich in Kriegeszeiten auf 12000, und sie erhalten ihren Sold aus der kaiserlichen Schatzkammer.

Eine

1. Eine andere Art von Spahis, welche von den Inhabern des Timars gestellt werden, sind die sogenannten Jains und Timarioten. Allein, obgleich ihre Anzahl über 100,000 Mann steigt, so leisten sie doch kaum die Dienste der im ordentlichen Solde stehenden. Sie stellen sich zwar zum Kriege, aber, wenn nicht besonders gute Mittel vorgelegt werden, so nehmen sie die erste, die beste Gelegenheit wahr, sich wieder nach ihren Wohnsitzen zurück zu begeben. Es ruht indeß sehr auf den eigenen guten Willen dieser Leute an. Wenn dieser nicht Statt hat, so kann sich der Feldherr zur Zeit der Gefahr wenig auf sie verlassen.

Das allgemeine Oberhaupt von allen diesen Reutern, ist der Spahibey Aga. — Ihre Waffen sind ein langer Säbel, ein Paar Pistolen und ein Kurabimer. Außerdem giebt es auch noch asiatische Trupps, und einige wenige Europäer, welche mit Bogen, Pfeilen und Streicharten bewaffnet sind. Das Schwert in der Hand wissen sie am besten zu führen. Die Araber sind besser, als die Europäer beritten; die letztern aber haben, in Rücksicht der Tapferkeit und Treue, einen unendlichen Vorzug. Der Sold ist verschieden. Im Ganzen singt ein Cavalierist mit 6 Pferden

täglich an, und, je nachdem er sich durch besondere Verdienste auszeichnet, kann er's immer höher bringen. Die Söhne der Spahis genießen das Vorrecht, bei dem Corps sich einschreiben lassen zu können. Wenn sie aber Sold verlangen, so können sie diesen zwar erhalten, dürfen aber nie mehr, als täglich 13 Asper verlangen, denn sonst muß sich, wenn sie mehr bekommen, der Vater so viel von seinem Solde abziehen lassen. Der einzige Vortheil für die alten Spahis, den sie von diesem Vorrechte haben, ist also die Gewissheit, daß ihre Kinder, wenn sie einmal aufgenommen sind, ihre Nachfolger in denselben Diensten sind.

Die Zebecis oder Pfeilschützen, die bei ihrer besten Errichtung aus einem einzelnen Corps von 600 Mann bestanden, die Aufsicht über die Karawanen hatten, und für die Erhaltung und Reinigung sorgen mußten, sind jetzt eine Art Kurasirer, deren Anzahl sehr verschieden angegeben wird. Sie sollten eigentlich 30,000 stark seyn, aber sie sind sehr selten und zahlig, und man kann etwa nur 1200 Mann annehmen. Ihre Pferde sind stärker, als die Pferde der Spahis, ihre Bewaffnung aber ist gerade die selbe.

Die Fortsetzung folgt künftig

Sannoverisches Magazin.

21tes Stück.

Freitag, den 12ten März 1790.

Von der heutigen Kriegsverfassung des türkischen Reichs,
und den Einkünften desselben.

(Fortsetzung.)

Die Sieghban sind wieder ein besondres Corps Reuterel, welche das bei der Cavallerie sind, was die Serradsche beim Fußwolle. Sie werden auch wie diese zur Zeit des Krieges von den Paschen der Provinzen gestellt; sind eine Art leichter Dragoner, denn sie sechten so wohl zu Pferde, als zu Fuß; ihr Geschäft ist, ein Corps der Keskene auszumachen und das Gepäck zu bewahren. Ihre Zahl beläuft sich auf 4000.

Die Millagas oder Milladschij werden zwar mit zur Armee gerechnet, sind aber eigentlich weiter nichts, als Domestiken und Päckknechte der Paschen, die stets ein zahlreiches Gefolge und eine Menge von Bedienten haben müssen, welche sie nur mit Speise und Kleidern versehen. Die Milladschij müssen im Nothfall als Soldaten dienen, und werden sich, wenn sie in ein besondres Corps formirt worden sind, auf ungefähr 6000 Mann belaufen. Man hat eben keine besondere Heldenthaten von ihnen gehört, wohl aber weiß man, daß sie zu dem

schlechtesten Gesindel in der Osmanischen Armee gehören. Alle Arten von Plünderungen, Kirchenraub, Brandstiftungen an den Einwohnern christlicher Länder, u. s. w. sind diesen Menschen die angenehmste Beschäftigung; daher wehe der Stadt, dem Dorfe oder der Gegend, wo sie ungehindert wüthen können. Wenn man sich diesen verschiedenen Corps noch die 9 bis 10,000 Mann Freiwilligen nimmt, so kömmt für die gesamte Cavallerie der Osmanen eine Zahl von 170,000 Mann heraus. Die 165,000 Mann Fußvolk dazu gerechnet, macht — man bemerke aber, daß man immer eine runde Zahl beobachtet, und daß man die Zahl einer solchen Armee unmöglich ganz genau angeben könne — die Summe von 335,000. Größlich im Betracht der Menge einer fürchterlichen Armee, aber wie viel muß man noch abrechnen, wodurch die wahre Schwäche dieses Heers noch vermehrt wird. Alle diese verschiedenen Corps sind sehr selten vollständig, und man muß noch für die Besatzung zu

Constantinopel 20,000; für die Wachen und Besatzungen in den übrigen Städten des weikläufigen Reichs ein 100,000 Mann; für Kranke u. s. w. auch immer ein 20,000, mithin eine Anzahl von 140,000 Köpfen rein abzuziehen, daß also die stärkste Armee, die im Felde erscheinen kan, wenn auch der Sultan mit seinen Vostandschijn dabei ist, kaum 200,000 Mann behält. Wenn der Sultan die Armee in Person commandirt, oder wenn sie auch nur der Großvezier anführt, so bekommt sie noch einen zahlreichen Troß, der sich gewiß wenigstens auf 50,000 Menschen erstreckt. Allein, die Anzahl wird bloß dadurch vermehrt, ohne daß die Armee verstärkt würde. So viele Mäuler ohne Hände und ein so lästiges Gepäc erschweret nicht nur die Märsche, sondern beut auch dem Hunger die Hand, und macht alle Operationen schläfrig und langsam. Die zusammengelaufenen Truppen, aus denen die Armee größtentheils besteht, sind nicht im Stande, es lange gegen disciplinirte Truppen auszuhalten, denn sie fürchten sich auch der erste Angriff, vorzüglich ihrer Reiteret ist, die in langen Linien einzubrechen sucht, so bald fühlt sich ihre Hitze ab, wenn sie mit Standhaftigkeit zurückgewiesen werden. Nur ein Paar Niederlagen hinter einander, so entfernen sich ganze große Haufen von der Armee und plündern und verwüsten auf dem Heimwege die Provinzen ihres eigenen Landes, da sie in den feindlichen keine Muth machen konnten.

Jetzt will ich versuchen, meine Leser mit der Seemacht der Osmanen bekannt zu machen. So wie jeder Theil des Kriegswesens des türkischen Reichs den Verfall verkündigt, so fällt dieser am meisten bei Betrachtung der Schwäche seiner Seemacht in die Augen. Ihr fehlt es nicht nur an der gehörigen Zahl der Kriegsschiffe, sondern auch an guten Seeleuten. Einst war die Seemacht fürchterlich, aber sie ist seit dem Kriege mit den Venezianern, welcher um Candia geführt ward, und ein und zwanzig Jahre dauerte, in tiefen Verfall gerathen. Der vollständige und große Verlust, den die Türken in diesem Kriege erlitten, war die Veranlassung zu einem unter ihnen damals gewöhnlichen Sprichworte: „Gott habe das Land für sie, und das Meer für die Christen gemacht.“

Man kan freilich dem vor kurzen abgesetzten Bapudan - Pascha, oder Großadmiral den Ruhm nicht absprechen, daß er stets unermüdet auf die Herstellung der Flotte bedacht gewesen sey. Er hatte schon über 30 Linienschiffe zu Constantinopel, und noch einige in andern Häfen des Reichs. Allein, theils gingen aus Mangel guter und erfahrener Officiere viele im schwarzen Meere durch die Russen, durch Stürme, Vernachlässigungen u. v. verloren, theils konnte der patriotische Mann sie eben wegen Mangel an guten Seeleuten nicht so gebrauchen, als nöthig gewesen wäre. Der nun zum Nachtheil des Reichs ausgebrochene Krieg

Krieg zeigt es noch deutlicher, wie elend die Verfassung dieser einst so herrlichen Seemacht war. Die vornehmsten Officiere, welche die Flotte commandiren, haben entweder gar keine, oder doch zu sehr eingeschränkte Kenntnisse ihres Dienstes.

Der Terslan: Amiri, oder Lieutenant des Großadmirals commandirt die Flotte gewöhnlich bei irgend einer Unternehmung, oder wenn sie zur Vertheidigung der Küsten in See geht. Wie wohl auch der thätige und unermüdete Großadmiral sich diesem Geschäfte mehrmalen selber unterzogen hat.

Man hat bei der Flotte Schiffe von dreierlei Range. Die Dreidecker, welche zum ersten Range gehören, sind von einer ungewöhnlichen Länge, und haben, damit man solche schwerfällige Maschinen regieren könne, Masten und Segel von einer ungeheuren Größe. Die Leventi oder Besatzung eines jeden dieser Schiffe soll sich auf 1300 Mann, 100 griechische Matrosen mit eingeschlossen, welche zum Wandern gebraucht werden, und ihr Geschütz sich auf 100 und mehr Kanonen belaufen. Für die 6 Monate, welche sie dienen — denn während des Winters werden sie gemeinschaftlich verabschiedet und bekommen in dieser Zeit auch keinen Sold — erhalten sie ungefähr 60 Piaster.

Die Schiffe vom zweiten Range heißen Sultanas, führen gemeinlich 66 Kanonen, 800 Leventi und 100 griechische Matrosen. Die vom

dritten Range, oder Karavellen, sind wie Fregatten gebaut und führen 36 bis 45 Kanonen. Ihre Mannschaft besteht in etwa 230 Mann. Außer diesen giebt es noch eine ziemliche Menge Galeeren und Galioden.

Der Bau der Schiffe wird fast ganz durch griechische Schiffszimmerleute aus dem Archipelagus besorgt, die in Ermangelung theoretischer Kenntnisse nach dem gewohnten Schlenkbau fertigen. Man kan indes nicht leugnen, daß die Schiffe im äußern Aussehen andern europäischen Schiffen nicht viel nachstehen. Gemeinlich besteht der Theil des Schiffes, welcher im Wasser geht, aus Eichenholz, und der Obertheil aus Tannen, welches zur Zeit des Treffens weniger gefährlich für die Besatzung ist, weil das Tannenholz nicht so in Splittern umher fliegt, wie das Eichenholz. Des kanlich werden hiedurch mehrere Menschen getödtet, als durch die feindlichen Kanonenkugeln. Man giebt indessen den christlichen Schiffbauern Geiz und Treulosigkeit bei ihren Arbeiten Schuld, wobei falsch verstandene Religionsbegriffe zum Grunde liegen. Weil die Griechen nämlich wissen, daß die Maschinen, welche sie bauen, von den Mahomedanern gegen die Christen sollen gebraucht werden, so glauben sie ihren Religionsgenossen schuldig zu seyn, ihnen heimlich in dem Bau der Schiffe nützlich zu werden, und bringen daher an den verborgenen Stellen des Schiffes vermodertes Holz oder andere der Standfestigkeit

des Gebäudes schädende Dinge an, und die Lieferanten ziehen ihren Vortheil davon, daß sie an manchen Stellen, zu allerlei Arten von Befestigung statt des nöthigen Eisens nur Holz nehmen. — Es versteht sich, daß hier auch Ausnahmen gelten.

Die Ausrüstung einer türkischen Flotte kostet wegen der wenigen Docken uns viel ungleich mehr, als die einer europäischen, ob sie gleich viel weniger kostet. — Das Seearsenal ist ein weißkalkiges Gebäude, oder vielmehr, es besteht aus einer großen Anzahl von Gebäuden, welche mit einer starken steinernen Mauer eingefast sind. Die Vorräthe darin sind wirklich weit beträchtlicher, als man sich bei der übrigen Unordnung des Reichs vorstellen sollte. Die Magazine sind mit Blei gedeckt, und ihre Anzahl ist seit einigen Jahren sehr vermehrt worden. Hier wohnt auch gewöhnlich der Capitain Pascha, weil er das Commando und die Oberaufsicht darüber hat. Seiner Vorseeung ist alles überlassen, und von der Thätigkeit des vorigen Großadmirals ließ sich wohl erwarten, daß ein reichlicher Vorrath von allen nothwendigen Artikeln da seyn würde. Es ward ihm auch nicht schwer, hinlänglich Holz, Eisen, Segeltuch, u. s. w. in Menge anzuschaffen, da fast alles dieses in der Gegend von Constantinopel, wenn ich so sagen soll, zu Hause ist. Matrosen zu bekommen, mußte ihm gleichfalls sehr leicht werden, da deren in Constantinopel selbst, und noch mehrere auf den Inseln des

Archipelagus sich befinden; aber im letzten Kriege ward es ihm doch außerordentlich schwer. Hieran war in dessen die Regierung selbst Schuld, weil sie den Matrosen in den vorigen Zeiten den Sold nicht ordentlich ausbezahlt hatte. Der Beistand, welchen andere von der Pforte abhängige Staaten dem Sultan, als obersten Kalifen, der mohamedanischen Religion, leisteten, wenn ein Krieg ausbricht, ist folgender: Von Algier vier völlig ausgerüstete und bemannte Schiffe; von Tripoli drei, und von Aegypten vier und zwanzig Kajrines, die im Frieden als Kauffahrtsschiffe gebraucht, in Kriegzeiten aber bewaffnet werden, und deren Befugung den Kern der osmanischen Seetruppen ausmachen soll. Im vorigen Kriege mit den Russen sah man aber deutlich genug, wie sehr die Pforte in ihrem Ansehen bei den andern mohamedanischen Staaten herabgesunken war, denn von diesen Schiffen, die sie doch, als ein Recht fordern kan, kamen wenige an. Die barbarischen Staaten machten allerlei Entschuldigungen, und aus Aegypten kam nur eine Kajrine an. Die Duleignotten allein wagten es, mit einer Flotte in See zu gehen, sie wurden aber vom Viceadmiral Elphinstone geschlagen und zerstreut.

Die Summe der Mannschaften auf einer Flotte, wie etwa die von 1769, welche aus 200 Segeln bestand, ist ungefehr folgende: Auf 40 Linien Schiffen 32,000; auf den Karavellen oder Bergatten, welche man auf ungefehr 20 rechnen

rechnen kan, 6000; auf 40 Galeeren eben so viel, und für die Galien ebenfalls 6000, also insgesamt 50,000 Mann. In Friedenszeiten sind nur einige tausend dieser Leventi im würllichen Solde, und die Anzahl der Schiffe steigt nicht viel über 30 bis 40. Die Pforte konte aber den Verlust der Krimm nicht verschmerzen; in den Provinzen des Reichs herrschte oft der Geist der Unruhen und Empörungen. Aus dieser Ursache, und wenn etwa ein Krieg mit Rußland ausbräche, hat sie in den lehtern Jahren, in Rücksicht der Flotte, ihr System geändert. Denn es lagen immer mehrere Linienenschiffe zum Auslaufen bereit. —

Vielleicht ist es dem Leser nicht unangenehm, hier noch einiges über die osmanischen Staatseinkünfte zu finden. Man würde sich sehr irren, wenn man in diesem Punkte den eignen Aussagen der Türken trauen wolte. Sie pflegen überhaupt, so bald sie auf Nationalangelegenheiten zu sprechen kommen, in Prahlereien zu verfallen. Elias Habetci war selbst in dem Departement der öffentlichen Einkünfte angestellt, und versichert also, im Stande zu seyn, etwas Richtiges zu liefern. Vorausgesetzt, was jeder, der nur einigermaßen die despotische Regierungsform der Morgenländer kennet, von sich weiß, daß nemlich im eigentlichen Verstande der Sultan selbst volliger Gebieter über das Vermögen seiner Unterthanen ist, so muß man be-

merken, daß die Einkünfte des Reichs in zwei Klassen, nemlich in die Privatklasse des Sultans, und in die Reichskasse fließen. Jene pflegt immer angefüllt zu seyn, so wie von dieser das Gegentheil bekannt ist. Jene heißt die Chasine, ist im Serail, und der Kizlar Aga, der immer ein Verschnittener ist, ist der Verwalter derselben. Diese heißt Miri, und ihr steht der Desterdar oder Schatzmeister vor. Die Einkünfte der Schatzkammer des Reichs belaufen sich auf 30 Millionen, nach andern auf 70 Millionen Piaster, ohne andere Zuflüsse, z. B. aus den Gold- und Silberbergwerken, in Rechnung zu bringen. Unter den mancherlei Quellen, aus denen diese Einkünfte fließen, ist der Bararsch, oder das Kopfgehd der Nichtmuselmänner, oder der Christen und Juden, nicht die unbeträchtlichste. Von dieser Abgabe sind aber die Weiber und diejenigen ausgenommen, welche unter dem Schutze der fremden Vorthschafter stehen. Jede Person männlichen Geschlechts muß diesem Tribut, wenn sie vierzehn Jahr alt ist, zahlen. Die Reichsten zahlen eilf Piaster, die mittlere Classe die Hälfte, und die Aermern geben nur den vierten Theil. Alle Juden und Christen, wenn sie geborne Unterthanen des Großherrn sind, im ganzen Gebiete des Reichs, müssen diese Auflage entrichten. Die Hauptzölle sind die zu Constantinopel, Smirna und Salonica. — Sämliche Zölle mögen

mögen beinahe acht Millionen abwerfen. Salzgruben und Fischereien, die Abgaben von Taback, Bassee und Specereien, und andere Quellen, füllen die oben angegebene Summe aus. Die Ausgaben dieser Kasse sind bestimmt zur Unterhaltung der Flotte und der Armee; zur Besoldung der Staatsbeamten, Richter, u. s. w. Gewöhnlich übersteigen diese Ausgaben aber die Einkünfte: daher ist diese Kasse jetzt in einem ärmlichen Zustande, welcher besonders durch den vorigen unglücklichen Krieg verursacht ward. Sie ist der Kasse des Sultans ansechszehn Millionen schuldig, hat auch die Einkünfte auf mehrere Jahre anticipiret, und ist sonst in Besoldung der Truppen und anderer Personen im Rückstande. Es kommt aber nur auf den Kaiser an, ob er aus seiner viel reichern Borse diese misslichen Umstände verbessern will. Der oberste Verwalter dieser Kasse ist, wie schon erwähnt, der Reichsschatzmeister, der noch eine Menge Unterbediente unter sich hat, von denen jeder sich beeifert, sich selbst zu bereichern.

Die Chasine aber, oder die Privatkasse des Sultans, ist desto reicher. Ihre Einkünfte theilen sich in bestimmte und ungewisse. Zu den gewissen gehört der Tribut der zinsbaren Völkerschaften. Da muß Aegypten 600,000, die Wallachei 230,000, die Moldau 160,000, und Ragusa 25000 Piafter jährlich bezahlen, und

das betrüge die Summe von einer Million und einigen tausend Piaftern; ansehnlicher aber ist das zufällige Einkommen, und dieses fließt aus den Erbschaften der Paschen, die ohne Erben sterben, aus den Geldstrafen, den confiscirten Gütern, Erbschaftsabgaben, aus einem Theile des Ertrags der Bergwerke, aus den Geschenken der Staatsbediente, Verkaufungen der öffentlichen Aemter, und dergleichen.

Die Gold- und Silberbergwerke bei Diarbekir und Erzerum sind, dieses aus Mangel des zu seiner Bearbeitung nöthigen Holzes in der Gegend, jenes wegen der wenigen Einwohner, welche dort noch übrig sind, und die Bergwerke nicht gehörig besorgen können, bei weitem nicht mehr so einträglich, als ehemals. Demungeachtet befindet sich die Schatzkammer des Großherrn in sehr guten Umständen. Die Verraubung so vieler reichen Paschen und anderer begüterter Personen, haben große Summen eingebracht, und die Sultane leben nicht mehr so verschwenderisch, als ehemals. Die Besoldungen ihrer Bedienten und der Schmeichler ihrer Frauen sind mehr eingeschränkt. Auch hat schaste verschiedene überflüssige Bedienungen im Serail ganz abgebrochen. Ueberhaupt ist der Hofaufwand sehr sparsam gehalten, und hält sich sehr mäßig mit der Einnahme der Großherrn nicht stark. Gewissen Grundfätzen gemäß, die im Serail in Ansehung der Verwaltung dieser

Dank

Dank herrschen, muß auch nothwendig dahin gesehen werden, daß ein starker Vorrath von baaren Summen da ist, weil die Herren wohl wissen, daß Geld das allerkräftigste Mittel ist, Tumulte zu stillen, und nachtheiligen Staatsrevolutionen vorzubeugen, und nur zur Zeit der Noth entschließt sich der Grohherr, der Reichschatzkammer Summen vorzuschreiben. —

Um sich von dem türkischen Staatssystem einen richtigen Begriff zu machen, kan man der vorläufigen Kenntniß von dem, was man unter dem Serail und der Pforte versteht, nicht wohl entbehren. Gewöhnlich versteht der Europäer, wenn vom Serail die Rede ist, etwa die Zimmer, in welchen die Frauen des Grohherrn eingesperrt sind, und doch ist das Serail nichts anders, als der ganze Umfang des Pallastes, welchen der osmanische Monarch mit seiner Hofhaltung, d. i. mit allen Beamten, Wachen, Frauen und Sklaven, die unmittelbar in seinem Dienste stehen, bewohnt. Der Umfang dieses weitläufigen Pallastes ist so groß, daß er beinahe eine Stadt für sich ausmacht. Er nimt einen von den sieben Bergen ein, auf welchen Constantinopel gebauet ist. Die Lage dieses Serails ist trefflich, dicht am Hafen, auf der Spitze eines Dreiecks, daher es selbst eine triangulaire Form hat. Der Sultan Mohämed II. hat den Anfang zu seiner Erbauung

gemacht, seine Nachfolger haben nach ihren verschiedenen Einfällen neue Gebäude hinzugefügt, daher es eigentlich eine ganze Sammlung von Pallästen genannt werden kan. Meistens sind die Gebäude von Ziegelsteinen gebauet worden, und man kan eigentlich weder das Äußere noch das Innere schön nennen. Alles ist mit Blei gedeckt, und die Kuppeln sind mit vergoldeten halben Monden geziert; die Mauer, welche das Serail umgiebt, ist 13 Fuß hoch. Man nennet es das neue Serail zum Unterschiede dessen, welches Constantine gebauet hat; es liegt Scutari gegenüber, außer dem Theile, welcher gerade bei der Einfahrt des Hafens liegt. Neun Thore eröffnen den Eingang zu diesem weitläufigen Pallast, von denen aber nur zwei prächtig sind. Zu diesen gehört das erstere, welches besonders deswegen merkwürdig ist, weil der türkische Hof sich von dieser Pforte, oder diesem Thore, dem Namen der Pforte, oder hohen Pforte, in allen öffentlichen Verhandlungen, Schriften und Akten beilegt. Hier steht man an der einen Seite dieses Thores die Pyramiden abgehauener Köpfe mit Stricken verhängt, worauf man die Verbrechen der ehemaligen Besitzer dieser Köpfe angezeigt findet. Das zweite Thor führt zu dem ersten innern Hofe, und ruhet auf Marmorsäulen, komt aber den ersten in Ansehung der Schönheit nicht gleich. In diesen Hof darf zwar Jedermann gehen, aber keinen lauten

kauten Ton von sich geben. Die übrigen Thore sind nicht besonders merkwürdig, ein kleines an der Seite von Scutari ausgenommen, aus welchem man die Großvezire heimlich hinaus läßt, wenn sie ins Exilium wandern müssen. Hier hält denn gewöhnlich eine große Barke, um sie angesehen zu transportiren. Der zweite Hof wird auch der Hof des Divans genannt, weil sich dieser in einem großen daran stoßenden Saale versammelt. Rund um diesen Hof geht eine schöne auf marmornen Säulen ruhende Gallerie, unter der man rechter Hand in das Innere des Serails geht, wohin aber Niemand zu kommen erlaubt ist. Gegen die Seite des Hafens zu, ist in einer kleinen Entfernung vom Ufer des Meeres ein reichgeschmückter Kiosch, Pavillon, oder Sommerhaus, dessen sich der Sultan bisweilen bei heißer Witterung bedient. Es besteht übrigens nur aus einem einzigen großen Saale, der, wie man sich leicht vorstellen kan, mit den prächtigsten Meublen versehen ist. Der Sultan genießt hier die Aussicht auf die Schiffe im Hafen.

Die Anzahl derjenigen, welche dieses Serail bewohnen, ist seiner Größe völlig angemessen. Es halten sich beständig fast zehn tausend Menschen darin auf, und man rechnet die jähr-

liche Consumption zu 30,000 Oksen, 20,000 Kälber, 60,000 Hammel, 16000 Lämmer, 10,000 Kühe, 50000 Schafe, und mehrere 100,000 Stück Federvieh, ohne das Wild und die Fische.

Die Leibwache und Stallbediente machen den größten Theil der menschlichen Bewohner aus. Jene wird auf 2000, diese werden auf 3500 gerechnet; weiße und schwarze Verschnittene über 400, u. s. w.

Die Postandschijy machen die Wache des Serails aus; und bekanntlich wird es sehr scharf bewacht. Diese sind die erste Wache, da sie nemlich den ganze äußern Umfang unter ihrer Obhut haben; im Kriege werden sie, wie oben erwähnt worden; in die Leibwache des Kaisers verwandelt. Die zweite besteht aus den Baltadschijy, welche sich die Herbeischaffung des Holzes auch angelegen seyn lassen müssen, so wie jene zugleich auch Gärtner vorstellen. Sie sind auf einer Art bewafnet. Darn kommt mit immer größerer Annäherung zu dem Harem und der Person des Monarchen die Wache der weißen Verschnittenen, und die vierte und letzte Wache besteht in den schwarzen Verschnittenen, die der Person ihres Herrn am nächsten sind.

Der Schluß folgt künftig.

Sammerisches Magazin.

22tes Stüd.

Montag, den 15ten März 1790.

Von der heutigen Kriegsverfassung des türkischen Reichs,
und den Einkünften desselben.

(Schluß.)

Ein Prinz unterhält wohl einen ansehnlichen Marstall, als der türkische Kaiser. Ich finde fast durchgängig die Behauptung, daß die Anzahl der Pferde, die dem Prinzen besonders gehören, sich auf nicht weniger, als 3000 belaufe; und daß diese Zahl, vermöge der Gehege, welche zum Geseß geworben zu seyn scheint, nie vermindert werden könne. Diese Pferde sind entweder ägyptische oder arabische, denn die aus Arabien und Romanioten, werden in Constantinopel eben nicht geachtet. Jeder, welcher ein Pferd zur Stadt bringt, um es zu verkaufen, ist bei der schwersten Strafe verbunden, es vorher dem Stalle des Serails anzubringen. Dies ist freilich das beste Mittel, sich der besten Pferde zu versichern. In den drei Ställen, worin diese Pferde vertheilt sind, befinden sich im ersten 1800; im zweiten 700, und im dritten 500; außerdem werden noch einige hundert

Mauschiere unterhalten, um bei einem Zuge aufs Land des Großherrn Gepäck und andere Nothwendigkeiten für ihn und sein Gefolge, fortzuschaffen. Man denke aber nicht, daß sonst keine Pferde in dem großen Umfange des Serails befindlich wären. Die vornehmsten Beamten desselben haben ebenfalls ansehnliche Marställe; so hat der Riviz: Aga, oder der Oberste der schwarzen Berschnittenen, 300 Pferde zu seinem besondern Dienste, und die andern Herren nach dem Verhältniß ihrer Stelle. Wenn man also alles zusammen rechnet, so kommt leicht eine Anzahl von 6000 Stück Pferden heraus. —

Die Bostandschyn, welche, wie oben schon bemerkt worden, die erste äußere Wache des Serails haben, werden von ihrem Pascha commandirt. Dieser ist zugleich Oberaufseher über die kaiserlichen Gärten, sowohl über die, welche in Constantinopel befindlich

sich sind, als auch über alle andere Gebäude, Gärten und Lustörter, die zum Vergnügen des Großherrn bestimmt sind, und in andern Gegenden liegen. Dieser Herr ist keine unwichtige Person, da sich seine Gerichtsbarkeit, oder vielmehr Aufsicht, über alle Dörfer am Ufer von Constantinopel und an beiden Seiten des Kanals erstreckt. Wenn es den Sultan beliebt, auf dem Meere spazieren zu fahren, so wird seine Barke vom Vostandschijn Pascha geführt. Dieser sitzt hinter dem Monarchen, und lenkt das Steueruder nach dem Willen seines Herrn. Da er sich bei dieser Gelegenheit sehr frei mit demselben unterhalten darf, so wird er von andern sehr geachtet und geschätzt. Daß es doch aber zugleich eine sehr gefährliche Arbeit seyn muß, Sey Kaiserl. Hoheit spazieren zu fahren, zeigt man daraus, daß Mustafa, der Bruder des verstorbenen Kaisers, dreien Vostandschijnpaschen die Köpfe herunter säbeln ließ, weil die Barke auf dem Meere in eine zu unsanfte Bewegung gerathen war. Ein Umstand, den die armen Leute vielleicht nicht in ihrer Gewalt hatten. Der Vostandschijnpascha hat seine Wohnung außer dem Bezirke des Serails an dem Ufer der Pforte, doch ist sie nicht ganz vom Serail abgesondert. Sein Wohnplatz ist dazu bestimmt, Miethhäusern oder verdächtigen Personen die Folter zu geben. Folglich reduciren sich die Geschäfte der Vostandschijn auf die erste Wache, auf

die Aufsicht über alle Lustplätze und Gärten des Großherrn, u. s. w. Man hält diese Leute für die stolzeſten und grausamsten und zugleich unhöflichsten unter allen Bewohnern des Serails. Ihnen folgen die Vostadschijn, welche auch für die Feurung im Serail Sorge tragen müssen. Sie machen, wie schon gesagt, die zweite Wache aus, und tragen mit den Vostandschijn einerlei Uniform; außer, daß sie sich durch einen kleinen blauen Halskragen, der mit einem sehr langen, auf die Brust herab hängenden Zipfel versehen ist, von den Vostandschijn's unterscheiden. Die Corps haben eine scharlachfarbene Mütze auf dem Kopfe, die beinahe eine Elle lang ist. Im Laufen, Springen, vorzüglich im Lanzenwerfen, so wie in vielen andern körperlichen Übungen, sind sie sehr erfahren. Das letztere Corps muß auch die Köche und Conſektbäcker, deren im Serail keine geringe Anzahl ist, hergeben. Die Köche haben eine ganz wunderliche Art von Mützen auf dem Kopfe, die aus Haut und Haaren gemacht seyn sollen, und eine rückwärts stehende Spitze haben. Die letztern, nemlich die Bäcker, tragen eine Mütze von Kameelshaaren, welche die Gestalt eines Zuckerhutes hat, und von dunkelgelber Farbe ist. Der Lippenbedeckung ist auch eine große Mütze, ihr Kleid ist sehr kurz, von goldnem Stoff, und auf dem Kopfe tragen sie eine Mütze oder Kappe von vergoldetem Metall mit großen Federbüscheln.

Vieler andern Bedienten nicht zu gedenken, die übrigens bei dem jetzigen Mangel an christlichen Slaven, entweder aus den Einwohnern der Ländern, oder aus den Kindern der alten Bedienten genommen werden müssen.

Beiträge zur Kenntniß des Charakters und der Sitten der Türken und Griechen.

(Siehe das 18^e Stück von d. I.)

Madame von Tott hatte der Gemalin des Oberdolmetschers, dessen Stelle fast immer ein Grieche bekleidet, versprochen, einige Tage bei ihr auf dem Lande zuzubringen. Wir begaben, sagte M. T., uns dahin. Die Familie bestand aus dem alten Dolmetscher, der durch seine bloß zufälligerweise erlangten Kenntnisse dasjenige ersetzte, was seinen Plänen und äußerst ungebildeten Verstande abging, und dessen abeländische Sprachwissenschaft sich nur auf ein elendes Italienisch einschränkte. Seine Gattin, die noch nicht so weit im Jahren war, und ihre bereits verblühtene Schönheit durch ein edles Wesen ersetzte, dirigirte das Haushaltungswesen, und empfing uns, als die Frau vom Hause, mit einer gewissen Eeübergierigkeit, durch welche aber gleichwohl ihr Stolz, vermögte des Alters ihres Mannes, die vornehmste Dame unter ihrer Nation zu seyn, stark hervorblitzte. Ihr ältester Sohn, der nachgehends seinem Vater in dem Fürstenthum Moldau folgte, und daselbst sein Leben unglücklich beschloß, zeigte einen von Natur sanften, aber schwachen und

eillen Charakter. Der jüngere, welcher stolzer war, verrieth schon damals diejenige Anlage zu Intriguen und Ehrgeiz, welche in der Folge gerade die Ursache von seines Vaters Unglück war. Die ältere Tochter, eine kaumzehnjährige Witwe, strich als die Morgenrose, von kühner nicht großer Taille, verband mit den enehmenstlichen Grazien eine Verschämtheit, eine Sanftheit und einen schwachenden Blick, dessen Reize unabweislich waren. Die jüngere, nicht so artig, aber munterer und angesehener, war so eben mit einem jungen Griechen aus der Nachbarschaft verlobt worden. Dieser zukünftige Gesmal mochte wohl ein Verlangen tragen, mit uns in Bekanntschaft zu werden, oder was sonst seine Absicht war? denn kaum waren wir angekommen, so ließ er sich von einigen Slaven annehmen, und trat augenblicklich selbst darauf in das Zimmer, wo die ganze Familie versammelt war. Alle Frauen zimmern stiegen auf die Verlobte zu, bedeckten sie mit ihren Kleidern, und schafften sie bei Seite, indem sie wie Wüsten schrien: fort, fort! Er ist ja da! So sahen wir denselben

Ein Mann hereintreten, der aller Liederweisungen ungeachtet, die er von der gesamten Familie erhielt, dennoch den Gegenstand seiner zärtlichen Neigung nicht anders, als durch Ueberdraschung zu Gesichte bekommen konnte. Schon manche Versuche, die er desfalls gemacht hatte, waren fehlgeschlagen. Man behielt ihn zum Abendessen, aber — so ist es Sitte unter den hiesigen Griechen — nicht eher, als bis nach seinem Fortgehen, kam das junge Frauenzimmer wieder zum Vorschein.

Als es Zeit zum Aufstehen war, wurden wir in ein anstoßendes großes Zimmer geführt, worin mitten eine Schlafstätte ohne Gestelle und Borchang zubereitet war. Die Decken und die Kopfkissen übertrafen an Pracht bei weitem das Sopha, womit dieses Zimmer ausgeschmückt war. Ich sah morgens, daß es sich auf einem solchen Bette nicht gut würde ruhen lassen, und ward neugierig, es näher zu untersuchen. Fünfzehn wollene gekloppte Matrasen, ungefähr 3 Zoll dick, waren auf einander gesetzt, und machten ein sehr weiches Unterbette aus, über welches ein an die oberste Matrasen angenähertes indianisches Leibkissen gezogen war. Darauf lag eine grüne glatte Decke, die mit Golddraht in erhabener Arbeit gestickt war. Sie hing gleichfalls mit dem darauf liegenden Tuche zusammen, das rings herum aufgeschlagen, und mit weiten Streichen genähet war. Drei große Kopfkissen von carpassinischen Atlas

die eben so wie das Deckbette hochgewar, und von Goldbleichlein und Silberstrohen, ruheten auf 2 Polstern des Sopha, welche in der Absicht hervorgebracht waren, daß sie den Kopfkissen zur Unterlage dienen sollten. Ein kleines achteckiges Gestell, das mit Ebenholz und Perlmutter ausgelegt war, formirte einen neben dem Bette stehenden Tisch. Auf demselben stand ein großer silberner Leuchter mit einer zwei Zoll dicken und drei Schub hohen gelben Wachskerze deren fingerdicker Docht einen dampfenden Rauch von sich gab. Das Schalen mit eingemauerten Rosen, Myrranzen und Zitronen, ein kleines goldenes Schälchen mit einem schilfrothen Saft, nebst einem mit Wasser gefüllten gläsernen Gefäß, umher den Leuchter, dessen dunkles Licht uns auf die Nacht zur Sicherheit warnen sollte. Eine Vorrichtung, die man nirgends entdecken kan, wo die Stäbe so nahe an einander stohen, daß bei entstehenden Feuerbrästen, bei den schlechten Gegenständen, große Verheerungen zu befürchten sind. In eben dieser Lage befand sich das Haus des Oberdollarwessers, und so half alles zusammen, mir eine üble Nachtruhe anzukündigen. Die Kopfkissen ließen sich nicht niederdrücken, weil kein Querspöhl darunter lag. Wir wandten sie um, aber nun kam das Stückerk darunter zum Vorschein. Endlich war kein anderer Riss, als daß wir Secktücher darüber brachten, die jedoch dem Drücken der Füße sich

Stilles Müssen nicht ganz ablassen konnten. Es war unmöglich, lange zu schlafen, und wir saßen mit Versätzen den Tag anbrechen, des Vorrathes, uns auf die kommende Nacht mit bequemern Kopfkissen zu versehen.

Eine Tages zuvor verabredete Gastlichkeit ging vor dem Frühstück her, welches nach Asien hinüber gebracht worden, woselbst eine kleine angenehme Wiese, ein türkisches Kaffeehaus, und einige kleine, von Büffeln gezogene Wagen den Damen alles, was nur immer in diesem Lande vorzüglich reizendes zu finden ist, versprachen. Der Fischfang stiel mittelmäßig aus; die Damen fuhren in ihren Wagen höchst unbequem; verschiedene türkische Frauenzimmer, die auch promezierten, fielen uns mit ihren vielen Fragen sehr beschwerlich und zeigten sich in ihren Antworten sehr unbescheiden. Wir brachten von unsrer Spazierfahrt weiter nichts, als einige Gefäße geronnener Milch und etwas Brunnentresse mit nach Hause. Gleichwohl ward einstimmig das Vergnügen gerühmt, das wir genossen hätten.

Wir trafen bei dem Dollmetscher verschiedene griechische Frauenzimmer aus der Nachbarschaft an, welche zur Mittagesszeit eingeladen waren. Sie hatten sich überaus prächtig gekleidet, sich aber dabei mehr nach ihr Alter, als nach der Jahreszeit gerichtet. Auf einem großen Sopha besaßen sich schwarze und karmosinrothe Röcke mit großen goldenen Gal-

den auf allen Mäßen aus. Das Gewicht dieser Kleidung und die Wärme die sie gab, machten, daß diese Damen wie fast unbeweglich und stumm da saßen. Indessen sagte man einander einige allgemeine Sachen vor, wiederholte sie, und setzte sich darin zu Tische. Das Mahl wurde auf französische Manier gegeben, ein runder Tisch, Stühle herum, Löffel und Gabeln, und es fehlte an nichts, als an der Bescheidenheit, sich desselben zu bedienen. Man wolte aber doch keinen von unsern Gebräuchen versäumen, die seit einiger Zeit bei diesen Griechen eben so beobachtet worden waren, als bei uns die Englischen sind, und ich bemerkte über der Tafel ein Frauenzimmer, welches mit den Fingern Oliven heranslangte, und sie hernach mit der Gabel anspießte, um sie auf französische zu essen. Ist gleich das Gesundheitrinken bei uns nicht mehr üblich, so ist doch nichts unangenehmes; diesen alten Gebrauch in andern Ländern anzutreffen. Unsere Griechen ließen es hieran nicht ermangeln, und die Mannspersonen beobachteten diese Ceremonie sogar stehend und mit bloßem Kopfe. Nach geendigtem Mahle, bei welchem mehr Verschwendung, als Niedlichkeit und Reinlichkeit geherrscht hatte, nahm die Gesellschaft in eben dem Zimmer, wo gespeist worden war, Platz. Auf den Kaffe folgten die Pfeifen. Man sprach von Moden und modifizierte zuletzt über Abwesende, in welchem Punkte ich unsre Sitten am besten nachgeahmt sehe. Inzwischen holstigten

sich die jungen Frauenzimmer mit der Schaufel, welche am andern Ende des Straßes hing, und von Slavonien Bewegung gesetzt wurde. Die verehrtesten Damen besaßen auch Lust zu diesem Vergnügen, und nach ihnen machten es auch langbärtige Männer mit. Das Brettspiel, Schachspiel und das Panzerloß*) beschlossen die Lustbarkeiten des Tages. Abends begab sich die ganze Gesellschaft hinaus, und schöpfte frische Luft auf der Treppe, einer Art von Balcon, der sich in die See hineinzieht, aus das Ankommenden der Fahrzeuge zu sehen. Der aufgehende Mond und die Meeressphäre luden uns zu einer Wasserpromenade ein, als ein verwirrtes Geschrei von Schlägen und Erschlagungen die Ankunft des Hofraths herbei verkündigte. Nicht geschwiegen, sondern die Waise bei Anherkunft einer Kiste davon, als unser sämtlichen Frauenzimmer sich jetzt versammelten. War die Frau Oberdollsmeier, Herrin und Madame von Tott, die nichts zu besorgen hatten, hielten den Anblick dieses vornehmen Officiers aus, welcher auf einem mit vier und zwanzig Bedienten besetzten Fahrzeuge erschien. Er hatte so eben einige Unzufriedene und Betrunkene geprügelt, und einige etwas zu lustige Frauenpersonen, die ihm in die Hände gefallen waren, mitgenommen. Er sagte seinen Weg die Treppe vorbei fort und wir begrüßten uns gegenseitig.

Der Stolz der flüchtig gewordenen Geliebten suchte bereits eine Entschuldigungs für ihre Durchsichtigkeit, als ein vorüberfahrender Schiffer, den wir um den Weg befragten, dem Hofrathschi-Baschi genommen hatte, ein noch größeres Schrecken verheißte. Er sagte, dieser Officier sey ganz in der Stille bei dem Kioß einer griechischen Dame angefahren, und habe einige Minuten lang dem Gespräch, das darin gehalten wurde, zugehört, worauf er mit einigen seiner Leute auf Leitern in die Fenster gestiegen sey. Das sey alles, was er wisse. Indessen hatten wir nun mehr als zu hören gehört, und die Bestürzung ward eben so, wie das Bedauern der Dame in dem Kioß, allgemein. Wie verkehrten wir in allerlei Urtheilen über diese Begebenheit, als der künftige Gemahl der jüngern Tochter vom Haus durch seine Ankunft sowohl seine Lobte aufs neue verschreckte, als auch die unschuldige Neugierde, wodurch sich die Gesellschaft beunruhigt fühlte, befriedigte. Seyn Sie gutes Muths! sagte er zu einem von den Frauenzimmern. Ihre Verwandtin ist nebst ihrem Freunde mit Aufopferung aller ihrer Diamanten, Juwelen und alles Geldes, das sie bei sich hatte, davon gekommen. Es ließ sich da nicht lange bedenken. Der Hofrathschi-Baschi hat sie überfallen und sie ergreifen lassen, um sie in seinem Fahrzeuge nach den Gefangnissen zu führen.

*) Das Wort von Spiel, das dem Trübspielspiel gleich kommt.

führen. Sein Geld machte, daß er endlich mit sich handeln ließ. Er hinterließ sie aber bei weitem nicht so vergnügt über den gewonnenen Abend, als sie gehofft hatten.

Die gelehrten Frauenzimmer wußten durch diese Erzählung so aufgebrachte, daß sie sich gar nicht zu fassen wußten, und die Untersuchungen über das Recht und über die Eheverträge nicht eher unterbrochen, als bis sich einige andere Fahrzeuge hören ließen, welche man sich, aus Furcht vor dem Vostandschi-Baschi, ungeheuer groß vorstellte. So bald man sich so doch wieder erholt hatte, wurden alle mögliche Mittel, wie man seinen Platz freieren ausweichen könne, in Vorschlag gebracht, und man hörte nicht eher auf, als bis man gesehen hatte, daß er in den Kanal wieder zurück nach Constantinopel fuhr. Da wir nun ungehindert eine Spaziersfahrt vornehmen konnten, so erwachte auch wieder die Lust dazu. In kurzer Zeit befand sich die See mit einer ausnehmenden Anzahl von kleinen Fahrzeugen bedeckt, in welchen die Damen bei dem Schall der Instrumente spazieren führen. Unsere Gesellschaft half bald die kleine Flotte vermehren. Man fuhr an den Häusern vorbei, kritisirte die Besitzer derselben, die in ihren Kiosks sich gleiche Freiheit über uns herausnahmen, und ich sammelte unterwegs Beobachtungen, die für den Vostandschi-Baschi sehr einträglich hätten werden können.

Ich hatte mir ein kleines Fahrzeug gewählt, das ich mit dem Bräutigam, dessen Gestalt und angenehmes Wesen mir gefiel, bestieg. Der junge Mann merkte bald, daß ich ihm wohlwollte, und entdeckte mir zutraulich, wie sehr es ihm schmerzte, daß er seine Schöne nicht sehen dürfe. Gedrückt über sein Leiden, bestimmte ich ihm eine Zeit, da ich ihn besichtigen sollte, zu sehen. Er fand sich pünktlich ein, allein eine verwünschte Sklavin dachzte meinen Anschlag zu verhindern und erhob ein Jetergeschrei. Die Braut war, in dem Augenblick meines in Schutz genommenen Mannes gewahr und floh nach einem Gange zu, wohin ich ihr aber gleich folgte und sie unter Herbeirufung des jungen Griechen festhielt. Unterdeß eilte eine Verstärkung von jenen Harpyen herbei, und schrie gleich jenen Wänsen im Capitolium, sonst aber doch nicht früh genug kommen, daß nicht der Bräutigam einen Fuß geraubt hätte. Vater und Mutter gaben inzwischen dieser meiner kleinen Schalkheit ihren Beifall, und unsere Verlobten bekamen von dem Tage an Erlaubniß, einander ungehindert zu sehen.

Noch einige Tage verweilten wir bei dem Dolmetscher — immer in einerlei Kreis von Jettongereiß, langerweile und Unbehaglichkeit. Endlich kehrte ich wieder heim, um auszuruhen.

Däpft der unglückliche Erbesohn alle Stunden zusammen, wo die Stürme von Unmuth und Verzweiflung finken, er das Geschenk des Daseyns verwünscht; legt er sie in die Wagtschale gegen jene bessere Stunden, wo seine Sinne heiter, sein Herz leicht war, wo es das Leben froh genoss: o wie schnell werden diese glückliche Minuten, die Wagtschale der unglücklichen empor treiben und zu Nichts zerhauen.

In sehr wenig Perioden des Lebens fühlen wir die äußersten Grenzen des Schmerzes, oder die höchsten Empfindungen der Freude. Beide sind für unsere schwache Nerven zu stark, und würden anhaltend und oft wiederholt den Wan der Organe zerstören. Im großen Haufen der Ständen, behereschte eine gleichgültige Ruhe die Sinne, und die Stimmung des Herzens, ist nur schwach von Schmerz oder Freude anzitt, dann fühlen wir ohne es zu wissen, die Wohlthat des Lebens, genießen ohne Aufmerksamkeit, und sind uns unbewußt, ohne es zu vermuthen, glücklich.

Zwei zusammen communicirende Blinnet scheinen allmählich einerlei Temperatur der Atmosphäre an; das

kalteste wird erwärmt und das heißeste gekühlt. — Demnach so der Mensch unter den Gegenständen und Beschäftigungen, unter welchen er lebt. Sein Herz, seine Empfindungen empfangen durch ihren Anstich, und er leht ungelehrt jenen Gegenständen die Farbe seines Herzens. —

Dem Jafelenden verleiht jeder Gegenstand, der ihn umgibt, seinen frohen Genus. Ueberall steht er den Abbild desjenigen, was er in sich fäßt. Ihm glüht die halb welkende Blume jugendlich; ihm dünkt der allwolkte Himmel Azur, und die wenig beschattete Wüste ein Rosenhain.

Einem Freund, Hoffnung; und ein keines Herz im Dasein — ein reelleres Glück gewährt das Erdleben dem Adlichen nicht. Aber wie hinfällig würden die beiden ersten Götter seyn, wenn wir mit scharfem untrügllichem Spähsicht bewasnet, in allerbollkommenheiten und Schwachheiten des menschlichen Herzens, in alles Betrüglische der Erbauung eindringen könnten. Und wie bald wäre dann das reine unschuldige Herz dahin! — Unbesonnenet Mensch! laß nicht über deine Kurzsichtigkeit!

Sannoverisches Magazin.

23tes Stück.

Freitag, den 19ten März 1790.

Schlüssel zum linneischen System der Pflanzenkunde, nebst Anhang von einem neu entdeckten wurzelähnlichen Auswuchse der gewöhnlichen Lysimachie.

Vorläufige Anmerkung: Ich theilt alle Pflanzen, von der Erder des Libanon an bis auf das kleine Moospflänzchen, das auf dem nackten Fels wächst, in vier und zwanzig Klassen. Seine Unterscheidungszeichen sind die Geschlechter. Deren sind männliche und weibliche. Die männlichen sind die eigentlichen Staubgefäße, d. h. kleine mit Staub angefüllte Beutelchen, die an weißlichten oben zugespitzten Fäden oder Trägern befestigt sind. Die weiblichen Theile heißen Stämpfel. Man versteht darunter die Griffel oder Stiele in der Blume, die auf dem Fruchtknoten, welcher den Saamen enthält, fest stehen, und aus ihrem obern Theil, der die Narbe heißt, zur Zeit der Befruchtung einen Saft heranslassen, womit sich der männliche Staubsaamen vermischt. In den meisten Blüthen findet man männliche und weibliche Theile beisammen; solche Pflanzen werden Zwitter genannt; andre hingegen sind an

weder ganz männlich, oder ganz weiblich.

Erste Klasse: Einmännrige; Zwitterblumen mit Einem Staubgefäß. Von dieser Klasse, die überhaupt nicht zahlreich ist, wachsen in Deutschland nur zwei Gattungen: **Tannenwedel oder Hippuris;** und **Wasserstern oder Callitriche.** Von der letztern findet man im Monat Mai eine Art, die in frischem stehendem Wasser, oder am Ufer der Flüsse, wo sie gegen den Strom geschwimmt, wächst. Weil sie oben auf schwimmt, und nur kleine rundlichte Blätter hat, so wird sie von dem unachtsamen Beobachter leicht für bloße Wasserlinsen gehalten. Fischt man aber davon etwas heraus, und untersucht es, so findet man die Staubbeutel, die eingeln zwischen den Blättern oben am Stengel sitzen.

Wie viele Klassen nach der Zahl der Männer (oder der Staubgefäße) eingetheilt werden; so werden die Ordnungen nach der Zahl der Weiber (oder

(oder der Stämpfel) bestimmt. Diese Klasse hat zwei Ordnungen: Ein- weibrige und zweifweibrige. Zu den letztern gehört die oben beschriebene Callitriche.

Zweite Klasse: Zweimännrige, Zwitterblumen mit zwei Staubgefäßen. Hier sind drei Ordnungen, von denen die erste die zahlreichste ist. Dahin gehört der Ehrenpreis (*Veronica*), der blau oder violett blühet, der Salbey (*Salvia*), und das lieblich duftende Sirenenchen (*Syringa*).

Dritte Klasse: Dreimännrige, Zwitterblumen mit drei Staubgefäßen. Diese Klasse hat, wie die vorige, drei Ordnungen. Zu den zweifweibrigen gehören die beiden zahlreichen Geschlechter der Gras- und Kornarten. Die zwei Stämpfel einer Grasblüte, wenn man sie durch ein Mikroskop besiehet, geben solch einen vortheilhaften Anblick, daß alle Werke der Kunst dagegen nichts sind, und daß man es nothwendig fühlt und empfindet, wie wahr und wahrhaftig Gottes Allmacht auch aus einem Grashalme hervor leuchtet. Um aber diese Schönheit recht zu sehen, muß man eine Grasblüte wählen, die noch nicht lange aufgebrochen ist, und dann die Stämpfel mit den Fruchtknoten, worauf sie befestigt sind, ganz vorsichtig heraus machen, damit sie nicht zerdrückt werden.

Vierte Klasse: Viermännrige, Zwitterblumen mit vier Staubgefäßen von gleicher Höhe. Die drei Ordnungen dieser Klasse sind: Ein-

weibrige, Zweifweibrige und Vierweibrige. Von der ersten Ordnung ist die Skabiose, ein Geschlecht von 34 Arten. Die Skabiose ist leicht zu kennen. Sie ist eine zusammengehaufte, d. h. von mehreren kleinen Blümchen, die alle ihre besondern Stiele haben, zusammengesetzte Blume, gemeinlich von blauer oder violetter Farbe, die gegen den Monat August auf Heiden und in Gehölzen blühet, und ihre Krone an einem langen, fast blätterlosen, Stengel über das umstehende Gras erhebt. — Weyniger, als sie in die Augen fällt, ist das Fünfsadertraut (*Plantago major*). Es ist selbst in seiner Blüte nur ganz einfach in Grün gekleidet. Um bemerkt zu werden, stellt es sich an den Weg, und läßt sich geduldig von den Füßen der Vorübergehenden zertritten, woher es auch Wegerich heißt. Den erstern Namen hat es wegen seiner mit fünf Adern bezeichneten Blätter. Die eigentliche Blüte, die nach Art der Bütchen ist, sitzt an einem (blätterlosen) Schaft, und fängt von unten auf an, sich zu entwickeln. Der rechte dreiblättrige Wegerich (die eigentliche *Plantago major*, die nicht mit *Plantago lanceolata* zu verwechseln ist, welche letztere schmalere Blätter hat, und längere Schaft treibt) besitzet eine vorzügliche Kraft, Einen auf der Stelle von dem Schmerz eines hohlen Zahns zu befreien, wenn man die frische und von der Erde gereinigte Wurzel in das Ohr steckt, an dessen Seite man den Schmerz

Schmerz

Schmerz empfindet, doch so, daß man sie, wenn der Schmerz vergangen und die Wurzel schwärzlich geworden ist, aus dem daran gelassenen Kraute, oder an einem Faden, den man durchgezogen hat, wieder heraus ziehen kan.

Fünfte Klasse: Fünfmännrige, Zwitterblumen mit fünf Staubgefäßen. Zur ersten Ordnung dieser Klasse, wo nur ein Stämpfel ist, gehören verschiedene Pflanzen, deren Staubbeutel alle fünf zusammen hängen und so den Stämpfel umschließen, aber doch nicht in einander verwachsen sind; denn wenn sie das letztere wären, könnten sie nicht zu dieser fünften Klasse gerechnet werden. Dabin gehört Nachtschatten (*Solanum dulcamara*), ein staudenartiges Gewächs, das man an Zäunen und Ufern oft findet. Dort blühet es! Wie schön sind die dunkelblauen Kronenblätter, in deren Mitte sich fünf hellgelbe Staubbeutel um Einen Stämpfel erheben! Und wie die Blüte, so schön ist die Frucht! Bald — bald wird es mit rothen, bittersäßen Beeren geschmückt seyn, die ein Arzt abliehet, um heilsame Medicin daraus zu bereiten. Hier steht auch Vergifmeinnicht. Was für ein schönes Kolorit: Gelb im Himmelsblau! Doch noch vortrefflicher ist der Zweck dieser so genannten gelben Blattsäge im Vergifmeinnicht: sie dienen dazu, die im Innern der Blume verschlossenen Staubbeutel vor dem ihnen schädlichen Regen zu bewahren. Zu den Zweifweibrigen gehört das Doldengeschlecht, oder die

Schirmblumen, als Korb, Perterilie, Schierling. Diese Pflanzen haben ihren Namen von ihrer Aehnlichkeit mit einem Sonnenschirm. Wie bei diesem aus dem obern Theile des Stocks gleichsam aus einem Mittelpunkt mehrere Speichen hervorkommen, die sich gleich weit und zirkelförmig von ihm entfernen; so bemerkt man auch an dem Stengel der Schirmblumen mehrere Stäbe, die ebenfalls aus Einem gemeinschaftlichen Mittelpunkt entspringen. Jeder dieser Stäbe, die zusammen den großen Schirm bilden, hat oben wieder einen kleinen eben so regelmäßigen Schirm oder Dold, nur mit dem Unterschied, daß jede dieser kleinen Speichen sich oben mit einem Blümchen endigt. Von der Ordnung der Dreifweibrigen ist der Hollunder oder Flieder; und von den Vierweibrigen die Parnassia oder Leberblume, merkwürdig durch ihre mit gelben Saft angefüllten Drüsen, die mitten in der Blume an kleinen, büschelweise emporstehenden Trägern befestigt sind. Zu den Fünfweibrigen gehört der Glachs.

Sechste Klasse: Sechsmännrige, Zwitterblumen mit sechs Staubgefäßen von gleicher Höhe. Hier kommen die Tulpen und Lilien mit allen ihren Schwestern vor; auch die Krokodallarien, von denen die Maiblume die bekannteste ist. Der Mäusestern oder Ornitogalum blühet schon zu Anfange des Aprils, und hat eine Zwiebel zur Wurzel, woraus neben dem Blumenstengel ein langes schma-

les Blatt hervordrückt. Ein Stengel trägt zwei bis sieben Blumen; deren Kronenblätter auf der obern Seite gelb und auf der untern Seite grün sind, und diese Blumen sitzen an kleinen Stielen, welche aus Einem Punkt zwischen zwei Achselblättern an dem Obertheil des Hauptstengels hervorkommen. Auch der Spargel und Ampfer (*Rumex*) gehören dahin. Die Ordnungen sind: Ein-, Zwei-, Drei-, Vier- und Vielweibrige.

Siebende Klasse: Siebenmännrige, Zwitterblumen mit sieben Staubgefäßen. Von diesen sind in Deutschland nur zwei Geschlechter einheimisch: die wilde Kastanie oder Roßkastanee, und das Schirmkraut (*Trientalis europaea*).

Achte Klasse: Achtenmännrige, Zwitterblumen mit acht Staubgefäßen. In der ersten Ordnung dieser Klasse zeichnet sich das schöne *Epilobium* vorzüglich aus. Es hat an einem langen Stengel viel nicht weit von einander stehende blaue oder violette Blumen. Der Fruchtknoten ist unter dem Fruchtboden, d. h. unter der Fläche, worauf die Staubgefäße, die Stämpfel und oft auch die Kronenblätter befestigt sind; er spaltet, wenn der Saame zur Reife gekommen ist, von oben herab der Länge nach aus einander, und dann dringen die kleinen mit Flügeln versehenen Saamenkörner von allen Seiten daraus hervor, um sich vom Winde forttragen zu lassen. Und diese merkwürdige Pflanze, deren Pracht durch

Kultur in Kunstgärten noch erhöht wird, wird von vielen auch Unholdenkraut genannt. Eine andere Achtenmännrige ist die Fritze oder Heidenkraut, wovon Linne vier und siebenzig Arten gezählt hat. Die Klasse hat vier Ordnungen.

Neunte Klasse: Neunmännrige, Zwitterblumen mit neun Staubgefäßen. Hier sind überall nur sechs Geschlechter, und von diesen ist nur Eines in Deutschland einheimisch, nemlich Wasserliesch oder Buronius umbellatus. Diese sehr schöne Pflanze, die im Wasser wächst, erreicht einen hohen Schaft, an dessen oberster Spitze über dreißig purpurne Blumen, an besondern Stielen, fast aus einem Punkte hervorkommen, wovon man sie auch die Schirmartige nennt. Die Blätter sind schwertförmig wie die des Schilfes, und können nicht, an dem Schaft feststehend, aus dem Wasser hervor geholt werden.

Zehnte Klasse: Zehnmannrige, Zwitterblumen mit zehn Staubgefäßen. Hieher gehört die violette Kornblume, deren Stengel und Aehre mit einem weißen seidenartigen Ueberzuge bekleidet sind, von dem Landmann Raden, von den Botanikern *Agrostemma Githago* genannt. Alle *Lychnis* Arten sind zehnmannrig; auch die zweihäusige *Lychnis* (*Wiederhoß*), welche man sowohl weiß als violett findet. Diese letztere ist aber keine Zwitterblume; es sind da ganz männliche und ganz weibliche Pflanzen, wo die Eichenblase auch

geste, die Andern bloß Stämpfel in ihren Blüthe haben. Die weiblichen unerschadet man schon von ausser sehr leicht daran, daß der untere Theil ihres Kelches von dem aufgeschwellenen Fruchtknoten sehr dick und rund ist. Die männlichen hingegen sind durchaus dünn und schwächig. Bei diesen ist es sehr merkwürdig, daß von den zehn Staubbeuteln, die darin sind, fünf schon ganz ihre Kette erreicht haben, und etwas über der Krone erhaben ihren befruchtenden Staub umher streuen, indessen die andern fünf noch in dem Inneren der Blume verborgen sind, und erst dann hinaus rücken, wenn die erstern ihre Bestimmung erfüllt haben. Der wahrscheinlichste Zweck dieser Einrichtung ist ders, wenn die eine Hälfte der Staubgefäße, von anhaltendem Regen zu sehr angefeuchtet, die benachbarte weibliche Theil nicht befruchten kan, so soll die andere Hälfte den Schaden ersetzen. Eine andere merkwürdige Pflanze dieser Klasse ist die Nachmelke, Dianthus, welche man häufig am Harz findet. Diese ist an mehreren Stellen ihres Stengels mit einem klebrichten verhältnlichen Saft überzogen, der Ameisen und andere daran hinauf kriechende Insekten zu halten hält, damit sie nicht die zarten Befruchtungstheile verletzten. Auch Sauerklee (*Oxalis. acetosella*) gehört hierher. Die Blätter dieser Pflanze, die einen säuerlichen Geschmack haben, gleichen sehr dem Klee; die Blüthe aber hat gar keine Ähnlichkeit

damit. In der Schweiz wird das Kraut als ein wohlgeschmeckender Salat gegessen; bei uns bereitet man daraus das bekannte Sauerkeesalz, um Flossen aus der Wäsche zu machen. Die Blume, welche weiß und süßblättrig ist, sieht an einem zarten Schaft, ist frühzeitig und von kurzer Dauer. Ihr Same bildet sich in einer Kapsel von fünf Fächern, woraus er, wenn er reif ist, bei der geringsten Erschütterung hervor springt. Die Klasse hat sechs Ordnungen.

Erste Klasse: Zwölfsandmüggel, Zwittrblumen mit zwölf Staubgefäßen. Dort steht am Teiche die prächtige Particelle (*Lythrum, salicaria*), und beschauet ihre Schönheit im Spiegel des Wassers. Wie ihr hoher Stengel schwanket! Er ist nicht an einander stehenden dunkelvioletter Blumen geschmückt, und zwischen ihnen erheben sich lanzettförmige Blätter, deren angenehmes Grün ihre Schönheit erhöht. Dort steht die manneshuliche Wolfsmilch, Gypsophora. Aus ihrem verdorrten Stengel quillt weißer Saft, ein heilsames Gift gegen Warzen. Aber auf jenem Berge duftet die winternde Kessede! Ihr Vaterland ist Aegypten. Man nannte sie nach dem Hasen Kessede, der sie zuerst nach Europa schickte. Ludwig XV. König von Frankreich, nahm sie auf in sein Schloß, und pflegte das erste Pflänzchen mit Sorgfalt auf seinem Zimmer. Doch, dessen zahlreiche Nachkommen, nicht zufrieden mit der eins

geschlossenen Luft, fliegen durchs Fenster hinunter in den Garten, und breiteten sich daselbst so aus, daß nun auch nach Deutschland Resedasaamen geschickt ward. Die Ordnungen sind: Ein: Zwei: Drei: Vier: Fünf: Zwölf: und Vielweibrige.

Zwölfte Klasse: Zwanzigmännrige, Zwitterblumen mit zwanzig oder noch mehr Staubgefäßen, die am Kelche befestigt sind, (d. h. an dem grünen oft in fünf Blätter gespaltenen Theil der Blume, der sie als Knospe ganz umschließt). Die meisten Fruchtbäume sind zwanzigmännrig, als Pflaumen und Birnen; auch die Rose, die Erdbeere und Brombeere; und alle Gattungen. Die eine Gattung, welche *Clem. rivale* heißt, und dunkel roth blühet, ist leicht an ihrer Frucht zu erkennen. Diese sitzt nemlich an einem besondern Stiele, der länger oder kürzer ist, je nachdem sich der Saame schon weiter entwickelt hat, und hat wegen der vielen haarigten Stämpfel, womit sie besetzt ist, das Ansehen einer besondern aus der Aene hervor gewachsenen Blüte. Die Frucht des *Clem. urbanum* hingegen, welches gelb blühet, ist von einer ganz entgegengesetzten Beschaffenheit. Sie bestehet aus vielen nackten länglichten Saamenkörnern, die mit dem dickern Ende auf dem Fruchtboden stehen, und an ihren äußersten Spitzen einen feinen Haken haben, der dazu dient, daß sie sich an den Kleidungsstücken der Vorübergänger

den festhängen, und also mit Stücken tragen werden. Die Ordnungen: Ein: Zwei: Drei: Fünf: und Vielweibrige.

Dreizehnte Klasse: Vielwännrige, Zwitterblumen mit zwanzig und noch mehrern, bis tausend, Staubgefäßen, die mit ihren Kelchern, nicht am Kelch, sondern am Fruchtboden befestigt sind. Der Mohr, die Kanunkel (oder gelb glänzende Dotterblume) und die Linde, sind vielwännrig. Es sind hier sieben Ordnungen: Ein: bis Sechs: und Vielweibrige.

Vierzehnte Klasse: Zweimännrige oder Rachenförmige, Zwitterblumen mit vier Staubgefäßen, wovon zwei höher und zwei niedriger sind. Die beiden höhern Staubgefäße können den Stämpfel eher befruchten, als die beiden niedrigen, und werden also als ein Paar Männer betrachtet, die mehr Macht haben, als die andern beiden. Daher der Name Zweimännrige. Rachenförmig: nennt man sie wegen der Gestalt ihres Kronenblatts, das zwei Lippen und einen Schlund bildet. Weil hier immer nur ein Stämpfel da ist, so lauten die Ordnungen nicht, wie gewöhnlich, nach der Zahl der Weiber eingetheilt werden. Linnæ wählte als zum Unterscheidungszeichen den Saamen, der entweder nackt auf dem Fruchtboden fest sitzt, oder mit einer Hülle bedeckt ist. Die erste Ordnung, welche man Lippenförmige

weige nennt, enthält solche Zweimäch- tige, deren vier Saamenkörner ganz nackt und unbedeckt sind; als Bienenfang (oder die fälschlich so genannte taube Brennnessel). Die andere Ordnung enthält die Vier- larvten, deren Saamen, mehr an der Zahl als vier, in ordentlichen Saamengehäusen sitzen; als das kleine Löwenmaul, welches gelb blü- het im Monat Julius und August, und schmale spitzige Blätter hat.

Sechzehnte Klasse: Viermäch- tige, Zwitterblumen mit sechs Staub- gefäßen, wovon vier höher und zwei kürzer sind. Hier werden vier Männer dem andern beiden vorge- setzt. Aus demselben Grunde, wie bei den Zweimächtigen, werden auch hier die Ordnungen nach der Beschaf- fenheit der Frucht bestimmt. Die Erste enthält Pflanzen mit kleinen Schoten, d. h. mit zweiflappigen rundlichten Saamengehäusen, wor- in die Saamen an beiden Nähen sit- zen; als die gewöhnliche Kresse und Fenchel, oder Thlaspi. Die an- dere Ordnung begreift alle die, welche Schoten tragen, d. h. sehr lange Saamengehäuse, wo die Saamen ebenfalls an beiden Nähen sitzen; als die gelbe Wiese oder Lackblume, und Hederich (*Erysimum alliaria*). Der Hederich blühet weiß und im Mai; wenn die Köpfe viel davon frey- sein, so erhält die Milch einen Knob- lauchgeschmack. Wegen der Aehn- lichkeit, die diese Blumen von oben

mit einem Kreuz haben, werden die Viermächtigen auch Kreuzblumen genannt.

Sechzehnte Klasse: Einbräu- drige, Zwitterblumen mit mehreren Staubgefäßen, deren Träger, oder Fäden, in einen Körper zusam- men gewachsen sind. Hier kom- men also die Männer aus Einer Was- ser, gleichsam wie Brüder aus Einer Mutter, hervor. Weil auch hier im- mer nur Ein Weibchen anzutreffen ist, so werden die Ordnungen nach der Zahl der Männer, die unten mit ih- ren Fäden zusammen hängen, be- stimmt. Es sind folgende: Drei- fünf: Sieben: Acht: Neun: Zehn: Elf: Zwölf: Vielwundrige. In et- lichen davon ist nur ein einziges Ge- schlecht. In Deutschland sind nur zwei Geschlechter einheimisch; das eine ist aus der Ordnung der Zehn- wundrigen, Saorchschnabel, oder Geranium, wovon Linne zwei und achtzig Arten gezählt hat. Die auf- fallende Aehnlichkeit der Frucht dieser Pflanze mit dem Schnabel eines Stor- ches, hat ihr ihren Namen gegeben. Dasjenige Geranium, welches mit Namen Robertianum heißt, blü- het hell violett, und ist leicht an dem widerigen Geruch seiner Blätter zu er- kennen. Der Stempel hat eine röth- liche Farbe, und ist oben in fünf Theile gespalten. Besiehe man ihn durch ein Mikroskop zu der Zeit, wenn gerade die Befruchtung geschieht, und die gelben elastischen Körner des

Staubes

Staubsaamens: darauf steht; so hat man einen Anblick, der wirklich in Entzückung setzt. Das andere eine heimische Geschlecht ist aus der Ordnung der Vielblährigen: die violett blühende *Malva*; deren Frucht beinahe wie ein kleiner runder Käs aussieht, wöher die Pflanze auch *Pappeknäse* genannt wird.

Zwölftste Klasse: *Zweiblährige*, *Zweitblumen*, deren Staubgefäße mit ihren Fäden in zwei Körper zusammen gewachsen sind, so, daß es gleichsam zwei Wätere sein. Eigentlich hängen aber nur neun Brüder zusammen, und der zehnte, welcher inner oberhalb ist, ist für sich. Sie heißen auch *Erbsenblüten*; *Schmetterlingsblumen*, weil das große breite Blatt, welches die Blüte von oben bedeckt, einem liegenden Schmetterling gleiche; und *Hülsefrüchte*, weil ihre Frucht in einer Hülse ist, d. h. in einem zwei klappigen Saamengehäuse, worin die Saamen nur an einer Naht sitzen. Die Ordnungen heißen *Fünfsechse*, *Achte* und *Zehnblährige*. Fast alle Geschlechter gehören zur letztern, auch die gewöhnliche *Lebke*, welche zur Wegweckerin dienen kan. Ihre Befruchtungsorgane sind aber in

dem Innersten der Blüte verborgen, und auf mancherlei Art vor dem Ausgehen geschützt. Hauptächlich zielt dazu die sogenannte *Fähne*, d. h. das große breite Blatt, welches die Blüte von oben gleich einem Regenschirm deckt; auch die zwei eingedrückt Seitenblätter, welche man *Flügel* nennt; und endlich das *Schiffchen*, oder das näheförmige Blatt, welches aus einem Stiel besteht, und die zehn Staubgefäße, den Saamen und die junge Hülse in sich schließt. An einer Knospe, die bald aufbrechen will, kan man dies am besten sehen.

Dreizehnte Klasse: *Dreiblährige*, *Zweitblumen*, deren Staubgefäße mit ihren Trägern in drei oder mehr Körper zusammen gewachsen sind. Die Ordnungen sind: *Fünf*, *Zwölf*, *Zwanzig* und *Wiederkählige*. Aus der letztern ist das einzige einjährige Geschlecht dieser ganzen Klasse: *Hartheu* (*Hypericum*). Es ist gelb, und hat das Besondere an sich, daß sowohl die Blätter der Krone, als die Staubbeutel, mit kleinen schwarzen Punkten besetzt sind, welche alle Drüsen sind, die zur Absonderung und Ausbreitung gewisser Gifte dienen.

Der Schluss folgt künftig.

Sannoverisches Magazin.

24^{ter} Stück.

Montag, den 22^{ten} März 1790.

Schiffet zum linnischen System der Pflanzenkunde, nebst
Anfang von einem neu entdeckten wurzelähnlichen Auswuchse
der gewöhnlichen Esymathie.

(Schluß.)

Vierzehnte Klasse; Verwach-
sene, Zwitterblumen, deren
Staubgefäße mit ihren
Beuteln (nicht mit den Fägern)
verwachsen oder zusammenhängend
sind. Linneseus nannte diese Klasse
die Zusammengesetzten, weil ge-
wöhnlich mehrere Blümchen auf ei-
nem gemeinschaftlichen Fruchtboden
stehen, aus denen die ganze Blume
zusammen gesetzt ist. Hier sind die
Verwachsungen schwerer als gewöhnlich.
Die Erste nennt Linn. Gleiche Pol-
ygamie, wo lauter erlaubt und ehe-
liche Verbindungen Statt haben.
Hier besteht die Blume entweder aus
langer Blümchen, oder aus lauter
Halbblümchen, von denen aber ein
jedes mit seinem eigenen Stempel
und Staubgefäßen versehen ist. Sit-
zen die Befruchtungstheile nun in
Hörnchenförmigen; von allen Sei-
ten ausgefloßen; Blümchen; so
wird die Pflanze auch wohl eine blü-
mige Blume genannt. Sichen sie

an Zungenförmigen Blättern, oder
Halbblümchen, so ist es eine Halb-
blümige Blume. In jedem Fall
aber müssen es alles vollständige Zwi-
terblumen seyn, wenn die Pflanze zu
dieser Ordnung gehören soll. Ein
gutes Merkmal, woran man die Ver-
wachsenen der Gleichen Polygamie er-
kennen kan, ist dies: daß sie gemein-
iglich von Einer Farbe sind. Linn.
rechnet dahin: die Klette, Distel,
Labichtskraut, oder Hieracium,
und Löwenzahn. Die beiden letz-
tern könnten leicht mit einander verwech-
selt werden, da sie beide gelb blühen
und fast einerlei geflügelten Saamen
haben, den man, wenn er reif ist,
von dem nackten Fruchtboden weglas-
sen kan. Doch das Hieracium hat
ein helleres Gelb, und fängt erst zu
blühen an, wenn die Hauptstos des
für Friedrichs Tode so berühmt ge-
wordenen, Löwenzahns schon vorbei

II. Die Zweite Ordnung heißt: Unnödige Polygamie. Auf der Scherbe (dem mittlern gelben Kreis in der Blume) stehen Zwitterblumen, die das Geschlecht fortpflanzen, und daher der Hülfe der ganz weiblichen Blüten im Strahl (oder Rande), die ebenfalls fruchtbar sind, entbehren können. Hieher gehört Maslertopf (*Bellis perennis*); auch Rheinfarn (*Tanacetum vulgare*), das sehr gewürzhaft riecht, wenn man die Blätter zerreibt. Die Blüte, welche von gelber Farbe ist, und erst gegen Ende des Sommers zum Vorschein kommt, giebt einen schwachhaften Ther. Ihr Strahl, oder die Zungenförmigen Blätter des Randes, kommen nur im wärmeren Sommer hervor. Die Dritte Ordnung: ganz vergebliche Polygamie. Die verheiratheten Weiber der Zwitterblumen auf der Scherbe pflanzen das Geschlecht fort, und die weiblichen Halbblümchen, die den Strahl ausmachen, können keinen Samen tragen, weil sie keine Narbe haben, und also auch nicht befruchtet werden können. Eine einheimische von dieser Ordnung ist die gewöhnliche blaue Kornblume. Die Vierte: Nothwendige Polygamie. Hier können die Zwitterblumen, weil ihr Stämpfel mit keiner Narbe versehen ist, die Samenne nicht fortpflanzen; aber die weiblichen Blümchen im Strahl tragen vollkommenen Samen. Dabin gehört Silzkrut (*Milgo arvensis*), eine unangenehme Pflanze mit schwachen Blü-

ten, deren Stempel mit einem weissen fadenartigen Überzuge bekleidet ist, welchen man in jedem Fadenbau abziehen kan. Die Fünfte: Abgesonderte Polygamie. Mehrere Blümchen, die in einem gemeinschaftlichen Kelche enthalten sind, haben dennoch ihre eigenen Blumendelken. Von dieser Ordnung ist in Deutschland kein Geschlecht einheimisch. Endlich die Sechste: Monogamie. Hier ist die Blume nicht zusammengesetzt. Die blaue Viole (Wulken), die Jasione, und der Springsaame (wilde Balsamin), die gelb blühet, *Impatiens*), sind die einzigen einheimischen Geschlechter. Zwanzigste Klasse: Weibermännliche, Zwitterblumen, wo die Stäubgefäße mit ihren Trägern am Stämpfel, nicht auf dem Fruchtknoten, befestigt sind. Die Ordnung sind folgende: Zwei. Drei. Vier. Fünf. Sechs. Acht. Zehn. Zwölf. Vierundzwanzige. Zur ersten Ordnung gehört Orchis oder Kegerbürg, ein vorrefliche Pflanz mit purpurnen Stielenblättern, die aber, wenn man sie preßt und trocknet, ganz weis werden. Sie blühet im Jun. und am meisten den feuchten Wiegung und zeichnet sich schon durch ihre Blätter sehr aus, die hellgrün und mit dunkelrothen Längsflecken besetzt sind. Doch giebt es auch eine weiß blühende Art, wo das nicht ist. Der Fruchtknoten ist lang, rotzig, gelblich; gedreht; und voll Samen; der Stämpfel, von dem

man eben fast nichts, als die Narbe sieht, und die beiden kurzen Staubgefäße sich mühsam ausfinden.

Ein und zwanzigste Klasse: Einhäusige, keine Zwitterblumen, sondern ganz männliche und ganz weibliche Blumen auf derselben Pflanze an verschiedenen Zweigen. Hier haben also einige Blumen bloß Staubgefäße, andere bloß Stempel; die Männer und die Weiber wohnen in Einem Hause; sie schlafen unter Einer Decke, aber nicht in Einem Bette.

Hierher gehört die Birke, Buche und Eiche; auch das Pfeilkraut, eine Wasserpflanze, deren Blatt an dem obersten Ende mit einer Spitze, gleich der eines Spießes, versehen ist, woher sie auch den Namen hat. Es verdient bemerkt zu werden, daß sowohl an dieser Pflanze, als an vielen andern Einhäusigen, die männlichen Blüten höher sitzen, als die weiblichen, theils weil sie diese dann desto eher befruchten können, da der Blumenschaft nur hinunter zu fallen braucht, theils weil der obere Theil des Stammes viel schwächer ist, und also die leichten nach und nach verwelkenden Männchen eher tragen kan, als die schwangern Weibchen. Die Ordnungen sind: Ein- Zwei: Drei: Vier: Fünf: Sechs: Sieben: Vielmännrige, Einbrüdrige, Verwachsene und Weibermännrige.

Zwei und zwanzigste Klasse: Zweihäusige. Hier sind die Männer von ihren Weibern noch weiter, als in der vorigen Klasse, entfernt;

sie wohnen nicht einmal zusammen in Einem Hause, doch ohne Ehescheidung. Es sind Pflanzen mit bloß männlichen, und andere mit bloß weiblichen Blüten. Dahin gehört die Weide, die Espe, die Nussel, der Lenz und Lössen. Die Ordnungen sind: Ein- Zwei: Drei: Vier: Fünf: Sechs: Acht: Neun: Zehn: Zwölf: Zwanzig: und Vielmännrige, Einbrüdrige, Verwachsene, Weibernmännrige.

Drei und zwanzigste Klasse: Vielebige. Hier sind Zwitterblumen und außerdem noch ganz männliche oder ganz weibliche Blumen, zuweilen auch beide, auf derselben Pflanze. Aus dieser Klasse sind Eschern (*Fraxinus*) und *Valantia* einheimisch. Die letztere blühet gelb; die Blümchen sind aber sehr fein, und sitzen an zarten Stielen, welche zwischen vier kreuzweise gestellten Blättern hervor kommen. Die Ordnungen heißen: Einhäusige, Zweihäusige, Dreihäusige.

Vier und zwanzigste Klasse: Heimliche Ehe. Hier wird die Hochzeit gleichsam heimlich gefeiert. Man sieht die Zeugungstheile entweder gar nicht, oder man weiß nicht, wie die Befruchtung geschieht. Die Ordnungen sind folgende: 1.) Juncifera. Hier besteht die ganze Pflanze nur aus Einem Blatt, das aber, bei einigen Arten, die Höhe einer Staude erreicht, und auch unten, wo es, von einander geschnitten, zuweilen einen doppelten Nabel zeigt,

zeigt, sehr dick ist. Der Saame sitzt auf der untern Seite des Blattes in sehr regelmäßigen Reihen. Er entwickelt sich aber erst gegen Ende des Sommers, und seine Entstehungsart ist ein Geheimniß. Die Farnenblätter wachsen gemeinlich in den Gegenden am häufigsten, wo andere, noch nützlichere, Pflanzen nicht fortkommen können. Für diese bereiten sie den Boden. Doch haben sie auch in der Medicin ihren Nutzen, und die aus Farnenkräutern gebrannte Asche giebt vortrefliches Glas. 2) Moose. Diesen ist eigentlich von ihrem Schöpfer das wichtige Geschäft aufgetragen, unfruchtbare Gegenden, ja sogar nackte Felsen, nach und nach für Pflanzen und empfindende Geschöpfe bewohnbar zu machen; und hiezu ist sowohl der Saame als das Moospflänzchen selbst sehr zweckmäßig eingerichtet. Der Saame, welcher oft eine grünliche Farbe hat, und in kleinen mit einem doppelten Deckel versehenen Kapseln verschlossen ist, gleicht dem allerfeinsten Staube, der in der Luft verfliegt; wenn man ihn heraus schüttet, so, daß er vom Winde selbst bis auf die höchsten Berge mit fortgetragen wird. Das Moospflänzchen aber kan auf dürrern Fels wachsen, weil es seine meiste Nahrung aus der Atmosphäre trinkt; es kan die trockene Jahreszeit und die brennendste Sonnenhitze mit Gedult ertragen, denn es lebt, wenn es auch stirbt, wieder auf, wenn die Regenzeit eintritt; es kan nicht so

leicht von Winden oder Fesseln des Gengüßes um weggenommen werden, denn es ist ein kleines Gebilde von feinem einander geknüpften Zweigen und Blättern. Und so legen die Moose, wenn ihre ersten Kolonisten die sich auf dem Felsen nieder liegend schon längst verworfen sind, den ersten Grund zu der fruchtbaren Erde, wo hernach tausenderlei Pflanzth, Sträucher und Bäume ernährt. 3) Ascermoose. Sie erfüllen zum Theil in der Hauthaltung des Natur die selben Zweck. 4) Schwämme. Auch diese sind von sehr großem Nutzen. Sie ziehen die allzugroße Feuchtigkeith an sich, und bewahren dadurch manches Gewächs vor Fäulnis und ständiger Zerstörung. Auch wird die Atmosphäre durch sie von manchen schädlichen Dünsten, die sie aufsaugen, gereinigt. Es ist also ein Beweis des Unverstandes und des Mangels an Ueberlegung und gutem Urtheil, wenn mancher Leute fragen: „Woher kam doch der liebe Gott die allmächtigen Schwämme geschaffen. habe?“ und dann wunder nehmen, was für einen wichtigen Einwurf sie gegen die göttliche Vorsehung gemacht haben.

Anhang.

Ich will nun noch von einem Sonderm wurzellähnlichen Pflanzwuchse der gewöhnlichen Lythymachie (*Lythymachia vulgaris*) reden, welchen ich im Herbst des Jahres 1789 an dieser Pflanze, wie ich glaube, zuerst entdeckt habe. Es geschieht mir

hat es umgekehrt die Drüsen vom drei Linien. Es hat mehrere lange Seitenzweige, die sich auch so, wie der Hauptstamm, auf der Oberflache des Wassers halten. Diese Seitenzweige, deren zwei gegen einander über stehen, wovon grünliger links einer besonders lang ist, kommen zwischen den Abwärtsflecken angedrückt vor, und oben zugespitzte Blätter hervor, die mehr grünlich als rüchlich sind. Wenn das Gewächs noch frisch ist, so ist es außerordentlich froddel und brüht. Später nicht, hat es aber schon mehrere Tage auf dem Wasser gestanden, so wird es so zäh, daß man es sehr Sengelgarn oder Bast gebrauchen kann, und sehr fest damit binden kann.

Ich überlasse zu erfahrem Männern, was ich bin, zu entscheiden, ob dieses Gewächs an der Lysmanche was ist, oder nichts als Wurzel ist. Was ist dieses aus folgenden zwei Gründen unwahrscheinlich? Erstlich, es hat Blätter; zweitens, es schwimmt horizontal auf der Oberflache des Wassers. Wer hat schon etwas von Wurzeln gehört, die Blätter haben? Und wer weiß nicht, daß die Wurzeln der Wasserpflanzen sonst nichts als Wasser hinunter gehen? Es ist auch nicht wahrscheinlich, daß die Blätter hier dieselben Dienste thun, wie die wurzelähnlichen Blätter der weißen Wasserrunde (Ranunculus aquatilis), die am Ende des Raimon nach kleiner Blüthe ausstehende Blätter mit einem schönen weißen Top

nach überzieht. Diese hat es ihnen Geringe, nicht an der Wurzel, sondern bei Blüthen, wovon die einen, welche windlich sind, auf der Oberflache des Wassers schwimmen, die andern so beschleunigen und haardünnen ab, als beschleunigte zusammen sitzen, so häufig unter dem Wasser getaucht bleiben. Die letzteren schwimmen höher, als die glänzend Blätter sind, bloß aus dem Wasser Nahrung einzufangen. Die kleinen Blättchen an dem Auswuchs der Lysmanche sind aber zu diesen Zwecken nicht eingerichtet, da sie klein sind und nicht flach und so nachweislich stehen.

Der Schöpfer hat so viele Wunderleistungen gewiesen, um die Ausbreitung der Pflanzen zu befördern, durch Spößlinge unter der Wurzel; noch Ubleger, die aus einem abgesehenen und in die Erde gesteckten Stängel ein ganzer Baum wird; und durch Säamen. Die Säamen sind selbst mit Flügeln versehen, welche sie wie die des leichtesten Stroh, von dem Luft mit fortzutragen zu tragen, als sie flutend zum Fortgelenke; oder sie sind in Kapseln, die mit elastischer Federkraft, wenn der Saamen reif ist, ausbringen, und ihn weiter setzen; oder sie haben kleine Saackchen und Häutchen, womit sie sich an Menschen und Thieren anhängen, um sich forttragen zu lassen. Sollte vielleicht jene wurzelähnliche Auswuchs, wenn man ihn an einem Gewächse, endlich noch einen besondern Art sein, welche Pflanzenwurzeln abzugeben? Es ist möglich.

indiglich, daß er bei schmälern Gewässern bis an das gegenseitige Ufer hin wächst, sich daselbst einwurzelt, und eine neue Kolonie von Pflanzen, die
Lamburg.

aus den vortheilhaftern Gegenden auswandert und über das Wasser schiffte, anlegt. Oder er kan auch einen der vicinischen Dörfer haben.

Otto Gieseke,

Etwas über die Entstehung der ersten Erde auf trocknen Felsen.

Häufige Spaziergänge in felsigte Gebirge, und die Betrachtung der Natur in denselben, führen den nachdenkenden Menschen, dessen Fortschrittsgeist nie still steht, auf allerlei Bemerkungen. Ich sah einst die schönsten Belladonnagesträucher mit ihren glänzenden Beeren dicht und um und mitten zwischen den reifsten volltragendsten und wohlgeschmecktesten Himbeerkücheln stehen. Ein Beweis von der Größe der Natur, die in den Pflanzen so verschiedene Rassen und Wurzeln bereitet, wo die einen das Gift fangen, und in die Rassen hinaufstreben, die andern essbare erquickende Säfte. Eine Erscheinung, die man aller Orten in jedem Gärten findet, wo sich der Schierling mit den Küchengewächsen vereinigt.

Aber zu eben der Zeit fand ich einen kahlen Felsen. Ich kletterte hinauf, fand auf demselben zu meinem Erstaunen eine so süßreife Erdbeere stehende, und so süßreife Frucht daran, daß man sie sich nicht herlicher und die Früchte nicht wohlschmecker denken kan. Nur sehr wenige Er-

rdbeere, den vielleicht ein Vogel oder ein andres Ungeheuer hieher gebracht, und der hier Wurzel gefast haben mochte, zu einer so vollkommenen Stände gewachsen war.

Lange blieb ich hier stehen. In Bewunderung und tiefer Betrachtung sah ich hier mein Geist versenkt. Der Hauptgedanke war mir der: Wie konnte die Erde auf diesen kahlen Felsen? Verschiedene Moospflanzen sah ich freilich neben und um diese Pflanze, nur, auf dem ganzen Felsen. Ich konnte mir dies also leicht erklären, nach der Idee, die ich schon durch die von dem Herrn Prof. Gmelin herausgegebene Naturgeschichte des Hrn. Prof. Luriden S. 582. bekommen hatte. Dieser sagt in der angeführten Stelle: „Einige Arten der Aftersmoose erzeugen die erste Erde auf trocknen Felsen, damit hernach andere Pflanzen darin wachsen könnten.“ Dieser Satz war mir aber noch nicht völlig hinreichend. Denn ich dachte nun wieder: Woher kommt die allererste Erde auf den trocknen Felsen, in welcher das Saamen des Aftersmooses seine

seinen Wurzeln schlagen und durch dessen Zerwundung und nachherige Vertrocknung oder Verwesung die Erdmasse vermehrt wird? Die Ursach dieser allerersten Erde könnte ich nirgends anders finden, als im Wasser. Der Bodensatz des Regenwassers, der am Ende, wenn die wässrigsten Theile weggedunstet, stehen bleibt, ist nichts weiter als Erde mit vielen fettigen Theilen vermischt. Anfangs ist die Quantität sehr gering. Sie vermehrt sich aber mit dem jedesmaligen Regen. Der feine Saamenstaub des Asters, welcher aus der Luft hieher geführt wird, findet hier seine erste Nahrung. Er schlägt so seine Wurzeln, damit der Wind die Erde nicht vermehrt. Anfangs bleibt das Moos sehr klein. Es vertrocknet zu Pulver, oder verfaulet nach Beschaffenheit der Witterung. Thau oder Regen, oder Regen senktet die Masse wieder an.

Koppenbrünge.

und vermehrt sie. Das Kormen wird größer. Nun wird die Erdmasse durschlicher. Der Zufall führt irgend ein anderes Saamenkorn hieher und die Pflanze gedeiht in dieser fetten Erde so sehr, daß man nicht genug die Vollkommenheit der Frucht bewundern kan. Die Ursach ist einzig: weil das Saamenkorn hier in eine Erde geräth, die durchaus keine schlechte Theile, sondern lauter Fett und fettiger Theile in sich enthält.

Ich gestehe es gern, daß ich in der Naturlehre und Naturgeschichte nur sehr geringe Kenntnisse habe. — in dessen hoffe ich doch, und das ohne Grund, daß meine Idee von der Entstehung der ersten Erde auf neuen Felsen den Beifall der Naturkundiger verdient, weil ich glaube, daß sie die wahre ist. Im entgegengeetzten Fall nehme ich die Belehrung mit dem dankbaren Herzen an.

J. T. L. Schnorer

Frage.

Welches sind die bewährtesten Mittel, daß die Mäuse die Strohbächer nicht so sehr verschneiden. An einigen Orten menget man lange Heide unter das Dachstroh, allein in der Nacht und den Dornen, wo die Heide selten ist, geht dieses nicht an; zu geschweigen, daß derjenige, der seinen

Hause ein gutes Ansehn geben will, sich ungern dazu entschließt. An andern Orten überzieht man die innere Seite des Dachs mit Leim. Allein, dies ist nur bei kleinen und niedrigen Dächern anwendbar. Sollte sich nicht ein besseres und allgemeines Mittel ausfindig machen lassen?

Hannoverisches Magazin.

25tes Stück.

Freitag, den 26ten März 1790.

Eine Unterredung mit Abram, einem Abyssinier, die Stadt Gwender und die Quellen des Nils betreffend.

Vom Ritter W. Jones *).

Da ich erfuhr, daß sich ein geborner Abyssinier in Calcutta aufhalte, der ziemlich fertig arabisch spräche, so schickte ich zu ihm, und befragte ihn sorgfältig über verschiedene Gegenstände, die ihm wahrscheinlich nicht unbekant seyn konnten. Seine Antworten waren so einfach und bestimmt, und sein ganzes Betragen so entfernt von allem Verdacht der Betrügerei, daß ich nicht umhin konnte, mich ein Weilchen mit ihm in eine Unterredung einzulassen, deren Resultat der Societät nicht unangenehm seyn wird.

Gwender, welches Vernier kürzlich für eine wichtige Stadt erklärte, obgleich Ludolf versichert, daß es bloß ein militairisches Standquartier sey, und davon er vermuthet, daß von ihm in wenigen Jahren nichts mehr seyn würde, ist, nach Abrams Aussage, ganz zuverlässig die Hauptstadt von Abyssinien.

Er sagt, daß sie beinahe so groß und volkreich sey, als Bahiro, welches er auf seiner Pilgrimschaft nach Jerusalem sah; daß sie zwischen zwei breiten und tiefen Flüssen, die Taba und Anerib heißen, liege, welche sich beide in einer Entfernung von ungefehr funfzehn Tagereisen in den Nil ergießen; daß alles Mauerwerk der Häuser aus einem rothen Stein gebauet und die Dächer mit Stroh gedeckt wären; daß die Straßen denen von Calcutta gleich, und diejenigen, in denen sich die königliche Residenz befindet, sehr geräumig wären; daß der Pallast des Königs, der ein mit Gips oder Kalk überzogenes Dach hätte, einer Festung ähnlich wäre, und in der Mitte der Stadt stünde; daß die Marktplätze in der Stadt einen Ueberfluß an Gartenerfrüchten hätten, daß man auch Weizen und Gerste, aber keinen Reis darauf sähe; daß Schafe und Ziegen un-

ter ihnen im Ueberflusse wären; und daß die Einwohner außerordentlich große Liebhaber von Wild, Ase und Wollen wären; daß aber das Land voll und die Soldaten sich kein Bedenken machten, das Blut und rohe Fleisch eines Ochsen zu trinken und zu essen, welches letztere sie abschneiden, ohne sich kümmern zu lassen, ob das Vieh todt, oder lebendig ist, daß aber indessen diese wilde Lebensart keineswegs allgemein seyn. —

Mandeln, sagt er, und Datteln, werden in diesem Lande nicht gefunden, aber Weintrauben und Pflirschen reifen hier, und in einigen dortigen Provinzen; vorzüglich wird in Catudar Wein in Ueberflusse gemacht. Eine Art von Meer ist das gewöhnliche berauschende Getränk der Abyssinier.

Der jetzt verstorbene König war Tilca Mahur (wovon das erste Wort eine Wurzel oder einen Ursprung bedeutet), und der jetzige, sein Bruder, Tilca Terjis. — Abram beschrieb die Kriegsmacht des Königs zu Gwender als sehr respectabel und versichert, vielleicht muthmaßlich, daß sich da selbst an vierzig tausend Mann Krieger befänden.

Die Truppen sind, wie er sagt, mit Musketen, Lanzen, Bogen und Pfeilen, großen langen, und kurzen breiten Schwertern bewaffnet. Der Stadtrath besteht nach seiner Erzählung aus ungefehr vierzig Ministern, in deren Händen sich beinahe die ganze executive Macht befindet.

Mein erzählender Abyssinier war erst in Diensten eines Regiers, in dessen Gefolge er verschiedene Quellen des Nils, oder Abbeys, gewöhnlich Alawy genannt, ungefehr acht Tagereisen von Gwender, zu sehen. Er erblickte drei Quellen, wovon eine derselben mit großem Geräusch aus dem Grunde hervorspruht, welches man in einer Entfernung von fünf oder sechs Meilen hören kan.

Ich zeigte ihm die Beschreibung des Nils von Gregory von Amharu, welche Ludolf in äthiopischer Sprache herausgegeben hat. Er las und erklärte sie mit großer Leichtigkeit, während daß ich seine Erklärung mit der lateinischen Uebersetzung verglich und sie völlig richtig fand. Er versicherte, daß die Beschreibung mit allem, was er in Aethiopien gesehen und gehört habe, übereinstimmend sey.

Als ich ihn über die Sprachen und den Zustand der Wissenschaften seines Vaterlandes befragte, antwortete er, daß wenigstens sechs oder sieben Sprachen darin geredet würden; daß der eleganteste Dialekt, welchen auch der König redete, der ancharische wäre; daß die äthiopische Sprache, wie dies sehr bekannt ist, viele arabische Wörter enthielte; daß sie außer ihren heiligen Büchern, so wie der Weissagung Enochs und andrer, auch Geschichten von Abyssinien und verschiedene literarische Werke hätten; daß ihre Sprache in Schulen und Collegien, deren verschiedene in der Hauptstadt vorhanden waren, gelehrt würde, und noch

Weg zu finden, daß kein Abessinier das Daseyn des königlichen Gefängnisses, Mahinin genannt, welches sich auf einem sehr hohen Berge befindet, in welchem die Prinzen und Prinzessinnen über Könige eingesperrt werden, bezweifelt, aber daß man der Natur des Gegenstandes zufolge, keine genaue Beschreibung davon bekommen könne.

„Alle diese Materien,“ fuhr er fort, „sind, wie ich vermuthete, in den Schriften des Makub reflectirt, den ich vor fünfzehn Jahren in Gonder sah. Er war ein Arzt und hatte den Bruch des Königs, der auch ein Weiser war, in seiner letzten Krankheit heilend. Der Prinz starb, dennoch blieb der König dem Makub gewogen, und der ganze Hof und alles Volk liebte ihn. Der König nahm ihn als einen Gastsfreund in seinen Pallast auf, vergaß ihn mit jeder Gabe, die er nur wünschen konnte, und als er heimreiste, die Quellen des Nils und anderer Seltsamkeiten zu sehen, (denn er war außerordentlich neugierig), erhielt er alle mögliche Unterstützung und Willfährigkeit vom Könige.“ Er verstand die Sprachen, und schrieb und sammelte viele Bücher, die er mit sich nahm.“

Unmöglich kann ich, besonders, auf die Person dieses Makub beschreiben, länger einen Augenblick daran verweilen, daß es einen andern, als James Bruce Esq. darunter verstehe, welcher in der Kleidung eines syrischen Arztes reiste, und wahrscheinlich mit

guten Bedacht einen Namen wählte, der in Abessinien wohl bekannt ist. Er wird nach jetzt auf dem Berge Singi wegen seines Scharfsinns in Entdeckung einer Wasserquelle, deren das dasige Kloster äußerst bedürftig war, sehr geschätzt. Er war zu Jedda bei Mohammed Cassain, einem der gelehrtesten Mohammedaner in Indien, bekannt, und ich habe einen Brief von einem arabischen Kaufmann zu Moscho gesehen, worin derselbe seiner mit sehr großer Hochachtung erwähnt.

Es ist wahrscheinlich, daß er über Musowwa, eine Stadt, welche unter türkischer Vorherrschaft steht, nach Abessinien gieng, und durch die Wüste, welcher Gregory in seiner Beschreibung des Nils erwähnt, zurückkehrte.

Wir müssen hoffen, daß Hr. Bruce eine Beschreibung von seinen interessanten Reisen, nebst einer Uebersetzung des Buchs: Noch bekanntmachen werde, welche keiner, als er selbst, uns mit Wahrheit und Zuverlässigkeit geben kan. Durch Hülfe der abessinischen Nachrichten kan ein großer Licht über die Geschichte von Nubien vor Mohammeds Zeit verbreitet werden, denn es ist allgemein bekannt, daß vier äthiopische Könige nach einander in diesem Lande regiert haben, nach dem sie von den Eingebornen zur Hülfe wider den Tyrannen Abu Naras eingeladen worden, und daß sie ihrer Seits wieder durch die Waffen der hymnarischen Fürsten mit Hülfe des Anushirwan, Königs von Persien,

verrichten worden sind, der, wie es gewöhnlich der Fall ist, nicht ermangete, dasselbe Volk, dem er seinen Beistand versprochen, und das von ihm seine Befreiung erwartet hatte, seinem eignen Zepter zu unterwerfen.

Solten die Annalen dieser Periode

je wieder hergestellt werden können, so muß es durch die Geschichten von Abyssinien geschehen, die auch die mannigfaltigen Irrthümer der vorzüglichsten asiatischen Schriftsteller über das Volk und das Land, wozu es Fruchtbare Erde bringt, berichtigen würden.

Der welsche Hahn.

Der welsche Hahn, indianische Hahn, lateinische Huhn, Puter, von den Engländern Turkey, den Spaniern Pavon de las Indas, den Italienern Gallo d'India, den Holländern Kalkvon, und bei Linnee Meleagris Gallo Daro genannt, ist sowohl in Rücksicht seines Nutzens in der Oekonomie, als in Ansehung seines köstlichen Geschmacks auf der Tafel ein viel zu wichtiger Vogel, als daß er nicht verdienen sollte, daß seine Naturgeschichte bekannt gemacht würde. Erst seit der Entdeckung von Amerika ist er uns bekannt. Er gehet wegen seiner Größe, Bildung des Kopfs und wegen gewisser natürlichen ihm beinahe allein eignen Gewohnheiten unter die merkwürdigsten Hausvögel. Seinem Kopfe, welcher im Verhältnis mit dem Körper sehr klein ist, fehlet der gewöhnliche Schmuck der Vögel: denn er ist beinahe völlig von Federn entblößt und nur, wie ein Theil des Halses, mit einer bläulichen Haut bedeckt, welche an dem vordern Theil des Halses voller rothet und an dem Hintertheil des Kopfs voller weißlich: der Klumpen ist, mit einigen dünn be-

setzten schwarzen Haaren besetzt, die Klumpen und kleinen Federchen, die oben am Halse sehr sparsam angebracht sind, am internen Theil aber häufiger werden. Unten an der Wurzel des Schnabels gehet bis an ein Drißtel der Länge des Halses eine Art von sehr schigem Bart hinaus, welcher roth und flatternd ist und dem Auge einfach von vorn, ob er gleich aus einer doppelten Haut besteht. Auf der Wurzel des Oberschnabels erhebt sich ein Gabelförmig von rothlicher Gestalt, welches tiefe Querrunzeln hat. Dieser pyramidenförmige Zapfen ist nicht über einen Zoll hoch, wenn der Trachahn nur gewohnte Gegenstände um sich sieht; von seiner Leidenschaft bestimmt wird, und ruhig herum geht; sich zu stürzen. Wenn sich aber unvermuthet, zumal zur Zeit der Liebe, ein fremder Gegenstand zeigt, so blähet sich dieser Vogel, der sonst so stüchsig ist, mit Stolz auf; Kopf und Hals schwellen; der rothliche Zapfen giebt sich aus einander, verlängert sich, und hängt 2 bis 3 Zoll über den Schnabel hinaus, welchen er gänzlich bedeckt. Alle diese beschriebenen Theile färben sich mit

mit starkem Krampf zwischen Brust; die Füße
denn am Hals und Rücken stranden sich
zu gleicher Zeit, und der Schwanz erhebt
sich in Gestalt eines Fächers, indem die
Fingelfedern ausfallen, widerstrahlen, und
auf der Erde streifen. In diesem Auf-
zuge geht er bald parodirend um sein
Weibchen herum, und begleitet seine
Bewegungen mit einem dumpfen Ge-
räsche, welches die Luft aus der Brust,
die durch den Schnabel entweicht; und
von einem langen Poltern begleitet
wird, hervorbringt, bald verläßt er sein
Weibchen, als wenn er die bedrohen
wolle, die ihn zu verfolgen kommen. In
beiden Fällen ist sein Gang einseitig
und mit einer gleichmäßigen Geschwin-
digkeit, er sein dumpfes Geräusch hören läßt.
Von Zeit zu Zeit unterbricht er diese Be-
wegungen, um ein anderes durchbe-
greifendes Geräusch anzuknüpfen, das Je-
dermann bekant ist, und das man ihn,
so oft man will, zu wiederholen las-
sen, wenn man entweder pfeift; oder
ihm sonst scharfe Töne hören läßt.
Hiernach fängt er wieder an, sein Rodeo
zu machen, welches, nachdem es so-
man Weibchen, oder einen Gegen-
stand, der ihm verdächtig ist, gilt,
bald seine Liebe, bald seinen Zorn aus-
drückt, welcher um so heftiger wird,
wenn man vor ihm mit einem rothen
Kleide erscheint. Nachdem wird er
aufgebracht und wüthend; er springt
zu, er greift mit Schnabelfedern an,
und thut alles, um einen Gegenstand
zu entfernen, dessen Gegenwart ihm
unverträglich zu seyn scheint.

Ich übergehe merkwürdige andere
zum Theil noch ganz bekante Thier-

Sachen über die Vögel, und hebe nur
noch Einiges aus; um dann meinen
Zweck näher zu kommen, welcher das
zu bezieht, dem Henschen einige Mit-
theile, die bei der Hühnerzucht wichtig
sind, und einige Erfahrungen be-
zogen zu machen, die von wesentlichen
Dingen sind.

Man hält weiße Lämpfart für
die besten. Der Hahn geht darin
vom Hahn ab, daß sie keine Spuren
an den Füßen und keinen Haarpinsel
am Halse hat; daß der konische Za-
pfen über dem Schnabel kürzer ist,
und sich nicht verlängern kan; daß
der Kopf schlanker ist. Er ist viel
kleiner, hat keine so bedeutende Miene;
weniger Federkraft von innen, und
weniger Wüthsamkeit von außen, ihr
Geschrei ist ein bloßes Blageten, u. s. m.
Gewissen guten Männchen kan man
5 bis 6 Hühner geben. Ihre Paar-
ung ist mit der gemeinen Hühner-
art ungeschieden, nur dauert sie
länger; und dieses ist vielleicht die Ur-
sache, warum man dem weißen Hahn
weniger Weibchen geben muß, und
warum er wohl eher unbrauchbar wird.
Einige behaupten, daß er sich in Ent-
wangelung einiger Weibchen mit Pfau-
enweibchen, und sogar mit Enten paar-
te, an welchen letztern aber Unflathen
sehr zweifelt.

Die weiße Henne ist nicht so frucht-
bar, als die gemeine. Man mißbraucht
zuweilen Hahn, Hahn, Hühnerweib-
chen, u. s. geben, um sie zu legen zu
erregen, und bei allen dem macht sie
das Jahr nur eine einzige Brut von
ungefähr 25 Eiern, welche sie 2 Wochen

ten macht, welches über solchen geschä-
het; so fliegt sie die erste gegen das
Ende des Winters; und die zweite im
Maggio an. Die beiden übrigen sind
die Eier von neuen Begelgungen,
und man weiß, daß sie brüten will,
wenn sie, nachdem sie abgelegt hat,
in ihrem Neste bleibt. Soll ihr das
Fest Nest gefallen, so muß es an einem
erodischen Orte sich befinden, und nicht
wird gesehen werden können. Denn
sie verbirgt sich gern sorgfältig, wenn
sie brütet.

Die jährlichen Jungen sind gemeinlich
bei der besten Bräuterei. Sie sind
den diese Beschäftigung mit so vieler
Mühe, daß sie auf ihrem Eiern fast
Hungers sterben würden; wenn man
nicht Sorge würde, sie täglich einma-
len weg zu nehmen, um ihnen zu speisen
und zu trufen zu geben. Die Begelbe
zu brüten ist forstlich und so anhaltend,
daß sie manchmal zweimal nach ein-
ander ununterbrochen fortbrüten; aber
in diesem Falle muß man sie ja durch
besseres Futter bei Noth zu erhalten.
Sonderbar! Das Altmann hat es
bezeugt; ausgegangen Leich, denn
wenn es steht, daß das Weibchen brü-
tet, so sucht es die Eier, als Hinder-
niß seiner Begelungen; zu vernich-
ten, und daher kommt es vielleicht, daß
das Weibchen die Eier so sorgfältig
zu ordnen sucht. Wenn die Zeit
künd, da die Eier aufgehen sollen, so
zerbrechen die jungen Putzen die
Schale mit ihrem Schnabel. Aber
die Schale ist manchmal so hart, und
das Putzen so schwach, daß sie un-
vermögen, welches, wenn man ihnen

nicht zu Hilfe kommt, nicht mehr aus-
gehen mit vieler Vorsicht. Dasselbe
kann so werden, wenn man nicht im Anfang sehr scharflich
mit ihnen verfährt. Die Hühnerstich
kann, oder sie der unangenehmen Ab-
kühlung, der Kälte, dem Regen, und
sogar dem Thau, oder delf: ausgesetzt
wird. Sonnenchein tödtet sie oft in
ihrem Augenblick, und nicht selten
werden sie sogar unter den Füßen ihrer
Mutter zertrümmert; daher ihre geringe
Zahl bei der Bräuterei gegen die gemei-
nen Hühner.

11. Anfangs muß man die Jungen Put-
zen an einen warmen trocknen Ort
bringen, wo man eine gute Stütze
für sie herstellt hat, und wenn man sie
auch zu die freie Luft bringen will, so
schneiden Tage dazu wählen. Sie
fressen lieber aus der Hand, als auf
eigend eine andere Weise. Man muß
daß sie Nahrung nöthig haben, und
man sie pfeifen hören, und dieses geschieht
bei sehr oft. Hier bis fünfmal
Tagen muß man sie füttern. Aber die
letzte Nahrung, kalte, billige Weine
Wasser: fressen, welches ihnen in der
Schale gebracht wird; hernach soll
man ein wenig Brodkrumen beu-
ten mengen. Gegen den vierten Tag
ist es gut, wenn man ihnen Eier, die
bei dem Brüten verdorben sind, so
kocht und gekocht, quast mit We-
trauen und hernach mit Pfeffer und
diese verdorbenen Eier; sie mögen
von weissen oder gemeinen Hühner
seyn, sind eine sehr gesunde Nahrung
für sie. Gegen den sechsten bis zehnten
Tag hat man mit dem Eiern auf

und nicht gekaut Meßlein unter Hier:
se, oder Meßl von christlicher Korn:
Gerste. (Wahen) 2. oder, wenn man:
das Getreide sparsam will, ohne den
Dachten Schaden zu thun, unter ge:
nommenen Witz, Kirschen, Meßel:
saamen und Aste. In der Folge ist
es genug, wenn man ihnen, allerlei
saulandes Obst, klein geschnitten, und
besonders, Brombeeren und, weiße
Maubereen, 2. giebt. Essen sie
schwach aus, so steckt man ihnen den
Schnabel in Wein, um sie ein wenig
trinken zu lassen, und läßt sie auch
ein Pfefferkorn verschlucken. Zwei:
ken scheinen sie ganz erstorben und ohne
Bewegung, wenn sie von einem kal:
ten Regen überfallen worden sind, und
sie würden auch sicher sterben, wenn
man nicht Sorge trägt, sie in warme
Lücher einzuschlagen, und ihnen öf:
ters warme Luft durch den Schnabel
einzublasen. Man muß auch nicht
versäumen, oft nachzusehen, ob sie
auch Bläschen unter ihrer Zunge oben
auf dem hintersten Theil des Körpers
haben, und diese müssen aufgestochen
werden.

Wenn die Jungen auf die Welt
kommen, so ist ihr Kopf mit einer
Art von Wollenhaar oder Psalum be:
kleidet, und sie haben weder drüsiges
Fleisch noch Lappchen. Erst in sechs
Wochen entwickeln sich diese Theile.
Die Zeit dieser Entwicklung ist eine
gefährliche Zeit für sie, und alsdenn
hauptsächlich muß man Wein unter
ihre Futter mischen, um sie zu stärken.
Sie werden selten verschmitten, weil
sie ohne dieses Mittel feist genug wer:
den;

und ebenfalls so gut Fleisch ha:
ben. Ein anderer Beweis, daß ihr
Trampelament nicht so häufig, als das
der gemeinen Papagen ist.

Es ist Jedem bekannt, daß sie jenen
gen Unter, wenn sie erst erwachsen
sind, dachhaft und fast werden, und
jeder Winterung, trafen. Alsdenn
wird man sie am besten auf die Weide
in das Feld, an Dorfer, wo viele
Meßlein und andere Pflanzen, die sie
gern fressen, wachsen, in Baumgärten
etc. wenn die Früchte anfangen ab:
zufallen, so. Man muß aber die
Wälder meiden, wo Aeduer wach:
sen, die ihnen schädlich sind, z. B.
das große Fingerkraut mit rothem
Blut. Diese Pflanze ist ein wahres
Gift für sie. Wenn sie davon fressen,
so bekommen sie eine Art von Ver:
schung, Schwindel und Zuckungen,
und wenn sie sehr viel davon bekom:
men haben, so sterben sie an der
Schwindelsucht. Noch eine harm:
lose gewisse Vogel ist, daß man sie
nicht eher hinaus lassen muß, als bis
die Sonne den Morgenstern aufge:
treten hat, daß man sie nicht herein:
gen muß, ehe der Abendstern fällt,
und sie vor der größten Sommerhitze
schützen muß. Als Wende, wenn
sie zu Hause kommen, giebt man ih:
nen Körniges oder anderes Futter,
angeworren zur Consistenz, wo sie
in Galle genug zu fressen finden.
Ich übergehe der Küche wegen Al:
les, was entweder bekannt genug ist,
oder ihrer Feiner Anwendung bedarf,
und sehe noch Einige über die Ge:
kult und Beschaffenheit des Trampels.

habe. Diese Beschreibung des Vorgebirges des Ostens, von man nicht weiß, ob sie für ihr Vaterland zu erklären, und ihre Erfindung in unserm Welttheile: oder der Entdeckung des neuen, zu bezeichnen.

Die Leute bezeugen, daß sie in den Antillen, die in unserm Vaterlande sind, und wenn man nur ein wenig für sie sorgt, jährlich drei bis viermal brüten. Nach den Beschreibungen einiger Jesuiten, findet man bei den Iliques eine ungeheure Menge. Hier gehen sie haufenweise zu hundert bis zwei hundert, und sind wirklich geduldet als die unfrugenen Ehen so häufig zeigen sie sich in Canada, wo sie die Algon, nach des P. Theodores Banniff, Oudercouques nennen; ferner in Mexiko, Newengland, am Mississippi und in Brasilien, wo sie unter dem Namen Arigahoussou bekannt sind. Gloane sah sie häufig auf der Insel Jamaica. Fast in allen diesen Ländern leben die Truthähne im Gebräuche der Wildheit in großer Menge.

Eben so übereinstimmend sind die Nachrichten in der Behauptung, daß man diesen Vogel in Asien gar nicht, oder doch nur selten finde. Nach Gmelin Lageri sind auf den Philippinen keine, und selbst die von den Spaniern dahin gebracht, kommen nicht fort. Auch die Goldküste und im China keine, als die andere woher daher gebracht worden. Bower sah keine im Königreiche Madagaskar, Gampier ebenfalls nicht zu Madagaskar. Lherminier aber Langer

nier, die Asien beschreiben haben, sagen ausdrücklich, daß sie in diesem großen Lande keine gefunden. Auch hier sind sie durch die Naturisten gebracht, wo sie aber nicht geduldet werden; besser ging's den Holländern, die sie nach Batavia brachten.

Wenn Gesner, Aldrovandus, Bellon und Ray behaupten, daß die Truthähne aus Afrika und Asien abstammen; so steht man aus ihrer Beschreibung da, daß diese afrikanischen Vögel in der That keine andere sind, als unsere Truthähne, die wirklich aus Afrika kommen.

Die erste Erscheinung der Truthähne in Frankreich, steht eine Sage in die Zeiten der Regierung Franz I. um welche Zeit der Admiral Chabot lebte. Die Verfasser der britischen Zoologie nehmen als bekannt an, daß sie unter Heinrich VIII. nach England gekommen sind.

Die wilden Truthähne gehen bloß darin von den zahmen ab, daß sie größer und schwärzer sind. Uebrigens haben sie einerlei Sitten, einerlei natürliche Gewohnheiten und einerlei Dummheit. Sie setzen sich z. B. in den Wäldern auf dürre Zweige, und wenn man einen mit einem Feuergewehr herangeht, so bleiben die andern sitzen, und nicht ein einziger fliegt davon. Ihr Fleisch ist nicht so angenehm als das Fleisch der zahmen. Der gehaubte Truthahn ist bloß eine Spielart des gemeinen Truthahns, wie der gehaubte Haushahn es in der Zucht des gemeinen ist.

Sannoverisches Magazin.

26^{tes} Stüd.

Montag, den 29^{ten} März 1790.

Nachtrag zu der Beantwortung der Anfrage im 9^{ten} Stüd.
dieses Magazins von diesem Jahre: die Canarienvögel:
heßen betreffend.

Da viele wünschen, daß ihre Vögel neben dem schönen Gesänge auch mit schönen Farben prangen sollen, so gebe ich hier eine Anleitung, was für Vögel man mit einander paaren müsse, wenn man Junge von bestimmter Farbe haben will. Etwa 14 Tage oder 3 Wochen vor dem Einsetzen in die Kammer, werden diejenigen Vögel, welche paarweise zusammen heßen sollen, in einen Bauer gesetzt, damit sie vorher mit einander bekant werden, und sich mit einander verbinden können; jedoch geschiehet es oft, daß auf die Art zusammen gepaarte Vögel sich in der Kammer doch wieder verlassen, und sich jeder nach Gefallen einen andern Partner wählet.

Paart man graue Hähne und graue Weibchen zusammen, so erhält man größtentheils graue Junge, bringt man aber unterschiedene Farben zusammen, so hat man ungleich bessern Nutzen davon, und spielt die Natur als denn oftmals so, daß man schöne und

bessere Junge davon bekommt, als man geglaubt hat. Ein buntfarbiger Hahn mit einem reinen gelben oder weißen Weibchen, oder ein reiner Hahn mit einem bunten Weibchen gepaart, gebet allerlei schöne Farben wieder, und so auch reine gelbe Hähne mit kameel- oder fuchsfarbigem Weibchen. Reine oder einfarbige Hähne mit eben solchen Weibchen, bringen mehrst lauter reine Junge hervor. Sehr oft aber fallen die Farben auf die Großknecht wieder zurück.

Denen mit rothen Augen will man einen Vorzug vor denjenigen mit schwarzen Augen geben, welche man am besten durch die Augentlieder erkennen kan, wenn den Jungen die Augen noch nicht geöffnet sind.

Was den mehren Liebhabern mittheile, die erst anfangen Canarienvögel aufzuziehen, ist, daß ihnen so viele sterben. Dieses hat hauptsächlich in der Fütterung seinen Grund, wenn man nemlich nicht darauf achtet, daß dasjenige, was ihnen zu

Ec

einer

einer Zeit dienlich, zu einer andern wieder höchst schädlich seyn kan.

Wo es in der Heckenkammer der Raum gestattet, und man die ältesten Jungen wegen muthwilligen Ruins nicht herausnehmen muß, da ist es am besten, daß sie bis nach überstandnem ersten Federn darin bleiben, denn in den ersten 3 bis 4 Monaten ihres Lebens ist ihnen das gewöhnliche Futter in der Hecke das geistlichste. Wolte oder müßte man ehender welche herausnehmen, so ist es noch besser, sie einzeln als mehrere in einen Bauer zusammen zu setzen, auf diese Weise könnte man auch die Männchen ehender an ihrem Zwißern kennen lernen; weil solches aber viele Bauer und Aufwartung erfordert, so wählet man lieber das Bequemste, und läßt sie frei fliegen. Es hat auch keinen Zweifel, daß die jungen Vögel bei dem bessern Bewegen in der Kammer das Federn leichter überstehen, als wenn sie enge eingesperrt sind. Veränderung des Saamens während der Heckezeit, bringt vielen jungen, auch wohl alten Vögeln, den Tod. Wer diesen Schaden verhüten will, der versichert sich bei Zeiten noch im Frühjahr mit so viel gutem Kirschsamen von einem Landmann, daß er bis Michaelis damit reicht, und nicht nöthig hat, im Sommer einen Wechsel damit vorzunehmen.

Der Herr Verfasser der Beantwortung im 10ten Stück d. Mag. widersteh zwar alles grüne Kraut, außer den wilden Eichorien und rothen Kle-

blumen, allein ich muß gestehen, daß ich ihm hierin nicht folgen will. Ich halte das grüne Futter insonderheit gleich Anfangs in der Hecke, sehr gut, weil selbiges purgiret, und dem Vogel die böse Feuchtigkeits abtreibt, welche sich den Winter hindurch bei ihm gesammelt haben kan. Ueberdem würde es den Städtern auch sehr bequem seyn, die verordneten Blumen so viel und alle Tage anzuschaffen, da hingegen das andere Grüne, wenigstens Sallat und Hühnermirthe, viel leichter zu haben ist. Das Weizen von hartgekochten Hühneriern ungebraucht zu lassen, würde auch unnütze Verschwendung seyn; ich habe es meinen Vögeln beständig mit gegeben, und versichere, daß ich noch keinen damit todt gefuttern habe. Die Reibe zu diesem Gebrauch muß aber während der Zeit nicht zu Marren, oder andern scharfriechnenden Sachen, sondern der Reinigkeit wegen bloß zu diesem Behuf dienen. Den Mahlen von untermengtem fein gekohrtm Gerstenmalze kenne ich nicht; wenn der Weizenstaub keine Motten oder Mäusen in dem Saamen erzeugt, so könnte er vielleicht eher nützlich als schädlich seyn; daß man solches aber auch mit gutem Gewissen unterlassen könne, beweise ich nicht.

Was die vorübergehende Beantwortung an dem anfragenden Liebhaber betrifft, wovon die jungen Vögel gestorben seyn können, so bin ich völlig der Meinung, daß man die Heckenkammer, oder Bauer, sorgfältig vor Mäu-

Mäusen verwahre, wie auch den vorräthigen Saamen, denn natürlich muß der Mause Urin in dem Futter den Vögeln Ekel erregen. Vielleicht ist auch der Saame zuvor unfruchtig gewesen, welcher alsdenn auch schädlich ist. Man verwahrt den vorräthigen Saamen am besten in einem hölzernen Kasten oben im Hause, wo die Luft durchstreicht, oder hängt ihn in einem Beutel auf. An dumpfigen Orten, und wenn selbiger zu viel auf einander liegt, kommen leicht Meemeln oder Motten darin, auch wird er davon übertrichend, und den Vögeln widertlich und ungesund.

Uebrigens muß man in der Hecke bei allerlei Vorfällen zu helfen und zu bessern suchen. Wenn j. B. ein Weibchen nicht gut brüten oder füttern will, so kan man nach 7 bis 8 Tagen mit einem kleinen Theelöffel die Eier eins nach dem andern aus dem Neste nehmen, sie gegen das Fenster und die Hand nahe darüber halten; ist das Ei dunkel und schwer, so ist es gut, und formirt sich ein junger Vogel darin, ist es aber klar und etwas durchsichtig hell, so ist es schier und untauglich, und kan ohne Bedenken weggenommen werden. Auf die Weise kan man aus 3 oder 4 Nestern 2 machen, wenn sie im Legen und Brüten nicht 5 Tage aus einander sind. Die entledigten Weibchen bringen alsdenn nicht so lange Zeit unthätig zu, sondern können desto früher wieder an einem neuen Neste arbeiten.

Eben so macht man es auch mit den Jungen. Wenn ein Weibchen 2, das andere 1, 2 oder 3 ausgebracht hat, so giebt man sie, wenn sie beinahe eines Alters sind, dem Weibchen, welches am besten füttert. Das bessere Futter aber kan man den Jungen am Kropfe und Wachssthume gar leicht ansehen. Das ledig gewordene Nest wird gleich ausgerissen, der Korb reine gemacht, und wieder hin gehängt. Auf solche Weise kan man alle Jahr einige Vögel mehr gewinnen, als geschehen würde, wenn man sich weniger darum bekümmerte.

Da diese kleinen Geschöpfe auch verschiedenen Krankheiten unterworfen sind, so theile ich hier die mir bekannten und gebrachten Mittel dagegen karglich mit. Wenn ein Vogel krankig ist, die Flügel hängen, läßt sich rauß macht, so nehme man ihn in die Hand, blase ihm am Bauche die Federn aus einander; ist er mager, der Leib durchsichtig, aufgeblasen, hart, und voller kleiner rother Adern, und haben, wie solches gemeinlich dabei der Fall ist, sich die Gedärme in den Unterleib herunter gezogen, so nennet man solches den Bruch, welchen die Canarienvögel von gar zu starker Freßlust und Uebermaße zu bekommen pflegen. Gemeinlich sterben sie bald daran, doch kan man solgendes Mittel dagegen gebrauchen. Man läßt den Vogel einige Tage auf folgende Art purgiren, daß man ihm ein wenig Salz, ein wenig Stißholz, einen kleinen eisernen Nagel, auch

Ec 2

wohl

wohl einer Erbse groß Maan ins Wasser legt, dabei ihn mit bloßem Rübesaamen Diät halten, und übrigen der Natur ihren freien Lauf läßt. Ist das Uebel noch nicht zu weit eingerissen, so pflegt dieses Mittel zu helfen. Auch sind die Stengel von dem Berggerich hier sehr heilsam. Wenn der Vogel Nuskkerne nimt, so können solche zur Besserung gleichfalls beitragen. Wenn ein Vogel erhitet ist, nicht gut schmeißen kan, mit dem Schwanz wipelt und drücket, und dabei den Saamen mit dem Schnabel hin und her wirft, aber wenig davon frist, so ist's ein sicheres Zeichen, daß er abführende Mittel haben müsse. Bei dem kommt ein Vogel am Kopfe die gelbe Kräße, welches nur denen mit stehenden Kappen zu wiederfahren pflegt, so kan man die gelben Blasen mit einer spitzen Scheere öffnen, ausdrücken, und ein Tröpfchen Mandelöl, oder frische Butter, auf die Wunde schmieren. Auch kan man dadurch zu Hülfe kommen, daß man einem kranken Vogel die langen Schwanzfedern ausziehet, die in 4 Wochen völlig wieder wachsen, und wodurch die in dem kleinen Körper sich gesammelte Feuchtigkeits Luft und Oefnung bekommt. Ist der Patient so matt, daß er sich die kleine Blase auf dem Stute nicht selbst mit dem Schnabel öffnen kan, wenn sich Materie darin gesammelt hat, so schneidet man mit einer kleinen Scheere die Spitze davon weg, und streicht die Materie heraus. Alle Vögel, wenn sie noch einigermaßen bei Kräften sind,

wissen sich hierin selbst zu helfen. Das Ausziehen der Schwanzfedern ist zu allen Zeiten, wenn ein Vogel krank wird, anwendbar, und von guter Wirkung, nur nicht bei Hecke- und Wiedehöfchen, während der Heckezeit, oder es müßten solche sogleich aus der Hecke genommen und allein gesetzt werden. Freilich wird dies Alles manchem sehr umständlich zu seyn scheinen, wenn man aber in Erwägung zieht, daß viele liebhaber nach Verlust eines schönen Vogels gestehen: sie hätten lieber 2, 3 oder wohl mehr Vögel, verloren, als den Vogel, so wird man sich gewiß eine so geringe Mühe nicht verdrüßten lassen. Eine gefährliche Epoche, die vielen schönen Vögeln ihr Leben kostet, ist die Federzeit. Bei den alten Hühnervögeln tritt solche gleich ein, so bald sie mit dem Brüten und Futtern der Jungen fertig sind; einige werden auch noch beim Futtern der letzten Jungen damit übersallen. Bei den Jungen fängt der erste Federwechsel gewöhnlich an, wenn sie 7 bis 8 Wochen alt sind, und hält solcher unmerklich 7 bis 8 Wochen an. Sie werfen, wie bekannt, das erste Jahr die langen Flügel- und Schwanzfedern nicht, sondern nur die kurzen oder Pflaumfedern. Ein alter Vogel aber wechselt alle Federn, und kan bei guter Gesundheit in 4 Wochen völlig damit fertig werden. Bei denen, die länger daran laboriren, liegt die Ursache bloß in den Gesundheitsumständen, und an der kalten Luft, wo der Vogel wohnet. Während dieser Krankheit ist ihnen

ihnen kalte und rauhe Luft schädlich, indem an den nackten Körpern die Schweißlöcher dadurch verstopft werden, daß selbige nicht genug ausdünsten können. Warme Witterung, Sonnenschein, frische reine Luft, ofenes frisches Wasser zum Baden, ist ihnen alsdenn gut. Speck befördert nebst den eben angeführten Umständen auch das Wachsthum der Federn.

Vögel, welche blos zum Singen, nicht aber zur Hecke gehalten werden, Herrnhausen.

werden am besten stets mit gutem Sonnenrübensaamen, und nur dann und wann mit ein wenig Canariensaamen vermischt, gefüttert. Sie werden bei diesem Futter nicht zu fett, bleiben gesund, singen am besten, und erreichen dabei das höchste Alter. Futtert man sie mit stärkerm Futter, so verkürzt man ihnen aus Liebe das Leben.

Es giebt außer den bisher angeführten noch mehrere Krankheiten der Canarienvogel, die ich aber der Kürze wegen mit Stillschweigen übergehe.

L. G. Kahlves.

Schädlichkeit der warmen Getränke; vornemlich für Kinder *).

Alles warme Getränke ist wie im geringsten Uebermaasse überhaupt, so vorzüglich Kindern höchst schädlich.

Man würde mir diese Behauptung auf mein Wort nicht glauben, und meinen Gründen kein Gehör geben, darum muß ich den Arzt reden lassen. Tissot sagt: „Der Magen empfindet zuerst die üblen Wirkungen des warmen Wassers, welches auf vielerlei Art schadet. Es blähet denselben auf; seine Fibern, die durch den Umfang des Getränks zu sehr gespannt sind, indem es dieselben zugleich ausdehnet und schlaff macht, fallen in eine Schlaffheit, Entkräftung, und verlieren endlich die zu ihren Verrichtungen nöthige Kraft. Zweitens überschwemmt es die verdauenden Säfte, die deswegen

gar keine Kraft behalten; und da sie das wesentliche Triebrad der Verdauung sind, so verderbt man sie nicht ungestraft. Drittens zerstört es den feinen Schleim, welcher inwendig den Magen, die Gedärme, und überhaupt alle hohle Eingeweide bekleidet, und ihre Nerven vor dem allzustarken Eindrucke der Speisen, oder der andern Körper, so durchgehen müssen, verwahrt. Wenn dieser Schleim durch den beständigen Gebrauch eines warmen Getränks, das gemeiniglich mit scharfen Theilchen angefüllt ist, welche die Gefahr desselben vermehren, einmal weggespült ist, so leiden die Nerven, die ganz bloß da liegen, nach dem Essen heftige Schmerzen, wenn man nicht die gelindesten Speisen aussucht.

Ec 3

Die

*) Zwar bekannt genug; aber noch lange nicht oft genug gesagt.

R.

Die Gedärme, die eben so wie der Magen ausgewaschen sind, leiden heftige Schmerzen von der Kolik: und indem sich das Uebel bis in die innersten Häutchen aller kleinen Gefäße ausbreitet, so bekommen die überall gereizten Nerven eine Beweglichkeit, welche für viele Leute so unglücklich ist."

Die Gefahr dieser Getränke wird durch die Beschaffenheit der Pflauren, mit welchen sie vermischt werden, sehr vermehrt: die schädlichste, wenn man sie oft oder sehr häufig gebraucht, ist ohne Widerrede der Thee, der die schleichenden Krankheiten in den Ländern, wo er sich nach und nach einen Eingang verschafft, so sehr vermehrt hat, daß man leicht schließen kan, wenn man auf die Gesundheit der Einwohner einer Stadt Achtung giebt, ob sie Thee trinken, oder ob sie keinen trinken: und einer der größten physikalischen Vorurtheile, den Europa haben könnte, wäre ein allgemeines Verbot dieses so berücktigten Blattes. Der Kaffeeschader als ein warmes Getränk, aber noch weit mehr als ein stark antreibendes Mittel, welches die Fibern durch sein bitteres und aromatisches Del stark reizet. Diese tägliche Reizung der Fibern des Magens zerstört endlich ihre Stärke; sein zäher Schleim verliert sich, die Nerven werden gereizt, sie bekommen eine ganz besondere Beweglichkeit, die Kräfte vergehen, und man verfällt in schleichende Fieber und in eine Menge von Uebeln, wovon man sich oft die Ursache zu verbergen sucht, und die um so viel schwerer

zu vertreiben sind, da diese mit einem Dele verbundene Schärfe nicht nur die flüssigen Theile anzustrecken, sondern sich auch an die Gefäße selbst anzuhängen scheint. „Die Schädlichkeit der warmen Getränke könt ihr aus der gemeinen Erfahrung einsehen, daß die Gedärme der Schweine, die mit warmen Getränken gemästet sind, zum Wurstmachen nicht taugen. Die erfahrensten Aerzte versichern, daß der häufige Genuß warmer Getränke vor der Zeit alt mache. Es ist daher eine unsinnige Gewohnheit, wenn man kränklichen und schwachen Kindern, oder Erwachsenen, stets warme Getränke oder Suppen giebt: solche Personen werden gewiß nicht eher zu einigen Kräften und Wohlbestinden gelangen, bis sie diese Verlebertheit gänzlich verbannen. Man könte den stärksten Mann in kurzer Zeit durch warme Getränke schwach und weibisch machen. Die Schädlichkeit des häufig genossenen Thees kan man daraus einsehen, daß die Leute, so in Theemagazinen arbeiten, häufig mit Nervenkrankheiten behaftet sind.

Der Kaffee ist nach der gemeinsten Erfahrung allen empfindlichen Personen, und daher Frauenzimmern, Greueln und Kindern höchst schädlich. Er befördert und vermehrt die unselige Empfindlichkeit, die zu so vielfachen Verwirrungen des Verstandes und Herzens verleitet, und er hat gewiß sehr großen Antheil an der Empfindsamkeit, Empfindelkeit, Ueberspannung und Schwärmerci unsers Zeitalters;

denk

denn diese Auswüchse der Geisteskraft rühren gewöhnlich von Nervenischwäche her, und verursachen dieselbe hinwiederum; bei den Frauenzimmern verursacht sein häufiger Genuß allerlei traurige Zufälle und heimliche Krankheiten, wie es die Aerzte versichern. Tücker sagt: Viele Frauenzimmers Krankheiten rühren lediglich von dem Sitzen, dem Thee und Kaffee her.

Der Gelehrte sagt: er könne nach dem Kaffee besser studiren; und darin hat er ganz recht. Aber das anhaltende Denken ist schon eine unnatürliche Anstrengung, und diese noch durch reizende Mittel befördern, ist eine doppelte Sünde gegen die Natur, die sich selten auf der Stelle, aber dafür desto sicherer und empfindlicher rächt. Für Kinder ist der Kaffee noch schädlicher und gefährlicher, als Bier und Wein. Gewöhnlich werden diejenigen, so in ihrer Jugend häufig Kaffee

getrunken haben, im Alter Nervenschwäche und allerlei daraus entstehende Zufälle erfahren. Laßt euch also doch bewegen, eure Kinder mit jeder Art warmen Getränke zu verschonen. Ihr Frühstück sey ein Schnitt Brodt, allenfalls mit Butter beschmiert, und dazu ein Glas frisches Wasser. Wenn ihr wollt, so gebt ihnen halb Wasser und halb rohe Milch. Die Milch ist als Speise und als Getränk Kindern außerordentlich heilsam. Ihr müßt sie aber nicht kochen.

„Boerhave findet es lächerlich, die Milch zu kochen, damit sie ihre eigenthümliche Raufigkeit ablege. Die Milch, sagt dieser große Arzt, wird unter dem Kochen verdorben, weil sie ihre süßigeren und gesunderen Theile durch das Feuer verliert; daher ist sie unendlich gesunder, wenn man sie ungekocht genießt.“

Hingeworfene Gedanken und Bruchstücke.

„Mit undurchdringlichem finstern Schleier ist die Zukunft sterblichen Augen verhüllt“ — eine, unrichtige Vorstellung, — Die Zukunft ist uns nicht Finsterniß, sondern magischer Dunst. Mit der Mähe der Wirklichkeit zeigt sie nichts als lachende Bilder und Prospekte und blühende Fluren. Der Erdensohn tritt näher, die schöne Aussicht weilt hin, wenigstens im Vorgrunde, aber im Hintergrunde erschallen schon neue

reizendere Scenen. Kreislauf unaussprechlicher Täuschung, der sich erst mit dem Grabe schließt, sey mir gesegnet! Was wäre ohne dich die Erquickung des Kammers, die unaussprechlich dem Erdenpilger aus ihrem Labebeker trinken läßt — die Hoffnung?

O ihr unberufenen leidigen Aufklärer, die ihr immer mit der Fackel der Untersuchung auch da hinstreucht, wo es so süß, so wohlthätig ist,

unw

unwissend zu bleiben! Warum wolt ihr Thorheiten, Täuschungen, Wortheyile vernichten, die den Menschen glücklich machen? — Gönnt doch dem angeschmiedeten Galeerenruderer, den vielleicht ein wohlthätiges Traumbild, in den Schooß seiner Gattin und Kinder versetzt hat, den süßen Betrug. Wehe der Hand, die mit dem Geräusch seiner Ketten den Zauber der Einbildung stört, und ihn zum Bewußtseyn seines wahren Zustandes zurückruft.

Es sind so viele Blumen auf den Pfad des Lebens gestreut, daß der undankbare klagende Mensch sich nie zum Brechen der einen bückt, ohne eine andere zu zertreten. Wer den Freuden der Spekulation nachhängt, erstickt die sanften Entzückungen des Gefühls. Wer dem Locken der Selbstliebe, jedem ihrer Wiafe folgt, erstickt dann die holdere Stimme der Sympathie. Wohl dem der weise Schimmer von Wahrheit unterscheidet, nicht die Blume bricht, deren blendende reiche Farbenpracht, in der Hand des Plückenden welkt! Wohl dem, der in minderem Glanz daurenden unbeneideten Genus findet! O meine Lucie! Trost meines Lebens! Was soll mir ohne dich ein Stern vor der Brust, ein Ordensband um die Schultern? — Süßer lächelt eine deiner Thränen die Falten des Unmuths von meine Stirne weg. —

Könnte ich der Feder die Wärme mittheilen, mit der es mein Herz fühlt; ohne häusliches Glück ist das Leben ein trauriger Traum, aus dem zu späte Reue den bethöreten Menschen aufschreckt. Sinnengenuß mag ihn eine Zeitlang berauschen, dem glänzenden Gipfel der Ehrsucht mögen eine Zeitlang alle seine Leidenschaften entgegen brausen: endlich seufzt das getäuschte Herz nach einem Schutort der Ruhe, auf dem Ocean der großen Welt herumgetrieben, seufzt es nach einem Hafen des Friedens. Unglücklich dann der Mann, der ihn nicht im Arm eines treuen Weibes, im Schooß guter Kinder findet. Traurig schleicht ihm der Herbst seines Lebens hin. Er sieht sich isolirt, Fremdling, ohne Stütze, indes daß der gute Familienvater von seinen Sprösslingen gestützt, von blühenden Ebenbildern umringt wird. — Die Freundschaft, die dem Jüngling alles war, ist dem Mann weniger, dem Greis fast nichts. Das kältere vom Eis der Jahre erstarrte Herz, zieht sich in sich selbst und werben diejenigen zurück, die man als sein neues Selbst, an seinen Dusen drückt. —

Es ist leidenschaftliche Täuschung, wenn das fühlende Herz im Kummer das Glück des Fühllosen zu beneiden wähnt. — Wird man sich darum taub wünschen, weil man zuweilen Klagengekrächze und Eulenruf hören muß?

Hannoverisches Magazin.

27tes Stück.

Freitag, den 2ten April 1790.

Beantwortung der in diesem Magazin v. d. J. im 9ten Stück S. 143 vorhandenen Anfrage: ob sich in einer ökonomischen Schrift eine Beschreibung des dem Herrn Staatsminister Grafen von Herzberg zugehörigen Guts Treuenbrizen finde?

Vom Geheimen Camkisscretair Schwarzlopf,
dermalen in Berlin.

Das des Königl. Preussischen Hrn. Geheimen Etats- und Cabinetsminister Grafen v. Herzberg Excellenz zugehörige Gut, nach welchem hier wahrscheinlich gefragt wird, heiße nicht Treuenbrizen, eine im Zauchischen Kreise der Mittelmark belegene kleine Stadt (welche sich durch ihre 1340 bewiesene Anhänglichkeit an Ludwig I. das Beiwort der Treue erworben hat) sondern Briz (ein wendischer Name von Briesa, einer Birke). Meines Wissens ist davon, weder in ökonomischen noch in andern Schriften, eine vollständige Beschreibung vorhanden. Zerstreute Nachrichten findet man darüber in Büschings Topographie der Mark Brandenburg (1775. 4.) in Borgs Rede statistisch-topographischen (copirten) Beschreibung der Chutmark Brandenburg, (1. Th. 1788. 4.) 1. B. S. 337, über die Ansetzung von

4 Büdnerschaften, in den Lectures pour la Jeunesse par Mr. Hauchecorne, T. 1. p. 33-42. (1789), in Nicolas Beschreibung der königlichen Residenzstädte Berlin und Potsdam und der umliegenden Gegend. 3. Theil (Ausz. 1786) S. 1047. u. f. w. Beiläufig nennt es auch der Herr Legationsrath Denina in La Prusse Littéraire, sous Frédéric II. (1790) T. 2. p. 207. als ein Modèle de culture poussée à un degré surprenant dans un terrain, si non stérile, du moins des plus mediores. Etwas ausführlicher erwähnt aber dieses Guts der Herr Oberconsistorialrath Büsching in der Beschreibung seiner Reise von Berlin über Potsdam nach Halberstadt unweit Brandenburg vom 3ten bis 8ten Jun, 1775. 8vo. (2te Ausg. 1780) S. 88-94, wovon der Auszug auch besonders gedruckt worden. Indes ist diese Nachricht theils sehr

Do

unvollständig, theils hat der Hr. Graf in den letzten Jahren so wesentliche und musterhafte Einrichtungen getroffen, daß man nur desto mehr eine befriedigende Beschreibung vermisst. Von der Meisterhand des erhabenen Herrn Besitzers darf man sie bei dessen überhäuftten Geschäften kaum erwarten. Vielleicht wird aber ein praktischer Landwirth, durch die folgende Skizze von der Hand eines Unkundigen veranlaßt, ein Ganzes darüber zu entwerfen.

Das Landgut Brüg liegt im Thiergarten Kreise an der Sächsischen Landstraße, eine Meile von Berlin, dessen Nachbarschaft viele ökonomische Vortheile gewährt. Es wird schon in dem Landbuche des Churfürstenthums und der Mark Brandenburg, welches Kaiser Carl IV. König von Böhmen und Marggraf von Brandenburg, im Jahr 1375 verfertigen lassen (Berl. und Leipz. 1781. 4.) S. 54. a) angeführt, durch dessen Bekanntmachung und Erläuterung der Herr Staatsminister sich ein vorzüglich großes Verdienst um Statistik, Topographie und Alter-

thumskunde gemacht hat. Merkwürdig ist es, daß die damalige Beschreibung mit der jetzigen noch größtentheils bis auf einige durch die Länge der Zeit verursachte Veränderungen, übereinstimmt. Die volle Gerichtsbarkeit und das Patronatsrecht subsistiren untermindert noch. Die Spanadienste und die Kornpacht sind aber nachher gegen Erlassung der Speisung heruntergesetzt. Statt 58 Hufen sind jetzt 62, statt der 31 Ritterhufen 29, statt der 23 Feuerbaren 27, weil die Herrschaft einige Hufen an die Kossaten abgetrennt hat, und statt 14 Kossaten jetzt 8, aber desto mehr Bauern. Jeder von den 10 Bauern hat 2 Hufen und jeder der Kossate 1 Hufe. Die ganze Feldmark besteht aus 5000 Magdeburgischen Morgen, jeden zu 180 Quadratruthen gerechnet, davon 3000 zu kultivirten Aekern, 1000 zu Wiesen und Weide, und 1000 Morgen zu Holzgenutzt werden. Die Menschenzahl beträgt 300 Personen. Unter diesen sind 24 Tagelöhnerfamilien zu 50 Personen, denen der Herr Graf so viel tägliche Arbeit giebt, daß sie etwa 600 Rthlr. im Jahre verdienen. Die

Güter

- a) Briczik sunt LVIII. mansi plebanus habet III. ecclesia II. Barfuis habet VII. mansos Otte Briczik X. Berchter Wyghus IX. Lockenwolde IV. qui omnes habent eos ad suas curias & sic remanent XXIII. pastuales, quorum quilibet solvit I. chorom siltiginis & dimidium avene pro omni jure Ottoni de Briczik Cossati XIV. quilibet solvit I. solidum & II. pullos. Taberna dat I. talentum Ottoni Briczik qui etiam habet judicium Supremum & Infimum cum jure Patronatus. Dicant ibi non esse servitium curruum. Quatuor predia habentes liberos mansos tenentur servire Domino Marchioni sed postea dicuntur Lockenwolde non esse obligatum ad serviendum Domino. Molendinum non habent. Dominus Marchio nil juris habet ibi ut dicunt.

Gutsherrschaft giebt dem Landesherren für den Ritteracker, als Surrogat von $1\frac{1}{2}$ Lehnspferd, jährlich 46 Rthlr. 16 gr.; eine Abgabe, welche bei einer jährlichen reinen Einnahme von etwa 6000 Rthlr. sehr geringe ist. Die 10 Bauern entrichten überhaupt an Contribution, Schoß, Hufen und Viehsteuer, Cavalleriegeld und fänk. Kriegszufuhr jährlich 314 Rthlr. 12 gr.; daneben aber dem Gutsherrn jeder wöchentlich 3 Spanndienste nebst 6 Scheffel Korn und Gerste — der Kossack giebt aber, außer 3 Handdiensten in der Woche, nur 3 Scheffel Vacht. Der Haushalt des Gutsherrn wird jetzt von 1 Verwalter, 1 Wirthin, 5 Knechten, 4 Mägden, 2 Jungens, 1 Gärtner und 1 Gartenburschen, 1 Brauer, 1 Brenner, 1 Jäger, 1 Ackermeyer, 1 Ackerwogt, 1 Schäfer und 3 Schäferknechten betrieben. Diese wenigen Vorkenntnisse scheinen nöthig zu seyn, um den wahren Werth mehrerer Einrichtungen richtig zu beurtheilen, von denen ich hier nur die vorzüglichsten bezeichnen werde:

1) Unter den Gebäuden ist das Wohnhaus vorzüglich verschönert. Es liegt sehr angenehm an einem See und auf einer Anhöhe, welche eine herrliche Aussicht gewährt. Im Innern findet man nicht allein sehr geschmackvolle Malereien von Kode, unter denen eine Gallerie al Fresco und

zwei Plafonds, Iris und Aurora, vorzüglich schön sind, sondern auch vorrefliche Gemälde über die Beschäftigungen des Landlebens, und auf einer seidnen Tapete ein vollständiges Naturaliencabinet, einen en bronzo künstlich angestrichenen Ofen von bloßem Leim, und mehrere bemerkenswerthe Verzierungen. Die Wirthschaftsgebäude, vorzüglich die Kuhställe, sind auf die vortheilhafteste und zweckmäßigste Weise angelegt. Die Bauerhäuser hat der Herr Graf in zwei geraden Reihen, von hölzernem Fachwerk auführen lassen. Sie sind gestrichelt, mit Stroh gedeckt, und haben ein ordentliches reinliches Ansehen. Das Ganze gewährt daher eine gefällige Aussicht, welche Herr Kode nebst verschiedenen Gegenden in und um Weß meisterhaft gezeichnet hat b).

2) Ist die Verbesserung der Viehzucht zu einem sehr hohen Grade gebracht.

A. Die Kuhwirthschaft hat der Herr Graf selbst in der Vorrede zu der akademischen Preisschrift des Predigers Grassmann in Pommern (Berlin 1788. 8. S. 133.) über die allgemeine Stallfütterung des Viehes und der Abschaffung oder Beibehaltung der Brache und der Eintheilung in 4 Felder beschrieben. Er läßt die Ordnung der halben, und nicht, wie in

Ob 2

nicht

b) Gegend in Weß von D. Kode, 8 Zoll breit, $4\frac{1}{2}$ Zoll hoch.

Aussicht von Weß, gezeichnet von D. Kode, gestochen von Berger 1789. 8 Zoll breit, $4\frac{1}{2}$ Zoll hoch.

mehrern Schriften gesagt ist, der ganzen Stallfütterung beobachten. 70 bis 80 Weiskühe, großer frischer Art, werden vom Junius bis zum September um 7 Uhr des Morgens ausgetrieben, und 4 Stunden des Vort und eben so lange des Nachmittags auf einer fetten Brache, nemlich dem vierten zur Brache liegenden Felda, gefüttert. Dreimal bekommen sie ein Futter von Klee oder Luzernehechel. Vom Ende Augusts an wird ihnen aber des Tages zweimal Heu, und dreimal kurz geschnittener Hevel oder Stroh von Ricken und Gerstestroh, daneben Spreu, Klee, schlechte Kartoffeln, sodann das feinste Kartoffelmehl, Kraut, und die Traber der Bier- und Branntweinbrennerei, aber nie Rauchsutter, oder ganzes Stroh, gegeben. Nach der Ernte gehen sie auch des Nachmittags von 2 bis 6 Uhr auf der Stoppel. Bei dieser Behandlung geben die Kühe, da sie drei Vierttheile des Tages im Stall bleiben, bei gutem Einstreuen vielen Dünger, und von den Kräutern auf der Brache mehr Milch als von aller Wiesen und Weidehaltung. Wegen der Nachbarschaft der Residenz braucht sie nicht zu Dutz gemacht zu werden, und bringt daher jede Kuh im Durchschnitt etwa 40 Mthle. ein. Beim Genuß der freien Luft und bei der Bewegung auf einem nicht eingeschlossenen Plage, bleiben sie daheim gesünder und den ansteckenden Viehkrankheiten weniger ausgesetzt. Man erspart dabei Futter und Arbeit, und die an sich schon sehr nützliche

Stallfütterung wird mit der nützlichsten Art von Weide verbunden. Vier Wägel füttern unter der Aufsicht einer Wirthin, und mit Hilfe des Wägers 80 Stück Kühe vom 1^{ten} Jun. bis zum 1^{ten} October, sie melken und striegeln sie, halten die Ställe rein, streuen gut ein, und häufen des Nachmittags noch überdem auf den Acker und Wiesen das Korn und Heu zusammen bringen. Vom 1^{ten} Octob. bis zum 1^{ten} Mai füttern sie noch die Kühe, Schweine und das Federvieh mit dem schicklichen Winterfutter.

B. Die Zugpferde werden beständig im Stall gefüttert.

C. Die Ochsen, die Jocher und das gäste Kindvieh, werden im Winter im Stall gefüttert, den Sommer über aber theils auf der Brache, theils auf den gemeinen Weiden, und nach der Ernte auf den Stoppeln gehalten, um das Futter zu sparen und die Weide zu nützen.

D. Eine allgemeine Stallfütterung der Schafe, wird von dem Herrn Staatsminister als gefährlich und höchst schädlich für den Staat angesehen, und die gewöhnliche Haltung auf den Brach- und Stoppelfeldern, Wiesen, Weiden und auf den gefrorenen Saaten vorgezogen. Sie kosten dabei wenig zu unterhalten, suchen sich, da nach 7 Uhr des Morgens die Sonne die Kräuter schon getrocknet hat, das gedeihlichste Futter selbst; sind dabei viel gesünder, und setzen mehrere und schönere Wolle ab. Woll im Winter bei starkem Frost

Groß und Schnee werden sie im Stall mit gutem Heu und Stroh, aber so wenig als möglich mit grünem oder getrocknetem Klee gefuttern. Es werden deren 1000 Stück jezt gehalten.

Die spanische Schafzucht hat der Herr Graf bisher nur im Kleinen mit 20 Stück betreiben lassen, welche vor 3 Jahren aus Spanien mit dem größern Transport für königliche Rechnung gekommen sind. Der Ertrag ist umgekehrt das Doppelte von hiesigen Schafen gewesen. In diesem Frühjahr erwartet er noch 100 Stück. Sie werden übrigens, wie die andern Schafe, gehalten.

3) Mit dieser Viehzucht, und insbesondere mit der Kuhwirthschaft, steht der Bau der Futterkräuter in genauester Verbindung. In das zweite Ackerfeld unter die Gerste und den Haber, wird ordinärer rother spanischer Klee, und zwar in den dritten Theil gesät. Außerdem wird Herlich, Marien, oder Wollenklee, und Sperke, und, vom August an, Stroh, und das Kraut der abgewaschenen Kartoffeln, zu Hülfe genommen. Neben diesem hat der Herr Graf das große Verdienst, den entschiedenen Vorzug der Luzerne, durch seine Versuche zuerst bestätigt, ihren Gebrauch durch Aussetzung eines Preises bei der hiesigen Akademie der Wissenschaften verbreitet, und nebst den Erfahrungen des Herrn Oberamts

manns Simonetti zu Vossen bei Frankfurt an der Oder die seinigen dem Publikum noch im vorigen Jahre durch den Druck mitgetheilt zu haben c). Er hat dazu seit mehr als 20 Jahren ein Stück seines besten schwarzen, zum Theil auch leimigen, Landes genommen. Ohne es zu pflügen, als was bei noch allezeit viel schlechtes Gras hervorkommt, und die Luzerne unterdrückt wird, läßt er 2 Seich tief roggen, und düngen. Bisweilen nimmt er auch, welches noch leichter ist, ein Stück Landes dazu, welches das Jahr vorher mit Erbsen, Weißkohl oder mit Taback bestellt, und dadurch mühsam, fett und rein gemacht worden. Es wird alsdenn so dick, als wie mit Leinsamen, besät. Wenn die Luzerne aufgegangen, wird sie noch einmal gegäet, und den dritten und vierten Winter etwas langer Mist darauf gesfahren, und im Frühjahr wieder abgeharkt, wodurch sie neue Kraft bekommt. Nach Dämpfung des Grases wird sie 10 bis 12 Jahre hinter einander genutzt, und gemeiniglich fünfmal gemähet, anstatt daß andere Kleearten nur dreijährig sind, und auch nur dreimal gemähet werden können. Jeder Landwirth wird sie daher der Esparsette, dem Weizen, dem spanischen Klee und jeder jährlich zu bestellenden Frucht weit vorziehen. Da sie bekanntlich 2 Fuß hoch wächst, und das Vieh sie deshalb gemeiniglich auf dem

D d 3

c) Oekonomische Erfahrungen und Nachricht von dem Futterkraut Luzerne. Berlin 1789. 8. 4 S.

den Klappen reißt, so wird sie zu Brük einen Finger lang geschnitten und mit Stroh vermengt. Dadurch wird also eine dreifache Absicht, nemlich auch die Verdoppelung und die Verbesserung des Futters erreicht. Man kan 12 bis 14 Pfund Saamen auf einen magdeburgischen Morgen rechnen, wenn sie gut bewachsen, und lange dauern soll. Es reichen die 4 Morgen Gartenland in der Nähe des Kufs Falke, welche der Herr Graf in Brük dazu bestimmt hat, für seine 70 bis 80 melkende Kühe hin d).

4) Die vorhin erwähnten Einrichtungen der Viehzucht, werden eigentl. nur durch die Bestellungsart des Ackers nützlich und vortheilhaft. Zu Brük ist der Acker statt 3 in 4 Felder getheilt. Das erste Feld läßt man brache liegen, und zur Hütung ruhen, dabei aber ganz düngen und zur künftigen Winterfrucht vorbereiten. Das erste Jahr trägt es Winterkorn, das zweite Gerste und Haber, und das dritte halb Roggen und halb Habern, Gerste, Erbsen oder Wicken. Dadurch erhält der Herr Graf drei Früchte hinter einander von dem Dünger, kömt alle vier Jahre damit herum, und hat drei Viertel des Feldes in Kornetrug, und ein Viertel in Brache und Hütung. Der Klee wird unter die Gerste im ersten Jahr gesät, und im zweiten einmal, im dritten dreimal, im Brachjahr

aber ein oder zweimal genüßt. Nur die Vermehrung des Düngers durch die oben erwähnten Futteranstalten macht diese Einrichtung möglich. Ungeachtet des Sandes, bauet man in Brük den schönsten Weizen und Staudenroggen, und auf der ganzen Feldmark werden im Durchschn. bei mittlern Jahren ungefähr 10000 Scheffel an Getraide jährlich gewonnen.

5) Jedoch würde ohne Verbesserung der Wiesen, und ohne deren verhältnismäßige Größe, dieser landshaushalt nie seine jetzige Vollkommenheit erreicht haben. Der Herr Graf hat aber schon 1765 deren Gemeinshaft mit den Bauern durch einen freiwilligen gerichtlichen Vergleich aufgehoben, und dadurch ausschließlich 300 Morgen bekommen. Diese sind ganz mit Gräben durchzogen, und größtentheils mit ausgelangter Seesensiederasche gedüngt worden; so, daß sie ganz mit natürlichem Klee bewachsen und zweimählig sind.

6) Vorzüglich verdient auch die musterhafte Holzersparung und Forstwirtschaft erwähnt zu werden. Was nicht zu Acker- und Gartenland genüßt wird, hat der Herr Cabinetsminister mit Kien- und Eisenholz besäen lassen, so, daß nur wenige ganz sandigte Ruthen landesunbebauet sind. Das Eisenholz ist in 25 Jahre vertheilt. Kein Baum wird

* d). Bei den Pferden scheint die Fütterung der arduen Luzerne sehr bedenklich. Vid. ökonomische Weisheit und Thorheit (1789) I. Th. Nr. 5. S. 127.

wird umgehauen, sondern er wird in der Wurzel losgegraben, und so durch sein eigenes Gewicht umgerissen. Hierdurch erspart man eine große Menge harzigten und klebigen Holzes, und macht das Land gleich wieder zum Besäen urbar. Die Gärten sind statt der hölzernen Befestigung mit Mauern von Feldsteinen, die $4\frac{1}{2}$ Fuß hoch sind, umgeben, welches zugleich die Annehmlichkeit einer guten Aussicht gewährt. Es sind dazu alle mittlern Steine von den Feldern durch Kinder und alte Leute gesammelt, die großen aber nicht; wie gewöhnlich, mit Pulver zersprengt, sondern durch herumgelegtes schlechtes Reisholz oder Rientanger erhitzt, und durch eiserne Hammer nach ihren Adern und Lagen in geraden Schichten von einander geschlagen worden. Die neuen geraden und 30 Fuß breiten Wege, hat der Herr Graf von beiden Seiten mit Doppelweiden, Obst- und Maulbeerbäumen und mit Gräben einzassen lassen. Besonders zeichnet sich dadurch ein durch morastige Wiesen gezogener Damm auf der Forstbutter Straße aus, wodurch man viel gutes Land zugleich gewonnen hat.

7) Die unschätzbaren Verdienste des Herrn Staatsministers, als Chefs einer Immediat Commission, um den Seidenbau in den sämmtlichen preussischen Staaten, sind so allgemein bekannt, daß ich mich deshalb auf mehrere Schriften e) berufen, und für jetzt nur hier statt alles Beweises den Ertrag der im Jahr 1788, ungeachtet des harten Frostes und giftigen Wehlthanes, gewonnenen reinen Seide von Fünf tausend ein und sechzig Pfund angeben darf. Die vielfältig deshalb erlassenen Anweisungen und Aufmunterungen, hat der Herr Graf mit dem vollkommensten Erfolge auch auf dieses Landgut angewandt. Er hat auf einem eingegangenen Weinberge eine starke Maulbeerpflanzung, und dabei einen Seidenbau angelegt, wobei 6 Wochen lang im Junius und Julius, als wo es die wenigste Feldarbeit giebt, viele ganz alte oder junge Personen nützlich beschäftigt, auch seit 1783 durch jährliche Austheilung einer merkwürdigen Medaille f) aufgemuntert werden. Im Jahr 1784 sind 50, gewöhnlich werden aber nur 20 bis 30 Pfund, das Pfund zu 7 Rthlr. preuss. Courant,

an

e) Nachricht von dem Landseidenbau in den Königl. Preuss. Landen vom Mai 1788 bis 1789. *Le Sol & le Climat des Etats du Roi de Prusse sont ils favorables à la Culture de la Soie?* par Mr. Mayer (1790) p. 28. — Eine vollständige Anzeige der bisher gehörrigen Litteratur würde vielleicht von einigem Nutzen seyn.

f) Auf dem Avers ist das Brustbild des Königs mit der Umschrift: *Friedericus Iustaurator*. Der Revers stellt die Göttin des Kunstfleisses dar, welche unter einem Maulbeerbaum sitzt; vor ihr Kolons, von denen sie die Seide abwickelt; neben ihr einen mit Kolons angefüllten Korb, u. s. w. Die Umschrift ist: *Industria Sericea Fruit*. — Br. (Britz) MDCCCLXXXIII.

an Werth gewonnen. Ein Zimmer im gutherrlichen Wohnhause ist mit einer Tapete von dieser Seide bekleidet. Seit 16 Jahren läßt davon der Herr Graf seine seidenen Kleider machen, und seit kurzem auch diese Zeuge nach Art der ostindischen Tücher färben.

Ich würde noch des Tabackbaues, durch welchen seit einigen Jahren jährlich etwa 20 bis 30 Eentner gewonnen werden, der Brantweinbrennerei und der in dem benachbarten Dorfe Ricksdorf angelegten Brauerei erwähnen, wenn diese Erzählung dadurch nur einigermaßen vollständig werden könnte. Mit der Erwähnung jedes neuen Haushaltszweiges erneuert sich aber das Gefühl der Unvollkommenheit nur desto lebhafter. Daß übrigens dieser Haushalt nur bei Gütern mittler Größe, wie die meisten im Brandenburgischen sind, anwendbar ist, und sowohl die Aufhebung der Gemeinheit, als auch viel Wiesen und Hütung vor-

aussetzt, wird sich jeder Landwirth selbst sagen. Von der Ordnung und Genauigkeit, von der Thätigkeit und dem Kunstfleiß, womit seit 1753 dieses Gut administriert wird, kan man sich, ohne die mir verstattete Einsicht der Tabellen und Haushaltsregister, kaum einen Begriff machen. Und doch ist es nur Erhöhung von den überhäuften Staatsgeschäften, wenn der Herr Graf täglich zweimal sich vom Haushalte Bericht abstaten läßt; doch ist es nur einmal in der Woche, gewöhnlich am Mittwochen Vormittags, wenn er sich persönlich von der Ausführung seiner in das genaueste Detail gehenden Anordnungen überzeugt, und seine glücklichen Unterthanen unmittelbar belehrt. Ein so musterhaftes Beispiel mußte bald die Schule der Nachbarschaft werden; vorzüglich bildete sich aber ein Herr von Dalow zu Dalwitz darin, welcher sogar durch die Einführung der ganzen Stallfütterung den Ertrag der Kuhwirthschaft zu verdoppeln sich schmeichelt.

Frage.

Im 87ten Stück dieses Magaz. v. J. geschieht die Anfrage, wie man mit Vortheil aus Eichen Del schlagen könne? auch wird daselbst gesagt, daß Jemand den Versuch damit gemacht, und aus 1 Himten 1 Quartier gewonnen hätte. Ich wünschte jene Procebur zu wissen, weil ich einen ähnlichen Versuch mit 1 Himten geschälten Eichen gemacht, aber außer brodartigen Kuchen, nicht

einmal ein Merkmal von Del, so wenig in den Delfuchen, als den Delfchern, bemerkt habe.

Nach der Meinung des Delmüllers sände sich statt Del, eine flüchtige Geruchigkeit darin.

Sollte jenes gewonnene Del vielleicht aus wurmischen Eichen, oder vielmehr den Wärmern erfolgt seyn?

L. 6.

Sannoverisches Magazin.

28^{ter} Theil.

Montag, den 5^{ten} Apr. 1790.

Die Schatzgräber.

Ein Auszug aus Criminalakten.

Echon oft ist die Bemerkung gemacht worden, daß öffentliche Bekanntmachung der Straferkenntnisse für das Volk von großem Nutzen sey. Auch geschieht solches von den Gerichtshöfen. Hiebei läßt sich ein und wieder, obgleich, da die Verfassung es nicht erfordert, nur in den wenigsten Fällen.

Eben so höchst und warnend ist aber auch der Inhalt mancher Inquisitionen, und wenn gleich viele andere nicht interessant genug sind, um das Publikum zu unterhalten; so dürfen sich doch unsere Criminalrichter nicht scheuen, die Bewegungsgründe aller Erkenntnisse bekannt zu lassen; auch kenne, Gottlob! unsere Urtheile die abscheuliche Formel nicht, die noch ohnängst in Frankreich üblich war; wo man den Beschuldigten: aus Ursachen, die der Proceß an Hand giebt — pour causes résulantes du Procès — kurz und gut zum Galgen oder zu den Galerien verurtheilt.

Schatzgräberien, denen der Hang des gemeinen Mannes zum Aberglauben und zur Begierde, ohne Mühe und Arbeit reich zu werden, noch immer einen so großen und leichten Spielraum giebt, gehören, wie mich dünkt, vorzüglich zu solchen Verbrechen, wofür Publicität am besten warnt, und sie sind, in der That, desto gefährlicher für die Moralität des Volks, weil der anfangs Betrogene, gewöhnlich bald darauf als Betrüger, erscheint, und sich dadurch wiederum schadlos zu machen sucht. Er weiß es, aus seiner eignen Erfahrung, nur zu gut: wie leicht der Abergläubische zu hintergehen ist!

Von dieser Erfahrung giebt auch gegenwärtige Schatzgräbergeschichte einen traurigen Beweis.

Einer der Handcomplicen, ein Schuster alhier, aus Straßburg gehörig, damals 35 Jahr alt, zeigte schon im Jahr 1775, wie er sich noch von seinem Handwerk erblich ernährte.

nährte, einen großen Haß zu abergläubischen Dingen, indem er eine magische Gaulelei vornahm, die ihm und einem seiner Gefellen beinahe das Leben gekostet hätte, so wie er nach dem Tode seiner Ehefrau und des andern Gefellen, wiewohl ohne Absicht, verschuldete.

Er hatte einen Hund, den er sehr liebte. Dieses Thier starb im Anfang des Decembers 1775 plötzlich, und der Inquisit hegte den Verdacht, sein Nachbar habe ihn mit Gift getödtet. Um sich davon zu überzeugen, und den vermeinten Thäter recht empfindlich zu bestrafen, bediente er sich folgenden abergläubischen Mittels.

Er nahm das Herz des toten Hundes, bespickte solches mit Sucknadeln, that es in einen neuen Topf mit Wasser, setzte solchen, um Mitternacht, auf ein Kohlenbrennen, und ließ es, unter dem strengsten Scillschweigen der Mitanwesenden, die aus seiner Frau und zweien Gefellen bestanden, kochen.

Unglücklicher Weise aber waren die Kohlen, deren man sich zu diesem Experiment bediente, nicht ausgeglühet, und da die Fenster und Thüren der kleinen Stube fest verschlossen waren, auch Niemand sich regen durfte, so ward die Frau, und der eine Gefell darüber ein Opfer des Todes, und Inquisit sowohl, als der andere Gefell, verloren alle Besinnung, so daß insonderheit letzterer, am nächsten Morgen als er von den Nachbarn aufge-

schlagen war, zu Hilfe kommen mußte, nur mit genauer Noth am Leben erhalten wurde.

Daß der Hund wirklich vergiftet gewesen, fand sich, bei angestellter medicinischer Untersuchung, nicht.

Die Justizkanzlei zu Hannover erlachte hierauf am 23ten Dec. 1775, daß, da überall kein Verdacht eines heimlichen Abplots gegen die verunglückten Personen vorhanden sey, dem Inquisiten, (der sogleich ins Gefängniß gebracht worden war) - der Arrest zur Strafe anzurechnen, und ihm aus seinem Bruchwader die Unzulässigkeit seiner Handlung vorzuhalten sey.

Welchen Lebenswandel der Mann in der Folge führte, darüber schwiegen die Akten, nur befragte er bald wieder, und erzeugte mit seiner Frau mehrere Kinder, von denen jedoch nur Eines am Leben blieb.

Im Jahr 1787 erkrankte er aber als ein erfahrener Mann an einem heimlichen Verbohrer von Schafgräbern, die hauptsächlich einem andern berühmten Verbohrer an ihrer Spitze hatten, der sich für einen Schmiedemaurer ausgab, und diese Thätigkeit allerhand Geisteskränken vornehmlich Vorkoststoffe misbrauchte; ein uns unbekanntes, Schaf nachwies, in Dierichs gen magisch experimentierte, und allem hand Besudel angeblich zu Zerkleineren aufnahm. Dabei machte er den Bauern zu ist, sie könnten, wie schon die Benennung darthue, nunmehr frei in allen Krügen schürfen, indem alle Flaschen und alle Schränke sich ihnen

unentgeltlich: ohne Lohn, so bald sie nur ihre hohe Widmungs- und Befehlsmacht bekannt machen. Dies schätzte das Volk zum Glück, und so war es, daß man ein Paar Posten dahin entsandte! auch fehlte es nicht an Zukunft.

Zu den Spiesgesellen dieses Bundes gehörte, der aber, zu seinem Glück, schon vor der im April 1787 bei dem Verleichen der Namen der Stadt Han- nover erhobenen Inquisition, die Stadt verlassen hatte, gehörten noch drei andere. Noch ein Schuster alhier, aus Kopenhagen gebürtig, 56 Jahr alt, Ehemann und Vater von drei lebenden Kindern, sodann ein pensionirter Juwel- und Linnenweber, 44 Jahr alt, von Rößing gebürtig, und endlich ein Linnenweber aus Rethmar, 74 Jahr alt, beide ebenfalls Ehemänner, und Väter von drei Kindern.

Diese Bande von Betrügern hat den Aberglauben und die Leichtgläubigkeit mehrerer Personen auf eine Art gebrandschakt, die beinahe unglaublich scheint.

In einem Zeitraum von ungefähr vier Jahren haben sie, wie die Alten höchst glaublich sagen, obgleich die ganz gemeine Banaue, verschiedenert Klagen wegen, nicht auf das streng- ste untersucht werden können, einen Schatz von ungefähr sechs hundert Reichsthalern in ihre Taschen gezwungen — und sind, wie es immer zu gehen pflegt, dabei doch in sehr armen Umständen geblieben, als wenn sie sich sonst etwas annehmen könnten.

Die Betrüger sind noch fast da, auf den letzten Augenblick in ihrer Ver- suchung beharrt, und haben sich größter Zuredung, in Hoffnung der von ihnen erwarteten Belohnung, die sie unter ihren Jägern, wiehen ja so nahe wie möglich, zu wissen glaubten, ihren letzten Instanz dazu gesteuert.

Vorzüglich zeichnete sich dabei ein Einwohner des Herts Altonenau aus, der, weil er einige mal des Nachts in einem Garten einen feurigen Klumpen — vermuthlich ein Felschen — erblickt hatte, weder durch Zureden seiner Obrigkeit, seines Reichratters, noch durch gelinde Strafen von dem Wahne eines in seinem Garten vergrabenen Schatzes hat abbringen lassen. Dafür ist er aber auch nun beinahe verarmt, und hat mehrere andere Personen, die aus Dummheit und Aberglauben, sich zu Bestreitung der nöthigen Kosten bei Hebung des Schatzes, mit ihm vereinigt hatten, dadurch um ansehnliche Summen gebracht.

Man kann leicht denken, daß die Betrüger bei diesen Leuten, denen der Kopf so voll von Schätzen war, leichtes Spiel hatten; auch wurden sie von ihnen ängstlich aufgesucht, und als einmal eine Frau aus der Gesellschaft, die alle ihre Habgierigkeit schon dabei zugesetzt hatte, den Beschwörer auf das beweglichste zuredete, sie doch nicht zu hintergehen, ward sie dadurch wieder beruhigt, daß der eine Schatzgräber sie versicherte, wenn er sie befragen sollte, so mache er sich hiemit anheischig: ihr die Ringe von dem Cap-
 Et 2

abüßen des St. Joh. doppelten Diktos, wonach der leichtgläubigen ehm. ihs der Mund wässerte, von nicht weniger als 777 Jahren herauszuzalen. Einst, als nach öftern Experimenten in der Gegend von Seelze die Erwartung der Betrogenen aufs höchste gespannt war, und der eiserne Kasten mit den Goldstücken noch immer zu entscheiden zögerte, mußten sich die Inquisitoren nicht anders zu helfen, als daß sie sich von zwei dazu bestellten Leuten plötzlich verjagen, und dem Anschein nach, gerade so wie der Hammer in der Carndie mit feinem Priestschloß, taht, sich jämmerlich zererschlagen ließen.

Der Hokusfokus, dessen diese Herren Magister vom Anteriemem, und von der Weberspule sich bedienten, bestand hauptsächlich in folgenden:

Einer von ihnen gab sich für einen Professor, ein anderer für dessen Secretair, und ein dritter gar für einen hildesheimischen Domprobst aus. Sie trugen zuweilen katholische Priesterkleidungen, und bestellten einmal ihre Kunden auf den Domplatz zu Hildesheim, wo sie das nöthige Geld, bloß für Seelenmessen, wie sie sagten, in Empfang nahmen.

War dies nun verthan; so waren, unter manchem Vorwand, neue Seelenmessen erforderlich; und da schon so viel darauf vermandt war, so konnten

von die andern Leute dem Reiz, nur noch zum letzten male ihre Varnschafft daran zu wagen, nicht widerstehen.

Nach und nach schritt man näher zu den Beschwerden. Es wurde Erre von dem Plaze, wo der Schatz vergraben wurde, um Mitternacht verbrannt. Dies geschah ein Paar mal in der Seelzer Grund, auch in der Herrenhäuser Wäsch, — und, welches Wunder! diese Erde, die die Zaubrer vorher heimlich mit brennbare Materie vermischte hatten, brannlichterlos!

Sodann nutzte eine aus einer lateinischen Buche a) etwas her, harte, und dabei griff sich der arme Mann so an, daß ihm der Schwefelstromweise vom Gesichte rann. Jener hatte einmal einer der Umstehenden dabei einigen Zweifel, und glaubte beinahe, der hochwürdige Herr habe sich mit Wasser begossen, weil er ihm vorkam, als habe er es vorher, wie in einem Gefäß in der Tasche des vorigen Mannes rauschen gehört; — doch erstarrte der Wunderglaube bei alle Zweifel.

Ein andermal wurde aus den Fenster schauten, bloß zu desto unerschütterlicher Ueberzeugung. Ein Dutzend, Ein Dreizehner, ein Sechszehner, und Ein Eingroschener gefordert, so bald wie der kleine Vogel hinter auf einen Ast so gelage, und, siehe da, als hätte

a) Dies war die italienische Uebersetzung der Visionen des Quevedo, eines bekannten spanischen allegorischen Romant, in welchem die Kupferstiche sehr schön und trefflich zeigen zu den Absichten der Wächter passen.

einigen Befehdungen, das Papier aufgehoben wurde, fanden sich sieben falsche Dukaten darunter, welche die ganze Gesellschaft einmüthig für das feinste arabische Gold erkannte.

Außer dem vorhin erwähnten Caspielchen, bestand, besage des von einem Geiste beschriebenen Papiers, der Schatz diesmal noch aus einer vielen Kasten langen massiv goldnen Kette, welche, unsre Vorfahren, die Kaiserin, wie jedermann weiß, aus unendlicher Prachtliebe, und zum Besitzen künftiger Schatzkisten, um ihre Särge winden ließen.

Dagegen ward auch zu einer andern Zeit in dem Keller eines Bürgers zu Pattenen, ein kleiner Schatz nicht verschmäht, welcher nur 12000 Rthlr. werth war, und über 80 Rthlr. an Bodenmassen kostete, ob er gleich, bis auf die heutige Stunde, noch um fünf Spanne gerückt seyn soll.

Andere ähnliche Kunststücke konnten nicht völlig aufgeklärt werden. So soll einmal einer von den Inquisiten in einem Dorfe bei Schwarmünde einige Beuten zu einem Schatze haben verhelfen, und in bloßem Hemde auf einer Larve vor dem Gesichte, einen Geist vorstellen wollen, welches aber

von den noch etwas ungläubigen Bauern gemerkt, und der angebliche Geist ächzig abgeprügelt ist.

Ein anderes mal soll bei dem Dorfe Leveste, in gleicher Absicht, ein schwarzer tochter Hund von ihnen begraben worden seyn, in Hoffnung, die Bauern würden ihn für den Teufel halten.

Endlich — horrendum dicta! — soll einer dieser Zauberer sogar den Daumen eines Gebeckten befeßen haben, wodurch dieser, vermittelt einer daran befestigten Bleifeder, alles von selbst hinschreiben mußte, was der Beschwörer zu wissen verlangt hat.

Vermuthlich aber wird der schwarze Mann vergessen haben, diesen Zaubergriffel um sein künftiges Schicksal zu befragen; sonst würde er wohl nicht jetzt seine losen Künste, sechs Jahre lang, in dem Karren zu Hameln, von Rechts wegen büßen.

Seine saubern Helfershelfer wurden gleichfalls durch ein Criminalerkenntniß vom 26^{ten} Dec. 1789 nach dem Grade ihrer Theilnahme, deren Verhältniß das Publikum nicht interessiren kan, auf sechs, drei und zwei Jahre in den Karren, und in das Zuchthaus verurtheilt b).

b) S. hannoversche Anzeigen vom Jahre 1789 Bd. 104. Erste, 2097.

Lüneburger, den 17^{ten} März 1790.

G. L. v. Rüding.

Ueber einige neue Hautmaterialien, aus dem Pflanzen- und Thierreiche.

Ein Beitrag zu den Aufsätzen im 68ten und 92ten Stück dieses Magazins
vom 7. J.: die Verfertigung der weißen Hüte betreffend.

Siehe, das schöne Geschlecht an-
gefangen hat, den Gebrauch
der Hüte, mit den Männern zu thei-
len, und seitdem sich die Anzahl der
vierbeinigen Hasen vermindert, steigt
das bisher gewöhnliche Hautmaterial
alljährlich immer höher im Preise. —

Im müncher Intelligenzblatt von
1786. Num. 56. lese ich, daß im sel-
bigen Jahre von französischen Kauf-
leuten über 200,000 Hasenfelle, das
Stück zu 54 Kreuzer, oder 20 mgr.
2 pf. in Louis d'or zu 5 Thaler, den
Kreuzer zu 3 pf. gerechnet, in Leipzig
aufgekauft worden, und der Centner
guter Baumwolle 90 Gulden gekos-
tet; daß auch die Kaufleute aufserdem
Nachricht erhalten hätten, daß ihnen
weiter keine Biberhaare könnten ge-
schickt werden, weil die Franzosen al-
les davon, so wie die gute Schafwolle,
Hasenbälge u. s. w. aufkauften.

Seit 1786 sind die Preise der Biber-
haare und Hasenfelle noch höher gestie-
gen, und es ist daher gewiß der Mühe
werth, Materialien zu finden, die bei
den Hüten die Stelle der feinen Haare
vertreten. Es ist nicht eben neu, wie
ich schon anderswo bemerkt habe, daß
man aus dem Gewächreiche die feinen
wolligten Produkte zu allerlei gewe-
zten Zeugen, zu Filzen, Papier u. d.
g. gebraucht hat. Herr Hofrath Vels-

mann erinnert in seiner Technologie,
man habe schon vor mehr, als jetzt
dreizehn Jahren, aus Frankreich sehr
feine glänzende Hüte, unterm Namen
seidener Hüte erhalten, welche ih-
ren Glanz wahrscheinlich vom sizigen
syrischen Hundsfohl, oder wie einige
wollen, von der Seidenpflanze (*Ascle-
pias syriaca*) bekommen hätten, die da-
zu angewandt worden; so wie der fran-
zösische Bartmacher Laroche
schon 1757 aus dieser Pflanze Hanf
und Felsel verfertigt hat.

Ich habe im 68ten Stuck dieses
Magazins vom vorigen Jahre ange-
merkt, daß der kürzlich in Regensburg
verstorbene berühmte Naturforscher
und Polygraph, Hr. Doct. und Cam-
merialrath Jacob Christian Schä-
fer bei der jetzigen Theure der Hasen-
felle, schon vor einigen Jahren mit
dortigen Hautwärgern den Vorschlag
gethan, aus einem Theil Wollengewebe
(Länggroßes) a), und einem Theil ge-
wappeter Seide, oder Hasenhaaren
Hüte zu machen, daß die beiden Wis-
ser auch seinem Rathe gefolgt sind,
und jetzt die schönsten feinen und leicht-
festen Hüte aus diesem Material verfer-
tigen, deren vorzügliche Hüte im Jour-
nal des Luxus und der Moden b) sehr
gerühmt wird.

Aus

a) Beim Landmann im Eckischen unter dem Namen Luf bekannt.
b) Von 1787. Num. 10. S. 347.

Aus zuverlässigen Nachrichten aus München weiß ich, daß jetzt sowohl der Hutmacher in Freysingen, Johann Siglberger, als auch worn andere Hutmacher in Nerding, die Pappel, oder Weidenwolle, statt der Hasenhaare, sehr nützlich und dunkler faßt in der Mischung gefunden, und davon castorähnliche Hüte liefern. Der Churfürst von Bayern trägt selbst von dergleichen Hüten, und hat die drei Hutmacher aufgemuntert, die Sache dem Lande nützlich zu machen.

Der Gebrauch der Pappelwolle war schon seit manchen Jahren bekannt, aber ihrer Veräminigung durch simples Waschen, ihrer Bearbeitung theils mit, theils ohne Zusatz, das ist die Absicht, worauf man neuerer Zeit den sorgsamsten Fleiß verwendet, und den dieses Landesprodukt gewiß in aller Rücksicht vorzuzieht, wenn man bedenkt, daß, wie Herr L. Zübner versichert c), jede Pappel vierzig Pfund Wolle hervorbringt.

Auch der gelehrte Herr D. Böhmer, der alle Vorzüge, welche die Baumwolle von der Weide gewährt,

umständlich berührt, ihre Bearbeitung nach den damit angestellten Versuchen gezeigt, und sich zugleich auf Schriften bezogen hat, welche hierzu eigene Anweisung geben, besagt d), daß aus dieser Wolle Haare verfertigt werden, und der Herr Stadt- und Rathdirector der königlich preussischen Fürstenthumsstadt Liegnitz Karl Schnieber e) sagt, daß der Hutmachergeselle Dominikus Penker in Schwidnitz von einem Drittel Saamenhülle der sibirischen Seidenpflanze, und zwei Drittel Hasenhaaren einen schwarzgefärbten ganz vortreflichen Hut verfertigt habe, mit der Versicherung, daß dieses Pflanzenprodukt, wenn man es erst durch mehrere Versuche eben so zu wollen verstände, als die gewöhnliche Wolle aus dem Thierreiche, schätzbarer als Biberhaar seyn würde.

Sonderbar genug ist's, daß man sich um den Anbau dieser Pflanze, die von so großem fabrikmäßigen Nutzen ist, bislang fast gar nicht bekümmert hat. Es gehört zwar nicht zu meinem gegenwärtigen Zweck, hier umständlich

von

c) In seiner Geschichte verschiedner indischer Baumwollarten, und ihres blaudenmischen Nutzens. Salzbura 1788.

d) In seinem neuen Schauspiel der Natur. IX. B. Art. Weide.

e) In seiner kürzlich im Druck erschienenen interessanten kleinen Schrift, beten vollständiger Uebersicht folgender ist: Darstellung der höchstnützlichen Vortheile, welche der Anbau und Manufakturgebrauch der sibirischen Seidenpflanze, sowohl für den Staat, als für den Privatmann verspricht. Aus eigenen Versuchen und Erfahrungen für Freunde der Oekonomie, und des Manufakturwesens, von Karl Schnieber u. Liegnitz, gedruckt bei Joh Gottfr. Pappasche 1789. Ein Auszug aus diesem Traktat, steht in den wöchentlichen baltischen Anzeigen vom 1790. St. 1. 6. 9. und 10.

von deren Natur und mancherlei Nutzen zu benützen, zu handeln, indessen wird es doch auch manchem nicht unangenehm seyn, folgende kurze Bemerkungen darüber zu lesen. Was mehr davon zu wissen wünscht, dem verweise ich auf den Linne, Grotian (f), Göllich g), die schlesischen Provinzialblätter h), und den eben angeführten Schrieber. — Die Pflanzenseide steht in Ansehung des Baues und des Werths zwischen der Seide und der Baumwolle. Auf ein Schatz Kister von der Größe eines Mor-

gens, also 180 Quadratachsen, oder 18,000 Quadratfuß schlesischen Maßes, können 4500 Pflanzen angebaut werden, weil jede 4 Quadratfuß Raum erfordert. Jede Pflanze trägt im Durchschnitt 20 Schoten, also lassen sich mit Gewißheit 90,000 Schoten erwarten. Dreißig Schoten geben bei einer mittelmäßigen Größe 1 Loth Seide, 90,000 Schoten also 3000 Loth, oder 93 Pfund 24 Loth. Außer der Seide selbst lassen sich die Stengel der Pflanze auch noch mit Flach brauchen.

1) Joh. August Grotians erstehende Commercialsammlungen, Th. 1.

2) Jeronias Elias Göllich vollständiges Gärt- und Wirthschaftsbuch, welches den vor wichtigsten Hauptstücke für Fabrikanten enthält: die neue Pflanzenseide, die Verfeinerung des Baues und Flachses, und die christliche Wirthschaftsbereit auf Baumwolle und Flinnen. Ulm 1781. S. 1 bis 130.

3) Vom October 1785. Der Verfasser dieser Abhandlung ist der Herr Apotheker Fries, der auch über diesen Gegenstand ein Manuscript hinterlassen hat, welches vielleicht sein Sohn, der Herr Doctor Fries in Weinsiebrunn, mit einigen Zusätzen vermehrt, herausgeben wird. Herr Fries hat sich übrigens nur auf den Gebrauch der Pflanzenseide zu Betten, Lichampfen, Mägen u. d. g. gelassen.

Der Schluß folgt künftig.

Noch etwas über die Schmeißfliege.

(S. das 56^{te} Erid vom vorigen Jahr.)

Häufig angestellte Versuche mit der Schmeißfliege befähigten mich den Satz: daß die junge Brut dieser Thiere vollkommen oder unvollkommene Larven sind — und nicht Eier. Ich nahm zehn und mehrere Schmeißfliegen, suchte ihnen die Larven dieser Larven abzunehmen, und sie wurden nach einer Secunde, nach mehreren Secunden, früher oder später, lebendig, je

nachdem sie vollkommener oder unvollkommener waren, oder nicht. Es ist ein sehr angenehmes Schauspiel. Jetzt ist die Larve noch im Leibe ihrer Mutter, ich suche sie ohne Schaden herauszunehmen, sie wird glänzend, die Haut platzt aus einander, das Thierchen krümmt sich, geht davon, und läßt die Haut zurück.

L. L. Schnerer.

Sammerisches Magazin.

29^{tes} Stüd.

Freitag, den 9^{ten} April 1790.

Ueber einige neue Gutmaterialien aus dem Pflanzen- und Thierreiche.

(Schluß.)

Es giebt mehrere Arten Seidenpflanzen. Ich rede hier von der eigentlichen syrischen Seidenpflanze, nach Linne. *Asclepias lyriaca*, foliis ovalibus, subius oppositis, caule simplicissimo, umbellulis muticibus. Ihre Wurzel dauert über Winter im Lande. Im Frühling schüßt sie in jungen zarten Sprossen aus, welche, ehe sich die Blätter entfalten, beinahe das Ansehn von jungen Spargelkeimen haben. Dies geschieht gewöhnlich in der ersten Hälfte des Mai. Aus einer einzigen Wurzel, wenn diese ihre vollkommene Stärke hat, kriechen oft zwanzig und mehr dergleichen Sprosslinge hervor. Sie wächst ziemlich schnell empor, in einem nicht festen, allensfalls etwas sandigen und den Winter hindurch mit leichtem Dünger nur ganz dünne bedeckt gewesenem Boden. Die Stengel werden oft 7 bis 8 Fuß hoch.

In der zweiten Hälfte des Junius erscheinen die Blüten. Sie wachsen

in Büscheln, woran 30 bis 40 einzeln, an kurzen Stielen befestigte Blumen hängen. In der zweiten Hälfte des Julius trocknen die Blüten bis auf 4. 6. 8. höchstens 10 Blumen in einem Büschel nach und nach ab. Diejenigen aber, die stehen bleiben, setzen Früchte an, welche fast eiförmliche Kapseln sind, und weiskohlige aussehen, daß man ihre eigentliche dunkelgrüne Farbe kaum erkennen Sie erhalten die Form einer gewöhnlichen Schote, eine Länge von 4 bis 5 Zoll, und eine verhältnismäßige Dicke. Bei zunehmender Reife fallen die Schoten aus dem Dunkelgrün bis weilen ins graue oder weißliche. In der zweiten Hälfte des Octobers öffnet sich die Schote und zeigt die Frucht nach ihrer innern Beschaffenheit. Sie besteht aus einer unten gegondeten Schale zu angewachsenen Hälften, oder Schalen, welche um den vierten Theil länger ist, als die Schote selbst. In diesem häutigen Reife ist der flache

und braunrothe Saamen in großer Anzahl besetzt. Das Ganze, in welchem der Saame liegt, hat einen birnförmigen Umriß. An jedem Saamenschälchen sitzt oberwärts eine Saamenkrone, welche aus einer 1 bis 1½ Zoll langen Büschel, von einer Art weißer, blendender und feiner Seide zusammengeflochten ist. Der Saamenschälchen schuppenförmig und dicht über einander, so, daß die elastischen Büschel nur gegen die Spitze der Schote etwa 1½ Zoll hervorragen. Ist die Schote reif und trocken, so drängen sich die zusammen gedrückt gewesenen Fadenkrone, vermöge ihrer Elasticität, aus einander, und fliegen bei der geringsten Bewegung, wegen ihrer Leichtigkeit, in die Luft. Daher ist es nöthig, die rechte Zeit der Reife genau wahrzunehmen. Sind die Schoten noch geschlossen, so ist weder der Saame, noch die daran befestigte Seide, voll kommen reif, welche später dann mehr der Farbe nach ins gelbliche als ins weiße fällt. Eine Pflanze mit 6 bis 8 Stengeln erhält 80 bis 90 starke Schoten. Bei der Abnahme der Schoten ist trockene Witterung nöthwendig, und schon geöffnete Schoten dürfen nicht stehen bleiben, eher laß eine noch zu wenig geöffnete abgenommen werden. Die abgenommenen Schoten werden an einem Verwahrungsorte getrocknet, der Luftzug hat. Werden sie aber dies auf Hebe oder Horden getrocknet, so schaden sich die weniger sehr

den Schoten nach und nach ganz, und die darin befindliche Seide verliert ihre vollkommene Reife und Elasticität. Die Stengel sind unter der äußern Schale mit einem festen wie Lack oder Haut zu behandelnden Stoffe bekleidet. Sie trocknen nach und nach ab. Die Natur bereitet sie schon auf dem Felde zur fernern Verarbeitung zu.

Diese Stengel werden zu Ende des Novembers 1 oder 2 Zoll über der Erde hoch abgeschnitten, in Bündel gebunden, und zum weiteren Schutze aufbewahrt. — Die Seidenpflanze bedarf übrigens fast gar keiner Pflege, wenn es nicht darum zu thun ist, ein viel und lange Seide zu erhalten. Es ist vortheilhafter und nicht so mühsam, sie durch Theilen und Abzugen der Wurzeln, als durch Saamen zu ziehen. — So viel von der Seidenpflanze.

Ich komme jetzt auf die Verfertigung der Hute aus Pflanzenwolle zu rück. — Alles der von mir vorher erwähnten Versuche und Erfahrungen angeachtet hat der hiesige Futturmacher, Hr. J. W. Gerken behauptet 1), daß alle vegetabilische Haarwolle, sie möge Namen haben, und so fein sein, wie sie nur immer wolke, nie ganz zum Vortheil zu Hüten zu gebrauchen sey, und zwar deswegen, weil sie, wie er sagt, die innerliche Kraft des Zusammenziehens, die alles thierische

Haar

Haar in sich enthält, und allein die Krümpfung, das einzige Fundament, worauf bei der Gutmacheret alles ankommt, bräufte, gänzlich fehle. — Einig Schaden würde es seyn, wenn sich geschickte Gutmacher durch diese unversicherte Versicherung des Herrn Oeden abschrecken ließen, mit den von uns vorgeschlagenen, oder auch andern vegetabilischen Wollen, wovon wir das Wollengras (Linagrolis) imgleichen die Weidenwolle im Ueberflus haben, die beide bis jetzt aber wie unbrauchbar verkauft müssen, Versuche anzustellen, und die Einsammlung dieses neuen Gutmaterials, dieses Jahr zur gehörigen Zeit verabsummen. Weil ich befürchte ich solches, und dieser wegen bringe ich die Sache hier auf neue in Anregung. Vielleicht wird einer oder der andere dadurch bewogen, sich von der Genowolle, die in den wäldischen Nothgegenden so außerordentlich häufig wächst, daß das Noth wie mit Schnee bedeckt davon anseht, und wovon schon der sel. Herr Oberappellationsgerichtspräsident von Wallmoden, ohne viele Kosten und Mühe beträchtliche Quantitäten zu Papier versuchen einsammeln ließ, diesen Frühsummer (alsdenn ist dieses Landprodukt am ergiebigsten) Vorrath zu verschaffen. —

Herr Oeden sagt, daß allein vegetabilischen Haar die zur Krümpfung notwendige zusammenziehende Kraft fehle. Hieraus folgt aber nicht, daß, wie er behauptet, alle vegetabilische Wollen deswegen zum Gutmachen gänzlich

unbrauchbar sey. Es kan ja verschiedene Mittel geben, wodurch man ihr diese zusammenziehende Kraft ohne viele Kosten mittheilen kan, auf die vielleicht ein geschickter Gutmacher durch Versuche leicht verfällt, und die Herr Oeden nur nicht bekannt waren, der, wie er selbst gesteht, bloß einige Versuche, und zwar nur im Kleinen, mit dem vegetabilischen Haar angestellt hat.

Hasenhaar ist das Hauptmaterial unserer feinen Hute, und eben die große Thure dieses Materials macht die feinen Hute so theuer. Die vegetabilische Wolle aber soll statt dieser thierischen Haare deswegen gebraucht werden, damit die Hute dem Ansehen nach sein im Anfühlen und leicht werden; nun sagt aber Herr Oeden selbst, daß bei dem Hasenhaar die zusammenziehende Kraft sehr schwach sey, und ihm durch Weichung oder Bestreichung die völlige Kraft des Zuges erst gegeben werden müsse. Da nun alle feinen Hute mehrst aus Hasenhaar verfertigt werden, solches so wenig zusammenziehende Kraft in sich enthält, ihm diese Kraft durch Weichung oder Bestreichung erst gegeben werden muß, wisthin solches nicht schon von Natur in dem Haar zu liegen braucht, so ist wohl nichts gewisser, als daß man jedes vegetabilischen Wollen oder Haar durch eben dergleichen Weichung oder Bestreichung, vielleicht etwa mit einer geringen Abänderung, eben diese Kraft mittheilen könne, und es kommt dabei nur auf Versuche an.

Daß in Regensburg, Freysingen, Herding und Schwelmisch Hute aus Vappetwolle, oder Weidenwolle, im gleichen aus: Seidengraße vorfertigt werden, sind Thatsachen, und was solches etwa noch bezweifelt, kan sich leicht dergleichen Hute von diesen Orten kommen lassen, und sich da durch von der Wahrheit der Sache völlig überzeugen. — Auch aus der Wolle unserer Teichsolben (*Typha latifolia* L.) mache man jetzt gute feine und dabei dauerhafte Hute. Noch voriges Jahr machte Herr Förster auf Niederbairischhof mit einem aus diesem Material gefertigten Hut im kaiserlicher ökonomischen Gesellschaft ein Geschenk. Herr Erdwin leugnet zwar nicht gänzlich die Möglichkeit, aus vegetabilischer Wolle Hute zu fertigen, aber er sucht doch diese als solche und schöne Erfindung dadurch verdächtig zu machen, daß er zu erkennen giebt, diejenigen Hutmacher, die sich dieser Erfindung rühmen, verkaufen ihre guten Filzhüte unter dem falschen Namen dieses neuen Produktes, so wie mancher seine Hute unter dem Namen Castorhüte anbrachte. Allein, dieser Einwand ist sehr ungründlich, und leicht widerlegt. So wie man durch chemische Versuche leicht erfährt, ob ein Stück Papier aus Pappirus, oder aus Seide, oder aus Baumwolle, oder aus Hanneen, oder aus Baumholz, u. d. gl. gemacht sey, eben so leicht und noch viel leichter muß es dem Chemiker seyn, durch seine Experimente in Erfahrung zu bringen, aus

was für Bestandtheilen, ob aus animalischen oder vegetabilischen ein ihm vorgelegter Hut bestehe. Es wird aber auch gewiß keinem Hutmacher jemals einfallen, seine guten Filzhüte aus Hute aus vegetabilischer Wolle zu verkaufen. Eben deswegen, weil die guten Filzhüte wegen der immer mehr zunehmenden Theure, des Materials, woraus man sie vorfertigt, und wegen ihres vermehrten Verbrauchs, von Jahre zu Jahre immer höher im Preise steigen, ein einmal abgetragener Hut auch weiter keinen bekannten Nutzen hat, als daß man ihn höchstens als Schuhsohlen u. d. g. gebrauche, so man es versucht, aus einem wohlfeilern Material, wie aus Wiber, Hasen und Kaninchenhaar, Hute zu machen, und diejenigen, die sich damit befassen, durch Belohnungen zu belohnen, durch Versuchen aufgemuntert. Da vegetabilische Hute aus Dingen vorfertigt seyn, die leicht, in Menge und wohlfeil zu erhalten sind. Es muß daher bei seinen übrigen mit den guten Filzhüten gleichen Eigenschaften, wohlfeiler wie ein Filzhut seyn. Und er eben so thuer, oder gar noch theurer, so ist die ganze Erfindung nichts werth. Nun sind aber diese vegetabilischen Hutmacher nicht Hute, laut aller öffentlichen Nachrichten davon, weit wohlfeiler wie ein guter Filzhut, wofür man wieder nicht weniger einem Hutfabrikanten jemals einfallen, seinen theuern Filzhut für wohlfeilern Preis unter dem Namen eines vegetabilischen Hutes zu verkaufen.

Herr

Herr Grävens letzter Einwand gegen die vegetabilische Färbung, betrifft deren letzte Dauer. Aber, welcher weiß denn Herr Gräven, daß diese Färbung so bald drüßig werden, und sich so kurzer Dauer sind? Mit ihm ist zwar nicht bekannt, wie lange ein solches Färbgut bleibe, indessen versichert Herr Schaffer, daß die aus einem Theil Wollengras und einem Theil grüner Spide verfertigten Färbgüter, bei ihrer ungemeinen Leichtigkeit, sehr dauerhaften Ansehen und Gefühl, sehr dauerhaft wären, und ein Gleiches mahlet man mir von den aus Doppelwolle oder Weidenwolle in Färbungen und Färbung bereiteten Färbgütern h). Er setzt aber auch, ein aus vegetabilischer Wollse verfertigter feiner leichter Färbgut, bleibe nur halb so lange, wie ein aus so feiner und leichter Färbgut, so wäre der Vortheil doch noch offenbar groß, wenn ich für den vegetabilischen Färbgut nur 1 oder 2 Thaler zu bezahlen brauche, der Färbgut aber 5 und mehrere Thaler kostet.

Es bleibt also immer sehr zu wünschen, daß unsere Hausmacher sich durch Herrn Grävens Einwendungen gegen diese nützliche Erfindung nicht abscrecken lassen, sondern aus eigenem

Trieb, auf wohlfeilere Produkte dringen mögen, um ihren Arbeiten noch mehr Vollkommenheit, bei einem noch dazu weit geringern Preise, zu verschaffen. Man wird sich in der Folge dazu getrieben sehen, wenn die Hasen- und Kaninchenfelle, imgleichen die gute Wollse selbst, im Preise noch höher anschlagen. Zieht man aber die feinen Haare der Thiere zu verglichenen Verarbeitungen so sehr vor, warum benutzt man denn nicht das Maulwurfs- oder Baufeldhaar, oder die überaus feine Wollse, welche sich auf den Nachschalen findet, wenn die Längen großen Haare weggenommen sind? — Probst Maulwurfsfelle geben 24 Loth Haare, beinahe eben so viel als ein Hasenbalg, die Haare sind feiner als Hasenhaare, und können statt der Baufelle gebraucht werden. Schon seit 30 Jahren hat der Herzogl. Würtembergische Rath und Amtmann, Herr Treß in Emdingen, mit dem glücklichsten Erfolge Versuche angestellt, aus Maulwurfsfellen Färbgut zu machen, und Färbgut ohne Lein zu verfertigen. Drei Maulwurfsfellen hatten 7 Pfund Haare dazu geliefert, und jeder sich damit ein Nebenverdienst von 15 bis 20 Gulden gemacht. Es wäre

8 f 3

wäre

ad Das selbigen Lebensden folget auch schon vorhin die Abhandlungen der Churfürstl. Akademie zu München, Bd. 2. die Gewerbszitung für Künstler, Manufakturisten und Kaufleute, auf das Jahr 1787. Et. 11. S. 83 84 Et. 14. S. 106., das Münchener Intelligenzblatt von 1786. Nr. 56. und das Wittenbergische Wochenblatt von 1787. Et. 8. S. 61. wie eine bekannte Sache.

wäre nur noch zu untersuchen, ob und wie diese Thiere, ohne dem Faldban zu schaden, in Menge gezogen werden könnten, und ob sich nicht ein Mittel ausfindig machen ließe, sie mit weniger Nährt, wie bisher, in großer Anzahl zu fangen. Letzteres dürfte vielleicht so schwer nicht seyn. — Wenn ich die mit *Marum verum*, *Toucrum marum*, Linn. bestrichenen Finger einer Rabe vorhalte, so reißt sie sich sofort an der Hand, und läßt nicht allein mit der Nase und Kopfe, sondern mit dem ganzen Rücken daran her. Sie zeigt also mit diesem Raub an, daß der Geruch dieses Krauts, ihr nicht allein in der Nase, sondern über den ganzen Körper eine angenehme Empfindung erweckt. Der sel. Herr von Münchhausen sagt in seinem Hauswörter c), ein glaubwürdiger Freund habe ihm erzählt, daß ein Mattenfänger aus Thüringen vor die Höhlungen in den Häusern, so viel kleine, vorher fertig gehabte Kügelchen hingeleget, als er Matten in den Höhlungen vermutet. Die Matten wären alsdenn ein nach einander hervorgekommen, und er habe sie, indem sie die Kugel einschluckten wollen, mit der Hand weggefangen, und zur Erde todt geworfen, auch dabei bemerkt, in diesen Kügelchen wäre eine Materie vorhanden, womit man diese Thiere anlocken könnte, und welche sie ungemein begierig verfolgten; er müßte sich daher in acht nehmen, von

solcher Materie nichts weiter zu lassen, weil dadurch die Thiere aus den Fellen herbeigeloct werden würden. Es ist wahrscheinlich, daß es eine Materie gebe, womit sich die Ratten so locken lassen, wie die Ragen mit dem Marum verum, oder die Mäuse und Ratten mit der in den vorerwähnten Kügelchen vorhandenen Materie.

Die weichen und subtilen Kesthaare, übertreffen bei weitem die Weichheit der Hasenhaare, und es ist nicht mehr schade, als daß sie nicht in größerer Menge darauf sthen, wie wohl letztere nicht ganz unbeträchtlich ist. Man würde die Felle dieser Thiere immer noch verarbeiten können, wenn man erst die Haare davon abnähme. Außerdem giebt es noch mehr Thiere, deren Haare nicht zu gering sind, um zu allerlei feinen Filzen genützt zu werden. — Herr Schwen giebt am Ende seines erwähnten Aufsatzes zu erkennen, daß es, ohne zum Pflanzenreich oder zu Kamindenthiere seine Zuflucht zu nehmen, doch möglich sey, gute, leichte, feine, weiche Hüte für billigen Preis in Menge zu liefern, und eben vernehme ich, daß er dergleichen Hüte das Stroh für 2 Rthlr. verfertigen soll. Was für ein Material er dazu nime, und ob solches von Natur weiß ist, oder durch Weiße, Bleich oder Farbe eine Weiße erhält, ist mit nicht bekannt.

c) Theil I. S. 416.

Ueber das Weib's mit in allem Betracht, daß der Balg vom Hafen, der seiner innern Güte wach, lange nicht an die Felle vom Schaf und Kalb kömmt, dennoch mittelst des Lagers, im Preise ganz so hoch getrieben worden könneth, als diese anseht stehen, indem ein Schaf- und Hammelfell durch die Woll auf 11 und 12 ggr., ein Kalbsfell aber auf 12 bis 16 ggr. zu stehen komt. Wenn die Preise der Hafenbälge so anhalten,

Linnover.

so ist abzusehen, daß der Preis dieses Wollpreiss ebenfalls steigen werde. Und mich hat schon gewundert, wann man nicht angefangen, die Häfen abgezogen, um geringen Preis zu verkaufen, und sich die Bälge selbst zu Nutzen zu machen; da anseht der hohe Werth der Bälge, welche den Preis der Häfen lediglich vertheuern, in vielen Familien allein den Gewinn zu gute kömmt.

G. J. Wehrs.

Bälgen und Statuen von Gips für Schmutz und Staub zu bewahren.

In s'Grußstand hat man ganz innerlich folgenden neuen glanzvollen Kunst-erfinden, Bälgen und Statuen von Gips für Schmutz und Staub zu bewahren. Man nimt ein Loth der besten spanischen Seife, und ein Loth des besten und reinsten weißten Weisses, schabts beides mit einem eisenschneidern Messer in einem neuen glanzvollen Topf, gießt eine Pintel klares Regenwasser darüber, setzt es auf ein mäßiges Feuer, und läßt es inner geschloßnem Umrühren mit dem eisensch-

neiden Messer zuhinein schmelzen. Der Gebrauch davon ist dieser: Man hänge das Gipsbild an einen Weich oder Schmir, nachdem es schwebt ist, hierauf taucht man das Ganze hinein, und läßt es einige Augenblicke darin hängen, eine Viertelstunde nachher wäscht man dieses Verfaßene noch einmal, endlich erhit man es fünf oder sechs Tage darauf, wenn der Firnis wohl getrocknet ist, mit einem Stück feinem Respekt, um den Finger gedunden, vorzüglich ab-

Wie lange kan eine Ente ohne Nahrung leben?

Nicht leicht wird diese Frage durch abschließliche Versuche beantwortet werden. Ein Zufall also, der zu

ihrer Beantwortung etwas beiträgt, verdient seine Stelle in öffentlichen Blättern. Auf dem adelichen Hofe

zu Jöhnde im Göttingischen, wurde ein bunter fremder Entenich, der sich umgeben zu den weißen Ganssen gesellte, eingesperret, und — 23 Tage vergeffen.

Mittlerweile hatte er weder zu saufen noch zu fressen gehabt. Sein Gesangs war als Ofenloch, war nichts als Aische war. Bei seiner Errettung wurde er äußerst mager und Federleicht befunden. Er konnte nicht

gehen, sondern müßte mühsam aufser getragen werden; sah aber fast ungenügend viel, und frass auch in etlichen Tagen, erholte er sich so, daß er den Weg über Wallen nach dem Wasser allein machen konnte. Er war aber zum Unglück geboren; ein Hund biß ihn einige Zeit nach seiner Willigen Herstellung in d. Neck der Niste, das ebenfalls von sich geh, zu urtheilen, hat er von der Niste gefressen gehabt.

A. J. J.

Zur Beantwortung der Anfrage des 103ten Lesers dieses Magazins vom v. J.

Megen Entfaltung der Mähle an einem andern Orte, lasse ich schon seit 7 Jahren in jedem Herbst so viel kleines und grobes Mehl, als ich auf ein ganzes Jahr für meinen Haushalt bedarf, auf einmal mahlen, und dasselbe in bedeckten Kasten verwahren. Es oft in meinem Hause gebrauchet wird, etwa alle 14 Tage, misch dieses Mehl umgestochen, und dies hat bisher die Wirkung gehabt, daß nicht selten noch nie Motten oder andere Schmarmer in dem Mehle ge-

funden worden, sondern auch dasselbe immer besser und klarer wird, je älter es wird, auch desto lieber zu saufen scheint.

Vielleicht hat das öfters Mangel an der Ernte und des Erndens eben den Nutzen, daß dadurch die Mieten abgehalten werden. Ob aber diese Gaste, wenn sie schon wirklich vorhanden sind, auch durch diese Mittel vertrieben werden können, so von habe ich noch keine Erfahrung.

—

—

Druckfehler. Im 26^{ten} Stück Seite 411. 3. 23. von oben herunter, liest: Vortheile; statt: Vorurtheile; und Seite 415. 3. 27. Pflückenden; statt: Pflücken.

Sannoverisches Magazin.

30tes Stüd.

Montag, den 12ten April 1790.

Anmerkungen über die Wahl der Taschenuhren.

(Aus Frä. Expauit's Traité d'Horlogerie, chap. 4.)

Von der Güte einer Taschenuhr läßt sich unmöglich aus dem ersten Anblicke, und ohne sie aus einander zu nehmen, urtheilen, und überhaupt können sich nur die geschicktesten Uhrmacher, bei einer sehr genauen Untersuchung, davon überzeugen. Dieses schwere Geschäft, die guten Werke von den mittelmäßigen, oder von den schlechten, zu unterscheiden, ist die Ursache von dem Mißbrauche, und den Betrügereien, denen der leichtgläubige Theil des Volkes ausgesetzt ist. Denn es giebt so gar wenige, auf die man sich hierin sicher verlassen kan; die Nothwendigkeit des Auskommens macht, daß auch die geschicktesten Arbeiter oft etwas von ihrem Fleiße nachlassen, und von den weniger geschickten kan man ihn nicht einmal verlangen.

Am schlimmsten ist der Betrug, den die schlechten Uhrmacher begehren, wenn sie auf ihre Uhren die Namen der bekanntesten, besten Meister setzen. Wie kan hierbei das Publikum jemals

so weit kommen, sich vor dem Betrüge zu hüten, das Verdienst der Lehrern zu erkennen, und die Verwerfung der erstern, durch seine Verachtung zu strafen. Ich will hier nicht die Vollkommenheit eines jeglichen Theils der Taschenuhr durchgehen, sondern nur einige sehr kurze Anmerkungen mittheilen, die zur Beurtheilung derselben nützlich seyn können.

Es ist schon ein schlimmes Merkmal für eine Taschenuhr, wenn ein Meister, der seinen Namen darauf gesetzt hat, sie um geringen Preis hingiebt; denn recht gute Uhrmacher können nicht für solche Leute arbeiten, die ihnen ihre Arbeit nicht gehörig bezahlen. Ein eben so schlechtes Merkmal ist es auch, wenn Uhren für schlechten Preis verkauft werden, und doch dabei den Namen eines berühmten Künstlers führen.

Auch ist eine Uhr schon verdächtig, wenn allerlei neue Seltsamkeiten dabei angebracht sind, die nur die Eingee

ergötzen, und sonst keinen wahren Nutzen haben. Der Trieb, ein Werk durch solche Gegenstände auszuzeichnen, beweiset satzsam, daß es sich nicht durch innerlich gute Arbeit empfehlen kan. Dergleichen Besondersheiten sind, wenn Uhren das Auf- und Untergehen der Sonne zu einerlei Stunde angeben; wenn sie die Stunden äußerlich durch ein kleines Loch zeigen; wenn man die Unruhe von aussen in ihnen sehen kan, und die Uhr hinten durchbrochen ist; wenn sie inwendig Portraits haben, oder wenn darin, wie vormals einige unter Carons Namen herum gingen, die Schnecke, der wesentliche Theil einer Taschenuhr, nebst den übrigen Rädern in der Platine, oder dem Boden versteckt sind, um ihnen das falsche Ansehen von Taschenuhren mit einem Rade zu geben. Wenn man wahrnimmt, daß bei den aufs vorzüglichste gearbeiteten Taschenuhren, wo die Tage mit der größten Schärfe abgetheilet sind, dennoch allemal ein Reiben der Unruhe an dem Kloben, des Schneckenrades gegen den Pfeiler, oder auch gegen die Platine, des Minutenrades gegen den Pfeilerboden vorgeht: wie viel größer muß selbiges in solchen Uhren seyn, wo die drei Räder in einem so engen Raume aufeinander liegen. Wenn nun das ganze Reiben einen der vornehmsten Zapfen betrifft, so läuft sich dadurch das Loch in kurzem aus, und das Rad fängt an zu schleudern; das Del der Zapfenlöcher vermische sich sodann

mit den Rädern, und macht aus demselben ein schmieriges Wesen. Alle diese angeführten Mängel sind bei ganz kleinen Uhren, wie in Ringen, Stockknöpfen u. s. w. noch viel größer.

Will man die Güte einer Taschenuhr erkennen, so muß man sie etliche Wochen lang gegen eine richtig gehende Pendeluhr, oder einen Sonnenzeiger, probiren, und zusehen, ob sie alle Tage regelmäßig, das ist, allemal gleich viel, entweder voreilet, oder zurückbleibt. Dieses beweiset die Richtigkeit und Güte einer Taschenuhr, selbst, wenn sie noch nicht justirt ist, das heißt, wenn sie noch jeztlichen Tag früher oder später geht. Wenn aber eine Taschenuhr gleich etliche Wochen oder Monate vollkommen richtig ginge, so folgt noch nicht daraus, daß dies eine gute Uhr sey; sie muß, ihrer guten Einrichtung wegen, diesen richtigen Gang immerfort halten. Denn man hat sehr schlecht gearbeitete Uhren, wo die Reibung ungleich, die Zähne irregelmäßig, und die Zapfen schlecht gedrehet sind, die dennoch ziemlich gut gehen, so lange das Del noch flüssig, und Löcher nebst Getriebe noch nicht ausgelaufen sind. Außerdem aber, daß dieser günstige Zufall nicht öfters eintrifft, so dauert er auch ohnedem nicht lange, und schlechte Uhren sind in kurzer Zeit nichts mehr nütze.

Eine fast tägliche Erfahrung lehret, daß man sich auf dasjenige, was Privatleute von ihren Taschenuhren vorgeben, fast gar nicht verlassen kann.

Einer

Einer z. B. sagt, seine Uhr gehe vollständig richtig, ohne daß er weiß, worin das Richtige bestehe; denn darauf kommt es nicht an, daß er sie, wie er sich dünket, mit der Sonne, oder mit der gewöhnlichen Stadtuhr, übereinstimmig findet. Ein anderer giebt vor, seine Taschenuhr gehe ganze Monate, vielleicht das ganze Jahr hindurch, mit der Sonne gleich; und weiß nicht, daß eben dieses etwas Mangelhaftes an einer Uhr ist; indem die Sonne von der Gleichheit einer einförmigen Bewegung mehr, als eine ganze Viertelstunde, bald im Voreilen, bald im Verspäten, abweicht. Andere behaupten, ihre Taschenuhr habe sich auf weiten Reisen, z. B. von Strassburg bis Drest, immer mit den Stadtuhren in der Genauigkeit gleich gehalten. Aber diese Vetter haben, ihrer Entfernung und Lage wegen, eine ganze Stunde Unterschied im Mittage, folglich müßte eine gute Taschenuhr, die zu Strassburg auf eine gewisse Stunde gestellt worden, nach Drest gebracht, beinahe eine Stunde vorgebracht zu seyn scheinen. Dies alles zeigt, wie sehr man sich irren könne, wenn man eine Uhr probiren will, ohne die nöthige Kenntniß davon zu haben.

Zuförderst muß man demnach genau wissen, was den Unterschied bei einer Taschenuhr ausmacht, von der man sagt, daß sie regelmäßig gehe, oder daß sie dem Gange einer richtig gestellten Pendeluhr durchaus folge. Eine Taschenuhr, welche genau der

mittlern Bewegung der Sonne folgete, ohne sich jemals von der Stunde, welche sie anzeigen muß, zu entfernen, würde eben so wenig regelmäßig seyn, als diejenige, welche alle Tage eine Stunde voreilte, oder zurück bliebe. Wenn aber dieses Voreilen oder Zurückbleiben alle Tage das Nämliche bliebe, so geht die Uhr regelmäßig, und man darf nur die Epitafieder um so viel, als eine Stunde austrägt, verkürzen oder verlängern, und sie alsdenn auf die Stunde stellen, welche sie anzeigen muß.

Diesemnach läßt sich gegen die Güte einer Taschenuhr daraus kein Schluß ziehen, daß sie, auch sogar merklich, entweder früher oder später gehe, daß sie mit der Sonne und der Pendeluhr nicht einerlei Gang hält, und daß sie niemals die Stunde anzeigt, welche es eigentlich ist. Vergleicht man eine Taschenuhr mit den öffentlichen Thurnuhren, die gewöhnlichermassen schlecht gehalten werden, versteht man nicht die Art, ihren Gang zu beschleunigen, oder aufzuhalten, wie es auch bei den allerbesten Uhren von Zeit zu Zeit geschehen muß, läßt man sie lange Zeit gehen, ohne sie nach der Sonne zu stellen, so könnte man leichtlich glauben, eine solche Uhr gehe schlecht, die doch vortreflich ist, und sehr gut geht.

Ich habe bereits der Ungleichheiten gedacht, denen eine schlechte Taschenuhr, theils in Rücksicht auf die Schnecke, theils auf die verschiedenen Lagen, ausgesetzt ist, worin sie sich befinden kan,

Oftmals trifft es sich, daß wegen glücklicher Verbindung oder Aufhebung dieser unterschiedlichen Veränderungen, eine Taschenuhr, die sehr ungleich geht, manchmal recht richtig scheint, besonders wenn sie mit öffentlichen Uhren verglichen wird, deren Ungleichheiten Zufallsweise mit der Sackuhr ihren zutreffen können, und sie beide übereinstimmend gefunden werden, ob sie gleich beide ganz falsch gehen. Kurz, es kömmt viel auf eines jeden Gedanken von seiner Uhr an, ihren Gang entweder zu loben, oder zu tadeln; da einige von ihr eine Genauigkeit von einer Minute verlangen, andere aber auf Veränderungen von einer Viertelstunde gar nichts geben.

Um von einer Taschenuhr in wenig Stunden zu urtheilen, muß man sie, so viel möglich, in allen Tagen probiren. Man hängt sie anfänglich 28 bis 30 Stunden neben eine Pendeluhr, und vergleicht sie damit von 4 zu 4 Stunden, um zu sehen, wie viel sie etwa früher oder später geht. Geht sie stets gleichförmig, das heißt, wenn sie innerhalb 4 Stunden 2 Minuten voraus gegangen, und kömmt also 4 Minuten in 8 Stunden, und 12 Minuten in einem Tage voraus, so ist das ein Merkmal, die Schnecke sey gut gearbeitet; hält sie dies Verhältniß im Gange nicht, so läßt sich überhaupt annehmen, die Uhr sey schlecht. Inzwischen kan es sich ereignen, daß ein nachlässiger Arbeiter, und der eine sonst gute Uhr unter Händen gehabt,

diesen Fehler in derselben veranlaßt hat, indem er die Feder nicht gerade wieder so hoch gespannt hat, als sie bei Verfertigung der Uhr gewesen ist. Die Beseitigung dieser Ungleichheiten zu verringern, muß man, so viel sich thun läßt, solche Uhr alle Tage zu einerlei Stunde aufziehen.

Nach dieser ersten Probe vergleicht man die Taschenuhr abermals mit der Pendeluhr 30 Stunden lang, aber auf einen Tisch hingelegt, und giebt von 4 zu 4 Stunden Achtung, wie viel sie davon abweicht. Sind die Veränderungen die nemlichen, als in dem vorhergehenden Falle, und ist sie in 30 Stunden eben so viel, oder eine Minute auf und ab, zu früh, oder zu spät, gegangen, als das erstemal: so hat man von der Güte der Uhr eine sehr gute Meinung. Findet sich 4 bis 6 Minuten mehr oder weniger Unterschied in den 30 Stunden, so ist das ein übles Anzeichen, zumal bei einer neuen Uhr. Viele Uhrmacher sehen nicht etwan die Ursachen von dieser Unvollkommenheit ein.

Es ist ferner nützlich, die Taschenuhr noch einen Tag so zu probiren, daß man sie umgekehrt mit dem Glase auf den Tisch legt, und einen andern Tag sie bei sich trägt. Hält sie mit dem täglichen Früher- oder Spätergehen ganz in der vorigen Maas an, so hat man alsdenn alle Proben mit der Uhr angestellt, woraus man auf ihre Güte schließen kan. Um dergleichen Arten von Irregularitäten bei einer ungleichmäßig guten Uhr übersehen

ben zu seyn, so muß man sie stets in einerlei Lage halten, und zwar den Tag über bei sich tragen, und die Nacht hindurch aufhängen.

Zudem so finden sich in allen großen Städten etliche geschickte Künstler, denen man sich mit Zutrauen überlassen kan. Dieser ihre Redlichkeit und Ansehen sind die besten Versicherungen, worauf diejenigen trauen müssen, die da fürchten, hintergangen zu werden. Verdienet man sich nicht dieses Hülfsmittels, so sind alle bisher gegebene Regeln von keinem sonderlichen Nutzen. Hat man eine gute Taschenuhr, so ist es ein Punkt der größten Wichtigkeit, sie keinem nachlässigen oder ungeschickten Arbeiter anzuvertrauen. Ueberhaupt ist es eine eben so große Kunst, Taschenuhren gut zu repariren, als sie geschickt zu verfertigen; und man gewinnt oftmals viel dadurch, wenn man seine Uhr, dafern sie einer Verbesserung bedarf, nach der Hauptstadt zu einem tüchtigen Künstler schicket, als sie Leuten seines Orts anvertrauet, die nicht im Stande sind, eine schlechte Uhr in guten Gang zu bringen, wohl aber eine gute zu verderben, oder wenigstens zu machen, daß sie schlecht geht. Denn ich habe schon gesagt, wenn auch eine Uhr schlecht geht, so kan sie deswegen doch immer gut seyn; das heißt, es können ihre Gebäude gut eingerichtet, ihre Materialien gut beschaffen, ihre Theile nach aller Kunst zusammen gesetzt, und gegen einan-

der geschickt proportioniret seyn. Wer die Vollkommenheiten der einzelnen Stücke in einer Uhr zu beurtheilen weiß, wird dies leicht zugeben. Inzwischen ist eine wahrhaftig gute Uhr, die den Namen im eigentlichen Verstande verdienet, ein eben so seltenes, als sehenswerthes Stück. Die mehren Uhrmacher rühmen sich, ihren Arbeiten den höchsten Grad der Vollkommenheit zu geben, sie sind aber dazu aus Mangel von Einsicht, von Erfahrung, und von Gelegenheit, gänzlich ungeschickt; welches ich jederzeit mit gerechtem Schmerz gesehen habe, und mit Widerwillen bekennen muß.

Zusatz zu den Anmerkungen über die Wahl der Taschenuhren *).

Die vom Herrn Lepaute angeführten Kennzeichen für die Wahl der Taschenuhren sind nur für solche Leute, die keine Uhrmacher sind, oder sonst nicht von der Güte der Uhren urtheilen können. Denn ohne die innern Theile der Uhr zu kennen, und sie zu beurtheilen, läßt sich gar kein richtiges Urtheil über eine gute Uhr fällen; und hierzu haben nicht einmal alle Uhrmacher genugsame Geschicklichkeit. Herr Vogel hat in seinem praktischen Unterricht von Taschenuhren S. 302 ff. genaue Regeln angegeben, wornach alle innere Theile einer neuen Taschenuhr untersucht werden können; und sie dienen vornemlich nur dem Künstler in dieser Art. Er behauptet das bei mit Recht; es sey ein nöthiges Erforderniß.

*) Aus dem Wittenbergischen Wochenblatte.

forderniß der Polizei, den Ufchandel und das Uhrmachervwesen den Händen erfahrener, aber dabei rechtschaffener redlicher Männer zu übergeben. Geschähe das nicht, so sey Jedermann im gemeinen Wesen durchaus betroffen. Ich pflege es für ein Hülfskennzeichen einer wohl eingerichteten städtischen Verfassung zu halten: wenn Goldschmid und Uhrmacher an einem Orte geschickte und redliche Leute sind; weil bei diesen Metiers der Betrug gar nicht zu übersehen ist.

Zu den Anmerkungen des Herrn Lepante bei der Wahl der Taschenuhren, will ich noch aus den Zusätzen, die Herr Charles, in der Uebersetzung von Salis Eintheilung der Zeit, beigefügt hat, die vornehmsten mittheilen, welche Herr Lepante nicht mitgenommen hat. — Mehrentheils verrieth aller äußerliche Zierrath ein schlechtes Werk, weil zu vermuten ist, der Verfertiger habe den innern Mangel durch den äußern Schein verstecken wollen. Schlecht und plump bearbeitete Zieferblätter lassen auf eine schlechte innerliche Arbeit denken. Ueberhaupt wird sich an einer schlechten Uhr niemals die Nettigkeit, Feinheit, Annehmlichkeit und gute Ordnung, selbst äußerlich zeigen, die an einer guten zu bemerken ist; obgleich der äußerliche Schein nicht stets ein sicheres Kennzeichen ist. Das unrichtige Verhältniß bei der Schnecke gegen die Feder ergiebt sich, wenn eine Taschenuhr, bald nach dem Aufziehen, geschwinde geht, als wenn sie ablaufen will.

Anderer Kennzeichen der Güte sind: eine Taschenuhr muß eine plattrunde Figur, zwei Zoll im Durchmesser, und wenig über einen Zoll in der Dicke haben. Denn ein Werk von dieser Abtheilung kan dauerhaft verfertigt werden, und ist wegen seiner Größe nicht beschwerlich. Die sehr flachen Uhren sind gar nicht die besten. Ein nettes, sauber gestochenes, oder wohl ausgearbeitetes Zieferblatt, ohne alle sonstige Zierrathen, ist ein mehrmalliches Kennzeichen einer guten Uhr. Das viereckigte Stif, woran die Zeit ger gehen, muß sich nicht ruckweis, sondern gleichförmig, auch weder schwer noch allzu leicht, mit dem Schlüssel drehen lassen. Eben solche Gleichheit muß beim Aufziehen der Uhr bemerkt werden. Die Unruhe an einer guten Taschenuhr muß etwas über halb so groß, als die inwendige Platte, und mit drei Schenkeln versehen seyn; der Kloben, welcher sie bedeckt, muß sauber gegraben und durchbrochen seyn, daß man die Unruhe mit ihren Schenkeln darunter kan spielen sehen. Und wenn nun die Unruhe recht frisch, hurtig und frei spielt, und merklich gleiche Streiche macht; wenn ferner sie wohl das Steigrad, als das Kronrad, die bei jedem Streiche der Unruhe auf eine sichtbare Weise fortrücken, währenddem Spielen der Unruhe sich recht stark und lebhaft bewegen: so ist dies eine starke Vermuthung für die Güte einer Uhr. Die Streiche der Unruhe, welche man durch den Kloben mit etwas Aufmerksamkeit gar deut-

deutlich sehen kan, müssen weiter, als über den halben Kreis des Klobens, vibriren. Die Kette an einer guten Taschenuhr muß ungefehr achtehalb, wenigstens sieben mal, um ihre Kerkelschnecke gehen. Dies erfährt man, wenn der Schlüssel beim Aufziehen der Uhr wenigstens sieben Umgänge macht. Es giebt zwar Uhren, die beim Aufziehen nur sechs, andere nur fünf, und noch andere wohl nur vier Umgänge des Schlüssels haben, je nach dem sie eingerichtet, oder platt gearbeitet sind. Aber alle diese Uhren sind bei weitem nicht so gut, als die ersten, inmaßen man das Verhältniß der Schnecke zu der Feder bei ihnen nicht so genau treffen kan, als bei denen, die sieben Umgänge machen. Das fehlende Verhältniß der Schnecke zu der Feder besteht darin, daß der Durchmesser der Schnecke in ihren Gängen nicht in der Proportion genau zunimt, in welcher die Kraft der Feder, beim allmähltigen Ablaufen der Uhr sich schwächet. Dieser Fehler ist sehr gemein, und kömt theils von der Unwissenheit, theils von der Nachlässigkeit der Künstler her. Die gemeinste Unordnung, welche er in der Uhr verursacht, ist diese, daß die Uhr in den ersten 10 oder 12 Stunden auf eine Viertelstunde geschwinder, als in den zwölf folgenden, geht.

Endlich so gesten diese Anmerkungen meistens nur von Uhren, welche man probiren will, sie mögen neu, oder sonst alt zum Verkaufe kommen.

Außerdem können innerliche Unreinigkeit, wenn das Oel zu dick, oder die Zapfen der Räder zu trocken geworden, und dergleichen Dinge, verursachen, daß die Uhr nicht nur unrichtig geht, sondern sich auch gar nicht gut probiren läßt. Dieserhalb werden solche zufällige Hindernisse bei den gegenwärtigen Vorsehriften ganz beiseite geseht. Ueberhaupt aber ist es gut, den Gang der Uhr in Ordnung zu erhalten, wenn man sie von Zeit zu Zeit reinigen und ausspülen läßt. Ich halte darauf, daß dies alle Jahr einmal geschehe, und dann wende ich mich an einen mir bewährten Uhrmacher, von dessen Aufrichtigkeit in seiner Arbeit, und erprobten Uneigennützigkeit ich überzeugt bin. Dießigen Orts sehe ich es fürs Publikum als einen wohlthätigen Umstand an, daß wir einen dergleichen Mann an unserm geschickten Uhrmacher, dem Hrn. Sobn, haben, der mir von dieser Seite, nun beinahe in die zwanzig Jahre, bekannt ist. Herr Vogel schreibt in seinem angezogenen Buche S. 321; Eine Uhr, welche nicht alle Jahre frisches Oel bekömt, dauert nicht halb so lang, als eine andere, an welche diese Sorgfalt gewendet wird; ja es geschieht ihr durch diese Veraubung des ihr so nöthigen Oels ein unersetzlicher Schaden. Daher kömt es auch, daß manche Uhren, an denen dieses unterlassen wird, von selbst einen ungleichen Schlag bekommen, oder ganze Theile derselben durch neue ersetzt werden müssen. — Daß aber eine Taschenuhr

nicht einer Reinigung und Ausbesserung nöthig habe, läßt sich, außerdem wenn sie still zu stehen, oder unrichtig zu gehen anfängt, schon daraus erkennen, wenn die Uhr nicht mehr so frei spielt, sondern engere Streiche macht; das ist allemal das sicherste Merkmal von Unreinigkeit und Mangel des Oels. Sonst pflegen Uhren, denen es an Reinigkeit fehlt, einen veränderlichen Gang anzunehmen, und sie lassen sich durch den Räder, oder sonst, nicht mehr gut richten. Und von Taschenuhren muß eine auch

öfterer, als die andere, gereinigt und ausgearbeitet werden; je nachdem sie gut oder schlecht eingerichtet ist; je nachdem sie gute oder schlechtere Materialien, ein gutes oder schlechteres Gebäude hat; endlich je nachdem ihre Besitzer gut oder schlecht damit umgehen. Eine gute Taschenuhr muß außerordentlich wohl gehalten, wenig geöffnet, und so sorgfältig in Acht genommen werden, als wenn man eines der vorzüglichsten Werkzeuge, oder einen kostbaren Edelstein hätte, den man schonen will.

Noch ein Beitrag, die weißen Hüte betreffend,

(S. das 60^{te} Stück vom v. J.)

Vor mehr als 30 Jahren sahe ich in einer Seestadt holländische Matrosen, welche bei der Gelegenheit, da sie die Kajüte und die Schuppe ihres Rauffahrtdschiffes mit Delfarben hübsch bunt angestrichen, oben auf den Rips ihrer niedergeschlagenen Hüte drei Zirkel, blau, weiß und roth. — die drei Streifen der holländischen Flagge — und das übrige des Huts mit andern Farben bemalt hatten.

Jemand ahmte dies nach und bemalte seinen abgetragenen Kahlen, dichten und feinen Hut mit weißer Delfarbe, welche hernach das Eindringen des Regens gut abhielt. Freilich wußt' ers damals noch nicht, daß

ein weißer Hut mehr kahlte, als ein schwarzer.

Die Delfarbe macht, wie leicht zu gedenken, den Hut etwas schwerer, und ein grober wollichter Hut würde weit mehr Delfarbe verschlucken, als ein dichter und abgetragener; weiß gemalt aber auch die Lichtstrahlen weit stärker zurück werfen, als ein gewöhnlicher, obgleich weißer Hut.

Dies nachzuahmen, käme auf Veruche an. Warum wollen wir nicht einmal selbst die Erfinder unserer Moden werden, zumal gerade jetzt, da unsre bisherige Modedespoten, die Pariser, mit wichtigeren Gegenständen beschäftigt sind?

Sannoverisches Magazin.

3tes Stüd.

Freitag, den 16ten April 1790.

Vorschlag, wie das Entweichen der in Haft sitzenden Verbrecher zu erschweren ist.

Es wird vermuthlich noch sehr lange währen, ehe der moralische Zustand der Menschen, es sey durch Aufklärung, oder durch Hülfe der neuen Pädagogik, so sehr verbessert wird, daß wir der Criminaljustiz ganz entbehren können. So lange alsb dieses nicht geschehen ist, bleibt der ein ruchloser, boshafter, nichts scheuender Mensch für seine Mitbürger das gefährlichste Geschöpf auf dem Erdboden; und ein Mittel, diese Art Menschen im Zaum zu halten, kommt für unserm Zeitalter noch nicht zu spät. Jetzt muß es auch jeder noch der Obrigkeit danken, daß er nicht nöthig hat, auf seinen Wegen und Spaziergängen bewaffnet und gepanzert einherzugehen, und seine Wohnung in eine Citadelle zu verwandeln, welches gewiß keine unnöthige Vorsicht seyn würde, wenn die Criminaljustiz nur einige Jahre ihre Hände in den Schoß legen sollte. So müßte auch Gellinde diese indeffen jetzt zu werden anfangen, und so sehr verschiedene Schriftsteller die Sorge fast für die Erhaltung und das Leben

eines Spitzbuben, Räubers oder Mörders empfehlen, so wird man mir doch überhaupt darin Recht geben, daß es gut sey, einen eingefangenen Taugenicht und Störker der öffentlichen Sicherheit fest zu halten, und ihn außer Stand zu setzen, daß er nicht weiter Schaden könne, denn einem Räuber oder Mörder einen Freipaß geben, heißt das Leben anderer rechtschaffenen Mitglieder des Staats aufs Spiel setzen. Wenn ich daher höre, daß ein Räuber oder Mörder aus dem Gefängniß entkommen sey, so macht es bei mir beinahe eben die Sensation, als die Nachricht, daß ein reißend Thier irgendwo aus seinem Käfig ausgebrochen und unter das Volk gelangt sey. Die Erfahrung lehret leider, daß Besserung bei solchen Bösewichtern selten zu hoffen ist. Ich bin auch sehr geneigt, dem großen Arzte Tissot recht zu geben, wenn er sagt: „wosern es möglich ist, die Unmuthsart eines Menschen zu ändern, so muß man das Mittel dazu bei den Kräften suchen.“

Sh

und

und da die Euren mit diesen Mitteln wohl zu den allerkünstlichsten gehören werden, so wird der moralische Zustand eines solchen Menschen wohl derselbe bleiben, so bald er ohne Noth wieder in Freiheit kömmt, und in gleiche äußere Umstände, die seine vorherigen Handlungen bestimmt hab., geräth. Daher denn die vielen Nachrichten, daß Spießbuben nach ausgestandener Strafe sogleich wieder gestohlen haben. Bei der Expedition der englischen Flotte nach Port Jackson hat selbst das veränderte Klima und die so sehr veränderte Lage der Verbanneten auf einige derselben so wenig Einfluß gehabt, daß viere oder fünf davon wegen Diebstahls gleich in der ersten Zeit haben am Leben gestraft werden müssen. Ich will indessen so billig seyn, und zugeben, daß dieses nur bei solchen Subjecten eingetreten sey, die Ablaßen und Stelen als ein von ihnen erlerntes Handwerk betrachten, und daß hierunter öfters Ausnahmen vorkommen. Es sey indessen hiemit wie es wolle, so kan man als ausgemacht annehmen, daß, wenn die Obrigkeit es nöthig findet, einen Verbrecher festzusetzen, oder Jemandem wegen wichtiger Anzeigen eines groben Verbrechens in Verhaft zu nehmen, es allemal gut und wünschenswerth sey, ihm das Entkommen so sehr als möglich zu erschweren. Ferner sey indessen der Gedanke, einen Gefangenen noch mehr mit Ketten zu belassen, oder sein Gefängniß noch schaudervoller oder ungesunder zu machen. Wenn

hiezumögte ich um alles in der Welt nicht die geringste Veranlassung geben. Wie aber, wenn man einen Gefangenen in den Fall setzen könte, daß er beim Entlaufen ein Werkzeichen, gleich dem Cain, mit sich nehmen, dadurch jedem, der ihn antrifft und begegnet, als ein gefangener Inquisit kenntlich werden, und seinen Suchbrief, wohin er zu liefern, allen Orten selbst bestellen müßte? Dieses scheint eine äußerst schwer aufzulösende Aufgabe zu seyn. Allein, man sey so gütig, und erwege folgenden Vorschlag.

Es ist bekannt, daß der in den Apotheken zu habende Höllenstein (*Lapis infernalis*) welcher aus Silber in Scheidewasser aufgelöst bestehet, die Haut des Menschen, wenn man die selbe mit diesem angeseuchten Product der Pharmacie berührt, schwarzbraun färbet, ja dieses Beizmittel wirkt so gar auf Agat und Stein. Die Apotheker verkaufen diesen Höllenstein in kleinen Stiften, welche man in eine Federspule stecken kan, um sich nicht die Finger damit zu schwärzen, und die Wundärzte gebrauchen ihn als ein Aetzmittel. Will man mit einem dieser Stifte auf die Haut eines Menschen ein Werkzeichen, oder Buchstaben machen, so braucht man nur das äußere Ende des Stifts in Wasser zu tauchen, jedoch so, daß nicht zu viel Wasser sich anhängt, und alsdenn mit diesem benetzten Ende des Stifts, wie mit einem Beizstifte, auf der Haut einige mal hin

und

und her zu fahren. Der benezte Strich auf der Haut aber muß, ohne abgewischt zu werden, von selbst trocken werden. Ist dieses gehörig geschehen, so wird dieser benezte gewesene Strich in kurzer Zeit braunschwarz, und die Oberhaut oder Epidermis wird von dieser Beize dergestalt angegriffen und gefärbt, daß der Strich oder Buchstabe nicht anders, denn durch Abkratzen der Oberhaut bis aufs Blut, weggeschafft werden kan, und eine Wunde tritt an die Stelle des gefärbten Flecks. Von selbst verliert derselbe sich auch nicht eher, bis die Oberhaut oder Epidermis sich von selbst abschält, welches an Stellen der Haut, die nicht durch unsere Gegenstände gerieben werden, 8 bis 10 Tage, ja noch länger dauert.

Nun ist der oberröhmte Vorschlag folgender: Man lasse durch den Gefangenwärter oder Gerichtsbedienten auf die Backen des Gesichts eines durch schwere *Indicia gravissimi* Gefangenen die Anfangsbuchstaben des Amtes oder Gerichts, wo er sitzt, als z. E. bei dem Amte Coldingen, auf den einen Backen ein A. und auf den andern ein C. mit Höllenstein auf vorbeschriebene Weise zeichnen; auf den entblößten Rücken zwischen den Schultern aber schreibe man den Namen des Amtes ganz aus, als z. E. A. Coldingen. Man lasse alle acht Tage untersuchen, ob die Schrift noch kenntlich ist, und erneuere sie da, wo es nöthig ist, oder

schreibe den Namen an einer neuen Stelle des Rückens.

Besezt, ein solcher gezeichneter Gefangener entläuft, so ist er jedem durch die Buchstaben auf den Backen des Gesichts kenntlich, und kragt er diese weg, so entstehet eine Wunde, die ihn ebenfalls verdächtig macht. Die Schrift auf dem Rücken zwischen den Schultern aber kan er sich selbst mit seinen Händen nicht wegschaffen. Jeder, der einen solchen Menschen mit Buchstaben oder Wunden auf dem Backen antrifft, kan ihn also anhalten, und den Rücken entblößen lassen, da er denn den bei sich tragenden Steckbrief und die Adresse, wohin er abzuliefern ist, finden wird. Ich setze voraus, daß eine allgemeine Bekanntmachung von diesem Zeichnen der Gefangenen, wenn sie eingeführt werden sollte, geschehen müsse, damit jeder auf solche Zeichen aufmerksam sey.

Ich muß noch hinzufügen, daß dieses Zeichnen oder Aetzen der Haut, wenn dieselbe nur nicht gar zu viel mit dem Höllenstein gerieben wird, nicht schmerzhaft ist, und dem Inquisiten keine körperliche Unbequemlichkeit verursacht. Wenn das Zeichen von selbst abschält und verschwindet, läßt es auch keine Spuhr zurück, und ist also für unschuldig befundene unbedenklich, und da die Operation nur höchstens alle 8 Tage wiederholt zu werden braucht, so dürfte selbige so sehr mühselig nicht seyn.

Verfertigung des englischen Steinguts.

Die englischen Steinkohlen haben um Newcastle die Anlegung einer sehr großen Menge von Fabriken von irdenen Geschirren von allerhand Arten veranlaßt, worunter die von der weißen Töpferwaare, oder der sogenannten englischen Erde, die größte Anzahl ausmachen. Man hat behauptet, daß 10 Meilen in der Runde über 15000 Personen bei den Steinkohlengruben und Töpferwerkstätten, die meisten aber bei den letztern angestellt sind. Man trifft in diesem ganzen Strich der Graffschaft Stafford lauter von Töpfern bewohnte kleine Dörfer und eine ungeheure Menge Ofen, sonderlich in den Gegenden an, wo Kohlengruben gegraben sind, oder noch bearbeitet werden.

Der Thon, der zu den Geschirren des weißen englischen Steinguts erforderlich ist, ist zweierlei, gleicht sich aber sehr. Der Unterschied besteht bloß im Gebrauch, wie man unten sehen wird. Man bekömmt ihn von der Seite von Devonshire, und behauptet, daß diese Provinz alle Töpferfabriken in England damit versehe. Der Siler, oder Feuerstein, der auch in starker Menge verbraucht wird, kömmt von Gravesande, oder vielmehr von den Ufern der Themse.

Die Hauptsache bei Verfertigung dieses Steinguts, daß es nemlich recht weiß und ohne Flecken sey, besteht in der Zubereitung des Thons, und in seiner verhältnismäßigen Ver-

mischung mit dem Feuerstein. Man thut den Thon in einen Kasten voll Wasser, und schleimt oder löset ihn wohl darin auf, indem man ihn vermittelst eines schmalen hölzernen Brettes rüttelt. Das mit diesen Thon theilchen geschwängerte Wasser läßt man durch ein grobes Sieb laufen, um das, was nicht aufgelöst ist, davon abzusondern, welches im Sieb bleibt, und wieder in den ersten Kasten gethan wird. Was den Thon anbetrifft, der durchfließ, so wartet man, bis eine gewisse Quantität davon vorräthig ist; dann rührt man ihn von neuem recht tüchtig in dem Wasser herum, in welchem er sich befindet, und seigt ihn durch ein feineres Sieb durch, um ihn mit dem Feuerstein hernach zu mischen.

Dieser Feuerstein wird in Kalköfen gebrannt, dann auf eigenen Mühlen mit Wasser gemahlen, und in diesem Zustande in die Fabriken geschafft.

Wenn die Mischung recht gut gerathen soll, so ist wesentlich nothwendig, daß er in dem Wasser zu gleicher Consistenz, wie der Thon, aufgelöst sey. Zu fünf oder sechs Theilen dieser Thonarten, wird ein Theil Feuerstein genommen. Wenn der Thon, wie oben gemeldet worden ist, zumal gekocht ist; so wird er zum drittenmal durch ein noch feineres Sieb gebeutelt; ein gleiches geschieht mit dem Feuerstein. Zum Messen der Theile gebraucht man einen kleinen Maß,

Stück, den man schonmal mit Thon und einmal mit Feuerstein anfaßt; und so fortfährt, bis man die gehörige Quantität Teig hat. Damit die Mischung desto gerader oder genauer vor sich geht, müssen beide Teige eine gleiche Consistenz haben, und wohl untereinander gerührt werden. Man hebt sie hierauf zum vierten und zum fünftenmal durch, und thut sie in einen Kasten von Backsteinen, unter welchem Feuer ist.

Die Siebe sind von gröberer oder feinerer Hartkleinwand gemacht. Die backsteinernen Kästen, worin man den Teig bis zu einer gewissen Consistenz trocknen läßt, um ihn hernach Kneten zu können, sind länglicht, ganz von Backsteinen zusammen gesetzt, von eisernen Stäben gehalten, und mit einem eisernen Rost versehen, um ein Steinkohlenfeuer darunter anzumachen; an dem einen Ende haben sie eine Feueresse, den Rauch durchzulassen. Das Gemenge von Thon und Feuerstein trocknet langsam darin, und von Zeit zu Zeit rührt man es mit einer Schaufel um, damit es desto eher trockne. Hat es endlich so viel Consistenz erhalten, um bearbeitet werden zu können, so legt man den Teig auf einen sehr saubern bleiernen Boden, wo ihn ein Mann mit den Füßen arbeitet und knetet, bis er ihn zur Verfertigung der Geschirre schließlich glaubt.

Alle Geschirre, die nicht façonné sind, werden auf vertikalen

Scheiben geformt, welche ein kleiner Junge durch Drehen eines Rades in Bewegung setzt; aber das façonnirte wird in gläsernen Formen gebildet. Diese Formen bestehen in einem Stücke Gips, von der Gestalt und dem Umfange, welche die Schüssel, oder der Teller inwendig haben soll; das ausströmende Dessen ist darauf eingegraben. Man nimmt von dem Teige, schlägt ihn wohl, arbeitet ihn recht durch, und dehnt ihn aus, oder wälgt ihn vermittelst einer Walze oder Rolle. Wenn er so dünn geworden ist, als man ihn haben will, so legt man ihn auf die Form, und drückt ihn mit der Hand an, die man aber ins Wasser getaucht hat, damit der Teig nicht anlebe, und um auch die äußere Seite der Schüssel oder des Tellers gleich und eben machen zu können.

Diese Arbeit geschieht in einem geheizten Zimmer, um die Formen immer trocken zu behalten, und um nach Verlauf weniger Stunden die darin geformten Geschirre heraus nehmen zu können.

Wenn es nöthig ist, daß die Geschirre an den Stellen, die nicht façonné sind, geglättet werden, damit sie ins Glasur desto besser annehmen, so werden die, welche auf der vertikalen Scheibe geformt sind, so bald sie im Schatten etwas getrocknet haben, gedreht, um sie eben und gleicher zu machen, und auch auf derselben Drehscheibe, vermittelst einer aufgeschälten Stahlplatte, geglättet.

Mit dem runden abgeformten Geschirre verfähret man eben so. Die ovalen Geschirre, die nicht auf der Drehbank geglättet werden können, wäscht man mit einem Schwamm und mit Wasser ab, nimt hierauf ein Stück von derselben Erde, das gebrannt und geglättet worden ist, und polirt damit die Theile, welche einer Politur bedürfen. Die Gefäße werden dann auf Bretter und in Schatten gesetzt, um völlig trocken zu werden, ehe man sie in den Ofen bringt.

Um Newcastle herum findet man den Thon, der sich zur Verfertigung der Kasten oder Kapseln schickt, worin die Geschirre beim Brennen verwahrt werden. Diese Kapseln sind rund; man bringt daran rings herum fünf bis sechs Löcher von zwei bis drittehalb Zoll im Durchschnitt an. Ihre Größe richtet sich nach der Größe der Gefäße, die hinein gepackt werden. Wenn die Geschirre in diese Kapseln gebracht werden sollen, so schneiden kleine Kinder von demselben Thon, aus welchem die Kapseln gemacht worden sind, Stücke in Form von Parallelipeden, die noch sehr naß seyn müssen; man legt sie auf grob gestoßenen Sandstein, der sich an ihre ganze Oberfläche anhängt; der Boden der Kapseln wird ebenfalls mit dergleichen Sandsteinen versehen; man bedienet sich dieser Parallelipeden zu Unter- und Zwischenlagen, um jedes Geschirre in der Kapsel gehörig zu befestigen und zu stützen, das

mit sie nicht an einander stoßen. Dieser Sandstein hängt sich gar nicht an dem Steingute an; er verursacht auch nicht den mindesten Fleck oder Ritzmal daran, abgenommen dann und wann bei gewissen Stücken, die aber unter den Ausschuf gehören.

Die Ofen, in welchen das Steingut gebrannt wird, haben gemeinlich acht Feuerherde, und folglich auch acht innere Schornsteine, aber diese acht Rauchfänge haben keine andere Oefnungen, als die obere gemeinschaftliche. Die ganze Haube oder Calotte des Gewölbes ist voller Löcher. Nämlich, acht, die rings um den Ofen herum, da, wo das Gewölbe anfängt, und zwischen den Rauchfängen angebracht sind; ferner sechs zehn andere oben darüber; und noch sechs um das Hauptloch, das in der Mitte des Gewölbes ist, und zum allgemeinen Rauchfange dienet. Diese Löcher haben drei bis vier Zoll im Durchschnitt. Man stopft sie während der Operation zu. Von ihrem Nutzen unten. Alle die Kapseln, in welchen sich Geschirre befinden, werden über einander gestellt, und formiren verschiedene Stöße oder Meiler; ein jeder dieser Meiler kömmt im Ofen unten in eins von diesen Löchern zu stehen, deren eben erwähnt worden ist. Da ihrer 31 sind, wenn man die mittlere Oefnung, oder die Haupteße dazu rechnet, so kommen auch 31 dieser Stöße oder Meiler in einen Ofen; die letzte Kapsel, welche die

die Spitze des Meßlers ausmacht, wird mit einem irdenen fegekartigen Deckel zugedeckt.

Nur einmal kömmt das englische Steingut ins Feuer, aber dieses Feuer hält 48 Stunden ununterbrochen an. Vier oder fünf Stunden vor geendigtem Brennen, wird ihm mit Seesalz die Glasur gegeben. Wenn also die Gefäße 44 oder 45 Stunden im Feuer gewesen sind, so werden acht Busfchels Seesalz, als so viel zu einem Ofen von obiger Beschaffenheit erfordert wird, herbeigeschafft. Rings um die Haube des Ofens ist ein Gerüst angebracht, auf welches zwei von den Arbeitern steigen, und vermittelst eines eisernen Löffels, etwas Seesalz durch die Löcher auf den fegekartigen Deckel jedes Meßlers schütten, und das Salz sogleich wieder zustoßen. So fahren sie fort, bis sie mit allem zu Löthern fertig sind; sie wiederholen dieses vier bis fünf Stunden lang, und beobachten nur so viel Zwischenzeit, als nöthig ist, um den großen Rauch, den das Salz giebt, vorbei zu lassen. Die Form der Deckel des Meßlers macht, daß das von oben darauf geschüttete Salz in seinem Fall in ganzen Mäßen umgiebt. Das

Acidum des Salzes dringt in das Innere der Kapseln, berührt die Oberfläche der Gefäße, und beschleunigt die Verglasung des Feuersteins.

In dieser äußern Verglasung besteht die einzige Glasur, die man dem englischen Steingute giebt. Das Salz ist sehr weiß und grabkörnig. Die Beschaffenheit der Steinkohlen ist aber von keinem wesentlichen Einflusse auf die mindere oder größere Schönheit.

Der Preis des Steingutes beläuft sich das Duzend Teller von einem halben Schilling bis auf zwei Schillinge. Der erste Preis ist der Preis der Ausschusswaare, der letztere aber der Preis der schönen kolorirten Gefäße.

Burslem allein löset für diese Waare von den Ausländern jährlich 200,000 Pfund Sterling. Inzwischen macht man sie auch im Deutschen Land schon häufig so gut, daß sie der englischen wenig nachgiebt. Als man vor einigen Jahren in Cassel den Versuch mit ihrer Verfertigung machte, so brauchte man mit sehr gutem Erfolge den Bergkiesel vom Habichtswalde.

3. im Februar.

Ueber den Vorschlag, Erbsen zwischen die Kartoffeln zu pflanzen.

Wie diese Pflanzart 1788 im hannoverschen Magazin vorgeschlagen wurde, stellte ich gleich damit folgenden Versuch an.

Ich

Ich pflanzte im Jahr 1788 in sehr sandiges und sehr trockenes Land, 2 Hüllen-Kartoffeln; und wurde mit jedem Hüllen voll Kartoffeln die Hälfte des Landes bepflanzt. Zwischen den einen Hüllen Kartoffeln pflanzte ich $1\frac{1}{2}$ Fuß hohe Zuckerböden, dergestalt, daß in jedes Loch zu den Kartoffeln 3 oder 4 Erbsen geworfen wurden. Sie wuchsen mit den Kartoffeln herrlich hervor; blühten und trugen sehr voll, und wie sie reif waren; und ausgedroschen wurden, erhielt ich hiervon eine ziemliche Portion trockner Erbsen. Daß aber die Erbsen den Kartoffeln an ihrem Wachsthum nichts geschadet hatten, solches zeigte sich bei dem Aufgraben derselben; denn es waren unter denjenigen, wo die Erbsen zwischen gestanden hatten, 2 Meilen Kartoffeln mehr herrlich, als unter denen, wo keine Erbsen zwischen gepflanzt waren. Meine übrige Pflanzung von Erbsen, welche nahe dabei standen, wurden ziemlich stark von den Spertingen befallen, diejenigen aber, welche zwischen den Kartoffeln standen, blieben gänzlich von dieser Verunstaltung verschonet.

Ich habe diese Pflanzart voriges Jahr verschiedenen hiesigen Freunden,

welche Kartoffeln auf das Feld pflanzen, angethan, und es hat ihnen sehr gefallen, so, daß sie dieses Jahr größere Versuche damit anstellen wollen, und da ich dieses Jahr selbst ein Stück Kartoffeln ins Feld pflanzte, so will ich auch zugleich einen Versuch im Großen damit machen. Die meisten übrigen Sorten Erbsen, welche 3 bis 4 Fuß hoch werden, habe ich es auch versucht; ich habe aber auf einem sehr sandigen und trocknen Boden die $1\frac{1}{2}$ Fuß hohen Zuckerböden zu dieser Pflanzart am zuträglichsten befunden. Für diejenigen, welche ihre Kartoffeln in einem niedrigen und schweren Boden pflanzen, habe ich die untermächtigsten Erbsen zu dieser Pflanzart für die besten.

Ich bin aber mit demjenigen Gartenfreunde, welcher seinen Versuch angestellten Versuch durch das 5te Stück dieses Magazins von diesem Jahre angestanden, einerlei Meinung, daß der hiesige Gartenliebhaber, welcher 1788 den Vorschlag, Erbsen zwischen die Kartoffeln zu pflanzen, im 5ten Stück dieses Magazins überdient, mit dieser Pflanzart in der Zeit, noch keinen Versuch gemacht habe, sonst würde er selbiges für sehr gut und nützlich befunden haben.

Celle.

D.

Sammerisches Magazin.

32tes Stüd.

Montag, den 19ten April 1790.

Beschreibung der türkischen Akademien der Wissenschaften.

Sogleich die türkischen Akade-
mien nie den ausgebreiteten
Ruhm der arabischen und per-
sischen erhalten haben, so sind sie doch
nicht wenig zahlreich; ihre gesetz-
liche Einrichtung ist mit Mäßigkeit ge-
ordnet, ihre Einkünfte sind sehr groß,
auf jeder derselben sind gelehrte Män-
ner zu Lehrern angestellt; und die Zahl
der Studirenden, welche alle in ihren
verschiedenen Collegien wohnen, und
darin ihren Unterhalt finden, ist sehr
bedeutend.

Vor der Eroberung von Constan-
tinopel gaben die ottomanischen Prin-
zen unverkennbare Beweise ihrer Frei-
gebigkeit, indem sie mitten unter dem
Verkauf der Waffen, und den Schreck-
nissen des Krieges, mehrere Akade-
mien gründeten, die alle nach einem
umfassenden Plan eingerichtet wa-
ren, und sämmtlich die Religion und
das weitere Fortschreiten in den schö-
nen Wissenschaften zum Endzweck

ihres regen Eifers haben. Diesen herr-
lichen Pflanzschulen verdankt das otto-
manische Reich seine großen Männer.

Der Sultan Orkan aus dem os-
tomanischen Hause, gab das erste Bei-
spiel von jener fürstlichen Freigebig-
keit. Im Jahre 736 der mohomedani-
schen Zeitrechnung, welches nach der
christlichen das 1335te ist, stiftete er
in Bursa, der damaligen Haupt-
stadt des Reichs, eine Moschee und
eine Schule; beide in aller Absicht von
treffliche schöne Gebäude. Das Ein-
kommen der freien Künste machte die Aka-
demie berühmt; geschickte Lehrer zo-
gen aus dem Innern von Persien und
Arabien eine Menge wißbegieriger
Jünglinge dahin, und diese Nationen,
welche sich rühmen konnten, die
übrige Welt an Einsichten und Wiß-
enschaften zu übertreffen, schämten
sich gar nicht, auf dieser ottomanischen
Schule Weisheit zu lernen.

Baja-

*) Diese Beschreibung ist aus dem vortreflichen Werke des Abbe Codrini, beti-
telt: *Litteratura turcica*; des Abbate Giambattista Codrini &c.

Basazez, der **Kyff-Wes-Nas**
neus, vom ottomanischen Statum,
fidreer, nach dem mit Eghismund
geschlossenen Frieden, die den Chris-
ten abgenommenen Schätze zur Aufste-
gung einer hohen Schule zu Varsa
und Adrianopel. Die Tärken erz-
ählen, dieser Sultan habe alljähr-
lich irgend eine öffentliche Schule ge-
gründet. **Amurath der Zweite** baute
in einer jeden von ihm eroberten Stadt
eine Moschee; ein **Imaret** oder **Mehl-**
sär die Pilgrime, ein **Rhan** oder
Aufenthaltsgebäude, für Reisende und
Kaufleute, und eine Freischule zum
Unterricht der jungen Jugend in den
Anfangsgründen der ihnen nöthigen
Kenntnisse.

Kaum hätte sich Mahomed der Zweite auf den Thron des griechischen Kaisers gesetzt, als er seine Aufmerksamkeit auf die Aufnahme und den Flor der Künste und Wissenschaften richtete, und sich mit der Verbesserung der Sitten seines Volks beschäftigte. Zu dem Ende stiftete er bei der Hauptmoskee des ganzen Reichs, St. Sophia, ein akademisches Collegium. Dieses Gebäude enthält mehrere Zellen für die Studirenden und viele Zimmer für die Lehrer; die Ökonomie in demselben war sehr weise eingerichtet, und man versah jedes

Wirklich des Collegiums, ohne Einschränkung, mit den nöthigen Bedarfs-
wissen. Es wurde noch eine ansehnliche
sehr prächtige Schule nach einem viel
größern Plan.

Die Osmanen haben die Gewohnheit, alle Gebäude, welche einen religiösen Zweck haben, in der Nähe der kaiserlichen Moscheen anzulegen, daher kommt es, daß die meisten, für die Jugend bestimmten Schulen hier gleichsam zusammenhängen a).

Mahomed: rief die Kirche der heil.
 Apostel nieder, und baute auf ihren
 Trümmern die Mosken, der zur Eh-
 re ein unermessliches Gebäude, dessen
 Bestimmung eine Akademie war, auf-
 führte. Diese Akademie der Wissen-
 schaften wurde in sechszehn Collegia
 eingetheilt; jedes Collegium hat se-
 nen Professor, und drei beschafften
 sich noch überdem bloß mit der An-
 kenntung des Königs. — Die Zahl der
 Studirenden beläuft sich auf zwanzig
 dert; einer fast gleichen Zahl wird
 für Unterricht unentgeltlich ertheilt;
 die, welche bezahlet, werden von Un-
 derten durch den Namen Topas
 unterschieden.

Das Jahr des Zweite isten im
Jahre der Hegira, oder Huch des
Propheten, 911, eine sehr reich des
Hüte hohe Schulk, auf welcher die

a) Gewöhnlich sind die türkischen Tempel, ~~wosmit~~^{welche} die fahstischen Moscheen, und verschiedenen Gebäuden umgeben, die zum Unterricht der Jugend, zur Unterhaltung der Armen, und überhaupt zum allgemeinen Besten bestimmt sind, als: Innern, oder Speisehäuser, Hospizien, Schulen, Bibliotheken, Krankenhäusern, u. d. dgl. Gebäu- den; des städtischen Reichs.

Professoren hundert und zwanzig Jünglingen, die sämtlich auf Kosten des Instituts erhalten werden, Unterricht ertheilen.

Selim der Erste, ein Prinz voll von Kenntnissen, der selbst Dichter war, begreift im Jahre 945 des Hégira, eine kaiserliche Moskee, legte in der Nähe dieses Gebäudes eine Akademie an, und stiftete eine sehr beträchtliche Summe aus, von deren Zinsen die Lehrer besoldet und achtzig Studirende unterhalten werden sollen. Wir wollen bei Erwähnung dieser Anstalt noch diejenigen Akademien bemerken, welche Soliman der Erste bauen ließ: die eine zum Andenken eines seines Söhne, den er fast abgötterisch liebte; eine andere, die er im Jahre 954 an der Ecke des linken Flügels einer prächtigen Moskee anlegte, und welche er, auf seinen Namen anspielend, Solimania nannte; eine dritte zum Andenken der Sultani Miruh Mah, einer Tochter Solimans des Großen, und endlich die Akademie des Kaligs

Ali Basha, nach einem christlichen Admiral dieses Namens so genannt.

Sultan Achmet der Erste, welcher umringt von Schranken des Strenghes und politischen Intriguen, doch den Hang zur Pracht nicht befeigen konnte, ließ mehrere herrliche Denkmäler aufführen; unter andern baute er zu Anfange des sechzehnten Jahrhunderts einen prachtvollen Tempel, wobei er die Absicht hatte, die Herrlichkeit desjenigen, welchen man zu Ehren der heil. Sophia erbaut hatte, zu verdunkeln; um seinem Stolz die Krone aufzusetzen, wollte er hier noch sechs Minarets, oder Thürme, aufführen. — Der Mufsi setzte sich dagegen b), weil dieser Vorzug allein der einzigen Moskee in Mecca gebühre c). Der Sultan gab weislich nach, er ließ indessen ein siebentes Minarett in Mecca an der Seite der Moskeen des Propheten aufführen, und erreichte, in Verbindung mit diesem Denkmal, ein akademisches Gebäude.

Sultan Mahamud wünschte eine Moskee nach einem modernem Plan

31. 2

b) Der Abt Toderini glaubt, die türkische Regierung sey nicht völlig despotisch, sondern mit der Priestergevalt vermisch, die den Fürsten in Schranken halte. Wenn das Gesetz, die der Sultan gibt, nicht mit dem des Mahomeds, der er bei seiner Thronbesteigung beschworen hat, übereinstimmen, dann ist der Mufsi berechtigt, zwischen dem Sultan und sein Volk zu treten; nur, wenn der Sultan nach einer Bedenkzeit von drei Tagen weder das Gesetz befolgt, noch das Verlangen des Volks befriedigt, so ist er seines Throns verlustig, und wird ins Gefängniß geworfen, oder hingerichtet. Jeder Sultan, der als Despot regieren will, muß mit dem Mufsi im Einverständniß leben.

c) Die weniger ansehnlichen Tempel im Reiche, Meschids, haben nur Einen Minarett oder Thurm; die kaiserlichen Moskeen und die vom zweiten Range, haben zwei, aber, bisweilen nur sechs solcher Thürme, die sich meistens mit einem halben Mond von Kupfer oder vergoldetem Erz schmücken. L. d'Opfion.

zu bauen, er ließ daher unsere Zeichnungen aus Italien, Frankreich und England kommen; als er aber diejenige, welcher er den Vorzug gab, seiner Geistlichkeit zeigte, so gab diese ihm zu befehlen, daß ein nach diesem Muster aufgeführtes Gebäude mehr einer christlichen Kirche, als einer türkischen Moskee gleiche, und doch eben, eine Moskee im arabisch-damischen Geschmack zu bauen, um, wie sie sagte, dem Volke kein Aergerniß zu geben. Der gute Kaiser sah sich genöthigt, sich zu bequemen und ließ nun eine Moskee auführen, in deren Bau es europäische Eleganz und türkische Pracht sehr künstlich zu vereinigen wußte. Osman der Dritte kaufte dieses Gebäude, und erhielt vom Musti das Recht, es Osmania zu nennen, und in dem Fall, daß es nicht mehr zum Gottesdienst gebraucht werden sollte, sich dasselbe ganz zuwenden zu können. Das wissenschaftliche Institut, das damit verbunden ist, hat in drei Collegien drei Professoren, diejenigen nicht mitgerechnet, die den Koran erklären, und in der Arithmetik Unterricht erteilen d). Die Zahl der hier studirenden Jünglinge beläuft sich auf 170. Im Jahre 1178 der Hegira, oder nach unserer

Zeitrechnung 1764, strichete Mustafa der Dritte zu Alepi eine Univerſität, sie hat mehrere Collegien, besoldet fünf Professoren, deren Gehalt 130 Studirende anvertraut sind.

Die Akademie der Wissenschaften der Sultanin Valide stiftete Abdül-Hamid im Jahre 1194 (1780); sie führt ihren Namen von dem Mutter Mahomeds des Vierern. Der Rektor Magnificus dieser Akademie, ist ein ungemein veredelter nützlicher und sehr ansehnlicher gelehrter Mann; seine philosophischen Kenntnisse, sein nützlicher Vortrag über die Astrologie, verbunden mit seinen Vorlesungen über Jurisprudenz, setzen ihn unter die berühmten Männer. Er unterrichtet 180 Jünglinge, welche ihre besondern Zimmer bewohnen, und des Tages nur Eine Mahlzeit haben. Sie dürfen nicht verheiratet seyn. Die Türken behaupten, daß ein Unverheiratheter, der eine gute Lebensordnung beobachtet, hat ein ruhiges fetteres Herz, und den Kopf an der rechten Stelle habe.

Es ist ausgemacht, daß die Türken in den zur Schiffahrt erforderlichen Kenntnissen allen andern Völkern weichen müssen; der Vater Boscovich erzählte uns selbst, daß

d) Die Türken sind berühmte Rechenmeister, weit geschickter in der Kunst zu zählen, als unsere geübtesten Kalkulatoren. Ihre Methode ist kurz und einfach. Sie bringen auf einem eckigen Papier in einigen Minuten eine Berechnung zu Stande, welche unsere geschicktesten Rechenmeister nicht auf ganzen Eiten ausführen würden. — Loderini sagt, es sey sehr zu wünschen, daß einige ihrer arithmetischen Schriften in einige europäische Sprachen würden übersezt werden.

er bei verschiedenen Untersuchungen, die er über die türkische Marine angestellt, öfters unverzeihliche Fehler bemerkt habe, die von den Türken begangen wurden, und daß ihre Untugenden im Seewesen die Pforte in wenigen Jahren einige hundert Schiffe gekostet habe, die größtentheils im Jahre 1772 verloren gingen. — Der Großadmiral Bassi Aissam gab sich Mühe, diesem Mangel an Kenntnissen abzuhelpen, und etablirte in dieser Absicht im Jahre 1773 unter Protection des Sultans Mustapha des Dritten, und mit Hülfe des Barons Tott eine Schule für Seelente; man nannte diese Art von Akademie *Mahbendis Ahone*, oder die mathematische Schule. Der erste Lehrer an derselben war Seid-Hassan Choza, aus Algier, ein unerschrockner See-

mann, der mit vieler Geläufigkeit die arabische, englische, italienische und französische Sprache redete, und in seinem Fache Theorie und Praxis mit einander verband. Im Jahre 1784 legte man in Constantinopel eine praktische Schenkule an. Der Großvezier Hamid, Chalib pascha, unterstützt von zwei französischen Ingenieurs, entwarf den Plan. — Das Geschäft eines Lehrers auf dieser Akademie ward dem Ibrahim Effendi gegeben, einem der gelehrtesten Türken seines Zeitalters, der mit seinen Einsichten und Kenntnissen auszeichnende persönliche Eigenschaften vereinigte. Ungesachtet Hamid-Chalib im folgenden Jahre das Opfer einer sich wider ihn verbundnen Kabale ward, so blieb doch sein Institut beständig in Thätigkeit.

Beschreibung der Bibliotheken in Constantinopel.

Eben der Verfasser, der uns die vorstehende ausführliche Beschreibung der türkischen Akademie der Wissenschaften geliefert hat, giebt uns auch eine Beschreibung der Bibliotheken zu Constantinopel.

Es giebt in dieser Hauptstadt dreizehn öffentliche Bibliotheken.

1) Die erste ist die Bibliothek des Serails. — Der Herr Abt Loderici versuchte vergebens alles Mögliche, sie zu sehen. — Es ist äußerst schwer, sagt er, freien Zutritt ins Serail zu bekommen, und noch viel schwerer, die

Bibliothek, die sich im Innern des Serails befindet, zu sehen; die Türken, von Natur misstrauisch, aber gläubisch und voller Vorurtheile, glauben, daß der Blick, den ein Ungläubiger auf diese Handschriften wirft, ihnen den Verlust des Palastiums, von welchem, ihrem Vorgehen nach, die Sicherheit des osmanischen Reichs abhängt, drohen würde. Wenn man alles das, sagt er hinzu, was man uns von dieser Bibliothek sagt, alle die Märchen, die auf Kosten dieses Gegenstandes

ersonnen sind“, erzählten wolte, man könnte davon einen bänderreichen Roman schreiben. Der Abt Sevin, der im Jahre 1728 nach Constantinopel ging, um für die Bibliothek des Königs von Frankreich Manuscripte zu sammeln, erfuhr, daß der Sultan Amurat alle griechischen Bücher habe verbrennen lassen.

Guer hingegen versichert, daß man in der Bibliothek des Serails hundert und zwanzig Foliobände finde, die Constantin der Große gesammelt habe, alle wären mit goldnen Buchstaben geschrieben, und man schätze darunter vorzüglich die Bücher des Alten und Neuen Testaments, welches uns unwahrscheinlich vorkommt. — Andere versichern uns mit größrer Glaubwürdigkeit, daß man in dieser Sammlung Bücher antrefte, die aus der Bibliothek der Paleologen genommen sind. Lascaris erzählt, er habe in der kaiserlichen Bibliothek ein vollständiges Werk des Diodor von Sicilien gesehen. Es ist nicht zu vermuthen, daß Mahomed der Zweite, dieser Beschützer der schönen Wissenschaften, den größern Theil der alten Handschriften sollte haben vernichten lassen, wie uns dies von einigen erzählt wird. — Im Jahre 1772 ward zu Leipzig

eine Auslegung der Bibel gedruckt, die aus den Werken der alten Griechen und aus einem in der Bibliothek des Serails aufbewahrten Manuscript genommen war. — Was man in dieser Rücksicht als unbezweifelt gewiß annehmen kan, sagt der Abt Loderini, ist dasjenige, was ich selbst aus dem Munde eines gelehrten Türken gehört habe, der zehn Jahre im Serail gedient hatte, daß man daselbst noch bis auf diesen Augenblick einen Vorrath von griechischen und lateinischen Schriften verschlossen halte. Derselbe Türke erzählte mir von einer Bibel in syrischer Sprache und von einem arabischen Pentateuch (die 5 B. Moses) von den Psalmen und einem Evangelium mit kufischen Buchstaben*).

Man erzählt, einige dieser Handschriften wären zu Jerusalem gefunden worden; wir sahen indessen gar nicht, daß der Catalog der Bibliothek des Serails, der aus dem türkischen ins italiänische übersezt, und dem Abt Loderini mitgetheilt ward, griechischer oder lateinischer Manuscripte erwähne; es kan auch seyn, daß der Verschnittene, der das Verzeichniß machte, die interessantesten Werke übergieng.

Uebrigens enthielt der Catalog zweihundert Bände theologischer oder auf den

*) Man muß die kufischen Buchstaben nicht mit den koptischen oder ägyptischen verwechseln. Von den erstern behauptet man, daß Marat, der Sohn des Moyses, der einige Zeit vor dem Propheten lebte, sie erfunden habe. Ihr Name kam von der Stadt Kufe her, in welcher die Gelehrten sich ihrer bedienten. Sie waren bis ins dritte Jahrhundert der Hegira in Menge vorhanden, und wurden nachmals durch die arabischen Buchstaben verdrängt.

den Koran sich beziehender Schriften; die juristischen machen eine gleiche Anzahl aus, ferner sind umgekehrt hundert philosophische, einige arzneiwissenschaftliche, viele historische und eine sehr große Menge moralischer Schriften vorhanden.

2) Die zweite Bibliothek ist die des Sultans Mahomed des Zweiten, die durch den Sultan Mustapha wieder hergestellt wurde. Man liest auf dem Frontispice des Gebäudes eine arabische Inschrift, deren Sinn ist: Gott habe jedem guten Muselmanne befohlen, sich den Künsten und Wissenschaften zu widmen. Todetini zählt in dieser Bibliothek 1625 Bände, alle arabisch, türkisch oder persisch, unter andern befand sich darunter ein Koran mit russischen Buchstaben.

3) Die Bibliothek zur St. Sophia ward von Soliman dem Großen angelegt; sie besteht aus 1520 Büchern. Man hält hier einen seltenen Koran mit osmanischer Schrift in hohem Werthe.

4) Die Bibliothek Solimans des Ersten enthält, umgekehrt 2000 Bände, die alle in einer horizontalen Richtung aufgestellt sind.

5) Mahomed Cirewpruli, Großvezier unter Mahomed dem Vierten, machte den Anfang mit einer Bibliothek; diese hat, aber der Abt Toderini nicht gesehen.

6) Die Büchersammlung, die von der Sultanin, Mutter Mahomeds IV. Solimans II. und Achmet II. den Nagmen Walide führt, enthält 250

Bände. Man schätzte hier einen Koran in russischer Schrift auf baumwollenem Papier.

7) Seldi Ali Pascha, welcher 1715 die Venerianer bekriegte, legte im Anfange dieses Jahrhunderts eine Bibliothek an, zu der aber der Abt keinen Zutritt erhalten konnte.

8) Die Bibliothek des Ibrahim Pascha ward 1719 angelegt; sie steht jetzt nicht mehr zum öffentlichen Gebrauch offen.

9) Der Bücherschatz des Aci-Efendi von Ertardar vom Jahre 1734 besteht aus 2000 Bänden; von denen Toderini besonders einen arabischen Pentateuch schätzte, der im Jahre der Hegira 801, oder nach der christlichen Zeitrechnung 1397 geschrieben worden ist. Das beste schönste Werk dieser herrlichen Sammlung ist der Chiasf: Uzünüm (Herr W. Jones nennt ihn Chiasf: Aldbonum) von Zagi-Calsa, oder die Bibliothek aller morgenländischen, arabischen, persischen und türkischen Schriftsteller seit dem Jahre 1000 bis an das Ende des siebenzehnten Jahrhunderts. Die Zahl der in diesem merkwürdigen Werke angeführten Schriftsteller beläuft sich auf beinahe 18700. Herr Toderini erzählte in Constantinopel, daß Arbagis Paschi, Zagi-Ibrahim-Naga, dieses Werk bis auf unsere Zeit fortgesetzt habe, und daß diese Fortsetzung ebenfalls in der Bibliothek aufbewahrt würde; als aber der Abt sie zu sehen wünschte, so sollten nach der Aussage

des Bibliothekars die Erben des Arzagi sie zu sich genommen haben.

10) Herr Toderini konnte nicht die Erlaubniß erhalten, die Bibliothek Bajazets des Zweiten u. zu besuchen.

11) In der Sammlung Osmans des Dritten zählt man 1613 Bände, einen arabischen Pentateuch, die Psalmen und ein Evangelium, gleichfalls in arabischer Sprache. Toderini erwähnt hier eines zu Aleppo gedruckten Exemplars der Psalmen vom Jahre 1706., und zweier mit russischen Buchstaben geschriebener Korans.

12) Die 1672 angelegte Bibliothek des Rachib Pascha enthält 1173.

13) Der nunmehr verstorbene Sultan Abdul Hamid, ein Beschützer der Künste und Wissenschaften, der dem Genie gern empor hilft, eröffnete nach dem Beispiel seiner Vorgänger eine Bibliothek, in der man schon eine große Anzahl prächtiger Werke bewundert. Toderini zählte hier 1604 Bände, und unter diesen einen arabischen Pentateuch. — Eine Reihe von sechszechn Korans zog seine Aufmerksamkeit auf sich, und darunter vorzüglich drei, von denen einer mit goldenen Buchstaben von Omar, der zweite von Osman und der dritte die Schriftzüge des Ali geschrieben worden ist.

La Maupain, Sängerin bei dem berühmten Lulli.

Diese außerordentliche Sirene der französischen Oper hatte zugleich Manns- und Weibscharakter. Sie liebte und focht wie Mann; widerstand und fiel wie Weib. Sie heirathete einen jungen Menschen, ging mit einem Fechtmeister davon, lernte von ihm das Fechten, und wurde ein geschickter Fechter. — Hierauf verführte sie eine junge Person ihres eigenen Geschlechts, legte Feuer an das Kloster, in welches des jungen Mädchens Freunde dasselbe gesperrt hatten, entführte das Mädchen im Triumph, wurde wegen dieser That zum Tode

verurtheilt, fand aber Gelegenheit, zu entkommen, und ließ das ganze Frauenzimmer seinen Freunden zurück. Sie ging nach Paris — ward Opernsängerin — gab sich prügeln jedem, der sie beleidigte — legte drei im Duell — und nachher noch verschiedene andere Abenteuer gehabt, verließ sie ihren bisherigen Stand, wurde eine Andächtige, vereinigte sich wieder mit ihrem Ehemann, führte mit selbigem ihre letzten Lebensjahre hindurch ein frommes und ruhiges Leben, und starb 1707 im Alter von 34 Jahren.

Sammerisches Magazin.

33^{tes} Stüd.

Freitag, den 23^{ten} April 1790.

Soll man den wirklichen Lebensgenuß dem Geschmack
aufopfern?

(Aus dem Englischen.)

Es sind gewiß hässliche, zwar nicht in die Augen fallende, aber darum nicht weniger angenehme Bedürfnisse und Bequemlichkeiten des Lebens, deren Mangel und Misch keine Eleganz ersetzt werden kan. Überflüssig ist es nicht selten, weil wir an ihnen den äußern Glanz vermessen, daß sie der Befriedigung der Stilleheit aufgeopfert werden. Ist es nicht wahr, daß wir oft zu sehr in den Augen und den Vorstellungen Anderer leben; daß wir zu wenig für unser eigenes Herz, zu wenig für unser eigenes Gewissen, zu wenig für unsere wahre Zufriedenheit leben? Wie oft wenden wir mehr Sorgfalt darauf, glücklich zu scheinen, als es in der That zu seyn!

Nach der in der großen Welt ein mal eingeführten Lebensart, und den herrschenden Begriffen vom Schicklichen, müssen wir, wie es scheint, es gehen auch, wie es geht, und in allen Dingen, eine glänzende Aussenwelt zeigen. Wenn wir nur im Stande

sind, einen schimmernden Anstrich zu behaupten, so setzen wir nur zu oft einen geringen Werth auf die innere Substanz. Viele beweisen in ihrem ganzen Betragen eine Art zu denken, die der jenes Franzosen gleich kömte, der lieber ohne Hemd, als ohne Wäsche schlafen gehen, lieber als ein Quak hungern, als wie ein ehrbarer Kaufmann im Ueberflus und Unabhängigkeit des Lebens zu stehen wolle. Sie, diese verführten Menschen, verachten die Höhen der Erde, und die Ehrenzeichen des Lebens nicht das Modewort einer so tiefen Unterwerfung und geizigen Abhängigkeit; das es scheint, als haben sie sich nicht Gottes Gnade bei ihnen eingenommen. Denn, nur durch der Worte unserer Catechismen zu bedenten, haben nicht das Ansehen, als glaubwürdige, sondern, als lüthliche, liebten sie sich ganz und Herzen, von ganzem Gemüth und mit allen Kräften, als bedenten sie diese Erdengötter an, sagten ihnen Dank, setzten ihr ganzes Vertrauen auf

Es

auf

legen: daß ihm seine Gläubiger auf dem Fuße folgen, daß er sich vertrieben muß, um seine Freiheit zu behalten; daß er, wenn dem Brothe und Fleische derer gehet, und hat mit den Weibern derer schmeckt, deren Kinn er nach einem Bissen reißt, und die in Lumpen sitzen. Ist es gar schon so weit mit ihm gekommen, daß er nicht von Murre gequält wird, wenn er an seinen mislichen Zustand und dessen Folgen für Andere denkt, so urnen wir ihn billig ein niederträchtiges, schlechtes und verworfenes Geschöpf. Gesetzt aber auch, Murre verfolgte ihn bei dem Andenken an seinen Zustand, wo ist denn nun seine Glückseligkeit, wo ist der frohe Genuß seines Lebens? Wie unaussprechlich glücklicher wäre dieser Mensch, der mit Glückseligkeit prahlte, gewesen, wenn er sich in die Grenzen der Vermunft, der Pflicht und seines Vermögens eingeschränkt, wenn er in Liebe und Güte mit seiner Familie, an seinem eignen Herde gelebt, sich des Vertrauens, der Liebe und Hochachtung seiner Nachbarn, Zuechtbarkeit von Gläubigern oder Gerichten diemern zu erwerben gewußt hätte? Freilich würde er dann in Gesellschaften der großen Welt kein besonderes Aufsehen gemacht, würde nicht die Ehre geworfen haben, dort den Ton anzugehen; dafür aber würde er wahr scheinlich das unschätzbare Glück einer ungeschwächten Gesundheit, eines wohlthätigen Reichthums, einer immer bleibenden Ehre bei andern und

der über alles erhabenen Ruhe und Friede des Gemüths genossen haben. Wie mancher, der ohne Geräusch einhergeht, wie Sensation erregt, ist in der Stille und Sicherheit des Daseins im Besitze aller der Güter, die uns das Erdenleben nur gewähren kan, um Balsam in die Wunden, die etwa eine Widerwärtigkeit verursacht, zu gießen, und die Last zu erleichtern. Aber auch bei mindern wichtigen Gegenständen und in solchen Dingen, deren Zusammenhang mit unsrem sithlichen Betragen nicht so groß ist, sehen wir oft dieselbe Vorliebe für äußern Schein, dieselbe Bestimmung des wahren Vergnügens, wo sich nichts mit dem Range, äußern Pomp zu zeigen, nicht veranlassen zu lassen scheint. So bauen wir unsere Häuser nicht selten fast, klein und ungesund; um das Regelmäßige in ihrer äußern Gestalt nicht zu veräußern, oder als Nachahmung der Vanart warmer Länder. Wir machen unsere Wagen gefahrlos oder ungesund, um durch etwas Neues oder Sonderbares in ihrem Mechanismus den Anblick Anderer, darauf zu heften. Wir geben unserer Kleidung einen sonderbaren und dem Körper nicht angemessenen Schnitt, überladen sie mit überflüssigen und oft lästigen Auswüchsen, oder lassen an ihr wesentliche Stücke weg, ganz so, wie es uns der Prosais, Mode genannte, befehlt. Ja, noch mehr! wir essen und trinken, sehen und hören nicht, wie es unsrem Genuß und unserm Sinne gemäß ist,

sondern wie gerade der herrschende Geschmack es mit sich bringt. Wir alle haben in diesen aufgeklärten, verfeinerten Zeiten die Ehre, vom Friseur und der Galanteriehändlerin an, bis zum Herzog und der Herzogin hinauf, Leute von Geschmack, von bönen zu seyn. Es wird nicht lange gefragt: was ist roche und bätig, was ist vernünftig, angenehm, was schafft wahres Vergnügen? sondern wir fragen lieber: was ist der neueste Geschmack? welches die beliebteste Mode? Ich komme jetzt auf einen andern Auswuchs unserer schädlichen und übertriebenen Anhänglichkeit an den herrschenden Geschmack, vermöge welcher wir den wahren Genuß der irdischen Güter demselben opfern. Dies sind unsre neuen Gärten, oder vielmehr ihre jähe Einrichtung und Anlegung. — Ich bin herzlich froh über die Verbannung der französischen Manier. Wie innigen Enzygeln heft ich mein Auge und meine Einbildungskraft auf die herrlichen Szenen, die wir dem Genie eines erfindrischen Kent und Brown verdanken. Aber indem diese Szenen mein Auge und meine Einbildungskraft ergötzen, kan ich mich doch des Gedankens nicht erweisen; und er drückt mich würklich schwer, daß unser kaltes Klima mit dem erhabenen und prachsvollen Geschmack in der Gartenkunst, mit dem, was uns in Gärten eigentlich behagen soll, nicht vereinbar ist. Der Winter, um mit dem Dichter zu reden, jagt oft im Schooße des

Winters. Wie schaglich, wie angenehm ist es doch, aus seiner Wohnung zu treten, und sich unter einer mit Blüthen bedeckten Wand zu sonnen; dem Aufbrechen eines Rosenkranzes gleichsam zuzusehen, und die würdige Erbsen und Bohnen mit aller Kraft der Fruchtbarkeit des Frühlings hoch aufschließen zusehen! Aber ach! nach und gleichsam verbannt steht das Wohnhaus jetzt da! eine hohe prächtige Treppe steigen wir hinauf und werden von dem rauhesten Hauch des Ost- und Nordwindes bewillkommt. Keine Bäume, keine Blauden, keine Blumen gebäude! selbst Küche und Arbeitsstuben unter der Erde; kein Wind, wo uns die Wärme der mildgütigen Sonne erquickeln könnte, wo wir gleichsam concentrirt geniesten könnten. Freilich allenthalben reizende Ausichten, aber wer hat Lust zu weilen, um sie zu betrachten? vielmehr seht man sich zum Kammerjunker und schäts sich glücklich, wenn uns der rauhe Nord nicht bis an diesen Fuhrstocher verfolgt. Alles räumen wir dem Geschmack der Mode ein, so bald sie nur gebietet. Ihre Vorzüge — wenn es würklich Vorzüge sind — gelten uns über alles, sie lieben, sie staunen wir an; aber erkaufen wir sie nicht zu theuer auf Kosten unsers wahren Wohlsseins? Nicht dünkt, ein nicht gar zu großer und eingeschliffener Garten ist ungleich mehr süß, den reinen Genuß eines geräuschlosen, stillen ländlichen Aufenhalts zu vermehren und zu erhöhen. Hat gleich

der herrschende Geschmack die Blumen weggenommen, und alles offen gelegt, so habe ich doch noch genug vorherzusagen, daß, ehe ein halbes Jahrhundert vergeht; gesunde Vernunft und Liebe zu dem, was uns natürlich, deutlich und angenehm ist, sie wieder aufbauen werden. Immerhin lege man die Flur, welche uns umgibt, in dem erhabensten und schönsten Styl an; aber das Haus müsse in der Mitte eines kleinen angebauten Flecks stehen, wo man die Schönheit und Anmut des Pflanzenreichs vereinigt findet und wo die Reinigkeit und Unmenschlichkeit unsers kühnen Klimas durch hohe Einfassungen gemildert werde; ich glaube, ich darf behaupten, daß der Contrast zwischen diesem, welchen man den künstlichen, und dem andern, welchen man den äußern Garten oder den Lustwald nennen könnte, keinen andern als angenehmen Eindruck machen werde. Mögen diejenigen, welche die Blumen und die tausendfachen Schönheiten eines eingeschlossenen Gartens nicht begreifen, sich durch eine andere Art von Geschmack lebhaft halten.

Aber, der Mensch ist nun einmal so! Wollen wir Verbesserungen vornehmen, so gehen wir gewöhnlich zu weit und veritzen uns weit bis an die Gränzen des Unbrauchbaren. Wir haben jetzt eben Wiberstänken gegen die gerade Linie, gegen eine regelmäßige Reihe von Bäumen. Aber wollen wir denn wirklich stolz genug sein und behaupten, daß unser Geschmack durch

aus rührig ist? Gewiß waren viele von den Mäcen, denen wir den geldwerten Geschmack nicht absprechen können, sowohl in Rücksicht auf Dichtkunst und Vortrefflichkeit, als auch auf Reize; Wallarei, Aristokratie und Baukunst, reizte. Demanderer von regelmäßigen, gleich den Fächern eines Brettspiels geordneten Pflanzungen. Was nun auch immer Eitelkeit und herrschender Geschmack vorschreiben und einzuweisen mögen, so werden wir doch wohl nicht stets der Meinung seyn, Homer, Virgil, Cyrus, Cicero, Bacon und Temple haben sich in ihren Begriffen von Schönheit in der Gartenbaukunst durchwegs geirrt. Ich folge einem Stellein Xenophons Schrift von der Haushaltung erzählt uns Cicero, daß Cyrus der jüngere, ein Prinz, eben so sehr berühmt durch den Glanz seiner Thaten, als durch seine Tugenden, dem Lyfander, der ihn besuchte, ein eingeschlossenes Grundstück gezeigt habe. Dieser bewunderte die hohen und geraden Bäume, ihre regelmäßig geordneten Reihen, den von allem Unkraut gereinigten und wohlgeputzten Boden, und den angenehmen Duft der Blumen; er konnte aber nicht umhin, den Fleiß und die Geschicklichkeit dessen, der dieses alles veranstaltet und ausgeführt habe, zu loben. Cyrus erwiderte hierauf: Ich selbst bin es; der dieses alles ausgeheckt; alle Reihen der Bäume geordnet, den ganzen Plan entworfen und viele dieser Bäume mit eigenen Händen gepflanzt hat. — Sollten

mühe vertheilt und vorzuziehen. Darob-
 rüber dieses. schone Beispiel nachzu-
 ahmen sich wol schämen dürfen? Solle
 es Ihnen wol manfandig vorkommen,
 unter ihrer Würde seyn, selbst zu
 sehen, selbst anzusehen und mit eige-
 nen Händen die Schönheiten eines

Gartens zu vermessen? Wollen sie
 durchaus mit Fremden ausgehen,
 vor dem Willen und der Klugheit
 eines Andern, und — was noch
 nachtheiliger ist — vor der Besorg-
 der launigen Witterungsabhängigkeit?

G. S. P.

Einiges vom Flachsbau und von dem reichlichen Ertrag desselben, als eine Aufmunterung dazu.

Im 1^{ten} Stück dieses Magazins
 von diesem Jahre wird viel be-
 merkenswerthes über den Flachsbau
 mitgetheilt. Auch ich wage es, fol-
 gendes aus eigener Erfahrung darüber
 mitzutheilen. Sehr selten pflegt die
 frühe Leinfaat, die nur allein in der
 flüger Gegend um Hannover, wo kein
 Marschland ist, Ratt hat und gewöhn-
 lich in der ersten Hälfte des Manno-
 wats geschieht, abzuschlagen. Eine
 Bemerkung welche ich schon vor meh-
 rern Jahren gemacht habe. Gewöhn-
 lich aber die Leinfaat gut, wie dies die
 meiste Zeit eintrifft, wenn Frost nichts
 verstimmt wird, so ist keine andere
 Saat so einträglich als diese. Ich
 behaupte dies aus eigenem Erfolge,
 den ich voriges Jahr im kleinen an-
 stellte, und der sich im Großen noch
 mit weit größerem Vortheil machen
 läßt.

Im Auftrag des Hrn. v. J. ließ
 ich 2 Wagen hier in der Nähe von
 Hannover gezogenen guten reinen Lein-
 samen ausden. Des Flachs, der

von diesem Samen gebaut wird,
 giebt an Länge und Breite den um-
 ausländischen Samen ertragen nicht
 nach, ob dieser gleich mehr als noch
 einmal so später ist, und man sich
 den noch immer einmal nützlich man-
 ken. Das Land, welches ich mit den
 2 Wagen leinsoamen befallen ließ,
 war vorhin sehr Erdrück, nemlich
 schwarze, mürbte Erde mit Sand.
 Dies war im Jahre vorher mit Flot-
 ten befüllt gewesen, ohne Dinge,
 daher ich es zuvor etwas düngen und
 darauf angaben ließ. Land, welches
 im Herbst vorher mäßig gedüngt und
 begehrt worden, scheint bei dem
 Flachsbau den Vorzug vor dem
 zu haben, welches nur vor der
 Saat gedüngt und dann geegelt oder
 geegelt wird. Indem die Egelung
 besser auf den Flachsbau wirken kan,
 doch vermute ich auch reichlich bei
 weitem Versuche. Das Ertragen des
 Landes, in welches man den Lein-
 samen streut, scheint wol etwas kost-
 bar zu seyn, als das Pflügen; allein
 die

daselbst Platz; wozu die 2 Flecken kein gesäet werden sollten; wär für den Pflügen zu klein, auch mit einer Hecke eingeschlossen. Ich mußte selbigen bewegen umgraben lassen, wozu ich mich um so leichter entschließen konnte, weil die Erfahrung lehrt, daß man bei Ausgähung des Unkrauts des Ackers, welche das Unkraut verdrängen, nämlich wieder gerodet; daher es wächst, wenigstens Unkraut dazwischen. Nach dem Ausfließen des Unkrauts, erfolgte befanntermaßen im vorigen Sommer mäßigkeit, nämlich Mitternacht, wozu ein Drittel aufstehen, ob früher gleich in die frisch umgegrabene Erde gebracht war, nicht mit heraus kam; wie aber darauf Regenwetter daselbst, so sah auch daselbst gleiches blühende Saate auf; und der Flachs davon, gab dem erst herabgekommenen so wenig an Länge als Güte als was nach. Als man in der Folge, wegen des im Sommer eintreffenden öftern Regens, beschloß, mußte, daß die Frucht, weil sie fast nie, ganz an der Höhe, noch trocken wurde, verfaulen und vergehen möchte, so wurde der Flachs einige Tage früher ausgezogen, welches auch, wie denn ein solcher Vorfall oft eintreft; der Güte des Flachses, wenn sonst nichts verfaulen ist, nicht zu schaden pflegt Selbst dem, in den Knoten aufstehenden Fasern, pflegt die etwas frühere Ausziehung des Flachses nicht sehr nachtheilig zu seyn, und er ist demungesthet noch immer zu gebrau-

chen, wenn man nur die Knoten nach dem Wachsen schon 24 Stunden auf einem Haufen liegen; und so mit einander durchschütten, damit die Knoten keine Wärme aus einander legen; und oft umparken läßt. Nur müssen die Knoten größtentheils zur Reife gediehen seyn, und gelb anstehen, geht man mit Sicherheit den Samen heraus, wozu werden brauchen will. Werth man aber bei dem Aus- und Reinmachen, daß der Same nicht schimmelt ist, oder nach angestellter Probe, da man nützlich Erde in einen Topf oder Kästchen thut, und dergleichen Samen hinein sät, nicht läuft; so brauche man selbigen lieber nicht wieder zur Saat, weil man besorgen muß, daß das Jahr seinen Flachs zu erhalten. Oft tritt auch bei anhaltender regner Wetterung der Fall ein, daß der Flachs bald nach der Blüte, wenn die Knoten angefaßt sind, ausgezogen werden muß, wenn nämlich Wind und Regen, solchen ganz zur Erde niedergedrückt haben, und keine Hoffnung ist, daß er sich wieder aufrichten, sondern verfaulen und verderben möchte. In diesem Fall ist es allemal besser, etwas, als nichts zu verlieren.

Doch, da ich heute wieder auf meine Flachsernte gedenke. — Aus den zwei Wochen gesteten Ernteaunen sind zu Pfund reiner Flachs gezogen. Da er so gut zubereitet und rein gemacht ist, daß das Pfund reichlich 6 gr. 4 pf. werth ist, so beträgt der Werth des rei-

einem Flachs. Das bei dem Kleinmachen davon gezogene, oder die Feder, oder auch die
sowohl grobe als feine, rechte ich zu. Nach der Erfahrung. Dinsten Leinsamen wieder erhalten, so
wacht ich solchen mittelständig zu.

Dies beträgt 12 Rthlr. 14 Mgr.

Die daran gewendeten Unkosten rechte ich, wenn ich Alles im Anschlag bringe, die: Landmiete, Dünge, das Graben, den Samen und die übrigen ständlichen Arbeiten, bis die Flachs zum Gebrauch zubereitet ist, höchstens zu 5 Rthlr.

Nur dieser Vergleichung ergiebt sich der reichliche Ertrag des Flachsbauers und der reine Gewinn davon, nach Abzug aller Kosten.

Eins muß ich noch bemerken, nemlich, daß ich zugleich mit der frühest Leinsaat braunen Kopfsamen aussäen ließ, welches in dieser Gegend fast ein jeder Hausmann thut. Man hat dadurch den Vortheil, daß man eine Menge vortrefflicher Kohlpflanzen erhält, die auch noch den sogenannten Erbslösen nicht verderbt werden, welches sonst oft bei solchen Pflanzen, die auf einem besondern Weege stehen, zu befürchten ist. Auch habe ich hier im Felde gefunden, daß nach dem Aufstehen des Flachses gelber Bau

Lainholz.

schon mit dem Leinsamen zu regelet, gemessen, davon nachgehabt, so viel schone Stangen, geerntet werden, als ob solches noch gar keinen Flachs getragen hätte.

Meine Absicht bei diesem Anschlag ist nun hauptsächlich diese: dem Landmann den Nutzen und Gewinn beim Flachsbau anschaulich zu machen. Und wie sehr ist es nicht demselben anzurathen und anzupreisen! Da er die nächsten Jahre den Samen selbst ziehen kan, und er die Länderei zum Flachsbau hat; er kan das Graben oder Pflügen, das Ausgären, Aufstehen, Waschen und die übrigen Arbeiten, bis der Flachs völlig rein ist, größtentheils ohne fremde Hilfe verrichten, und braucht folglich kein baares Geld dafür zu zahlen. Eine jede Aufmunterung zum Aufsetzen und häufigern Anbau des Flachses, besonders in hiesiger Gegend, kan, da der Gewinn und Nutzen davon so augenscheinlich ist, nicht überflüssig sein.

Beffer

Hannoverisches Magazin.

34^{tes} Stüd.

Montag, den 26^{ten} April 1790.

Beantwortung der Frage: was in Hannover die Vorderwand eines Hauses mehr koste; wenn selbige, statt Holzes, von Mauersteinen aufgebauet wird.

Da die obstehende Frage mehrmals gesprächsweise an mich geschehen ist, so habe ich mir die Mühe gegeben, die Sache etwas näher zu untersuchen, und den Fall zu berechnen, da Jemand ein Haus von drei Stockwerken, zwei zu 12, und eines zu 12 Fuß hoch, und zu 44 Fuß Breite, neu zu bauen Willens ist, und nun fragt: Was wird mir die Vorderwand kosten, wenn ich von Holz baue, und wie viel mehr muß ich anwenden, wenn ich lauter Mauersteine zu nehmen mich entschliesse?

Die Antwort kam, wie es sehr leicht voraus zu sehn war, anders heraus, als man die Frage jezo im täglichen Umgange vielfältig entscheiden hört.

Ich habe darnach geglaubt, dem Publikum, dem an Zuverlässigkeit bei Bauanschlägen mit Recht so viel gelegt ist, das Resultat meiner geringen, aber durchaus mit Begründung auf Wahrheit angestellten Bemühung

vorlegen zu dürfen. Mit einem andern fählichen Anschläge verschone ich den Leser billig, setze aber in dem folgenden Genetalauszuge jedweden, der nur Flächen- und Cubikinhalt zu berechnen weiß, und nur nachzufragen beliebt, was Baumaterialien und Arbeitslohn kosten, in den Stand, mir nachzurechnen, und zu prüfen, ob, und wo ich gefehlt habe. Fast aber muß ich befürchten, daß mir auf diesem Wege keine neue Belehrung zu Theil werden wird.

Die berechnete Vorderwand kostet, wenn selbige von Mauersteinen aufgeführt wird, noch einmal so viel, als die hölzerne, und etwas darüber. Darbei bin ich schuldig, dem Publikum bei Abiegung dieser meiner Rechnung bemerkllich zu machen, daß ich die Grundmauer, welche bei der Wand von Mauersteinen in dem vorliegenden Exempel um etwa einen halben Fuß stärker seyn muß, als bei der hölzernen Wand, einstweilen überschlagen habe.

Indessen vermuthete ich, was auf nähere Bestimmung der Breite des Kellers, und durch einen darnach leicht zu verfertigenden Anschlag über die Sache, sich bald wird beantworten lassen, daß die Kosten sich denn noch nicht erhöhen werden, wenn man es mit der Grundmauer macht, wie mit der obern Wand, mithin unter die Fensterschäfte Pfeiler setzt, über die Kellerfenster Bogen zieht, und unter den Kellerfenstern nur so viel Mauerwerk anbringt, als zu Festhaltung der äußern Erde auf Breiten von höchstens 4 Fuß im Lichten hinreicht. Es kan sogar seyn, daß bei einer solchen Anlage noch etwas an Materialien und Arbeitslohn, gegen die gewöhnliche Anlage der Grundmauern, erspart würde.

Was die vor allen Dingen zu beachtende Festigkeit anbetrifft, so geht selbiger bei dieser Anlage nichts ab, weil der Bogen über dem Kellerfenster von dem Kellerbogen nichts zu tragen hat.

Bei meiner Wand von Mauersteinen habe ich alle Einfassung von Fenstern um deswegen weggelassen, weil selbige überall keinen Nutzen haben, weil ich damit spare, und weil nicht allein Palladio, der das Orakel der Baumeister aus der goldenen Zeit genannt wird, selbige wegläßt, wenig-

stens selten anbringt, sondern ich auch in einem von mir copirten Risse eines neuern, sehr herrlichen Gebäudes, welches an der Landstraße von Paris nach Antin belegen ist, keine Fenster-einfassungen antreffe.

Will aber Jemand, nach der hiesigen Mode, einem solchen Hause das Ansehen geben, als ob die Fenster mit Gewändern von Sandstein umgeben wären, so laße man den Stein in seiner Breite um 1 oder 1½ Zoll vorspringen, und nachher mit einem guten Mörtel verputzen.

Man schließt, in diesem Falle, die Fensteröffnungen oben mit einem Bogen, spart die sonst nöthige Bohlen-einfassung, und erhält ein Ansehen, welches manchen täuschen und verführen wird, die Fenstergewände für Sandstein anzusehen.

Jetzt zu fragen, ob es ratsam sey, ungeachtet der mehrern Kosten, die Wand von Mauersteinen, und nicht von Holz zu bauen, ist eine Sache, die mit meinem gegenwärtigen Zwecke nichts zu thun hat.

Allein, das darf doch bei dieser Gelegenheit angeführt werden, daß das Eichenholz immer theurer und feltner wird, daß eine Mauer wohl kaum, und erst nach Menschenmühen, vom Wetter leidet, wenn hingegen die

- 1) Wer an der Dauerhaftigkeit eines Gemäuers von guten Backsteinen, wie die unsern sind, zweifelt, beliebe das Mauerwerk der so alten Gebäude des altstädtischen Rathhauses, der Marktkirche, des Markthaus, und verschiedener Bürgerhäuser, zu betrachten, die für die Ewigkeit gebaut zu seyn scheinen.

die hölzerne Wand, zumal eine dem Wetter ausgesetzte, in wenig Jahren verfault und zu Grunde geht, und daß, wenn diese überall und unausgesetzt viel Kosten an Verkitung, Reparatur und Malerlohn veranlaßt, je ne ihren fast unveränderlichen Werth an Dauer und Festigkeit, Wärme im Winter, und Kühlung im Sommer desgleichen auch, welches aber nicht hierher gehört, ein reichliches und schönes Ansehen behält.

Generalberechnung der Kosten einer Vorderwand von einem Gebäude von 44 Fuß Breite, mit 5 Fenstern, 3 Stockwerk hoch, die beiden unteren zu 13, das oberste zu 12 Fuß angenommen, wobei die Frage ist: was kostet diese Wand, wenn sie

A von Holz, und wenn sie

B von Mauersteinen erbauet wird?

1. Bei dieser Berechnung ist zu bemerken:

- 1) Daß nur die Hälfte der Wand berechnet, und diese Summe am Schluß mit 2 multiplicirt wird.
- 2) Daß nach jetzigen hiesigen Preisen, und nach Cassengelde gerechnet ist.
- 3) Daß ein specieller, ausführlicher, Anschlag, aus welchem diese Generalberechnung geschöpft ist, nebst dazu gehörigem Riße, bei Endes Unterschiedenem eingesehen werden kan.

A. Die hölzerne Wand:

Notürliches Zimmerholz.

	Eind Fuß	Der Fuß kostet	Macht		
			mgr.	Rtblr.	pf.
Grundholz — — —	66	3	5	18	—
Kiegelholz — — —	69	2	3	30	—
12 Ständer à 12 Fuß — —	144	3	12	—	—
6 Ständer à 11 Fuß — — —	66	3	5	18	—
14 Kiegel à 5 Fuß — — —	70	2	3	32	—
16 Kiegel à 3 Fuß — — —	48	1½	2	—	—
2 Kiegel à 2 Fuß — — —	4	1½	—	6	—
Thürriegel à 3½ Fuß — — —	3½	2	—	6	4
6 Bänder à 8 Fuß — — —	48	2	2	24	—
Summa — — —	—	—	35	26	4

Zimmerarbeit:

Hiebei ist angenommen, daß, wenn der Zimmermann neu bauet, (denn bei einer neuen Wand vor einem alten Hause muß mehr Arbeitslohn bezahlt werden) für

	Stück	mgr.	pf.
Transport —	35	26	4
300 Fuß zu bearbeiten 12 Rthlr., zu richten 1½ Rthlr. und von dem laufenden Fuß eines Architrab 3 mgr. ge- bühren.			
Hiernach beträgt in dem vorliegenden Falle die Zim- merarbeit — — — —	16	2	5
Summa des Holzes und Arbeitslohns —	51	29	1
Mauerarbeit und Materialien:			
Zu sämtlichen Wandsäckern und Füllsächern sind erfor- derlich 1210 Mauersteine, à Hundert 1½ Rthlr. —	14	4	2
Dazu gehören an Kalk ½ Fuder — — — —	2	—	—
An Sand 2½ Fuder à 9 mgr. — — — —	—	22	4
84 Wandsäcker zu mauern und abzureiben à 4 mgr. —	3	28	—
Für Füllsächer und Fensterriegel — — — —	—	18	—
16½ Klasten Leimentier u. Weißarbeit à Klasten 18 mgr.	8	5	—
Für die Rüstung pprr. — — — —	2	—	—
Summa —	82	34	7

Mithin kostet die obangegebene hölzerne Vorderwand, wenn vorstehende Summe mit 2 multipliziert wird, 165 Rthlr. 33 mgr. 6 pf.

B. Dieselbige Vorderwand von Mauersteinen.

Hierbei ist in Ansehung der Mauer zu bemerken:

- Daß das oberste Stockwerk zu 1½ Fuß,
das mittlere zu 1 Fuß 10 Zoll,
das unterste zu 2 Fuß 2 Zoll dick angenommen.
- Daß 8½ Steine zu einem Cubikfuß, und
- Daß die Fensterbrüstungen zu 1 Fuß dick berechnet worden sind.

Hiernach sind erforderlich

Im ersten Stockwerk Stück Mauersteine — — —	2618
Im zweiten — — — — —	2751
Im dritten — — — — —	2323
Summa —	7692
Zu jedem 100 Stück noch 10 Steine, macht —	770
Summa Mauersteine —	8462

	Rthlr.	mgr.	pf.
2462 Mauersteine, das Hundert zu 1½ Rthlr., macht —	98	26	1
2½ Fuder Kalk, à 4 Rthlr. — —	11	—	—
16 Fuder Sand, à 9 mgr. — —	4	—	—
Das Hundert Steine zu vermauern 6 mgr. —	14	3	7
38½ Klasten in und äußerlich zu verputzen, incl. Materialien, à 12 mgr. — —	12	26	6
69 Fuß Mauerplatten, à 2 mgr. — —	3	30	—
Arbeitslohn bei den Mauerplatten — —	1	30	—
61 Fuß Bohlen zu Einfassung der Fenster, à 3 mgr. —	5	3	—
Die Bohlen zu verarbeiten — —	4	24	—
Für die Kistung ungefehr — —	20	—	—
Summa —	175	35	6

Mithin kostet die obangegebene steinerne Vorderwand, wenn vorstehende Summe mit 2 multiplicirt wird, 351 Rthlr. 35 mgr. 4 pf.

Wenn nun die hölzerne Vorderwand, laut des obenstehenden, kostet 165 Rthlr. 33 mgr. 6 pf.; so kostet die von Mauersteinen mehr: 186 Rthlr. 1 mgr. 6 pf.; das ist im Ganzen noch einmal so viel, und noch 20 Rthlr. 4 mgr. darüber b).

Lannover im März 1790.

J. G. Bernstorff.

b) Alles dessen unerachtet, kan dieser Aufsatz dennoch Niemanden vom massiven Bauen abschrecken; sondern eher dazu ermuntern. Denn, wenn man auch, nach dem Rathe eines unserer gräßesten Bauverständigen, das Holz etwas stärker als gewöhnlich nimt, und dann die Wandfächer hinter dem liegenden Steine noch mit einem gerichteten Stein ausmauert; welches für ein Gebäude von der Höhe zu empfehlen, und für den Fall, daß selbiges freistehet, notwendig ist; und dann das Verhältniß wie 2 zu 1 seyn würde; so ist dagegen zu bemerken, daß ja nicht der ganze Bau doppelt so theuer zu stehen kommt, sondern nur die Vorderwand. Befügt, ersterer koste mit einer hölzernen Fassade überhaupt ungefehr 5000 Rthlr., so betrüge der Unterschied auf's Ganze etwa 3 bis 4 pro Cent. Dagegen erspart man das Auskitten, Anmalen, und die bei einer hölzernen Wand so oft eintretenden kleinen Reparationen, welche, die wichtigen sonstigen Vortheile, die ein massiver Bau der Art gewährt, und von dem Hrn. Verfasser oben bereits angeführt sind, dazu gerechnet, es in der That auffallend machen, daß man hier fast ohne Ausnahme, nicht massiv bauen sieht? Vielleicht that mancher es nicht, weil ihm das richtige Kostenverhältniß unbekant war, und andere handelten nach der Weise ihrer Väter, weil sie auf das Bessere nicht aufmerksam gemacht wurden. Jedoch kan zum Schlusse nichts Schädlicher hinzugesetzt werden, als der Wunsch, daß man sich bestreben möge, der Regelmaare in diesen Gegenden mehrere Güte und Vollkommenheit zu geben.

A.

Allgemeines und zuverlässiges Mittel zu Vertilgung der Erdflöhe.

Im roten Stiel dieses Magazins von diesem Jahre, äußert man den Wunsch, bei der Gelegenheit, da über den Flachsbaue gesprochen und angeführt wird, daß im vorigen Jahre zu Holtensen, Gerichts Leineberg, und dasiger Gegend, die Erdflöhe dem Flachs großen Schaden zugefügt haben, außer demjenigen Mittel, welches daselbst angegeben worden, das aber nicht allgemein anwendbar seyn kan, noch ein anderes zuverlässiges und an allen Orten zu gebrauchendes Mittel gegen dieses verheerende Insekt bekannt gemacht zu haben.

Ich sehe mich daher genöthiget, und halte mich für verbunden, da ich durch zehnjährige Erfahrung und angewandten Fleiß ein dergleichen untrügliches und bewährt gesundenes Mittel entdeckt habe, solches in gegenwärtigen gemeinnützigen Blättern dem Publikum bekannt zu machen.

Schon seit zehn Jahren, wie ich eben erwähnt, habe ich auf Mittel und Wege gesonnen, die Erdflöhe, das Insekt, das so großen Schaden an den jungen Pflanzen und andern Feld- und Gartenfrüchten verursacht, zu vertreiben, und mich vor demselben zu sichern.

Ich habe Kalch, welcher sich von selbst löset, dazu gebraucht, selbigen des Morgens, da der Thau noch auf den Pflanzen war, durch ein Sieb darüber gestruiet; dieses Mittel half

zwar, aber leider! nicht länger als einen Tag, denn am folgenden Tage war das Heer dieser Insekten eben so unzählig wieder als vorher, und der Greuel der Verheerung, den sie anrichteten, eben wieder so abschrecklich, und ihre Verwüstung eben so groß.

Dieses und noch verschiedene andere Mittel, die aber alle entweder ganz fruchtlos, oder doch wie eben dieses, nur von ganz kurzer Dauer waren, habe ich zu verschiedenen Zeiten gebraucht, und sie untersucht; bis ich, nachdem mir alle mein Bemühen nicht nach Wunsche ausgefallen war, auf etwas anders vor einigen Jahren verfiel, das mir gelang, das ich erprobt habe, und das ich hier als dasjenige oben angewiesene Mittel zu Vertilgung der Erdflöhe bekannt machen will.

Hühnermist ist es, der dieses Insekt nicht nur vertilgt, sondern auch dessen Entstehung verhindert. Der widrige Geruch dieses Mistes, brachte mich zuerst auf den Gedanken, und ich versuhr alsdenn folgenderge Stalt: Ich ließ das Land, worauf ich Saamen streuen wolte, umgraben, und es zwei oder drei Tage liegen, alsdenn den Hühnermist darauf streuen und es umspizen, so, daß der Mist mit der Erde nur etwas bedeckt war, streuete den Saamen alsdenn darauf und hartete beides durch einander.

Seitdem ich dieses Mittel angewandt habe, sind meine jungen Pflanzungen jederzeit in dem besten Wachsthum, und vor den Erbschöhen ohne Schaden geblieben. Nur noch im vorigen Sommer hatte ich Kohlpflanzen zur Saat gesetzt, fand aber, da die Blüte zum Vorschein kommen wolte, zu meinem großen Misvergnügen, eine sehr große Menge Erbschöhe, die diesen Pflanzen den Untergang droheten; ich ließ sogleich den Hühnermist dazwischen werfen, welcher bewirkte, daß dieses Insekt vertrieben und der Saame zur besten und frühesten Reife kam. Auch, wenn

Hannover.

man die Pflanzen, sie bestehen nun in drausen Kohl: Savoyekohl: oder andern Pflanzen, umsetzt, ist dieses Mittel, wenn man nemlich den Hühnermist zwischen die Kohlpflanzen herumstreuet, von guter Anwendung, und es wird sodann kein Erbschöhen zum Vorschein kommen.

Da dieses gesunde Mittel sich auf Erfahrung und angestellte Prüfung gründet; so wird die Gründlichkeit desselben in so weit nicht bezweifelt werden können, daß jeder Delesnom davon Gebrauch zu machen versuche.

W.

Noch Etwas, die weißen Hüte betreffend.

Vor nunmehr 6 Jahren zeigte mir ein auswärtiger Freund eine neue Wolle, die einen besondern Namen hatte, und für die Wolle eines ostindischen Gewächses ausgegeben wurde. Den Namen des Gewächses muß ich hier aus gewissen Ursachen verschweigen. Meines Freundes Wunsch ging dahin, zu versuchen, ob es nicht möglich sey, weiße Hüte aus diesem Produkt, welches der Flockselbe nicht unähnlich war, zu verfertigen. Ich erfuhr zwar von ihm, daß man schon in Hamburg, Amsterdam und Berlin sich vergeblich bemüht hätte, Hüte daraus zu machen; daß man jedoch eine kleine Portion davon aus, die ich auch

hielt, und davon einem hiesigen Hutmacher gab, der mir versprach, gleichfalls sein Heil damit zu versuchen. Nach Verlauf einiger Stunden meldete mir der Hutmacher, das Produkt sey untauglich, und es wäre unmöglich, einen Hut daraus zu machen. Ich wandte mich an einen andern, den ich mehr in meiner Macht hatte, nach meiner ihm gegebenen Vorschrift zu verfahren, aber auch diesem schlugen verschiedene Versuche fehl. Nun prüfte ich erst das neue Produkt genau, fand, daß es verfeinerter Flachs sey, und mein Freund gestand mir ein, daß ich mich nicht getrennt habe. Jetzt ging meine ganze Bemühung dahin, diesem Material durch

durch eine vorherige Vorbereitung den Zug zu verschaffen, und solches gelang mir dadurch, daß ich zur Hälfte mit dänischer Wolle versetzte, und es so verarbeiten ließ. Ich erhielt einen zähen dauerhaften Filz, der eher wie eine Borke aussah, und bei dem es nicht möglich war, mit einer gewöhnlichen Krake, deren sich die Hutmacher bedienen, auch nur ein einziges Haar hervor zu bringen. Ich fing an zu künsteln, und brachte mittelst einer Nadel das Haar hervor, und nunmehr konnte ich dem Filz auch die Apretur geben, die selbigem vorher nicht gegeben werden konnte. Mein Freund war voller Freuden über diese ihm gegebene Nachricht bei Empfang der Probehüte. Selbige wurden an verschiedene fremde Orte geschickt, unter andern auch nach Italien. Zu unserm Leidwesen aber kamen die weißen Hüte auf einmal aus der Mode, und damit lag unsere ganze Kunst darnieder. Den Glucks so zu

Lannover.

verfeinern, daß er zu Hüten brauchbar ist, ist jetzt in meiner Gewalt; nur wird solcher im Kleinen, ohne die gehörigen Geräthschaften dazu zu haben, etwas theuer. Meine Umstände gebieten mir auch, alle dergleichen Versuche aufzuheben. Die verschiedenen vorgeschlagenen Materialien zu Hüten, können immer brauchbar seyn, und wenn selbige gleich nicht so zu verarbeiten stehen, so werden Mittel da seyn, sie dazu zu partiren. Es kommt nur darauf an, mir von einem und andern etwas zu beschaffen, so soll sich solches bald entwickeln. Sollten übriges Lindbaber seyn, die einen weißen Hut von verfeinertem Glucks zu haben wünschen, so bin ich bereit, die Probe zu machen, wenn 10 bis 12 Stück auf einmal bestellt werden, und man mir zwei Drittel des Preises voraus bezahlt. Vierzehn Tage nach der Bestellung liefert ich alsdann abschließbar die Hüte.

August Christoph Bart.

Selbstentzündung des Zichorienkaffee.

In den Selbstzündern gehören auch noch die gebrannten Zichorienwurzeln. Denn, wenn es im Brennen damit versehen wird, daß sie ein wenig zu stark geröstet und auf einen Haufen geschüttet werden, so entzündeten sie sich von selbst, wie das zur Ess. Saccini geröstete Agsteinpulver, und bren-

nen zur Kohle. Dieser Umstand verdient desto mehr Aufmerksamkeit, da die auf solche Weise zubereiteten Zichorienwurzeln eine ordentliche Anzahl waren geworden sind, und sich in Gebrauch, folglich auch die Möglichkeit zu schaden, nicht auf eine kleine Gegend eingeschränkt hat.

Sannoverisches Magazin.

35^{tes} Stüd.

Freitag, den 30^{ten} April 1790.

Verzeichniß der Lektionen, die auf dem Königl. Pädagogio zu Hfeld von Ostern bis Michaelis 1790 gehalten werden sollen.

Eine Vergleichung des nachstehenden Lektionsverzeichnisses mit denen, die wir bisher besetzt gemacht haben, wird jeden unserer Leser manche Verschiedenheiten und viele Verbesserungen leicht bemerken lassen, die das Pädagogium in Ansehung des Unterrichts zu erhalten das Glück gehabt hat.

Die Erlauchte Königl. Landesregierung, deren erhabene und baldreiche Fürsorge für diese Anstalt uns in jedem, der an derselben Theil nimmt, zu einer unbegrenzten Dankbarkeit verpflichtet, hat die Hochderselben auf Ihren Befehl vorgelegten Verbesserungsvorschläge, mit Bewilligung beträchtlichen Kostenaufwandes, zu genehmigen gnädigst geruhet, und wir getrauen uns mit Zuversicht zu behaupten, daß unser Pädagogium, in Rücksicht der Unterweisung sowohl, als auch der Zucht, und überhaupt, dadurch Einrichtungen erhalten hat, welche die Wünsche aller Aelter, die ihrer Söhne demselben

ben bereits anvertrauet haben, oder in Zukunft anzuvertrauen gesonnen sind, aufs vollkommenste befriedigen können.

Da es beliebt worden ist, die über diese Veränderungen und den gegenwärtigen Zustand des Pädagogi vollständigen angeländigte Nachricht, nach der in kurzem durch den Herrn Hofrath Heyne, als beständigen Aufseher desselben, vorzunehmenden jährlichen Visitation, erst ans Licht treten zu lassen; so enthalten wir uns billig einer umständlichen Erzählung, und schränken uns gegenwärtig, mit Beziehung auf das, was noch bekannt gemacht werden wird, auf eine bloß allgemeine Anzeige ein.

Es ist, nach vorhergegangener sorgfältigen Ueberlegung, ein neuer, den Umständen des Zeitalters, den Bedürfnissen der Art von Zöglingen, als die unstetigen gewöhnlich sind, und den Wünschen der meisten Aelter entsprechenden, in vielem Betrachte, theils durch neue Lektionen erweitert, theils

M m

in

in den schon vorhandenen verbesserten Studienplan entworfen, von Erlauchter Königl. Regierung gnädigst bestätigt, und mit dem Anfange dieses Jahres bereits in Ausübung gebracht worden.

Zur Ausführung dieses Plans sowohl, als auch zur zweckmäßigen Versorgung einer für das Pädagogium, als Erziehungsanstalt, wesentlich wichtigen genauen Aufsicht und Disciplin, sind sämtliche Lehrer mit neuen, den gegenwärtigen Umständen, und dem, was erwartet wird, angemessenen Instructionen versehen, ihre Zahl mit einem neuen Lehrer vermehrt, und überdem noch andere Einrichtungen gnädigst verordnet worden, die insgesammt dahin abzielen, unsere Anstalten immer vollkommener, und dadurch für das Wohl der uns anvertrauten Jugend gemeinnütziger zu machen.

Dem dritten Lehrer am Pädagogium, Brohm, ist mit dem ihm gnädigst beigelegten Prädicate eines Subconrectors, zugleich das Amt eines Bibliothekars mit der Verpflichtung übertragen worden, durch einen guten Gebrauch, der jetzt schon nicht unbeträchtlichen, und zu ihrer Vermehrung im vorigen Jahre mit einem neuen jährlichen Fond begnadigten Bibliothek des Pädagogii, der Anstalt und Jugend auch von dieser Seite nützlich zu werden.

Der Candidat des Predigamtes, Johann Gregor Grotesend, aus Münden, der im Unterrichten und in der Education in Göttingen in angesehenen Häusern bereits Proben gege-

ben hat, ist zum dritten Collaborator, mit der besondern Bestimmung für disciplinarische Geschäfte ernannt, und mit dem Anfange dieses Jahres bereits zu diesem Amte angestellt worden; so wie endlich die erledigte gewesene Stelle eines Zeichenmeisters, in der Person Johann Heinrich Wiegles aus Gotha, der mehrere Jahre in Leipzig unter Desfers Anführung in der dortigen Zeichenakademie sich gebildet hat, schon im vorigen Jahre wieder besetzt worden ist.

Sowohl überhaupt als besonders auch dadurch, fühlen wir uns zur Erfüllung unserer Pflichten ermuntert und gestärkt, daß unsere Zöglinge der ihnen so reichlich gegebenen Gelegenheit zu ihrer Ausbildung mit uns sich freuen, und daß wir an den meisten derselben lebhaften Eifer, an sehr vielen wirklichen Fleiß, und an nicht wenigen so viele Kenntnisse und Geschicklichkeit zu loben im Stande sind, als von Jünglingen dieses Alters erwartet werden können. Ein solches Zeugniß gebühret mit Recht vorzüglich einem derselben, Friedrich Elias Andreas Koemcke, aus Hüttenrode im Blankenburgischen, den wir nach einem dreijährigen Aufenthalte unter uns jetzt aus unserer Aussicht entlassen. Er hat sich während der ganzen Zeit seines Hierseins, durch ununterbrochenen exemplarischen Eudisfleiß, durch eine gefestete, von guten Grundsätzen zeugende Aufführung, und überhaupt so vortheilhaft gezeigt, daß er, bei der vorjährigen Disputation

des Pädagogii, vom Herrn Hofrath Heyne und uns würdig gefunden ward, durch Ertheilung der ersten Prämie von den übrigen unterschieden zu werden, und jezt, als ein zu den akademischen Studien wohl vorbereiteter hoffnungsvoller Jüngling öffentlich empföhlen zu werden verdient.

Woll zuversichtlicher Hoffnung, bei der gesamten unserer Unterweisung und Führung übergebenen Jugend, von unsern Bemühungen ähnliche und die besten Früchte zu sehen, zeigen wir nun die Lektionen selbst an, die für das bevorstehende halbe Jahr bestimmt sind.

Der Rektor Pätz trägt Montags und Donnerstags von 8 bis 9, die christliche Glaubenslehre, nach Grisebachs Anleitung zum Studium der populären Dogmatik vor. Er hat sich bisher mit den Lehren von der Wichtigkeit und Nothwendigkeit der Religion überhaupt, der Unzulänglichkeit der natürlichen, und der Mächtigkeit, Wünschenswürdigkeit, Wahrscheinlichkeit und den Eigenschaften edler geoffenbarten beschäftigt, und steht gegenwärtig noch bei dem bereits angefangenen Beweise, daß die Bibel eine wahre göttliche Offenbarung enthalte. Nun folgt der Vortrag der christlichen Glaubenslehren selbst, den er durch Verbindung der christlichen Sittenlehre zugleich praktisch und heilig zu machen suchen wird.

In der logik unterweist er die obere Klasse der Scholaren, nach dem Jäverschen Lehrbuche. Er wird diese

Wissenschaft im bevorstehenden Sommer zu Ende bringen, und zugleich bisweilen kleine Disputirübungen veranstalten, Dienstags und Freitags von 8 bis 9.

Statt der im vorigen Winter vorgetragenen Encyclopädie, wird er in einer mit jener gewöhnlich wechselnden Lektion die Untergebenen mit der römischen Literatur überhaupt, und der Folge der lateinischen klassischen Schriftsteller insonderheit, auch durch Vorzeigung der davon hier vorhandenen neuen guten Ausgaben bekannt machen, Dienstags und Freitags von 2 bis 3.

In der lateinischen Sprache giebt er allen drei Klassen des Pädagogii in mehreren durchgehenden statarischen Lektionen Unterweisung.

Die Vorbereitungsclassen wird Dienstags von 3 bis 4, und Donnerstags von 9 bis 10 in den Grundsätzen der lateinischen Sprache unterrichten, deren Anwendung, theils durch genaue Erklärung der Geschichten des Aulus Victor, am Dienstage und Freitage von 5 bis 6, theils durch kleine Übungen im Lateinschreiben geübt und geläufig gemacht wird.

Mit der mittlern Klasse wird er einige ausgesuchte Reden des Cicero lesen, Montags von 9 bis 10, und Mittwochs, Donnerstags und Sonnabends von 10 bis 11, und dabei, Montags und Donnerstags von 3 bis 4, die Übungen im Lateinschreiben fortsetzen, die theils im extemporellen Revertiren vorhin erklärter und ins Deutsche gut übersehten Stellen, theils

M m 2

in

in mancherlei Ausarbeitungen nach den hauptsächlichsten Regeln der lateinischen Schreibart bestehen.

Der obersten Klasse wird er Montags und Donnerstags von 4 bis 5, und Sonnabends von 8 bis 9 des C. Julius. Italicius Punischen Krieg erklärt, und dabei den Zuhörern Veranlassung geben, in denjenigen Stellen, wo der Dichter dem Virgil nachgeahmt hat, zwischen beiden Vergleichen anzustellen, und darüber kleine lateinische Aufsätze zu verfertigen. Auch sollen bei dieser Lektion Versuche gemacht werden, die Untergebenen im Lateinsprechen zu üben.

Eine Privatlektion von 2 Stunden wöchentlich, setzt er ferner zur Erklärung des Textes der Justinianischen Institutionen für diejenigen aus, welche der Rechtsgelehrsamkeit sich widmen; und auch hier wird Übung im Lateinsprechen veranstaltet werden.

Der Conrektor Leopold setzt den Unterricht in den Anfangsgründen der hebräischen Sprache nach der Pfeiferschen Grammatik fort, und verbindet damit, um die Zuhörer im Analysiren zu üben, das Lesen des zweiten Buchs Mose, worin er vom 12ten Kapitel an fortgesetzt wird, Montags und Donnerstags von 11 bis 12 Uhr.

Der griechischen poetischen Klasse erklärt er Montags und Donnerstags von 3 bis 4, die Odyssee des Homer, vom 19ten Gesange an, und er host das Gedicht im bevorstehenden Sommer zu Ende zu bringen.

Mit der ersten griechischen Klasse wird er, wenn die Eropadie vom Xenophon, wovon die letzten drei Bücher noch übrig sind, geendigt ist, einige Lebensbeschreibungen vom Plutarch lesen, Dienstags und Freitags von 4 bis 5, und Mittwochs und Sonnabends von 9 bis 10.

In der Lektion des Livius, den er der ersten lateinischen Ordnung erklärt, wird er vom 28ten Buch an fortfahren, Montags von 9 bis 10, und Mittwochs, Donnerstags und Sonnabends von 10 bis 11.

Mittwochs von 8 bis 9, beschäftigt er die Vorbereitungs-klasse mit der lateinischen Prosodie.

Unterricht in der Rhetorik empfangt er der ihm angewiesenen obersten lateinischen Klasse der Untergebenen, Montags von 10 bis 11, und Freitags von 3 bis 4. In der Montagsstunde, die bloß zu Übungen bestimmt ist, läßt er allerhand Aufsätze, als ausführlichere Erzählungen, Schilderungen, Vergleichen bedürftiger Personen aus der alten und neuen Geschichte, oder auch vorzügliche Stellen aus alten und neuen Dichtern, Abhandlungen über moralische Sätze, die erläutert und bewiesen werden müssen, Neben u. d. m. vom 10ten Zuhörern fertigen, die alsdann mit ihm verbessert und öffentlich benutzet werden. In der Freitagsstunde aber trägt er die Grundsätze des griechischen Stils vor. Zugleich übt er die Zuhörer in der Declamation.

Ende

Statt der alten Geographie, die er im verwichenen Winter gelehrt hat, trägt er nach dem im Studienplane festgesetzten Wechsel die römischen Anarchümer nach den Oberlinischen Tabellen vor, Dienstags und Freitags in den ersten Frühstunden.

Der Subconnector Brohm wird die allgemeine Weltgeschichte ferner vortragen, und darin bei dem fünften Zeitraum, nach dem Schröckhschen Lehrbuche, fortfahren, wöchentlich in 3 Stunden, Dienstags von 3 bis 4, Mittwochs von 8 bis 9, und Donnerstags von 9 bis 10.

Der mittlern lateinischen Ordnung erklärt er auch in diesem halben Jahre Ovid's Metamorphosen, Montags und Donnerstags von 4 bis 5, Dienstags und Freitags von 5 bis 6.

Mit der Vorbereitungsclasse wird Caesar's Gallischer Krieg, fortgesetzt, Montags und Donnerstags von 5 bis 6, Freitags von 8 bis 9. In der ersten Frühstunde am Sonnabend wird ein kleiner deutscher Aufsatz zum Uebersetzen ins Lateinische geschrieben und der vorher übersehte zurückgegeben; dabei werden jedesmal die Gründe der Verbesserungen angezeigt.

In der griechischen Sprache ist für die mittlere Ordnung der 2te Theil der Schrockschen Sammlung bestimmt, welcher die Nachrichten von Aegypten, aus dem Ptolemaeus gezogen, unter dem Titel: Aegyptiaca enthält. Dienstags und Freitags von 4 bis 5, Mittwochs und Sonnabends von 9 bis 10.

In der griechischen Fundamentallektion wird Gebike's Lesebuch gebräucht, und dabei besonders auf die grammatischen Anfangsgründe dieser Sprache Rücksicht genommen. Dienstags und Freitags von 10 bis 11, und Montags von 2 bis 3.

Die Nachmittagsstunde am Mittwoch und Sonnabend von 4 bis 5, welche in diesem halben Jahre von ihm gehalten werden muß, und der deutschen Litteratur bestimmt ist, wird dem vaterländischen Gedicht von Klopstock, der Hermanns Schlacht gewidmet werden. Bei der genauern Zergliederung dieses Gedichts wird er Gelegenheit haben, die Erhabenheit der Gedanken, den Adel im Ausdruck und die dichterischen Schönheiten zu zeigen, so wie er alles zu nutzen suchen wird, was die Kenntniß unsrer Muttersprache befördern kan. Die Vorkenntnisse, welche zur Einsicht in dieses Stück, in Absicht auf Geschichte, Wohnsitz und Götterlehre unsrer Vorfahren nöthig sind, werden nicht vernachlässigt werden. In der noch übrig bleibenden Zeit sollen auch Beschäftigungen vorgenommen werden, welche die deutsche Sprache und Litteratur betreffen.

Die englische Sprache wird blos in Privatstunden gelehrt. Bei diesem Unterrichte wählt er die zu lesenden Bücher ganz nach den Fähigkeiten und Kenntnissen der Zuhörer.

Der Collaborator Börges wird der Vorbereitungsclasse Justin's all.
Mm 3 30

gemeine Geschichte erklären, des Montags von 9 bis 10 und 3 bis 4, des Donnerstags von 10 bis 11 und 5 bis 6, am Mittwoch und Sonnabend von 10 bis 11.

Die mittlere lateinische Ordnung liefert unter seiner Anleitung die erste Decade des Livius, Montags und Donnerstags von 5 bis 6, Dienstags und Freitags in der ersten Frühstunde.

Des Sonnabends von 8 bis 9 stellt er mit eben dieser Klasse Uebungen im lateinischen Style an.

Für die oberste lateinische Ordnung wird er die Erklärung von Cicero's Büchern von den Pflichten fortsetzen, und nach Vollendung derselben die Cusulanischen Streitfragen anfangen, des Montags von 10 bis 11, Dienstags und Freitags von 5 bis 6.

Auch übt er die Mitglieder dieser Ordnung in der Verfertigung lateinischer Aufsätze, des Freitags von 3 bis 4.

Denjenigen, welche wünschen, sich mit der italienischen Sprache bekannt zu machen, wird er in derselben besondern Unterricht erteilen.

Der Collaborator Schaubach wird die Naturgeschichte nach dem Büschingschen Entwurf Dienstags und Freitags von 9 bis 10; und die reine Mathematik nach Segner Mittwochs und Sonnabends in eben der Stunde vortragen. Den seit dem neuen Jahre angefangenen öffentlichen Unterricht der obern arithmetischen Ordnung in

der praktischen Arithmetik wird er fortsetzen; und zwar mit einem Theile Dienstags und Freitags von 2 bis 3, alle denen aber, die in dieser Sammlung nicht gegenwärtig seyn können, in 186 ändern zu bestimmenden Freistunden.

Der Collaborator Grotesend wird die bereits angefangene Unterweisung der untern deutschen Classe in den Grundsätzen der Muttersprache nach Abellungs kurzer Grammatik fortsetzen, Freitags von 3 bis 4. Am Donnerstags von 8 bis 9 übt er die neuen Scholaren in Verfertigung eigener deutscher Aufsätze, welche ihm zur Durchsicht und Correctur eingeliefert, und in der nächsten Stunde öffentlich beurtheilt werden.

In den geographischen Lektionen wird er nach Fabri's Lehrbuche Spanien und die folgenden Reiche durchnehmen, Dienstags und Freitags von 9 bis 10.

Eine Zeitungsstunde, worin bloß die Resultate und ein kurzer Abriss der Begebenheiten, doch mit sorgfältiger Erklärung der in Zeitungen oft vorkommenden unbekannten Wörter, im gleichen politischer und statistischer Einrichtungen, vorgetragen werden, hält er Montags von 10 bis 11.

In allen diesen Lektionen erbieten sich auch zu Privatstunden.

Die bisher genannten Lehrer und Collaboratoren stellen auch Mittwochs von 1 bis 3 abwechselnd auf dem Bibliothekstimmer Zusammenkünfte an, damit

denen sämtliche Untergebene betwohnen. Diese haben zur Absicht, Lehrer und Lernende näher zusammen zu bringen, als in öffentlichen Lehrstühlen gewöhnlich geschehen kan, und es wird darin über verschiedene, nicht bloß gelehrte, sondern auch politische und andere interessante Gegenstände und Materien, mehr im Conversations- als Lehrweise gesprochen, um auf solche Weise mancherlei Notizen zu verbreiten und geklärt zu machen, die für junge Leute von eben so großer Wichtigkeit sind, als gelehrte Kenntnisse.

Damit es auch an der so nöthigen, und heut zu Tage gleichwohl gewöhnlich so sehr vernachlässigten Übung des Gedächtnisses nicht fehle, und zur gleich die Geschicklichkeit, gut zu lesen, richtig zu decliniren, und jede Art des Vortrags mit dem dazu gehörigen Anstande zu thun, mehr befördert werde; so werden die bisher genannten Lehrer und Collaboratoren sämtliche Untergebene, jeder einen ihm besonders angewiesenen Theil derselben, wöchentlich einmal im Declamiren üben, und außerdem sollen noch von Zeit zu Zeit allgemeine Declamirübungen, im Beiseyn aller Lehrer und Scholaren, angestellt werden.

Der Lector der französischen Sprache, Thiriet, wird der ersten französischen Klasse, Mittwochs von 11 bis 12 die Henriade von Voltaire's französisch, und nur bei vorkommenden Schwierigkeiten deutsch erklären, und

Donnerstags in eben der Stunde seine Assemblée surer halten, doch mit der Veränderung, daß, außer schriftlichen und mündlichen Erzählungen und Reden, die durch die Zuhörer, wie sonst, vorgetragen oder abgelesen und von ihm verbessert werden, zu dieselben besonders mit dem sogenannten Genre epistolaire recht bekannt zu machen gedenkt.

Der zweiten Klasse wird er Dienstags von 11 bis 12 die Fables de la Fontaine ferner gleichfalls französisch erklären, und Freitags in eben der Stunde allershand lehrreiche und angenehme Stücke aus guten deutschen Schriftstellern schriftlich übersetzen lassen, wobei vorzüglich die Verschiedenheit beider Sprachen bemercklich gemacht wird.

In der dritten Klasse wird die Histoire de Charles XII. par Mr. de Voltaire, am Montage von 11 bis 12 weiter gelesen, und Donnerstags in der nemlichen Stunde werden zur Übung im Schreiben schickliche Stücke aus der Welt- und Naturgeschichte ins Französische übersetzt werden.

Die vierte Klasse wird Montage und Donnerstags von 6 bis 7 Mémorables de La Fontaine lesen.

Die fünfte Klasse endlich wird Dienstags und Freitags von 6 bis 7 die Comédies de Terence par Madame Dacier zu lesen und zu übersetzen anfangen, und zugleich mit den Grundsätzen der Sprache gehörig bekannt gemacht werden.

noch

Noch des Her. Inspector, außer den öffentlichen Lehrstunden, sowohl französische Aufsätze, als deutsche Uebersetzungen, die ihm von Flaisigen unter seinen sämtlichen Scholaren zur Verbesserung eingeliefert werden, gern durchsehen, schriftlich verbessern, und bei der Zurücklieferung die Ursachen der Verbesserungen anzeigen.

Der Cantor Liebau übt wiederum arithmetische Klasse, die aus den Anfängern besteht, im praktischen Rechnen am Dienstage und Freitage von 4 bis 5, und in eben diesen Stunden am Montage und Donnerstag diejenigen, die es noch bedürfen, in der Calligraphie. Beiderlei Sectionen gehören zu den öffentlichen, so wie auch die Uebungen, die er Montags und Donnerstags gleich nach Tische in der Vocalmusik anstellt.

Die übrigen Unterrichtsgegenstände in der Musik, so wie die Mathematik, überhaupt, sind selbst, da sie besonders bezahlt werden.

Der Cantor Liebau nämlich gibt auf der Davidsharfe, der Tangente und Celloviolen; Rudolph in Tangen; auf der Orgel und Harfe, der Organist Zimmermann auf dem Clavier, und der Zeichenmeister Winkler im Zeichnen und Malen Unterricht.

Auch wird von Cantor, Celloviolen und Organisten Dienstage und Freitage nach Tische Collegium Musicum gehalten, um ihre Scholaren und andre Liebhaber der Musik in Zusammenspielen zu üben, wofür auch bezahlt wird.

Windfahnen.

Anfänglich war es, sonderlich in Frankreich, nur dem Adel erlaubt; Windfahnen auf ihren Häusern zu haben. Ja, man mußte sogar, um dies Recht zu genießen, einmal der ersten beim Einzug einer Stadt gewesen seyn, und sein Panier auf ihrem Wall gepflanzt haben. Diese Windfahnen waren mit dem Wappen des Eigenthümers bemalt, und stellten

den gleichsam sein Panier vor. Man kennet den feinen Spott, mit welchem sich der Duc de Choiseul an Voltaire rächte, der ihn in seinem Ministerstande übertrieben geschmeichelt hatte, nach seiner Ungnade aber sich zur Partei seiner Gegner schlug; er ließ das Bildniß des Ministers, statt eines Wappens, auf das Dach seines Schlosses setzen.

Sammerisches Magazin.

36tes Stüd.

Montag, den 3ten Mai 1790.

Ueber das Almofengeben in den Städten.

Es wird hier nur von solchen Städten die Rede seyn, welche gute Armenanstalten haben, und wo die Armencaffen im Grunde sind, den dringendsten Bedürfnissen jedes Einheimischen und Fremden, der sie aus Noth anspricht, abzuheffen. An solchen Orten aber, wäre zu wünschen, daß Ein Grundsatz, auf den die Aufmerksamkeit der Einwohner schon vorhin geleitet worden 2), nochmals, und mit besserem Erfolge erwogen werden mögte. Es ist ders: Man muß, wenn man nicht auswärtige Bettler in die Stadt locken, und einheimische Arme zu Bettlern machen will, durch aus keinem Bettler ein Almofen geben, sondern jeden um Almofen Bittenden an die Armencaffe verweisen.

Daß es nicht die rechte Art sey; wie man nach den Regeln der gesunden Vernunft und der Religion seine Almosen anwenden muß, wenn man Mißgung dadurch beßert, und

manchem Laster, das der Mißgung erzeugt, Vorschub leistet; das sieht jeder ein, und wenn es nun erwiesen wäre, daß wir durch das einzelne Almosen geben in unsern Wohnungen, oder auf den Straßen, öffentlichen Plätzen und Spaziergängen, diesen Nachtheil anrichten; würde sich nicht ein jeder guter und vernünftiger Mann lieber einige Gewalt anspan, um es zu verhüten, daß er nicht durch seine vermeinten Wohlthaten wichtigen Schaden in der Gesellschaft stifte?

Zuerst wollen wir nur mit einigen Worten auf die üble Folge des einzelnen Almofengebens in den Häusern aufmerksam machen, die darin liegt, daß man auswärtige Bettler in die Stadt zieht. —

Die Personen, welche sich von außen her bei uns um Almosen ankündigen, sind entweder solche, die auf einer bestimmten Reise unsere Stadt passieren müssen, oder sie haben kein bestimmtes Ziel ihrer Reise, sondern werden durch die Nachrichten, welche sie

se von Zeit zu Zeit über die gute Vertheilung, die in verschiedenen Orten zu erwarten sey, erhalten, von den nach jenen Ort hingezogen. Die Ersteren, nemlich die nothwendig hier Durchreisenden, würden, wenn auch kein Almosen gegeben würde, doch zu uns kommen, und sie sind es auch, welche den billigsten Anspruch auf unsere Gaben machen können. Unter diesen nun verdienen besonders die Handwerksgefelln, die bei uns Arbeit erwarten, weil ihre Handwerke hier getrieben werden, und die sich hier etwas aufhalten müssen, damit sie sich nach Arbeit umschauen können, eine größere Beihülfe, als die, welche gerade zu hier durchgehen. Es ist auch dafür bei den meisten Professionen gesorgt, und denen, welche kein Geschenk bei ihrer Gabe erhalten, reicht die Armenadministration einen Zehrpfennig; ja selbst die, welche zu den so genannten geschenkten Handwerkern gehören, erhalten bei der Casse, wenn sie als Kranke oder besonders Bedürftige sich melden, etwas zu ihrer Reise.

Gegen die übrigen sogenannten lausenden Handwerksgefelln, denen es nicht um Arbeit zu thun ist, und als los andere herumstreichende Gesindel hätten wie nun eigentlich keine Verpflichtung zum Reisegelde, aber wie kan dieses bei dem vielfachen Vorwande, darunter sie sich verstecken, genau unterscheiden? Es ist daher das Sicherste, einem jeden Reisenden, der sich um eine Beihülfe meldet, eine Gabe zu reichen, damit er an den näch-

sten Ort hinkommen könne, und das ist also auch bei der Armenkasse die Regel, wornach verfahren wird. Es erhält jeder Reisende, der sich meldet, einen Zehrpfennig, und es ist daher das Vorgeben einiger Landstreicher, welches sie, um in der Stadt Almosen zu verpressen, gebrauchen, als wären sie von der Armenkasse ohne eine Gabe wieder weggewiesen, in jedem wirklichen Dürftigkeitsfalle die größte Unwahrheit. Es kan aber nicht in zwei bis drei Groschen bestehende Zehrpfennig, womit sich die Stadt nun von aller ihrer Verpflichtung gegen einen Landstreicher vollkommen los gemacht hat, nie eine Einladung werden, welche solches loses Gesindel hieher zieht. In dem Fall aber, wenn wir uns ihr noch so häufig befinden, daß die Häuser vieler unserer Müßiggänger den Bettlern offen stehen, finden diese Müßiggänger ihre Rechnung dabei, uns mit in ihren willkürlichen Reiseplan zu bringen, denn auf ihrem Reisen giebt es bekanntlich keine Umwege, und jeder Ort, der ihnen eine reiche Bettelcornte verspricht, ist das jedesmalige Ziel ihrer Reise. Sie es fahren es auch früh genug, an welchen Orten sie ihren Zweck der Bettel am besten erreichen können, denn es macht dieses einen großen Theil ihrer Unterredungen aus, und ihre genaue Kenntniß von den Häusern, in die sie kommen und nicht kommen dürfen, wie auch von dem Hause der Administrators, welches sie so lange verweilen, bis sie die Stadt, wie sie es

nennen, abgestraft haben, zeugt das von zur Genüge.

Bei dieser Verfassung, der durch einzelne Gaben begünstigten Wettelei haben nun solchemäßige Menschen gewiß alle Einladung zu uns zu kommen, ja sie finden es in dem Grade der Mühe werth, daß sie, um der Aufmerksamkeit der Polizei sich zu entziehen, oft am Abend auf das Land gehen, dort übernachten, bei Tage aber wieder ihrem sehr vortheilhaften Geschäfte in der Stadt nachfolgen, und sich solchergehalt oft mehrere Wochen bei uns aufhalten. Vortheilhaft ist das Geschäfte für den, welcher die Schwächen mancher Begüterten nur reise zu benutzen weiß! Es ist ein sehr interessantes Beispiel bekannt, welches in Erlaunen steht. Ein Mensch, der unter die vornehmen Dealer gehören wolte, durchstrich vor einigen Jahren die Stadt Göttingen, und verließ sie mit einer reichen Ernte. Es war wichtig, zu wissen, wie er seine Reise einkichtete, und mit welchem Erfolge. Man hatte Gelegenheit, in einer Fläche von etwa 20 Quadratmeilen ziemlich sichere Nachrichten über den Erfolg seiner Unternehmungen zu erhalten, und brachte heraus, daß ihm die auf dieser Fläche belegenen zwei größeren und mehrere kleine Städte, Flecken, Dörfer, Edelhöfe u. s. w. (denn alles bereisete er) eine Summe eingebracht hatten, die sein jährliches Einkommen, wenn es so fortwanderte, mit Sicherheit auf 1000 Rthlr., und noch eher darüber als darunter, berechnen ließ. Man

kan antworten: der dürfte aber auch nun in seinem Leben nicht wieder kommen. Allein, die Erfahrung gab Grund, zu vermuten, daß er seit dieser Zeit schon wieder in Göttingen gewesen sey, und unter einer andern Gestalt, wo nicht so reichlich, doch zur Nothdurft daselbst gesammelt habe. Es giebt wenigstens mehrere Beispiele, daß solche wiederholte Versuche unter verschiedenen Gestalten gut von statten gehen, und nur erst spät entdeckt werden.

Wir sind also den Gaunereien jedes müßigen Landstreichers preis, wenn wir nicht völlig aufhören, Almosen in unsern Häusern zu geben, und werden durch unsere Gaben immer mehrere zu uns locken. Aber, kan denn nicht die Polizei oder die Armenadministration durch Wachen u. s. w. dieses Eindringen der Landstreicher verhindern? Ich behaupte dreist, daß das nicht möglich ist, so bald wir sie durch Almosen selbst anlocken.

Es ist sicher der Mühe werth, daß diejenigen unserer Bürbürger, welche bisher noch an Dealer gegeben haben, sich wenigstens eine Zeitlang dessen enthalten, und sie werden schon in wenig Monaten einen beträchtlichen Unterschied unter der Zahl der Dealer finden.

Unsere zweite Behauptung war: daß man durch Almosen geben in den Häusern die einheimischen Armen zu Bettlern mache.

Es sind unter denen, welche sich zur Theilnahme an öffentlichen Unterstützungen

Stellungen qualificiren, immer sehr viele, denen die genauere Aufsicht der Armenadministration sehr unbequem ist, weil sie vermöge ihrer Handschick und vornehmlichen Wirtschaft das Licht nicht lieben, und es gerathener finden, durch falsche Vorpiegelungen, von der Gütthätigkeit mancher begüterten Einwohner eine stärkere Zinse zu ziehen, als durch Arbeiten, die ihnen, wenn sie wollen, verschafft werden könnten, den Theil ihres nothdürftigen Auskommens zu verdienen, den sie noch verdienen können, und welchen man ihnen also nach vernünftigen Principien nicht schenken kan. Diese wenden sich nun schriftlich und mündlich, unmittelbar und durch Fürsprache an die Personen, von denen sie wissen, oder doch glauben, daß sie ihre Bitten hören werden, und erreichen nicht selten ihre Absicht in solchem Grade, daß sie bei der Armenadministration selbst, wo sie kleine, ihren Bedürfnissen angemessene Wohlthaten abholen, sich oft darüber wundern, daß man ihnen eine solche Kleinigkeit bieten könne, die zu ihrem Unterhalte bei weitem nicht zureiche. Gewohnt, von bloßen Almosen zu leben, vergessen sie es nicht, daß sie auch zu arbeiten schuldig sind.

Wir machen durch das überlängte Almosengeben aber, nicht bloß Arme zu Bettlern, sondern wir machen schon Kinder zu Bettlern. Nicht selten werden die Bettelbriefe von Kindern, die doch im

mer etwas mehr Mühe ertragen, herumgetragen. Diese Kinder finden es sehr angenehm, ohne alle Mühe zu Gelde zu kommen, und werden dadurch verleiht, auch falsche Bettelbriefe auf fremde Namen herum zu tragen. Was das aber für eine Wirkung auf ihre Sittlichkeit haben müsse, sieht jeder leicht ein, und es können Beispiele buchstäblich aus der Erfahrung hergenommen werden.

Wogten doch diejenigen begüterten Mitbürger, welche außer den ordentlichen Almosen, selbstgewählten Personen, einzelne oder fortwährende Beistauern bestimmt haben, alle den Weg zu Vertheilung dieser ihrer Wohlthaten einschlagen, den schon mehrere milde Armenfreunde unserer Stadt gewählt haben. Es schicken diese nemlich der Armenadministration von Zeit zu Zeit einen Vorschuß mit Zustimmung der wöchentlich oder monatlich an gewisse Arme zu vertheilenden Portion zu, und diese übernimmt die dabei vorkommende Arbeit ganz, weil dieses Verfahren sie in den Stand setzt, den Zuschuß aus der Armenkasse an eben diese Arme solchermaßen darnach einzurichten, daß der wahre Bedürfnis dieser Person gestillt werde; da im Gegentheile sonst ein und ebenderfelbe Arme in mehreren Häusern, und zugleich aus der Kaffe Beistauern empfängt, und also ganz Faulenzen mit großem Kostenaufwande erzogen wird. Anders sollte man gar keine Almosen, auch selbst für ihren arbeitsfähigen, oder

kranken

kranken Aeltern oder Verwandten aus vertrauen, denn das Hinnehmen und das Wegnehmen liegt gar zu nahe an einander, und man kan ohne feinen Willen bewirken, daß ein solches leicht noch unschuldiges Geschöpf den ersten Schritt auf die Bahn eines lasters thue, welches für seine jetzige und künftige Existenz sein Unglück macht.

Was bisher vorgetragen worden, ist dem Inhalte auch theils den Worten nach, ein Auszug aus des verdienstvollen Herrn Pastors Wagemann zu Göttingen, Nachricht über die Versorgung der dasigen Armen im vorigen Jahre.

Alles, was darin gesagt worden, paßt nur zu sehr, auch auf unser wohlthätiges Hannover. Allgemein bekannt ist es; wie große Bemühungen die Armendirektion, vorzüglich seit zehn bis zwölf Jahren, angewandt hat, der so verderblichen als lästigen Gassen- und Hausbettelei gänzlich zu steuern; was noch vor einigen Monaten, mit ruhmwürdigster Bereitwilligkeit des Militairs, ihre Verfügungen an den Thoren gestossen sind, um das Eindringen fremder, vorzüglich unter dem Namen der Handwerksbursche herumziehen-der Landstreicher zu verhindern, und die wüthlichen reisenden Handwerksbursche, in der Stadt von dem Betteln abzuhalten.

Wiel, in der That sehr viel, ist dadurch gewonnen, wenn man auf

vorige Zeiten Rücksicht nimmt, wo täglich beinahe anderthalb hundert Bettler die Straßen besetzt hielten, und jeden Wohlhabenden verfolgten; wo in jeder Gefandestube an der Hausdiele eine besondere Pfennigcasse für reisende Handwerksbursche constituirte seyn mußte; — allein, diejenige Volkskommenheit der Verbesserung, welche man zu erwarten Ursache hatte, and noch haben kan, ist nicht nur noch nicht erreicht, sondern es scheint vielmehr das Andringen der fremden Herumstreicher seit einiger Zeit eher zugenommen zu haben. Worin aber liegt der Grund? — den hat Herr Pastor Wagemann so deutlich und einleuchtend angegeben, daß nichts hinzu zu setzen übrig bleibt. — Gleichwohl sind manche unbillig genug, zu schreien über das, was ihr eigen Werk ist; und manche sollen von wenig einzelnen Fällen, da sie durch Bettler belästigt worden, sogar den Prätext hernehmen wollen, ihre Beiträge zu der öffentlichen Armeencasse, mithin für die wüthlichen Armen, zu vermindern, oder gar zu entziehen; welches aber unglaublich zu seyn scheint. — Es ist und bleibt schlechterdings unmöglich, aller Gassen- und Hausbettelei zu steuern, so lange solchen Bettlern von Privatpersonen Almosen gegeben werden.

Daher steht die Frage hier am rechten Orte:

Ob es nicht ratsam seyn dürfte, auch bei uns, wie in vielen
 N a 3

andern deutschen Ländern geschehen ist, solches Almofengehen an Gassen- und Hausbettler, gänzlich und bei namhafter Geldstrafe zu verbieten?

Gewissermaßen ist es schon zu Anfange dieses Jahrhunderts geschehen b), nur nicht mit dem Zusatze, ohne welchen eine solche Verfügung unwürksam bleibt; nemlich der Geldstrafe, und der Versprechung der Hälfte derselben für den Denuncianten. Dieses hat freilich etwas äußerst Widriges. — Es giebt Situationen, wo uns der Anblick und die Klagen auch eines Gassenbettlers, vornehmlich der Bettelkinder, zu dem unwiderstehlichen Gefühle dahin reissen, daß wir glauben, es müsse sofort, es müsse auf der Stelle geholfen seyn; — und dann soll Strafe die Folge dieser edelsten Gefühle der Menschheit werden? soll die Hoffnung, die Hälfte der Geldstrafe zu erhalten, vielleicht eben den meiner Mitmenschen, für den jezt mein Herz blutete, zu dem schwärzesten Luddank verleiten, seinen Wohlthäter der erhaltenen Wohlthat wegen anzuklagen? — Ohne Zweifel ist dieses in denjenigen Ländern und Städten, wo dergleichen Verordnungen eingeführt sind, sehr wohl erwogen worden. Man muß aber doch gefunden haben, daß eines der verwerblichsten Staatsübel, nemlich die Haus- und Gassenbettelei, durch keine andere als so strenge Mittel gehoben

werden könne. Kan es darohne geschehen, so ist es sehr zu wünschen. Das kan es aber, wenn man es ohne Verbot von selbst aus Ueberzeugung unterläßt; denn die Fälle, von welchen eben geredet worden, können nur äußerst selten vorkommen; und Besagung des Almofens an Bettler, wird dessen Gewissen nie drückend werden, der dagegen überzeugt ist, daß er zu den öffentlichen Armenanstalten nach seinem Vermögen reichlich beiträgt; und solchergestalt wirklich unglückliche Arme unterstützt und erquickt, statt Müßiggänger zu füttern.

Es giebt nur außerordentlich wenige Menschen, welche schlechterdings ganz und gar nichts zu verdienen im Stande seyn sollten, wenn sie nur wollen. Ein auffallendes Beispiel davon, zum Schlusse dieses Aufsatzes. —

Im Dorfe Oppershausen, unweit Celle, lebt ein geborner Kriepel, Namens Hans Heinrich Lamm. Dieser Mensch hat von Jugend auf beide Hände und einen Fuß nicht bewegen können, weil alle drei Glieder rückwärts stehen, und gelähmt sind. Vermögen hatte er so wenig als körperliche Gesundheit. Niemand kan es also tadeln können, wenn er ganz auf die Armenkasse gemessen, oder ein Bettler geworden wäre. Und des nicht! — Durch unermüdliche Übung brachte er es dahin, daß er

b) Armenordnung von 1702. §. XXV. Calif. Landesordn. I. Th. S. 94.

noch nothdürftig ſelbſt ernähren zu können. Er lernte mit den Zähnen und den Lippen ſpinnen, und ſpinn

jezt täglich fünf Bünd gutes, ebenes, ſeines flächſenes Garn, zehn bis zwölf Stück aus dem Pfunde c).

Lannover.

J. A. Klockenbring.

- c) Eine Probe von dieſem durch einen einfältigen Menſchen ohne Hände geſponnenen Garne, ſan im Intell. Comtoir in Auguſchein genommen werden.

Beschreibung eines ſeltenen Waſſervogels.

Es hat ſich in eines benachbarten Dorſes Torſcheure vor einigen Wochen ein Waſſerhuhn finden, und aufnehmen laſſen, das der Natur eine Schönheit an ſchimmernder Farbe zu danken hat, die ſie ſonſt gewöhnlich allem europäiſchen Gefieder verſage.

Der Körper dieſes Vogels ließe ſich mit dem einer Taube am leichtesten in ein Verhältniß bringen, wenn er nicht länger und ſchwächtiger gebauet wäre. Die Farbe am Kopfe, Halſe und unter der Bruſt iſt dunkel aſchgrün. Da, wo die Flügel ruhen, läuft an der Länge des Leibes heraus, eine Reihe weißer Federn. Jenſeits dieſes Abſchnitts, an den Flügeln und auf dem Rücken, werden ſie aber bräunlich, ins Grüne fallend, wie bei der Tüte und etwas glänzend. Am Unterleibe iſt die Farbe mehrentheils weiß, und der ſtumpfe Schwanz hat unten ganz weiße, oben aber bräunliche Federn.

Der Kopf iſt eben ſo geformt, wie der, einer Taube; ſo auch die Au-

gen, die röthlich, lebhaft und ſanft ſind. Der Schnabel mögte wohl anderthalb Zoll Länge haben. Er iſt dick, aber gerade, und beinahe ſo geſtaltet, wie der, des ſchönen Weiße- rauchvogels, auch Bülow genannt. Die Spitze dieſes Schnabels iſt vorne, umgekehrt auf ein Drittel, mehr grün wie gelb; von da ab ſpringt auf einmal das prächtigſte Hochroth hervor, und läuft ganz herauf — höher wie die Augen liegen — bis mitten auf den Kopf. Hier bildet es eine Ründung, und nimt ſich gerade ſo aus, als wenn roth tingirter Zucker an dieſer Stelle aufgegoſſen, und am Schnabel herunter geſtoſſen wäre. Dies Roth, iſt zwar der Subſtanz des Schnabels innig mitgetheilt, aber über demſelben liegt es wohl eines Strophalms dick erhabener, wie die Federn; und ſcheint dem prüfenden Gefühl weich, doch etwas feſter wie Fleiſch zu ſeyn.

(Ein ähnliches Gewächs, das aber weiß oder röthlich ausſieht, haben die gewöhnlichen Bläſenten, oder Hor-

ſeln,

stin, die man gleichfalls zum Geschiecht der Wasservögel rechnen kan).

Dieser Vogel hat übrigens für seine Größe sehr lange Beine. Sie sind wie die Füße, stichgrün, und volle vier Zoll hoch, die Zehen aber zwei und einen halben Zoll lang, und ihrer Struktur vollkommen zum Rudern eingerichtet. Ueber den Kniegelenken, wo die Federn ansetzen, hat er einige hellrothe Schuppen, die kaum durchscheinen.

Während des Verlustes seiner Freiheit, ist er mit Brod gesuttert, und

eben nicht magerer dabei geworden. Er beißt gern aus Neckeret, ist aber so zahm, als wenn er länger an Menschen gewöhnt wäre. Sein jetziger Besitzer, ein Bauer, läßt ihn frei in der Stube umher gehen.

Die ungewöhnlich grelle Färbens- scheidung an den Extremitäten dieser ar- tigen Kreatur, ist für ein Auge, das bloß hiesländisches Geflügel kennt, überraschend genug, und das Haupt- giebt in der That einen seltenen, sel- lichen Anblick.

Lehrenburg,
den 18ten April 1790.

J. von Uslan

Anekdote.

Ludwig XI. pflegte sehr gerne Fremde an seine Tafel zu ziehen, um nöthliche Kenntnisse durch deren Um- gang zu erhalten. Unter andern ließ er auch oft angesehene Kaufleute zu sich hiezen, mit denen er sich ganz freundschaftlich vom Handel unter- hielt, um auch hierin immer mehr Licht zu bekommen. Ein reicher Kaufmann, Namens Johann, der vor- züglich oft an des Königs Tafel speisete, und beständig vom König sehr gnädig begegnet wurde, wurde hier-

durch so kühn, daß er sich von dem Regenten einen Adelbrief ausbat. Er erhielt ihn, aber nunmehr begegnet ihm der König ganz kalt, und hat ihn gar nicht mehr zur Tafel. In- hann beklagte sich einst darüber; da- lein er erhielt vom Könige diese An- wort: Entfernt euch, Edelmann, wie ich euch noch zur Tafel bat, so- ich euch wie den ersten von euer- Stande an; aber seht nicht mehr auf als einen der letztern, desselben be- gegnen.

Sannoverisches Magazin.

37tes Stüd.

Freitag, den 7ten Mai 1790.

Einige Beobachtungen und Nachrichten, den Zustand der Bevölkerung hiesiger Lande, und der öffentlichen Gesundheit im Jahre 1789, betreffend.

Es ist gut; vaterländisch gut a), wenn außer den eigentlichen Gelehrten, auch die übrigen Bürger eines Staats, der aus mehreren und in Rücksicht auf Lage, Klima und Nahrungsart sehr verschiedenen Provinzen bestehet, aber einen gemeinschaftlichen Landesvater verehrt, begierig sind, zu erfahren; wie sich der Zustand der Bevölkerung und der öffentlichen Gesundheit eines jeden Jahres in allen den Provinzen verhalten habe, deren Einwohner sich als Glieder einer großen Familie betrachten. Es wird auch zu wünschen seyn, und in der Folge wahrscheinlich geschehen, daß die Anzahlen aller Gebornen, Confirmirten, Copulirten und Gestorbenen im ganzen Lande, nach den verschiedenen Distrikten, alljährlich in diesen Blättern öffentlich bekannt gemacht werden. Ehe es aber dazu komt, ist erforder-

lich; daß man solche Angaben bereits von einer hinlänglichen Reihe von Jahren besitze und bearbeitet habe, um gleich bei der ersten Bekanntmachung, die Mittelzahlen von einer hinlänglichen Reihe voriger Jahre, als den Maasstab des vortheilhaften oder nachtheiligen Ertrages eines jeden Jahres mit gehöriger Genauigkeit angeben zu können. Denn sonst veranlassen dergleichen Bekanntmachungen nur viele verkehrte Raisonnements, und Zeit- und Arbeitsverschwendung.

Dem Fürstenthume Calenberg war das Jahr 1788 nicht wenig nachtheilig gewesen. Es hatte mehr Gestorbene als Geborne. Man sieht es aber schon als Verlust an, wenn in einer solchen Provinz, Städte, Flecken und Dörfer durch einander gerechnet, Ausgabe und Einnahme einander gleich sind. Im jüngst abgewichenen Jahre 1789 ist jener Verlust sehr

a) Schade, daß man das Wort patriotisch in unsern Zeiten, des Doppeljuns wegen, nicht mehr brauchen darf.

sehr reichlich und über vierzigtal erseht worden.

Nicht etwa durch eine vorzüglich größere Anzahl der Geburten, denn deren sind in dieser Provinz, wie in allen übrigen, weniger gewesen; sondern vielmehr durch eine ungemein geringere Sterblichkeit. Es hat zwar im Nachsommer die Ruhr fast allgemein grassirt; ist aber nur in einigen Aemtern und Gerichten des Fürstenthums Göttingen vorzüglich bösartig gewesen. Blattern und Masern waren selten und gelinde.

Gleichermaßen, auch in Rücksicht auf die Epidemien, verhält es sich mit dem Fürstenthume Grubenhagen und dem Harze, wo seit dem außerordentlichen Jahre 1780, der Ueberschuß nie so groß gewesen ist, als in dem lezt abgewichenen Jahre.

Im Fürstenthume Lüneburg, wo im Jahre 1788 der Ueberschuß unter dem Mittelmäßigen war, ist er gleichfalls seit dem Jahre 1780 nie so beträchtlich gewesen. Es haben in dieser Provinz aber auch keine Epidemien von Erheblichkeit und diese nur sporadisch grassirt.

Die Herzogthümer Bremen und Verden hatten nach einigen Misjahren, bereits im Jahre 1788 einen der Bevölkerung sehr günstigen Ueber-

schuß gehabt; er ist aber im Jahre 1789 noch besser gewesen, und hat 1661 lebendig Geborne über die Gestorbenen betragen b), obgleich die Anzahl der Gebornen auch hier geringer als im vorigen Jahre gewesen ist, und im Frühlinge nach Aufthauung des so lange gelegenen Eises und Schnees, Scharlach- und Faulfieber, auch Blattern und Friesel hin und wieder sehr grassirt haben. Seit dem Jahre 1780 ist auch hier der Ueberschuß nie so groß gewesen.

Gleiche Bewandniß hat es mit der Grafschaft Loya. Sie hatte im Jahre 1788 schon einen beträchtlichen Ueberschuß. Im Jahre 1789 aber ist er noch besser.

Die Grafschaften Diepholz und Hohnstein haben ebenfalls noch mehreren Ueberschuß gehabt, als im Jahre 1788.

Das Land Hadeln hatte seit der Reihe von Jahren ein beunruhigendes Verhältniß der Gebornen zu den Gestorbenen. Jedes Jahr mehr Verlust als Gewinn. Im Jahre 1788 aber ergab sich wieder ein Ueberschuß von 93 lebendig Gebornen über die Gestorbenen; und dieser hat sich im vorigen Jahre bis auf 129 verbessert.

Jenseits der Elbe, hat das Herzogthum Lauenburg zwar auch ein

Ueberschuß

b) Nicht 1773, wie im politischen Journal 2. St. dieses Jahrs S. 153. angegeben ist; wie dann überhaupt alle daselbst angegebenen Summen ohne Ausnahme irrig sind. Einigen kann man es selbst gleich ansehen; indem z. B. 3012 männliche und 2784 weibliche Geburten, die angegebene Summe von 5796 nicht anmachen.

Minus an Gebornen gegen das Jahr 1788; aber dagegen auch eine so geringe Sterblichkeit, daß der Ueberschuß der Gebornen dennoch in vielen Jahren nicht so groß gewesen ist.

Man kan aus dem, was bisher über die verschiedenen Provinzen erzählt worden, von selbst schließen; daß im ganzen Lande der Ueberschuß der Gebornen über die Gestorbenen im Jahre 1789 vorzüglich gut ausgefallen sey; und er ist es auch. Seit dem außerordentlichen Jahre 1780 ist er nie so hoch gewesen.

Vorzüglich merkwürdig wird dieses und das folgende, wenn man dabei auf den so ungewöhnlich harten Winter, sechs Wochen vor Anfang und in den beiden ersten Monaten dieses Jahrs Rücksicht nimt. — Der große Ueberschuß rührt in allen Provinzen, nicht von einer größern Anzahl der Gebornen, denn deren sind gleichfalls in allen Provinzen weniger, sondern von einer ungemein geringen Sterblichkeit her, die noch dazu vorzüglich nur alte Leute betraf. Der harte Winter ist also, ganz gegen die Befürchtung, in Rücksicht auf die allgemeine Gesundheit, sehr vorteilhaft gewesen c).

So lange in hiesigen Landen die Parochiallisten existiren, ist niemals in diesem Betracht eine so allgemeine

auffallende Gleichheit aller nach ihrer Lage, Boden, Klima, Lebens- und Nahrungsart so verschiedenen Provinzen von den Gebürgen des Harzes und Eichsfeldes bis längs der Nordsee zum Ausflusse der Elbe und jenseits derselben bis an die Ostsee vorgekommen. Allenthalben ein beträchtliches Minus der Gebornen fast in gleichen Verhältnissen; und allenthalben gleichgerichtet ein beträchtliches Minus der Gestorbenen. Doch geht das Minus der Gebornen nur auf die ehelichen Geburten; der unehelichen ist durchaus ein sehr beträchtliches Plus, welches in allem 266 über die Mittelzahl und über 300 mehr beträgt, als in dem warmen genialen Jahre 1778, wo die Anzahl der ehelichen Geburten außerordentlich groß war.

Das Verhältniß der Todtgeborenen ist sehr wenig über die Mittelzahl. Das Verhältniß der todtgeborenen Knaben zu den Mädchen aber, ist beträchtlich darüber. Denn wenn, wie an einem andern Orte dargethan worden d), im Durchschnitte 140 todtgeborne Knaben gegen 100 todtgeborne Mädchen vorkommen; so sind der ersten 19 diesem Jahre 1811 gegen 100.

Die Zahl der Confirmirten hat sich zu der Zahl der vor 14 Jahren lebendiggeborenen verhalten, wie 59 zu 100; es sind also von den damals

No 2

Geborn

c) Sollten sich wohl nicht irgendwo Nachrichten oder Listen finden, aus welchen man abnehmen könnte; ob die außerordentlich harten Winter von 1709 und 1740 eben die wohlthätigen Folgen gehabt haben?

d) Aufsätze versch. Jahrgs. B. I. S. 27.

Gebornen in diesen 14 Jahren wie-
der gestorben, von jedem Hunderte,
ein und vierzig; welches etwas viel
ist. Fast sollte man auf die Muths-
maßung kommen, daß die Vitali-
tät der in diesem oder jenem Jahre
geborenen Kinder, nicht gleich sey.
Wahrscheinlich ist es mir aus ver-
schiedenen Beobachtungen geworden;
aber ich wage noch lange nicht, es
für wahr auszugeben.

Die Zahl der neu geschlossenen
Ehen in dem oftgedachten Jahre 1789;
ist weit stärker, als die im Jahre 1788,
und beträchtlich über die Mittelzahl.

Nun folgen zum Schlusse noch ei-
nige Bemerkungen und Nachrichten
aus den Parochiallisten selbst, die mir
der Bekanntmachung nicht unwerth zu
seyn geschienen haben.

Exempla docent!

Kirchspiel Wiedensahl, Gerichts Loccum.

Unter den Verstorbenen ist die äl-
teste, Namens Catharine Sophie
Reithmann, geb. Besante, angeblich
aus Wendbagen im Bückeburgischen
gebürtig, und 101 Jahr alt gewor-
den. Als Witwe eines Schulhebers
zu Toldorf im Hefischen hielt sie sich
hier seit etwa 20 Jahren bei ihrem
Schwiegersohn, einem der hiesigen
Kuhhirten, auf, und genoß das Ar-
menbrod. Sie hatte 13 Kinder ge-
habt, war von mittler Leibesconsti-
tution, und ihren Jahren nach, ihrer
Vernunft und Sinnen fähig bis an
ihr Ende; blieb auch bis zu ihrer leb-

ten Krankheit größtentheils im Um-
gange. Ein Wechselfieber machte sie
völlig bettlägerig, und endigte in der
dritten Woche ihre lange mühselige
Pilgrimschaft zu dem großen Ziele ih-
rer sehnlichsten Wünsche, in einem
sanften Schlasse.

Kirchspiel Bergkirchen, Gerichts Loccum.

Werkwürdig ist die Proportion der
geborenen 8 Knaben zu 2 Mädchen,
und der gestorbenen 1 männlichen zu
5 weiblichen Geschlechts.

Im 99ten Stück des hannov. Ma-
gazins vom v. J. wird vom Brodt
Nachricht gegeben, das aus Rothen
und Feldbohnenmehl verfertigt ist.
Solches Brod essen die Hantelente im
Amte Bückeburg, besonders in der
Gemeinde zu Reinsen, in einer so
reichen Gegend, zu allen Zeiten, auch
in fruchtbaren, wohlfeilen Jahren,
und werden davon sehr stark am Ab-
per, daß sie viele und schwere Arbei-
ten verrichten können.

Sie essen die Feldbohnen auch als
Gemüse gekocht, wie man an andern
Orten die weißen Erbsen zugerichtet
verspeiset.

Kirchspiel Sleggen, Amtes Springe.

Die Blattern sind in diesem Orte
in Vergleich mit andern sehr gutartig
gewesen, indem von beinahe 60 Kin-
dern nur 5 an den Blattern gestorben
sind, welche vorher schon elend waren,
oder schlecht und zu heiß behandelt
waren.

wurden. Alle diejenigen Aeltern, welche meiner Anweisung, wie sie ihre Blatternkranken vernünftig behandeln müssen, ordentlich gefolget, haben ihre Kinder glücklich durchgebracht: die es aber nicht thaten, sondern der alten Gewohnheit folgten, haben ihre Kinder verloren. Der Sticht Husten war epidemisch und heftig, und sind an solchen 5 Kinder gestorben. Noch sind auch 3 am Wurmfieber gestorben. Eine junge sonst gesunde Ehefrau von 33 Jahren mußte an der Wassersucht elendiglich sterben, weil der Mann einen benachbarten Halbmeister gebraucht hatte, um die Frau von einem kalten Fieber zu curiren.

Kirchspiel Adelepsen, Gerichts Adelepsen.

Die große Sterblichkeit ist durch die Ruhr, welche in den Monaten Jul. Aug. und Sept. an hiesigem Orte epidemisch war, verursacht worden. Denn ob schon alle an der Ruhr Kranke Personen einem ordentlichen Arzte, dem Hrn. Doctor Jäger zu Göttingen, anvertrauet wurden, und auch die Medicamente unentgeltlich bekamen, so starben doch 47 Personen dahin, weil sie alles dessen unerachtet, nicht vom Gebrauche verkehrter Hausmittel

und von der Quacksalberei abgehalten werden konnten. Ich will hier einige sonderbare Mittel namhaft machen, welche ich unter meiner Gemeinde bemerkt habe, wozu der gemeine Mann sogleich griff, um sich selbst damit von der Ruhr zu heilen. Sie waren unter andern Heidelbeeren, Theerwasser, Knoblauch, und in dem Hause eines Hirten sogar Schweinekeiß. Jedes davon wurde in Brantwein aufgelöst, und in Brantwein eingenommen. Die Richtigkeit dieser Bemerkung unterstütze ich durch folgende Erfahrung. Unter der hiesigen Judenschaft, welche 100 Seelen ausmacht, herrschte die Ruhr zu gleicher Zeit eben so stark. Die Juden gebrauchten denselben Arzt, den Doctor Jäger, und bekamen auch die Medicamente aus derselben Apotheke, enthielten sich aber aller sogenannten Hausmittel d), und es starb an der Ruhr nur Ein einziges Kind. — Hingegen starben von 1000 Christen, welche hier leben, 47 Personen.

Lütgensneen, Amts Friedland.

Unter den Verstorbenen sind nur 3 Personen, als Ein junger Bursche von 19 Jahren, Ein Mädchen von
No 3 12

d) Vielleicht ist es bei der Judenschaft ein Religionsgrundsatz, sich bei Krankheiten aller Quacksalberei und sogenannten Hausmittel, wenn man einen ordentlichen Arzt haben kan, zu enthalten. — Ein philosophischer Arzt dieser Nation würde dem Publikum gewiß einen sehr angenehmen Dienst leisten, wenn er etliche Nachrichten erstellte von derjenigen medicinischen Polizei, welche unter ihr aus Religionsgrundsätzen herrührt.

12 Jahren, und Ein kleines Mädchen von 10 Monaten, an der Ruhr verstorben, ob sie gleich in Längenschneen sehr grassirt hat. — Die Leute holten ab und gebrauchten aber auch bei Zeiten die von dem Prediger nach der von Königl. Landesregierung gnädig ergangenen Instruction, wie sich der Landmann bei der Ruhr zu verhalten habe: angeschafften Pulver.

Kirchspiel Barterode, Gerichts- Adelepsen.

An der Ruhr sind gestorben:

	Männl. Geschl.	Weibl. Geschl.
unter 1 Jahr	2	—
von 1 — 5	7	6
5 — 10	3	3
10 — 15	3	1
15 — 30	1	2
30 — 45	—	1
45 — 60	2	5
60 — 75	1	4
75 — 90	2	—
	21	22

Ganze Summe — 43

Dadurch hat Barterode verloren

	16 Personen
Güntersfen	— 17
Eberhausen	— 6
Offenfeld	— 4

43 Personen

Einige Kranke haben keine Arznei brauchen wollen, andere haben zu lange gewartet, noch andere haben ihre Zuflucht zu Hausmittel und Ackerärzten genommen, obgleich jedem Darfsrigen frei stand, auf Kosten der Ar-

menkasse von einem geschickten Arzte sich kuriren zu lassen. Zu Güntersfen hat der Esquadron Chirurgus Steu- niger aus Barlosen, so wohl bei dem vorigjährigen Faulfieber, als diesjäh- ger Ruhr, viele vom Tode gerettet, die seine Hülfe zeitig suchten. Die wenigsten Kinder konnten nur erhalten werden

Es verdient angemerkt zu werden, daß von den 6 Judenfamilien, oder Haushaltungen in Barterode, die gegenwärtig aus 31 Personen, und 2 Haushaltungen in Güntersfen, die aus 10, Summa 41 Personen bestehen, meines Wissens nur 1 Frau an der Ruhr etwas gelitten, und kein einziger daran gestorben sey. Die Juden selbst sollen behaupten, daß sie solches dem Knoblauchgenuß zuschrieben.

Kirchspiel Zeinsen, Amts- Polle.

Die Liste der Gestorbenen ist diesmal stärker, als gewöhnlich, und dies rühret aus doppelten Ursachen her.

Einmal hat hier die Blatternepidemie von Fastnacht bis Martini geherrscht. Von mehr als 200 Kindern, welche die natürlichen Blattern gehabt, sind überhaupt doch nur 9 gestorben, ob sie gleich im Ganzen ziemlich bössartig waren, und von diesen sind allein vom 6ten bis zum 15ten Jul., als eben eine große Hitze und schwüle Gewitterluft war, 7 gestorben, welches traurige Folgen für die übrigen Kinder befürchten ließ, doch sind nachher, als der Sommer und Herbst

Herbst nur mäßig warm wurden, nur noch zwei gestorben, bei denen aber Schwachheiten und Gebrechen des Lebens mit Ursachen ihres Todes waren.

Stadt Altenau auf dem Harze.

Eine sonderbare Begebenheit hat sich hier im Jun. zugetragen. Am 22^{ten} Jun. geht ein Mädchen von 4 Jahren und 2 Monaten mit andern altern Kindern um den Mittag zu seiner Mutter in das Holz, wo sie mit andern beim Borkenschälen beschäftigt ist. Hier bleibt es bei der Mutter und den andern Arbeitern bis Nachmittags. Da nun die Arbeiter hier nichts mehr zu thun hatten, und weiter ins Holz gehen sollten; so bringet die Mutter das Kind ganz nahe vor die Stadt, wo es sonst oft gespielt und sich nach Hause zu finden gewußt hat, und sagt ihm, es solle nun nach Hause gehen. Sie eilt geschwinde, wieder bei ihre Mitarbeiter zu kommen. Das Kind kehret auch wieder um, der Mutter nach, kommt wieder an den Ort, wo es bei der Mutter gewesen war. Hier sehen es Waldbarbeiter. Unvermerkt geht es weiter ins Holz, und verliert sich darin. Die Kestern und Anverwandten, da sie das Kind des Abends zu Hause nicht antreffen, suchen es bis in die späte Nacht im Walde. Des andern Tages werden von den Förstern und Aufsehern Waldbarbeiter beordert, alle Gebüsche und Sträucher zu durchsuchen, dergleichen am dritten und vierten Tage, da auch noch Bürger ausgesandt werden.

Die hier im Sommer mit den Kindern von Eilenburg und Rothenkirchen sich aufhaltenden Hirten treiben vornehmlich mit ihrem Vieh durch diese Gegend, wo sie das Kind umgekommen zu seyn vermuteten, und Niemand findet irgende Spur. Jedermann glaubt, es sey im Wasser umgekommen, wo man es doch auch nicht findet. Am 25^{ten}, um den Mittag, hütet der Rothenkircher Kinderhirte sein Vieh auf der Höhe des Bruchberges, und trocknet in einer daselbstigen Buche seine nassen Kleider. Hier hört er etwas trümmern, und nach fleißigem Suchen findet er das Kind umweit davon im Moraste bis an die Knie stehen, mit dem Gesichte auf den Armen, und mit diesen auf einem Mooshügel liegend, fast erkaltet, und in jeder Hand eine Schnecke haltend. Er bringet es unverzüglich nach seiner Hirtenwohnung, von da es nach erhaltenen Nachricht nach Hause geholt wurde.

Unser Bergchirurgus wurde sogleich gerufen, der das dienliche verordnete und veranfaltete. Es ist bald wieder hergestellt worden, und jetzt vollkommen gesund. Die Witterung war in diesen Tagen sehr regnigt, mit Schloffen vermischt, und kalt. Das Kind war barfuß, und hatte nichts am Leibe als einen dünnen Rock an einem Schnürleibchen. Von Speisen hat es in dieser Zeit nichts genossen. Der Ort, wo es wieder gefunden worden, ist 1/2 Stunden von der Stadt.

Birch

Kirchspiel Pattensen, Amtes Winsen an der Luhe.

In dem eingepfarrten Dorfe Scharmbeck, Amtes Winsen, ist des Köthners Hans Peter Bachus, Ehefrau, Catharine Magdalene, zum 9ten mal, jedesmal von einem Sohn, und zwar einmal von Zwillingssöhnen, entbunden worden, so, daß sie nun in 9 Entbindungen 10 Söhne hinter einander zur Welt gebracht, wovon 7 Söhne am Leben sind. Die sehr darsüßigen Aeltern hegen den Wunsch, daß ihnen ein Freijahr bewilliget werden mögte.

Kirchspiel Rosche, Amtes Bodenteich.

Der seit einigen Jahren merckliche Ueberschuß der Gebornen über die Sterbenden, hat vielleicht unter andern auch hier mit den Grund, daß wegen des Flachshaues die Ehen unter den jungen Leuten erleichtert werden. — Knechte und Mägde, die sich bei dem guten Lohn bald was sammeln können, heirathen einander. Der Mann bleibt Knecht, die Frau Magd, so lange diese dienen kan. Wird sie schwanger; so häußelt sie, säet ein Paar Himten Lein aus; der Mann schafft von dem, was er zu Lohn aussäet, Brodkorn her, und so nähren sie sich, zeugen Kinder, ziehen sie auf,

und wenn sie von 8 Jahren sind, vermietzen sie solche schon im Sommer, da sie sich denn Brod und etwas Nahrung verdienen.

Auch siehet hier der durch den sonst überhand nehmenden Luxus noch nicht ganz verdorbene Landmann viele Kinder, der noch als einen Segen Gottes an, und freuet sich, wenn ihm Gott das Haus voll Kinder giebt, die er zu seiner Hülfe alle nach gerade heran wachsen siehet, daß er mit der Zeit keiner fremden Knechte und Mägde bedarf.

Stadt Lärburg, Schloß- und Garnisongemeine.

Unter den Todten ist eine arme Soldatenwitwe, welche 100 und 1 Jahr alt geworden ist. Sie starb nach einem nur zehägigem Krankenlager. Ein sörmigkeit eines ruhigen und bescheiden Lebens; das sie, obschon in Armuth, führte, scheint zu ihres Lebensverlängerung das Meiste mit gewirkt zu haben.

Graffschaft Loya. Kirchspiel Südwalde.

Es ist in diesem Jahre im hiesigen Kirchspiel eine Ehefrau von Dreißigen, und zwar von drei Söhnen entbunden worden, welche nur ein Alter von 14 Tagen erreichten und starben, alle drei innerhalb 24 Stunden.

Der Schluß folgt künftig.

Sannoverisches Magazin.

38tes Stück.

Montag, den 10ten Mai 1790.

Einige Beobachtungen und Nachrichten, den Zustand der
Bevölkerung hiesiger Lande, und der öffentlichen Gesundheit
im Jahre 1789 betreffend.

(Schluß.)

Herzogthum Bremen, Kirchspiel
Oederquart, Gerichts
Grepburg.

Da heutiges Tages die Begräb-
nißplätze aus den Städten
entfernet werden, so wäre zu
wünschen, daß auf dem Lande das
Weisehen der Leichen in den Kirchen
abgeschafft, oder doch wenigstens so das
bei verfahren werden möchte, daß dar-
aus keine unheftige Folgen für die
Lebendigen zu besorgen wären.

In unserer hiesigen Kirche sind noch
fünf sogenannte Keller oder unterge-
mauerte unterirdische Begräbniß-
plätze theils steinernen, theils hoh-
len leuten geblieben. Unter diesen ist
einer sehr hoch wie einen gemauerten
Gewölbe gesehen und so verschlossen,
daß die darin sich erzeugenden Dünste
wenigstens nicht anders in großer
Menge herausbringen können, als
wenn es oben geöffnet wird. Die andern
sind bloß mit hölzernen Balken

und Brettern zugedeckt. Und weil
von diese unterirdischen Oerter nach
Beschaffenheit der hiesigen Wärsche-
gend nicht anders als sehr feucht sein
können, auch einer und der andere das
von jährlichlich auf dem Boden des
Wassers haben; so ist die Folge, daß
das übergelegte Holz in kurzer Zeit
vermodern muß, und dies um desto
geschwindter, je wasser die Decke ist;
und so weniger als die Dünste einen
Ausweg finden, wie denn auch Bei-
spiele bekund, und zum Theil noch heu-
te sind, daß die Bedeckung plötzlich ge-
brochen und mit den darauf befindli-
chen Menschen hinabgestürzt ist. Um
solchen Unannehmlichkeiten vorzubeu-
gen und sich die oftmaligen Repara-
tionskosten zu ersparen, haben die Ei-
genthümer seit etlichen Jahren ange-
fangen, den Dünsten freien Ausgang
zu verschaffen, und zu dem Ende so-
genannte Rosten oder eisernes Gitter-
werk angebracht, wodurch sie aber in
die Kirche herausdringen. Auch hat
den

den wie seit 2 bis 3 Jahren in hiesiger Gemeinde verschiedig faule Epidemien gehabt.

Soll und muß das aus dem ehemaligen Aberglauben entstandene eben so unanständige als schädliche Begraaben in den Kirchen beibehalten werden; so wäre doch wohl nichts mehr zu wünschen, und es ist auch zu hoffen, als daß durch hohe Befehle wenigstens die fatalen Keller gänzlich abgeschafft werden.

Birchspiel Lamelwörden im Lande Beddingen.

Die Tatsache, daß dieses Jahr noch gestorben sind, als geboren worden, liegt in einem ansteigenden Friesel, Scharlach, oder Faulfieber, welches vornehmlich im Frühjahr hier grassirte, und wozu in diesem Jahre 17 aus unserer Gemeinde gestorben sind. Unter denselben war eine Mutter von 43 Jahren mit ihren beiden Söhnen, einem von 20 und einen von 13 Jahren von 7 Monaten, die alle 3 zugleich an Einem Tage hier öffentlich mit einer Leichenpredigt beerdigt wurden.

Birchspiel Ottersberg, Amts Ottersberg.

Vielleicht verdienen auch noch, wegen langjähriger Ehe und eines erreicheten hohen Alters, folgende 3 Personen angeführt zu werden:

1) Metta Margarethe Freisen, die nachgebliebene Witwe eines Bürgers in Ottersberg, welche über 44 Jahre mit ihm in der Ehe gelebt, jedoch nur 3 Söhne und 1 Tochter

derselben gezeugt. Sie starb am 1ten März des Jahres 1788.

2) Lurich Schlobben, ein Bürger und Schloßmeister in Ottersberg. Er lebte mit der nachgebliebenen Witwe über 57 Jahre in der Ehe, zeugte 8 Söhne und 1 Tochter, und erreichte ein Alter von 85 Jahren und 5 Monaten.

3) Margarethe Busch, eine arme Invalidentwitwe in Ottersberg, welche ihr Alter gebracht hat auf 93 Jahre 6 Monate und 3 Tage.

Sie ging noch in eben diesem Jahre in der Kapelle zu Ottersberg zum Tode des Herrn. In demselben Jahr ihres Todes wurde ihr das hiesige Abendmahl auf dem Krankenbette gereicht, wo sie noch bei völligen Verstandeskräften war, und nur über Kraftlosigkeit nebst Mangel an Schlaf und Appetit klagte.

Herzogthum Lautenburg, Kirchspiel Otterley.

Eine Witwe aus Brännow, Anne Margarethe Ritsch, ist 100 Jahre alt geblieben. Sie hatte viel gearbeitet, war niemals krank gewesen, hatte von keiner Arznei und von keinem überflüssigen Gebrauch gewußt, und lebte, wie man sagt, sehr gesund und glücklich.

Stadthaus Diebolds, Kirchspiel Barnsdorf.

Die Barnsdorfer Gemeinde hat 14 innerhalb 10 Jahren beinahe um 300 Seelen vermehrt, und doch nur 25 Heiler, Zerstörer und das Uebrige

rar, welches ohne Zweifel daher rührt, daß circa 300 Mannsleute vom März an bis in den August nach Holland wandern, und die Arbeit zu Hause den Kindern und dem weiblichen Geschlechte überlassen; auch hat der Zurückkunft selbe Hände voll zu thun, und deswegen andern nicht wohl dienen können.

Kirchspiel Mariendreebber.

In der hiesigen Gemeinde wurden, im Durchschnitt von 33 Jahren, jährlich $68\frac{1}{2}$ Kinder geboren, und es starben $57\frac{1}{2}$ Personen. Nimmt man nun unter 29 lebenden Eine Geburt an, und rechnet gegen einen Todten 35 Lebende, so wiew die Anzahl der Lebenden in der hiesigen Gemeinde ungefehr 2000 Menschen ausmachen.

Dieses trifft auch mit der Anzahl der Constituenten und geschehenen Zahlung der Erwachsenen und Kinder überein.

Aus der hiesigen Gemeinde gehen beinahe 200 Mannspersonen um Ostern zur Forstarbeit nach Holland, und kommen um Jacobi wieder zu Hause.

Einige davon fahren zum Heringsfang.

Unter den Verstorbenen haben 12 an der Schwindsucht ihr Leben eingegeben. Wahrscheinlich ziehen sich die meisten diese Krankheit durch unzeitiges Trinken bei der starken Arbeit in Holland zu.

Unter den Verstorbenen war eine Lannover, im April.

80jährige Witwe, die 43 Jahr, und zwar bis in ihr 80tes Jahr, in der hiesigen Gemeinde Hebamme gewesen ist, die über 1000 Kinder rühmlich zur Welt beschaffet hat; doch bei diesem großen Verdienst in größter Alter verstorben ist.

Grasschaft Lohndstein, Kirchspiel Appenrode.

Die beiden verstorbenen Männer waren Brüder, davon der jüngste von 75 Jahren und einigen Monaten, 50 Jahr $7\frac{1}{2}$ Monat in der Ehe gelebt hatte. Es leben hier, außer den Aeltersten, noch zwei Vettern der Verstorbenen von resp. 84 und 80 Jahren, beide in Jubeljahen.

Land Ladeln, Stadt Otterndorf.

Es ist sehr auffallend, daß seit mehr als 20 Jahren die Anzahl der Todten die Anzahl der Gebornen übertrifft hat, dieses Jahr aber die Anzahl der Gebornen die Zahl der Verstorbenen mit 52 übertrifft.

Ueberhaupt ist anzumerken, daß in diesem Jahre wenig Kranke gewesen, und die, so an ihrer Krankheit verstorben sind, hatten dieselbe schon aus dem vorigen Jahre in dieses mitgebracht, und man kan nicht zweifeln, daß die Gesundheit der Einwohner, welche sie dieses Jahr vorzüglich genossen, der ungewein guten Witterung, welche beständig gedauert, zuzuschreiben sey.

J. A. Bloedenbring,
Sch. Caml. Secr.

Ueber

Ueber Wachsthum und Verfall der Wissenschaft. Ein Fragment.

— — Wir haben freilich einen hohen Flug gehabt. Aber die Kraft, die uns hob, ist gelähmt. Werden wir weiter kommen? — Das ist die stolze Hoffnung, oder vielmehr das noch stolzere Versprechen des Parnassisten unserer Tage. Aber was bürge uns anders für die Erfüllung desselben, als das Selbstvertrauen, und die Eigenliebe des Zeitalters. Die Energie, die Kraft auszuhalten, Hindernisse zu besiegen, oft vom Widerstand neue Kräfte zu bergen, jene Kraft, die so manche Anlage der Vergangenheit entwickelte, so manche große Veranstaltung vollendete — scheint dahin! Auch bei uns sah ich Anlage genug. Aber wo soll die Ausdauer herkommen, die entwickelt, erzieht, stärkt in der Friction entgegenkämpfender Modemelungen, Schwärmetrien, Zerstreungen? Wird sie nicht schon im Embrio erstickt; Noch mehr. Ich sehe der hervorsprossenden Keime so viele, daß keiner hervorsprossen kan, ohne andere neben sich zu ersticken. Viele müssen aufgeopfert werden, um einen Spielraum zum Aufwachsen zu verschaffen. Aber Aufopferung erfordert Selbüberwindung, und Selbüberwindung eine Kraft, die uns ebenfalls nicht mehr eigen ist. Wir wollen alles erhalten; mithin sind wir in allem unvollkommen. — So verfehlen wir mitten im Ueberflus der Mittel, des Zwecks, weil uns die ordnende Klugheit und Oekonomie fehlt.

Ich will und kan nicht alle Geisteskräfte angeben, die in der Vergangenheit von Keimerschöpfung, von Schwäche versetzt haben. Vielleicht sind wir zu schnell gegangen. So richtig ging Kultur in der Vorzeit nicht. In keiner Periode des Alterthums brachte ein so kurzer Zeitspaß so fruchtbare Reichtümer hervor. Wie ging Sprachkultur, Ausbildung des Raisonnemens, Urbanität der Sitten im schnellsten Neben einen viel langsameren Gang als bei uns. Insbesondere war dort Empfindlicher; bei uns ist Jähzorn. Und wie viel mehr Anstrengung durfte das einzelne Individuum, um groß zu werden. Alles ging langsamer, aber sicherer. Die concentrirte Kraft wirkte Jahre lang intensiv, und zeitigte dann auch ein edles unzerstörliches Metall. So bildete sich durch Absonderung, Concentration und Ausdauer die hinreißende Rednerkunst Demosthenes; so entwickelte sich Sokrat erst im vorgedruckten Alter. Und so wurde auch bei uns fast jedes wahrhaftig originelle Geist erst spät groß und originell. Erst spät. Denn selbst entwickelte Originalität ist das späte Resultat eignen Nachdenkens und Anstrengung. Und auch sie nur ist bauerhaft und krafftvoll. Aber selbste Ausbildung, wenn sie nicht durch innere Selbstentwicklung, sondern durch äußere Mittheilung entsteht, trägt

trägt nie das Gepräge der Festigkeit.

Und hier glaube ich den wahren weisführenden Grund unserer Geisteschwäche und Unfertigkeit entdeckt zu haben. Wir sind gar zu sehr von Hilfsmitteln zur Ausbildung umringt. Alle unsere Gefühle, alle unsere Verstandesbegriffe sind Mittheilung. Unser innerer Entwicklung ist zu wenig Spielraum gelassen. Wie können wir Kenntnisse, Wahrheiten lieben, die uns geschenkt, mitgetheilt, oft aufgedrungen worden sind, die wir nicht selbst erworben haben? Wie können wir fest an Dingen hängen, die wir nicht als sauer verdientes Eigenthum ansehen können? Alles, was wir fühlen und wissen, ist Spielwerk, Geschenk freigebiger Aeltern. Der äußere Glanz blendet uns; den innern Werth kennen wir nicht. Bringt dem Kinde anderes Spielwerk, so wird es das vorige wegwerfen, durch Schimmer und Neuheit gelockt. Eben so unsere Menschen. Das Neue reizt sie; Rosenschimmer lockt sie an, er mag Wahrheit oder Irrthum umhüllen, unter die Hülle können sie nicht dringen. Die Ge-

wohnheit, immer durch Lognetten zu sehen, hat ihr Auge stumpf, blödsichtig gemacht. Daher flattern unsere Meinungen so unsicher umher. Daher blendet uns Bewegung so leicht. Daher die häufigen Revolutionen der Meinungen und Systeme. — Nehmet dem Menschen alle Hilfsmittel der Ausbildung. Er sey seiner eignen Kraft überlassen. Dann entsteht Finsterniß, wird man sagen. Auf eine Zeitlang, freilich. Aber, wenn er Wahrheit, Erkenntniß erringen muß, wenn er sie nicht so offen und ausgearbeitet hinnehmen kan, als sie jetzt von ihm da liegen, o so werden sie ihm ein theures Kleinod seyn *). Alles, was er weiß, kennt und fühlt, ist Resultat seiner eignen Kraft, ein kostbares Resultat, welches er sich in Bedränge der Widersprüche nicht so leicht wieder wird entwinden lassen. Und eben diese Selbstentwicklung, diese Kraftanstrengung wird ihm die vorige Energie und Elasticität des Geistes wieder geben, wie Bewegung den Körper des entkräfteten Schwächlings wieder stärkt. Ueberfeine Kultur schwächt den Geist wie den Körper. Der aller Hilfsmittel entblößte Wilde wirft eben so leicht den seinen eig-

P p 3

*) Wahrheit will errungen seyn. Nicht errungene verliert den besten Theil ihres Werths. Das ist so wahr, das uns immer selbsterkandener errungener Irrthum, theurer seyn muß, als mitgetheilte Wahrheit. Es ist eine harte Forderung, ein Eigenthum wieder aufgeben, um welches man Jahre lang gearbeitet hat. Daher die Unabglickligkeit eines Hobbes und Spinoza an noch so falsch kombinierte Systeme. Die jedem Dritten eintretende Widerlegung ist unvermeidlich, den irrrenden Denker innerlich zu bestrafen, wäre er auch ebel und bescheiden genug zum äußern Geständniß, das er geirrt haben könne.

eigenen körperlichen Kräften überlassen Europäer zu Boden, als dieser jenen mit seinen künstlichen Hülfsmitteln bemächtigt. Durch diese Hülfsmittel ist unsere Muskelkraft und Gewandtheit des Körpers unendlich geschwächt. Eben so haben wir durch luxuriöse Geistesbildung, durch Erleichterungsmittel das Bedürfnis eigener Übung und Anstrengung niedergedrückt. Und hieraus konnte nichts anders entstehen, als was durch langen Nichtgebrauch unserer physischen und moralischen Kräfte entsteht; — **Sie stocken dadurch.** —

Man hat in unsern Tagen alle Wissenschaften leicht machen wollen. Man hat ihnen das schwerfällige Gewand der Terminologie ausgezogen. Alles sollte simplificirt und der gemeinen Fassungsfähigkeit erreichbar gemacht werden. Hiernach haben alle pädagogische Schriftsteller gerungen. Nie hat man so viel Wissenschaftliches für Kinder geschrieben. Nicht genug, daß es Geschichte, Moral, Physik, für Kinder giebt. Man schreibt Metaphysik, Logik, höhere Algebra — für Kinder. Es gehört zum modischen Geschmack alles — für Kinder zu schreiben. Und freilich scheinen dadurch unsere Erwachsene wieder nach gerade — Kinder zu werden. Das Gutgemeinte will ich dieser Behandlungsart der erhabensten schwersten Wissenschaften nicht abprechen. Man hat indessen vernünftige Pfade, wenig bekannt den ersten

Blick, mit Blumen zu bestreuen gesucht. Man hat dadurch gemeinen Geister, ohne Verus der Wissenschaften Allerheiligstes zu betreten, den nützlichen gemeinen häuslichen Leben abgelenkt, um sie zu wissenschaftlichen Menschen zu machen. Wer sieht nicht, daß man durch dieses — wenn ich so sagen darf — entweichende Erleichtern, der Wissenschaft mehr schade als nütze. Für ihre Verwahrnehmung ist es nicht gut, wenn man ihre Schwierigkeiten wegdünelt. — Diese Schwierigkeiten können abstellen, sagt man. — Wen? den überbrufenen Schwachen, der nicht weiß, sie zu besiegen. An ihm verliert die Wissenschaft nicht viel. Auf sich abschrecken, so ist das gerade dem Zweck, daß es an Verus ihm fehlt. Ging er müßig den Schwierigkeiten entgegen, so gehört er gewiß zu Zahl der Verufenen, und dann wohl in die Wissenschaft, wenn er die Schwierigkeiten bekämpfen, die Dornen wegdünelt muß. Wahr verleiht den Werth des zu erringenden Lohns. Jede Anstrengung will im Geist entwickeln; Suchen, will die Gegend bekannt machen. Solche Menschen, unter solchen Umständen gebildet, sind ihrer Wissenschaft nützlich, greifen ihren Gegenstand mit einer Kraft an, die Wissenschaft vervielfältigt, und was erhebt Wissenschaft mehr, als Schwermüde.

So lange Wissenschaft mit Schwierigkeiten umgeben ist, so lange sie

End

Geist dem Nachdenken darbietet — so lange muß sie — wenn anders der Geist der Zeit sie schützt und ehrt — stehen. Ihr Gebiet muß sich erweitern. Aber Erweitern der Wissenschaft ist Werk des Genies. Und Genie entzünzt alle seine Entdeckungen in der ihm eigenen selbst geschaffnen Sprache, die nur Menschen von höherem Durchschauungsvermögen verstehen. Diese — freilich Geister von einem untergeordneten Range — übersehen die Gedanken jener schöpferischen Genies in die Sprache des großen Haufens. So ging der Ideen-Schöpfer Leibnitz voran, und sein Volk-menschlicher Wolf folgte ihm. So sammelte Voltaire schon dadurch Ruhm, daß er Newton in eine gemeinverständliche Sprache übersetzte. So wartet vielleicht manche Philosophen des vorigen Jahrhunderts nur Volk-menschlicher Ideen eines Vato von Verulam; die für Erweiterer der Kunst galten. So lange dies Entwickeln, dies Gemeinverständlichmachen in einer Wissenschaft fortdauert, so lange scheint sie zu steigen. Aber im Grunde steht sie schon jetzt still, bis die ganze Uebersetzung vollendet ist, und die innersten Geheimnisse der Fassung des gemeinen Menschenverstandes unverborgen da liegen. Nun kan sie ihre Aufzucht durch keine Schwierigkeiten mehr locken; ihre Thätigkeit erschlaßt. Die Leichtigkeit, mit der sie ihren Gegenstand fassen und erschöpfen, macht sie sorglos. An die Stelle des durch

Schwierigkeit wechset Kunstseiers tritt Ekel und Ueberdruß. —

Es giebt Wissenschaften, die bloß durch Terminologie schwer sind. Die Menge der Kunstwörter ermüdet das Gedächtniß, und spornt die Aufmerksamkeit. Ohne diesen Behülfen würden alle nähere Bestimmungen aus der Natur der Grundbegriffe folgen. Sind nun Kunstwörter dem Fortrücken, der Ausbildung der Wissenschaft nützlich oder schädlich? Sie verhindern ihre Verbreitung. Es sind Festungswerke, durch welche sich der Gelehrte in seinen Ringmauern gegen das Eindringen des Ungelehrten schützt. Man könnte sie als eine Finte der Weisheit der Kunst ansehen, um sich dem Ungeweihten nothwendig zu machen. Ich will nicht läugnen, daß in dieser Darstellung viel Wahres liegen kan. Und man könnte noch immer fragen: ob es nicht gut sey, daß zwischen dem Gelehrten und Ungelehrten eine Schranke gezogen bliebe, und daß die Terminologie diese Schranke sey? Allein; leistet nicht Terminologie der Wissenschaft gerade den Nutzen, von ihr Schwierigkeit leistet? Wäre alles darin noch so hell und klar, alles noch so richtig verstandener und gemeinverständlich gemacht, so wird doch immer das Studium der Terminologie das Nachdenken fixiren, be-schränken, und so rechtere Schüler bilden. Nach eben diesem Gedankengang, müßte man den Werth

alter, Sprachen beurtheilen. Hauchte auch kein höherer Genius im tieffinnigen Plato, so müßte doch der Weisheit uns seinen Fortgang wichtig machen. Die Schwierigkeiten einer so philosophischen begriffvollen, logischen Sprache, als die der alexandri-

schen und römischen, haben das Interesse der Wahrheiten, die darin gesagt sind. Das Fesseln der Aufmerksamkeit, und das durch dieses Fesseln veranlasste tiefere Durchschauen, wird durch die beste Uebersetzung nicht erreicht. —

v. Wundt.

Anfrage.

Im des berühmten Schiffcapitains Jacob Cooks Entdeckungstreife, überseht durch Hrn. Georg Forster, im 2ten Bande 14ten Hauptstück Seite 434. u. 435. wird eine im Kamtschatka häufig wild wachsende Pflanze beschrieben, welche bei den Einwohnern Sotona, bei den Botanikern aber Liliom Kamtscharkense, flore atro rubra heißt. Ihr Stengel ist von der Dicke eines Tulpenstengels, wird 3 Zoll hoch, und ist unten purpurfarbig, höher hinauf aber gelb. Aus denselben wachsen 2 Quers von einem den Stämmen, der oberste Quers besteht aus 3, der obere aus 4 Blättern. Er oberst wächst an jedem Stängel nur eine sehr dunkelrothe Blume, welche der Narisse ähnlich, aber weit kleiner ist. Aus der Mitte sticht ein dreieckiger ober stumpfer Griffel hervor, um welchen 6 weiße Staubfäden mit gelben Staubbeuteln stehen. Die Wurzel hat eine Zwiebel, die wie Knoblauch gestaltet, und eben so in stücke, abgesonderte Theile zerfallen aber rundlicher ist. — Im

Anfang des Monats August werden die Zwiebeln gesammelt, an der Sonne getrocknet, und verwahrt. — Man bereitet diese Zwiebel auf mancherlei Art. In Asche gebraten, vertretet sie die Stelle des Brods, und ist besser, als irgend ein anderes von diesen landesprodukten. Im Ofen gebacken, und hernach geschnitten, ist sie statt des Mehls, und wird häufig in Suppen und andern Gerichten gebraucht. Sie ist überaus nahrhaft, und hat einen angenehmen, obgleich etwas bitteren Geschmack, und kann leicht gegessen werden, ohne daß man ihrer überdrüssig wird. Die Engländer pflegten sie zu kochen, und als Suppen entweder allein, oder mit Fleisch zu essen; auf beiderlei Art schmecken sie ihnen recht gut, und bekamen ihnen sehr wohl etc.

Sollte diese Pflanze häufige zu finden hier zu Lande sich nicht schicken, und schon eingeführt und gemeinnütziger gemacht zu werden?

Sannoverisches Magazin.

39tes Stüd.

Freitag, den 14ten Mai 1790.

Etwas über philosophische Fehden a).

Nie stellt der große Spötter der Philosophen, Lucian, zwei Philosophen auf den Kampfplatz gehen einander in seinen Dialogen auf, ohne daß sie sogleich von Gründen zu Insurden übergehen. Dies mochte zu Lucians Zeiten hingehen. Die Streitmethode, die den Sokratischen Sarcasmen unterschob, mögte sich in der Kindheit der Philosophie aus der Natur der Dinge erklären lassen. Aber in unsern heiligen Zeiten hat sich dies Uebel verschlimmert. Mit dem Fortrücken unsrerer Kenntnisse hat es tiefere Wurzeln geschlagen. Die Weisen der Erde sollen — wie Dichter Kalandian sagt — dem Gipfel des Olymps gleichen. Er haben über Stürme und Witterung, trägt seine Stirn kein Gewölk. Wenn das Charakter des Weisen ist, so gehören unsere Philosophen nicht dazu. Wenn sie, die Aufklärer der Welt auftreten, so erscheinen sie mehr in der Gestalt eines wüthenden Orkans, als

eines sanften wohlthätigen Regens. Wenn im Reiben einer Meinung an der andern, sich Wahrheit entwickeln soll, so geschieht dies nie ohne Explosion. Ihr sanfter bescheidener Verteidiger wird bald ein erhitzter Kämpfer, der seinen Feind in den Staub zu treten sucht. Daher die Beschuldigungen von Ignoranz, Grobheit, und oft — Irreligion, welche unsre Streiter für Wahrheit so gewöhnlich in ihre Controversen mischen.

Die ausschließenden Ansprüche jeder Schule auf Untrüglichkeit mögen die Gründe dieser unphilosophischen Erscheinungen seyn. Jeder — sagt ein neuer Schriftsteller — hält seine Schlüsse für so unwiderstehlich demonstrativ, als die Elemente Euklids. Daher die fanatische Erbitterung gegen jeden Widersprecher. Die Wahrheit soll einen hohen Triumph feiern. An ihren Siegeswagen gefesselt, wollen sie den besiegten Irrthum dem öffentlichen Spott aufstellen. Dieser

a) Aus dem spanischen Schriftsteller Fenjoe. S. des 27^{ten} Stüdes des Magazins vom vorigen Jahre.

falsche Eifer besetzt ihre Fehden. Daher die Beleidigungen, Zänkereien, Verdamnungen der Kämpfer für Meinung, und wenn sie mit öffentlicher Macht bewafnet sind, ihre Verfolgungen mit Feuer und Schwerdt. Dieser Ton herrscht auf dem Katheder wie in schriftlichen Fehden. In Schriften schlägt der philosophische Wahrheits-eifer die tiefsten Wunden. Oft blutet unter der Feder des streitenden Gelehrten der gute Name, die Ehre des Gegners, mit schonungslosem Grimm behandelt er ihn hinter der eichenen Verschönerung des Schreypulvers. Die Partheienwuth spricht im Ton des Richters. Der Zügel, der im persönlichen Streit liegt, wo der gegenwärtige Gegner Beleidigung durch Beleidigung, Schimpf durch Schimpf erwidert, fehlt. Als wenn es in Kämpfen des Verstandes nicht eben so anedelmüthig wäre, dem Feind in den Rücken zu fallen, und ihm ungewarnt menschenmörderisch aufzulauern.

Diese Geistesohrenneise war in den ersten Zeiten des Mittelalters mäßiger. Die Gelehrten waren unwissend, aber sanft. Wie sie zunahmen an Scharfsinn, nahmen sie zu an Intoleranz. Der spitzige Aristoteles bemächtigte sich der Schulen. Sehr bald übte er wahre Despotengewalt in der Ideenwelt aus. Er herrschte mit eisernem Scepter. Aber endlich — was auf jeden Despotendruck folgt — gab es Empörer. Es entstanden Spaltungen und bürgerliche Kriege. Die Vergeude, ihn auf dem Thron zu beset-

zigen, und vom Thron zu stürzen, erhitzte die Gemüther. Die Anfeindungen ihrer Feindseligkeiten waren schrecklich und erstaunlich. Der friedliche Besitz einer Herrschaft, die Aristoteles zwei Jahrhunderte lang — vom Ende des dreizehnten Jahrhunderts angezählt — in den Schulen ausgeübt hatte, schien den Anhängern Aristoteles gebilligte Geistespräscription. Dies war ihnen genug, um mit Feuer und Flammen die Verwagungen zu verfolgen, die in der Ideenwelt von seiner Geistespräscription wissen wollten. Es war Trevel am Allerheiligsten der Wissenschaften verübt, etwas zu behaupten, was Aristoteles nicht behauptet hatte.

Das erste Schlachtopfer des eifrigen Aristotelismus war Peter von Ramus, Professor in Paris, ein rauchschwarzes feuriges fruchtbares Genie. Er übernahm es, in öffentlichen Disputationen, jede Meinung des Aristoteles, die man ihm aufstellen mochte, zu widerlegen. Aber der Erfolg der glänzenden Siege, die er in jedem neuen Kampf zu erkämpfen mußte, war ihm schrecklich. Sie entzündeten den Neid der Uebervundenen. Man griff ihn von allen Seiten an. Die Verfolgung suchte ihn bis in seinen innersten Privatleben auf. Prozesse, die ihm seine Gegner erregten, kosteten ihm sein ganzes Vermögen. Als durch bis zur Verzweiflung gestiegen, stürzte ihn in die Arme des Katholicismus. Und hier fiel er unter den Schlachtopfern, die falsch geleiteter Eifer

fer für Wahrheit und Religion in der Bartholomäusnacht schlachtete. Er fiel aber nicht als Opfer der Religion, die vor solchen Viktimen den göttlichen Blick wegleitet, und wahrlich nach Blut nicht lechzt. Alle Umstände seines Todes beweisen es, daß er Schlachtopfer aristotelischer Auech und nicht katholischen Eifers ward. Rache durstend, zogen ihn die Schüler der ihn ansehnenden Professoren aus einem Gewölbe hervor, in welchem er sich zu verbergen suchte. Nach tausend Wunden stürzten sie ihn aus dem Fenster. Noch war die Wuth der Mörder nicht gesättigt. Sie rißfen die Eingeweide aus dem agonisirenden Körper. So schleppten sie ihn durch die Straßen. Der zerstückte Cadaver blieb dem Spektakel mehrere Tage lang liegen. — Die Geschichte lasse ewig den Vorhang über die Mißthaten der Philosophie fallen!

Mit nicht besserem Glück erhub sich bald nachher gegen Aristoteles Thomas Campanella, ein Dominikaner aus Kalabrien, kühn an Geist, wie sein Vorgänger Ramus. Jeder, der damals Aristoteles widersprach, fiel in den Verdacht der Ketzerei. — Bitter klagte Campanella darüber in einem Briefe an Cassendi. Seine gepäßige Unerfrohenheit reizte gegen ihn mächtige und zahlreiche Feinde auf. Das heilige Tribunal der Inquisition ergriff ihn. Fünf und zwanzig Jahre seines Lebens verbrachte er im Kerker. Endlich befreiete ihn ein Befehl Pabst Urbans VIII., wenn er

litt — unschuldig. Sorgfältig habe ich seine Werke in zwei Folianten durchgesehen, und keine Spur irgend einer der Lautekeit des Glaubens anstößigen Aeußerung darin auffinden können. Seine Schriften sind bloß darum von der spanischen Inquisition verboten, weil man ein wirklich anstößiges im Jahre 1632 in Frankfurt gedrucktes Buch, in seine Werke eingeschoben hat. Allein äußerst wahrscheinlich hat Campanella an diesem Buch keinen Antheil.

Kampanellas eigenste Meinung legt den Pflanzen physisches Sensationsvermögen bei. Dieser Umstand erinnert mich an eine sonderbare Ehrfurchtsäußerung eines Schülers des Aristoteles für den vergötterten Meister. Sie mag zugleich eine Probe der Verachtung seyn, mit der jeder Empörer, der sich vor seinem Scepter nicht beugen wolte, behandelt wurde. Ein Arzt der Sorbonne, Wilhelm Düval, erwähnt der Meinung Campanellas in Ansehung der Pflanzen; er kan eine Ergießung der Galle gegen den philosophischen Irrelehrer nicht unterdrücken, die ich aus dem Französischen, wie es Abt Ballamont citirt, treu übersetzen will (*curiosités de la nature & de l'art*): „Was sind das anders als Lehren der Manichäer? Lehren, die ein neuer Philosophaster, ein schamloser Wolläumber des großen Aristoteles, ein geschwornener Feind des Peripatetismus, toll und verwegen hat erneuern wollen. Dieses ist der schändliche, der verächtliche Manichäer,“

Was, dieses ist der Pygme, der Phaeon, die Nachtule, der Truhbahr, der Unfsnkrämer, der sich auflehnt gegen den erweisen Aristoteles, das heißt, gegen den Apoll, den Herkules, den Oedip, die Sonne, den Fürsten der Philosophie."

Doch nie brach der Zorn der Aristoteliker in lauter und fürchterlichen Schlägen aus, als zu der Zeit, da sie sich von drei Seiten, durch drei neue Schulen, von den Cartesianern, Gassendisten und Maignonisten angegriffen fanden. Auf das Haupt Des-Cartes, der für sein System die zahlreichsten Anhänger fand, donnerte dies Ungewitter unaufhaltsam nieder. Unzählige sind die Schriften, worin er als ein verwegener, rasender wahnfinniger Reher, oder als ein ruchloser Ahrheist behandelt wird. Nicht anders wurden Maignon und Gassendi behandelt. Der sehr gelehrte Vater Palanko widerlegt alle drei Systeme, deren Anhänger er mit dem generischen Namen Atomisten belegt. „Dies ist ein armseliges kurzschichtiges Volk," sagt er, „schwer von Begriffen, und gichtbrüchig am Verstande." Ich bin mit Aristoteles Lehre von Form und Materie ziemlich zufrieden, und folge keinem seiner Widersacher. Aber deshalb Des-Cartes einen schwerfälligen, gichtbrüchigen Kopf zu nennen, — dazu wä're mir's am Kennniß oder Schaam fehlen.

Man glaube nicht, daß die Ant-aristoteliker gegen die Aristoteliker mit mehr Mäßigung zu Werk gingen,

als diese gegen jene. Beschäftigt und gestittet drückt sich der philosophische Wallebranche in allen seinen Schritten aus. Diese Mäßigung entspricht der bekannten Güte seines Herzens, und seinem überlegenen Scharfsinn. Nur, wenn er von Aristoteles redet, mißkennt man in ihm diesen Charakter. Alle Raisonnements des griechischen Philosophen, sind ihm leer, ungerichtetes, kindisches Geschwätz. Sein ganzes System ist ihm unnützes Wortgepränge, leer von Geist und Sinn. — Ich übergehe ähnelnde Verketten vieler Neuerer, und verweise nur bei einem Ausfall dieser Art, da weit die gewöhnlichen Ausfälle hinaus sich zurückläßt. Emilius Parisinus, eine Pariser Art, lief allen seinen Mitseerern den Rang ab. Er schrieb ein Buch unter dem Titel: de Aristotelis vita &c. geist. Eine Kompilation aller Beschuldigungen, die jemals von alten und neuen Philosophen gegen ihn erfunden worden sind. Er liefert ein weisläufiges Verzeichniß aller seiner Irrthümer; wos er dunkle Stellen findet, so legt er den möglichst schlimmen Sinn hinein, und, um das Verzeichniß zu schwellen, wiederholt er jeden Irrthum mehreremal. Wer sollte auch nicht glauben, daß so viel Injurien ergießung und übersiedende Galle, dem wüthenden Art Lust gemacht hätten. — Allein, so viel Herabwürdigung war ihm noch viel zu wenig. Er ging von der Meinung zur Verhöhnung, vom System zu dem Götzen des Philo-

Philosophen aber. Hier mischt er noch schwärzere Farben in das Gemälde. Er sagt und wiederholt es hundert mal, daß Aristoteles der verworrenste Bube, der niedrigste Wollüstling, der schändlichste Mensch war, der jemals die Erde betrat b). Er nennt ihn einen undankbaren Feind und Beleidiger seines Lehrers Plato, aller Weisen des Alterthums und seiner eignen Schüler. Er wirft ihm als ein ausgemachtes Verbrechen vor, daß er seinem großen Wohlthäter Alexander einen Giftbecher bereitet habe. Für unbewiesenes Gerücht, dem kein hilflicher Alter Glaube gab, ist ihm unbestrittenes historisches Faktum. Er nennt ihn einen Verräther der Natur und des ganzen menschlichen Geschlechts. Kann man mehr sagen, O ja. „Man durchsuche alle Schlünde der Hölle, und man findet nirgends ein schändlicheres Geschöpf als Aristoteles. Gegen ihn verglichen sind Judas und selbst Satan unschuldig.“ — Wäre dies non plus ultra? — Noch nicht. „Schenslicher als Aristoteles wurde noch keiner vom Weibe geboren, oder wird in allen Jahrhunderten geboren werden.“ — So

schließt der Lobredner, endlich drückt er noch seinem Panegyrist das Siegel auf, mit der prahlerischen Unterschrift, Parisianus, veritatis amator.

Mit mächtigem Zorn, aber mit noch kühnerer Einbildung eifert Robert Fuld gegen Aristoteles. — „Es ist Gotteslästerung“ — sagt er sehr ehrbar — „die Erklärung Aristoteles von einigen natürlichen Phänomenen anzunehmen. Nur Menschen ohne Religion können solchen ruchlosen Meinungen beipflichten, aber die Rache des Himmels wird sie ereilen.“ Da er von der Entstehung des Thaues, des Blitzes und Donners spricht c), (Philosophia Mosyca Sec. 1. Lib. 5. Cap. 2.) will er durch schreckliche Beispiele beweisen, daß es Gott als höhrende Blasphemie strafe, wenn sich Jemand erlaubt, diese fürchterlichen Meteore nach den Vorstellungen des Peripateticismus zu erklären. — „Du sollst nun sehen“ — sagt er dem Leser zur Vorbereitung — „wie die Strafgerichte Gottes denjenigen heimsuchen, der der Lehre jenes Heidens folge, und so unbesonnen, wie er, über die Entstehung des Blitzes raisonnirt.“ Er

29 3

b) Igitur Aristotele nihil flagitiosius, iniquius, impurius, improbum, impiumque magis cretum est. In divinum magistrum & antiquos sapientes unde animi bona omnia, ut in condiscipulos & amicos ingratus injurius & hostis; — imperatoris, unde cuncta & ingentia fortunae bona & maximi honores trucidator & carnifex; — naturae & generis humani proditor — — ut in Inferno nihil eo scelestius reperiri possit, quoniam Iusta, quia Summa nihil ad Aristotelem — — Quando inter tantos mulierum eo non surrexit pejor & omnium qui fuerunt, sunt & erunt, nequissimus exitiora.

c) Rayo, eigentlich der entstehende Wlk.

erzählt zwei Beispiele. Im einen die Todesgeschichte einer armen irrländischen Bäuerin, die der Blitzstrahl zu Asche verbrannte, weil sie ihre Nachbarin, als es donnerte, durch etwas zu beruhigen gesucht hatte, was sie von der aristotelischen Hypothese über die Entstehung des Donners gehört hatte. „So starb“ — sagt er — „diese Unglückliche, weil sie, wie die Peripatetiker, Gott lästerte.“ — Zum zweiten Warnungsbeispiel erzählt er die Geschichte eines jungen Aristotelikers, der bei einer ähnlichen Seltsamkeit mit seiner Philosophie prahlte, und die Umstehenden versicherte, der Blitzstrahl sey nichts anders, als eine heiße trockne Exhalation, durch die Wärme der Sonne, von der Erde in die Höhe gezogen, und im Schooß der Wolke, in der zweiten Region der Luft, durch die Kraft der Antiparistaxis entzündet. — „Als nun“ — ruft Robert Flud — „der Ruchlose diese „Blasphemie ausgesprochen hatte, fiel „der Blitz auf ihn nieder, und tödtete ihn, ohne die andern zu berühren. Und auf diese Art verdammt mit „Recht der göttliche Nachjorn, die „Meinung Aristoteles.“ — Endlich schließt er mit einer pathetischen moralischen christlichen Ermahnung an

Alle Aristoteliker, den verdammenswürdigsten Meinungen ihres Lehrers aufschwören. En & ecce mi Peripatetice Christiane, exempla notanda digna &c. — So spricht der fromme Missionar, aber leidet, wie so mancher Prediger seiner Art, ohne einen andern Erfolg — als das Gelächern der Zuhörer.

St. Bernhard sagt, die Weisheit der Welt, ist fäulend und eiterig. — Wenn so Philosophen d) gegen einander zu Felde ziehen, so wird dieser Ausspruch wahr. Denn wird Philosophie verzehrend Feuer vom Himmel, nicht die wohlthätige himmlische Flamme, die leuchtet, wärmt und fruchtet. Sehr leicht erkennt man den Grund dieses tobenenden Eifers. Die lärmende Weisheitsprediger suchen Wahrheit nicht. Wäre ihr Augen nach diesem Kleinod redlicher Offen, so würde ihnen jeder Widerspruch willkommen seyn; jeder würde ihnen seine reiche Hand bieten. Wahrheit ist leichter gefunden, wenn sie von vielen auf verschiedenen Wegen gesucht wird, als wenn wenige auf einerlei Wege ihr nachspüren. — Den Werth des Widerspruchs fühlt nur der Mensch von höherm Geist, und edlern Herzen. Der gewöhnliche, sich selbst so bewundende

d) Philosophen? — Freilich ist Mißbrauch der Sprache, wenn man den Missionar Robert Flud, und den mahnfühigen Parisanus Philosophen nennt. Aber freilich tritt auch bei uns philosophische Intoleranz nur vielleicht im anständigen Kleide des Zeitalters auf. Literarische Gebden werden eben so bitter, nur in einem gekünsteltem Ton geführt. Stillen werden tiefere Wunden geschlagen. Unsere literarische Gladiatoren sind keine Raufbolde, aber es sind italienische Fechtmeister, die durch Finten deutsche Vertheidiger erlegen. H. v. Wb.

nende Philosoph will nur der Meinung ausschließende Herrschaft zu sichern für welche er sich einmal erklärt hat. Bei dem Wettkampf der Meinungen soll jeder Gelehrte neutral bleiben, und fast alle wollen Faktionshäupter seyn.

Doch mögen einige — hält sie die Welt schon für weise — aus ehelicher Ueberzeugung die Lehre ihrer Schule, für heilige Glaubenslehre halten. Man vergehe der Schwäche ihres Verstandes ihre ausschweifenden Ansprüche auf Wahrheit. Es sind todte untätige Geister, Kupfertafeln, in welchen sich mechanisch die Buchstaben ausdrücken, welche die Hand des Erziehers hineingrub. Sie folgen ihrer Schule ohne Arglist, wenn auch zuweilen ihre Menschenliebe fehlt. Aber es giebt andere und manche, die entgegengesetzte Meinungen bekämpfen, nicht aus Mangel des Scharfsinns, sondern aus Uebermaß der Positil. Sie wissen wohl, daß die Zahl der Unwissenden Legion ist, Unwissende über welche das Geräusch lauter Verdammung, und das eigenmächtige Lob mehr vermag, als die bescheidnere Untersuchungen des gründlichen Raisonnements. Mit Ehrfurcht hört der unediffuse Schwachkopf dem philosophischen Scharlatan zu, der Genie und Wissenschaft hehnet. Was der Witze freche Krieglust nennt, dünkt ihm Kernzug des Lähns sich auf-

schwingenden Talents. Er wähnt Sieg in dem Lager, wo er den lauten Donner der Artillerie hört, und den dicken Pulverdampf aufsteigen sieht, mag auch bloß Pulverdampf seyn, ohne Bomben und Zwölfsfüßer. Durch diese Politik, durch aufgesetzte Verachtung des Gegners überlistet der Geistesdemagog den Beifall des litterarischen Vulgus, gleich dem Zeitungsschreiber, der im hohen epischen Siegeston, jedes unentscheidende Scharmügel ankündigt.

Nirgends zeigt sich diese Politik härter als in den gegenseitigen Beschuldigungen der Philosophen, daß ihre Systeme unvereinbar mit den heiligen Dogmen wären. Zugegeben, daß es philosophische Meinungen gebe, die im Hintergrunde Folgeschlüsse gegen heilige Glaubenslehre verstecken, so steht dies freilich, dem Untersuchungsgeist Schranken, zieht eine Grenzlinie zwischen zu beleuchtenden und nicht zu beleuchtenden Gegenständen, die der Philosoph verehren muß e). Aber wenn die unaufhaltsame Deklamation die bestrittene Philosophie unaufhörlich als Bestreiterin des Glaubens darstellt, so kommt mir dies gerade so vor, als wenn die Fürsten in ihren Krieg kündenden Manifesten, das kleinliche Interesse ihres Ehrgeizes zur Sache Gottes und der Religion, und ihre Kriege

e) Dies sagt ein Benediktiner, in Spanien, unter den Augen der Inquisition. Dies hinzugebracht, kan kein deutscher Leser an dieser Aeußerung ein Vergerniß nehmen. Und achme ers doch, so würde ich mit seiner Erlaubniß das wieder philosophische Intoleranz nennen.

A. d. Ueb.

Kriege zu Religionskriegen zu machen suchen. Es giebt wenig Philosophen, die nicht behaupten, daß die Sterne wie einst gegen Siffarta, gegen den Anführer der feindlichen Partey zu Felde zögen. Jeder glaubt — wie Hector zu Ajax Telemachus sagte — die verkehrte Vorsehung zu seiner Verschuldigung mit sich zu führen.

Hector adeß, secumque Deos in
prelio ducit.

(Metamor. Lib. 13)

Die Philosophen unserer Zeit haben es nicht vernachlässigt, sich auf diese Art zu bekriegen. So bald Cartesius und Gassendi austraten, unterließen die Aristoteliker nicht, zu bemerken, Gassendis Lehre sey eine Tochter des gottlosen Systems Epikurs. Cartesius sollte grade zum Atheismus führen, wie man durch das Beispiel des Atheisten Spinoza bewies, eines so ausgezeichnet scharfsinnigen Schülers Cartesius. So verwandelte sich durch

eine Beschuldigung, die höchstens die Verträglichkeit nicht den unmittelbaren Zusammenhang der neuen Theorie mit Irreligion bewies, gleich eine philosophische Fehde, in einen wahren Religionskrieg. Konnten doch die Cartesier auf eben die Art gegen die Aristoteliker recriminiren, daß bekanntlich einer der stärksten Anhänger Aristoteles, der Araber Averroes, sich bis ans Ende seines Lebens zu keiner Religion bekannt hätte.

Neuerungen im Reich der Philosophie sind kein Verbrechen. Niemand hat noch, oder wird jemals schuldig geziet Gränzfällen setzen können, mit der Einschränkung noch plus ultra. Das ist Municipalprivilegium der Offenbarung. Im Reich der Ideen ist die Veränderlichkeit nur an das Unveränderliche geknüpft. So lang wir noch so sehr laufen, zu irren, heiße Prostitution der Neuerung nichts anderes als Weibung des Betruges.

v. Almindingen.

Anekdote.

Grammont trat in das Zimmer Ludwigs XIV. als der König eben Triquet mit einem Herrn von seinem Hofe spielte, und sich mit ihm wegen eines zweifelhaften Falls stritt. Alle Hoffleute beobachteten ein tiefes Stillschweigen. Indem kam Grammont. Der König rief ihn: „Grammont, Sie sollen entscheiden! —“

„Sie haben Unrecht!“ antwortete der Graf — „Aber wie können Sie mich Unrecht geben, fuhr der König fort, ich sehe Sie noch wissen, worauf es ankommt?“ — „Sire, erwiederte Grammont, wenn der Fall nur im mindesten zweifelhaft gewesen wäre, so würden alle diese Herrn Ew. Majestät sogleich gewonnen gegeben haben.“

2.

Sannoverisches Magazin.

40^{tes} Stüd.

Montag, den 17^{ten} Mai 1790.

Etwas über die hitzigen Getränke; vorzüglich von den Nachtheilen des allzuhäufigen Genusses derselben.

Omne vitum medicamentum est, non potus.

Alle Wein ist eigentlich Arznei; nicht Getränk.

Haller. Elem. Physiol. Tom. VI. p. 246.

Blos als Arzt werde ich von den hitzigen Getränken reden; also hier nur von dem Einfluß und den Nachtheilen, welche dieselben auf den menschlichen Körper haben. Der Moralist würde noch über dem den übermäßigen Genuß derselben als Laster schildern, durch den das Edelste des Menschen, der Gebrauch der Seelenkräfte verloren geht, und der Mensch auf einige Zeit dem Vieh ähnlich gemacht wird. Der Staatsmann und Cammeralist würden die gewiß jährlich sehr beträchtliche Menge Geldes in Erwägung ziehen, die der Wein, Acker, Krum u. d. gl. m. täglich dem Lande entreißen; sie würden ferner erwägen, wie großen Ueberfluß wir an Getreide haben würden, wenn nur jährlich ein Drittheil oder die Hälfte von dem zum Branntweinbrennen verbraucht würde, als dazu ange-

wandt wird; und wie dann Theils durch den wohlfeileren Preis des Getreides den Armen die Sorge für Brod erleichtert seyn, theils durch Ausfuhr des Getreides fremdes Geld ins Land gezogen werden würde.

Schon im vorigen Jahrhunderte wurden mehrere Regenten Deutschlands aufmerksam auf den Mißbrauch der hitzigen Getränke, und sahen ein, wie nöthig und wichtig es für das Wohl der Unterthanen sey, diesem Mißbrauch möglichst Einhalt zu thun, und zeitig Schranken zu setzen. Im Braunschweig: Lüneburgischen ließ daher gegen Ende des vorigen Jahrhunderts Ernst August ein ernstliches Verbot dagegen ergehen, welches Georg der Zweite erneuerte und erweiterte. Aber was fruchten die heilsamsten und strengsten Gesetze, wenn Wolske von so häßlicher Art schon zu sehr

Ne

sehr Willfall gefunden und täglich von neuem befriedigt seyn wollen, um so viel mehr, wenn wohl gar dieser oder jener Wollüstling die Rechte der Menschheit — wie wohl irrig — durch solche Verbote gekränkt glaubt? Ich erspare die Antwort, denn es ist mehr als zu gut bekannt, wie sehr, vorzüglich seit einem halben Jahrhundert, aller Verbote ungeachtet, in unseren nördlichen Gegenden Deutschlands der zweckwidrige und unmäßige Gebrauch der hitzigen Getränke mit jedem Jahre mehr Ueberhand genommen hat.

Zwar wäre es möglich, daß diesem Uebel abgeholfen werden könnte, wenn der Verkauf der hitzigen Getränke — ich meine hier vorzüglich die Branntweine — gänzlich verboten, wenigstens nur als Arznei in den Apotheken der Verkauf derselben erlaubt würde. Da indes dies ohne Zweifel wohl auf der andern Seite wieder zu weit würde gegangen seyn, und solches sowohl der große Nutzen, den sie, zweckmäßig gebraucht, auf die Gesundheit der Menschen haben, als auch der Vorsatz, welchen sie als Nahrungszweig in der Handlung sehr vielen Menschen gewähren, nicht zuläßt; so haben die Gesetzgeber, weil nun einmal der allgemeine Verkauf des hitzigen Getränks zu einem, fast unumgänglich nothwendigen Uebel geworden ist, den Nutzen vorzüglich abzurufen, dem daraus erwachsenden Schaden Einhalt zu thun, wenigstens ihn zu vermindern. Die Aerzte haben sich daher bestrebt, dem Mißbrauch von Zeit

zu Zeit bald diesen bald jenen größern oder geringern Nachtheil, welchen der Mißbrauch der hitzigen Getränke nach sich zieht, anzuzeigen; um durch solche Vorstellungen dasselbe davon abzuhalten und abzuschrecken.

Vielleicht mögte zwar mancher da gegen einwenden, daß auch dieser Weg fruchtlos sey, weil der Hang zu dieser Art Wollust, nemlich zum übermäßigen Genuß hitziger Getränke zu nehmen und zu fest schon eingewurzelt sey, als gegen ein solches Menschenübel durch Worte und Vorstellungen der Nachtheile was ausrichten zu können. Es ist wahr, daß es nicht wenig auffallend ist, wie die meisten Nationen der Erde, die aufgestellten Europäischen, wie viele der rohesten Völker, ohne Uebersetzung fast blind zum Mißbrauch der hitzigen Getränke hingerissen werden; denn man kan wohl nur etwa die Türken, welche dagegen den noch viel schädlichen Mohasfaß (Opium) genießen, die Perser, Chineser und wenige andere kleine Völkerschaften ausnehmen, welche keine hitzige Getränke, wenigstens nicht solche, von denen die Rede hier ist, trinken, und von welchen heutzutage die meisten verboten sind; wegen aber wieder bei verschiedenen andern Völkern der eben so schädliche Mißbrauch der Gewürze üblich ist.

Es ist ferner auffallend, daß bei einigen Nationen selbst die schädlichsten Getränke in Ermangelung anderer zum Veranothen gebraucht werden, als es bei verschiedenen andern

ländischen Völkern, mehreren Bewohnern der Südsee der Fall ist, die gewisse Wurzeln und Früchte im Druke zerlauen, und diese mit dem Speichel von allen beisamen wohnenden Personen in ein gemeinschaftliches Gefäß sammeln, woraus nach erfolgter Sährung ein beräuschendes Getränk entsteht, welches sie schon vor geendigter Sährung mit dem größten Appetit trinken. Es ist auffallend, wenn die rohesten Völker, wenn ein Reger, kaum nachdem er den Brantewein kennen gelernt, und dessen heftige, zerstörende Wirkungen, als Betäubung, Wahnsinn u. d. gl. gesehen hat, doch schon sein ganzes Hab und Gut hingiebt, um sich davor mal tüchtig betauschen zu können.

Aus allem diesen erhellet nun freilich zur Genüge, wie sehr der aus Neigung zu Wollüsten, nicht aus einem Auf der Natur entstehende Hang zu hitzigen Getränken das menschliche Geschlecht beherrsche, stärker vielleicht als der mächtige Trieb der Fortpflanzung, wenigstens wohl bei denen, die einmal der Wollust ergeben sind. Dem allem ungeachtet aber ist es doch keinem Zweifel unterworfen, daß auch ein großer Theil des menschlichen Geschlechts den Rathschlägen der Aerzte Gehör gegeben und Folge geleistet hat. Nicht jeder läßt sich von Leidenschaften und Wollüsten beherrschen; nicht jeder ist der Wollust-uneingedenk, die er sich selbst schuldig ist, nemlich sein Leben und Gesundheit möglichst nach vernünftigen diätetischen Regeln der

Arzneikunst zu befördern; und die Lust zum Leben ist zu groß, als daß, wo nicht jeder, doch die meisten Menschen, selbst Wollüstlinge von den Ermahnungen und Rathschlägen der Aerzte keinen Gebrauch machen sollten, um den Laster desto länger frohnen zu können. Nie werden daher Aerzte gegen den Mißbrauch der hitzigen Getränke eifern, ohne dadurch etwas Nutzen zu stiften.

Vielleicht mögten auch ferner Liebhaber der hitzigen Getränke den Einwurf machen, daß die oft die Regeln der Aerzte verspottende Gewohnheit den Schaden der hitzigen Getränke besiege und den Körper zuletzt unempfindlich gegen alle nachtheiligen Wirkungen derselben mache. Doch nicht so! Es ist zwar wahr, daß diejenigen, welche die Lehrjahre glücklich überstanden, erst viel größere Portionen genießen können, ehe die heftigen Wirkungen des Rausches, als Betäubung, Irren, Schlassucht, Schlagfluß u. d. gl., und Wirkungen, durch welche die Natur des bösen Feindes sich zu entledigen sucht, als Brechen u. d. gl. erfolgen; es ist wahr, daß die Nerven zuletzt etwas unempfindlicher für den Reiz der hitzigen Getränke werden müssen, (obgleich dagegen Wein- und Branteweintrinken, so wie sie sich an solche mehr und mehr gewöhnen, auch immer eine steigend größere Menge derselben zu sich nehmen werden, um durch deren stärkern Reiz bei den schon abgehärteten Nerven noch eben die heftigen Wirkungen

hervorzubringen, daher die Folgen doch immer dieselben bleiben.) Aber durchaus muß doch durch den immer fortwährenden Reiz und übertriebene Anstrengung des Körpers, die künstliche belebte Maschine früher abgenutzt und zerstört werden, als es die bloßen Naturkräfte, wenn sie sich selbst wären überlassen worden, würden gethan haben; die abgehärteten Nerven müssen weniger zu den nöthigen Functionen geschickt werden, so daß nunmehr die meisten Verrichtungen des Körpers so sehr vom Sporn der hitzigen Getränke abhängen, daß ohne deren Genuß dieselben nun sehr träge von statten gehen; nicht zu gedenken, daß diese Personen auch nicht vermögend sind, nur irgend was wichtiges mit ihren abgestumpften Geisteskräften zu unternehmen.

Endlich werden auch vielleicht einige sagen, daß die Erfahrung den Schaden des Mißbrauchs der hitzigen Getränke nicht bestätige, weil man Beispiele habe, daß die ärgsten Säufer zuweilen ein hohes Alter erreicht, und sich wohl befunden haben. Doch diese machen, im Ganzen genommen, nichts aus, und geben noch keinen Beweis von der Unschädlichkeit des zu häufigen Genusses der hitzigen Getränke ab, dies sind nur Ausnahmen, vom allgemeinen Gesetze, die gegen die außerordentliche Anzahl derer nicht aufwiegen, die durch den unmaßigen Genuß frühzeitig ein Raub des Todes geworden sind; diese Ausnahmen bestimmen eben so wenig die Unschädlichkeit

der hitzigen Getränke, als wenig man sagen kan, daß das Opium kein Gift, und selbst in großer Menge genossen, nicht schädlich sey, aus der Ursache, weil man Beispiele habe, daß oft Tausen drei und mehrere Loth davon täglich genossen, und doch bei guter Gesundheit ein hohes Alter erreicht haben.

Alle zu diesem Gebiet gehörende starke hitzige Getränke, als Aard, der seinen Ursprung vorzüglich dem Reis, und Rum, der ihn dem Zuckerrohr verdankt; Rumpz, der Tartaren, aus Pferdewisch abgeschieden; Franzbrantwein, der aus den Weizenbessen und Trebern, und Kornbrantwein, der aus Roggen mit etwas Gerste verfertigt wird; alle Arten von Weinen, als der Rheinwein, die ungarischen, spanischen und italienischen Weine; Burgunder, Champagner und andere Arten Franzweine; Ederwein u. d. gl. mehr, kommen in ihrer von dem Geiste herrührenden Hauptwirkung mit einander überein; sie unterscheiden sich nur von einander durch das verschiedene Verhältniß der geistigen Theile gegen die wässerigen, und durch die größere oder geringere Menge der sauerfälligen, süßlichen schleimigten und erdigten Theile, welche sie mit sich führen. Mit einer sehr großen Menge wässeriger und den eben benannten fremden Theilen, sind vorzüglich die Weine mehr oder weniger versehen; diese sind es, die den Geist möglichst einhalten, und nach ihrem verschiedenen Verhältniß die Weine mehr oder weniger angenehm und sauer

ter wirkend machen; angenehmer werden die Weine durch ihr Alter, vorzüglich aus dem Wissen, weil sich affluently abnehmen die sauerstoffigen Theile daraus scheiden, der Geist freier wirkend und der Wein süßter wird. Reiner, weniger mit fremden Theilen vermischt und concentrirter, wirkt er mit dem geistigen Theil in dem Branntwein an, daher die schon in kleinen Portionen heftige Wirkung hervorbringen, wenn von dem viel schwächeren Wein acht bis zwölfmal so viel oder mehr erfordert wird, um eben so stark zu wirken.

Dem geistigen Theil verdanken also die bixigen Getränke ihre Hauptkraft; dieser Geist ist ein flüchtiges, ätherisches, von der Weinsäure gleichsam aufgelöstes, wenigstens innigst damit verbundenes Öl; oder, um mich deutlich und richtiger (denn das Öl ist nur ein entfernter Bestandteil des Weingeistes, in so fern es nemlich zur Grundmischung der Säure gehört) zu reden, er ist nach des Hrn. Beskrumbs *) Versuchen, eine durch Wasser und Phlogiston verflüchtete Weinsäure.

Dieser ölhaltige Theil bringt seine Wirkungen im menschlichen Körper nicht vom Blut aus hervor, sondern indem er geradezu im Magen und Darmen seinen Reiz auf die Nerven ertheilt, vermittelt dieser seinen Reiz auf das Rückenmark und das Gehirn (Sensorium) fortzupflanzen, und das mehr oder weniger afficiert. Daher

beleben die bixigen Getränke schon, wenn man sie eine Zeitlang im Munde hält, und ein rectificirter Brantwein macht schon einen Taumel, wenn er etwas im Munde gehalten wird, weil auch die Nerven von hier aus den Reiz aufs Gehirn und so auf den ganzen Körper fortzupflanzen. Daraus kann man sich auch erklären, warum auf den Genuß der bixigen Getränke so geschwind die Wirkungen derselben erfolgen, weil sie nicht erst des Uebergangs zum Blut bedürfen, um solche hervorzubringen.

Die Kräfte der bixigen Getränke gleichen den Kräften narcotischer, d. i. schlafmachender, betäubender Mittel, wie den des Mohnsafts und ähnlicher anderer; nemlich in kleinen Portionen, die nur einen sehr gelinden Reiz im Körper hervorbringen, haben sie eine belebende, herzstärkende, und heitermachende Kraft: nur bloß diese herrliche Kraft sollten Liebhaber der bixigen Getränke benutzen, und auch selbst diese nur mäßig; sie ist die Kraft, vermittelst der, Ärzte oft schon manchem das Leben retteten, und von der Parthus sagt: „der Wein erfreuet des Menschen Herz;“ die unschätzbare anspornende Kraft, die uns zu wichtigen Unternehmungen, und zu dem sauersten Arbeiten, zu denen es uns an Kräften fehlt, hinreichenden Muth und Anspornung aller noch vorräthigen Kräfte giebt; die uns nach dem mühsamsten Reisen und schwersten Strapazen neues Leben giebt. Eine

Re 3

weil,

zweite Kraft, die durch größere Portionen, durch übermäßigen Genuß hervorgebracht wird, ist die betäubende, schlafmachende, die äußern und innern Sinne betäubende Kraft; der heftige Reiz, den hier das Uebermaaß der hitzigen Getränke auf das Nervensystem der Eingeweide exercirt, bringt die Nerven, und durch diese das Gehirn in eine überspannte oscillirende Bewegung, oder, wenn *audium nervum* existirt, bringt es den Nervensaft in stürmischen Lauf, und überhaupt das ganze Nervensystem auf eine Zeitlang in einen zerstörten, unordentlichen Zustand; das Blut wird nach dem Kopfe getrieben, es häuft sich daselbst an; die Einwirkung der äußern Sinne auf die innern, hört auf einige Zeit auf; auch die innern Sinne, das Vermögen zu denken, wird verwirrt, der Kopf wird eingenommen, es erfolgt Brechen, Schwindel, Betäubung, Schlafsucht, krampfhafte Zufälle, und oft der Schlagfluß selbst.

Endlich werden Liebhaber der hitzigen Getränke noch eine dritte, nemlich eine nährende Kraft in selbigen suchen; da indeß diese nur bloß von schleimigen Theilen erwartet werden kan, mit solchen aber die Branteweine fast gar nicht, selbst die Weine auch nur wenig versehen sind, so erschellet leicht, daß sich jene sehr betriegen. Aber, nährt denn nicht auch der stüchtige Geist selbst; wird er nicht unsern Säften assimilirt, nicht auch ein Theil davon zur Erzeugung unse-

rer festen Theile, zum Ersatz der von den festen Theilen unsers Körpers täglich abrauchenden Partikeln von der Natur verwendet? Vielmehr wird mancher hieran gänzlich schon aus folgenden Ursache zweifeln: die Natur hat nemlich äußerst wahrhaftlich den äußersten Endungen der Milchgefäße, die in der innern wissnen Haut der dünnen Därme ihren Ursprung nehmen, eine solche Eigenschaft beigelegt, daß sie nur bloß den gehörig blande vorbereiteten Milchsaft, vielleicht auf eine mehr mechanische Art, vermöge der Lage der Gefäße, der wurmförmigen Bewegung der Därme, des Drucks der in den Därmen sich befindlichen Luft: vielleicht — welches mir wahrscheinlicher — vermöge einer thierischen eingepflanzten Attractionskraft, oder Verwandtschaft mit dem Milchsaft, einsaugen, den Schärfen und Starren aber, die eine Zerkleinerung in der Mischung des Bluts verursachen würden, den Eingang versagen, indem sie sich verschließen. Da nun der Geist mit zu den schärften Flüssigkeiten gehört, und solcher wohl nicht allzugut, um so viel weniger, wenn er im Uebermaaß genossen wird, durch die im Magen und Därmen abgeworbenen Säfte zu einem gehörig blauen Saft umgeändert, und zur Einsaugung geschikt gemacht werden kan, so wird auch dieser, wird vielleicht mancher sagen, nicht von den Milchgefäßen eingefogen, nicht dem Blut zugesührt, und kan also keine Nahrung

erung gewähren; wenn er auch wirklich eine nährnde Kraft hätte. In-
 des, wenn ihm auch dieser Weg ver-
 sperrt ist, wie man denn solches wohl
 mit Grunde behaupten kan; so ist
 doch nicht zu läugnen, daß ihm ein
 anderer Weg offen stehe: daß er nem-
 lich, um so viel mehr, da er im Ma-
 gen durch die nachtheiliche Wärme sehr
 verflüchtigt wird, bei mäßigem Ge-
 nuß von den im Magen befindlichen
 einsaugenden Gefäßen und vom Zell-
 gewebe, wie von einem Schwamm,
 eingesogen, und zum Theil, nachdem
 er unterwegs durch viel zersetzenden
 des Hieswasser (lympha) verändert
 und blande gemacht worden, dem
 Blut zugeführt wird, zum Theil aber
 gleich unter gelinder Ausdünstung der
 Oberfläche unsers Körpers, welche
 dem Genuß der hitzigen Getränke folgt,
 wieder aus dem Körper geht. Zum
 Theil also kömte etwas des geistigen
 Theiles; es fragt sich nun noch, ob
 er wirklich von da aus nährt, ob er
 sein Contingent zu den im Körper ab-
 gesonderten Säften und zur Erzeu-
 gung der festen Theile giebt? beideres
 werden viele dadurch beweisen wollen,
 daß mehrere Dorer, welche oft und
 häufig hitzige Getränke trinken, fett
 und voll von Fleisch zu seyn pflegen;
 indes, ob ich gleich nicht läugnen will,
 daß etwas von ihm zum Fett über-
 gehe, so behnt er doch solches nur
 aus, sein Dunst treibt das Zellgewebe
 auf, und bringt auf solche Art eine

sehr schwammige, nur scheinbare Fest-
 heit hervor, die, so geschwind sie ent-
 steht, binnen eben so kurzer Zeit wie-
 der verschwindet, falls eine neue Zu-
 fuhr von geistigen Getränken unter-
 bliebe, oder eine Krankheit eintritt.
 Diejenigen also, die um der Nahrung
 willen geistige Getränke nehmen, be-
 ruhigen sich sehr, da wir diese auf keine
 Weise so von ihnen erwarten können,
 als es die Natur unsers Körpers er-
 fordert. Eben so sehr berühren sich
 daher auch diejenigen, welche sich
 durch selbige dauerhafte körperliche
 Kräfte und Seelen zu verschaffen su-
 chen; denn diese können wir ja nur
 bloß von guten gesunden Nahrungs-
 mitteln und von vollkommener Assi-
 milation derselben erwarten; also nur
 Anspornung der Kräfte, die wir schon
 haben, bewahren sie, und auf solche
 Art geben sie auch auf kurze Zeit ver-
 mehrte Kräfte; indes, sie kehren in
 ihren vorigen Zustand, fast noch schwä-
 cher und erschlafter zurück, so bald
 die anspornende Kraft vorbei, so bald
 der Geist verdraucht ist: und so wie
 bei einem Pferde der schärfste Sporn
 nutzlos seyn wird, wenn ihm ge-
 raume Zeit hindurch der Haber u. d.
 gl. entzogen worden ist, eben so wer-
 den auch endlich bei dem Menschen
 die hitzigen Getränke ihre Wirkung
 versagen, wenn nicht durch Nahrungs-
 mittel, Ruhe und Schlaf die Kräfte
 täglich von neuem ersetzt werden.

Die Fortsetzung folge künftig.

Aus

**Auszug aus einem Schreiben an den Verfasser des Auffages
im 28ten u. 29ten Stück d. Mag. von diesem Jahre: über einige
neue Hutmaterialien aus dem Pflanzen- und Thierreich.**

Seit verschiedenen Jahren habe ich etwa ein Duzend spitzige Seidenpflanzen gehabt, die ich, wegen ihres schönen Geruchs in ein Bosket unter andere Bäume und Sträucher vertheilte, wo sie aber, wegen des Schattens der Bäume selten blüheten und Früchte trugen. Indessen habe ich doch seit einigen Jahren gegen 9 Loth Seide von ihnen gesammelt. Und da ich mir einen Hut davon machen lassen zu können wünschte, aber keinen Hutmacher antreffen konnte, der es als möglich ansehe, so nahm ich, meinen Vorrath von Seide mit hieher, um in Hamburg allenfalls einen Versuch zu machen, ob dort etwa ein Hutmacher dem alten Vorurtheil weniger frohnen mögte; fand aber hier in Orte einen, Namens Schenck, der mir von 4 Loth dieser Seide einen Hut machte, der an Leichtigkeit, Güte und Feinheit einem englischen Wabehut nichts nachgibt.

Da Sie nun die Klage anführen, daß die dortigen Hutmacher wie weiland der heil. Thomas, sehr ungläubig und voller wichtiger Einwendungen wären, so hielt ich's nicht für unwichtig, Ihnen davon Nachricht zu geben. Haben Sie hiesselbst Bekannte, und wollen solchen auftragen, sich augenscheinlich davon zu überzeugen, so steht Ihnen solches allemal frei. Sollten Sie auch etwa wünschen, selbst einen Versuch damit zu machen, so offerire ich Ihnen, falls es Ihnen

daran mangeln sollte, weise noch übrig habende etwas über 4 Loth betragende Seide mit bereitwilligstem Herzen. Und lassen Sie etwa Lust und Gelegenheit, eine Anzage, davon zu machen, so lau ich Ihnen dazu Anleihe geben. Wo die spitzigen Seidenpflanzen einmal stehen, da sind sie wie Unkraut, verzeimend, und vermehren sich stark durch die Wurzel, auch, obgleich langsamer, durch den Saamen. Herr Schenck hat mir vorigen Herbst 4 Schock geschickt, die ich aber in mehrere Sonnen gebracht habe.

Was ich Ihnen hier von dem erhaltenen Hute schreibe, können Sie sogleich nachsehen.

Ich ließ 2 Hüte, zugleich bei gedientem Hutmacher Schenck machen, wovon der eine von angartischen Seidenhaaren (oder Caninchen) war. Dieser wurde auch fast eben so fein, als der von der Seidenpflanze, doch viel schwerer. Dem Hutmacher mußte ich 5 Rthlr. für beide Hüte geben, darunter vorrechnete, 32 Loth Zuthaten dazu genommen zu haben, wovon er fürs Loth 3 ggr. rechnete. Um dem Hutmacher seinen guten Willen nicht zu mißthun, und um ihm die Lust dazu zu erhalten, mußte ich ihm nichts abdingen. Statt des Leins aber muß ein solcher Hut mit Haarbälge gestärkt werden.

Ich wünsche, daß Ihnen meine Nachricht weder unangenehm noch unwillkommen sey.

Lüneburg.

n. S.

Sannoverisches Magazin.

4tes Stück.

Freitag, den 21ten Mai 1790.

Etwas über die hitzigen Getränke; vorzüglich von den Nachtheilen des allzuhäufigen Genusses derselben,

(Fortsetzung.)

Wir müssen nun wieder zu den oben beschriebenen Kräften der hitzigen Getränke zurückkehren, und genauer erwägen, was wir von der belebenden Kraft derselben, mäßig angewendet, für heilsame Wirkungen, übermäßig gebraucht aber, für nachtheilige Folgen in dem menschlichen Körper zu erwarten haben.

Ein mäßiger Gebrauch der hitzigen Getränke reißt nach dem verschiedenen Antheil des geistigen Theiles, mehr oder weniger die Nerven und Muskelfasern zu größerer Wirksamkeit, belebt daher alle Verrichtungen, die davon abhängen, vermehrt den Umlauf der Säfte und die Wärme, leitet die Säfte mehr nach der Oberfläche des Körpers, und treibt die wässerigen Theile durch freie Ausdünstung aus. Wenn daher die festen Theile unsers Körpers schlaff und nicht reizbar genug sind, die Säfte wässerig und schleimig, der Umlauf derselben zu langsam, und

die Wärme des Körpers zu gering ist, so wird ein mäßiger Gebrauch der hitzigen Getränke mehr als Gewürz — eine fürtreffliche den Umständen wohlkommen angemessene Arznei seyn. Sehr heilsam sind daher die hitzigen Getränke, die schon durch den Geruch, einkräftigte Personen aus dem genehmsten erquickten, um durch mäßigen Gebrauch Ohnmächtige zu beleben, und die durch Krankheiten an Kräften Erschöpften zu stärken; nicht weniger, um die Verdauung der Nahrungsmittel nach jeder Mahlzeit zu befördern, in so fern sie bei jedesmaligem Genuss die Absonderung der Verdauungssäfte und die wurmförmige Bewegung des Magens und der Därme vermehren; und um schwachen Magen und Därme zu stärken (indess ist hierzu immer ein neuer Genuss erforderlich, da sie solche nur anspornen, nicht dauerhaft stärken). Die Erzeugung von Schleim widersteht sie sehr, und daher sind sie in vielen

Es

cachectis

eachetischen Krankheiten zu empfehlen; fürdreslich sind sie um des willen fast immer bei dem fluore albo der Frauenzimmer, einer jezt in vielen Ländern außerst häufigen Krankheit, so wie auch bei Kindern, die von schwächlichem Körperbau sind, und Disposition zur Erzeugung des Schleims und der Würmer haben. Bei vielen langwierigen Krankheiten, die Schwäche der Eingeweide des Unterleibes und der Verdauung zum Grunde haben, nutzen sie sehr. Oft schützen sie uns vor ansteckenden Krankheiten, als vor Fautfiebern, Ruhrten, Miasern u. a. m., wegen ihrer die Ausdünstung befördernden Kraft. Schon manchem, der am Nervenfieber darniederlag, rettete ein guter Wein das Leben, der ohne ihn aber ein Opfer des Todes würde geworden seyn; und sowohl bei dem in unsern Gegenden seltenen wahren Fautfieber (*febris patrida sanguinea simplici*) als auch im letzten Zeitraum des gallischen Fautfiebers, wo gänzliche Erschöpfung der Kräfte ist, wo das Blut aufgelöst und die ersten Wege rein sind, übertrifft der Wein, vorsichtig gebraucht, fast alle andere Mittel, indem er die Kräfte belebt, und der Fäulniß Schranken setzt. Auch der äußerliche Gebrauch der hitzigen Getränke ist von nicht geringem Nutzen. Sie werden, wenn sie äußerlich eingeieben werden, die von Sympagien ermatteten Glieder durch ihre belebende Kraft von neuem zur Arbeit geschickt; bei Querschnitten, kalten Geschwülsten, Frostenden,

Blut u. d. gl. ist ihr äußerer Gebrauch unschätzbar: schwachen gelähmten Gliedern ist das Baden in geligten Flüssigkeiten oft sehr nützlich: selbst beim Brande können sie nutzen.

Nicht gleichgültig ist die Wahl der hitzigen Getränke; es ist einleuchtend genug, daß die stärksten hitzigen Getränke, nemlich die Branntweine, von denen ein Franz- und rheinischer Brantwein Vorzüge hat, wegen ihrer heftigen Wirkung nur mehr im gesunden Zustande, wo man eine Anspornung nöthig zu haben glaubt, gebraucht werden dürfen: und doch vorzüglich nur von solchen, die einen guten Körperbau haben, die stes unter freiem Himmel jeder rauhen Witterung, der stärksten Kälte ausgefetzt sind, von den schwersten Arbeiten ermattet werden, und nur größere Späßen genießen. Aber auch nicht jeder Wein ist jeden Umständen angemessen, denn nicht in allen Arten von Wein sind die Bestandtheile dieselben und das Verhältniß derselben sich gleich; bei verschiedenen sind die wichtigsten Theile mit mehr geistigen und weniger schleimigen Theilen versehen, als: Burgunder, Champagner, u. a. m. diese haben eine schnell belebende Kraft und dienen daher fürnemlich da, wo die Kräfte eines vorzüglichsten Sporus bedürfen, bei Ohnmachten, zur Verhütung des Eindringens ansteckender Krankheiten, zur Stärkung des Magens hypochondrischer und hysterischer Personen, vorzüglich bei Altersschwäche, und überhaupt, wo eine

erschöpfte Lebenskräfte dringende Hülfen erfordern. Andere führen bei ziemlich vielen geistigen Theilen eine größere Menge säftlich schleimiger Theile; als die ungarischen, italienischen, spanischen und portugiesischen Weine; diese süßen, angenehmen, bei schwarzen Magen leicht etwas in Gährung übergehenden Weins erhitzen sehr, und haben eine mehr nährende Eigenschaft: sie dienen nur denn, wenn die Verdauung gut ist, erfordern einen mäßigen Genuß, und haben bei weitem nicht die stark belebende Kraft, welche jenen eigen ist: diejenigen Personen, welche weniger von Wallungen und Erhitzungen des Bluts zu befürchten haben, können ihn dreister genießen, als andere. Noch andere Weine haben zwar eine nicht geringe Menge geistiger Theile, aber weniger entwickelt, und mehr mit sauerhaltigen Theilen verbunden, als Rheinwein; die französischen und österreichischen Weine: diese, vorzüglich ein alter Rheinwein, dienen wegen ihrer anziehenden stählenden Kräfte sehr nützlich, um mit der Beladung der Lebenskräfte zugleich der Fäulnis Grenzen zu setzen: Abriß sich nicht diese Weine zum ordinären Gebrauch, wenn Jemand sich einmal angewöhnt hat, täglich eine mäßige Menge Wein zu genießen, am besten, da diese nicht zu sehr erhitzen, mehr auflösen, und eine nur mäßig belebende Kraft haben; nur müssen sie nicht zu jung, nicht zu herb, noch zu sauer seyn, und einen nicht zu geringen Antheil von Geist haben.

Endlich haben noch andere, nebst mäßig geistigen und sauren Theilen, eine große Menge erdigter Theile, als verschiedene Rothweine, wie Pontal, Medol, u. a. m., die eine vorzüglich zusammenziehende Kraft besitzen, und denen mehr angemessen sind, welche zu lockeren und schwammigen Körperbau, zu wässerigen Säften haben, und bei denen die festen Theile erschlafft sind; auch können sie nützen, um Aussterkungen, die die Natur zu stark bewirkt, als Durchfälle, Blutflüsse, u. d. gl. anzuhalten, doch ist dazu immer Vorsicht und der Rath eines Arztes erforderlich.

Aber, so wie die besten Güter der Erde, verkehrt, und nicht nach dem Willen der Schöpfung angewandt, nur zum Verderben gereichen, eben so müssen auch die süßigen Getränke den menschlichen Körper seinem Untergange näher bringen, wenn sie nicht so, als es die Natur will, sondern im Uebermaaß und unnütziger Weise gebraucht werden.

Die Naturkräfte unsers Körpers im gesunden Zustande, sind von der Beschaffenheit, daß sie keines Kräftes bedürfen, um die nöthigen Verrichtungen zu bewirken, welche geschehen müssen, wenn unser Leben bestehen soll; ja, der Kräftes muß sogar schädlich werden, da er Unordnungen in den Verrichtungen hervorbringt, was wenigstens macht, daß sie zu stätisch geschehen, und daß sie zu sehr von den der Natur angemessenen Bewegungen abweichen; denn auf den un-

nürlichen unsern Säften angemessenen Reiz und auf die unsern festen Theilen angemessene Reizbarkeit, auf die davon abhängende gehörige Aktion und Reaktion im Körper; beruhet vorzüglich unsere Gesundheit und Leben. Je mehr wir daher den bei der Schöpfung unserm Körper eingepflanzten bewundernswürdigen Naturkräften getreu bleiben, d. i., je mehr wir die unserm Körper angemessene einfache Lebensart beobachten, schickliche Nahrungsmittel und Getränke mäßig genießen, und durch mäßige Bewegung unser Blut durchzuarbeiten suchen, je mehr wir uns hüten; fremde Reize in den Körper zu bringen; und an solchem unnöthiger Weise zu künsteln; desto mehr wird die Natur ein blandes gutes Blut zubereiten, und von dessen Einfluß ins Herz ein dem Herzen angemessener Reiz; so ein unserer Gesundheit angemessener Umlauf des Bluts, und dann alle Verrichtungen, Ab- und Aussonderungen von Säften der Natur unseres Körpers am angemessensten hervorgebracht werden. Je mehr fremde Reize aber durch Nahrungsmittel und Getränke in den Körper gebracht werden, desto mehr muß der dem Blut und andern abgesonderten Säften eigener Reiz; und die den festen Theilen eigene Reizbarkeit in Unordnung gebracht; sich im natürlichen Grade und Verhältniß ungleich gemacht und auf solche Art die Verrichtungen des Körpers mehr oder weniger gestört werden. Was sind die häufigen Ue-

rsachen aber anders, als fremde schädliche Reize, wenn sie nemlich täglich da, und noch dazu im Uebermaß, genossen werden, wo die Naturkräfte völlig hinreichen, und wo sie also ganz überflüssig sind. Wozu also diese überspannten Kräfte? Wäßen nicht frühzeitige Zerstörungen derselben, Folgen der übertriebenen Anstrengung seyn. Jede in ihrem Lauf überspannte Maschine erreicht ihr Ziel, ihren Tod früher, als sie würde gethan haben, wenn sie ihrem natürlichen Lauf wäre überlassen geblieben; jede Uhr — wenn es erlaubt ist, aus einigen Stücken eine todte künstliche, nach ihrer Mechanik laufende Maschine mit einer beleben, mit so wunderbaren Kräften begabten Maschine, als der menschliche Körper ist, zu vergleichen — jede Uhr würde noch mal so früh abgenutzt und unbrauchbar werden, wenn sie noch mal so geschwind lief, als sie es soll; jede elastische Feder würde vor der Zeit erschlaffen, wenn sie stärker gespannt würde, als sie es soll. So auch der menschliche Körper! Obgleich die Naturgesetze nach allmählicher Verköstung der Lebenskräfte sein Lebensziel auf 80 bis 90 Jahr bestimmen, so muß er doch durchaus früher abgenutzt werden, wenn seine Kräfte täglich durch hitzige Getränke überspannt und in unruhige Bewegung gebracht werden. Es ist dies vorzüglich bei solchen Personen der Fall, die ohnehin schon von der Natur mit einem feurigen Blut und sehr großer Reizbarkeit des festen Theils

Thelle, mit sanguinisch-cholerischen Temperament begabt sind.

Die Art, wie die hitzigen Getränke dem Tod vorzüglich befehlen, ist aber folgende. Es muß nämlich durch den täglich übermäßigen Reiz, durch die überspannten Kräfte, durch die dadurch bewirkten Unordnungen in den körperlichen Einrichtungen, ferner durch die bewirkte Störung der Thätigkeit der Haut und anderer Organe, die wässrige Ausleerungen, die Abnahme und Fähigkeit der Gasse, eine Trägheit im Körper entstehen: die festen Theile, sowohl Fleischfibern als Knochen, verlieren ihren nöthigen Reiz; (gloren) der sie zur Bewegung geschickt macht; sie werden spröde, steif, trocken, und auf solche Art zu ihren Geschäften untauglich: Tausende von Gefäßen schließen sich allmählig: alle Einrichtungen im Körper gehen träge von statten: Appetit zu Speisen ist nur wenig da wegen Mangel der Verdauungssäfte, es wird daher nur wenig genossen, und auch selbst aus diesen wenigen Speisen wird wegen zerstörter Verdauung nur ein schlechter Nahrungssaft zubereitet, wenn er zum Blut gelangen, schlecht durchgearbeitet, und so wird ein scharfes Blut erzeugt, das zur Ernährung des Körpers, und zum Ersatz dessen, was täglich abnimmt, wenig geeignet ist: dieser unvollständige Verlust der abgenutzten Theile wird also nicht hinreichend wieder ersetzt, die weiche Theile und die ganze

Art trichter zusammen, der Lauf des Bluts wird langsamer und träger. Auch das Gehirn und Nerven müssen dabei eine große Veränderung leiden, denn auch sie verlieren ihre zur oscillirenden Bewegung oder zum Lauf des Nervensafts erforderliche Geschwindigkeit und Kraft; die Einwirkung der äußern Sinne auf die innern wird immer schwächer und stumpfer, die freie Denkkraft selbst wird wegen der mit dem Gehirn so genauen Verbindung zu wirken behindert, und in den Zustand versetzt, daß sie, ohne daß das Gehirn von den hitzigen Getränken gereizt und aufgeweckt wird, nicht vermögend ist, was von allen Sinnen zu überdenken, vorzüglich das Gedächtniß wird geschwächt. Auf solche Art wird denn mancher vor der Zeit, nachdem er früher oder später, mehr oder weniger hitzige Getränke getrunken, schon in seinem 40^{ten} oder 50^{ten} Lebensjahre in den halb abgestorbenen traurigen Zustand versetzt, den er, falls er gehörig diätetisch gelebt hätte und den Tod des Alters hätte sterben sollen; erst in den achtziger oder neunzigsten Lebensjahren nach genossenem Frieden des Lebens allmählig würde erreicht haben.

Aber nicht dieses frühere Absterben allein hat der Mißbrauch der hitzigen Getränke zur Folge; sondern auch traurige, martervolle, langwierige Krankheiten und Nachtheile mancher in Uebringte es hervor.

Oft werden schon bei Kindern die hitzigen Getränke, vorzüglich die Branntweine, gemisbraucht: das noch sehr zarte und daher durch selbst ge desto leichter zerrüttete Nervensystem rächet sich aber bei ihnen außer andern Nachtheilen durch den beschleunigten Wachsthum des Körpers. Den Jünglingsjahren sind sie vorzüglich drohend, denn in diesem Alter wird man allzu leicht zum Mißbrauch derselben hingerissen: außer dem Verlust der hellen Stimme zog sich daher schon mancher robuste, blühende Jüngling durch ihren frühen und unmäßigen Genuß eine für immer zerrüttete Gesundheit zu; mancher brachte dadurch seine Anlage zum Blutspucken in wirklichen Ausbruch dieses dem Leben wegen der Folgen so sehr drohenden Uebels; mancher zog sich dadurch fürchterliche hämorrhoidalische Zufälle zu, welche sein Leben unter traurigen, schweren Tagen sehr früh endigten; mancher, der Selbstbefleckung trieb, und dadurch seinen Körper entnerote, vermehrte durch sie den Hang zu diesem Laster, da er durch sie seine Phantasie und Wollüste nur noch immer mehr aufkammerte, und endlich wurde schon mancher hoffnungsvolle Jüngling, von ihnen berauscht, in die Arme einer Dufletin getrieben, von der er trauerte, den Körper, ja selbst die Knochen zerstörende Krankheiten, und zeitlebens schweren Körper erbt.

Frauenzimmer sind wegen ihres empfindlichen Nervensystems, den Nach-

theilen, welche der Mißbrauch der hitzigen Getränke nach sich zieht, um so leichter ausgefetzt, wenn sie sich demselben ergeben; vorzüglich bringe der Mißbrauch derselben bei ihnen Menstrualleiden zuwege, und schwächeren Frauenmacht er ohnedem, außer vielen andern schlimmen Zufällen während der Schwangerschaft, oft zum Abortus vorzüglich um deswillen, daher den Catagaginenfetten früher, vermehren das Weintrinken auf streng verbieten, und fast Todesstrafe darauf gesetzt. Kreißende und Kindbettcranken werden oft, vorzüglich auf dem Lande, aus bekanntheit ganz außerordentlichen Vorurtheilen, zu Schlachtopfer der hitzigen Getränke; so wie auch mancher Landmann in hitzigen Krankheiten durch sie das Leben vollends vernichtet.

Mehrere große Körper, als z. B. Schenckmann, van Swieten, u. a. haben die Entstehung der Nieren- und Blasensteine vorzüglich dem Mißbrauch der Weine zugeschrieben, weil eine Säure (Phosphorsäure) der Grundsatz des Steins, und Säure doch auch den züglich in den Weinen ist; und es ist auch nicht zu leugnen, daß, wenn auch wirklich Steine vom Wein nur äußerst selten oder gar nicht entstehen, doch wenigstens ein Theil vom Mißbrauch des Weins erzeugt werden kann. Gewissen ist das und, äußerst häufig bringe der Mißbrauch der hitzigen Getränke, und vorzüglich des Weins eine

eine andere, mit dem Mierum und Blasenstein verwandte Krankheit, nemlich die Gicht, fernerlich das Podagra, hervor; zwar eine dem Leben nicht so gleich äußerst gefährliche, aber doch martervolle Krankheit, welche schon genug die in der Diste begangene Fehler, mit welchen denen fast alles zum Besten sendenden Naturkräften und der Gesundheit ausgegengeströmt wurde, bestraft; vorzüglich haben die Weine die Eigenschaft, daß sie gichtische Beschwerden erzeugen: früher oder später, nachdem es Verbalten oder Umstände mit sich bringen, pflegt endlich auch diese Gicht dem Leben ein Ende zu machen, gewöhnlich, indem sie zurück auf edlere Theile, auf Eingeweide tritt deren Functionen hemmet. Oft pflegen auch Weintrinker, der Gicht ungeachtet, noch überdies von einem Auschlage im Gesichte, Kupfer genannt, der von einer Schärfe des Blutes zeugt, bezeichnet zu werden. Nicht selten zieht der Mißbrauch der hitzigen Getränke, weil sie das Nervensystem vorzüglich angreifen; ein Zittern, Lähmung des Glieder und mehrere andere Nervenerkrankheiten nach sich, gegen welche nachher gemeiniglich der Gebrauch aller Arzneimittel vergeblich ist. Nicht weniger können sie auch einen entweder gleich oder erst durch stürmische tödtlichen Schlagfluß hervorbringen: theils in so fern eine von ihnen erzeugte Gicht sich auf das Nervensystem wirft, das krampfhaft zusammenzieht und den Rückfluß des Blutes be-

hindert; theils auch sogleich auf der Stelle nach ihrem Genusse, wenn so nemlich das solchem Uebermaße genommen sind, daß durch ihren heftigen Reiz die Verrichtungen des ganzen Nervensystems in Unordnung gebracht, der freie Lauf des Blutes gehemmt wird, und sich das Blut im Kopfe anhäufen muß. Sehr gefährlich kan ihr übermäßiger Genuss bei starker Kälte werden; indem nemlich, wenn man sich desselben berauscht aussetzt, leicht ein Schlaf folgt, in welchem, nachdem die Kälte das Blut aus den Gliedern und der Oberfläche des Körpers nach den innern Theilen getrieben und so das im Kopfe schon angehäufte Blut vermehrt hat, gewöhnlich ein Schlagfluß das Leben zerstört. Falsch nemlich aber schadet der Mißbrauch der hitzigen Getränke auf folgende Art:

Sowohl bei Wein- als Branntweinetrinkern, doch vorzüglich bei letztern, leiden nemlich hauptsächlich der Magen und die Därme, und daher auch deren Verriethung, die Verdauung; denn die starken hitzigen Getränke ziehen die Fasern des Magens und der Därme zusammen, hemmen daher mehr oder weniger die wurmförmige Bewegung derselben, verhärteten die Drüsen und verschließen die den Magen und die Darmsäfte absondernde Gefäße, so daß eine bei weitem nicht hinreichende Menge mehr von diesen zur Auflösung der Speisen so nöthigen

gen Säften ergossen, müssen also die Verdauung zerstört werden. Dagegen man daher bei Brantweinwässern die Speiseröhre und den Magen zusammengepresst, und nicht überflüssiger verschlossen, sie haben keinen Appetit zum Essen; demnach Tagelang ohne allen Genuß von Speisen zu, und genießen sie das, was ist aber gewöhnlich nicht sehr wenig; so wird solches in einen schlechten Milchsaft verandert. Sowohl dieser wenige, schlecht zubereitete, zur Hervorbringung eines guten Bluts nicht geschickte Milchsaft, wie auch die durch die hitzigen Getränke bereitete, schon oben beschriebene Trockenheit der festen Theile, der Mangel an Säften, und die Fähigkeit derselben müssen durchaus zuletzt unüberwindliche, unheilbare Verstopfungen der Eingeweide des Unterleibes, der Leber, Milz, des Gefäßes u. a. m. hervorbringen, die denn oft mancherlei hämorrhoidalische Zufälle, hypochondrische Beschwerden u. d. gl. bewirken; endlich aber bei großer Erschöpfung der Lebenskräfte früher oder später, mehrere langwierige Krankheiten, als Wassersuchten, Trommelsuche, Abgehungen u. a. m. nach sich ziehen; an

dessen traurigen, den Meisten der heillosen Krankheiten pflegen sie den, nachdem sie Jahre lang geküßt und zu ihrer Qual genug geleidet haben, ihr Leben zu endigen.

Sollte es endlich gegründet seyn, daß Leute, die die Brantwein sehr gemisbraucht haben, an einer Entzündung sterben können, wodurch der ganze Körper geschwind in Asche verbrannt wird, wie man denn wirklich zwei Beispiele davon erzählt; so wäre auch dieses eine den Brantwein trinkern drohende, zwar sehr geschehene, aber doch seltene Unbedarft: wenigstens sagt man, daß in Polen und Rußland bei denen, welche den Brantwein in zu großem Vermaße getrunken, kurz vor dem Tode eine kleine Flamme zum Munde herausfahren, und nach dem Tode etwas fortdauern soll.

Dies sind also die Nachtheile des Misbrauchs jedes hitzigen Getränks; es sind nun noch die Gerstetungen, welche schlechte und veräuferte Wein im Körper hervorbringen, abzuhandeln übrig.

Der Schluß folgt künftig.

Sannoverisches Magazin.

42tes Stück.

Montag, den 24ten Mai 1790.

Etwas über die hitzigen Getränke; vorzüglich von den Nachtheilen des allzuhäufigen Genusses derselben.

(Schluß.)

Uureife Weins, denen das süssliche schleimigte Wesen fehlt, durch welches vorzüglich die Nahrung herzugebracht und der Geist verbunden wird, müssen sehr nachtheilig seyn; sie verhärtten die Fasern des Magens und der Därme, behindern die wurmförmige Bewegung derselben, und machen die Gelenke unbiegsam. Neue, noch nicht hinreichend von ihren gröbern erdigten und salzigten Theilen befreiete, und noch nicht gehörig geklärte, so wie überhaupt zu saure, scharfe und zu wenig geistige Weine, nehmen, fürnemlich bei schwacher Verdauung, zuweilen eine solche Schärfe und Säure im Magen an, die einem schwachen Scheidewasser nicht viel an Stärke nachsteht; die Folge davon ist, daß die Verdauung auf einige Zeit gestört wird, und daß saures Sodbrennen, Coliken, martervolle Magenkrämpfe und andere Nervenzufälle entstehen, bis dann die Naturkräfte die Schärfe

eingefüllt, oder durch Brechen und Durchfälle ausgeleert haben. Auch schon blos von benannten schlechten Weinen selbst, ohne daß sie in eine solche Schärfe übergehen, können solche Zufälle entstehen. Vorzüglich Hypochondristen, die an Schwäche des Magens und der Därme leiden, müssen in der Wahl der Weins vorsichtig seyn, und immer einen mehr geistigen Wein wählen, wenn sie nicht, da bei ihnen vorzüglich leicht die Erzeugung dieser Schärfe eintritt, und ein schwacher Wein bei ihnen leicht in eine Art Gährung übergeht, von einem Heer fürchterlicher hypochondristischer Zufälle einige Tage lang gefoltert werden wollen. Zu sehr geschwefelte Weine erhitzen das Blut, treiben dasselbe nach dem Kopfe, machen Kopfsweh, Dummlichkeit, üble Laune: man wird die Uberschwefelung leicht gemahr, wenn man ein Stück glatt polirtes Silber, oder ein frisch gelegtes Ei in den Wein legt.

It

denn

denn beides wird alsdann schwarzlich. Sehr gefährlich kan aber das Schwefeln der Weine werden, wenn es mit rothen Schwefelschnitten, die noch aus arsenicalischen Theilen bestehen, und mit Wismuth geschlehet. Verfälschung der Weine mit mehreren Arten von Gewürzen müssen wegen ihrer Erhitzung des Bluts und starken Wirkung aufs Nervensystem die Gesundheit sehr zerrütten; und mit narcotischen Mitteln verfälschte, kan der Wein zuweilen auf der Stelle Lähmungen und Schlagfluß nach sich ziehen. Unsere rothe Weine sind fast immer nur verfälschte, wenigstens der, welchen wir unter dem Namen Portsat genießen; sie werden gewöhnlich mit Sachen gefärbt, welche zusammenziehend sind, und müssen daher eine Verstopfung der Gefäße verursachen. Wismuth und Arsenic sind wohl selten, oder nie, zur Verfälschung der Weine genommen, es müsse denn bei Gelegenheit des schon erwähnten Schwefelns seyn: bei süßem Wein ist man aber nicht vor kupfrigen Theilen gänzlich sicher; und ein auf den Genuß derselben erfolgender Ekel, Brechen, Schmerzen des Magens, und Krämpfe mancherlei Art berechtigen uns zur genauern Untersuchung des Weins. Vorzüglich traurig ist indes das Loos derer, die das Unglück haben, einen Wein zu trinken, welchem man das Herbe durch aufgelöstes Blei, das ihm einen angenehmen, süßen, dem Kenner des Bleies leicht auffallenden Geschmack giebt, beizumischen hat:

ein dem äußern Anschein nach wohlfeiler Preis, süßlicher Geschmack des Weins; auch auf häufigen Genuß schon erfolgendes Leib- und Magenweh: erwecken schon Verdacht des Bleies; Ist ein mit Blei verfälschter Wein in Menge-genossen, so pflegt unter fieberhaften Zufällen, äußerst heftigen Beängstigungen und Kopfschmerzen eine heftige Kolik einzutreten, die mit hartnäckiger Verstopfung des Leibes begesellschaftet ist, und die, wenn sie nicht gleich tödtlich ist, gewöhnlich Lähmungen der Glieder, besonders der obern Extremitäten, Convulsionen und andere Nervenkranz zurückläßt; jedoch kan sie noch oft durch zeitige Hülfe und angemessene Arzneimittel wieder gehoben werden. Ist aber von dem mit Blei verfälschten Wein nur eine kleine Portion, indes oft und anhaltend genossen, kann ist die schädliche Wirkung des Gifts langsam, es entsteht langsamer Puls, Unempfindlichkeit, Verstopfungen und Verhärtungen in den Eingeweiden des Unterleibes, die wirrswürdige Bewegung der Därme wird schwächer; das Zeugungsvermögen geht bei Mannspersonen verloren, und unter anhaltender Traurigkeit macht endlich eine langsame Absehung, die, wenn sie schon zu weit eingerissen ist, alle Hülfe der Kunst verspottet, dem Leben ein Ende. Es ist daher wichtig, zu erfahren, ob ein verdächtiger Wein wirklich mit Blei verfälscht ist oder nicht; von verschiednen Methoden dazu ist die einfachste folgende

folgende: man tröpfelt in ein Glas des verdächtigen Weins etwas von einer aufgelösten Schwefelleber; es folgt ein schwarzbrauner Bodensatz, so sind wir berechtigt zu vermuthen — denn dieser schwarzbraune Bodensatz kann auch von andern unschuldigen Ursachen herrühren — daß solches ein Weisheit sey: jeder Apotheker und Chemiker wird dann leicht durch genauere Untersuchung, als durch Reduction des Weines in seine Metallgehalte, entscheiden können, ob es wirklich Blei sey, oder nicht.

Nach die Branteweine sind oft durch fremde Beimischungen noch auf besondere Arten nachtheilig. Der Fruchtbrantewein schadet vorzüglich durch sein saures Phlegma, das ekelhaft riecht und schmeckt, und schon in kleinen Dosen Erbrechen macht; es verzerrt vorzüglich die Verdauung. Zuweilen wird der Brantewein mit starken Gewürzen zubereitet, und dadurch muß er, da er schon einfach einen behutsamen Gebrauch erfordert, natürlicher Weise um so nachtheiliger werden, denn Gewürze erfordern eine noch vorsichtiger Anwendung, als bizzige Getränke. Noch gefährlicher ist die Verfälschung des Branteweins mit narcotischen Mitteln, und, wie es in England gebräuchlich ist, mit dem Kirschlorbeerwasser, das von den Blättern des *Prun. lauro-ceras.* L. zubereitet ist. Gärnemlich schädlich aber wird der Brantewein durch eine Beimischung kupfriger Theile, welche oft dadurch geschieht, daß der Brantewein

weil über kupferne Helme destillirt, und durch kupferne Röhren aus den Kuhlflüssen geleitet wird. Diese gefährliche Auflösung des Kupfers im Brantewein macht Uebelkeit, Brechen, Schmerzen des Magens, Entzündung desselben, Krämpfe, Zittern der Gelenke, Lähmungen, Verstopfung des Gefäßes und mancherlei andere Nachtheile. Die Gegenwart des Kupfers verräth sich leicht durch die nach Zumischung des Salmiaspiritus entstehende blaue Farbe.

So viel von den starken bizzigen Getränken! nun noch etwas von den schwächern derselben, nemlich den Bieren.

So wohl die braunen Gersten- als auch süßen Weizenbiere sind wegen ihrer nährenden, gelind reizenden und stärkenden Kraft zum täglichen Getränk viel vorzüglicher und angemessener. Sie werden aus der Abkochung der geschrotenen und gemalzen wehlischen Saamen, als aus Weizen, Gerste, Haber, auch wohl aus Roggen, Reiß, u. a. m. durch die Gährung zubereitet, und enthalten außer den wässrigen eine große Menge süßlicht schleimigter und etwas geistige Theile. Nach der Verschiedenheit der Frucht, aus der das Bier verfertigt; nach der Verschiedenheit der Materie, die dem Bier zur Verbesserung des Geschmacks, Geruchs und um ihm eine längere Dauer zu schaffen zugesetzt ist; nach der vollkommenen oder unvollkommenen Gährung, die es erlitten, und nach der Verschiedenheit des dazu ge-

genommenen Wassers müssen auch die Eigenschaften der Biere sehr verschieden seyn. Um ein gutes Bier zu erhalten, muß man gutes, reines, wohl gemalztes Getreide und gutes Wasser wählen; wenn es wohlschmeckend werden soll, so müssen die geistigen Theile aus den Körnern durch die Gährung nur bis auf einen gewissen Grad aufgeschlossen und entbunden werden; dieser Grad der Gährung muß aber nach der Verschiedenheit des Wassers, der verschiedenen Wärme der Luft, und mehreren andern Umständen wohl abgemessen werden, da er bald früher, bald später eintritt; es muß mäßig mit Hopfen versetzt seyn: denn ganz ungewürzte Biere blähen sehr, schwächen die Verdauung, machen Leibweh, Verschleimung und Verstopfung der feinem Gefäße, und alte ungehopfte Biere sind gewöhnlich verdorben und sauer; aber allzu viel gewürzhaftre Zumischungen müssen freilich dieses Getränk wieder zur Arznei, und wegen böser Zumischungen oft schädlichen Arznei machen: wenigstens sollte daher strenge geahndet werden, wenn Bier mit Lülch (*Lolium temulentum* L., Tollrich), Iost (*Ledum pallustre* L., wilder Rosmarin), und anderen narcotischen Mitteln versetzt werden, deren Nachteile hinreichend bekannt sind: eben so sehr sträflich ist auch ein Zusatz von Küchensalz oder Pottasche, denn beides benimmt dem Bier die durstlöschende Kraft, und die Pottasche befördert noch insbesondere die Fäulnis der Säfte. Das Bier

muß ferner wohl atzgegoßren haben, und von seinen Hefen befreiet seyn, wenn es keine Blähungen, Durchfälle, Reissen im Leibe, Stranguliren, oder wohl gar Entzündung des Magens und der Därme, und Plagen derselben verursachen soll. Es muß wohl verwahrt, klar, nicht zu feich und nicht zu alt seyn. Ein so zubereitetes, nicht zu starkes und nicht zu schwaches Bier besitzt alle die Eigenschaften, die wir von einem für unsern Körpern und für unsere schwache Verdauung passenden Getränk, des zuträglichen Genuß bestimmt ist; es warten können. Denn die wässrigen Theile verschaffen dem Bier eine durstlöschende, die süßliche schaumigen eine nährnde, die geistigen eine erquickende und belebende, und die bitter vom Hopfen herziehenden Theile eine stärkende Kraft; es sind hier also mehr heilsame Kräfte beikommen, als in stärkern hitzigen Getränken. Die geistigen Theile sind hier in geringerer Menge vorhanden, und von den wässrigen und schleimigten Theilen so eingehüllt, daß wir von ihnen bei täglichem und häufigem Genuß des Biers nicht leicht üble Folgen zu befürchten haben. Wegen der vereinigten Kräfte können die Biere in verschiedenen Krankheiten neben dem Gebrauch zweckmäßiger Arzneien, als Hülfsmittel sehr nutzen; so ist nemlich bei Erschlaffung der festen Theile und abger Verrihtung derselben, bei wässrigen und schleimigten Säften, in langsamem Umlauf derselben, schwer

cher Verdauung, Neigung zur Säure im Magen, und bei Trägheit der natürlichen Ausleerungen, der Gebrauch eines starken bittern Biers, als des englischen, oder der aus Gerste mit Hopfen zubereiteten Doppelbiere, von großem Nutzen. Ein sehr heilsames Getränk sind sie auch bei denen, die nach schweren überstandenen Krankheiten ermattet und an Kräften erschöpft sind. Doch, um so viel dreister können im gesunden Zustande die mäßig starken Biere als gewöhnliches Getränk genossen werden, vorzüglich, um sich nach sauren Geschäften zu erquickern, und neue Kräfte zu verschaffen. Aber man muß sich in der That nicht wenig darüber wundern, wenn man diese zur Erzeugung eines guten Blutes so geschickten und zur dauerhaftesten Gesundheit der Menschen abweisenden Biere hin und wieder verachtet und den starken hitzigen Getränken, die viel theurer sind, und bei etwas zu häufigem Genuß die Gesundheit zerrütten, weit nachgesetzt sieht! Wundern muß man sich, daß wir so aus-

arteten, da doch unsere Vorfahren, die alten Deutschen, sich bei ihren Bieren so wohl befanden, so robust, wohl genährt und vergnügt dabei waren; und da wir auch noch jetzt dies Beispiel nicht bloß an unsern Braumeistern und Brauknechten, sondern auch an den Batern haben, die bei ihren guten Bieren viel stärker und jovialischer, als der größte Theil der Bewohner von Weuländern sind. Mögte daher doch jede Policei auf das Brauwesen allen möglichen Fleiß verwenden! Mögte dann aber auch Jeder, vorzüglich der Handwerker, Landmann und Tagelöhner statt des Brauweins und des äußerst dünnen, mithin nur auszehrenden, entkräftenden und die Säfte verderbenden Kaffeetränks, den angemessenern, zur Arbeit geschickt machenden Trank, das Bier, häufiger genießen! Vielleicht würden dann unsere, durch ihren robusten Körperbau berühmte, Vorfahren in uns, oder doch wohl in unsern Generationen, von neuem wieder aufleben.

Eschwege an der Werra.

Dr. Med. C. J. Witting,
Stadt- und Landphysikus.

*) S. im göttlich. bist. Magaz. von Meiners u. Spittler, 4. B. 2. St. S. 203.

Von der vortheilhaftesten Art, die Immen, oder Bienen, zu füttern.

Wie reichlich der Fleiß, welcher auf die Wartung der Immen gewendet wird, belohnet werde, wenn alles sorgfältig dabei in acht genommen wird, und alles das, was nicht

in des Menschen Gewalt steht, von der höchsten Hand, die alles lenket und regieret, gesegnet wird; das haben die lezt verfloffenen drei Jahre aufs neue bewiesen. Angenehm ist es nun, wenn

wenn immer mehrere Vortheile bei diesem so sehr betrachtlichen Nahrungszweige entdeckt werden, und Pflicht, denke mich, ist es, sie bekannt zu machen, damit auch andere sie nutzen können. Aus diesem Gesichtspunkte wünsche ich, auch das Wenige, was ich hierüber angemerkt habe, anzusehen.

Es ist bei den meisten Imkern oder Immenwärtern, wenigstens in den Heidgegenenden, worin ich lebe, gebräuchlich, daß man im Herbst, wenn die Immen in den Stöcken, die man nicht zu Leibimmen auf den zukünftigen Sommer zu behalten gedankt, getödtet worden sind, den Honig aus den Körben heraus nimt, und den Futterhonig, zusamt dem Wachs, worin er befindlich ist, nebst dem sogenannten Immenbrodte, auch wohl mit unter todtte Immen in Tonnen wirft. Dieses alles wird sodann mit einem Stocke (Pümper) durch einander zum Brei gestoßen. Diesen Honig gebraucht man aufs Frühjahr zum Futter.

Allein, bei dieser Art zu verfahren, findet sich viel Unbequemes und Nachtheiliges.

Erstlich wird man oft dabei außer Stand gesetzt, genau zu wissen und zu bestimmen, wie viel Futterhonig man nöthig habe, und wie viel man in der That besitze. Hat man den Honig selbst in die Tonne geworfen, oder gebrochen, so kan man wissen, wie er beschaffen ist, ob viel Wachs, Immenbrod und todtte Immen darunter sind, oder nicht. Aber so nicht,

wenn es gekaufter Futterhonig ist. Und wenn man sagen wolte, daß daran auch nichts liege, wenn Wachs statt Honig gekauft worden wäre; so steht es doch den Imker zu der Zeit, da er Honig und nicht Wachs nöthig hat, in Verlegenheit.

Ferner kan es leicht geschehen, daß, zumal wenn der Futterhonig nicht mit aller möglichen Sorgfalt gebrochen worden ist, junge Brut mit unter demselbigen sich befindet. Und ist dieses, so wird man der Gefahr ausgesetzt, daß dieser Futterhonig im Sommer, zumal bei sehr heißen Tagen, in Gährung gerathe.

Was aber vorzüglich, erwogen zu werden verdienet, ist dieses: Die Immen tragen, wenn der Futtertroß von dem Honig durch sie ledig gemacht worden, und der Troß zu lange unter dem Korbe stehen bleibt, das Wachs aus demselben hinweg. — Denn, wer kennt nicht die große Keimlichkeitsliebe dieser kleinen Geschöpfe! — Oder sie nützen es auch wohl an dem Troge fest.

Dieses feststehende Wachs macht nun freilich wohl mancher Imker mit Mühe und Sorgfalt heraus. Dem aber gebraucht er Zeit, die er zu andern Geschäften nöthig hat, zumal wenn er eine große Anzahl Immenstöcke zu versorgen hat. Mancher Imker aber, dessen Eigenthum die Immen nicht sind, sollte der auch wohl immer in dieser geringschätzenden Arbeit mit der nöthigen Sorgfalt zu Werke gehen? Er wird es nicht immer, und am wenigsten alsdann,

wenn

wenn andere Geschäfte ihn damit zu eilen nöthigen; und der Eigenthümer wird sodann zu seinem großen Schaden das Sprichwort wahr finden: wer das Geringe nicht ehret, wird's Größern nicht werth.

Alle diese und mehrere Unbequemlichkeiten und Nachtheile fallen auf einmal hinweg, wenn man den Honig, der zum Futter bestimmt ist, so gleich im Herbst, von dem Wachs durch das Auspressen, trennet. Der Honig verliert, wie bekannt, durch dieses Auspressen nichts an seiner Güte und Süße. Nur muß er auf dem Feuer nicht so heiß gemacht werden; daß das Wachs darin verschmelze; anders würde das Wachs zugleich mit dem Honig durch das Tuch dringen, und der gesuchte Vortheil würde nicht erreicht werden, sondern es muß nicht heißer gemacht werden, wie ohnehin jeder weiß, der damit umgeht, als daß man ohne Beschwerde die Hand in demselben halten kan.

Ein Einwurf mögte mir vielleicht hiet gemacht werden. Die Immen, wird man sagen, können auf solchem ausgepreßten Honig nicht so gut stehen, und ihn genießen, als wenn Wachs darunter geblieben ist. Allein, dieser Einwurf wird dadurch gehoben,

daß man, wie ohnehin viele Immen thun, kleine platte Stäbchen, die ins Gevierte auf einander befestiget sind, auf den Honig in den Trog legt, auf welche sich die Immen ohne allen Nachtheil setzen, und den Honig verzehren.

Eine höchst nöthige Regel muß ich hiebei nicht unbemerkt lassen. Man verfähre bei dem Auspressen dieses Futterhonigs mit eben der Sorgfalt und Reinlichkeit, die man bei dem Ausbrechen desselben aus den Körben, gebraucht. Denn auf nichts ist bei den Immen, wenn sie nicht verderben sollen, sorgfältiger zu achten, als auf Reinlichkeit.

Wer übrigens den großen Unterschied zwischen diesen beiden Arten zu verfahren, recht bemerken will, der vergleiche nur einmal den Vorrath Wachs, welchen er aus einer Tonne Futterhonig übrig behält, welches er zusamt dem Honig den Immen vorgesetzt hat, mit demjenigen, welches er aus einer eben so großen Tonne Futterhonig ausgepreßt hat; und er wird überzeugt werden, wie wenig er seinen eigenen Vortheil kenne, wenn er es gleichwohl noch bei der alten Gewohnheit bewenden lassen wolte.

III.

Nachtrag zu dem 36^{ten} Stücke des Magazins; das Allmosen geben in den Städten betreffend.

In der Churfürstl. Residenzstadt München, ist man schon mehrere Jahre mit der Verbesserung des Armthums, und vorzüglich mit

Abstellung des Haus- und Gassenbetriels beschäftigt gewesen. Vielleicht hatte es auch keine Stadt in Deutschland nöthiger als diese. Vergleichene

Unter

Unternehmungen sind auch an einem strengen katholischen Orte aus mancherlei mit den Religionsbegriffen des gemeinen Mannes zusammen hängen: den Ursachen weit schwerer auszuföhren, als anderswo.

Endlich haben Se. Churfürstl. Durchlaucht nöthig gefunden, das Almosengeben an Haus- und Gassenbettel, auch in gedachter Stadt gänzlich und bei Strafe zu verbieten. Hier ist der Auszug der deshalb unterm 6ten April dieses Jahrs erlassenen Verordnung:

„Höchstlandesherrliche Verordnung. Daß niemand bei 6 Reichthalern Strafe sich erlauben soll, dem Bettel- oder sonst herum schleichenden Gesinde ein Almosen zu geben.

— — Dagegen finden sich auch Se. Churf. Durchlaucht gnädigst bewogen, zur standhaften, und unabänderlichen Befreiung der hiesigen Residenz- und Hauptstadt von allem Bettel, die unter weil. Höchst Ihrem Regierungsverordn. in hiesigen Landen am 27^{ten} Jul. 1770 ergangene gnädigste Verordnung nach Inhalt des 29ten §. hiemit zu erneuern, und ernstgemessenst zu befehlen, daß derjenige, welcher hinführo einem etwa noch herum schleichenden Fremden, oder einheimischen Bettler das geringste Almosen zu reichen, und auf diese Art die hiesige Armenanstalt zu beeinträchtigen sich heigen lassen wird, in eine unanfechtliche Strafe von 6 Rthlr. ohne

weiteres verfallen, und der gewissen Execution unterworfen seyn soll, von welcher Strafe die eine Hälfte dem Anbringer, wäre dieser auch der Bettler selbst, und die andere Hälfte den Armenfonds anheim fallen wird. Festlich sollen auch derlei Almosengeber, da nunmehr für die wahrhaft Armen, und Prekariaten hinlänglich gesorgt, und kein Vorwand der Müßiggängigkeit dabei mehr vorhanden ist, als bösgesinnte Feinde, und Verhinderer des allhiesigen Armeninstituts angesehen, und nebst jener Geldstrafe öffentlich namhaft gemacht werden, damit sie von ihren gesammten Mitbürgern nach ihrem Unwerthe geschätzt, und ihr absichtlich schädliches Baispiel vermieden werde. Wodurch also die Churfürstl. obere Landesregierung das Weitere ohngefähr zu verfügen hat. München, den 4^{ten} April 1790.

Carl Theodor, Churfürst

Vid. Graf von Bieregg

Ad Mandatum Serenissimi Mai. Electoris, Vicarii, & Promissarii proprium.

Schlicht

Bekantlich wird von den Römisch-katholischen das Almosengeben für ein verdienstliches gutes Werk gehalten. Dergleichen Almosen an Haus- und Gassenbettel aber, müssen wohl nicht dazu gerechnet werden; denn sonst würden sie so streng nicht verboten seyn, wobei die öffentliche Bekanntmachung der Oeber unpiglich auffallend ist. —

Hannoverisches Magazin.

43^{tes} Stüd.

Freitag, den 28^{ten} Mai 1790.

Witterung zu Cuxhaven am Ausflus der Elbe 1790.

Im Januar.

	Heiter.	Gewölkt.	Bedeckt.	Nebel.	Regen.	Hagel.	Schnee.	Reif.
Morgen.	2.	3.	17.	2.	3.	1.	1.	2.
Mittage.	2.	5.	13.	3.	6.	0.	2.	0.
Abende.	2.	7.	11.	5.	5.	0.	1.	0.
Nitternächte.	3.	2.	18.	3.	5.	0.	0.	0.
Ganze Tage.	2 $\frac{1}{2}$.	4 $\frac{1}{2}$.	14 $\frac{1}{2}$.	3 $\frac{1}{2}$.	4 $\frac{1}{2}$.	$\frac{1}{2}$.	1.	$\frac{1}{2}$.

1 Abend Nordöstl.

Mittlere { Morg. u. Sonn. Aufg. 35, 3 } Gr. Fahrnß. { gr. d. 13^{ten} 48 Gr.
 Wärme. { Mittags im Schatten 38, 5 } { fl. d. 31^{ten} 26 Gr.
 Mittlere Barometerhöhe des Mts { größte d. 17^{ten} 30, 47 Zoll.
 tages. 29, 97 Zoll. engl. { kleinste d. 29^{ten} 28, 79 Zoll.

Mittlere Feuchtigkeit des Mittags 57 Grad. { gr. d. 12^{ten} u. 13^{ten} 82 Gr.
 { kleinste d. 3^{ten} 38 Gr.

Gesamter Niederschlag { 1, 77 Zoll Regenwasser.
 { 0, 43 Zoll Schneewasser.

größter den 29^{ten} 0, 41 Zoll.

Gesamte Ausdunstung in freier Luft 0, 10 Zoll. größte d. 13^{ten} 0, 04 Zoll.

Der Wind ist gewesen:

	S.	SO.	W.	NO.	N.	NO.	O.	SO.	Stille.
Morgen.	3.	10 $\frac{1}{2}$.	5.	3.	0.	$\frac{1}{2}$.	1 $\frac{1}{2}$.	5 $\frac{1}{2}$.	2.
Mittage.	4 $\frac{1}{2}$.	10 $\frac{1}{2}$.	6.	1 $\frac{1}{2}$.	1 $\frac{1}{2}$.	1.	1.	3.	2.
Abende.	6.	9.	3 $\frac{1}{2}$.	1 $\frac{1}{2}$.	2.	0.	3.	3.	3.
Nitternächte.	5 $\frac{1}{2}$.	8 $\frac{1}{2}$.	4.	1.	1.	$\frac{1}{2}$.	2 $\frac{1}{2}$.	5.	3.
Ganze Tage	4 $\frac{1}{2}$.	9 $\frac{1}{2}$.	4 $\frac{1}{2}$.	1 $\frac{1}{2}$.	1 $\frac{1}{2}$.	$\frac{1}{2}$.	2.	4 $\frac{1}{2}$.	2 $\frac{1}{2}$.

11 u

Witter

Mittlere Geschwindigkeit der Winde in 1. Secunde:
 S. Sw. W. N. No. O. So. Stille.
 Fuß. — 18. 13. 22. 22. 17. 14. 5. 19. 15. 3
 größte d. 29ten Wind WSW. 34 Fuß.
 Mittlere Höhe der Meersflächen { Morg. 19. 02 } Fuß.
 { Abends 9. 62 }
 größte d. 29ten 14. 75 Fuß. Wind WSW. Geschwindigkeit 34 Fuß.
 kleinste d. 18ten 7. 80 Fuß. Wind OEO. Geschwindigkeit 21 Fuß.

In Februar.

	Heiter.	Gewölkt.	Bedeckt.	Nebel.	Regen.	Hagel.	Schnee.	Niß.
Morgen.	2.	4.	8.	5.	4.	1.	0.	4.
Mittage.	5.	7.	4.	7.	4.	1.	0.	0.
Abende.	8.	7.	7.	2.	3.	0.	1.	0.
Winternächte.	6.	4.	15.	0.	2.	0.	1.	0.
Ganze Tage.	5½.	5½.	8½.	3½.	3½.	½.	½.	½.

2 Abende Nordlicht.

Mittlere Wärme. { Morg. vor Sonnen-Aufgang 38, 4 } Gr. Fahrh.
 { Mittags im Schatten 44, 8 }

größte den 23ten 55 Grad.

kleinste den 11ten 25 Grad.

Mittlere Barometerhöhe des Mittags { größte d. 29ten 30, 43 Zoll.
 30, 03 Zoll engl. } kleinste d. 28ten 29, 43 Zoll.

Mittlere Feuchtigkeit des Mittags { größte d. 12ten 94 Grad.
 57, 6 Grad. } kleinste d. 5ten 18 Grad.

Gesamter Niederschlag { 74 Zoll Regenwasser.
 20 Zoll Schneewasser. }

größter den 9ten 0, 23 Zoll.

Gesamte Ausdünstung in freier Luft 0, 94 Zoll, größte d. 28ten 0, 57 Zoll.

Der Wind ist gewesen;

	S.	Sw.	W.	N.	No.	O.	So.	Stille.
Morgen.	1½.	5½.	12½.	5½.	0.	2.	0.	0.
Mittage.	½.	5.	13½.	7.	1.	0.	1.	0.
Abende.	0.	6½.	14.	4.	1½.	0.	½.	1.
Winternächte.	0.	10.	12½.	2.	½.	1.	0.	1.
Ganze Tage.	½.	7.	13½.	4½.	½.	½.	½.	½.

Mittlere Geschwindigkeit der Winde im 3. Semestre:

	S.	Sw.	W.	Nw.	N.	No.	O.	Stille.
Fuß	19.	18.	8.	18.	7.	21.	23	10.

größte d. 26ten Wind SW 34 Fuß.

Mittlere Höhe der Meeressuthen { Morgens 10, 57 } Fuß.
 { Abends 10, 27 }

größte den 27ten 15, 45 Fuß. Wind WNW. Geschwindigkeit. 30 Fuß.

Kleinste den 11ten 8, 60 Fuß. Wind WSW. Geschwindigkeit. 17 Fuß.

Im März.

	Freier.	Gewölkt.	Bedeckt.	Nebel.	Regen.	Hagel.	Krif.
Morgen.	10.	5.	8.	2.	1.	0.	5.
Mittage.	13.	8.	6.	2.	2.	0.	0.
Abende.	16.	6.	6.	0.	2.	1.	0.
Mitternächte.	17.	4.	8.	0.	2.	0.	0.
Ganze Tage.	14.	5½.	7.	1.	1½.	½.	1½.

11 Abende Nordlicht. 3 Nächte Thau gefallen.

Mittlere { Morg. v. Sonn. Aufg. 36, 5 } Gr. Fahrh. { gr. d. 23ten 61 Gr.
 Wärme. { Mittags im Schatten 49, 4 } { kl. d. 6ten 28 Gr.

Mittlere Höhe des Barometers des Mittags { größte d. 16ten 30, 52 Zoll.
 30, 10 Zoll engl. { kleinste d. 10ten 29, 60 Zoll.

Mittlere Feuchtigkeit des Mittags { größte d. 1ten u. 10ten 60 Grad.
 36 Grad. { kleinste d. 23ten 10 Grad.

Gesamter Niederschlag 0, 69 Zoll Regenwasser, größter d. 14ten 0, 42 Zoll.

Gesamte Ausdünstung in freier Luft 1, 59 Zoll, größte d. 30ten 0, 197 Zoll.

Der Wind ist gewesen:

	S.	Sw.	W.	Nw.	N.	No.	O.	Stille.
Morgen.	0.	3.	4.	5½.	5½.	2½.	5½.	3. 2.
Mittage.	½.	2½.	5½.	6.	6.	1.	7½.	2. 0.
Abende.	½.	2½.	3½.	7½.	4½.	4.	6.	1½. 1.
Mitternächte.	2.	1½.	4.	7.	2½.	3½.	8.	1½. 1.
Ganze Tage.	½.	2½.	4½.	6½.	4½.	2½.	6½.	2. 1.

Mittlere Geschwindigkeit der Winde in 1 Secunde:

S. Sw. W. N. N. N. O. So. Stille.
Fuß — 14, 21, 1 22, 1 28, 5 24, 9 18, 21, 19, 7 0.

größte d. 31ten Wind O. 40 Fuß.

Mittlere Höhe der Meeresfluthen } Morgens 9, 68 } Fuß.
Abends 9, 64 }

größte den 4ten 12, 80 Fuß. Wind N N W. Geschwindigkeit 14 Fuß.

kleinste den 31ten 8, 60 Fuß. Wind O. Geschwindigkeit 40 Fuß.

Die Beschreibung des Anemometers, dessen ich mich zur Beobachtung der Geschwindigkeit der Winde bediene, ist zu weitläufig für gegenwärtiges Magazin. Dieserwegen habe ich eine eigene kleine Abhandlung über Wind, und Strommesser geschrieben, die nächstens unter der Aufschrift: Theorie und Gebrauch des hydrometrischen Flügels; oder eine

zuverlässige Methode, die Geschwindigkeit der Winde und strömenden Gewässer zu beobachten, in Hamburg zu haben seyn wird. Ich hoffe, daß diese kleine Schrift vorzüglich von denjenigen gut aufgenommen werden dürfte, die sich mit Hydrotechnik, Hydraulik und Hydrogogik beschäftigen.

C.

W.

Etwas über Aufklärung des Landvolks.

Auf einer Reise, die ich im vorigen Sommer in Geschäften nach Lüneburg machen mußte, führte mich der Weg unter andern durch ein niedersächsisches von der Heerstraße entlegenes Pfarrdorf. Es war Sonntag; und gerade zu der Zeit, da ich in das Dorf hinein fuhr, wurde zum Vormittagsgottesdienst gekläret. Ich eilte, nachdem ich mich etwas von der nächsten Reise im Wirthshause erholer hatte, zur Kirche, und traf daselbst eine zahlreiche Versammlung in der feierlichsten Stille und Andacht an. Der öffentliche Vortrag, den ein jun-

ger wackerer Mann hielt, war größtentheils goendiger; doch bemerkte ich noch am Schlusse desselben, woron die Rede gewesen war. Irrte ich nicht zu sehr, so war es Mangel an Industrie im Dorfe, worüber der Redner geklagt hatte. — Die ganze Versammlung bestand aus guten schlichten Landeuten, und der Redner war, wie ich nachher hörte, ein Candidat, der sich seine akademischen Studien gewidmet hatte.

Erbauet auch durch das Wenige, was ich gesehen und gehört hatte, ging ich wieder ins Wirthshaus zurück,

rad, und wollte wieder fahren, als mir mein Fuhrmann sagte, es wäre noch etwas am Wagen zu besorgen. Ich nützte diese Zeit dazu, daß ich mich an dem herrlichen schönen Tage im Dorfe etwas umher sah. Alles traf ich in gutem Stande an, allenthalben herrschte Ordnung und ländlich guter Geschmack. Vorzüglich ergötzen mich die Gärten bei den Bauernhäusern mit ihren grünen Einfassungen oder Hecken von Weißdorn, und noch mehr die vortreffliche Menge alter und junger Obstbäume von den besten Arten.

Ich gieng in das erste das beste Bauernhaus. Reinlichkeit und Ordnung herrschte in demselben, ich ließ mich mit dem Hausvater ins Wort, und bezeugte ihm mein Wohlgefallen über das Dorf, worin ich jetzt wäre. Er schien aber wenig auf meine Aeußerungen zu achten, und gab durch sein Betragen zu erkennen, daß ers nicht gewohnt sey, über das, was ich im Dorfe gut und schön angetroffen hätte, Complimente anzunehmen. Er schwieg stille. Wenn Sie, fing er endlich an, was Gutes hier gefunden haben sollten, das verdanken wir unserm Pastor; der sorgt nicht nur in der Kirche für uns, sondern theilt auch alle unsere Sorgen mit uns in unsern Häusern. Sie haben ihn heute nicht gehört. Der heute predigte, das war er nicht. Er hat, wie alle

Gelehrte, viele Bücher, und bekömt

noch immer mehrere, besonders solche, die unsern Landhaushalt angehen. Wenn er etwas neues bekommen hat, so studirt ers zuerst für sich durch, und dann erzählt er es uns, und überlegt es mit uns, wie wir nach den Vorschlägen, dieses und jenes in unserm Dorfe besser machen können, wie wir uns neue Vortheile in der Landwirtschaft, in der Viehzucht, in Gärten und Wiesenwachs etc. verschaffen können. Von manchen Vorschlägen sagt er: das geht hier zu Lande wohl nicht an, giebt auch die Ursachen davon an, und wenn er spricht, so versucht gewiß keiner, weil er nur zu seinem Schaden Versuche machen würde; sagt er aber: dieser Vorschlag oder diese Verbesserung ist gut, so läßt's gewiß keiner beim alten, und mehrere Dörfer kommen dann wohl, und lernen von uns.

Nun kennen Sie ihn, aber noch nicht ganz. Sie sind zwar ein Fremder, ich muß es Ihnen aber doch sagen, damit Sie dieses Mannes Eifer recht kennen lernen, womit er arbeitet, uns klug und glücklich zu machen.

Im vorigen Herbst hatte ich das Unglück, ein Pferd einzubüßen. Kaum erfuhr er hiervon, so ließ er mich am Abend des folgenden Tages zu sich kommen, und da er meine Klagen angehört hatte, streckte er mir von dem Pflichtgelde, das an demselben Tage für ihn in der Gemeinde gesammelt wor-

den war, so viel vor, als ich zu meinem Geldvorrathe nöthig hatte, meinen Schaden sogleich wieder zu ersetzen.

Dieser ehrliche Landmann wurde immer zutraulicher, und beredter, je aufmerksamer ich ihn anhörte, und er würde mir noch viel erzählt haben, wenn ich nicht hätte von ihm eilen müssen. Ich fuhr aus dem Dorfe. Bei dem Ausgange desselben kam ich durch eine Art von Esplanade, die mit schönen Eichen ordentlich bepflanzt war, nach derselben folgten die gesegnetesten Feldkuren. Am Ende derselben weidete Vieh, wobei ein kleiner Knabe stand, um es zu hüten. Wie ich näher kam, traf ich noch mehrere Kinder an, die im Kreise saßen, und bei ihnen im Schatten einer abgestumpften Heimbüche einen alten Mann sitzend. Seine dunkelbraune Chenille, sein silberweißes Haar, das die Natur in ungekünstelte Locken formte, und sein ernstes Gespräch, das er mit den Kindern hielt, zog meine ganze Aufmerksamkeit auf ihn.

Das ist der Pastor hier aus dem Dorfe, rief mir mein Fuhrmann zu. Ich freute mich, den Mann hier so unerwartet anzutreffen, und ließ, wie ich zu ihm kam, den Wagen halten, und stieg aus. Sein offenes viel sagendes Auge ließ mich in die Seele des Mannes sehen. Ich entschuldigte mich, daß ich ihn hier in seiner Unterhaltung mit den Kindern — er

unterrichtete sie — störte. Er aber erwiderte: ich bin heute nicht wohl auf, und kan nicht laut reden. — Nach dem Hinblick zu urtheilen, war er zwischen siebzig und sechzig. — Ich habe viel Brustweh, darum bin ich aufs freie Feld gegangen, um mich durch die freie Luft wieder zu curiren, da fand ich denn diese Kinder, die das Vieh hüten müssen, weil unser Gemeinbirte gestorben ist.

Ich setzte mich bei ihn, und sprach viel mit ihm, und alles, was er sagte, zeugte von seinem vortheilhaften Herzen und von seinen ausgebreiteten Kenntnissen. Während ich mit diesem alten Aufklärer sprach, gieng der junge Redner, der über Mangel an Industrie im Dorfe, am Vormittage so laut geklagt hatte, quer übers Feld, und eilte in den Wald, im Jagdhabit, mit Holster und Büchse. —

Wie gerne hätte ich von dem alten tüchtigen Manne durch längere Gespräche noch immer mehr gelernt, was ich genehmlich zweckmäßige Aufklärung des Landvolks sey! Ich beneidete im Weyfahren den geistlichen Stand, wegen der vorzüglichen Gelegenheit; so vielen Menschen auf eine so mannigfaltige Weise nützlich werden zu können. Man weiß, wie sehr der Landmann an Vorurtheilen, war's auch zu seinem großen Schaden, klebt, und wie ungern er sie ablegt. Wenn aber nur ein Geistlicher die Liebe, Achtung und Folge

Folgsamkeit, die das Volk oft so willig schenkt, dadurch zu verdienen sucht, daß er für Verbesserung der Sitten, des Verstandes, und auch der äußeren Umstände seiner Gemeinde zweckmäßig sorgt, o wie viel Gutes kan der stiften! Und würde auch manche Mühe und Arbeit hiebei von der Welt wenig erkant und belohnet, kennet und

belohnet sie doch das Wesen, zu dessen Gemeinschaft ein solcher Mann, sich und alle, die ihn hören, immer mehr zu bringen sucht. Und solte denn auch das Bewußtseyn, Menschenglück vermehrt zu haben, nicht immer der süßeste und wünschenswürdigste Lohn für einen guten Menschen bleiben?

III.

Wie steht der Bucherei mit leichtem Golde abzuhefeln?

Der hiesige Zolspächter mußte die Nacht in die Register des Amtes I. entrichten. Er wechselte des Endes vom dasigen Juden Pistolen, woran nach dessen Wage über 2 Alß nicht fehlten, gegen 7 Mariengroschen Aufgeld fürs Stück. Dennoch waren dem Einnehmer einige zu leicht. Und der Jude meinte, daß es die Frage sey, ob die zu leicht befundenen Pistolen grade die von ihm gewechselten wären. Um Weitläufigkeiten zu vermeiden, gieng der Zolspächter nach A. und setzte die leichten Pistolen gegen ganz vollständige preussische für 6 Mariengroschen Aufgeld um.

So gehts mehr, und fürnemlich gerungen leuten sehr oft. Ganz überflüssig ist also der Gedanke nicht, wie diesem Uebel abgeholfen werden könne. Denn nicht immer kleben diese leichten Pistolen in den Händen der Wechsel, sie kommen wieder in Umlauf; endlich wieder in die Hände des gemei-

nen Mannes: Und dieser leidet von neuem Schaden. Leicht aber scheint diesem Uebel abgeholfen werden zu können. Man gebe auch den leichtesten Pistolen nach der Anzahl der Alß, die daran fehlen, ihren, ohgleich verminderten, dennoch so gewissen und bestimmten Werth, daß sie nicht nur im Handel, sondern auch in den herrschaftlichen Kassen dafür angenommen werden müssen. Weiß der gemeine Mann, daß er eine Pistole für 4 Rthlr. 30 mgr. ausgeben kan, woran 4 Alß fehlen, er wird dafür gewiß keine vollwichtige, die er nur für fünf Thaler ausgeben kan, für 9 Mariengroschen einwechseln. Es hörte also dieser Bucher ganz auf einmal, und dieses ohne neue Angelegenheit für den Einnehmer und Ausgeber auf; indem man auch jetzt schon die nicht offenkundig vollwichtigen Pistolen wägen muß, wenn man nicht betrogen werden will. Und gewiß würden dieses wegen

wegen der leichten Distolen eher weniger als mehr werden. Denn nur nach vollen Äfen würde der Werth bestimmen. Mit $\frac{1}{2}$, $\frac{1}{4}$ und Bruchstücken kan sich der gemeine Mann nicht be-

heffen. Eine Distole von 2 $\frac{1}{2}$ Äfen, zum Beispiele, gölte folglich nicht mehr als eine, woran grade 3 Äfen fehlen, werth ist. Auch dieser kleine Gewinn mögte den Schmeltzer reizen.

L.

A. G. G.

Im vorigen Jahre erhielt ich von dem in Hannover aus Philadelphia gekommenen Leinsaamen durch den Faktor Lemke 1 Spint oder Viertel Himten, und ließ solchen den 12ten Mai, als eine die hier dazu gewöhnliche Zeit in dazu bereitetes mehr sandiges als schweres Erdreich der Vorschrift gemäß sehr dünne säen. Beim Aufwachsen des Flachses wurde das Land ganz bedeckt, indem die meisten Körner 3 Zweige gaben, welche die Höhe von beinahe 2 Ellen erreichten. Nach geschेषener Reinmachung erhielt ich 44 Pfund Flachs und zwei Himten Leinsaamen. Ersterer war sehr lang und so fein, daß 5 bis 6 Stück aus dem Pfunde können gesponnen werden, wie die Probe beim Postverwalter Albers in Hannover zeigen kan.

Rechne ich nun den Flachs, wie er in diesem Jahre den Stein à 22 Pfund zu 4 Rthlr. 12 ggr. verkauft worden
9 Rthlr.
die 2 Himten Leinsaamen 4

so würde nach Abzug der Kosten fürs Land — 12 ggr. und des Spinos zur Aussaat mit — 14 ggr. bezahlt
1 Rthlr. 2 ggr.

11 Rthlr. 22 ggr. Vortheil bleibt, weil für Reinigung die Hebe zu rechnen ist.

Mit Fleiß habe ich von diesem Flachs noch 10 Pfund unverkauft behalten, um solches in einzelnen Pfunden an diejenigen zu überlassen, welche sich von der Güte dieses Flachses in Beantwortung desselben überzeugen wollen, und biere solchen das Pfund nach obigem Verkaufspreise für 4 ggr. 1 opf. an.

Die beiden Himten Leinsaamen werden in diesem Jahre wieder ausgesät, wovon der Ertrag bekannt gemacht werden soll. Vielleicht dient diese Anpöge zur Ermunterung, solchen Leinsaamen aus Philadelphia an mehreren Orten zu wählen, weil er reichlich belohnt als der gewöhnliche — und weit der theurere — rigaische, welcher von Lübeck zu uns komt.

Lintbergen, Amts Medingen,
den 27ten April 1790.

L. G. Mierendorp
Küster und Schullehrer.

Hannoversches Magazin.

44^{tes} Stück.

Montag, den 31^{ten} Mai 1790.

**Die Ungewissheit des Todes und das einzige untrügliche Mittel,
sich von seiner Wirklichkeit zu überzeugen, und das Lebendig-
begraben unmöglich zu machen.**

Es ist kein Gegenstand auf Erden, der dem Gefühle aller Menschen, so sehr und gleich nahe angeht, als dieser; keiner, bei welchem die allermöglichste Bekanntmachung von alleinigem und größerem Nutzen seyn kan, als bei diesem; und ein besserer Aufsatz darüber, der bei so vieler Kürze und Deutlichkeit, den noch alles so zusammen faßt, als der folgende, ist bisher nicht bekannt. Auch die darwienthaltenden polizeilichen Vorschläge, sind keinesweges unaussprechbar, wie es sonst der Fall bei so manchen medicinischen Polizeivorschlägen ist. Aber eben die größest mögliche Bekanntmachung wird auch hiezu erforderlich. Aus diesen Ursachen, hat man keinen Umgang nehmen können oder mögen, den folgenden Aufsatz des Herrn D. Zufeland in dem 3^{ten} Stücke des neuen deutschen Merkurs; auch durch diese Blätter all gemeiner bekannt zu machen; und am Schlusse einige Vorschläge beizufügen;

wie sogleich Hand an das Werk zu legen seyn dürfte.

Hier folgt nun zuvorderst der Aufsatz des Herrn D. Zufeland.

Ein unserer besten Naturforscher, Gondana, beschäftigte sich lange mit Versuchen über die Reizbarkeit und die Dauer der Lebenskraft. Er trocknete in dieser Absicht einen Haarmurm beim Feuer ganz ein, und nach einer halben Stunde wurde er doch im Wasser wieder lebendig. Ein Aderkrieger, eine Art von Polypen, die im Wasser lebt, legte er dritthalb Jahr lang in dicke Erde, ließ es den Sommer hindurch, von den heissesten Sonnenstrahlen ausbrennen, und nun gah er wieder Wasser darüber; es dauerte nur zwei Stunden, so bekam es Leben und Bewegung wieder, wovon es dritthalb Jahre lang nicht das geringste Zeichen gegeben hatte. Ein anderes wurde auf einer Glasscheibe einen ganzen Sommer hindurch

Er

der

der Sonnenhitze ausgelegt; es trocknete so zusammen, daß man es für nichts anders als einen Tropfen dünnen Leim halten konnte. Nun tröpfelte man etwas Wasser darauf, und siehe der Leim fing wieder an zu leben und sich zu bewegen.

Wer kan diese merkwürdigen Verhältnisse lesen, ohne zu erstaunen, ohne von dem Gedanken erschüttert zu werden, „ein todttes ausgetrocknetes Geschöpf kan Jahre lang den Funken des Lebens unsichtbar in sich tragen!“ Aus seinem Element gerissen, zur Asche verbrannt, ohne Nahrung, ja dem Anscheine nach, ohne alle Lebensorgane, bleibt ihm diese unergreifliche Kraft eren. Nur ein schiefliches Erweckungsmittel, die bloße Berührung des gewöhnlichen Elements, so wird die schlafende Kraft wieder rege, die verschrumpften Organe sind wieder fest und beweglich, und der todtte Leim ist wieder lebendiges Thier.

Es scheint also die Grenzlinie zwischen Tod und Leben bei weitem nicht so bestimmt und entschieden zu seyn, als man gewöhnlich glaubt, und nach den gewöhnlichen Begriffen von Tod und Leben erwarten könnte. Es existirt ein Zustand, der auf keine Weise Leben, aber eben so wenig Tod genannt werden kan; ein Zustand, in welchem nicht nur unsere Sinne nicht die mindeste Spur von Leben entdecken können, sondern in welchem die Lebenskraft wirklich nicht lebt, und ohne Wirksamkeit, ohne Einfluß auf

den mit ihr verbundenen Körper ist. Es ist bekannt, daß das sinnliche Bild des Lebens oder auch physische Lebensstoff, das Feuer, in einem freien aber auch in gebundenem Zustand existiren kan; das Holz, das wir jetzt kalt und todt in die Hand nehmen, kan durch den kleinsten Funken in Hitze und Flammen gesetzt werden. Man kan diese wieder löschen, das heißt, den Feuerstoff wieder in den vorigen Zustand von Unwirksamkeit versetzen, und die Kohle wird nun dieses unsichtbar gebundene Feuer, diese Fähigkeit wieder zu entbrennen, viele Jahre lang behalten, bis die Zeit ihre Bestandtheile auflöst. Eben so scheint es mit dem Leben zu seyn. Die lebende Flamme, das heißt, sein freier wirksamer Zustand, kan fehlen, und doch der Lebensstoff noch in reichem Maasse vorräthig seyn, immer bereit, wieder flammend und wirksam zu werden, wenn das Bindungsmittel gelöst, oder die schlafende Kraft auf solche Art erweckt wird, daß sie selbst keinen Widerstand überwindet und sich frei macht. Jedes Ei, jedes Saatkorn ist Beweis hiervon. Es enthält schon die ganze Lebenskraft eines künftigen Wesens; aber noch schläft sie, noch ist sie gebunden: man gebe ihr Wärme und Feuchtigkeit, und sie wird erwachen, und uns auch sinnlich von ihrem Daseyn überzeugen.

Diese merkwürdige Eigenschaft der Lebenskraft ist so allgemein, daß wir durch die ganze lebende Natur ihre Spuren entdecken. Es scheint kein

lebendiges Wesen zu existiren, was nicht in diesen Mittelzustand zwischen Leben und Tod gerathen könnte; ja es giebt viele, die nach einer stillessehten Ordnung zuwollen in denselben gerathen müssen. So stirbt ein großer Theil der Pflanzenwelt mit Eintritt des Winters, um im Frühling wieder zu erwachen. So bringen Vögel, Schwalben, Rassen und andere Thiere den kältesten Theil des Jahres in diesem todähnlichen Schlaf zu, und die widerstehende Wärme macht die so lange gebundene Lebenskraft wieder frei. Es besitzen eine Menge Wassergeschöpfe und Sumpfbewohner, deren Existenz höchst precar ist; das Vermögen, mit ihren Wohnungsgen zu vertrocknen, und dennoch ein verborgenes Leben Monate und Jahre lang zu behalten, bis es dem Zufall gefällt, ihnen wieder Wasser und mit diesem auch ihre Existenz wieder zu geben. — Sie sterben, um ihr Leben in ihr Inneres zu verschließen, um es auch ohne Nahrung, ohne Element erhalten zu können u.). Es muß eine große, eine göttliche Weisheit, die den Tod zum Erhaltungsmittel des Lebens macht; eine Entdeckung, die alle Geschlechter von Jern

führung und Vernichtung verschonen, und uns zunächst auf den großen und beruhigenden Gedanken führen muß: „Selbst der wahre Tod ist nur das große Erhaltungsmittel unseres Daseyns.“

So wie aber die Lebenskraft durch die verschiedenen Organisationen, mit denen sie verbunden ist, auf die mannigfaltigste Art modificirt wird, und hieraus die ins Unendliche verschiedenen Stufen von Leben und Lebensvollkommenheit entstehen: so finden wir auch diese Eigenschaft derselben, das Vermögen, zu sterben und wieder zu erwachen, von sehr ungleicher Vollkommenheit und Dauer. Je einfacher das Leben einem Geschöpf ist, je weniger und je gröber seine Organe, und je unabhängiger von außen seine Substanz, desto vollkommener und anhaltender kann der Scheintod seyn; desto länger kann das Leben ruhen, das schon an sich nur ein halbes Leben ist; und desto leichter kann es wieder erweckt werden, weil es nur wenige und grobe Organe braucht, die der Zerstörung lange widerstehen. Dies ist der Fall bei Polypen und Pflanzenthieren, deren Leben weder Athembolen noch

Ar. 2

Stus

*) Selbst bei Menschen bestätigt sich diese Wahrheit. Der Scheintod kann das beste Mittel gegen den Tod werden. Ein Scheintodter kann weder verhungern noch erstickn, denn er braucht weder Nahrung noch Luft zur Substanz; und eine Menge Ursachen, Gifte u. dgl., die dem Lebendigen abstruirt tödlich seyn würden, werden auf den Zustand des gebundenen Lebens ganz unwirksam seyn. Hieraus gründeten sich die Beispiele von Personen, die in dem Augenblicke, daß sie erstickt werden sollten, vor Schrecken in Ohnmacht fielen, und nun, ohne zu ertrinken, stundenlang im Wasser zubrachten.

Blutumlauf bedarf, und für die ein
 jahrlanger Tod nur ein Schlaf ist.
 „Mit jeder Stufe der Schöpfung
 nimmt nun die Vollkommenheit des Le-
 bens, aber zugleich auch die Viel-
 fältigkeit seiner Bedürfnisse zu. Der
 Bedürfnis des Blutumlaufs und ei-
 ger ununterbrochener innerer Bewe-
 gung, die dadurch bewirkte schnelle
 Aufreibung seiner selbst, welche bei
 ständigen Ersatz von außen fordert,
 und Nahrung, Verdauung, Assimila-
 tion, unentbehrlich macht; bei noch
 vollkommnern Thieren das Bedürf-
 niß der Luft und des Athemholens,
 alles das macht das Leben von Stufe
 zu Stufe abhängiger und einer lan-
 gen Unterbrechung unfähiger. Der
 Mensch ist das äußerste Glied der
 sichtbaren Schöpfung, und in ihm
 finden wir das vollkommenste Leben,
 den größten Reichthum der Zusam-
 mensetzung und gewissermaßen den
 Inbegriff aller Kräfte der lebenden
 Natur. Verdauung, Assimilation,
 Blutumlauf, Athemholen; Abson-
 derungen aller Art, die ganze Reihe
 von Bewegungen, von der einfachsten
 Zusammenziehung an bis zur Seelen-
 wirkung, sind die mannigfaltigen Me-
 chanismen, auf deren ununterbroche-
 nen Wirksamkeit sein Leben und seine
 Erhaltung beruht. Aber gerade diese
 künstliche Zusammensetzung, diese
 wunderbare Verflechtung der physischen,
 thierischen und geistigen Natur ist's,
 was dem menschlichen Leben einen
 Theil der Festigkeit und Selbstbestän-
 digkeit einfacherer Wesen raubt, und

seine Berührungspunkte mit der um-
 gebenden Natur sowohl, als seine
 Abhängigkeit von derselben vervielfäl-
 tigt. Nicht genug, daß seine ge-
 heimen Bestandtheile von Zeit zu Zeit
 ersetzt werden müssen, die geistige
 Kraft, mit der der Mensch ausvol-
 lungsaften erfüllt ist, bedarf jeden Au-
 genblick Nahrung und Erhaltung,
 und ein freier Zutritt der Luft, und
 dem ununterbrochenen Athemholen,
 ist das beständige dringende Erforde-
 niß, um die Flamme des thierischen
 sowohl als geistigen Lebens zu unter-
 halten. Genug, der Mensch lebt bei
 nem Augenblicke von sich selbst, und
 man kann sein Leben mit Recht eine be-
 ständige Consumtion, ein stän-
 diges währendes Nehmen, Zueignen und
 Wiedergeben nennen.

Hieraus folgt nun für unsre jetzige
 Untersuchung, einest, daß ein so zu-
 sammengesetztes und abhängiges Wesen
 auf weit vielfältigere Weise gestört und
 unterbrochen werden könne; zweitens,
 daß ein Leben, was so beständiger Er-
 neuerung und geistiger Nahrung be-
 darf, zwar einige Zeit in einem ge-
 bundenen Zustand existiren könne, aber
 gewis ohne jene Beihilfe nicht weiter
 bestehen müsse; und drittens, daß, wenn
 auch die Lebenskraft im Innern sich er-
 hält, es doch zugleich mühsamer sein
 werde, ein so zusammengesetztes Ge-
 webe von Organen, welches in Gang zu
 setzen, die oft schon durch einen kurz
 zu haltenden ihre Brauchbarkeit ver-
 lieren. Der Scheintod muß also beim
 Menschen weit leichter möglich sein,
 aber

aber er muß engere Grenzen haben, als bei unvollkommenen Geschöpfen.

Dies ist nun auch, was uns die Erfahrung lehrt. Schon in den frühesten Zeiten der Menschengeschichte finden wir einzelne Spuren desselben. Menschen starben und erwachten wieder. *Hellepiades*, *Apollonius von Tyana*; erwarben sich dadurch unsterblichen Ruhm, daß sie Menschen, die man eben begraben wollte, wieder erweckten. Später scheint der Fall unter den Griechen so häufig vorgekommen zu seyn, daß man einen eignen Namen, *Lyseporosmi*, für die wieder erwachten erfand, sie noch einmal taufte, und sie feierlich zum zweiten Leben einweihte. Bei den Römern trug sich einmal zu, daß die Toten erst auf dem Scheiterhaufen wieder zum Leben kamen, und höchstwahrscheinlich entstand hieraus der Gebrauch, vor dem Verbrennen dem Leichnam ein Glied des Fingers abzuschneiden, um die etwa noch übrigen Spuren von Lebensgefühl zu entfernen. Aber die neuern Zeiten, wo man aufmerksamer auf diese Erscheinung wurde, sind unglaublich reicher an Beispielen. Man kan sie im *Brinnmann*, *Brühner* u. a. zu hunderten aufgezeichnet finden, und es werden wenig Orte seyn, wo sich nicht einmal eine solche Geschichte zuggetragen haben sollte. Diese Reihe von Erfahrungen setzt uns nun in Stand, folgendes richtige Resultat festzusetzen.

Der Tod des Menschen ist keine plötzliche Verwandlung, kein Wechsel

des Augenblicks, sondern ein stufenweiser Uebergang aus dem Zustand des wirklichen Lebens in den des gebundenen oder Scheintods, und durch diesen erst in den vollkommenen Tod, oder den totalen Verlust aller Lebenskraft. Es ist ein zwar altes aber sehr schätzbliches Vorurtheil, daß mit dem aufhören leben auch zugleich das innere, oder, was eben das heißt, mit der Wirkung auch die Ursache aufhören müsse, und ein Blick auf die Entstehung des Lebens giebt uns hierüber ein desto helleres Licht. So gewiß, da der Mensch stufenweis aus dem unvollkommensten Leben zum vollkommensten übergeht, so gewiß das Gegentheil, so gewiß der Punkt ist, in dem sich das Leben, noch ehe irgend ein zweiter Theil erlischt, regt und wirkt, und von da aus es zu Willkür und Willkür der übrigen Organe ausströmt: eben so gewiß ist diese Strömung beim Schwinden desselben; es zieht sich von den äußern Theilen zu den innern eigentlichen Lebensorganen zurück, und concentrirt sich zuletzt im Herzen, seinem ersten Sitz und Ursprung, in welchem es auch am längsten ausdauert. Man kan folglich drei Hauptmomente des Sterbens, oder eben so viel Grade des Todes annehmen.

Erstens den Zustand, wo alle Bewegung, die unsere Sinne erreichen können, aufgehoben, und der Mensch das völlige Bild des Todes ist, aber im Innern noch lebenskräftig schläft, und die Organe noch nicht die Fähigkeit

heit ihres Einflusses verloren haben, der, wenn nur ein passender Reiz angewendet oder die bindende Ursache gelöst wird, auch wieder auferstichlich sichtbar werden muß. Dieser Grad ist also heilbar, ja es kan noch darin ein dunkles Bewußtseyn seiner Existenz und selbst noch äußer Sinnlichkeit gegenwärtig seyn, ohne daß die innigste Aeußerung des Lebens möglich wäre: wie die schreckliche Geschichte jener Dame beweist, die alles hörte, was man bei ihrem vermeinten Tode sprach und zu dessen Verdrigung anrusselte, und in der stilllichsten Lage und in beständiger Anstrengung, ein Lebenszeichen von sich zu geben, ohne es zu können, aber vier und zwanzig Stunden zubachte, wo noch eben zur reichen Zeit ihr inneres Leben seine Todesfälle durchbrach.

Zweitens der Zustand, der dem vorigen im Aeußern völlig gleicht, und wo ebenfalls noch Lebenskraft im gebundenen Zustand übrig ist, diese aber zu viel an Energie, oder die feinsten und edelsten Organe zu viel an Brauchbarkeit verloren haben, um wieder frei und lebendig werden zu können. Es ist die gewöhnliche und notwendige Folge des vorigen: denn eben durch den Stillstand der Maschine müssen, nach längerer oder kürzerer Zeit, die Organe unbrauchbar und die Lebens-

kraft selbst opiumdichtiger werden. Doch folgt hieraus nicht, daß alle Tode erst aus jenem in diesen Zustand übergingen; nein, der Schlag des Todes kan so treffen, oder der Körper schon vorher so erschöpft seyn, daß zugleich mit dem äußern Lebenszeichen auch die Möglichkeit einer Wiederbelebung verschwinde.

Unrathet nun dieser Grad des Todes wesentlich von dem vorigen verschieden ist, so haben wir doch ein äußeres Unterscheidungszeichen dieses von dem, der noch heilbar ist, und wir müssen beide so lange für ein halten, bis

der dritte Grad, die wirkliche Auflösung durch Fäulniß, eintritt. Nun erst ist die Vollkommenheit des Todes gewiß, und es ist sehr wahrscheinlich, daß die Lebenskraft nicht eher völlig verloschen, als bis die Organisation selbst getrennt und das zusammengesetzte Wesen in seine einfachsten Bestandtheile zerlegt wird.

Diese große und wichtige Entscheidung nun, die für unsere Verurtheilung und für die wirkliche Wiederbelebung manches verloren gegangenen Scheinmodien, vom wohlthätigsten Einflusse hätte seyn sollen, der Härlichkeit und ausdauernden Liebe so manchen schönen Triumph versprach, hat leider gerade das Gegentheil

- b) Folgende rührende Geschichte ist ein Beweis hiervon. Ein junger Mensch war sehr in Paris in die Tochter eines reichen Bürgers, und sie in ihn, der ihr Vater zwang sie, einen andern zu heirathen. Nicht lange darauf verfiel sie vor Gram in eine Krafft und starb. Man begräbt sie, wie in Paris gewöhnlich, nach vier und zwanzig Stunden. Ihr erster Liebhaber, der die

Sohn

genheit bewirkt. Sie ist die Quelle der peinlichsten Unruhe worden, und hat die Schrecken des Todes verdoppelt. Unzählige, die den Tod an sich nicht scheuen, erbeben nun bei dem Gedanken, lebendig für todt gehalten zu werden, und bei jedem Todesfall naher und geliebter Personen wird unsrer Leiden durch die quälende Ungewissheit erhöht: Er ist vielleicht nicht todt, sondern er schläft nur. Und warum? Weil wir die Todten zu früh begraben, und den Zeitpunkt nicht abwarten, der die Gewissheit des Todes entscheiden könnte.

Es muß uns also von der äussersten Wichtigkeit seyn, folgende Punkte genau zu untersuchen: Wie lange kan der Mensch in diesem Mittelzustand verbleiben? Hat man gar kein Zeichen, den Ueberrest des Lebens zu erkennen? Und hat man wenigstens kein Mittel, das Wiedererwachen im Grabe zu verhindern?

Es scheint nicht widersprechen zu kan, sie noch einmal zu leben, gewinnt den Todtengräber, ihm das Grab zu öffnen. Es geschieht in derselben Nacht; der junge Mensch droht dem Todtengräber augenblicklich den Tod, wenn er nicht schweigen würde, nimt die Leiche heraus, und trägt sie in ein benachbartes Haus. Hier legt er sie ans Feuer, reibt sie mit warmen Tüchern, und sucht ihr unter tausend Umarmungen und Küssen das Leben wieder einzuhauchen. Und nach einigen Stunden wurde ihm seine Mühe reichlich belohnt; sie fieng an zu seufzen, und ihr Leben kehrte wieder. Bald darnach gieng dieses seltsame, durch den Tod vereinte Paar nach England, und wagte es erst nach einigen Jahren zurückzukommen. Man wolte sie erst gar nicht für die Verstorbene erkennen; aber es ward bald erwiesen, und ihr jetziger Mann verlangte nun auch, daß man ihm das ihr gebührende Vermögen herausgeben sollte. Es entstand hierüber der sonderbarste Proceß. Der erste Mann bestand darauf, daß sie ihm noch zugehöre, der zweite behauptete, sie sey für jenen todt, und nur für ihn und durch seine Bemühungen wieder lebendig worden. Aber das Parlament schien sie doch dem ersten Besitzer zukommen lassen zu wollen; sie worten also den Proceß nicht ab, und kehrten nach England zurück. Die Akten dieses merkwürdigen Processes befinden sich noch in der Registratur.

Was das erste, die Dauer des Scheintodes betrifft, so müssen wir leider gestehen, daß sich hierüber durchs uns nichts bestimmtes und allgemeines sagen läßt. So viel wissen wir, daß die Verschiedenheit des Falls und die den Tod begleitenden Umstände auch hierin eine große Verschiedenheit bewirken: aber die äussersten Grenzen dieser Möglichkeit des Wiedererwachens zu bestimmen, dazu haben wir noch nicht Kenntniß der Naturkräfte und Erfahrung genug.

Vorzüglich muß hierbei der Vorrath von Lebenskraft und die mehrere oder mindere Energie derselben einen großen Unterschied machen, und der von Natur schwächliche oder durch Debauchen erschöpfte wird natürlich eher verlöschen, als der, dem noch jene Kraft in ihrer ganzen Fülle bewohnt.

Ferner die Todesart. Wer den natürlichen, das heißt, den Tod des Alters

ers stirbt, der stirbt am gewissten, denn hier ist der Tod das Resultat der Verrothung und Destructio; die der Körper durch eine gewisse Dauer des Lebens sich selbst zieht. Eben so der Tod von Krankheiten, sie mögen lang oder kurz seyn, die die Quelle der Lebenskraft oder die Organisation dieser Theile zerstören, ist entscheidend und unheilbar.

Aber nun denke man sich Personen, die durch Gram und Kummer, durch angwierige Nervenkrankheiten in solchem Grad geschwächt werden, daß sie äußerlich zu leben aufhören. Hier können die Lebensorgane noch völlig unverfehrt seyn; es ist nur Ohnmacht, der ein feiner Krampf, was die Lebenswirkungen unterbricht; und es raucht nur Zeit, so wird sich die Lebenskraft, die in diesem Fall dem Tode unge- widerstehen kan, wieder erheben und in Thätigkeit setzen, wie die Erfahrung lehrt. Eben so wenig darf man denen trauen, die bei völlig gesundem Körper von einem gewaltsamen Tode, es mag nun Schlagfluß oder eine äußere Verletzung, Ertrinken, Erschicken u. s. w. seyn, sterben. Auch hier ist nur die Flamme des Lebens gehemmt, er Funke kan noch lange unter der Asche forsglimmen. Auch von Personen, die sich verblutet haben, hat man merkwürdige Beispiele eines langen dauernden verborgenen Lebens.

So viel ist gewiß, daß das weibliche Geschlecht dem Scheintod mehr ausgesetzt ist, als das männliche, und

daß daher die meisten und interessantesten Fälle dieser Art Frauenzimmer betreffen. Am leichtesten aber können die, die mit der hysterischen Nerven schwäche, mit häufigen Ohnmachten, Krämpfen, Abwesenheiten befaßt sind, hinein gerathen, und vielleicht am längsten darin aushalten, und hier muß man äußerst auf seiner Hut seyn, weil das schon an dergleichen Personen gewohnte Leben unglaublich lange darin verharren, und doch durch die unbedeutendsten Veranlassungen wieder erwachen kan. Ja was noch gefährlicher ist, der Scheintod kan hier zuweilen eine periodische Krankheit seyn, die mehrere Tage den Körper gegen alle Reizungs- und Erweckungsmittel gefählos macht, und sich dennoch nach geendigter Periode von selbst wieder auflöst. Auch der erste Anfang des Lebens ist einer langen Dauer des Scheintodes fähig, und man kan nicht dringend genug warnen, neugeborene Kinder nicht zu bald für todt zu halten. Ich weiß selbst einen Fall, wo ein geschickter Geburtshelfer, nach dem er sich mehrere Stunde vergebens mit einem todtgeborenen Kinde beschäftigt hatte, eben wieder abreißen wollte. Ein bloßer Zufall verhinderte ihn, und mehr aus langer Weile als aus Hoffnung nahm er das kleine Geschöpf noch einmal vor, blies ihm einige Zeitlang ununterbrochen Athem in den Mund, und ward nicht wenig überrascht, als er denselben endlich sich wiedergeben und das Leben des Kindes völlig zurückkehren sah.

Der Schluß folgt künftig.

Sammerisches Magazin.

45^{tes} Stüd.

Freitag, den 4^{ten} Junii 1790.

**Die Ungewißheit des Todes und das einzige untrügliche Mittel,
sich von seiner Wirklichkeit zu überzeugen, und das Lebendig
begraben unmöglich zu machen.**

(Schluß.)

Enblieh veranlaßt auch die Behandlung der Todten gewiß einen beträchtlichen Unterschied in der längern oder kürzern Dauer des noch übrigen Lebens. Man behandle den Todten auf die gewöhnliche Art, reiße ihn, bald nachdem er zu atmen aufgehört, aus dem Bette, lege ihn im Winter in die Kälte oder gar in eine eingeschlossene verdorbene Luft, zwänge die wichtigsten Theile in enge Binden u. s. w. und man kan versichert seyn, daß der Tod, wenn er noch nicht vollkommen ist, es dadurch bald werden kan; da hingegen, wenn man den Verstorbenen noch in seiner natürlichen Bettwärme läßt, für beständige Erneuerung der umgebenden Luft, für eine ungezwungene etwas erhöhte Lage sorgt, das gebundene Leben noch immer eine feine Nahrung erhalten und die edelsten Organe längere Zeit brauchbar und biegsam, also lebensfähig bleiben werden. Wendet man nun noch überdies einige Reizungsmittel

an, so ist ausgemacht, daß bei vielen, die außerdem todt geblieben wären, das Leben wieder erweckt werden kan. Selbst die Art des Begräbnisses ist hier von wichtigem Einfluß, und es ist mehr, als wahrscheinlich, daß (wie im L. Merkur 1786 behauptet wird) der Duff der frischen Erde sehr oft das Erweckungsmittel gewesen ist, was unsere Todten wieder, aber leider zu spät, ins Leben gerufen hat.

Hieraus erhellet, wie ungleich die Dauer des heilbaren Scheintodes seyn muß, und wie unmöglich es ist, einen allgemeinen Termin festzusetzen, nach dessen Verlauf man einen Todten wie den andern mit Sicherheit begraben kan. Daß wenigstens der gewöhnlich angenommene Termin von zwei bis drei Tagen viel zu kurz ist, das beweisen folgende Geschichten, wo das Leben erst nach sechs oder sieben Tagen wiederkehrte, und die ihrer Merkwürdigkeit wegen ausführlich erzählt zu werden verdienen.

Milady Ruffel, die Gemahlin eines englischen Obersten, wurde von Jedermann für todt gehalten, und nur die Zärtlichkeit und Liebe ihres Gemahls rettete sie von dem lebendigen Begräbniß. Er wollte sie durchaus nicht eher verlassen, als bis die Fäulniß ihren Tod bekräftigte. Sieben Tage lang lag sie so im Todeschlummer, und erst dann hatte ihr ungetrennlicher Gefährte den Triumph, sie wieder erwachen zu sehen, als man in einer benachbarten Kirche die Glocken zu läuten aufieng.

Noch merkwürdiger ist das Beispiel einer Professorsfrau in Thüringen, das uns Herr Camerer erzählt. Diese sehr zu hysterischen Zufällen geneigte Person erschrak im sechsten Monat ihrer Schwangerschaft so, daß sie die heftigsten Convulsionen bekam, und nach vier Stunden todt war. Zwei berühmte Aerzte, Cl. Camerarius und Mauchart und noch drei andere, konnten nicht anders als ihren Tod für gewiß halten. Nicht die mindeste Bewegung, keine Spur vom Puls, Schlag oder Athemholen, die stärksten Erweckungsmittel, die man anwendete, ohne allen Eindruck. Nachdem man so fünf Stunden lang mit vergeblichen Versuchen zugebracht hatte, wollten sie die Aerzte, als unwiederbringlich verloren, verlassen. Nur Camerarius hatte noch den Einfall,

die Blasenpflaster, die man Tages zuvor auf beide Fußsohlen gelegt hatte, abzunehmen, und zugleich die Gesichtszüge aufs genaueste zu beobachten; und siehe, als man die Oberhaut vom großen Zehen abzog, so bemerkte man wirklich einen schwachen Zug des Mundes, der gewiß nur diesen aufmerksamen Männern nicht entging konnte, und doch sie zu einem hundertsten der Grund war, diese Person nicht zu graben zu lassen, sondern ihre Versuche zur Wiederbelebung derselben zu erneuern. Man fieng an, die empfindlichsten Theile zu reizen, man brauchte die eindringendsten Mittel selbst das glühende Eisen, und es that fast kein Theil, dem man nicht durch Stechen, Brennen und andere Heilzungen aufs stärkste zugefißt hätte. Alles umsonst, sie blieb todt, und doch wagte man nicht, im Vertrauen auf die obige kleine Lebensspur, sie zu graben. Sie lag ganzer sechs Tage lang mit allen Zeichen des Todes, eine kleine Wärme in der Gegend des Herzens ausgehoben. Dann schlug sie plötzlich die Augen auf, und fieng an wieder zu leben, rufte aber von alledem, was in der Zeit mit ihr vorgegangen war, nichts. Nachdem sie sich mit einiger Nahrung erquickt hatte, wurde sie von einem todtten Kinde entbunden, und erholte sich bald darauf völlig wieder a).

Um

a) Hier waren also ein kleiner Zug des Mundes, ein Uebertref von Wärme in der Herzarube hin analische B-weise des noch vorhandenen Lebens. Wie wichtig sollte uns also der kleinste Umstand bei einer Leiche und wie sorgfältig ihre Beobachtung seyn! Aber was thun wir? Wir überlassen dieses ganz in die Hände der dämlichsten vorurtheilsvollen Menschenklasse, den Todtenweibern, die

Um so mehr muß uns daran liegen, gewisse Zeichen ausfindig zu machen, die uns die geheimen Uebungen des Lebens bei einem Leichnam entdecken können, und schon oft schwandelte man sich sie zu haben. Aber die Erfahrung hat uns leider gelehrt, daß kein einziges ist, welches unter allen Umständen die Probe hielt. Sie beruhen insgesamt auf einem Uebereinstimmen von Reizbarkeit. Nun haben wir aber schon oben gesehen, daß die Lebenskraft so gebunden seyn kan, daß ihre jede Ausserung, jeder Einfluß auf die Organe fehlt, und sie folglich für unsere Sinne gar keine Existenz hat! Vielleicht (es ist die Vermuthung des großen Fäulners) bleibt auch alsdenn im Herzen noch eine Spur von Reizbarkeit übrig; aber man kan sich davon nicht ohne Verlesungen überzeugen, die dem Tod, wenn er noch nicht da ist, gewiß bewirken müssen. Und was diese Anzeige noch trüglicher macht, ist, daß in manchen Fällen Reizbarkeit in einzelnen Theilen gegenwärtig und doch der Tod vollkommen seyn kan; in andern hingegen, wie die eben erzählten Geschichten beweisen, eine Beizung gar keine Spur davon, und doch nach geendigter Periode des Leichenampts ihre freiwillige Rückkehr er-

folgen kan. Eben so wenig kan man sich auf den erweiterten Augenstern, auf den verformten Mangel, auf die Erschlaffung, der Gesichtskreter, den gänzlichlichen Mangel des Athems und Pulsess, das Nichtfließen des Bluts u. s. w. verlassen; alles Zeichen, die auch beim Scharntod zugegen seyn können; und deren Abwesenheit uns zwar auf das noch übrige Leben, aber die Gegenwart keinesweges auf den gewissen Tod schließen läßt. Die Fäulniß allein ist im Stande, uns die völlige Gewissheit zu geben, daß nun nicht allein alle Verbindung der Lebenskraft mit der Maschine aufgehoben, sondern auch die Organisation selbst zerstört und die Wiederbelebung in diesem Gestalt unsäglich geworden ist. Aber auch hier muß man wohl merken, daß sie nicht partielle, (denn einzelne Theile können auch bei lebendigem Leibe faulen) sondern allgemein, nicht bloß durch trügliche Anzeige (wie z. B. der so genannte Leichengeruch) sondern vollkommen und nach allen Kennzeichen bemerkbar seyn muß. Dann erst, wenn der Geruch wirklich faul, die Farbe fleckig bis braun und bläulich spielend, die ganze Oberfläche etwas aufgedunsen und die Consistenz weich und breiicht wird, dann erst

§ 2

kan

die weder Sinn für solche Bemerkungen, noch einen Begriff von den Nothwendigkeiten des Wiedererwachens haben, die also selbst, wenn sie keine Lebensspuren bemerken, sie nicht achten und schief anlegen. So weiß ich den Fall, daß eine solche Person einige Zeit nach dem Tode eines Mannes, den sie eingekleidet, ansetzte, es werde wahrscheinlich bald noch eins von der Familie nachsterben; denn der Bestorbene habe im Sarge ein Auge aufgethan, und sie habe dies schon öfter als eine able Vorbedeutung bemerkt. — Eine so wichtige Lebensanweisung ist also für diese Menschen nichts als Nahrung des Aberglaubens, und nun weißt man noch länger, daß unzählige lebendig begraben werden

man man sagen: der Tod ist vollkommen, und das unbegreifliche Daud, was diese Masse von Kräften und Organen so wunderbar verrichte, ist geschehen.

Diese nur erwiesene Möglichkeit eines lange dauernden durch nichts zu erkennenden Lebens macht es uns nun zudringendsten und heiligsten Pflicht, auf Mittel zu denken, uns und andere vor dem schrecklichen Schicksal, des Lebendigbegrabens zu sichern. Alle die gewöhnlichen Mittel erreichen diesen Zweck nicht; selbst die Todtenbeschauung, die man an manchen Orten dazu eingeführt hat, wird unnütz; so bald die Todeszeichen, auf die sie sich gründet, keine Verweiskraft mehr haben. Die Zeit allein ist der competenteste Richter über Leben und Tod, und nach allem, was bisher gesagt worden, ist das einzige und das natürlichste Mittel, sich aus der Ungewisheit zu reißen, dieses: den Leichnam so lange liegen zu lassen, bis sich die oben beschriebenen Spuren der Fäulniß zeigen. Wir erreichen dadurch den zwiefachen Vortheil, einmal das Lebendigbegraben gewiß zu vermeiden, und zweitens, im Fall des unvollkommenen Todes, das göttliche Vergnügen zu genießen, den schlafenden sich und den feinnigen wieder geschenkt zu sehen; ein Vortheil, den man bei der Gewohnheit, sich des Todes durch Desnung

oder eine Wunde des Gehirns zu verschaffen, notwendig verlieren muß. Nichts läßt sich gegen diesen Vorschlag einwenden, als etwa die Besorgniß, die faulen Dünste des Leichnams mögen die Luft verderben und der allgemeinen Gesundheit nachtheilig werden, für welche die medizinische Polizei zu machen verbunden ist. Aber, erlaubt uns die zu ängstliche Sorge für die Lebendigen, ungerecht gegen die Toten zu seyn? Und ist nicht die ganze Besorgniß eingebildet und übertrieben? Was ist die Ausdünstung von ein Paar Leichen fürs Ganze, gegen die Menge animalischer Ueberricht, unter denen wir beständig leben, und die um und neben uns faulen, ohne daß wir einigen Nachtheil für unsere Gesundheit davon bemerken? Ist nicht die ganze Natur ein offenes Grab, worin jeden Augenblick Millionen Menschen sterben und verwehen? Was haben Gottesäcker, Anatomien, mitten in den Städten, wo die Leichen nicht Tage, sondern Monate lang liegen, und wir wolten den Todten diesen kurzen Aufenthalt über der Erde verweigern? Ja wir wissen nun, daß nicht leicht das schönste und gesündeste Land in der Welt, Graubünde, gerade das ist, wo man die Todten in der feinen Luft versaulen läßt b). Es ist ja die Absicht nicht, die Todten Wochen sondern nur Tagelang, nicht bis zur höchsten Fäulniß, sondern nur bis zum Au

b) Weder Niedersachsen, das seine Todten länger und anständiger aufbewahrt, noch Holland, wo es sogar verboten ist, sie vor dem fünften Tage zu begraben, und sie so also acht ja vierzehn Tage liegen, weiß einigen Vortheil von dieser Gewohnheit.

Anfang derselben, wo die Ausbün-
dungen noch höchst unbedeutend sind,
aufzubehalten. Und um aller mög-
lichen Gefahr auszuweichen, kan man
sie ja, entfernt von den Wohnungen der
Lebendigen, an einem abgesonderten
Orte ihre Quarantaine halten lassen.
Ein auf solche Art abgesonderter Tode-
ter wird gewiß eben so wenig Ansteck-
ung verbreiten können, als ein Pest-
kranker in seiner Quarantaine; und
ist er an einem bösartigen Fausieber
gestorben, so hebe die gleich mit oder
nach dem Tode sichtbare Fäulniß die
ganze Nothwendigkeit auf, ihn län-
ger liegen zu lassen.

Man erlaube mir also, folgenden
auf diese Ueberzeugung gegründeten
Vorschlag zu thun, der, ohnerachtet
ihre schon ein Franz und ein Chirur-
g beängstigt anempfohlen haben, doch
noch wenig bekannt und noch weniger
beachtet worden zu seyn scheint.

1) Man errichte Todtenhäuser, die
am schicklichsten auf dem Kirchhof, bes-
sonders wenn er außer der Stadt liegt,
anzubringen wären. In mittlern
Städten, wo selten mehr als einige
Tode zugleich existiren; wäre Eines
hinreichend. In größern könnte jedes
Stadtviertel ein eigenes haben; denn
je weniger Tode zusammenliegen, desto
besser für die Halb Todten und die Lei-
bendigen. Vielleicht könnte man die
schon über manchen Stäbtern existiren-
den Gebäude sehr leicht dazu einrichten.

2) Das Todtenhaus muß zwar ein
nach starken Luftzug haben, aber doch
so eingerichtet seyn, daß es im Win-
ter geschloß werden kan. Dadurch wird

der doppelte Vortheil erreicht, einmal,
daß der Frost nicht das noch übrig
Leben vernichtet, und zweitens, daß
durch die Wärme bei den wirklich Tode-
ten desto eher Spuren der Fäulniß und
also Gewißheit des Todes erhalten wird.

3) In dieses Todtenhaus wird nur
der Leichnam, nachdem er die gewöhn-
liche Zeit in seiner Wohnung zuge-
bracht, und da für Kälte, böser Luft
u. dgl. möglichst geschützt worden, am
Tage des Begräbnißes, mit oder ohne
Formalitäten, in einem mit hinläng-
lichen Luftsöchern versehenen geräumig-
en Sarg gebracht, und daselbst mit
unbedecktem Gesichte so lange gelassen,
bis sich die Zeichen der Fäulniß einge-
setzt; sohan erst dem für ihn bestim-
ten Grab anvertrauet. Man hat vor-
geschlagen, den Transport gleich nach
dem Tode vorzunehmen; aber ich glau-
be, dies würde theils die Zärtlichkeit
mancher Personen beleidigen, theils
beim etwa noch übrigen Leben durch
den schnellen Uebergang aus der na-
türlichen Wärme in die Luft, durch
die Veränderung der Lage und andere
Umstände schädlich werden. Nicht
und zwanzig Stunden lang weiligsten
würde ich immer abzuwarten stehen.
Nur bei bösartigen Krankheiten und
bei Armen, wo die Todten oft nicht
unter den Lebendigen liegen, würde
das erste vorzuziehen.

4) Es müßten unterrichtete und
pflichtete Todtenwärter bestellt werden,
die theils auf jede Veränderung beob-
achten und auf jede Spur des Lebens
aufmerksam wären; theils vor dem
Haus gegen alle Neugierigen geschützt

der menschlicher Menschen schützen. In auch diese Menschen vor allem Lachtheit der Ausdünstungen zu beschützen, könnte man gleich daneben eine Wachstube anlegen, wo dieselben wechselnd ihre Wachstunden abwarten. Ich bin überzeugt, daß die christlichen Weiber, die schon jetzt mit der Bewachung der Todten in ihren Häusern ihr Brod verdienen, sehr leicht zu diesem Geschäft zu haben wären. Würden nicht auch pärtliche Freunde des Entschlafenen diese Gelegenheit nutzen, ihn noch einige Tage länger zu sehen, und nach etwa merklichen Veränderungen zu forschen?

5) Die Oberaufsicht müßte ein Arzt oder Wundarzt haben, dem von jeder sich ereignenden Veränderung sogleich Nachricht gegeben, und von dessen Entscheidung es zuletzt abhängen würde, ob der Todte zu begraben sey oder nicht.

Wenn ich den einleuchtenden Nutzen und zugleich die Leichtigkeit und Einfachheit dieser Einrichtung bedenke, so bin ich kaum zweifeln, daß sie nicht bald, lang oder kurz, allgemein eingeführt werden, und daß nicht jeder wahre Menschenfreund sich in seinem Irthum dafür verwenden sollte. Die heiligsten Pflichten der Menschheit, unsere Selbsterhaltung, die kindliche, ständliche, eheliche Liebe, fordern uns auf, dieses Mittel nicht zu verkommen, das einzige, wodurch wir uns und unsere Geliebten vor dem bestürztesten Schicksal, das je ein Mensch zur Marter erfinden konnte, sichern können, das einzige, wodurch in Zukunft die Geister im Grabe die

schrecklichen Ankläger unserer Sorglosigkeit, zu verhüten sind. Keins von uns, ich wiederhole es nochmals, ist bei der gewöhnlichen Behandlung vor diesem Schicksal sicher; die Möglichkeit schon muß uns in solchem Falle für Wahrscheinlichkeit gelten, und ich bitte jeden, sich auf sein Todtbett hin zu denken, und diese schreckliche Ansicht dazu, sich an die Leiche seiner Gattin, seines Kindes zu versetzen, die man ihm noch lange vor der gewissen Ueberzeugung ihres Todes entrißt, in einen engen Sarg vernagelt, und, vielleicht noch lebend, vielleicht noch schreiend, in die schauerliche Nacht des Grabes versenkt. Kann man sich ihm Grausen denken? Kann man noch einen Augenblick anstehen, den entscheidenden Gefährten unsers Lebens, das einzige, was wir ihnen noch geben können, die kleine Wohlthat angewiesen zu lassen, noch einige Tage länger in der Luft zu verweilen, die sie so lange mit uns getheilt haben? Unmöglich! Es ist der letzte und geröchelste Anspruch, den sie auf unsere Rücksicht machen; es sey auch der letzte Beweis unserer Liebe und Anhänglichkeit, unser dieses Namens würdig, als aller Ehrenpomp und Trauerceremonien. Wie werden sich nicht manche Schwierigkeiten der Ausführung dieses wohlthätigen Projektes widersetzen? Ich glaube nicht. Die Einwendungen der materialistischen Polizei sind in obigem gehoben; die bisherigen Gebräuche des Leichenbegängnisses werden, wie auch schon gemeldet, für die, die es veranlassen, in nichts geändert, außer, daß

der Todte einige Tage später in die Gruft gesenkt wird. Aber, wer soll die Anstalt machen, wer die Kosten tragen? Dazu würde ich den Weg der Subscription vorschlagen, der schon so manches gemeinnützige Gute realisiert hat. Man eröffne sie nur, und ich glaube, es würde leicht seyn, die kleine Summe, die für einen mittlern Ort zum Beispiel kaum 200 Thaler betragen würde, zur Errichtung des Todtenhauses zusammen zu bringen; die Besoldung der Wächter, Heizung u. s. m. würde dann durch jährliche geringe Beiträge erhalten seyn.

Wenn ich bedenke, was für Summen man auf eitle Leichenbegängnisse, auf Momumente, und in katholischen Staaten auf Seelenmessen verwendet, so könnte man ja wohl mit noch mehrerem Rechte für eine das Wohl der Sterbenden so nahe angehende Anstalt Beisteuer und Unterstützung erwarten. Die Gesellschaft der Unternehmer hätte natürlich das erste Recht dazu; aber auch, das übrige Publikum, das mit der Zeit gewiß den Nutzen derselben einsehen würde, könnte gegen ein geringes Geld, das zum Unterhalt der Wächter diene, von diesem Hause Gebrauch machen.

Welcher Triumph für diese edlen Menschenfreunde, wenn über lang oder kurz in diesem Hause einer ihrer Mitbeder sein Leben wieder fände, und dem schrecklichsten aller Schrecken, dem lebendigen Begräbnisse, entginge!

Es ist oben bereits bemerkt worden, daß diese Vorschläge sehr ausführbar

zu seyn scheinen. Vornehmlich sind es in denjenigen größern Städten, wo die Kirchhöfe ausser der Stadt liegen. Auf den Dörfern mögten sie, wenigstens nach den Localumständen, in einigen Provinzen hiesiger Lande die meisten Schwierigkeiten haben. Allein, wenn man erst alles dieses applantet und im Ganzen anfangen wollte; so würde man sehr wahrscheinlich gar zu nichts kommen. Wenn nur erst ein Anfang gemacht, nur erst mit einem Exempel vorgegangen wird; so gibt sich bei solchen Gegenständen, das übrige gemeinglich von selbst am besten. Und zu solchem Anfange und Beispiele wäre nun wohl für die hiesigen Lande, deren Hauptstadt Hannover am nächsten verbunden. Eine Subscription ist dazu, wie der Herr Verfasser selbst sagt, allerdings erforderlich. Nur entsteht dabei wieder die Frage: wie ist diese am besten anzufangen? — Man giebt folgenden Vorschlag anheim.

Es erklären nemlich diejenigen, welche der Absicht des Hrn. D. Aufsehl ihren Beifall geben, und die Errichtung, vorerst nur eines solchen Todtenhauses bei hiesiger Stadt, welches aber nebst übriger Einrichtung, alldies ein Beträchtliches mehr als die zehn dem Hn. Verfasser angegebenen 200 Rthlrn verunkosten wird, mittelst versegelter Zettel mit ihrer Namensunterschrift

daß sie solche Einrichtung unterstützen, und bis auf die Summe von vier Thalern in Cassenmitage, dazu vor alles beitragen wollen. Diese Zettel werden an das hiesige Intelligenzcomtoir geschickt. Abm. von Ende

des

des nächsten Augustmonats eine Anzahl von 150 solcher versiegelten Subscriptionszettel, wobei auch diejenigen, denen die Sache vorzüglich am Herzen liegt, mehrere auf Einen Namen setzen können, zusammen; so werden sie dann daselbst, in Beiseyn eines Notarius, treulich entseiegelt, und die Namen mittelst dieser Blätter, nach dem Alphabete öffentlich bekannt gemacht; außer denjenigen, welche es etwa ausdrücklich untersagt haben; deren Namen alsdann nicht gedruckt werden. Alsdann kennt sich die Gesellschaft derer, die allenfalls vier Thaler daran wollen wagen, um einen Versuch zu machen, die schrecklichste aller Schrecknisse der Sterblichen, auf die einzig mögliche, nemlich auf diese Art abzuwenden. Alsdann kennen einander diejenigen, welche in ihren Zirkeln und durch ihr Ansehen, das Werk ferner unterstützen, wegen der innigen Einrichtung des Todtenhauses, des Platzes dazu u. s. w. guten Rath geben; und etwanige Vorurtheile gegen die einstweilige Aufbewahrung einiger und solcher Todten, wobei eine Furcht des lebendigbegrabens eintritt, gemeinschaftlich aus dem Wege zu räumen; durch einen engern Ausschuss die weitere Direction des Details führen zu lassen, und, die Ober-Landes-Policeiliche Genehmigung zu erwürken suchen wollen. Es versteht sich, daß es sowohl für die Unternehmmer, als für jeden Menschen völlig frei bleibt, ob er sich bei solchen Verstorbenen unter den Seinigen, die in Gefahr zu seyn scheinen, lebendig begraben zu werden, des Todtenhauses bedienen will, oder nicht. Denn, nach mei-

nem wenigen Ermessen, muß bei den lebenden Gegenständen, niemals gesetzmäßiger Zwang eintreten; wesswegen ich auch nicht glaube, daß durch die so oft vorgeschlagenen Verordnungen gegen das in frühe Begraben der Todten viel auszurichten, und der Zwang einigermassen zu erreichen seie. — Wenn, wie oben bemerkt worden, jene Gesellschaft sich bemüht, die etwanigen Vorurtheile gegen das vorläufige Beisehen abhemmen, so dürfte es an Interessenten, die sich für solche Verstorbenen dieses Hauses bedienen, in kurzer Zeit wohl nicht fehlen; und würde die Bezahlung der Wächter, der Todtenfrau, der Beisung im Winter etc. für jeden nur eine Kleinigkeit ausmachen. — Wenn sich dabei in der Folge sogar ergab, daß ohne solche Einrichtung, nicht wenig Menschen wären lebendig begraben worden, wie es doch die größten und erfahrensten Aerzte geradezu behaupten: so müßte es in wenig Jahren schon Sitte, in Bedürfnis sein nicht sogleich aus unserer Wohnung in des Schoss der mütterlichen Erde verkauft zu werden; sondern zuvorderst in dem stillen Todtenhause, wenn man so sagen darf, der Augantaine von einigen Tagen zu halten; welche sich ohne dusestehliche Unquemlichkeit der Lebenden, in der eigenen Wohnung des Verstorbenen bis zum völligen ganz unabweisbaren Todtseyn; nicht halten läßt. — Man hat auch in und durch Hilfe eines solchen Pausa Versuche machen; ob und in wie fern, die Luft der frischen Erde, wie es am wahrscheinlichsten ist, die noch nicht völlig todt lebende Kraft in einem noch nicht entgangenen Körper, wieder in Thätigkeit setzen mag. Und solchergeteilt würde dann diese Einrichtung, ohne alle Verordnung bald von selbst allgemein werden. —

Kommen aber bis Ende des nächsten Monats August, die 150 Subscriptionszettel nicht zusammen: so wird solches durch die Blätter bekannt gemacht, und von jeder, die es dann verlangt, seinen Zettel mit der Bezeichnung zu nehmen.

Vollst. ist es.

Hannoverisches Magazin.

46^{tes} Stüd.

Montag, den 7ten Junius 1790.

Beschreibung der Sitten, Gewohnheiten und des Charakters der Spanier *).

Spanien hatte wechselseitig verschiedene Nationen zu Bewohnern und Eroberern; und bekam mit den Fesseln der Ueberwin- der einen Theil ihres Charakters. Den herrschenden Geschmack der Spanier für gewisse Schauspiele, als für Tour- nire und für die Ritterspiele der Ad- stramm; die Liebe zu prächtigen U- teilen; eine endlose Liste von Namen; ihre Galanterie und ihre große Ach- tung für das schöne Geschlecht: — dieses alles, und die metaphern- und hyperbelnreiche Sprache erblieben sie von den Mauren. Die Ernstfas- tigkeit im äußern Betragen in der Ge- sellschaft, und die Eifersucht, welche sie zum Argwohn und zur Nachsicht verleitet, ist das Erbtheil von den afrikanischen Völkern. Den Go- then und ihren Vorfahren verdan- ken sie Offenheit, Rechtchaffenheit und Muth, Tugenden, die jenen ei- gen waren. Die Römer, so wie auch

die Gothen, gaben ihnen den begehr- testen Patriotismus, die Neigung für das Große und Erhabne, und — den Aberglauben.

Man hat uns die Spanier oft ge- schildert, aber jede Provinz hat ihren eigenthümlichen Charakter, und es herrscht, wie es scheint, zwischen ih- nen so wohl eine moralische als physische Verschiedenheit.

Die Provinzen, welche vor Zeiten eben so viele Königreiche ausmachten, scheinen den Geist der Abneigung in einem höhern oder geringern Grade beibehalten zu haben, je, nachdem sie eine von der andern entfernt waren.

Die Katalonier sind die fleißig- sten, geschäftigsten und arbeitsamsten unter den Spaniern; sie betrachten sich selbst als eine besondere Nation, sind stets zur Empörung bereit, und haben mehr als einmal wirklich den Entwurf gemacht, ihr Land zu einem Freistaat zu erheben. Seit einigen Jahren

*) Aus Poytons Versehen über Spanien. G. Univ. Magaz. March. 1790.

Jahrhunderten ist Catalonien die Mutter der Künste und der Sitz der Handlung Spaniens gewesen; welche daselbst zu einer Stufe der Vollkommenheit empor gestiegen sind; wie kein andrer Theil des Königreichs erreicht hat. Der Catalanier ist abrigens in seinen Sitten rauh und pöbelhaft, er ist eifersüchtig und eigennützig, aber offen und für Freundschaft empfänglich.

Der Einwohner von Valenzia ist verschmeißt, falsch, und sanfter in seinen Sitten: er ist das trägeste und zu gleicher Zeit das geschmeidigste Geschöpf, das existirt. Alle Lustsprünge, Gauckler und Quacksalber in Spanien sind im Königreiche Valenzia zu Hause.

Der Andalusier hat nichts Eigenes an sich, so gar seine Sprache nicht, und kan mit dem Gastonier wegen seines Uebermaßes im Ausdruck, seiner Lebhaftigkeit und eiteln Großpralerei in Vergleichung gestellt werden: er zeichnet sich sehr leicht zwischen hundert Spaniern aus, und man unterscheidet ihn gleich. Hyperbeln sind seine Lieblingsprache; er verschönert, erhebt und vergrößert jeden Gegenstand, und bietet auch seine Dörse und seine Person in ebenso kurzer Zeit an, als er es schon bereuet. Er ist ein Zänker, ein Mißgünger, lebhaft, lustig, und hält stief und fest auf die alten Gebräuche und Sitten seines Landes; er ist hurtig, wohl ge-

bildet, äußerst verliedt, und sehr Tanz, Vergnügen und einen guten Tisch.

Der Kastilier ist stolz, ernsthaft, spricht nur wenig, und scheint in Betrachtungen vertieft zu seyn. Seine Höflichkeit ist frostig, doch frei von Affektation; er ist misstrauisch, und verschenkt seine Freundschaft nicht eher, als bis er den Charakter des Mannes lange studirt hat, dem sie geschenkt werden soll. Er hat Genie, Stärke des Verstandes, eine tiefe und gesunde Beurtheilungskraft und Neigung zu den Wissenschaften. Ist er leicht und aufgeräumt, so ist es meistens die Wirkung der Ueberlegung.

Der Einwohner Galiciens kan mit dem Eingebornen von Arvergne verglichen werden. Er geht aus seinem Vaterlande, und wiew in dem übrigen Theile von Spanien, auf dieselbe Manier gebraucht, als Leute von derselben Gattung aus Arvergne und Limousin in Frankreich a).

Die meisten Bedienten sind Asturier: diese Leute sind treu, von mitleidigem Verstande, aber genau und sorgfältig in Beobachtung ihrer Pflicht.

Im Ganzen genommen ist der Spanier ausschweifend; gebildet und religiös; voll durchdringenden Verstandes, aber langsam im Entschieden; er besitzt eine große Bescheidenheit und Mißgüte, und sein Haß gegen die Trunkenheit schreibt sich aus dem höchsten.

a) Im Schornsteinlegen, Schubpugen etc.

den Mithrasum her. Sappho erzählt uns von einem Manne, der sich selbst ins Feuer stürzte, weil ihn Jemand einen Trunkenbold genannt hätte. Er ist trau, offen, liebreich und freundlich; er hat seine Fehler; wo ist aber der Sterbliche, der sich rühmen könnte, frei davon zu seyn? Der Mensch ist von Fehlern und Tugenden zusammenge setzt, und eine Nation ist eine Zusammen setzung von Menschen. Wenn demnach bei einer Nation die Tugenden und geselligen Vorzüge ihre Lasten überwiegen, die vom Temperament, Klima und Charakter unzertrennlich sind, so verdient dies Volk mit Rücksicht unsre wärmste Achtung.

Ich kan mit Ueberzeugung sagen, daß, eine gewisse Trägheit ausgenommen, welche bisher weniger die Wirkung des Klimas als andrer Ursachen gewesen ist, das vielleicht bald ein Ende haben werden; — einen Geist der Nachsichtigkeit, und einen Nationalstolz, der, wenn er weise geleitet würde, die wohlthätigsten Wirkungen hervorbringen könnte; und eine ganzliche Unwissenheit, die aus dem Mangel einer vernünftigen Erziehung herrührt, und welche ihre Quelle in jenem abentheuerlichen Tribunal hat, das zur Schande der Philosophie und des menschlichen Verstandes aufgerichtet ist — daß ich, diese Fehler ausgenommen, bei den Spaniern nichts als Vorzüge gesehen habe.

Ihre Geduld in den traktatistischen und portugiesischen Kriegen siehe die Franzosen b) in Erfahrung. Die spanischen Truppen waren oft ganze Tage ohne Brod, Wasser oder Zelt, und dem ungeachtet hörte man in ihrem Lager nie das geringste Murren; — nicht ein Schatten von Meinerre, sondern unausgesetzt der strengste gepauerte Gehorsam.

Ihrem Sonverain sind sie immer sehr ergeben gewesen. Nicht ohne Schmerz und Unwillen sahen die Spanier Philipp den Fünften eine Compagnie Leibgarde errichten. Der Graf von Aguilar, ein braver Edelmann, nahm sich die Freiheit, mit dem Könige darüber zu sprechen. „Wenn Ew. Majestät, sagte er, sich entschließen, auf dem großen Marktplatz von Madrid zu schlafen, so würden Sie daselbst die vollkommenste Sicherheit genießen; der Markt würde vor neun Uhr nicht angehen, und alle Kastilier würden Ihnen die Nacht über zur Wache dienen.“

Von Kindheit auf an leichtgläubigkeit und religiöse Ceremonien gewöhnt, ist der Spanier abergläubisch ohne es zu wissen, und wirklich andächtig. So gar, in seinen Ausschweifungen behält er den Schein der Andacht bei. Der Spanier scheint mitten in seinen heftigsten Leidenschaften seine Gemüthsruhe zu behalten, und indem seine Empfindung entflammt ist, be-

31 2

b) Was bei der Belagerung von Gibraltar ihre europäische Nation.

helt seine Miene ihren gewöhnlichen Ernst.

Er besitzt nicht jene unbefangene Sorglosigkeit, noch ist er jener lärmenden Geschwähigkeit ergeben, die in Frankreich so sehr gäng und gäbe ist; auch hat er in seinen Manieren nicht den verachtenden spöttischen Blick und die beißende Satyre des Engländers; oder den kriechenden, falschen und schmeichlerischen Ton der Italiener. Er ist voll Ernst, seine Höflichkeit mit Stolz vermischt, aber doch voll Würde und Erhabenheit; seine Aeußerungen des Wohlwollens sind nicht immer lebhaft, aber oft voll Bärtlichkeit.

Seine Nationaleitelkeit, ein Vorurtheil, das einer Regierung sehr theilhaft ist, welche es weise zu gebrauchen weiß, treibt er zu einer übermäßigen Höhe. Es ist kein Spanier, der nicht glaubt, sein Land sey das erste in der Welt. Das Volk bedient sich eines Sprichworts, welches heißt: *Donde esta Madrid calle el Mundo*, „wo Madrid ist, muß die Welt schweigen.“ Ein Prediger erzählte seinen Zuhörern in einer Predigt von der Versuchung Christi, daß der Teufel, zufolge der heiligen Schrift, den Heiland auf die Spitze eines hohen Berges geführt habe, von welcher man alle Reiche der Welt habe überschauen können. Er zeigte ihm, sagte der Redner hinzu, Frankreich, England und Italien: aber zum großen Glück für den Sohn Gottes, war Spanien durch die Pyrenäen vor sei-

nen Augen verborgen. — Man weiß, daß Väter, die eine Familie zu erhalten, wenn sie im Begriff waren, zu sterben, ihren Kindern wegen des großen Vorzugs Glück gewünscht haben, in Madrid leben zu können, und daß sie selbst lehrten, diese Glückseligkeit als die größte Wohlthat zu betrachten, in deren Besitz sie sie nicht lassen könnten.

Der fast beständige Aufenthalt in Städten, vorzüglich in der Hauptstadt, läßt das Land wüste. Ein Spanier lebt nie auf dem Lande; er kan keine Beschäftigung darin finden, weil er den Werth des Landlebens nicht kennt; und dem, welcher genöthigt ist, auf dem Lande zu bleiben, und da zu wohnen, fällt es nicht ein, Verbesserungen zu machen. Die hinreißend lebhaften Beschreibungen und Gemälde der Schönheiten und Reizjüge des Landes, der mannigfaltigen Naturscenen, welche mitten in den Vergnügungen und Herrlichkeiten der Stadt uns das Verlangen einflößen, sie zu verlassen; der hohe Enthusiasmus eines Berner, Thomson und St. Lambert, sind in Spanien unbekant.

Sollte nicht vielleicht der Mangel an Reizung bei den Spanier für empfindsame Schriften in ihrem Verwillen gegen das Land zu finden seyn? Das Klima, in dem sie leben, ist brennend heiß, und trocknet und härtet die Fiebern ab. Haben die Spanier mehr Gefühl, sie haben mehr Neigung für das Landleben bekommen; aber sie sind an die Städte gewöh-

sie, und in ihren Werken der Litteratur herrscht glänzende Einbildungskraft.

Ihre Ignoranz ist, im Ganzen genommen, außerordentlich; die meisten unter ihnen machen keinen Unterschied zwischen andern Nationen, und von vielen hört man die Behauptung: der Franzose, ob er gleich ein Christ sey, sey doch kein Katholik. Ihre Lektüre ist auf Comödien eingeschränkt, und ihre Gebete auf das Hersagen des Rosenkranzes. Ich bitte den Leser, zu bemerken, daß ich im Allgemeinen spreche, denn in Spanien giebt es viele Gelehrte, deren Verdiensten Gerechtigkeit allerdings widerfahren muß.

Ihre Tapferkeit im Kriege, ist nur das Werk des Augenblicks, und man sah unter den Truppen Beweise der größten Jaghaftigkeit auf die tapfersten Thaten folgen. Verschiedene Corps, welche in einem Angriff bei Tageszeit außerordentlichen Muth zeigten, führen zusammen, und wurden von einem panischen Schrecken ergriffen, wenn sie in der Nacht marschiren mußten. Biweilen zeigen sie in der Schlacht viel Grausamkeit, welches eine Folge ihres phlegmatischen Temperaments ist; und, wenn sie erst einmal in Hitze gerathen sind, so kennt ihre Wuth keine Grenzen. Man hat es in den Kriegen in Italien mehrere male gesehen, daß sie die Gefangenen, ihre Gefangenen zu

misshandeln, und sie sogar zu verurtheilen, wenn sie unverleßt in ihre Hände fielen. Sie nennen diese Prozedur: sich des Gefangenen verschern, *asagurar el prisionero*.

Man hat ihnen oft den Vorwurf gemacht, daß sie ihren Haß zur Rache zu weit trieben; allein, in diesem Betracht scheint die Nation ganz veränderet zu seyn. Ich glaube nicht, daß die Spanier ihre Thatkraft und die Lebhaftigkeit ihres Charakters verloren haben, wodurch sie zu gleicher Zeit zu großen Unternehmungen gerüht und eine Beute der gefährlichsten Leidenschaften wurden; aber Ueberlegung und eine richtige Idee von Ehre, haben ihren Ungeßüm, ihre Gewaltthätigkeit gemäßiget, und der Geist der Nachsucht, welcher sie sogar zu Mordmord verleitet, ist auf die niedrigeren Volksklassen eingeschränkt. Die Freistätte, welche durch die Kirchen dargeboten wird, ob sie gleich jetzt auf Eine in jeder Stadt eingeschränkt ist, wird dem Veleidiger noch lange die sichern Mittel gewähren, sich in Freiheit zu sehen.

Der Spanier ist im Allgemeinen von kurzer Statur, dünne und wohl proportionirt; seine Gesichtsfarbe ist olivengelt; seine Manier ernsthaft; er hat eine Leichtigkeit im Ausdruck, spricht gut, und besitzt eine edle Würde. Unter seinem Mantel, den er mit Anstand trägt, führt er ein langes

Schwerdt, um sich gegen Anfälle zu schützen. Er behält noch eine große Vorliebe für den großen runden Hut; und so bald er sich in einem Lande aufhält, wo dieser nicht verboten ist, legt er mit Vergnügen den Hut mit drei Ecken, oder den französischen Hut; wie er ausgemein in Spanien genannt wird, ab. Seine Lieblingsfarbe in der Kleidung, ist die schwarze. Wenn er die spanische Kleidung mit dem Militairkleide (so nennen die Spanier die französische Kleidung) vertauscht, so wählt er die lebhaftesten Farben, und es ist nichts Ungewöhnliches, einen gemeinen Handwerksmann, der funfzig Jahr alt ist, in rother oder himmelblauer Seide gekleidet zu sehen; in dieser Rücksicht findet kein Unterschied des Ranges Statt.

Der Spanier liebt den Pom, macht gern Aufsehen, und verachtet daher oft ohne Ueberlegung oder Berechnung, sein ganzes Vermögen, und beflist sich nachher, so gut er kan.

Eine der empfehlungswürdigsten Eigenschaften der Spanier ist, daß sie niemals einen Bedienten ablassen, von welchem sie gut bedient worden sind. Der Sohn nimmt die Bediente seines Vaters, und die Frau zimmer, die seiner Mutter dienen, wieder in seine Dienste, und sie alle sterben unter dem Dache ihres Herrn. Aus dieser Ursache sieht man gewöhnlich in den Häusern der Großen eine ungeheure Anzahl von Bedienten.

Ueber den Ausdruck: Ich bitte um Verzeihung.

Es ist bekannt, daß man in der gesitteten Sprache zuweilen statt plattweg nein zu sagen, ich bitte um Verzeihung, oder verzeihen Sie, sagt. Diese zwar auf einige Fälle passenden Ausdrücke, werden aber sehr oft gemisbraucht, oder zur Unzeit angebracht, so, daß zuweilen der wunderbare Sinn daraus entsteht. Es wird daher manchem nicht unangenehm seyn, folgende Zeilen über den rechten Gebrauch sowohl, als Mißbrauch dieses Ausdrucks zu

weiterem Nachdenken hier eingelegt zu finden.

Wenn ein Höherer, oder eine Person, welcher man Achtung bezeugt, etwas sagt, wozu man durch ja seinen Beifall geben sollte, und man doch nein sagen will, so benimmt man billig diesem Worte das Behauptende, Widersprechende, durch: ich bitte um Verzeihung. Z. E. wird gefragt: Gefällt Ihnen das Bild nicht auch? Oder, Herr N. ist doch ein

ein sehr angenehmer Mann? so sagt man statt des erwarteten ja, nicht geradezu das Gegentheil nein, sondern braucht den obigen Ausdruck; welcher eigentlich so viel sagen will, als: ich bitte um Verzeihung, daß ich es nicht so finde — daß ich anderer Meinung bin — daß ich sagen muß: das Kleid gefällt mir nicht; oder der Herr N. ist in meinen Augen nicht angenehm. Auf diese Weise ist man beides aufrichtig und doch bescheiden; man giebt zu verstehen, was man denkt, aber auf eine unvorgreifliche Art.

Frägt aber eine Person, der wir Ehre und Achtung schuldig sind, uns um unser Urtheil, ohne ihr Vorurtheil hinzuzufügen, so paßt das: ich bitte um Verzeihung, schon nicht mehr; weil gar keine Beleidigung darin liegen kan, hierauf aufrichtig zu antworten, wenn es nur auch mit gehöriger Bescheidenheit geschieht; sondern man kan, wenn man mehr als gerade ja oder nein sagen will, erlauben Sie, davor setzen. Z. E. hat Ihnen die heutige Predigt gefallen? Erlauben Sie, ne n. Halten Sie den Mann für so geschickt, als er beschrieben wird? Erlauben

Sie, ja. Doch hätte man sich, weder, ich bitte um Verzeihung, noch, erlauben Sie, oft hinter einander zu sagen, weil einmal schon für mehrere Antworten höflich genug ist; und zu viele höfliche Worte eben so herauskommen, als zu viele höfliche Gebahren.

Ungereimt ist es aber, auf alle Fragen, wobei es weder auf ein Widersprechen noch ein Urtheil ankommt; wo man bloß, so zu sagen, von einer Sache Bericht geben soll: das Nein mit Umschweifen hervor zu bringen, oder es in dem unbestimmten: ich bitte um Verzeihung, zu verbergen. Man beantworte nur folgende und ähnliche Fragen mit: Ich bitte um Verzeihung, wie es doch täglich geschieht, und sehe, wie es herauskommt, wenn man durch obiges aufmerksam darauf gemacht ist. Z. E.: War Madam N. zu Hause? Regnet es? Sind Sie gestern in der Kirche gewesen? Haben Sie die heutige Zeitung gelesen? u. d. gl. Auf solche Fragen ist das aufrichtige beständige ja oder nein, die beste, zweckmäßigste Antwort, und alle weiteren Umschweife sind abgeschmackt..

Z.

N.

Der Frühling.

Seh mir gegrüßt holder Frühling, welcher sich noch jähst durch dürre Ufer wand, rauscht nun durch grüne der verjüngten Natur! Jener Fluß, Gestade dahin. Hier, wo mich im kühnere.

kühlenden Schatten, blühende Hecken umwölben, will ich dich, o Frühling, empfinden. Ich höre aufs neue das gefühlvolle Lied der Nachtigall, mit welchem sich das leise Gemurmel des Flusses harmonisch vereinigt. Dort, jene dichten Haine schallen vom Echo fröhlicher Lieder, und kühle Zephyretten durchkäufeln die engen Gebüsch. Die duftende Viole steht in malerischer Schönheit im blauen Gewande, und empfängt den mächtig erquickenden Thau in ihren Schoß.

Hier diese alte Eiche, unter deren Schatten sich mancher ermüdete Wanderer erquickte, ist wieder mit jungen

Blättern geschmückt, gleich einem Greis, dessen welke Stien durch eine nur seltene Wonne sich erheitert.

Von jenem Hügel, der mit Rosenklippen umkränzt ist, die Ambrosia hauchen, wehet mir ein kühler West sanfte Däste. — Die reizende Vergiß mein nicht prangt jetzt mit entzückender Schönheit in ihrer unschuldsvollen Schminke.

O, wie schön ist der Frühling! wie prächtig die ganze Natur; aber ach! daß so manche Schönheit für uns Menschen unempfunden und ungenossen verweilt.

Anfrage.

Viele Gartenfreunde klagen mit mir über die oft irreparablen Verwundungen, welche der Maulwurf in Küchen- und Blumengärten anrichtet. Die mir bekanten Mittel gegen diesen Zerstörer unserer schönsten Hoffnungen, reichen nicht hin. Wenn Theer und Kampfer ihn zwar von einzelnen Feldern abhält, so zieht er dagegen desto aufgebracht in andere Gegenden des Gartens; das Mittel ist kostbar und hilft nur kurze Zeit. Das Erschießen, das Fangen mit dem Spaden und mit verschiedenen Arten Fallen, kostet theils viele Gedult und Zeit, theils ist es vielfältig

mit dem Ruin der Pflanzen und Gewächse verbunden, weil der Maulwurf zum Werfen und Ketten meistens bepflanzte und besäete Stellen wählt. Weiß man nicht ein anderes hülfreiches und leicht anzuwendendes Mittel? Oder, noch besser, existirt nicht eine Witterung, wodurch man den Maulwurf an besondere un bepflanzte Stellen des Gartens hinführen, und ihn da wegschicken kann? Hat man es nicht versucht und probat erfunden, ihn durch Gift anzuwurzeln? Und wie macht man das? Alle Gartenfreunde werden den Mann segnen, der in diesen Blättern nachgibt.

D.

Ad. M.

Hannoverisches Magazin.

47tes Stück.

Freitag, den 11ten Junius 1790.

Etwas über das Schlag- oder Knallsilber.

Im 63ten Stück dieses Magazins vom vorigen Jahre wird gemeldet, Herr Bertholes in Paris habe das Schlag- oder Knallsilber erst kürzlich erfunden. In einem Schreiben aus M** vom 30ten Oct. 1788 (hingegen a), sagt ein Ungenannter, der sich bloß mit **t. ausdrückt, daß ihn der Zufall diese ganz neue chemische Entdeckung, die eben so sonderbar als gefährlich und schreckbar in ihrer Wirkung ist, zuerst kennen lassen; daß ihn einige unlangst vorgenommene chemische Versuche veranlaßt, sich zu Mischungen verschiedener Salzen auch des feinen Silbers zu bedienen, und solches damit zu versehen, und daß eine derselben, durch die ledigliche Berührung eines kalten Körpers eine solche augenblickliche Entzündung und einen so großen Schlag gegeben, daß sie nicht allein das Gefäß, worin sie enthalten war, in viele Stücke zerschlagen, sondern auch, ohne genommene

Vorsicht, ihm selbst hätte gefährlich werden können. Der ungenannte Verfasser dieses Briefes meldet ferner darin, daß er so eben aus Paris von einigen Freunden, denen er unlängst seinen Versuch mitgetheilt hatte, vernommen, daß der Chemist, Herr Bertholes daselbst, der uns schon im Jahre 1785 die Theorie des Schlaggoldes gegeben hat, sich auch mit diesem Versuche und seiner Vollendung abgeben wolle. Redet der Ungenannte wahr, so gebührt ihm also, und nicht Herrn Bertholes, diese neue Erfindung, und Herr Bertholes ist wahrscheinlich erst durch den ihm von den Freunden des Ungenannten mitgetheilten Versuch auf den Gedanken gerathen, Knallsilber zu verfertigen, für dessen Erfinder er sich jetzt ausgiebt. Ist ferner der Ungenannte, wie höchst wahrscheinlich, ein Deutscher, so wäre dieses wieder unter den vielen schon vorbandenen Beispielen abermals ein neues

Beis

a) Es steht der Auszug dieses Schreibens in der neuen Literatur- und Bibliothek für das Jahr 1789. Nr. 2. Febr. Seite 137.

Beispiel, daß sich die Herren Franzosen gar nicht entsehn, sich ursprünglich deutsche oder anderer Völker Erfindungen, wie die ihrigen zuzueignen. — Damit nach Jahren über den Erfinder des Knallsilbers, über das Land und den Ort, wo die Erfindung zuerst gemacht worden, kein Zweifel entstehen könne, so wäre es sehr zu wünschen, daß sich der Ungenannte nennete, und die Sache jezt ausgemacht würde, da die Erfindung noch ganz neu ist, und beide, die sich solche zueignen, noch leben.

Die sorgfältige Beschreibung der ganzen Verfahrensart mit allen ihren Wirkungen, wird deswegen hier mitgetheilt, weil sie vielleicht ein großes Licht über eine neue chemische Theorie verbreiten kan, die wenigsten Leser das Buch, worin das Schreiben des Ungenannten steht, besitzen, und damit diejenigen, die etwa Schlag Silber verfertigen wollen, doch von allen widrigen Zufällen zuvor belehrt sind, welchen sie sich aussetzen würden, wenn sie zum Versuche schritten, ohne dessen genaue Zerzliederung und unerwartete Wirkungen zu kennen.

Folgendes Recept zur Verfertigung des Knallsilbers, ist genauer wie das, welches im 63ten Stück dieses Magazine vom vorigen Jahre steht.

„Man nehme feines Capellen Silber, löse solches in Salpetersäure („Acido nitri) wie gewöhnlich auf,

„schlage diese Auflösung mit Kaltwasser nieder, giesse das Flüssige vom Niederschlag langsam ab, und stelle diesen Niederschlag drei Tage lang in die Tagesluft, damit er sich mit dem Einfluß des Lichts schwängere, und ganz trocken werde; dann vermische man den trocknen Niederschlag mit der Salmiasäure (alcali. volatili caustico) und es wird sich ein schwarzes Pulver ergeben, schütte hiernach die Flüssigkeit davon sauft ab, lasse es wie der in der Luft langsam trocknen, und nun ist das Schlag Silber fertig.“

Man muß wohl acht haben, daß man dieses Schlag Silber in der geringstmöglichsten Quantität nur verfertige, es in einer gläsernen, besser aber, der Sicherheit willen, in mehreren kleinen metallenen Kapseln trockne, solche unbewegt auf dem nemlichen Plage stehen lasse, alle weitere Berührung eines fremden Körpers sorgfältig verhüte, und bei Verfertigung desselben sich das Gesicht wohl verdecke und verwahre, endlich, daß man die Entzündung und den Schlag nur mit der geringsten Quantität, mit einem Gran, versuche, sonst könnte man eine leicht lebensgefährliche Explosion veranlassen.

Die Entzündung und Schlag wird auf der Stelle dadurch veranlaßt, wenn

wenn mehr besagtes Schlag Silber nur mit einem fremden, kalten Körper in unmittelbarem Contact komt, da doch das Schießpulver einer Verührung des Feuers, und das Schlaggold eines gewissen Grades von Erhitzung bedarf, wenn beide ihre Wirkung machen sollen.

Ein Gran von diesem Schlag Silber in eine gläserne Schale gethan, entzündet sich durch einen darauf gegossenen Wassertropfen augenblicklich, und der Schlag ist so groß, daß er nicht allein die Glaschale zu Pulver und in fast unbegreifliche Stücke zerschlägt, sondern schleudert auch die Stücke in den Tisch, worauf die Schale steht, tief hinein. Wirft man einige Stäubchen davon auf die Erde, so schlagen sie beim Verühren der Erde gleich aus, und was hier bei das Sonderbarste ist, so findet man nach der Entzündung und nach dem Schlage, immer das Capellensilber wieder weiß, rein und in der nemlichen Gestalt und Verhalten so vor sich, wie es vor dem anfänglichen theilweisen Niederschlage gewesen ist.

Lannover.

Die wahrscheinliche Theorie vom Schlag Silber ist fast die nemliche, wie beim Schlaggold. Das Acidum, welches sich an das niedergeschlagene Silber anhängt, und festgeheftet hat, vermische sich mit den Wassertheilen des Salmiaks, und aus dieser Verbindung entsteht eine in Dünste gewandelte Flüssigkeit, diese hat alle Elasticität und Ausdehnungsvermögen, die ihr eigen ist, und wirkt nach derselben bei der durch die Körperkälte veranlaßten Ausdünstung mit so fürchterlichem Erfolge.

Uebrigens ist mit der Erfindung des Schlag Silbers dem wißbegierigen Menschengeschlechte kein so schädliches und betrübtes Geschenk gemacht, als ehemals der Engländer Baco, unrichtig der Wüthch Berthold Schwarz b), mit dem Schießpulver that; da es eine platte Unmöglichkeit ist, von diesem Schlag Silber eine große Quantität auf einmal so zu machen, und sie so lange aufzubewahren, daß sie zu einem allgemeynen menschenfeindlichen Gebrauche verwendet werden könnte.

B. J. W.

- b) Baco war der erste Erfinder des Schießpulvers, er verschwieg es aber, viel leicht aus einem Affect, der den Mißbrauch vorher sah, und nachdem es ungefähr bei 200 Jahr gleichsam erstorben gelegen, rufte der Feuerkünstler, Berthold Schwarz, dasselbe aufs neue zum Leben, damit mit selbigem einige tausend Menschen mehr konnten getödtet werden.

Verzeichniß der Kinder, welche den 17^{ten} Mai 1790

Namen.	Gebürtig.	Alter	Ältern sind gewesen.
		Jahr	
Christoph Lade- wig Kolbe.	aus Hannover	14½	Der Vater war in Königl. Kriegsdienste.
Friedr. Bernh. Bormann.	aus Hannover.	14½	Der Vater ist Friseur.
Johann Frie- drich Lunde.	aus Hannover.	14	Der Vater ist Tischler gewesen, die Mut- ter noch am Leben.
Joh. Friedrich Ebrist. Webe.	aus Hannover.	17	Der Vater ist Maurergesell gewesen, und wegen schlechter Erziehung der Mutter aufgenommen worden.
Johann Anton Fricke	aus Stadtha- gen.	14	Der Vater ist Soldat alhier gewesen, die Mutter noch am Leben.
Ernst Philipp Ochsenovf.	aus Grohnde.	15	Der Vater ist Tagelöhner, und auf An- suchen der Ältern aufgenommen worden.
Job. Jürgen Ficke.	aus Linden.	14	Der Vater ist Tagelöhner gewesen, und nach Absterben beider Ältern aufgenom- men worden.
Conrad Ma- thias Wock.	aus Hannover.	15	Der Vater ist Stadtsoldat gewesen, und wegen schlechter Erziehung der Mutter aufgenommen worden.
Johann Georg Diemer.	aus Hannover.	14	Der Vater ist Schneider gewesen, und nach Absterben beider Ältern aufge- nommen worden.
Johann Georg Heiskenberg.	aus Hannover.	14	Der Vater ist Tagelöhner gewesen, und wegen schlechter Erziehung der Mutter aufgenommen worden.
Diederich Gass- mann.	aus Münden.	16	Der Vater ist Soldat gewesen, und ist wegen Bettel aufgenommen worden.
Christine Johr- fern.	aus Hannover.	16	Der Vater ist Tambour beim v. Einig- schen-Regiment gewesen, und wegen schlechter Erziehung der Mutter aufge- nommen.
Friederike Ger- stmann.	aus Hannover.	15	Der Vater war Schneider, beide Ältern sind verstorben und todt.
Sophie Grim- men.	aus Hannover.	17	Der Vater war Kaufmann, die Mutter lebt noch.

auf hiesigem Arbeitshause confirmiret worden.

Haben alhier folgen: de Arbeit verrichtet.	Sind all: Hier gewesen Jahr Monat	Wollen lernen.	Besondere Anmer- kungen.
Dat Handzeug gewebet.	2 2	Will ein Härtler werden.	Beim Härtler Kretschmer in Längsburg.
Dat Handzeug gewebet.	1 4	Will ein Leinweber werden.	Auf dem Arbeitshause.
Dat Surten gewebet.	5 —	Will ein Tischler werden.	Beim Tischler Masoberg alhier.
Dat Surten gewebet.	7 —	Will ein Schlosser werden.	Beim Schlosser Weide- mann alhier.
Dat Surten gewebet.	1 6	Will ein Schneider werden.	Beim Schneider Rei- hart alhier.
Dat Surten gewebet ist.	4 1	Will ein Leinweber werden.	Auf dem Arbeitshause.
Dat geschußert.	5 —	Will ein Schusser werden.	Beim Schusser Dieners alhier.
Dat gespalen u. Baum- wolle gefärbet.	10 4	Will ein Maler werden.	Beim Maler Erdinges in Hameln.
Dat Surten gewebet.	4 —	Will ein Schneider werden.	Beim Schneider Hayle alhier.
Dat Surten gewebet.	6 —	Will ein Schneider werden.	Beim Schneider Wah- renburg alhier.
Dat Hebe gesponnen.	4 —	Will ein Schneider werden.	
Dat baumwollen Garn gesponnen.	2 5		Baumwollen-Maschinen- Spinnerin auf dem Ar- beitshause.
Dat baumwollen Garn gesponnen.	2 4		Beim Schusser Kraul in Linden Condition.
Dat Flocke und Hebe gesponnen.	2 9		Beim Wirthslafai Birk- en Condition.

Oekonomisches Brod.

In Journal de la Basse-Normandie macht Herr Professor Adam zu Caen die Erfindung eines ökonomischen Brods bekannt, wodurch sich der Erfinder bei der Hungersnoth im Jahre 1773 den Abgang des gewöhnlichen Brods ganz gut ersetzte. Verschiedene nachherige Versuche haben die Nützlichkeit dieser Erfindung außer allen Zweifel gesetzt.

Die ganze Operation besteht in folgendem: Man kocht eine gewisse Quantität Äpfel in Wasser, und wenn sie noch ganz heiß sind, quetscht man sie zu Brei, nachdem man vorher die Kerne und Kerngehäuse herausgenommen hat. Diesen Apfelbrei durchknetet man, mit Inbegriff des Sauerteigs, mit zweimal so viel Mehl, als der Brei am Gewicht hält. Wasser wird beim Kneten nicht gebraucht, denn der Apfelsaft ist dabei hinlänglich. Wenn der Teig die Consistenz des gewöhnlichen Brodteigs erhalten hat, läßt man ihn in einer hölzernen Mølle oder Backtröge eine Nacht über, oder etwa zwölf Stunden lang (ganz genau läßt sich diese Zeit nicht bestimmen; sie richtet sich nach der Güte und Quantität des dazu genommenen Sauerteigs) aufgehen.

So bald der Teig gehörig aufgegangen ist, wird er in den Ofen geschoben, und man erhält ein Brod daraus, das gar nicht nach Äpfeln

schmeckt. Das Brod ist sehr frisch, leicht, locker, voll großer Augen, und mithin auch gut zu verdauen.

Das ein Drittel zu dieser Brodmasse genommener Äpfel, vermehrt das Gewicht der daraus gebackenen Bröde auch um ein Drittel.

Das Backen selbst erfordert in weitem nicht so viel Zeit, wie unser gewöhnliches Brodbacken; der Teig wird nur einmal geknetet, statt daß solches bei unserm gewöhnlichen Brodteige zweimal geschehen muß.

Die Äpfel lassen sich, ohne daß sie abschmeckig oder faul werden, bis in den Monat Julius und noch länger, ohne große Mühe aufbewahren. Man grabt an einem nicht zu feuchten, und auch nicht zu warmen Orte eine Grube, schüttet die Äpfel in selbige, und bedeckt sie 1 oder $1\frac{1}{2}$ Fuß hoch mit Erde. Hier bleiben sie so frisch und schmackhaft, als wären sie eben vom Baume gepflückt. Man muß man darnach sehen, daß lauter gesunde, und keine schon angegangene, fleckige oder faule Äpfel mit in die Grube kommen. — So weit Hr. Adam! —

Bei uns würde zwar das Apfelbrod, auch selbst in den obstrichsten Jahren, wegen des hohen Preises der Äpfel, nicht, wie in dieser Provinz Frankreichs, um den Mangel des gewöhnlichen Brods dadurch zu ersetzen, empfohlen

pflegen werden können; aber wie ein Brod, ist es doch auch bei uns empfehlend sehr schmackhaftes und dabei gesundes lungswürdig.

b.

w.

Kennthierzucht in Nordhumberland a).

Das Publikum wird es wie eine neue Nachricht von Wichtigkeit ansehen, daß es dem Ritter Liddel gelungen ist, Rennthiere aus Lappland in England einzuführen, und daß selbige, gegen die Versicherung verschiedener Naturkündiger schon mehrere male daselbst geworfen haben, mithin künftig große Vortheile davon zu erwarten stehen. Es ist also durch die Erfahrung widerlegt, daß sich die

Rennthiere nur einzig und allein in Lappland, und sonst in keinem andern Lande, vermehren.

Auf dem Schloß Easington, im nördlichen Theile von Nordhumberland, befinden sich jetzt mehrere Rennthiierzuchten, und man findet daselbst ganze Strecken Landes, die mit weißem Moos (lichen rangiferinus), der Lieblingsnahrung dieser Thiere, bewachsen sind b).

a) Aus Consfath. Tour through Sweden. &c. London 1789.

b) Vor etwa 12 Jahren sahe ich auf dem adelichen Gute Stodelsdorf bei Lübeck einen Rennochsen und Rennkuh, die man schon einige Jahre daselbst gehabt, ganz zahm waren, und frei im Hofe und Garten herumließen. Man hatte sie anfänglich mit Rennthiermoss gefüttert, welches man besonders für sie kommen lassen, nach und nach aber an ander Moos, Laub und Gras gewöhnt. Es muß solches auch so gar schwer nicht seyn, da bekanntlich die Rennthiere selbst in Lappland den Sommer über allerhand Moos, Laub und Gras, und nur im Winter allein lichen rangiferinus fressen. — Die Stodelsdorfer Rennkuh war trüchtig, ob zum ersten mal, weiß ich nicht. Kuh und Ochse gerieten bei einem Eimer mit Kaltwasser, den ein Weibsbinder aus Versehen im Hofe stehen lassen, soffen davon, und trankten beide in einer Nacht.

Wiederholte Anfrage.

In dem 53^{ten} Stück dieses Magazins vom Jahre 1789 ist folgende Anfrage enthalten:

„Woher mag es gekommen seyn, daß der Terminus ad quo und ad quem der allermeisten Rechnungen der öffentlichen, vornemlich der Städte: Cämmerei und übrigen Cassen, auf Tri-

nitatis schon seit sehr alten Zeiten stehet, oder doch auf diesem oder einem andern beweglichen Feste gestanden hat; die Art der Einnahme und Ausgabe, das heißt hier, resp. die größere Leichtigkeit diese oder jene Intrade zu erheben; oder die größere Nothwendigkeit, zu dieser oder einer andern

andern Zeit eine Ausgabe zu machen, mag sich verhalten wie sie will?

Gleichwohl scheint jener Termin äußerst unbestimmt zu seyn, da er sich auf ein so bewegliches Fest, als Trinitatis ist, beziehet. Bekanntlich kan dieses vier bis fünf Wochen später oder früher fallen; mithin muß zuweilen Ein Rechnungsjahr ein Zwölftheil, und darüber, länger oder kürzer werden als ein anderes. Was dieses bei Vergleichung mehrerer Jahresrechnungen, und des Cassenhaushalts mehrerer Jahre, auch in manchem andern Betracht für Inconvenienzen, habe, braucht den Sachverständigen nicht erörtert zu werden.

Nun scheint zwar nichts leichter, als ein vor allemal festzusetzen, daß z. E. der bisherige Registertermin statt Trinitatis etwa der 1^{te} Junius, statt Ostern etwa der 1^{te} April u. s. w. seyn solle. Allein, ehe eine solche Veränderung angenommen werden mag; wäre es doch nicht uninteressant seyn, zu verlässig in diesen Blättern zu vernehmen: was wohl eigentlich die Veranlassung zu der seit mehreren Jahrhunderten gewöhnlichen Bestimmung des Registertermins auf Trinitatis oder Ostern gewesen seyn möge, und was sich etwa für die Beibehaltung dieses so unabweichen Terminals sagen lassen dürfte?

Hannover.

Auf diese Anfrage ist bisher keine Antwort von irgend einiger Bedeutung eingelaufen. — Gleichwohl würde sie um desto erwünschter seyn, da es von jenen Registerterminen wahr scheinlich herrührt, daß auch bei den Pachtungen die Termine auf solche bewegliche Feste, z. E. Ostern oder Trinitatis u. s. w. stehen. Bei Landwärdern und Wiesen, welche im Jahr nur ein oder zweimal gewissen Ertrag geben, wäre es freilich ziemlich gleichgültig, ob Terminus a quo und ad quem auf einen beweglichen Jahrestag gesetzt ist oder nicht. Gleichwohl ist bei diesen ein fester Tag, z. E. Petrusstuhlfest, Michaelis u. s. w. gewöhnlich. Hergegen bei solchen, mehrertheils städtischen Pachtungen, da der Genuß in der täglichen Perception besteht, z. E. Mühlen; Schank; Fischerei; Weggelds u. d. gl. Pachtungen; ist es gewiß nicht einerlei: ob der abgehende oder antretende Pächter etwa um den zwölften Theil des Jahres verkürzt oder gevortheilt wird; und gerade bei diesen Pachtungen sind die Bestimmungsstage auf bewegliche Feste noch am gewöhnlichsten; erregen aber auch viel Streit und Weidwitsigkeiten, welchen durch eine geschlichte Bestimmung gänzlich und auf immer abgeholfen werden könnte.

Albg.

Sannoverisches Magazin.

48^{tes} Stüd.

Montag, den 14^{ten} Junius 1790.

Fragmente über Italiens Medicinalanstalten.

Vom Hrn. Doctor Dometer.

Jedem aufmerksamen Reisenden — sey er Profan oder in Aesculapens Kunst Eingeweihter — muß es auffallen, wie kräftig in Italien dem menschlichen Elende in Rücksicht körperlicher Leiden, durch öffentliche Zufluchtsörter abgeholfen ist. — Denn man trifft keine auch noch so kleine Stadt an, die nicht ihr Krankenspital hätte; ja ich habe Flecken (Burgo) besucht, denen ein wohl eingerichtetes Spital nicht fehlte. Dies erregt desto leichter Verwunderung, weil alle übrigen politischen Einrichtungen so weit hinter denen unseres Deutschlands stehen.

Wäre die Verwaltung dieser Hospitäler so gut, wie sie es nach Maßgabe der größtentheils beträchtlichen Summen der Einnahme seyn könnte, so wäre von dieser Seite in diesem Theil Europens so menschlich für die leidende Menschheit gesorgt, wie in keinem der übrigen. Indes würde man fehlen, wenn man von der Menge der Krankenhäuser, auf wohlthätige

tige Empfindungen der Nation schließte, wolte. Denn ein guter Effect ist hier aus einer schlechten Ursach entsprungen. Bigottismus und Freigeketerei vereinigt der Italiäner auf eigene Art. Er erlaubt sich alles, so bald er es nur verheimlichen kan, bis dann am Ende seiner Tage sein Gewissen oder sein Beichtvater mächtig zu ihm spricht. Er erschrickt und glaubt, alle seine Uebelschaten wieder gut zu machen, wenn er einen Theil seines Vermögens zu frommen Vermächtnissen bestimmt. So entstanden Hospitäler, so werden sie erhalten, so werden sie reich und prächtig. Daher siehet man in Italien prachtvollere Krankenhäuser, als in Deutschland die Schlösser der Fürsten.

Ich werde von jedem einzelnen Hospitale sowohl, als den medicinischen Schulen insbesondere reden, und des Anfang mit

Genua machen. Diese Stadt wird von den Italiänern mit Recht die prächtige genannt,

266

nannt, und diesem Namen ist auch das große Hospital angemessen.

† Bosci ist der Erbauer, der es nach 12 vollen Jahren 1423 endigte.

Die Gestalt desselben ist ein grosses Viereck, das einen sehr beträchtlichen Hof in sich faßt, der durch corinthische Säulen, aus unzerstörbarem Granit gebauen, ein prachtvolles Ansehen bekömt. Der Reichthum an Marmor, den man an Treppen, Säulen und Statuen siehet, erregt Staunen. Ueberhaupt läßt sich die Pracht des ganzen Gebäudes aus den Umkosten eines einzigen Flügels, der vor 10 Jahren dem Ganzen angebauet ist, und über 1½ Mill. fl. kostet, schließen.

Toleranz ist in Italien noch etwas äusserst seltenes; deshalb halte ich es der Mühe werth, hier anzuführen, daß das Directorium dieses Spitals mit dieser Verrauthen der Menschheit bekannt ist. Denn hier werden Kranke aller Nationen und jeder Religion aufgenommen. Bei meiner Anwesenheit (im April 1789) war die Zahl derselben über Tausend, deren Wiederherstellung durch vier Aerzte besorgt wird, die zu dem Ende täglich 2 Besuche machen. Dies Mißverhältniß der Aerzte zu den Kranken und ihre schlechte Besoldung; denn jeder bekommt nur 200 fl., und der Italiäner arbeitet bloß des Geldes halber, stehen mir hinreichende Ursachen der äusserst schlechten Medicinalverwaltung. Nur man noch dazu den italiänischen Egoismus und die Sorglosigkeit dieser

Nation, so siehet man leicht, daß hier nur der dem Tode entgeht, der gar nicht unglücklich ist. Es wird sich jedet hiervon um desto mehr abheben, wenn ich noch einige Umstände über die darin herrschende Polizei angeführt haben werde.

Ordnung, die doch immer einer solchen Anstalt so wichtig ist, fehlt durchaus. Folgende Facta mögen als Belege dienen: Während meiner Anwesenheit habe ich verschiedentlich Fleisch darreichen sehen, welches, weil dabei weder Messer noch Gabel gegeben wurde, die Kranken mit den Zähnen zerreißen mußten. Die Säle sind durch Nischen verzieret, in welchen, in allen 75 (von Natur) weisse marmorne Statuen und 17 Büsten, größtentheils Abbildungen der Wohlthäter des Hospitals, aufgerichtet sind, die aber durch Lichtdampf, Staub und Ausdünstungen, ein solches schwarzes Aussehen bekommen, daß ich geräuschet wurde, und sie für schwarzen Marmor hielt. Mein Führer, der Oberwundarzt Bononi, der durch eine Wundresse, die ich an ihm hatte, sehr gesällig war, bemerkte, daß mir dies auffiel, und sagte, daß ich bald alles gepuht sehen würde; weit in einigen Tagen der Doge das Hospital besuchte. Dies ist ein einmal festgesetzter Tag nahe vor Ostern, an dem das Hospital einmal im Jahr rein zu sehen ist. So waren verhältnißmäßig auch alle Betten äusserst unrein; die Abendrein in vier Reihen in der Breite des Saals gestellt waren, jedoch hatten

hatten sie noch das Gute, daß ihr Gefäß aus Eisen war.

Von solchen Ungereimtheiten hängt denn auch die ungeheure Mortalität ab, so, daß im December 1788 mehr denn 600 Patienten dieses Hauses gestorben waren.

Die Kranken sind in verschiedene Abtheilungen zertheilt. Erstens sind die Männer von den Weibern abgesondert, wiederum die Innerlich Leidenden von den mit Äußerlichen Krankheiten befallenen jedes Geschlechtes. Besonders liegen die febricitirenden, besonders die phlogistischen, besonders die Schwangeren, besonders die Säuglinge.

Die Nachbarn man sich unter die Fenster des Hospital einen Zufluchtsort der Dürstigen, denn hier bezahlt Niemand. Wer in seinem Körper leidet, dem steht die Thür offen.

Das Verhältnis des Wärterinnen zu den Kranken ist günstiger als das der Knechte, denn zu 10 ist eine angestellt. Diese sind theils Nonnen, theils als ausgesetzte und jetzt erwachsene Kinder.

Mit diesem Krankenspital ist auch das Findelhaus verbunden, wosin schlechter Art uneheliche Kinder, Fremde und Ausländer, ohne daß sich dessen Aeltern zu schämen brauchen, gebracht werden können. Zwei dazu bestimmte Weiber wachen in jeder Nacht, um die selbst gebrachten Kinder, die durch eine dazu besonders eingerichtete Drehmaschine herumgeschoben werden, aufzunehmen. Auch auf diesem

Institut ist manches sehr Wichtige anzusehen. So ist es für die Erhaltung dieser Säuglinge gewiß nachtheilig, daß eine Amme vier Kinder tranken muß. Dies ist desto tadelswürdiger, weil die Anstalt reich genug ist, um heilsamere Einrichtungen zu treffen, und jeder Grund der Ersparniß nichtig wird. Neben dieser fehlerhaften Anstalt bemerkte ich jedoch eine nützliche: es ist nemlich hier eine sehr nachahmungswürdige Art Wiegen eingeführt, die durchaus von eisernen Stangen gebauet sind, und deren Fuß wieder die Art der unstigen unbeweglich ist. Hingegen ruhet der obere Theil wie ein Wagbalk mit 2 Spindeln auf dem festen Gestelle, so daß nur die allergeringsten Bewegungen gemacht werden können, und jede harte den Kindern nachtheilige Erschütterung unmöglich wird.

Dieser ganzen Anstalt ist eine eigene Apotheke gewidmet, die zwar sehr groß, aber in Absicht der Wahl der Arzneien sehr schlecht eingerichtet ist. Mannigfaltig war der Vorrath destillirter Wasser, und jeder einzelne gleich an Größe eher einem kleinen See, als daß er seinem Endzweck entsprach. Zahllos war überhaupt die Menge zusammengesetzter Arzneimittel, und gering die einfachen.

Auch für junge Medici soll dieses Hospital eine Schule seyn. In dem Ende folgen sie dem besorgenden Arzte, werden aber anbrütten nichts weiter als im Laufen geübt. Denn der Anführer thut nichts als nur auf die allerflüchtig-

rigste Weise nach dem Pulse zu fühl-
len; legt dabei weiter gar keine Fra-
gen vor, bestimmt weder Krankheit
noch Mittel, und geht bei vielen gar
vorbei. Mehrmals habe ich mit
Schauern zugehört, wie die Kran-
kendienerin das Heilmittel vorschlug,
welches vom Aesculap jedesmal gebil-
ligt wurde; wie sie die Prognosis stell-
te, und auch dieser sich dadurch leiten
ließ, etwas oder nichts zu verordnen;
wie oft der junge Arzt, der seinem
Auftrage zufolge, die verordnete Mi-
xel zu Papier bringen sollte, das Mi-
xel ehe aufgeschrieben, ehe sein An-
führer den Kranken gesehen.

In diesem Spital wurden auch theo-
retisch, medicinische Vorlesungen ge-
geben, jedoch nur eben der Nachlässig-
keit, wie die übrigen akademischen
Vorlesungen der Universität.

In dem Lektionsverzeichnisse, das
man öffentlich angeschlagen sah, wa-
ren nicht die Tage der Ferien bestimmt,
sondern diejenigen (weil dies der un-
gleich seltenere Fall ist) an denen Vor-
lesungen gegeben werden.

Das anatomische Theater dieses
Spitals, dem Pratolonga als Leh-
rer vorgesetzt ist, hat zwar mehrere
Schränke mit Präparaten, sie sind
aber verschimmelt, und so sehr Ver-
häufung der Würmer geworden, daß
man glaubt eine Insektensammlung zu
sehen. Der größte Theil derselben
war trocken aufbewahrt. Außer den
Präparaten werden mehrere Monstra,
sowohl menschliche als thierische, in
Spiritus gezeigt.

Mit diesem Gebäude ist, wie es in
catholischen Staaten gewöhnlich der
Fall ist, eine eigene Kirche verbunden.
Diese ist zufälliger Weise der ganzen
Stadt wichtig, weil der Leichnam des
heil. Catharina darin aufbewahrt
wird.

Ein zweites Hospital dieser Stadt
heißt das *Hospitaleto*, oder auch
der Unheilbaren. Die Zahl der
darin befindlichen Kranken beläuft
sich bei meiner Anwesenheit auf 943. Es
beruht auf dem Umstande, daß sowohl
im vorigen die Zahl der Weiber. Es
bleiben bei denselben Krankheiten und
unter denselben Umständen immer
eine Zeit länger in den Krankenhau-
sen, dabei giebt ihnen dieser Um-
stand gewöhnlich das Uebergewicht.
Die Zahl sämtlicher Kranker in diesem
für die bestimmten Aufnahmestellen, ist
im Winter ein vielcs beträchtlicher,
nicht etwa des mehrern Kranken hal-
ber, denn diese giebt es in Italien im
Sommer am häufigsten, sondern weil
die Armen, bei mehreren Bedürfnis-
sen wegen, dies ihnen die einzige Ab-
tödtung nöthig macht, um diese auf-
he leicht zu befriedigen, vor-
stellte Kranke machen. Das er-
scheint sie leicht, weil jeder Kranker
alle Annehmlichkeiten aufgenommen
wird. Es ist wahr, das Gebäude ist
ein prächtigter Ballast, aber außer die-
sem Umstande läßt sich nichts als an-
theiliges von diesem Institute sagen.

Die ungleich größere Zahl der We-
iber liegt in einem Saale. Außer die-
sem Saale ist nie ein solcher Raum

von Elenden so bei einander gepackt. Bette an Bette. Kaum so viel Platz übrig, der das Durchgehen erlaube. Eilen, Stuhl oder Tisch anzuheben ist eine Unmöglichkeit.

Der Bestand übertraf bei weitem den eines Schindängers, so daß dieser als kein hinreichend ist, jeden Gesunden krank zu machen. Es stehlen nämlich dem Gebilde Herrits, Pate deren man sich der Leibschätze bedient, deren Fohgen jeder ohne meine Darstellung leicht einseheth.

Ueberraupt fanden sich, recht wie für alle Sinne ausgedacht, fürchterliche Anstrome. Welchen schrecklichen Anblick mußten die verschiedenen im Saal zerstreuten Skelette dem Kranke zeigen? Vierzig marmorne Stätten und zehn Wästen — zwar ursprünglich weiß — jetzt durch Staub und Ausdünstungen ganz schwarz, vermehren das Schreckhafte nicht wenig. Mitten in einem der Gänge stand eine Leiche schon seit 36 Stunden. So nachlässig dürfen Untere und Oberbediente zu Werke gehen. Dreck, Erbroch, Urin, verschüttete Getränke und Arznei, so lagen so dick auf der Erde, daß zu Zeiten die Schuch ein wenig stinken blieben.

In der Diät wird so sehr, wie in den übrigen Dingen, gesehlet. Gemüße reicht man nie. Alle Tage Weizen (gekochter Reis) und Fleisch, das die Kranken auch auf die vorhin schon angeführte Art mit den Zähnen zerreißen mußten; weil ihnen weder Messer noch Gabel geräthe wird.

Selbst die Medicine wird ohne hinreichende Anzeige gegeben; denn die Aerzte sind längst zufrieden, wenn sie nur ein Glas mit Medicine vor dem Bette stehen sehen.

Es harmonirt mit dem Uebrigen auch recht gut, daß zwei Aerzte, die dem Spital vorstehen, die Besuche in einer Viertelstunde vollenden. Sie machen nichts als medicinische Läufer. Außer diesen zwei Aerzten wohnen noch zwei Medici assistentes im Spital selbst.

Il Albergo dei Poveri führe ich unter den wohlthätigen Gebäuden dieser Stadt desto lieber hier an, weil es als Merkwürdigkeit für jeden Reisenden auftritt. Es ist 1655 erbauen. Man liest an seiner Außenseite folgende Inschrift:

Auspice Deo

Serenissimo senatu favente

Magistrat pauperum fovente

Montes dejecti vallis coarctata

Florentum concameratum

Alveus derivatus

Aegenis alendis cogendis opificio
Pietate instruendis Aedes extructae

Anno salutis MDCLV.

Ob also gleich seine eigentliche Bestimmung nur für Arme ist, die auf 1500 bestimmt sind, so sind doch darin auch zwei beträchtliche große Krankensaale, daher diese Anstalt sowohl jeden Menschen, als auch den Arzt insbesondere interessiert. Es tragen zur Ausbreitung verschiedener Krankheiten in diesem Hause die man-

Arbeiten viel bei, die hier vorgenommen werden, z. E. die Wollem- und Baumwollenspinnerei, Weberei grober Tücher und Leinwand etc.

Schön und einzig ist der Zugang zu diesem Pallast, er stößt große Ideen von der Wohlhabenheit der Genuesser ein. Er liegt am Fuße eines Berges der Apenninen, erhabener, wie die übrige Stadt. Auf beiden Seiten eines wohlgepflasterten Weges liegen Delgärten. So wie aber das Aeußere durch Pracht sich auszeichnet, so wird das Innere durch Unreinlichkeit charakterisirt. Selbst im Speisezimmer stank es aasbäst. Im Dormitorio war es gar nicht auszuhalten. Der Küchenzettel kostete nicht viel Mühe, denn die Bewohner bekommen täglich zweimal Minsstra, und nur des Sonntags wird noch neben dieser Fleisch gegeben.

Es ist hierbei eine eigene Kirche, worin einige unübertreffliche antike Gemälde sind. Auch ein Bas relief von Mich. Angelo, zeichnet sich sehr aus. Es ist der todte Jesus, den seine Mutter auf dem Schooße hat. Man sieht es nicht, ohne recht viel dabei zu empfinden.

Es ist mir noch übrig, ein Paar Worte über das Hospital der Leprosen zu sagen, das in der Vorstadt wassern dem Hafen liegt. Ehemals wurden diese Leidende im Albergo dei Poveri aufgenommen, weil aber ihr schreckhaftes Ansehen zu sehr zum Spott der Pöbel diente, so hat man sie in dies

sele, feuchte und schlechte Gebäude eingekerkert. Diese Hautkrankheit hat sehr viel Eigenes, und ich habe sie von der Art nirgend gesehen. Sie verschonet weder Männer noch Weiber, obgleich letztere häufiger davon befallen werden; auch gegenwärtig waren in diesen Gefängnissen 10 Weiber und 2 Männer. Nur im Gefolge ist der Sitz dieses Ausschlags, dessen unterer Theil er vorzüglich einnimmt, anfänglich ohne Fieber und mit unbedeutendem Schmerz. Um die Nase herum fängt er gewöhnlich mit kleinem Bläschen an, die zuerst ein helles Wasser ergießen, nachher an zu eitern fangen, als von selbst heilen, und große Ungleichheiten zurücklassen. Oft ist die ganze Nase weggefressen, und das Uebel heilt dann von selbst. Ja, die Augenlider selbst zerstört es. Oft wird die Desnung des Mundes größer gekräftigt, die unter günstigeren Umständen denn wieder verwächst, nicht selten in schiefen Richtungen, so, daß die Kranken ein scheußliches Ansehen bekommen. Im Frühjahre leiden die Kranken am heftigsten. Aus mehreren Gründen schien es mir zu erhel-
len, daß das lymphatische System sehr dabei angegriffen werden mußte. Von mehreren Gründen führe ich nur den einen an, daß ich bei allen die Drüsen am Halse, unter den Armen in den Weichen, und noch an andern Stellen angeschwollen fand.
Dr. Eurazze, ein junger Arzt und Schüler vom größten Jeant in Pa-

ria, hat die medicinische Beforgung, wenn anders diesen Auffähigen eine medicinische Sorge angedeihet. Er versucht gar keine Heilmittel, und beklagt sich deshalb über die Einschränkung seiner Obern. Außer einigen vernunftlosen allgemeinen Mitleiden, geschieht daher nichts. Im Frühjahr wird purgirt, abgelaufen u. dgl. erkundigte mich, ob er noch nie den Brechweinstein in abgebrochenen Dosen versucht hätte. Er erschrock über meine Frage, als wäre ich Strohmiquistor gewesen. Denn er glaubte, daß für eine solche Kühnheit und Frevelthat sein geringster Lohn der seyn würde, daß seine Herren Amtsbrüder deserricifige schrien, und das Volk ihn steiniget. So zerschören Vorurtheile unser Glück und alle Aussichten dazu, und dies findet nirgend so viel Anwendung, wie in der praktischen Medicin. Wie sehr das Publikum hier von Vorurtheilen geblendet ist, darüber führe ich nur den Umstand an, daß es *Lehr Signor Magnifico* wagen darf, sich nur entfernt merken zu lassen, daß er auch chirurgische Einsichten hätte. Wer Lust seiner Praxis und des Zutragens, ja allgemeine Verachtung, wäre sein unvermeidliches Loos.

Den Kerkern aller dieser Spitäler folgen zwölf Candidaten der Medicin, die aber bei diesen bewandten Umständen nur nichts als im lausen geübt werden. Denn kaum fühlt der Arzt auf die allerflüchtigste Weise nach dem

Pulse, weitere Untersuchungen stellt er gar nicht an; bestimmt nie die Krankheit, giebt selten ein Mittel, und die meisten Patienten sterben er nur vorbeilaufend an.

Mir war es wichtig, die Belandschaft der meisten praktischen Aerzte zu machen. Leider! fand ich, daß es um dieselben vorzüglich schlecht stehet, daß sie nichts als Handwerker sind. Da auch nur zwei derselben je Genus verlassen haben, hier aber alle Lehrauskalten so äußerst schlecht sind, so darf man nichts anders erwarten. Dr. Bath, ein Engländer, ist unstreitig der Erste, den vorzüglich sein guter Kopf auszeichnet. Er hat sich durch mancherlei litterarische Fehden mit seinen Collegen, vorzüglich gegen Pratolonga, bekannt gemacht. Da er Ausländer ist, und so viel mehr wie seine übrigen Amtsbrüder leistet, so hat er unmöglich dem collegialischen Neide entgehen können. Ehemals gab er chemische Vorlesungen, welche Professur er jetzt niedergelegt hat. Nach ihm sind die beiden Pratolonga Vater und Sohn, die wichtigsten Practici. Der jüngere stehet zugleich der anatomischen Professur vor.

Die Kleidung der ausübenden Aerzte ist, wie größtentheils des gemeinen Publikums, schwarz, und Magnifico ihr gewöhnlicher Titel. Gewiß tragen nicht leicht Aerzte dieses Prädikat unwürdiger. Ihre Gleichgültigkeit

tigkeit gegen die Dinge, die gerade nicht täglich in ihrem Gesichtskreise liegen, geht so weit, daß ich auch nicht einmal von einem Nachrich über den äußerlichen oder innerlichen Gebrauch des Seewassers einzuziehen vermögend war. Keiner unter ihnen hatte Versuche damit angestellt.

Helminthocorton ist ein Lieblingsmittel, und wird häufiger wie an andern Orten gegeben.

Ich gehe jetzt zur Universität über. Weil aber Genua in den Augen aller als solche schon unbedeutend ist, so darf ich hier sehr kurz seyn.

Das Universitätsgebäude ist, nebst der Bibliothek, von den Jesuiten ererbt, daher ihr Zeichen noch allerwärts als Schild aushängt. Es ist so schön, daß kein Gebäude in

Deutschland eine Vergleichung damit aushält. Der öffentlich angeschlagene Ictiionscatalogus fiel mir zuerst auf. Sein Inhalt ist auch merkwürdig genug, um etwas davon anzu führen: die große Vacanz ist von Johannis bis Martini angesetzt, also 5 Monate. Außerdem halten sie noch folgende Vacanzen zur Erholung von ihren vielen Arbeiten nöthig. Oftern, Pfingsten, Weihnachten und im Ennervall, jedesmal wenigstens 14 Tage. Drei Tage in der Woche, nemlich Sonntage, Donnerstags und Samstag, werden wiederum keine Ictiionen gegeben. Und von den übrigen 4 Tagen wird einer zum Repetiren verwandt. Außer diesen allen habe ich in einigen Monaten 15 Tage gezählt, die für heiligen Tage re. weiseten.

Der Schluß folgt künftig.

Zugabe zu der dem 77ten Stück dieses Magazins vom vorigen Jahre Seite 162. beigefügten Anmerkung c)
 „wenn es wahr seyn sollte; u.“

Die Bemerkung kan leicht wahr seyn; wenigstens findet sich ein ähnliches durch die geringste Nachfrage zu bestätigendes Beispiel im Flecken Wilsen, Amrs Bruchhausen, wo der noch dazu mitten im Flecken befindliche von nahe daran stehenden Häusern umgebene kleine Kirchhof der

Größe der Gemeine so wenig angemessen ist, daß sehr oft der Todtengräber unverwesene Särge und Leichname aus dem Wege räumen muß, um Platz für die jüngere Leiche zu gewinnen. Eine Abstellung dieser nachtheiligen Verfassung würde wünschenswerth seyn.

Sammoverisches Magazin.

49^{tes} Stüd.

Freitag, den 18^{ten} Junius 1790.

Fragmente über Italiens Medicinalanstalten.

(Schluß.)

Dies Angeführte scheint alles Uebrigste, was ich vom schlechten Zustande dieser Schule sagen konnte, würd'ig zu machen. Weil das Studium der Medicin auch so wenig beschäftigt, so treiben es gewöhnlich die Kaufmannsburschen als Nebensache. Die Fakultät denkt so billig, von diesen nur zu fordern, daß sie 4 Jahr Vorlesungen gehört haben, um sie des Doctorhums für würdig zu erklären, obgleich der ganze Kurs der Anatomie erst nach 7 Jahren vollendet wird.

Auch humaniora werden in diesem Vallast gelehret. Die dazu bestimmten Lehrer sind Jesuiten. Das Praeceptorische — ein Zug des italiänischen Nationalcharakters — glaubte ich auch hier zu finden. Alle Stellen der Lehrlinger, sind mit sehr bedeutenden Namen, das einzige, was sie von ihren Vorfahren noch übrig haben, behangen, je nachdem der Jesuit glaubt, daß der Knabe dieser Würde sich nähert. So heißt der

eine Imperator, ein anderer Consul, ein dritter Quästor, &c.

Der botanische Garten liegt unmittelbar hinter dem Universitätsgebäude. Er ist klein, ohne Ordnung, arm an Pflanzen, und überhaupt kommt alles zusammen, was sich nur Schlechtes und Elendes an einem botanischen Garten denken läßt. Weil er meine Aufmerksamkeit wenig beschäftigen konnte, so kam es, daß ich mich mit dem Gärtner abgab. Ich fragte ihn unter andern: ob ihn seine Stelle hinreichend ernähre? Er erwiederte, daß sein Gehalt zwar sehr mäßig sey, indessen hätte er einige gute Nebenaccidenzien, die ihn zufrieden stellten. Er könne seine Küche aus dem Garten besorgen, und seine Kuh reichlich daraus ernähren.

Botanik wird gar nicht vorgetragen, und dennoch creirt man Doctores medicinae legitime promotos. Je Landesfinder müssen hier studiren und promoviren.

Ecc

Die

Die Clinik, eine so notwendige Sache, um Aerzte zu bilden, war bisher noch nicht errichtet. Indessen hat die Republik, von der Nothwendigkeit einer solchen Einrichtung durchdrungen, einen gewissen Dr. Olivari zu Frankfurt nach Pavia geschickt, um sich unter ihm zum Lehrer der Clinik am Krankenbette selbst zu bilden *).

Der Umstand, daß die Apotheker kein angewiesenes Dispensatorium haben, trägt zu mancher fehlgeschlagenen Kur recht viel bei, da eben und dasselbe Mittel von dem einen Apotheker ganz anders zubereitet wird, wie von dem andern. Um desto mehr ist das hier zu fürchten, weil die Zahl der Apotheker so groß ist, indem sich hier so viel besetzen können, wie nur immer wollen.

Zum Beschluß führe ich noch eine einzige Merkwürdigkeit an, nemlich die ansehnliche Naturaliensammlung im Pallast Durazo, der an der Landstraße 5 italienische Meilen von der Stadt entfernt liegt. Sie ist in 3 großen Zimmern in systematischer Ordnung aufgestellt. Ihr vorzüglichster Reichthum bestehet in Vögeln, Insekten und Mineralien. Unter den letztern gefallen ausgezeichnete Stücke Eisenerze der Insel Elba. Der Zutritt wird, wie zu allen italienischen

Sehenswürdigkeiten, gar nicht erschweret, auch wird alles mit vieler Dienstfertigkeit vorgezeigt, wenn man nur das Trinkgeld und Rühmen der Sammlung nicht vergißt.

Ich machte von hier die Reise auf dem mittelländischen Meere nach Livorno. Um hier ans Land gelassen zu werden, ist es nöthig, von dem jedesmaligen Orte der Abreise, Zeugnisse der subjektiven Gesundheit zu wohn, als des ganzen Volks der Stadt, die man verlassen hat, vorzuzeigen. Ja, man beobachtet die Vorsicht, daß man die Zeugnisse selbst ans Land bringen darf. In einer gewissen bestimmten Entfernung muß sich das Schiff vor Anker legen, wo eigene dazu bestimmte Großherzogliche Bediente mit einem Nachkommen, um die Papiere in Empfang zu nehmen. Diese reichen sie der niedergesetzten Commission durch ein eisernes Gitter, in ein Haus, das noch in dem Meere selbst steht. Nachdem diese durchgesehen, erhalten die Passagiere die Erlaubniß (La Pratica drückte man sich gar artig aus) zur Stadt. Bei dieser angeordneten Vorsicht gehen viel Menschenleben vor, denn der Zeugnissteller von Genua hatte keinen von uns gesehen, und auch in Livorno kamen

*) Jetzt eben fällt mir seine Schrift: Piano della scuola clinica, ossia istruzioni per gli scolari clinici del Prof. Nic. Olivari stabilita in Genova nel corrente anno con un discorso del Professore Cullen sulla maniera di studiare la medicina pratica 1789. in die Hände, die mir die Wahl des Lehrers zu rechtigen eigen scheint.

Kamen mehrere von uns herzlich krank an. Ich selbst war so seelkrank, daß ich mich zum Gasthose mußte tragen lassen, und hatte kaum so viel Besinnungskraft, daß ich mich schätern umsaß, ob ich von der Commission nicht wieder zurückgewiesen werden würde, um vor dem Hafen, oder in einem dazu in der See angelegten

Destspital Quarantaine zu halten. Glücklicherweise führte mich mein Träger durch.

Ein solches Destspital liegt auch im Golfo di Spezia, einem der sichersten Hasen der ganzen italienischen Küste.

Von Livorno und ganz Toscana nächstens.

Ausführliche Nachricht von der Meuterei auf dem bewaffneten Schiffe die Bountty *).

Im Herbst 1787 segelte dieses Schiff von England nach den Gesellschaftsinseln, um von da Brodfruchtbäume nach den westindischen Niederlassungen der Engländer zu bringen, in welchem Klima sie, nach Herrn Joseph Banks Meinung, mit gutem Erfolg angebauet, und im Nothfall bei dem Mangel anderer Lebensmittel ein Ersatz werden könnten.

Das Schiff erreichte in so fern die Absicht seiner Reise, daß es eine beträchtliche Anzahl dieser Bäume von verschiedenem Alter und Wachsthum an Bord bekam, und auch alle Hoffnung hatte, sie gesund zu erhalten.

Am 4ten April verließ die Bountty Otaheiti, und richtete ihren Lauf westwärts, um noch auf einer oder der andern Insel zu landen, und alsdenn durch das stille Meer nach den Neulanden zu segeln.

Am 27ten April verlor das Schiff die Freundschaftsinseln aus dem Ge-

sicht, und am Bord schien alles in bester Ordnung zu seyn, selbst die Nachtmachen lösten sich zur bestimmten Zeit ordentlich ab. Allein, den 28ten April mit Tagesanbruch, drang der wachhabende Officier nebst noch drei andern, mit Gewalt in des commandirenden Capitains Blygh Kajüte, schleppeten ihn aufs Verdeck, und droheten ihn sofort zu ermorden, falls er nur einen Laut von sich geben würde. Begehrlich ermahnte der Capitain die Verschwornen, und fruchtlos war sein Bemühen, sie wieder zu ihrer Pflicht zurück zu führen. Jeder Aufrührer hatte sich mit einem Hirschfänger, oder aufgepflanztem Bajonnet bewaffnet, und ihre Gewehre, sagten sie, wären geladen. Verschiedenen von der Mannschaft, und meist allen Officiern hatte man die Hände gebunden, und wie Capitain Blygh noch über seine eigene und der Seinigen schreckliche Lage nachdachte, ließen die Aufrührer das Boot

Ecc 2

(ein

*) British Merc. Nr. 17. 1790.

(ein ordinaires offenes Schiffboot) über Bord, und zwangen alle, die nicht mit von ihrem Complot waren, ohne den Capitain 18 an der Zahl, in selbiges zu steigen. Sie gaben den Unglücklichen weiter nichts mit, als etwa überhaupt 140 Pfund Brod, 30 Pfund Fleisch, ungefehr 2 Stübchen Rum, eben so viel Wein, und ein Paar Stübchen Wasser; stießen hiet auf das Boot vom Schiffe ab, schrien ein dreimaliges Huzjah, und feuerten, wie sie sagten, nach Daheiti.

Ausser dem Capitain befanden sich der Steuermann, der Schiffszimmermann, Kanonirer, der Gehülfe des Wundarztes, ein Masteris Mate, der Botaniker Nelson, und einige wenige geringere Officianten im Boote.

Man beschloß, nach den Freundschaftsinseln zurück zu kehren, und tandete daher den 30ten April an einer dieser Inseln, in der Hoffnung, den geringen Vorrath an Lebensmitteln daselbst verbessern zu können. Allein, zwei Tage nach ihrer Ankunft wurden sie von den Landeseingebornen von da wieder vertrieben, von selbigen mit der größten Feindseligkeit verfolgt, ja sogar einer von ihnen getödtet, und verschiedene verwundet.

Sie glaubten nun am besten zu thun, wenn sie wieder nach Daheiti zurück gingen, und sich der Gnade oder Ungnade der Eingebornen überliefern, aber die Furcht, der Dummheit zu begeben, hielt sie davon ab, und es wurde nun einmüthig beschlessen, nach Timor zu fahren. Man berechnete

die Weite dieser Seereise, und fand, es ist erstaunend anzuführen! daß man bis dahin noch 4000 englische Meilen zurück zu legen hätte, in einem offenen Boot aber, von allen zur Schifffahrt höchst nöthigen Dingen, als brauchbarem Compaß, Quadranten, Thauwerk, Kriegsmunition, u. s. w. gänzlich entblößt, mit einer so unbedeutenden Mundprovision, wie sie bei sich hatten, und ohne die gewöhnliche Kleidung, schwerlich bis an den Ort der Bestimmung ausreichen würde. Doch alles dieses schreckte sie von ihrem einmal gefassten Vorsatze nicht ab. Man ward einig, die Mundprovision so sparsam, wie nur irgend möglich, einzutheilen; jeder von ihnen bekam gleich anfänglich täglich nicht mehr als eine Unze Brod, in der Folge noch weniger, und ein halbes Viertel Quartier Wasser.

Dieses war bis zum 5ten oder 6ten Jun. ihre einzige Nahrung. Durst plagte sie indeffen noch weit fürchterlicher wie Hunger. Sie löschten solchen mit Regenwasser, welches sie in Gestüchern auffingen, und aus selbigem denn wieder auswringen. Inzwischen mußten sie sich mit bloßem Seewasser behelfen, und einmal gar ihren Urin trinken.

Ein Officier suchte seinen Durst damit zu lindern, daß er seine Glieder in die See tauchte; die Schweißbläschen sogett alsdenn das reine Wasser an, und die salzigten Theile blieben, weil sie trocken geworden, auf der Haut zurück. Selten hat man wohl mehr

Ge

Gedult und Selbstverläugnung zusehen. — Unbesorgt für sich selbst, schleit jeder nur für den andern zu leben, — alle waren äusserst thätig.

Hier sah man einen seinen armen Cammeraden sein bißchen Brod recht aufdringen, dort einen andern unter dem drängligsten Gebet für seine Familie in England tod niedersinken. Man hatte zwar einen Compass und Quadranten im Boot, aber beide Instrumente waren völlig unbrauchbar.

An der Küste von Neuholland stießen sie einige wenige Schallhiere auf, und mit dieser kümmerlichen Beihülfe setzten sie ihre Fahrt nach Amboina fort, wo sie den 12ten September, nachdem sie 46 Tage in einem schwachen offenen Boote zugebracht, welches so klein war, daß sich keiner von ihnen, um auszuruhen, darin niederlegen konnte. Sie hatten nicht so viel Segelstach oder dergleichen bei sich, um sich gegen den Regen zu schützen, der 40 Tage ohne Aufhören angehalten hatte. Die See war beständig hoch gewesen, und Stürme hatten ihr Elend und die Gefahr ihrer Reise sehr vergrößert.

Der Gouverneur zu Timor, versah sie mit allen Bedürfnissen, und hier blieben sie bis zum 20ten August, um sich von ihrem ausgestandenen Elende in etwas wieder zu erholen. Sie nahmen hier ein Schiff, womit sie nach Batavia segelten. Von da riefte der Capitain Bligh mit zweien von der Mannschaft nach dem Berggebirge der guten Hoffnung, die übrigen aber waren

ieten hier auf eine gute Gelegenheit, ihm gleichfalls dahin folgen zu können.

In der Mitte Decembers umgesaß kam Capitain Bligh auf den Cap an, von da reiste er bald darauf nach England, wo er Sonnabend Abends eintraf, und den Sonntag ging er nach London.

Das Haupt der Rebellen, Fletcher Christian, ist von angesehener Herkunft und Verwandtschaft, auch ein sehr erfahrener Seemann. Wie das Schiff von England absegelte, war er bereits Major's Mate, und er versah die Wachen ordentlich.

Da von ihm auf die Weise das Commando gleichsam abhing, war es ihm ein leichtes, seinen bösen Vorsatz, ohne verrathen zu werden, auszuführen, und keiner von der treu gebliebenen Mannschaft ahndete eher etwas von Meuterei, als bis man sie bereits in ihr Boot geworfen hatte.

Die Zahl der Auführer beläuft sich auf 27, und 18 sind ihren Pflichten treu geblieben. Hätte man daher nur das geringste von einer vorsehenden Conspiration geahndet, so wäre es leicht gewesen, solche zu vereiteln, denn die vornehmsten Officiere waren alle ihren Vorgesetzten treu geblieben.

Wahrscheinlich wurde das Complot gemacht, während Capitain Bligh auf Otaheiti und andern Inseln ans Land gegangen war, um Pflanzen einzusammeln und das Land aufzunehmen.

Wie man vermuthet, soll folgendes die Veranlassung zu der Verschwörung gegeben haben. Die Auführer waren mehest alle junge Leute, die auf Otaheiti mit den dortigen Weibern in Liebesverständnissen gelebt hatten. Die Otaheiterinnen hatten sie durch ihren wohlküstigen Umgang so sehr in ihre Netze zu verstricken gewußt, daß ihr einziges Sehnen dahin ging, wieder zu deren Umarmungen zurück kehren zu können, und diesen Wunsch setzten sie denn auch durch den eben erzählten desperaten Entschluß in Erfüllung.

Capitain Bligh hatte bei der englischen Flotte nur Lieutenantes Rang. Wegen seiner ausgezeichneten Verdienste ersah ihn die Admiralität vorzüglich zu dieser Unternehmung aus, und seine dabei erlittene Unglücksfälle berechneten ihn zu jeder Belohnung. Da er sein kleines Schiff so glücklich durch ein so äußerst gefährliches Meer zu führen gewußt, so ist seine Schiffsartskunde außer allen Zweifel gesetzt.

Ein großer Verlust für die Kränkerrunde ist's, daß der Botaniker Nelson bald nach seiner Ankunft auf Timor an einem Fieber verstarb, welches er sich durch Verköltung beim Botanisiren zuzog.

Nelson mußte auf Sr. Majestät befehlen diesen Befehl diese Reise mit machen, und seine Absicht war, Pflanzen für den botanischen Garten zu Kew zu sammeln.

Es ist sehr zu vermuthen, daß man die Bounty wieder ausbringen werde,

denn gewiß wird keiner von den Auführern es für möglich halten, daß Capitain Bligh den friedlichen Ocean, in einem schlecht bemanneten offenen Boot, glücklich durchsegelt habe. Vermuthlich glauben sich daher die Weuther ganz sicher, und eben dieserwegen werden sie doch am Ende ihrer verdienten Strafe nicht entgehen.

Drei Umstände treffen bei des Capitains Bligh Unglück zusammen, die vielleicht in den Jahrbüchern der Meuterei nicht ihres gleichen haben.

Der erste, daß von 45 Mann sich 18 ohne den geringsten Widerstand geduldig finden und in ein Boot setzen ließen, wovon ihnen beinahe nichts, als der Tod übrig blieb.

Der zweite, daß das Geheimniß der Verschwörung von 27 Mann, die größten Theils noch sehr jung waren, so gut bewahrt wurde, die übrigen der Mannschafft aber nicht den geringsten Argwohn schöpften, und

der dritte, daß man nach glücklich vollführter Meuterei dennoch die Frage aufwerfen konnte, zu welchem Endzweck sie nutzen sollte? da in diesem Meere nicht die geringste Wahrscheinlichkeit zum Plündern und Rauben ist.

Capitain Bligh hat auf seiner außerordentlichen Fahrt in seinem offenen Boot die geringsten Vorfälle angemerkt, solche zu Timor und Java gehörig geordnet, und sie mit Beistand des Schiffschreibers ordentlich eingeleitet.

Herr Joseph Banks besitzt jetzt dieses Reisejournal, wovon man dem Könige einen Auszug vorgelegt hat, der, zur Befriedigung der Neugierde, gedruckt werden wird.

Herr Bligh hat auch von verschiedenen felsigten Inseln, die ihm auf der Reise aufstießen, Skizzen entworfen, die in Kupfer gestochen werden sollen.

Leichtes und untrügliches Mittel, das schädliche Wühlen des Maulwurfs in Grabegärten und auf Beeten, nicht nur zu verhindern, sondern auch gänzlich abzustellen.

Bei Austilgung jeden schädlichen Geschöpfs, so bald subtile Mittel angewendet werden müssen, hat man besonders das auszuspiiren und in Anwendung zu bringen, was es am wenigsten vertragen kan. Beim Maulwurf ist es das sonst so edle Element des Wassers. Er weicht aus der Höhe und kehrt dahin nicht wieder zurück, so lange selbige damit angefüllt ist, ja, er verläßt sie sogar, wenn er sie nur einige Zeit hindurch feucht und voller Schlamm findet. Sich davon völlig zu überzeugen, darf man z. E. nach großem Regen nur auf die Wiesen gehen, da wird man sie außen herum kriechen sehen und leicht erschlagen können. Weil es aber nicht immer regnet, auch, wofür uns Gott behüte, nicht immer Wasser in solcher Menge vorhanden ist, als zu Anfüllung eines solchen Maulwurfskanals, der sich manchmal auf viele Ellen in die Länge und Quere erstreckt, nöthig wird, so muß man die Kunst zu Hülfe nehmen.

Vor allen Dingen spürt man einer Oefnung aus den Kanälen des Maulwurfs nach, welche, wie man nach-

mals aus dem Zusammenflusse des Wassers bemerken kan, in eins zusammenlaufen, und oft kaum eines Zolls tief unter der Oberfläche der Erde gefunden werden, auch wohl von selbst offen stehen. Die neuesten, die man an der frischen Erde erkennt, sind die zuverlässigsten. Solche Löcher richtet man so ein, daß sie von oben her, wo man sie etwas erweitern muß, durch eignes Verschulden nicht verwahrt werden. In eines, oder zwei derselben, gießt man nachmals Morgens, Mittags und Abends, und zwar die ersten Tage, in jedes drei bis vier tüchtige Handeimer voll Wasser, in der Folge aber sind deren auch einer oder höchstens zwei hinreichend, und überdeckt selbige nochmals mit einem Stückchen Brett oder flachen Ziegelsteine, damit sie beständig offen bleiben. Theils das Zufallen, theils die Verunstaltung des Beets zu vermeiden, kan man dergleichen Oefnungen auch in den gleich angebrachten Gartensteinen anbringen, oder, wo es ja auf dem Beete geschehen muß, das ausgebedete Brett, oder Stein, mit etwas Erde ab-

überstreuen. Die Qualität des Bodens hat dabei niemals einen nachtheiligen Einfluß. Ist er steinig und fest, so steht das helle Wasser desto länger darüber, ein lockerer hingegen wird desto schlammiger und zum Wühlen ungeeigneter. Kann man stinkendes Wasser, z. E. Mißpflüge, haben und einfüllen, so wird der Fott für das Thier noch empfindlicher.

Der Erfolg davon ist, daß der Maulwurf, wo er nicht gar überrascht und erschauft wird, über Hals und Kopf davon krieht, bei seiner Rückkehr zwar wohl noch einen Versuch wagt, aber wegen verschlammter Gänge nur sehr matt und kaum, daß man's merken kan, endlich, und wo man mit diesen Liebestranken continuirt, verdrüsslich wird, und die ganze Gegend verläßt. Diese Wirkung thut das Mittel auf seine ganze Familie und jeden seines gleichen. Sollte man indessen, innerhalb des unter Wasser gesetzten Terrains, ja noch einmal Spuren seiner neuen Wiste, und zwar ganz frisch bemerken, so verstopfe man nur gleich den einen Gang, und schenke ihm in dem andern tapfer ein, dann sucht er entweder auszubrechen, wo man seiner leicht habhaft werden kan, oder er wird erschauft.

Auf diesem Leichten und plaisanten Wege habe ich mitten in einem großen

Parthgarten, und hart an einem von diesem Ungeziefer ganz durchwühlten Hause, in dessen Gegend wohl noch dreißig und mehr dergleichen Thiere mit ihren Geschlechtern wohnen, ein wenig Grabeländ von ihnen ganz rein gemacht, und erhalte sie noch immer in der gehörigen Distanz davon. Mit diesem Bade habe ich eines solches Thiere erkrankt, und mit der kleinen dem Körper dienlichen Bemerkung, daß ich täglich einige Handmer Wasser einfülle, bewirke ich mir das Vergnügen, dieser schädlichen Kreatur nicht täglich und dennoch vergeblich aufzutreten zu dürfen, mein von ihr außervom verwüstetes Grabeländ nicht beständig und mühsam wieder eben machen, so wie die darauf gebrachten Pflanzen mitten in der besten Hoffnung verlieren zu müssen. So gut aber kan's auch jeder haben, der sich dieses Mittels vorgeschriebenermaßen bedienen will. — Man wird auch seine Zuverlässigkeit um so weniger bezweifeln, je genauer es mit des Maulwurfs Natur harmonirt. Sein Lieblingsgeschäft besteht im Wühlen des Erdreichs, das ihm aber für Wasser und Schlamm vereitelt. Außerdem aber gewinnt auch das Erdreich selbst dabei, indem es die Ausdünstungen von unten her mit proportioneller Feuchtigkeit versehen.

Sannoverisches Magazin.

50tes Stüd.

Montag, den 21ten Junius 1790.

Nachricht von den Verhandlungen der cellischen Landwirthschafts-gesellschaft in den beiden Frühjahrsversammlungen gegenwärtigen Jahrs 1790.

Der engere Ausschuß der Landwirthschafts-gesellschaft hatte bei der Erneuerung der Associationen die Absicht, sich den guten und schlechten Zustand der Landwirthschaft einzelner Gegenden des Landes in allgemeinen und einzelnen Zweigen bekannt zu machen, und von den Mitgliedern derselben, praktische, mit bestmöglicher Lokalkentniß geprüfte Vorschläge über die örtlichen Desideria einzuholen; derselbe machte sich die Hoffnung, daß durch sachkundige und rechtschaffene Männer, welche an Ort und Stelle leben, in den verschiedenen Distrikten des Landes etwas Zweckdienliches und Bleibendes werde bewirkt werden: Und mit Hülfe jener edlen und thätig mitwirkenden Patrioten, ist diese Hoffnung, zum reichsten Vergnügen aller Freunde der Landwirthschaft und des Landmanns hie und da, mehr oder minder, bereits in Erfüllung gegangen, wie aus nachstehenden, vorgelommenen Gegenständen, und den darauf genommenen Beschlüssen mit Mehrerem erhellen wird.

1) Anbauung der Futterkräuter. Die von der Societät ausgelobte Prämie

für die zwölf zuerst sich meldende Gemeinden, in Heid Gegenden, die dahin unter sich übereingekommen, einen Distrikt in ihrem Felde, nahe am Dorfe auszuwählen, solchen rundum zu befriedigen, sich darauf der Stoppelweide zu begeben, und ihn dergestalt zu einem Futterbau-Lampe zu aptiren, daß jeder Einwohner darin nach Verhältniß so viel Land habe, daß jeder Eigenthümer mit dem Futterkraute abwechseln könne,

ist erteilt worden:

1) den auf dem Oehmer Holze, Amts Rehburg, angesetzten zehn Anbauern, mit 24 Thalern, nebst dem erforderlichen Klee-saamen, für einen angelegten Kamp von 8 Morgen, und zwar um so zweckmäßiger, da sie von diesem Felde einen gemeinschaftlichen Backofen anzulegen sich entschlossen haben.

DDD

2)

2) der Dorfschaft Edemissen, Amts Meinerßen, mit 60 Rthlr. und dem freien Kleeſaamen, für einen in obiger Maaße angelegten Kleeſamp von 20 Morgen.

3) der Dorfschaft Heimhofel, im Bremischen, für einen Kleeſamp von gleicher Größe, mit der nemlichen Summe und dem freien dazu benöthigten Kleeſaamen.

Wie übrigens der im abgewichenen Jahre von der Societät unentgeltlich vertheilte Kleeſaamen ſo vortreflich geſaßen iſt, daß dadurch die Neigung zum Anbau dieſes Futterkrautes unerwartet groß und allgemein geworden; ſo hat die Societät, um dieſe Neigung zu befördern, zu verbreiten und zu unterhalten, für dieſes Jahr nachſtehende Quantitäten Kleeſaamen wirklich an nachbenannte Imploranten ausgeſchleut:

1) An die Hoyaſche Aſſociation	324 Pfund
2) An das Amt Bodenreich	950
3) An das Amt Winſen an der Lupe	350
4) An das Kloſteramt St. Michaelis in Lüneburg	100
5) An das Amt Medingen	100
6) An das Amt Bergen	80
7) An das Amt Bredensbofel	62
8) An die Burgovogtei zu Elke	519

9) An das Amt Meinerßen	112 Pfund
10) An das Dorf Edemissen	168
11) An das Amt Giſſhorn, inſbeſondere die Dörfer Warenholz und Döckeln	100
12) An das Amt Haggſtedt	50
13) An das Amt Wulſtrow	21
14) An das Dorf Ribrau	12
15) An die Dorfschaft Hittfeld	50
16) An das Amt Faltingbofel	20
17) An das Gericht Holsdenſtadt	30
18) An das Gericht Heimbofel	50

In allem — 3098 Pfund

Von dieſem unentgeltlich vertheilten Saamen ſind 2000 Pfund im Lande ſelbſt erzielt, und theils von dem Hrn. Bogt Moſſen zu Lehrte, theils dem Pächter des von Eſtorſſchen Guts Beerſen, Hr. Möllert, gektefert worden. Da indeſſen ſelbſt mit dieſem zugetheilten Quanto kaum ein Drittel der Wünſche der Sollicitanten beſtiediget worden, ſo hat die Societät für nächſtes Jahr eine abermaſige anſehliche Quantität dieſes Saamens unentgeltlich zu vertheilen beſchloſſen. Eine gleiche verhältnißmäßige Vertheilung und Vertheilung an die Imploranten

trauten geschäße auch in Ansehung des
Luzerne- u. Runkelrübsaamens.

2) Beförderung der Holzkultur.

Dem Hrn. Landrath von Becquer zu Eistrup, welcher zu diesem Ende auf seinem Fando einen Kamp von etwa 10 Morgen angelegt, denselben mit einem Birkenwalle befriedigen will, und sich erbötig erklärt hat, von dem darin ausgesäeten Ellern- und Birken- saamen junge Pflänzlinge an die Untertanen umsonst zu vertheilen, wurde nicht nur der zu diesem Behuf nöthige Birken- weniger nicht 8 Pfund Fichten- oder Rothtannensaamen, sondern auch ein Kostenbeitrag zu Beförderung dieses patriotischen Unternehmens, verwilliget.

Nach der von der Hoyaischen Association eingegangenen Anzeige, sind ferner die zu diesem Behufe geschehene Verwilligungen, dergestalt vertheilt worden, daß 61 Pfund Ellernsaamen in den Aemtern Stolzenau, Rehburg und Hoya, 196 Pfund Fuhrensaamen in der dortigen Association, imgleichen eine von hieraus dorthin abgesandte Quantität Pappelpflänzlinge unter die Mitglieder derselben distribuiret sind. Ferner sind im Dannenbergischen Canton für die Dorfschaft Prissfer 32 Pfund, für die Teichloser 24 Pfund, und für die Eingeseffenen zu Carwik 45 Pfund Fuhrensaamen verwilliget, und zu der nothwendigen Holzersparung daselbst wie bei der Hoyaischen Association, denen, welche lebendige Hecken oder Steinmau-

ern statt der bisherigen Befriedigung von trockenem Holze binnen drei Jahren anlegen werden, eine der An- lage gemäße Prämie verheißen worden. Desgleichen wurde den Bedürfnissen der Gifhorner Association in Betreff dieses Gegenstandes durch die Verwilligung von 6 Maltern Eschen zu Besaamung dazu gemachter Kämpfe und 1 Malter Ahorn- wie nicht weniger einer anderweiten Quantität Kirschnersaamen abgeholfen.

3) Anpflanzung der Obstbäume.

Dieser Gegenstand, der besonders von der Hoyaischen Association in eine zweckmäßige Erwägung gezogen worden, ist von derselben, dem letztern Berichte nach, dahin ge- diehen, daß aus der dortigen Baumschule des Hrn. Amtsvogt Tappe, die auf Rechnung der Societät angekauft 230 Apfelbäume, 36 Stück Birnbäume und 33 Stück Zwetschenbäume, unter die 16 Neubauer in der Vogtet Holzhausen, Amts Stolzenau, unter die Dörfer Mardorf und Schneeren, welche bisher nur sehr wenig schlechtes Obst gehabt, unter einige fleißige und dabei arme Einwohner zu Rehburg und unter einige Bewohner des Rehburger Brunnens, unentgeltlich vertheilt worden sind.

4) Bebauung wüster Lofe.

Denen, in dieser Hinsicht aus- gelobten Prämien gemäß, sind dieses mal folgende drei ausgezahlt worden.

Ddd 2

2)

a) Dem Schäfer Hartig in Eddelsdorf, Amtes Medingen, für einen von allen Gebäuden entblößten wirthlosen Halbhof unter 50 Jahren, 100 Thaler.

b) Dem Einwohner Jürgen Burmeister daselbst, für einen wirthlos gewordenen Halbhof 50 Thaler.

c) Dem Einwohner Johann Christoph Plumeyer zu Osede, Amtes Bodenteich, für einen gleichfalls wirthlos gewordenen Halbhof 50 Thaler.

3) Verbesserung und Veredelung der Viehzucht.

In Betreff dieses wichtigen Gegenstandes ist

a) dem Lande Osterstade Befuß Verbesserung seines Hornviehslages, um auf den Märkten und beim sonstigen Verkauf ihres fetten Viehes, die ihnen bisher so nachtheilig gewesene Concurrenz mit den Oldenburgern und Butjadingern nicht nur besser abhalten, sondern wohl gar den Vorzug gewinnen zu können, zu einer verhältnißmäßigen Austheilung die Summe von 100 Thalern zu Hilfe verwilliget.

b) Eine Prämie von 100 Thalern für die ersten 10 Stück Reiochsen ausgesetzt, welche aus dem Butjadinger Lande in die Dannenbergische Gegend, zu Veredelung der dortigen Viehzucht gebracht worden.

c) Ein abermaliger Transport spanischer Böcke zu Fortsetzung der angefangenen Veredelung der Schaf-

zucht beliebt, nachdem von denen im abgewichenen Jahre unentgeltlich vertheilten 50 Stücken verschidene, durch mancherlei Unglücksfälle, ausgegangen.

6) Aufhebung der Gemeinheiten.

Da die Societät in Betreff dieser Basis aller Kulturverbesserung nur noch immer mit Belohnung und Aufmunterung zu Hülfe kommen kan, so ist solches auch dieses mal, befuß der vollendeten Weidegemeinheitsaufhebung von sieben Dorfschaften im Amte Gifhorn, für die dortigen Uterthanen, mit der Ersetzung der letzten Vermessungskosten geschehen, so daß sie nunmehr sämmtliche sich auf 277 Thaler belaufende Theilungs- und Vermessungskosten für gedachte sieben Dorfschaften, als Belohnung und Aufmunterung für andere zur Nachfolge bezahlt hat.

Von der zur Beförderung nöthiger und für den Landmann brauchbarer Kenntnisse, verschriebenen Anzahl Exemplarien des Beckerschen Noth- und Hülfsbüchleins sind folgende Vertheilungen geschehen. Es sind gekommen

nach Dannenberg	—	50	Exempl.
nach Erumafel	—	40	„
nach Bardowik	—	24	„
nach Benndorf	—	6	„
ins Honaische	—	100	„
nach Winsen an der Luhe	—	101	„
ins Amt Bodenteich	—	101	„
nach Meinersen	—	20	„
nach Bergen	—	25	„

in die Dargvoger Elle	25	Exempl.
ins Amt Fellinghofen	25	:
ins Amt Wilsen an der		
Älter	17	:
ins Amt Schnakenburg	5	:
ins Amt Utheden	12	:
ins Amt Beedenbostel	36	:

In allen - 597 Exempl.

An sonstigen Prämien sind aus nachstehenden Veranlassungen, zu fernerer Aufmunterung der Industrie, ausgetheilt:

- 1) Dem Anbauer Friedrich Meyer auf dem lichten Moore bei Gadesbänden, wegen seines bewiesenen Fleißes, eine kleine silberne Medaille.
- 2) Der Dorfschaft Wellje, Amtes Stolzenau, wegen ihrer seit mehreren Jahren ausgezeichneten Bemühung in Anlegung guter Eichenkämme, zwei größere silberne Medaillen, zur Aufbewahrung in der Bauernlade.
- 3) Den Teichlofern, wegen einer vorgerichteten Steinmauer von 800 Fuß und darüber, 15 Thaler.
- 4) Dem Brinkfiser Drömmmer zu Priffer, für die Anlegung eines tragbaren Gartens im sterblichsten Sande, 1 Dukate an Gelde, und eine kleine silberne Medaille.
- 5) Dem Klostermeier zu Willersdingen, weil er 8 Morgen 80 Quadratrußen des schlechtesten Heides bodens in Wiesen verwandelt, zu

eigener Aufmunterung und anderer Nachfolge, 6 Pistolen.

- 6) Dem Einwohner Lüdher in Ehen, Amtes Wilsen an der Lufte, wegen gegebenen Beispiels in Einführung des Kleebaues und der Stallfütterung, eine kleine silberne Medaille.
- 7) Dem Posthalter Hr. Mobilfeld in Mellendorf, wegen schon längst introducirter Stallfütterung, eine größere silberne Medaille.
- 8) Dem Förster Versohn auf dem Hühnenberge, weil er einen Moorplatz ausgeteicht und in einen tragbaren Garten verwandelt, 5 Thaler.
- 9) Dem Zimmermeister Wolfram in Meinersen, weil er eine Wästel in Ordnung gebracht, gleichfalls 5 Thaler.
- 10) Dem vorzüglichen Seidenbauer Ochsenkopf, und der Seidenverarbeiterin Niemeyern in Hannovers, wegen besondern Fleißes und vorzüglicher Geschicklichkeit, 5 Pistolen.
- 11) Dem Einwohner Behrmann zu Bisselhövede, wegen seiner Verdienste um die Anlegung der Wiesen dorriger Gegend, 5 Thaler.
- 12) Dem Krüger Bergmann zu Kettersdorf, wegen Anlegung musterhafter Steinmauern, eine größere silberne Medaille.
- 13) Dem Pächter des von Eskorschen Guts Beerßen, Herrn Möller, wegen seines mit so vielem Fleiß

Klasse betriebenen Ackerbaues, eine größere silberne Medaille.

- 14) Dem herrschaftlichen Forstknecht Lechte am Wallerholze, Amtes Bergen, wegen seines bewiesenen großen Fleißes in Kultivirung eines von Ortstein gereinigten vier Morgen haltenden Gartens und Futterkampes, eine Verohnung von 12 Thaler Cassenmünze.

Zu Mitgliedern der Societät sind schließlich aufgenommen worden:

Herr Cammersecretair Cleve als Besitzer des Guts Kiede im Hoyaischen.

- Drost von Zardenberg zu Neustadt am Rübenberge.
- Amtschreiber Hornbostel daselbst.
- Amtschreiber Giesewell zu Wölpe.
- Amtschreiber Brauns daselbst.

Herr Pastor Niemann zu Bordenau.

- Lieutenant Köhrs zu Bruchhausen.
- Kaufmann Nestwerth daselbst.
- Landshöfpe Bohle zu Goosshof.
- Amtschreiber Wedemeyer zu Giffhorn.
- Baron Schenk v. Winter, Stadt zu Schwachhausen.
- Amtschreiber Kahle zu Melnerfen.
- Hofrath und Bürgermeister Falcke in Hannover.
- Georg Stumpf, Fürstl. Fürstenbergischer Oekonomie Rath und Lehrer der Oekonomie zu Jena.
- Amtschreiber Tusch zu Jallingbostel.
- Oberförster Gerding zu Dathorn.
- Holzgräfe Köning zu Othenhof.
- Vogt Molsen zu Lehrte.

Noch ein Mittel wider die Krankheit der jungen Gänse *).

Da so manchem Landmann daran gelegen ist, wie er seine jungen Gänse von der so schädlichen Krankheit rette, die sich bei den jungen Thieren, Trotz aller Vorsorge, einzufinden pflegt; so mache ich mir eine Freude daraus, wenn ich in diesen gemeinnützigen Blättern bekannt machen kan, wie durch folgende Mittel, welche durch Erfahrung bewährt gefunden, die jun-

gen Gänse von der Krankheit gerettet werden können.

„Da sich auf diesem Gefieder bei der Krankheit sehr viele kleine Insekten einfinden, welche die ersten Ueboten der Krankheit sind; so brauche man das Mittel, welches im vorigen Jahre in diesem Magazin empfohlen wurde: nemlich die Köpfe der Gänse und besonders um die Ohrlöcher mit Baum-

*) S. Magaz. vom Jahre 1789. St. 51. S. 314. f. St. 69. S. 1097. f.

Wasserdampf zu schmieren, damit die Schaar der kleinen Thierchen nicht in den Kopf eindringen. Da aber durch dieses Mittel die Insekten nicht ganz vertrieben werden, so schmiere man täglich etwas frischen Theer unter die Flügel. Dieser verjaget oder tödtet diese Plagegeister nach einigen Tagen völlig. Sind die Insekten nun durch den Theer verjaget oder getödtet, so ist das größte Uebel bei weitem noch nicht gehoben, sondern es pfllegt sich in dem Kropfe eine Verhärtung zu äußern, die den Kropf sehr dick und aufgeschwollen macht. Diese Verhärtung ist Schuld, daß die jungen kranken Gänse nie munter fressen, folglich auch von Tage zu Tage matter und taumlacher werden. Um dieses zweite Uebel wegzuschaffen, gebe man jedem Patienten Morgens und Abends zwei Fingerhut voll reinen guten Kornbrandewein. Dieses befördert eine gelinde Abführung,

und löset die Verhärtung im Kropfe auf. Ferner verbinde man mit obigem Mittel noch folgendes zugleich: man schneide ungefehr 2 Zoll lange Speckfingeln, lebre diese in Tabackasche um, und gebe jeder Kranken alle Tage davon drei solcher Speckfingeln. Die Tabackasche reiniget besonders die Gedärme, und der Speck heilet und schmeidiget dieselben. Wird dieses alles pünktlich so gebraucht, so hat man das Vergnügen, daß die Patienten wieder frisch fressen, ihr taumlacher Gang wird wieder munterer, und innerhalb 14 Tagen sind sie völlig besser. Besonders müssen diese Mittel gleich gebraucht werden, so bald der Schnabel etwas bleich wird, und man oben benannte Insekten bemerkt. Auch müssen die jungen Gänse, welche die Krankheit haben, recht gut gefuttern werden, aber wenig und oft; und so verspreche ich einen glücklichen Erfolg.

W - II - n.

A - I.

Besondere Züge in dem Charakter des jetzigen Königs von Neapel *).

Der König von Neapel reitet, ruhet auf dem Wasser, jät wilde Schweine, fängt Fische in der Bay, und verkauft sie auf dem Markte, so theuer als er kan; giebt aber, und dies gleich auf der Stelle, das Geld, das man ihm dafür bezahlt,

weg: so, daß kein Verdacht von Geiz mit seinem in der That redlichen, offenen und aufrichtigen Charakter jemals in Verbindung gesetzt werden kan.

Erzählungen von Monarchen geben mir selten Stoff zum Vergnügen, da

*) Aus den Memoiren der Dioxia.

Da ich es nur selten über mich erhaben kan; Händchen Glauben beizumessen, die von Personen erzählt worden, zu denen wenige Menschen Zutritt haben, und deren Betragen gegen diese wenigen, innerhalb den Gesetzen einer geschmacklosen und elenden Moutant eingeschränkt ist; aber dieser Reiz lobt zwischen seinen Unterthanen mit der alten römischen Idee eines Fensters auf seiner Brust. Sie wissen, das Schlimmste an ihm, daß er Vögel schießt, mit den Mädchen tanzt, Makaronen mit den Fingern isst; daß er gegen die Bootsknechte in der Bay einrudert, bis einer von ihnen in der vorigen Woche über seine unhöflichen Bemühungen, dem König zu übertrumpfen, mit einem Nasenbluten befallen ward, und durch diesen Zufall, den König die geringe Wette gewinnen ließ, der als Sieger frohlockend und unter dem lauten Jauchzen des Volks sich aufs Ufer begab, und von der ihn umgebenden Menge mit stetem Freudengeschrei nach seinem Pallast begleitet ward, von da er die Summe, die er gewonnen hatte, nebst andern Zeichen seines Wohlwillens, der Frau und den Kindern des Bootsknechts doppelt absandte. In demselben Zeit, da er sich vorsehe, selbst glücklich zu seyn, ist es auf gleiche

Art eingeschlossen, keinen Wunsch elend zu machen.

Als der Kaiser und der Großherzog mit ihm von ihren neuen Entwürfen in Absicht der Kirchenvertheuerung sprachen, so sagte er ihnen, er bemerke nur geringe Vortheile, die sie durch diese ganz neuen Einrichtungen in ihren Staaten stiften würden; daß er, als er zu Rom und Mailand gewesen, in jeder Stadt nur zwei Neapolitaner gefunden habe, während daß seine Residenzstadt von Flüchtlingen von daher wimmle; kurz: — sie mögen ihren Weg; er wolle den seinigen wandeln; daß er keinen Feind in der Welt habe, wo der einen öffentlichen noch einen heimlichen; und daß er sich keinen machen wolle durch Ausbreitung von Laster, die über seine Gassungskraft gingen, und deren Untersuchung ihn zu mühsam sey; daß er nach seiner bisherigen Gewohnheit sehr Gutes verichten wolle, und an dessen Erhaltung nicht zweifle, weil er nur Segen für sein geliebtes Volk von Gott erhalte. Wenn seine weisen Herren Schwärger von ihm lernen wolten, das Leben zu genießen, statt daß sie es durch unnöthige Sorgen verkrüppeln, so laß sie ein, ihm den folgenden Morgen bei einem großen Bankette zu sehen.

Hannoverisches Magazin.

5tes Stück.

Freitag, den 25ten Junius 1790.

Ueber die Witterung *).

Niemand hat wohl umstreitig auf unsere Gesundheit einen so heftigen Einfluß, als die Witterung, und das Klima, in dem wir leben. Der kränkliche Körper fühlt, selbst bei der sorgfältigsten Verwahrung, die Wirkungen einer veränderlichen Jahreszeit in seiner genau verschlossenen Stube, und Murren, Unwohlsein, leidet, mit einer heitern und reinen Luft, zu ihm wieder zurück. Auch der Gesunde, — wenn sich seine Empfindungen gleich nicht so merklich nach der Beschaffenheit der Witterung richten, — findet sich doch heiterer und zu Geschäften aufgelegter, wenn ein schönes und beständiges Wetter, die nöthigen Absonderungen seines Körpers und die Thätigkeit seiner Nerven unterstützt. Bedenken wir nun noch, daß außer diesem entschiedenen Einfluß, den die Witterung auf unseren Körper äußert, das Gedeihen und der Wachsthum des Obstes, Getreides, der Gartenfrüchte und fast aller

Nahrungsmittel, sehr wesentlich von ihr abhängt; bedenken wir, daß ein großer Theil unsers Vergnügens und Missergnügens mit ihr in ganz genauer Verbindung steht; so werden wir uns gewiß leicht darüber vereinigen, daß die Witterung und ihre zahlreichen Wirkungen, die sie in allen Reichen der Natur hervorbringt, einer der würdigsten Gegenstände, der Untersuchung des denkenden Arztes, und des Naturforschers, sey. Der Arzt wird durch eine nähere Bekanntschaft mit denselben in den Stand gesetzt werden, weit sicherer für die Gesundheit unsers Körpers zu wachen, und die mannigfaltigen Betrübnissen der verschiedenen Theile desselben, in einer glücklichen Harmonie zu erhalten; der Naturforscher, dessen Geschäft es ist, der Natur in ihren unbegrenzten Geheimnissen nachzuforschen; wird auch hier sich reichlich belohnen sehen, wenn es ihm glückt, einige der Kräfte näher kennen zu lernen, die so vielfältige und große Wirkungen

*) Dem Herrn Doctor und Professor Richter in Halle.

kungen hervorzubringen fähig sind. Ich werde es daher jetzt versuchen, eine kurze Uebersicht einiger der vorzüglichsten Veränderungen der Witterung, als Naturforscher zu entwerfen, und ich behalte mir es vor, ihre Wirkungen auf den thierischen Körper, bei anderer Gelegenheit, als jetzt noch näher zu betrachten. —

Wie aufmerksam bereits unsere Vorfahren auf die Abwechselungen des Wetters gewesen sind, dies zeigen uns schon die vielen Bemerkungen des Landmanns, nach denen er die kommende Witterung vorher sagt, und denen man es zum Theil anseht, daß sie durch mehr als hundertjähriges Alter, das Ansehen gegründet, in dem sie noch jetzt stehen. So viel Mühe man sich aber in den vorigen Zeiten hiezu auch immer mag gegeben haben, so war es doch fast unmöglich, vor Erfindung der hiezu nöthigen Werkzeuge, nur einige gründliche Einsicht in der Witterungslehre zu erhalten, und die Kenntnisse unserer Vorfahren in derselben, erstreckte sich nicht sowohl auf die Ursachen der Wetterveränderungen und ihren Einfluß, so schränkte sich meistens auf einzelne Bemerkungen ein, nach denen sie Regen, Sonnenschein, Wind, oder andere Veränderungen des Wank freies, vorher zu sagen sich bemühten. — Jetzt aber, da die Naturforscher mit dem Barometer, Thermometer, Hygrometer, Electrometer, und mehreren ähnlichen, zu Witterungsbeobachtungen so bequemen, als

unentbehrlichen Werkzeugen, ausgerüstet sind; da ihnen durch die vielen Entdeckungen, die in dem letzten Jahrzehnt über Feuer, und die verschiedenen Luftarten, gemacht worden, ein helleres Licht in diesem Theile der Naturlehre aufgesteckt ist; — wer sollte es jetzt nicht erwarten, daß die Fortschritte, die sie in der Witterungslehre machen würden, mit diesen Erweiterungen ihrer Kenntnisse, in Verhältniß ständen? — Weis, es geht in der Meteorologie, wie in den übrigen Theilen der Naturkunde; jeder neue Strahl des Lichts, den wir erhalten, läßt uns auch eine Menge neuer, bisher unbekannter Hindernisse entdecken, die uns die Wahrheit zu erreichen verhindern, und stellt uns das Ziel, das wir nun schon erreicht zu haben wähnten, als noch weit entfernt dar. —

Wenn wir überhaupt von Witterung reden, so verstehen wir unter derselben vorzüglich die Abwechselungen von Wärme, Kälte, Schnee, Thau, Regen, trockner Luft, Wind und Windstille in der Atmosphäre. Bekannte Erfahrungen lehren uns, daß diese Veränderungen oft äußerst verschieden sind, nicht nur in zwei Gegenden, die unter einem gleichen Grade liegen, sondern, daß selbst an demselben und demselben Orte, das gleiche Jahr, dem verfloffenen, nie an Wärme, an Menge des Regens oder Windes, und an andern Wetterveränderungen gleich ist. Wir werden nicht eher die Ursachen dieser verschiedenen

heiten

keiten einsehen, nicht eher mit einiger Gewissheit bestimmen lernen, welche Art von Witterung uns bevorsteht, bis wir die wahren Ursachen des jetztigen Wetters genauer werden kennen gelernt haben. Denn die folgenden Veränderungen der Atmosphäre, stehen gemeiniglich mit der gegenwärtigen in der genauesten Verbindung a).

Unter allen Abwechselungen in unserm Dunstkreise, ist der Wind wohl gewiß eine der gemeinsten und häufigsten, aber auch der wirksamsten. So mannigfaltig seine Richtungen, seine Dauer und seine Stärke sind, so verschieden sind auch die Ursachen, die ihn hervorbringen, und die Folgen, die er bewirkt. So oft das Gleichgewicht in unserer Atmosphäre aufgehoben wird, es sey nun, daß die Dichtigkeit und Schwere, oder die Federkraft der Luft, an dem einen Orte mehr, als an dem andern, verwehrt oder vermindert wird; eben so oft muß nothwendig eine bald stärkere, bald schwächere Bewegung, in der Luft erfolgen. Eine der häufigsten Ursachen der Winde ist also wohl gewiß die ungleiche Erwärmung mehrerer neben einander sich befindenden Luftsäulen. Wird eine Luftschicht durch irgend eine Ursach, mehr oder weniger erwärmt, oder erkältet, als die

sich neben ihr befindende Luftmasse, so wird auch eben hierdurch das Gleichgewicht der Schwere und Federkraft zwischen diesen Luftsäulen aufgehoben, und es entsteht ein um desto stärkerer Wind, je schneller diese Veränderung in der Temperatur erfolgt. Ich würde sehr weitläufig werden, wenn ich alle Ursachen nennen wolte, die diese ungleiche Erwärmung des Dunstkreises hervorbringen, und ich werde daher nur einige der vorzüglichsten anführen. — Wenn die Ausdunstung, auf der Oberfläche unserer Erde, an dem einen Orte schnell und beträchtlich mehr verflächt wird, als in der daran grenzenden Gegend, so wird, weil jede Ausdunstung Kälte hervorbringt, die Luft hier kühler, als in den nahe befindlichen wärmeren Luftsäulen; das Gleichgewicht zwischen beiden, wird aufgehoben, und es entsteht Wind. — Auch die Natur des Erdreichs, auf dem eine Luftschicht ruhet, kan auf die schnellere und stärkere, oder geringere Erwärmung dieser Luftschicht, einen sehr wesentlichen Einfluss haben. Die Oberfläche unserer Erde wird von der Sonne sehr ungleich erwärmt. Bebautes Land wird von derselben stärker erhitzt, als Waldung, oder Moräste. Sand wird von ihr heißer, als schwarzes Erdreich. Die über dem sandigen Land

See 2

Land

a) Daher lassen die Witterungsregeln, nach denen man bis jetzt das bevorstehende Wetter vorherseht, höchstens die Witterung einiaer Tage vorher vermuthen, — und die Erfahrung lehrt, daß alle Wetterpropheteisungen, die sich auf längere Zeit erstrecken, äußerst un sicher sind.

Landstriche beständlichen Luftströmen, wovon daher wärmer, als die nächsten über dem schwarzen Boden ruhenden Luftschichten, welche sich nun nach jenen Gegenden drängen müssen. — Eben diese ungleiche Erwärmung der Atmosphäre, wird auch oft durch die Nachbarschaft der Seen oder Moräste, bewirkt. Das Wasser wird von der Sonne langsamer erwärmt als das Land, behält aber dagegen die erhaltene Wärme länger als dieses. Daher wird die Luft an den Seeküsten bei Tage über dem Lande, bei Nacht aber, über dem Meere, mehr Wärme erhalten, folglich mehr ausgedehnt, und dünner werden, und es muß also bei Tage die Luft von dem Meere nach dem Lande, bei Nacht aber, von dem Lande, nach dem Meere strömen. — Einen einleuchtenden Beweis von dem Einfluß der ungleichen Erwärmung auf die Ruhe des Dunstkreises, geben uns ferner die hohen, mit ewigem Eis, bedeckten Gebürge. Nur hier man sich im Sommer solchen Gegenden dieser Eisberge, wo weite Höhlen oder Thäler durch den Schnee gebildet oder umschlossen werden, so strömt uns sogleich eine empfindliche Kälte aus ihnen entgegen, und es entsteht da, wo sich diese kalte Luft, mit der wärmern des Dunstkreises vermischt, ein um desto stärkerer Wind, je mehr die Luft der Atmosphäre erwärmt ist, die diese Eislust aufnimmt b). —

Ich will jetzt nur noch einige Sachen erwähnen, durch welche die Wärme oft sehr ungleich im Dunstkreise verbreitet wird. Nicht selten wird ein großer Strich Landes durch überstehende Wolken eine Zeitlang beschattet, das angrenzende Land aber von der Sonne mehr erwärmt, und die Luft über demselben verdünnt; daher entsteht alsdann ein Luftzug nach der wärmern Gegend; bisweilen bewirkt aber auch die Lage einer Gegend gegen die Sonne, daß die über derselben befindliche Luft, mehr Wärme erhält, als die nächsten Luftschichten. Und dies ist wohl eine von den Hauptursachen der regelmäßigen Winde, die man in den heißen Ländern findet. So ist es, z. B. notwendig, daß die Sonne unter der Linie einen beträchtlichen Strich von Luft, der ihren Wirkungen am meisten ausgesetzt ist, am stärksten erwärmt. Dieser Strich erhitzter Luft dehnt sich anfänglich nach allen Seiten aus, bis ihm endlich die nächsten kältern Luftschichten hinlänglichen Widerstand leisten, und ihn wieder zurückpressen. Hier entsteht also ein Luftzug, der eben so anhaltend ist, als die Ursache, die ihn hervorbringt. Es ist indessen schwer, den Ursprung aller regelmäßigen Winde, die wir in den heißen Ländern antreffen, zu erklären. Sie werden nicht bloß von der eben angeführten ungleichen Erwärmung der Atmosphäre, allein erzeugt. Die Lage des

Orts,

b) Man sehe hierüber Burrits Reisen.

Orts, Nachbarschaft des Orens, Waldungen, Moräste und Bergrücken, die wir oft nicht hinlänglich kennen, selbst die Wirkungen des Mondes auf unsern Dunstkreis, und ähnliche, uns vielleicht noch nicht gehörig bekannte Ursachen, tragen hierzu unstreitig sehr vieles bei c). Ich glaube indessen hier gleich bemerken zu müssen, daß alle Ursachen der Winde, die blos von der ungleichen Erwärmung des Dunstkreises hergenommen sind, so häufig sie auch von den Naturkündigern als sehr wirksam aufgeführt werden, doch wohl selten, wenn sie allein wirken, starke Stürme hervorbringen vermögen sind. Die Veränderungen, so sie verursachen, folgen sich nur langsam, die Wärme, und mit ihr die Ausdehnung, geht nur stufenweise von einer Luftschicht zur andern über, und die Wirkungen dieser Ausdehnung können daher selten reißend und heftig werden; sie müssen nur gemäßigte Bewegungen hervorbringen. — Allein die Atmosphäre ist noch ganz andern Gesetzen unterworfen, die durch ihre schnelle Wirkksamkeit oft die heftigsten Veränderungen in ihr verursachen. Unter diese rechne ich vorzüglich den Druck, den oft die in starke Wolken gesammelten, und sich schnell bewegenden Dünste, auf die untern Luftschichten äußern, und wodurch diese gezwungen werden, schnell nach allen Seiten auszuweichen; ferner die geschwinde Verdichtung einer großen Menge von

Dünsten, so wie, die häufigen feurigen Lusterscheinungen, die schnelle Abkühlung der Luft bei Gewittern, die elektrischen Anziehungen und Zurückstößungen der Wolken, und ähnliche Veränderungen in der Atmosphäre, die nicht selten die stärksten Winde erzeugen. Daher die heftigen Winde bei Gewittern, und zum Theil auch die fürchterlichen Wirkungen der Wasserhosen, bei denen oft die stärksten Orkane wüthen. Soward: B. im Jahre 1750 den 24^{ten} Jun. in Holland durch eine Wasserhose, ein Kalb, ein Dock, und ein Ochse, eine ganze Strecke weggeführt, ein Dach ward abgerissen, Bäume aus der Erde gewunden und abgebrochen, und ein Boot ans Land gezogen. —

Eine noch wirksamere und sehr häufige Ursach der Winde, die bisher fast immer von den Naturkündigern nicht von der rechten Seite betrachtet wurde, ist unstreitig der verhältnißmäßig schnellere Zuwachs, oder die schnellere Abnahme der Luft, die sich oft an einem Orte des Dunstkreises ereignet. Daß beides wirklich geschieht, daß täglich Luft aufs neue erzeugt, und dafür ein Theil schon erzeugter Luft wieder verschluckt oder zerseht wird, lehren uns sichere Erfahrungen. Nach unläugbaren Versuchen der Chemiker, nehmen eine große Anzahl von Stoffen, eine luftähnliche Natur an, oder werden gar in wirkliche Lustarten verwandelt, so bald sie sich mit einer bestimmten

Ecc 3

•) Man siehe hierüber unter andern Bergmanns physikalische Erdbeschreibung.

stammten beträchtlichen Menge von Feuerstos, innig genug verbinden. Zu den erstern, zu den luftähnlichen Flüssigkeiten unserer Atmosphäre, d. i. zu solchen, die zwar Federkraft, Durchsichtigkeit und einige andere Eigenschaften der wirklichen Luft besitzen, sich aber doch nicht, wie diese, in gut verschlossenen Gefäßen einige Zeit aufbewahren lassen, ohne sich zu zersetzen, — zählen wir vorzüglich die wässrigen Dünste, die die Natur, wie bekannt, aus der Verbindung des Feuers mit dem Wassers, in Menge entstehen läßt. Zu den wirklichen Luftarten aber, welche die Natur in Menge erzeugt, und welche, indem sie in die Atmosphäre treten, die Masse derselben beträchtlich vermehren und in Bewegung bringen, muß ich hier vorzüglich die Luftsäure, die brennbare Luft, und die dephlogistisirte Luft rechnen. — Luftsäure oder fixe Luft, wie man sie sonst nannte, entwickelt sich aus thierischen und vegetabilischen Körpern beim Verbrennen, oder bei feinem oder merklichem Gähren dieser Körper in sehr großer Menge. Sie war vor der Gährung und dem Verbrennen nicht als Luft in diesen Körpern befindlich, sondern nimm nun erst, bei ihrem Ausscheiden, die Luftgestalt an, und tritt in den Dunstkreis. Auch mehrere mineralische Körper liefern, unter gewissen Umständen, diese Luftart. Daher entsteht die eine Art der Schwaden in den Bergwerken, die nichts, als Luftsäure ist, und eben diese Luftart ist es auch, die sich aus

einigen, im Schooße der Erden, von witterten mineralischen Stoffen, in die Hundsöhle bei Neapel, in die Dinstöhle bei Pyrmont, und in einigen Höhlen des Carpatischen Gebirges, in sehr großer Menge ergießt, wegen ihrer Schwere die untersten Schichten der Luft dieser Höhlen einnimmt, und hier alle die merkwürdigen Wirkungen hervorbringt, an denen wir jetzt die Luftsäure kennen, und die ehemals den Naturforschern unerklärbare Erscheinungen waren. —

Die zweite Luftgattung, die ich eben genannt habe, die brennbare Luft, wird aus dem Brennbaren, diesem so allgemeinen und häufigen Bestandtheile, aller flüssigen, und selbst der festesten Körper, von der Natur ständlich gebildet. Beim Verbrennen, oder bei mehrerer langsamern Zersetzung der phlogistischen Stoffe, vereinigt sich ein beträchtlicher Antheil Brennbaren; so in ihrer Mischung ist, mit dem Brennstoffe, und tritt nur als Luft in die Atmosphäre. Brennbare Luft ist daher, nach Herrn Kirwans feinen Untersuchungen, nichts anders, als Wasserbaares, so durchs Feuer die Luftgestalt erhalten hat. Sie wird von der Natur aus faulen und gährenden Stoffen, und aus dem Bette der Flüsse und der stehenden Wasser, wo immer eine unzählige Anzahl von Thieren und Pflanzen Körpern in ihre Bestandtheile zerlegt wird, in unglaublich großer Menge entwickelt. Ueberdem erzeugt sie sich auch nicht selten in Bergwerken,

fen, wo sie wegen ihrer Entzündlichkeit, den Namen des brennbaren Schwaden erhalten hat. —

Die dritte Luftart, die ich vorher unter den Luftarten nannte, welche ohne Aufhören entstehen, und eben hier durch die Menge der Luft unsers Dunstkreises vermehren, ist die dephlogisirte Luft. Nach Ingenhousz d) wichtigen Erfahrungen wird aus den Blättern der im Sonnenschein stehenden Pflanzen eine Menge dieser reinsten, wohlthätigsten, und zum Leben der Thiere unentbehrlichsten Luftart, ausgeschieden, da hingegen diese Pflanzen im Schatten eine minder reine Luft ausspannen. — Sehr wahrscheinlich hat aber die Natur, außer der Vegetation, noch weit mehrere ergiebige Quellen, aus denen sie die, in ihrer Haushaltung nöthige Menge dephlogisirter Luft hernimmt. Der Geiſt der Chemiker hat uns jetzt nur noch vorzüglich mit einer bekannt gemacht, von der ich noch einige Worte werde sagen müssen. Dies ist die Zerlegung des Wassers. Wasser ist kein einfacher Stoff, wie man bisher glaubte. Es besteht, richtigen Versuchen zu Folge, aus brennbarer und aus der dephlogisirten Luft, im verdichteten Zustande e). Der Künstler kan daher nicht

nur aus diesen Bestandtheilen, aus Phlogiston und der dephlogisirten Luft, Wasser erzeugen, sondern das Wasser kan auch wieder in diese Bestandtheile zerlegt werden. Die Luft unsers Dunstkreises hat also alle Bestandtheile, die zur Erzeugung des Wassers nöthig sind, sie enthält Feuerstoff, dephlogisirte Luft, nebst brennbaren Dämpfen und Luftarten, und es ist mehr als wahrscheinlich, daß die Natur täglich das Wasser in der Atmosphäre, bald in diese Bestandtheile zerlege, bald aber aus ihnen wieder bilde. —

Diese Behauptung erhält durch die Bemerkungen einen noch größern Grad von Gewißheit, die man über die Menge von Wasser gemacht hat, welches stündlich von der Atmosphäre aufgenommen wird, und welches man gleichwohl, selbst durch die schicklichsten hierzu eingerichteten Werkzeuge, in derselben nicht wieder findet. Die Menge Feuchtigkeit, welche von einer Gegend in den Dunstkreis aufsteigt, richtet sich nach der Lage des Orts, der Wärme der Luft, Natur der herrschenden Winde, und nach der Mischung des Bodens selbst, aus dem das Erdreich besteht. So dünstet eine Mischung von Erde und Wasser stärker aus, als bloßes

b) Experiments upon vegetables. Lond. 1729. 8. Versuche mit Pflanzen 10. Leipzig 1780, und in den philos. Transact. ferner desselben vermischten Schriften 10. durch Molitor, 2^{te} Aufl. Wien 1742. 2 Bände.

c) Nach Cavendish, Watts, Lavoisiers, Bertrambt, Kirwans und mehrerer Naturkundiger Erfahrungen.

ses Wasser f), Sand stärker als Kalk, Kalk stärker als Thon und lockere Erde, im ganzen genommen, stärker, als bindendes Erdbreich. In England verdunstet das Wasser, an einem ruhigen und beschatteten Orte, jährlich um etwas über 17 Zoll hoch g), in Schweden hingegen ist die Ausdünstung um ein sehr beträchtliches stärker h). Um Paris beträgt sie jährlich 28 bis 30 Zoll. In Utrecht gab die Mittelzahl von 10 Jahren 26 Zoll i), und hier in Halle macht sie, nach meinen darüber angestellten Bemerkungen, auf 25 Zoll aus. Da es Gegenden giebt, die weit stärker ausdünsten, so hat man die Ausdünstung für alle Gegenden, ungefehr auf 39 Zoll berechnet. Nach dieser Berechnung würde die Ausdünstung von jedem Quadratsfuß jährlich 3 Cubikfuß, und von jeder Quadratmeile 3888 Millionen Cubikfuß betragen. Wenn daher die Hälfte der Erdoberfläche mit Wasser bedeckt wäre, so würden davon 7865 Billionen und 77968 Millionen Cubikfuß Wasser jährlich in die

Atmosphäre steigen. Selbst der Frost hemmt die Ausdünstung nicht ganz, und sowohl Eis als Schnee dünsten vielmehr, nach Mairan k), desto stärker aus, je kälter die Luft ist, die sie umgiebt. Rechnet man hierzu noch die Menge der Ausdünstung, welche die Thiere stündlich der Atmosphäre geben, so wird die Zahl, welche das jährlich in den Dunstkreis steigende Wasser angiebt, noch um ein Beträchtliches größer. Doct. Keil fand, daß die tägliche Ausdünstung eines Menschen gegen 31 Unzen Feuchtigkeit beträgt, wovon, nach Hales l) Bemerkungen, 6 Unzen aus der Lunge kommen. Gewöhnlich rechnet man sonst die Ausdünstung eines Menschen von mittlerer Größe täglich auf 68 Loth, oder gegen 35 Cubikzoll Feuchtigkeits, wovon 13 Loth auf die Aussonderung der Lungen, und 55 Loth auf die Ausdünstung des Körpers gerechnet werden müssen. Nach dieser Berechnung geben schon 100 Millionen Menschen dem Dunstkreise jährlich 1280 Millionen Cubikfuß an Feuchtigkeit.

f) Berin, Mem. de l'Acad. à Paris 1741.

g) Nach Haller's Versuchen.

h) Nach Wallerius Beobachtung.

i) Muschenbröck.

k) Diss. sur la glace.

l) Vegetable statik. Lond. 1727. 8. so in Halle 1747 deutsch, und in Paris durch Hrn. von Buffon 1735 französisch herauskam.

Die Fortsetzung folgt künftig.

Sammoverisches Magazin.

52tes Stück.

Montag, den 28^{ten} Junius 1790.

Ueber die Witterung.

(Fortsetzung.)

Die Ausdünstung der übrigen thierischen Körper, ist, zusammen genommen, noch weit stärker; noch auffallender aber die Berechnung, die man über die noch viel beträchtlichere Ausdünstung der Pflanzen gemacht hat. Nach Hales a) würde eine Sonnenblume, von dem gleichen Maaße mit einem Menschen, 17 mal mehr ausdünsten, als dieser. Jene Menge von unüberschaubaren Wäldern, jene unzählbaren Gräser und Pflanzen aller Art, womit der Erdball bedeckt ist, müssen daher der Atmosphäre stündlich so viel Feuchtigkeit zuschicken, daß es vergeblich seyn würde, wenn ich das Maaß ihrer Ausdünstungen durch Zahlen bestimmen wolte. Und doch, — wer sollte es glauben! — verschwindet diese unaussprechliche Menge von verdunstetem Wasser, bei stillem, heitern, warmen, und oft mehrere Monate anhaltenden hellen und trocknen Wetter, gleichsam vor unsern

Augen, so, daß nach de Luc's b) Versuchen, der Feuchtigkeitsmesser, selbst in den höhern Gegenden der Atmosphäre, wo sich doch die Regentropfen bilden, wenige Minuten vor dem Regen selbst, lange die Feuchtigkeit nicht anzeigt, die man hier erwarten sollte. —

Diese Gründe, die so sehr für die Zerlegung und Bildung des Wassers in der Atmosphäre sprechen, werden sich noch leicht durch eine Menge ähnlicher Bemerkungen unterstützen lassen, die uns die tägliche Erfahrung an die Hand giebt. Würde die zum Regen erforderliche Feuchtigkeit nicht größtentheils erst in der Atmosphäre selbst, und zwar oft schnell, aus ihren Bestandtheilen gebildet, und, entstände der Regen, wie man fast allgemeyn glaubt, nur alsdann erst, wenn die Luft mit Dämpfen übersättigt, oder durch zu starke Abkühlung, gezwungen wurde, einen Theil der aufgenommenen Dünste wieder fahren zu lassen; so

a) Veget. statik.

b) Neue Ideen über die Meteorologie, 2 Theil. Berlin und Göttingen 1782.

so würden die obern Gegenden des Dunstkreises nicht, wie man jetzt mit Gewissheit weiß, trockner seyn, als die untern, da zu ihnen sich die feuch-
ten Dünste aus den untern Gegenden erheben, und in ihnen die Wolken sich bilden; es würden sich ferner in diesen höhern und kältern Gegenden durch Verdichtung dieser Dünste, immer Wolken bilden müssen, und der Him-
mel nie mehrere Wochen lang, Wol-
ken frei seyn können; die Nächte müs-
ten auch, wegen Abkühlung der Luft, mehr Wolken bilden, als die Tage, und wir könten nur äußerst selten heftig anhaltende Regen haben, da nach Saussure c) ein Cubikfuß Luft bei 16° Wärme, nur 10 Gran Was-
ser aufzunehmen im Stande ist, die-
ser kleine Antheil von Wasser aber, selbst bei dem heftigsten Regen, ge-
wiß nicht ganz aus der Luft herabfällt.
— Es ist also wohl außer Zweifel, daß die große Menge von wäßrigen Dünsten, die ununterbrochen in die Atmosphäre tritt, von der Natur größ-
tentheils in ihre Bestandtheile zerlegt, und durch Vermischung von Feuer-
stoff, in Lustarten umgebildet, zu ei-
ner andern Zeit aber aus diesen wie-
der in Wasser verwandelt wird. Die Luft unsers Dunstkreises erhält also un-
streitig täglich, vorzüglich aber zu gewissen Jahreszeiten, und unter ge-
wissen Umständen, einen sehr beträch-
lichen und oft schnellen Zuwachs, von sehr verschiedenen Lustgattungen. Da

aber alle diese Lustarten, sich durch sehr verschiedene Eigenschaften von einan-
der unterscheiden; da ihr spezifisches Ge-
wicht ganz verschieden ist, und die
schwerere, wie die Luftsäure, die nie-
dern Gegenden der Atmosphäre einneh-
men, die leichtern hingegen, sonder-
lich die entzündliche Luft, zu den obern
Regionen aufsteigen müssen; so ist es
schon hie raus klar, daß die Bildung
dieser Lustarten nicht nur auf die Men-
ge, sondern auch auf die Eigenschaf-
ten und Ruhe der Atmosphäre abhän-
gen, und in derselben mannigfaltige
Veränderungen verursachen müsse.
— So wichtig diese aber auch immer sind,
eben so groß sind auch die Folgen, die
nicht selten aus der Zersetzung dieser
Lustarten, entspringen.

Denn was würde aus dem Dunst-
kreise werden, wo würde die sich täg-
lich vergrößern Menge der Luft end-
lich Raum finden, wenn nicht auch
hier, wie ich vorher gezeigt habe, die
Natur ihren allgemeinen Grundsätzen
treu bliebe, und die zerstörenden Kräf-
te derselben, mit den hervorbringun-
den, in genauem Verhältniß ständen.
Die Natur verbraucht daher ständlich
einen Theil dieser neu erzeugten Luft
wieder in ihre Haushaltung. Sie
zerlegt einen Theil derselben in seine
Bestandtheile und bildet vielleicht aus
diesen wieder feinere Stoffe, von de-
nen wir jetzt nur noch unvollkommene
Kenntnisse besitzen; einen andern Theil
dieser Lustarten, formt sie zu Wasser
um,

c) Versuch über die Dichtbarkeit.

um, oder sie verstopft sie mit einer Menge anderer fester oder flüssiger Körper, in deren Mischung sie einen wesentlichen Bestandtheil ausmachen. —

Es würde mich jetzt zu weit von meinem Endzwecke entfernen, wenn ich näher erörtern wolte, welchen Einfluß jede dieser Luftarten auf das Wachsthum der Pflanzen, auf die harmonischen Verrichtungen der thierischen Maschine, auf die Bildung mineralischer Stoffe, und auf die Erreichung mehrerer wichtiger Zwecke in der Haushaltung der Natur hat. Ich will daher bloß nochmals bemerken, daß sowohl die Zerlegung und Verschluckung, als die Bildung dieser Luftarten in der Atmosphäre, sich nicht zu allen Zeiten und unter allen Umständen, gleich ist. Im Herbst scheint, z. B. durch Zerlegung einer großen Menge von Stoffen, verhältnißmäßig mehr Luft aus dem vegetabilischen Reiche entwickelt zu werden, als in andern Jahreszeiten, so wie die Natur im Frühjahr zur Bildung eben dieser Körper, die mehr sie Luft anwendet. Wenn daher diese zerlegenden oder erzeugenden Kräfte der Natur, an einem Orte, durch irgend eine Ursach, sehr geschwind und stark wirken; wenn die wüthigen Dünste, — die nach einigen Bemerkungen eben 14000 mal größern Raum einnehmen sollten, als die Flüssigkeit, aus denen sie entstehen, — sehr häufig und schnell gebildet werden, wenn diese Dünste dann schnell in Luftarten sich verwandeln, oder diese Dünste und Luftarten fast augenscheinlich in Re-

gentropfen zusammenfließen, so muß hierdurch die Beschaffenheit und Ruhe des Dunstkreises die stärksten Veränderungen erleiden. Daher die starken Stürme, welche vor starkem Regen, sonderlich Gewitterregen, vorhergehen, oder sie begleiten. Schwere Regen oder Gewitterwolken sind fast immer nur durch eine mittelmäßige Entfernung über die Oberfläche unserer Erde erhalten, und können daher auf die niedern Schichten des Dunstkreises mit doppelter Gewalt wirken. — Bei allen diesen Vorgängen spielt die elektrische Materie unstreitig eine sehr wichtige Rolle. Allein die Natur hat ihre Art hierbei zu verfahren, und das Wesen dieser feinen und äußerst wirksamen Flüssigkeit, wie einem uns noch bis jetzt ganz undurchdringlichen Schleier verhüllt. Ein zusammengefügter Stoff scheint die elektrische Materie wohl allerdings zu seyn, und sie wird wahrscheinlich in der Atmosphäre selbst sehr oft zerlegt, und wieder gebildet. Feuerstoff ist einer ihrer Bestandtheile. Ob es aber nur eine elektrische Materie giebt, und der Name der selben, das ist, was wir negative Electricität nennen; ob die elektrische Materie, wie Kirwan, Saussure, und la Messerie glauben, nichts anders ist, als eine, mit Feuertheilen übersetzte, emzündliche Luft; oder ob sich, wie andere Naturforscher behaupten, 2 Arten der elektrischen Materie, die positive und negative finden, wage ich nicht zu bestimmen. Wolte man dieser letztern Meinung beitreten, so

könnte man sich vorstellen, die positive Elektricität dürfte vielleicht eine der Luftarten, vielleicht daphlogisirte Luft, die negative aber, entzündliche Luft seyn, wenn beide mit einer großen Menge Feuerstoff, der sie zu einer so feinen und thätigen Flüssigkeit umschloß, verbunden wären. Durch diese Voraussetzung, lassen sich wenigstens einige Erscheinungen in der Natur, glücklich, als nach mehreren andern Meinungen, erklären. So muß, z. B. wenn ich dies annehme, aus der Zersetzung der elektrischen Flüssigkeiten, oft Wasser entstehen, wenn auch das Wasser wirklich aus den Grundtheilen der daphlogisirten und entzündlichen Luft zusammengefaßt ist; (s. vorher) könnte dies nicht der Fall bei vielen schweren Gewittern seyn, wo es nur erst unmittelbar nach eingetragenen sehr starken Blitzen häufig zu regnen anfängt? — Nach dieser Voraussetzung ließe es sich ferner leicht erklären, warum nach reginigtem Wetter, wenn sich die Luft wieder hell zu werden bestrebt, die Luftelektricität nach Beccaria's Bemerkungen, vermehrt, bei bevorstehendem schlechtem Wetter aber, nach Saussure, sehr oft vermindert wird. Im ersten Falle, wenn sich die Luft aufzusteigen will, werden die in derselben sich befindenden Wassertheilchen in Luftarten, und diese wieder zum Theil in elektrische Flüssigkeit umgeschaffen, daher die Feuchtigkeith der Luft ab, die Luftelektricität

aber zunehmen muß; im zweiten Falle hingegen, wenn ein schönes Wetter in Regen überzugehen im Begriff ist, wird vielleicht das entgegengesetzte bewirkt, und es wird ein großer Theil elektrischer Materie zur Bildung des Regentropfen verwundet. — Es ließe sich aus dieser Voraussetzung ferner ein sehr, warum am Tage, wo sich durch Einwirkung der Sonne, nach Jungkowsky d) Versuchen, eine größere Menge daphlogisirter Luft entwickelt, die Luft im allgemeinen mehr positiv elektrisch ist, da in der Nacht hingegen, wo mehr phlogistische Theile in der Atmosphäre sind, die positive Elektricität mehr abnimmt, und sich nach der negativen neigt. — Doch, es würde mich zu weit führen, wenn ich jetzt mehreres über die Wahrscheinlichkeit dieser, und ähnlicher Vermuthungen sagen wollte, die ich hier im Vorbeigehen hier anführe, da ich von den vorzüglichsten Ursachen rede, durch welche die Beschaffenheit und die Höhe des Dunkelfreies, Veränderungen erleidet. Erwägt man die Menge verschiedener Ursachen und ihre Mannigfaltigkeit, so wird man gewiß geneigt werden, die Windstille als ein außerordentliches Phänomen in unserer Atmosphäre, zu betrachten. Wie selten ist sie doch, wenn sie in den heißen Gegenden schnell auf einen starken Sturm folgt, nur scheinbar. Denn oft bricht ein entstandener Wind auf die Luftsäule, bis diese, durch vermehrte

d) Am angeführten Orte.

Federkraft, ihm Widerstand leistet, und die Luft scheint nun kurze Zeit lang ruhig zu seyn; allein bald überwindet der stärkere Wind den Widerstand, und tobt nun mit doppeltem Ungestüm. Daher sehen Windstillen, die in den heißen Gegenden unmittelbar nach einem heftigen Sturme folgen, die Seefahrer in Schrecken e). — Daß übrigens sowohl die Richtung, als die Stärke und Geschwindigkeit der Winde, sehr ungleich sey, lehren uns tägliche Erfahrungen. In einiger Höhe über der Erde ist der Wind gemeinlich am stärksten; weil sich hier seiner Gewalt kein Hinderniß entgegen stellt, an dem er sich stoßen, und einen Theil seiner Kraft verlieren könnte. Daher sind die Stürme in einigen höhern Gegenden der Alpen oft so reißend, daß sich ihrer Wuth auch die stärksten Mänuer nicht aussetzen wagen dürfen f), und es rührt von einer ähnlichen Ursache her, warum die Winde auf dem Meere und den Küsten stärker wüthen, als auf dem festen Lande. Microclimatische Winde gehen nicht über anderthalb Meilen in der Stunde; allein, wenn mehrere der gedachten Ursachen, durch welche die Luft in Bewegung gesetzt wird, auf einmal und im hohen Grade, wirksam werden, dann können oft Stürme entstehen, deren Kraft und Geschwindigkeit jetzt in Erlaunen steht. Der heftigste

Sturm, den Mariotte bemerkte, legte 32 französische Fuß in der Sekunde zurück; Derham hingegen sahe einen Sturm, der 66 englische Fuß in der Sekunde ging, und durch dessen Gewalt eine 12 Fuß hohe, 2 Fuß starke und 5 Fuß breite steinerne Säule abgebrochen wurde. Wenn der Wind den Raum von 70 Fuß in der Sekunde durchläuft, so wüthet er schon mit fürchterlicher Gewalt; und doch hat man weit heftigere Stürme bemerkt. So redet Derham von einem Sturme, dessen Geschwindigkeit 81 Fuß in der Sekunde betrug. Kraft sahe den 24^{ten} März 1741 einen Sturm, der 110 rheinländische Fuß in der Sekunde zurücklegte, und den 10^{ten} Sept. 1737 durchlief ein Deskan in eben dieser Zeit sogar 123 Fuß g). — Bei einer solchen Geschwindigkeit sind freilich die Gewalt und Wirkungen des Windes, fast unglaublich. Im Jahre 1680 ward bei Warschau ein Kirchturm mit seinen Glocken vom Sturme auf ein abgelegenes Haus geführt, und in eben diesem Jahre warf ein Deskan in Frankreich mehrere Kirchen und Schlösser über den Haufen, und führte einen Kirchturm auf 100 Schritt von seiner Stelle. Den 12^{ten} August 1766 zerstörte einer der fürchterlichsten Deskanen auf Dominika 6 Kirchen bis auf den Grund, von 4 andern führte er

8 ff 3

die

e) Bergmanns physikalische Erdbeschreibung.

f) S. Saussürens Reisen.

g) S. Comment. Petr. vol. XIII.

die Dächer weg, 69 Fahrzeuge strandeten, und 335 Personen wurden durch ihn getödtet. Noch vor wenig Jahren wurden auf Barbados durch einen Orkan die festesten Häuser bis auf die untersten Stockwerke vernichtet, Kanonen von ihrer Stelle weggeschoben, und die ganze Gegend verwüstet; und noch vor wenig Monaten ward Martinique durch einen ähnlichen Sturm fast gänzlich zerstört. Nach den darüber angestellten Berechnungen, will man gefunden haben, daß der stärkste Sturm auf einen Gegenstand von ungefehr einen Quadratuß, mit einer Kraft von 26 Pfund wirkte. Wenn daher ein Baum, der 80 Fuß Höhe hat, und dessen Krone 30 Fuß breit ist, dessen Stamm aber 10 Fuß Höhe besitzt, diesem Sturme ausgesetzt wird, so würde er mit einer Kraft von 4200000 Pfund auf ihn wirken; und ein Thurm, der 150 Fuß Höhe und auf jeder Seite 30 F. Breite hätte, würde eine Kraft von mehr als 9000000 Pfund erfahren. —

So verschieden aber die Kraft und Wirkungen der Winde sind, eben so verschieden sind ihre Eigenschaften; diese werden fast immer von der Lage, Beschaffenheit und Natur der Oerter, von welchen der Wind herkommt, bestimmt. Winde, die über sumpfige, nasse Gegenden wehen, sind feucht und kalt; hohe, und wohl gar mit Schnee bedeckte Gebürge oder Waldungen, fühlen die über sie hinstreichenden Winde ebenfalls sehr merklich ab; Winde hingegen, die aus dür-

ren sandigen Gegenden kommen, sind trocken und oft bis zum Ersticken heiß. So sind ebenfalls Winde, die über eine große Strecke gut angebautes Land gegangen, im Sommer wärmer als Seewinde, da hingegen umgekehrt die Seewinde, zur kalten Jahreszeit gelindere Witterung bringen, als Landwinde. Schon hieraus läßt es sich schließen, daß die Winde mit zu den vorzüglichsten Ursachen des Trockens, der Trockenheit, der verhältnißmäßig größern oder geringern Kälte der verschiedenen Jahreszeiten, und mehrerer Veränderungen in unserm Dunstkreise gerechnet werden müssen, so, wie sie auch auf das Wachsthum der Pflanzen und die thierischen Körper, die merkwürdigsten Wirkungen hervorbringen. Da aber, (wie ich im Vorhergehenden bereits anführte) sowohl die Beschaffenheit einer Landschaft selbst, als die Lage derselben gegen die benachbarten Seen, Flüsse, Berge und Wälder, auf die Ruhe der Atmosphäre einen sehr starken Einfluss hat; so ist es leicht zu sehen, daß jede Gegend ihre verschiedenen Winde haben müsse, die Verschiedenheit ihrer Lage, der Beschaffenheit der angrenzenden Oerter, von denen die Winde herkommen, sehr verschieden sind. In den fern Gegenden sind der Nord- und Südwest die herrschenden Winde. Die Stürme fangen bei uns gewöhnlich in Westsüdwest an, brechen dann nach Nordwest, wo sie am häufigsten

werden, und legen sich endlich, wenn sie mehr nach Norden gekommen. Starke Stürme, die ganz aus Norden, Osten oder Süden kommen, sind uns seltene Erscheinungen. Der Abendwind bringt uns, wenn er einige Zeit anhält, gemeintlich Regen. Er ist uns mehrentheils das, was er in Frankreich, Oesterreich und einem großen Theil von Arabien ist, ein Vorbote veränderlicher Witterung und des Regens h). Wenn der Wind alsdann aus Abend nach Nord: oder Südost herumgeht, heitert sich der Himmel auf. Der Westwind belebt in unserer Gegend im Frühjahr gleichsam die ganze Natur, indem er gewöhnlich am ersten die Spalten des Winters zu zerstreuen anfängt, die noch auf unsern Fluren verweilen. Es haben schon mehrere Naturkundler bemerken wollen, daß der Uebergang oder die Veränderung einer kalten Jahreszeit in eine wärmere, für das Wachsthum der Pflanzen um desto vortheilhafter sey, wenn sie durch den Westwind bewirkt wird, und dies scheinen auch die Erfahrungen, so Reaumur, Duhamel und Mariotte hierüber anstellten, zu bestätigen. Für den menschlichen Körper ist der Westwind bei uns nur alsdann nachtheilig, wenn er, sonderlich im Frühjahr und Herbst, die Witterung zu sehr abwechselnd mache. Alsdann entstehen katarrhalische Zufälle, und

die Schwindfuchten, Wasserfuchten und ähnliche Krankheiten, verschlimmern sich. — Etwas anders verhält es sich mit dem Nordwinde in unsern Gegenden. Dieser ist, nach dem Westwinde, bei uns, der häufigste. Bisweilen wehet er stark, doch artet er selten in sehr heftigen Sturm aus; vielmehr legen sich, wie ich eben anführte, die in Westen entstandenen Orkane, wenn der Wind sich nach Norden herumsetzt. In Wintern, die sich durch keine außerordentliche Kälte auszeichnen, ist er der gewöhnliche Wind. Er bringt uns selten Epidemien; da er aber oft die Abende und Morgen im Herbst und Frühjahr sehr abkühlt, so giebt er in diesem Falle bei denen, die sich den Verästelungen aussetzen, zu katarrhalischen Krankheiten, zu Durchfällen, zu Entzündungen des Halses und zu Seitenstechen Gelegenheit, die gewöhnlich eine etwas andere Behandlung erfordern, als die nemlichen Krankheiten, wenn sie bei dem Südwinde entstanden sind. — Der Ostwind bringt in Steyermark, England und Kanada Regen i), in Holland Sturm; in unsern Gegenden hingegen sind Stürme und anhaltender Regen aus Osten, seltene Erscheinungen. Für uns ist dieser Wind meistens ein sehr trockner Wind, und ich habe bemerkt, daß bei anhaltender Dürre, wo dieser Wind wehet,

h) S. Hiern in den Erfahrungen in der Naturwiss.
i) S. ebendaselbst.

her, nicht eher Regen erfolgte, bis der Wind diese Himmelsgegend verließ. Gemeiniglich neigt sich alsdenn der Wind erst stundenlang nach Süden oder Norden, bis er sich in kurzer Zeit ganz nach Westen setzt, und nun folgt Regen. Dies war z. B. der Fall bei dem bekanten trocknen Nebel 1783, wo zuletzt alle Pflanzen und die thierischen Körper selbst, von der Trockenheit litten. Gemeiniglich verursacht ein anhaltender Ostwind im Sommer, bei schwächlichen Personen, eine gewisse Trägheit und Uebelbefinden, was sie sich selbst nicht zu erklären wissen. Es entstehen alsdann oft Stockungen in den feinnern Gefäßen, und Neigung zu Gallenkrankheiten. Als in dem gedachten Sommer von 1783 der Morgenwind mehrere Monate lang ununterbrochen herrschte, war die Electricität in unserm Dunstkreise fast gänzlich vernichtet, und es fanden sich, nebst den vorher angeführten Krankheiten, viele Nervenzufälle und schnelle Schlagflüsse bei uns ein. Alle diese Uebel verschwanden aber sehr bald, als der Wind sich erst einen Tag nach Süden, und sodann ganz nach Westen wendete. — Der Südwind ist in unsern Gegenden nur bisweilen im hohen Sommer trocken, im Herbst und Frühjahr hingegen feuchte, und im Winter oft kalt. Ich habe sehr

oft bemerkt, daß er in den gedachten Jahreszeiten, selbst bei dem heitersten Wetter, die vorher trocknen Steine sehr feucht machte, und die Wärme des Mittags konnte sie kaum trocknen, bis endlich der Wind sich nach einer andern Himmelsgegend wendete, und trockne Luft mitbrachte. Die stärkste Kälte in den Jahren 1709 und 1740, ist in Halle mit dem Mittagswinde gekommen, und ich habe seit einer ganzen Reihe von Jahren oft gesehen, daß an den Tagen, die sich durch eine für unser Klima ganz außerordentliche Kälte auszeichneten, der Südwind wehete. Daber herrschen bei dem Südwinde im Winter alsdann Seitenstechen, so, wie im Herbst und Frühjahr, Katarrhen, Krampfheiten, Reizhusten, Wackungen und Ausdehnung der Gäfte, und Trägheit, die oft selbst starke Körper empfinden. Die Beschwerden des Kopfes und des Nervensystems, ferner zu stark vermehrte Ausdünstung, Schwindel und Neigung zum Erbrechen, den Malouin beim Südwinde merkte, haben wir in unsern Gegenden mehr vom Ostwinde, als vom Südwindem, zu fürchten. — Alle vorher angeführten Eigenschaften und Wirkungen der Winde in unserer Gegenden setzen sich zum Theil aus der Lage des Orts und der Beschaffenheit der angrenzenden Länder, erklären

Der Schluß folgt künftig.

Hannoverisches Magazin.

53tes Stück.

Freitag, den 2ten Julius 1790.

Ueber die Witterung.

(Schluß.)

Salle hat, seiner geographischen Lage nach, ein sehr gemäßigtes Klima. Es liegt unter dem 51ten Grade 7 Minuten, nördlicher Breite. Je höher ein Ort liegt, desto kälter sind, im Ganzen genommen, seine Jahreszeiten. Die gemäßigste Witterung, die unser Ort genießt, hat er daher theils der Entfernung von hohen Gebürgen, theils aber, seiner niedrigen Lage, zu danken. Man hat gefunden, daß Halle nicht höher, als 312 pariser Fuß über die Oberfläche des mittelländischen Meeres erhoben ist; aber, eben diese niedrige Lage ist es auch, die uns der Wirkung aller Winde preis giebt. Daher verändern sich unsere Winde oft, und mit ihnen, unser Wetter. Sind wir des Schutzes hoher Gebürge, und läge unsere Gegend selbst, mehr erhoben, so würden wir gegen gewisse Winde geschützt, und unsere Witterung dauerhafter seyn; da bel-

des zur Beständigkeit der Witterung wesentlich beiträgt. Das hoch liegende Polen und Rußland hat eine viel beständigeere Witterung, als das flache und niedrige England und Holland. — Betrachten wir die Lage unseres Ortes gegen die angrenzenden Länder, so liegt uns zu Südöst, ein Theil von Böhmen, mehr südlich das Erigerbürge, das Vogtland und die gräflich russischen Besitzungen: alles Länder, die theils bergigt sind, theils großen Ueberfluß an Waldung haben, und daher eine feuchte, und im Winter kalte Luft enthalten. Komt der Wind daher im Winter aus diesen Gegenden, so kan er von dort kalte Luft mitbringen, und die Kälte kan wirklich dadurch einige Tage steigen, bis endlich wärmere Luft aus entferntern südlichen Gegenden zu uns komt, und die Kälte mäßigt. Daher komt zwar oft heftige Kälte mit dem Südwinde, allein sie ist selten in diesem Grade anhaltend a).

Merks

*) Von dieser Erfahrung: macht der Winter von 1789 eine Ausnahme. Die letzten Oktobers hatten mehrere Wochen fast ununterbrochen über ganz

Merkllicher würdt schon diese nähere Nachbarschaft der gedachten mittäglichen Waldungen und Berge auf die uns zunächst angrenzenden mittäglichen Gegenden. Daher reifen in Halle alle Früchte früher, als in Weisensfels, und die Ernte ist dort um 14 Tage später, als bei uns, wenn es gleich nur 4 Meilen gegen Mittag von uns entfernt, und die Gegend bis dahin eben ist. — Kommt der Wind von Abend aus dem Manisfeldischen, oder W. N. W. aus dem Harze zu uns, so bringt er ebenfalls Dünste, und im Herbst und Frühjahr, nasskaltes Wetter mit. Trockner hingegen, und im Winter, kälter sind für uns Nord- und Ostwinde, da sie über weite ebene und eben nicht waldige Gegenden kommen; und daher sind auch diese Winde bei uns am Morgen im Sommer gewöhnlich etwas kühle, am Mittag aber um desto heißer. Im Winter hingegen müssen diese Winde nothwendig, wenn sie anhaltend sind, sehr kalte Luft zu uns bringen, da sie über Rußland, Polen, Schweden, und die übrigen kältesten europäischen Länder zu uns kommen. —

Indessen giebt es doch einige Wirkungen des Dunstkreises auf den menschlichen Körper, die sich aus den vorher angeführten Beschaffenheiten der Winde, und aus ihren Eigen-

schaften, nicht befriedigend erklären lassen. Dies sind vorzüglich eine gewisse Mattigkeit und eine Empfindung von ängstlicher Hitze und Beklommenheit, die selbst den stärksten Körpern beschwerlich fällt, wenn das Thermometer gleichwohl oft nur gemäßigte Wärme anzeigt, und umgekehrt, eine Empfindung von Kälte und Frost, wenn das Wärmemaß nur temperirte Luft anzeigt. Bisweilen, aber nicht immer, liegt der Grund dieser überspannten Empfindungen von Wärme und Kälte, in der schnellen Veränderung des Wetters und der Winde. Die Feuchtigkeit ist ein Leides der Wärme, und erzeugt unserm Körper Beklommenheit. Folgt daher ein feuchter und kalter Wind schnell auf einen warmen und trocknen, so ist es wohl natürlich, daß uns die Kälte um desto auffallender ist, je mehr wir an warmes und trocknes Wetter gewöhnt waren. Geht hingegen eine nasskalte und unangenehme Luft in eine trockne und warme schnell über, so muß uns diese Wärme nun um desto größer kommen, und unsere Empfindungen müssen uns in beiden Fällen sehr leicht hintergehen, und uns den Grad der Wärme oder Kälte weit höher annehmen, als er sich nach dem Thermometer wirklich befindet. Allein, dies ist doch nicht immer der Fall, denn unser Gefühl mit dem Wärmemaß

ganz Europa geherrscht, und die Atmosphäre war diesmal durch sie, sehr in den wärmern mittäglichen Ländern, so erhöht worden, daß uns die letzten einige Tage anhaltenden Mittagwinde, keine warmen Luft zu uns brachten.

der Witterung steht. Daß ich mich bei der Bemerkung der Feuchtigkeit der Luft, noch Zunahme der wasserhaltigen Kälte nach dem Thermometer beurtheilen können, wenn sich gleichwohl Jedermann über eine schnell eingetretene empfindliche Kälte beklagte; und oft habe ich im Gegentheil über schädliche kühlende Luft und schrummiges Wachsen der Hitze Klagen hören, wenn das Wärmemaß eher Abnahme, als Steigen der Wärme, angab. Von zweien auf einander folgenden Tagen, schien der eine im Sommer beim Südwinde oft warm zu seyn; am folgenden setzte sich der Wind nach Osten, und nun war das Wetter, der Empfindung nach, kühler; ungeachtet das Thermometer jaß das Gegentheil anzeigete. Irgend ich nicht, so war hier nicht sowohl die Temperatur, als vielmehr die Beschaffenheit der Luft verändert, und man muß daher die fühlbare Temperatur der Luft, von der wirklichen, unterscheiden. Ueberdem ist auch jenes Gefühl von Mangel und Beklommenheit, das aus einer ängstlich schweben Luft entspringt, ganz von dem einfachen Gefühl der bloßen Wärme verschieden. Man wird es irren, wenn man glauben wollte, daß elektrische die Veränderung der Schwere der Luft diese ängstlich schwebende Empfindung verursachen könne. Nach den Berechnungen der Physiker drückt der Dunstkreis mit einer Last von 36576 Pfund auf unsern Körper; eine Last, die Densität und die ganze Einrichtung unserer Maschine

unmerklich machen, da sich indessen, wie man gefunden hat, diese Last um 3450 Pfund verringern kan, wenn die Schwere des Dunstkreises von der höchsten Stufe bis zu der niedrigsten herabsinkt; so kan zwar die schnelle Abnahme dieses beträchtlichen Drucks die Empfindung reicherer Körper von Folgen seyn; allein, nie wird sie doch jenes Gefühl von Wärme, Kälte und schwüler Luft hervorbringen, von dem ich jetzt rede. — Mehrern Einfluß auf diese Empfindungen und auf den menschlichen Körper überhaupt, hat wohl unstreitig die Elektricität des Dunstkreises. Diese feine und äußerst wirksame Flüssigkeit, durchdringt auch die feinsten Gefäße unsers Körpers, reißt die Fibern desselben, theilt ihnen mehr Thätigkeit mit, und vermehrt eben dadurch die Aus- und Absonderungen der thierischen Maschine. Dies hat zwar die Aerzte bemogen, die Elektricität in mehreren Krankheiten, und zwar oft mit dem glücklichsten Erfolge, anzuwenden, allein alle diese Kenntnisse überhaupt, vorzüglich aber die Bekanntschaft mit der Luftpotelectricität und ihrer Verbindung mit unsern Krankheiten oder Wohlbefinden, sind noch erst in der Kindheit. Indessen ist wohl so viel außer Zweifel, daß ein zu großer Mangel oder Ueberfluß der elektrischen Materie in der Luft, selbst auf die gesunden Körper wirke. Daher spüren wir kurz vor dem Gewitter ein gewisses Gefühl von Schwere, welches sich nur erst bei dem Gewitter selbst verliert, wenn die Luft reiner, und

die Elektricität wieder in ihr gehöriges Gleichgewicht gesetzt worden. Ich habe bereits im Vorhergehenden angeführt, daß bei dem Nebel im J. 1783 fast alle Elektricität aus dem Dunstkreise verschwunden war; aber es herrschten auch damals Nervenzufälle, Katarrhen und rheumatische Krankheiten und schnelle Schlagflüsse; die nur bei Vermehrung der atmosphärischen Elektricität wieder aufhörten. Nach (Sausüre b), ist die Elektricität in der freien und heitern Luft stärker, als in den Struben, und auf mittelmäßig erhabenen, besonders mehr einzeln liegenden Bergen, wirksamer, als in der Ebene. Wem ist es aber auch wohl unbekant, daß freie und reine Luft unglaublich viel zur Gesundheit beiträgt, daß sich Gansensde wie geschwindest in derselben erholen, als in der Strubenluft, daß Personen, die sich viel in derselben aufhalten, verhältnismäßig länger leben, als andere, und daß Bergbewohner, sich, im Ganzen genommen, einer festern Gesundheit erfreuen, als die Bewohner des Thals. Selbst in unserm Gegenden giebt uns der Petersberg hiervon ein auffallendes Beispiel. So wenig beträchtlich seine Höhe auch immer seyn mag, so ist er doch die größte Erhöhung in einer so eben Gegend, und seine Bewohner genießen daher einer so dauerhaften Gesundheit, daß die drei vorletzten Bedienten ihrem Amt auf demselben zusammen genommen, über 150 Jahr mit der größten Munterkeit vorstanden.

Was allen diesen Erscheinungen ist, es also mehr, als wahrscheinlich, daß die Inselelektricität auf unsere Gesundheit einen großen Einfluß habe, und daß ihr wohl jene beschriebene Empfindung einer schwülen Gewinndunst zum Theil zugeschrieben werden müsse. Indessen ist sie doch gewiß nicht die einzige Ursach dieses Gefühls, und jener mit dem Thermometer im Widerspruch stehenden Empfindung von Wärme und Kälte, und ich glaube, um diese noch näher erklären zu können, noch von einer andern Beschaffenheit der Atmosphäre einige Worte sagen zu müssen, die von der Menge dephlogistisirter Luft, so sie enthält, abhängt. Ich habe schon mehrmals, wenn ich über solche Temperatur der Atmosphäre Klagen hörte, die das Thermometer nicht abgab, eiddiastische Versuche vorgenommen; und ich glaube in verschiedenen Fällen das gefunden zu haben, was ich vermuthete, daß nämlich die Mischungs der Luft mit unserm Gefühle von Wärme und Kälte genau zusammenhängt. (S. unten Erfahrungen c) zu Folge, ist die Luft unsers Dunstkreises eine Mischung mehrerer Luftarten, und besteht vorzüglich aus drei Theilen atmosphärischer Luftarten; und einem Theile dephlogistisirter Luft. Diese verschiedenen Luftarten besitzen sehr verschiedene Fähigkeiten, die Wärme zu leiten und aufzunehmen. Will man dephlogistisirte Luft auf die Hand

b) S. desselben Reisen.

c) Man sehe hierüber vorzüglich Scheelens und Lavoisiers Schriften.

so fühlt man Kälte, mephitische Luft fühlt merklich weniger. Dies stimmt mit Crawfords Erfahrungen überein, nach denen die erstere, von einem gleichen Grade von Hitze, um ein sehr beträchtliches weniger, als die atmosphärische Luft, und diese wieder um so viel weniger, als die mephitische Luft, erhitzt wird. Folglich muß unter gleichen Umständen, die dephlogisierte Luft viel mehr, als die atmosphärische, und diese wieder eben so viel mehr, als die mephitische abkühlen. Wird daher die Menge der dephlogisierten Luft in der Atmosphäre schnell und beträchtlich vermindert, und die Luft mehr phlogistifiziert, so wird das durch die Luft unter gleicher Temperatur weniger fühlend seyn, und sie wird uns heißer vorkommen, als sie wirklich ist. Diese Empfindung von Hitze vereinigt sich alldamals noch mit einem milder freien Athemholen, einer neuen Quelle ängstlicher Gefühle. Unsere Lungen entledigen sich nemlich durch das Athemholen einer Menge phlogistifizierter Theile: die dephlogisierte Luft ist die einzige Luftart, welche diese phlogistischen Theile aufzunehmen fähig ist. Die Luft des Dunstkreises wird also blos durch den in ihr befindlichen Antheil von dephlogisierter Luft, welcher, wie ich bereits vorher anführte, den vierten Theil ihrer Masse ausmacht, zum Athemholen tauglich, und sie wird zu diesem, unserm Leben so nothwendigen Geschäfte, um desto unbrauchbarer, je weniger dephlogisierte Luft sie enthält, oder, welches dasselbe ist, je mehr sie dephlogisirt ist.

Daher entsteht die Kälte in der stark dephlogisierter Luft. In einem Zimmer, dessen Luft durch viele Lichter und Personen sehr phlogistifiziert worden, werden wir ängstlich, wir empfinden Hitze und Beklommenheit. Alle diese Beschwerden verschwinden aber mit dem ersten Athemzuge einer reinen Luft, wenn sie gleich, dem Thermometer nach, eben so warm ist, als jene phlogistische Luft des Zimmers. — Es läßt sich daher auch die bekannte und tägliche Erfahrung, daß unsere Kleidungen uns warm halten, zum Theil aus diesen Grundsätzen erklären. Nach des Grafen von Milly Erfahrungen wird aus der ganzen Oberfläche unseres Körpers, beständig eine mephitische Luft ausgeschieden. Unsere Kleidung verhindert nicht nur die äußere kältere Luft, unsern Körper zu berühren, sondern sie hält auch diese, aus unserm Körper austretende mephitische Luft an der Oberfläche des Leibes, zurück; und da uns diese um ein beträchtliches weniger kühlt, als die atmosphärische Luft, so müssen wir uns auch in derselben wärmer befinden, als in dieser. — Alle diese angeführten Bemerkungen müssen uns, wie ich glaube, überzeugen, daß uns, bei gleicher Temperatur eine reine Luft kälter scheinen müsse, als eine mephitische, und ich werde mich, zu weiterer Unterstützung dieses Satzes, nur noch auf die Bemerkungen berufen, die Dolomieu über das Atmen von Kalk angeführt hat. Kein Klima ist mehr den schnellen und auffallenden Veränderungen von Wärme und Kälte

Kälte unterworfen, als Malthe, und daher schickt sich auch zu diesen Versuchen, aber die wirkliche und bloß fühlbare Wärme, feltm Klima besser, als dieses. Das Thermometer steigt hier, bei der größten Hitze gemeintlich nur bis auf 25° , selten auf 28° , und doch beschweren sich sowohl Ausländer, als Eingeborne, über eine stickende Hitze; im Winter sinkt das Wärmemaß selten bis auf 8° herunter, und gleichwohl kommt die Kälte, selbst den nördlichen Bewohnern von Europa, unerträglich vor. Ueberhaupt aber hat dieses Klima das Besondere, daß man fast beständig die Hitze und Kälte für weit empfindlicher fühlt, als sie wirklich ist, wenn das Thermometer gleich die beiden gedachten äußersten Grenzen seines Standes noch lange nicht erreicht hat. Als Dolarieu durch Fontanas Cydiometer eine ungewöhnlich große Menge dephlogistisirter Luft in dem Dunstkreise von Malthe fand, so daß die Luft um 13 Grad reiner war, als Ingenhous die reinste Luft von Frankreich und Italien gefunden hatte, war die wirkliche Temperatur der Luft nicht geringer als $10\frac{1}{2}^{\circ}$ über dem Gefrierpunkt, und doch

sahen die Kälte, dem Gefühl nach, durchdringend zu seyn. Einige Tage nachher verengerte sich die Menge von dephlogistisirter Luft in dem Dunstkreise, und sogleich schien auch die Wärme derselben um ein großes gestiegen zu seyn, ungeachtet sie vielmehr nach dem Thermometer um $\frac{1}{2}^{\circ}$ abgenommen hatte. Hier fing der Sirocco zu wehen an, und äußerte alle seine bekannten Wirkungen, ungeachtet sich die wirkliche Wärme nach dem Thermometer nicht im geringsten vermehrt hatte. Endlich ward die Luft wieder kühler, und sogleich schien auch die Kälte wieder durchdringend zu seyn, wenn das Wärmemaß gleich 9° Wärmangab. — Alle diese, und ähnliche, über dies merkwürdige Klima vielfältig angestellte Erfahrungen, setzen es, wie ich glaube, außer Zweifel, daß die Reinheit der Luft auf unser Gefühl von Wärme und Kälte einen sehr sensiblen Einfluß haben, und daß, wenn unsere Empfindungen mit dem Thermometer merklich im Widerspruche seyn, dies sowohl von dem reinen Zustande als von der gedachten Beschaffenheit des Dunstkreises abhängt.

Ueber zwei Sprichwörter:

Ein Prophet gilt nirgends weniger, als in seinem Vaterlande, und
Der Grobian gilt nirgends mehr, als wo er geprägt ward.

Diese beiden Sprichwörter scheinen sich auf den ersten Anblick gerade zu widersprechen: Ein Prophet soll nirgends so wenig geachtet seyn, als in

dem Lande, welches ihn hervorgebracht, und demselben mehr, als in jedem andern Orte, nicht gelten, als wo er geprägt ward. Wie immer sich dieses

Man pflege das letztere Sprichwort auf diejenigen anzuwenden, welche man abhassen will, in fremde Länder zu gehn, und es soll damit eben so viel angedeutet werden, als mit dem bekannten Spruch: „*Werb im Lande und nähre dich rechtlich.*“ — So bald nun aber doch Jemand, zumal bei etwas Eigendünkel und Einbildung von seinen verdienstlichen Verdiensten, die Lust wieder auszuwandern, in fremden Ländern sein Glück zu versuchen: so süßet er auf dem ersten mißverstandenen Sprichwort und wandert in guter Hoffnung aus — bis er vielleicht endlich voll Unmuths zurück kehrt, und den Spruch vom Großen bestätigt findet. —

Aber der Widerspruch lag nicht in der Sache, sondern in der verkehrten Anwendung. Man hat einzig darauf zu merken, daß ein Prophet kein Großer und ein Großer kein Prophet ist. Prophet heißt hier ein vorzüglichster Mann, ein außerordentliches Genie, welches Aufsehen erregt; Großer hingegen ein gemeiner Mensch, ein Alltagskopf. Weider loos pflegt es in den meisten Fällen zu seyn, daß dieser im Vaterlande, und jener bei fremden Nationen sein Glück mache.

Woher rühret dieses? — Wenn ein Prophet d. h. ein Genie in seinem Vaterlande übersehen, verkannt und nicht nach Verdienst belohnt wird: so lassen sich davon zwei vorzügliche Ursachen entdecken. Zerst Neid. Alles, was Aufsehen erregt, wodurch sich Jemand hervorthut und über gemeine Seelen erhebet, das erweckt Neid; eine sehr gewöhnliche Erfahrung. Es ist ein

schlechtes Copulament für unser Eitelkeit, wenn solche vorzügliche Leute gerühmet werden. Wir werden bei jedem, was Großes, Edles und Ruhmliches thut, an unsere Ohnmacht erinnert. Daher kan keine Nachsehung bei uns entstehen; mithin wendet sich unsre Bestimmung auf die schlechtere Seite — wir beneiden fremde Vorträge. Denn die Bewunderung fremder Tugenden und großer Handlungen kostet nicht geringe Ueberwindung; ja, diese Art der Selbstverläugnung ist selbst gewiß keine der letzten Tugenden. Wir sind dann ungemein scharfsichtig in Ansehung alles dessen, was zur Verkleinerung des großen Mannes gereicht, der über uns, wie die Zeder über den niedrigen Sträucher hervortaget. Was irgend hierzu Stoff giebt, das ist uns dann sehr willkommen.

Die zweite Ursache des verkannten Talents und seiner Verdienste im Vaterlande ist diese, daß die Jugendgeschichte des großen Mannes unter seinen Landesleuten überall zu bekannt ist. Da lassen sich dann leicht Flecken aufspüren, das Lob des Vornehmen zu schwächern, der uns, wie Sonne der Sterne verbunkelt. — Wie leicht konnte es geschehen seyn, daß der lebhafteste Jüngling — wie es bei Genies öfters nichts Seltenes ist — einen leichten verzeihlichen Fehler begiebt, den andere bloß aus Dummheit nicht begehen — welchen man nun, da der Mann sich empor schwingt, sorgfältig wieder auffucht, damit nicht sein Glanz zu sehr die blenden Augen blende. — Selbst unverschuldete Familienlagen, z. B. Armuth oder niedriges Herkommen müssen dann

dazu dienen, um durch einen unwillkürlichen Abßich das Bild in Schatten zu bringen. „Den kennen wir wohl, er war ein Dummkopf, der manchen Streich gespielt hat — oder sein Vater war ein armer Schuster 1c.“ — ein Umstand, der gerade noch mehr zum Ruhm des Genies beiträgt, welches aus dem Staube sich hervorwand! — Und sollte man nicht das mindeste Nachtheilige von dem Beneideten zu sagen oder zu lägen im Stande seyn: so verachtet man doch den hervorragenden Kopf, weil ihn die Schultern unsers Landmanns tragen, und spricht erniedrigend: „wer hätte das gedacht? — Aber manchen sucht das Glück 1c.“

Sonach dürfen Männer von Talenten auf Ruhm und Belohnung in fremden Ländern Anspruch machen, wo man bisher von ihnen nichts wußte und wo mithin die Erwartung einzig und ungetheilt auf das Verdienst des Fremden gespannt ist.

Nicht so der Groschen! diesem ist es nicht anzurathen, daß er auswandere. Denn, wo sind die Vorzüge, durch welche er sich erheben könnte? Wer im Auslande sein Glück machen will, der muß vorzügliche Gaben besitzen, wodurch er die Insländer verdunkle und so sich in die Rechte und Freiheiten einbränge, welche diesen mitgeboren werden. Fehlen ihm jene: so wird es äußerst schwer seyn, auf dem geraden Wege im Auslande hoch zu kommen. Er wird niedrig und därtig bleiben und den Eingebornen von gleicher Mitalmäßigkeit nachsehen

müssen. — Dieses zeigt sich vorzüglich im geistlichen Stande; wo Ausländer Schulbedienungen annehmen u. durch deren Zeitverwaltung sich allererst das Recht erwerben müssen, welches jeder eingeborne Cadibat durch Geburt beßte, eine Pfarre dereinst zu erhalten. — Außerordentliche Männer hingegen lehnen sich an keine Regel: sie werden überall gesucht, und gehen, wie es billig ist, den Eingebornen vor, welche sie durch Fähigkeit und Wissenschaft übertreffen.

Der Groschen also, oder der gemeine Kopf, muß im Vaterlande bleiben, und für ihn gehört der Rath: „bleib in Lande und nähre dich redlich.“ — Hoch kan er doch sich nicht schwingen wegen der beschnittenen Flügel, welche gleichwohl unverkürzt und sehr geübt seyn müssen zum bessern Fortkommen in einem fremden Lande, damit er das heimische Gefieder übersiege. — Dem, in den meisten Ländern gilt das jus indigenatus. Will er hiervon Ausnahme machen: so muß er kein Alltagskopfsch. — Wo nicht: ist er zufrieden mit mäßigen Glücksumständen: so seh ich wieder nicht, warum er auswandern sollte, da im Vaterlande die mitgeborenen Rechte ihm noch zu statten kommen, und deren Nichtbeß im Auslande nachher kommen nur erschweret. Hierzu kommt noch das sanfte Familienband, welches man doch auch nicht gern trennet um eines Keutzens willen, das doch nicht größer oder gar kleiner ist, als das, was man im Vaterlande durch ein gebornes Recht erwarten konnte.

Epem.

B. Müller.

Hannoverisches Magazin.

54^{tes} Stüd.

Montag, den 5^{ten} Julius 1790.

Kunstnachricht von einer Leibniz vorstellenden Büste.

Quo duce in immensi penetrauimus aequora veri.

Bekant mit dem, was ungefehr geleistet, und auch nicht geleistet werden kan, wenn ein Bildner es übernimmt, eine Büste, nicht nach dem Leben, sondern nach dem Portraite eines Abwesenden, oder schon Verstorbenen, zu verfertigen, entschloß sich, schon im Jahre 1787, der wegen seiner Kunst rühmlichst bekante hiesige Wachsmaßner und Bildhauer Johann Gottfried Schmidt, durch eine Büste von Leibniz, in colossaler Größe, dergleichen hier zu Lande selten gefordert werden, jedoch nur einer Büste von Ebon, eine Probe von seinem Studium abzulegen. Er bestimmte zum Vorbilde ein Portrait, das sich als die Malerei eines nicht bekanten, aber guten, vielleicht französischen, Meisters, und noch mehr dadurch empfiehlt, daß der im 98^{ten} Jahre seines Lebens, bei vollkommenen Reifem seiner Sinne, den 17^{ten} Mai 1779 hier in Hannover verstorbene Philosoph und Mathema-

tiker Raphael, Leibnizens Schüler, nachher sein Freund und Arbeitsgehilfe, es besessen hatte. Was die Wahl entschied, war der Umstand, daß Beweise über die Identität des Raphaelischen Stücks, und Scheine darüber vorhanden sind, daß das Portrait dem Verstorbenen gleiche, das es vorfallen soll.

Da berühmte Gelehrte in ihren Schriften sich längst mit der Frage beschäftigt haben, welches Portrait von ihm für zuverlässig ähnlich zu halten, und wo das ähnlichste anzutreffen seyn mögte; und da nichts, was unsern ehemaligen, zwar nicht bei uns gebornen, aber durch Wahl dazu gewordenen, großen Landmann anbetrifft, uns ganz gleichgültig seyn kan, so verdient die Geschichte dieses Portraits eine Stelle in dem hannoverschen Magazin.

Raphael hat es einige Monate, oder Wochen, vor dem Absterben seines Freundes als ein Geschenk, aus

h h h

seiner Hand, und zu seinem Andenken erhalten. So hat Raphael es den Seinen erzählt. Vielleicht erinnern sich mehrere Schüler und Freunde des von allem, was Eigennuß oder Eitelkeit heißen kan, gänzlich entfernten, rechtschaffenen Geistes, daß er des Geschenks gegen sie auf eine gleiche Weise Erwähnung gethan hat. So viel wissen unser mehrere, daß er ein ihm höchst werthes Portrait von Leibniz besaß, und daß einst, der, jetzt noch, mit Zeugen darzustellende Fall vorkam, da ein sehr eifriger, und sehr reicher, Liebhaber des Portraits ihm ein ansehnliches Geld dafür bot, aber nichts weiteres erhielt, als die Erlaubniß, eine Copie davon nehmen zu lassen. Es kommt aber auf diese Umstände weniger, als auf die Fragen an, ob dasjenige, was dafür ausgegeben wird, auch wirklich Raphaels Portrait, und ob es ein zu verläßlich ähnliches sey.

Die Folge der Erzählung beweiset, daß Raphael selbst, ziemlich spät, und ganzer 50 Jahre nach Leibnizens Tode, den guten Gedanken gehabt haben müsse, den Untergang seines Kleinods, durch Merkmale, die seinen nicht gelehrten Nachkommen Aufmerksamkeit einflößen konnten, zu verhüten, und etwas für eine Folgezeit zu thun, die nach zuverlässig getreuen Abbildungen der Gesichtszüge eines Leibniz fragen konnte. Die Art, womit er für uns, die wir jetzt fragen, sorgte, zeigt den verständigen Mann, und sie ist unser Dankes

werth. Raphael traf mit einem damals schon seltenen Alten zusammen, die, wie er, Leibniz noch gekannt hatten, zeigte ihm das Portrait, und fragte, ob er es kenne? Der Mann: Es sey Leibniz. Raphael bat ihn, sein Verdict auf die Rückseite zu drucken, und ihm über sein Anerkennniß der Aehnlichkeit zwischen der Person und dem Bilde, einen Schein zu ertheilen. Es geschah. Der Schein ist vom 23ten Jul. 1767, und derjenige, der ihn schrieb, war Johann Heinrich Wiedemann, Hofvergoldet, und hiet ansässiger Spiegelfabrikant, ein Mann, dessen Bohrertheil und Rechtschaffenheit allen seinen Freunden, und Bekannten, so viel unser noch leben, unvergesslich bleiben wird.

An verschiedenen Tagen des Jahres vom Jahr 1769, folgten diesem Zeugnisse drei andere nach. Sie kamen wiederum aus den Händen von Widermännern und Alten, deren Namen, jetzt noch, keiner andern Empfehlung bedürfen, als der, sie nur zu nennen. Es waren Johann Carl Leonhard, Königl. Churf. Cammerer, der sein Zeugniß mit einer gewissen Wärme im Ausdruck niederschrieb; Samuel Hüntemann der Ältere, Hofperlenflicker, und hiet ansässiger Spiegelfabrikant; und Leonhard Ludwig Zeidler, Cammerfchreiber, der in seinem Zeugnisse verzeichnet, den Herrn von Leibniz von Dürer des Jahres 1700 an sehr scharf gekannt zu haben.

Das

: Das mit den vier Verfassungen auf der Rückseite und den dazu gehörigen Schreinen beglaubigte Portrait, vererbte sich an Raphaels einzige Tochter und ihren Ehegenossen, einen hiesigen Handelsmann, den Herrn Herz Jacob. Sie ehren es noch jetzt als ein Erbstück, dessen Verkauf ihnen bisher vergeblich angeschlossen worden ist. Mit einer desto größern Bereitwilligkeit wurde es von ihnen zu dem Vorhaben, eine Büste darnach zu verfertigen, hergelassen.

Schmidt setzte sich bei seiner Arbeit zum Ziel, ein möglichst ähnliches, allenthalben anatomisch richtiges, und, wenn Fleiß und Studium ihn nicht verließen, durchaus klassisches, Stück zu liefern. In Ansehung des Wo und Wie der Vorstellung gedachte er sich Leibniz, wie er an einem heitern Sommermorgen von seinem Bette aufstehend, einen weiten Schlafrock um sich geworfen hat, und ~~ist~~ an einen Pult tritt, um, wie des Mannes Gewohnheit war, einen ihm wichtigen Gedanken auf einem Papier zu notiren. Diese in jedem Betracht schickliche Voraussetzung, gewährte dem Künstler mehr, als Einen Vortheil. Die etwas ins Saffte und Repräsentirende übergehende Miene seines Portraits durfte jetzt, zugleich mit der Modeperücke jener Zeit, vermieden, nur ruhiger Ernst des in seiner Studierstube beschäftigten Leibniz an die Stelle gesetzt, und sein Kopf unbedeckt gelassen werden. Nach einer Nacht

von Schlaf, der 19 Jahre mit ihm lebte, war dieser Kopf, die Extramitäten ausgenommen, von Haaren entblößt. Auch dieser Umstand, den der Künstler sich gewissermaßen lieb seyn ließ, durfte erscheinen. Der umgeworfene Schlafrock, so viel das von als Gewand auf seine Büste gehörte, durfte stark gesättigt, oder von einem dicken Zeuge — durfte der Mantel des griechischen Philosophen seyn. Jetzt wurde aber auch ein Unterschied zwischen dem in dem holsden Ceramikus, und dem in der Nähe des nicht holsden Harzes wohnenden Philosophen gemacht. Der Künstler bestimmte ihm einen bis unter die Halsgrube zugeschlagenen Mantel, und, wenn diese nackt blieb, und das Hemd eines Nordmannes dabei vermischt wurde, so war es erlaubt, sich auf einen offen gewesenen Hemdkragen zu berufen, der herab geglitten war, und unter dem Gewande verborgen lag.

Schmidt griff zur Arbeit. Sie gerieth so, wie eine zahlreiche Menge von Liebhabern, Kennern und Künstlern, Einheimischen und Fremden, die seine Büste hervorkommen, und hernach sie fertig sahen, zum Theil sie aufs strengste prüften, dann aber auch sie mit einem einseitigen Beifall beehrten, es wissen.

Noch während der Zeit, da er sich mit ihr beschäftigte, geschah es, daß ihm die Umstände bekannt wurden, die man von einem Portraite weiß, das die Königin in Preußen, Sophie

phie Charlotte, Gemalin Königs
 Friedrichs des Ersten, Leibnizens
 große Gönnerin, von ihm, durch
 einen der vortreflichsten Maler jener
 Zeiten, man weiß nicht welchen,
 verfertigt ließ, und das hernach
 mals an die Herzogin Elisabeth Char-
 lotte von Orleans nach Frankreich
 geschickt wurde. Nach einer kaum
 zu bezweifelnden Wahrscheinlichkeit,
 nach Bernigeroth sein Portrait von
 Leibniz nach keines andern, als die-
 ses Meisters, Gemälde, und, wenn
 Leibniz selbst vielleicht mit keinem sei-
 ner Maler recht zufrieden seyn mochte,
 so scheint er doch an Bernigeroths
 Arbeit kein Mißfallen gehabt zu ha-
 ben. Schmidt, der sie sah, interes-
 sirte sich für ein Portrait, welches
 mit demjenigen, nach welchem er jetzt
 bildete, auffallende Ähnlichkeiten —
 denselben Mann hatte, der vor ihm
 stand. Noch mehr aber gefiel ihm
 die größere Kunst des Kupferstechers,
 und des unbekannten Malers, und
 noch mehr, als das, der mehrere
 Geist in dem Bernigerothischen Leib-
 nize. Gänzlich entfernt, sich wiß-
 senschaftliche Einsichten von der Phy-
 sionomie anmaßen zu wollen, be-
 rief er sich bei diesem seinen Urtheil
 darauf, daß er mit der bei Bildnern
 und Malern getauften Physionomie
 bekannt sey, da die Erfahrung lehre,
 daß auf die Erscheinung gewisser Ge-
 sichtszüge, und Konfigurationen den
 Glaube an das Geistreiche des Men-
 schen, welchem sie zugehörten, an-
 gemessenlich seyn würde, oder doch bald

nachfolge. Eben die Erfahrung lehre
 aber auch, daß bei einer nähern Un-
 tersuchung von Handlungen und Ro-
 den, ein solcher Glaube Abfall lei-
 den, und wohl gar zu Schanden wer-
 den könne. Eben so wahr sey es,
 daß nicht alle, sonst geistreiche Leute,
 auch geistreich, am allerwenigsten
 nach der Proportion geistreich, aus-
 sähen, nach welcher sie es mehr oder
 minder wären. Nach diesen Voraus-
 setzungen, und in diesem Verstande, für-
 de er Geist in Bernigeroths Leibniz,
 erlaube sich aber auch zu gedenken,
 daß dieser von den Herrn Gelehrten
 als ein ganz außerordentlich großer
 Geist bezeichnete Mann dessen mehr im
 Kopfe als in den Gesichtszügen gehabt
 haben könne. In demjenigen Por-
 trait, nach welchem er jetzt arbeit-
 et, einem mit Zeugnissen über Ähnlich-
 keit so wohl ausgestatteten Bildnisse,
 vermöge er nichts mehr, als so viel
 Scharfsinn anzutreffen, daß es mit
 andern Portraits sehr ähnlich ausse-
 hender Männer zusammengestellt wer-
 den könne. Das Bernigerothische ge-
 be ungleich mehr, und erlaube, beim
 ersten Anblick die Vermuthung großer
 Geisteskräfte. Allein, eine zahlreiche
 Menge von Portraits von andern,
 auch wohl minder berühmten gewor-
 den, Männern würden die nemliche
 Wirkung hervorbringen; und Berni-
 geroths Mann dabei nichts gewinnen.
 Verlieren aber würde er zuverläßig bei
 der Zusammenstellung mit Physio-
 nomen, deren Anblick zu dem Glauben
 an äußerste Schärfe und Subtilität

von Geisteskräften fortriffe, welcher Fall bei der Physiognomie von Newton vorhanden zu seyn scheint. Obzweifel würden die Herrn Gelehrten, wenn es auf ein Urtheil über den Vorzug unter zwei so ausnehmend berühmten Männern ankommen sollte, ihre Schriften gegen einander halten, und dann würde, wie er höre, das leibnizische Geistesvermögen das Newtonische, wo nicht überlegen, doch ihm die Wage halten. Bildner und Maler, denen eine so delicate Wagschaale abginge, und die sich nur auf jene, so oft trügliche, allemal unsichre, Wahrzeichen verstanden, würden dem britischen Leibniz einen überaus großen Vorzug zugestehn. Was gelehrte Physiognomiker dazu sagen würden, wäre ihm völlig unbekant, da er, ungeachtet aller Aufmerksamkeit, von ihren Grundfägen noch nichts habe in Erfahrung bringen können, und sich in den Buchladen allemal vergeblich nach einem nicht zu theuern Buch; wenigstens einem Catechismus über die Wissenschaft, erkundigt hätte. Bis jetzt könnte er also nicht anders, als dem Bernigererthischen Mann unser dem Mann in der Büste herabsehen.

Dem ungeachtet sey ihm Bernigererth sehr interessanter Gedanke, daß er sich fast unwiderstehlich gereizt fände, auch nach diesem Portraite, mit Beibehaltung seiner ersten Vorurtheilen den in seinem Museum beschäftigten Leibniz vorzustellen..

Er erfüllte sein Vorhaben im Sommer des Jahrs 1788 auf die Art, daß er dem Kopfe ungefehr 7 Zoll Höhe gab, und in wenig Stunden fertig wurde. Die Büste wurde dem Publikum einige Tage lang, zugleich mit dem Kupferstiche, auf dem freien Platze des Westmarcherischen Garten zur Prüfung, öffentlich, vor die Augen gestellt, und sie hatte das Glück, zu gefallen. Exemplare von Gyps wurden hier, und in unsrer Nachbarschaft reichlich verkauft, und sie sind fortwährend in des Künstlers Hause, das Stück für einen Gulden zu haben.

Die Ehre, die er damit einlegte, reizte ihn zu einer dritten Arbeit. Seine Imagination hatte mit den Gesichtszügen des großen Mannes, so wie er sie aus zwei sich ähnlichen Portraits aufgefaßt, und Kopf und Hände schon seit 1787 wiederholt damit beschäftigt hatte, eine Art von Vertraulichkeit gestiftet. Er wollte sie, immer mit Beibehaltung seiner ersten Idee über das wann und wo, bei einem Bildnisse von colossaler Größe nutzen, und, da er den Fall annahm, daß das Stück auf eine Höhe von 10 bis 13 Fuß gestellt werden sollte, so bestimmte er darnach, dem Kopfe eine Höhe von 12 bis 13 Zoll. Ein sehr angesehener Einb, der älteste unter den hiesigen, erzeugte ihm die große Gewogenheit, ihm eines seiner Zimmer auf der neuen Schenke, wo er

§ h h 3 von

*) Nicht weit auf die zu London in der Westminster Abtei befindliche, im kleinen Nachbilde, in Gyps fest alter Orten zu habende Büste von Newton.

von zwei Seiten her Licht haben konnte, zu seiner Arbeit einzuräumen. Er bediente sich desselben im Julius 1789 und hatte hier fast täglich die Ehre des Zuspruchs von Liebhabern, und Kennern aus allen Ständen, die ihm zusahen, prüften, billigten und lobten, als ein gutes Glück ihm noch eigne, sehr unerwartete, und desto angenehme, Hülfe zuführte. Es wurde ihm nemlich von einem Reisenden ein leibnizisches Portrait gerühmt, das in einem ausländigen öffentlichen Gebäude seit geraumen Jahren seine Stelle ziert. Eine Copie davon lieferte ein in Portaiten sehr geübter und glücklicher Meister. Als sie ankam, und aufgerollt wurde, erschien derselbige Leibniz, den Bernigerorch hat, in natürlicher Größe, und in lebendigen Farben dargestellt.

Jetzt erlaubten die Umstände, zu vermuthen, daß die Königin Sophie Charlotte ihr Portrait von Leibniz habe copiren lassen, und daß die Copie ein Geschenk von ihr selbst an denjenigen Ort sey, wo das Portrait, je schon von Alters her, anzutreffen ist. Schmidt hatte jezo freilich nur die Copie einer Copie, die aber auch Copie aus des Meisters eignen Hand seyn kan, und wenigstens eine seinen Bernigerorch commentirende Copie — einen Zeugen mehr, der ihm von den Gesichtszügen, mit deren Abbildung er sich beschäftigte, etwas sagen konnte. Kunstliebe besetzte ihn jezo gehoppelt, und er wurde fertig.

So manche Liebhaber, die diese kleine Büste bereits kennen, wissen wie!

Sie wurde, so wie der Thon noch frisch war, zu einem etwa künftigen Gebrauche, abgeformt. Die Glätte der Oberfläche, dies und jenes Detail in der Musculation, selbst ein Stück vom Gewande, gingen durch Handhabung mit Del, Eintrocknen, und Ueberstreichung mit einer Farbe verloren. Und dennoch behielt die Büste im Ganzen und in ihren Theilen eine Gestalt, die sich getrauet, vor einer jedweden Akademie öffentlich aufzutreten. Sie wünscht zu erfahren, wie ihrem Verfertiger die Endweck, ähnlich, anatomisch richtig, classisch, zu seyn, und den ruhigen Ernst des in seinem Studierzimmer beschäftigten Leibniz, auf eine auch ihm ungeübten, nur gesunden, Auge des Kenners, und Nichtliebhabers gefällige Art, vorzustellen, gelungen seyn mögten.

Herr Wilhelm, auf der Dreystraße, hat dem Künstler mit der gezeigten Bereitwilligkeit verstattet, daß er die Büste in dem in seinem Hinterhause, an der Erde, belegenen Saale zur Schau aufstellen dürfe, und dabei die gefällige Anordnung gemacht, daß jeder Liebhaber, Kenner und Künstler, der sie zu sehen verlangt, zu je der ihm selbst beliebigen Tageszeit, sich desfalls nur in seinem Hause melden kan.

Oben ihr sind, wie es sich gehört, aufgestellt der Bernigerorchische Kunststück

ersterlich, und das damit übereinstimmende Delgemälde.

Kenner und Verehrer des Namens Leibniz werden vielleicht ein Vergnügen daran finden, hier auch eine sehr gute Copie des von Raphael hinterlassenen Portraits, und nun noch einen Jureiß desjenigen Portraits anzutreffen, welches die Akademie der Wissenschaften in Berlin von Leibniz, ihrem ehemaligen ersten Präsidenten, der gewissermaßen auch ihr Stifter war, besitzt. Der Master und Decorateur Büsch hat die Erlaubniß gehabt, ihn über dem Original, auf größtem Papier, an Ort und Stelle, aufzunehmen.

Bei einem Vergleichung der drei Portraits wird sich vielleicht entdecken, daß, wenn gleich die verschiedenen Künstler hier einen etwas ältern, dort einen etwas jüngern, Leibniz vorge stellt haben, dennoch in allen ein bald wieder zu erkennender Leibniz zum Vorschein kommt. Mit ihnen stimmt überein das vorzüglich gute Portrait, nach welchem der mit dem größten Recht bezeichnete, höchst vornehmliche, However in Rom seine für das Leibnizische Monument verfertigte Büste gearbeitet hat. Wenn nun eines unser Portraits über die Aehnlichkeit mit jenem Mann, den es vorstellen soll, Zeugnisse, und zwar solche hat, denen die Kraft eines vollkommenen Beweises, selbst vor Gericht, schwerlich zu verlagern seyn würde, und wenn diese Zeugnisse, nach der größten Bil-

ligkeit, auch andern mit ihm ähnlichen Portraits zu staten kommen müssen, so sind jene Nachfragen nach zuverlässigen ähnlichen Bildnissen von Leibniz auf eine ziemlich befriedigende Art beantwortet.

Was uns noch Zweifel machen könnte, sind zwei von guten Orten herkommende Kupferstiche, die einen Leibniz vorstellen, der nicht einst zu der Familie der unsren zu gehören scheint.

Der von Siquet, nach einem Gemälde von einem vormaligen hiesigen Hofmaler Scheiß, gestochene hat hier keine Stimme mehr, da bekannt ist, daß Leibniz selbst an Bernoulli schrieb, die Arbeit wäre nicht gut gerathen. Mehr Aufmerksamkeit verdient der kunstreiche Kupferstich des vortrefflichen Dause in Leipzig, der wiederum ein Gemälde von Scheiß vor sich gehabt hat. Und dennoch ist dieser Leibniz ein von dem unsern völlig isolirter Leibniz. Die Sache läßt sich überall nicht erklären, und um so weniger erklären, da Scheiß ein gewiß nicht schlechter Maler war, und ihm von einem sehr gelehrten Kenner und Künstler sogar dasjenige Portrait zugeschrieben wird, nach welchem Bernigeroth stach.

Um etwas wenigens teilt den unsern näher ein Kupferstich in schwarzer Kunst, den Haid zu Augsburg, nach einem von Auerbach, in Wien, im Jahre 1714 nach dem Leben verfertigten Portraite, herausgab.

Weiden,

Weiden, von so guten deutschen Künstlern verfertigten Kupferstichen gebührte, ungeachtet sie uns mehr oder weniger widersprechen, bei dieser Aufstellung ihr Platz.

Auch Schmidts kleinere Büste wird dabei erscheinen.

Die erstere, größere, nach dem Classischen Portraite gebildete, wird also von ihm auf die Art verändert, daß

Lamover im Junius 1790.

ihn der Hals weiter und tiefer entblöße, und ihr, da sie vorher ein Gewand von dickem Zeuge — den griechischen Mantel trug, ein leichteres gegeben wird. Sie wird gleichfalls, nur in den ersten Tagen nicht, einen Platz im Saal erhalten.

Die Ausstellung wird dauern vom Tage der Ausgabe dieses Stücks des Magazins bis den 31^{ten} Julius.

Anfrage.

In dem Leipziger Intelligenzblatt Nr. 42. vom Jahre 1768. Art. 10. ist eine Beschreibung: von der Robinia Caragana, oder dem sibirischen Erbsenbaum, dessen Schönheit, großem Nutzen, Wachsthum und der Art, ihn zu erbauen, abgedruckt. Wahrscheinlich hat man damals wegen der angerühmten vielen guten Eigenschaften dieses Baums, sich mit dessen Anpflanzung befaßt, und in den verfloßenen Jahren von dem Nutzen desselben überzeugt, oder des Gegentheils belehret.

Viele Landwirthe in den hiesigen Gegenden wünschen von den in Sachsen gemachten Erfahrungen durch das hiesige Magazin um so mehr benach-

richtiger zu werden, weil auch in selbigem vom vorigen Jahre im 59^{ten} Stück, Nachricht von diesem Baume gegeben wird, und durch diese Bekanntmachung hiesige Landwirthe veranlaßt worden sind, sich mit Anpflanzung dieses Baums ebenfalls zu befaßen, und mehrere sich wohl zu ähnlichen Anpflanzungen geneigt zu seyn mögen, wenn sie vorher von den in Sachsen gemachten Erfahrungen einige Nachricht erhalten könnten: ob nemlich der angerühmte Nutzen sich bestätiget hätte? So wünscht man, daß ein Oekonom in Sachsen die gemachten Erfahrungen den hiesigen Landwirthen durch das hiesige Magazin mittheilen, die Benußbarkeit davon wolle.

Sannoverisches Magazin.

55tes Stück.

Freitag, den 9ten Julius 1790.

Die schädlichen Folgen der Rodenphilosophie, eine wahre Geschichte.

Charlotte von * * * hatte ihren Vater als Kind verloren, und lebte auf einem Landgute, dessen Besitzerin ihre Mutter war. Schön, und mit allen Anlagen des Geistes und des Herzens versehen, mangelte ihr nichts, als eine bessere Erziehung, welche man sehr bei ihr vernachlässigt hatte. — Man muß deswegen nicht glauben, daß Charlotte den Bauermädchen ihres Dorfes gleich. Ihre Mutter war reich, sah gerne Fremde, und es fehlte daher nicht an Gästen, welche aus der benachbarten Stadt kamen, um auf dem Schlosse der Frau von * * * die Annehmlichkeiten des Landlebens zuschmecken; waren diese Gesellschaften auch größtentheils mager, so fanden sich doch bisweilen Personen mit ein, die dem Fräulein zum Muster dienen konnten, und die sie, bei den Vortheilen, welche die Natur ihr verwilliget hatte, auch nicht ganz unbenutzt ließ; wodurch sie, ungeachtet ihrer so verwaorlosten Erziehung, doch so viel lernet, als dazu gehört, um in einer Gesellschaft eine anständige Nebenrolle zu spielen: zu

innert man sich dabei, daß Charlotte schön war, und daß Mutterwitz und Munterkeit ihr nicht mangelten, so wird es keinen meiner Leser befremden, wenn ich hinzusetze, daß sie sogar in diesen gesellschaftlichen Kreisen zum Theil Gegenstand der Bewunderung, zum Theil Gegenstand des Neides war, und im Ganzen keinesweges mißfiel. Allein, diese Außenseite war auch nichts, als Außenseite, nichts als Flitterstaub, den sie, so bald sie sich von der Gesellschaft entfernte, ablegte; sie war eine dünne Oberfläche, unter welcher ein unkultivirter Verstand und ein Herz lag, dessen natürliche Güte durch einen ungeheuern Grad von Eitelkeit und von Eigensinn unwirksam wurde. — Diese beiden, den Frauenzimmern ohne Erziehung, so gewöhnlichen Fehler, wuchsen bei der thörigten Liebe und Nachsicht ihrer Mutter, welche sie zur unumschränkten Gebieterin im Hause und über sich selbst gemacht hatte, mit jedem Tage. Die Diensthofen betrachteten sie als einen kleinen Wüthrich; und von allen Hausgenossen durfte bei keiner

keiner Gelegenheit Jemand es wagen, ihren Ungerechtigkeiten, und ihren oft äußerst hässlichen Einfällen, ein Wort entgegen zu setzen, außer, eine alte Haushälterin, welche ihre Amme gewesen war. Das Mittel, wodurch dieses alte Geschöpf sich eine Art von Herrschaft über ihr Fräulein verschaffte, war die so genannte Roccenphilosophie, dieser festeste Maß des Uberglaubens. Diese alte Haushälterin, die wir Catharine nennen wollen, war für Charlotten eine wahre Pythia. Sie that nichts, bevor sie nicht das Orakel der Kaffeetasse durch den Mund Catharinens um Rath gefragt hatte; die geringste, die gewöhnlichste Sache, hatte ihre Bedeutung: pukte sich z. B. die Kage, so hieß es sogleich, es werden Gäste kommen! juckte dem Fräulein oder der alten Priesterin die Nase, so war ihnen nichts gewisser, als eine Neuigkeit; betraf das Jucken die Hand, so gab es, wenn es die linke war, Geld einzunehmen, und war es die rechte, so erfolgten Ausgaben; juckten den beiden Damen die Augen, so hatte wieder jedes seine besondere Bedeutung: war es das linke, so freute man sich im voraus, daß man etwas gern sehen würde, und so umgekehrt. — Hatte das Licht einen Räuber, so kam ein Brief; rollte sich aber ein absonderlicher Faden des Tuchs, so war dies ein trauriges Anzeichen eines Todesfalles; und diese Bedeutung hatte auch das Nageln eines Holzwurms. — Die Träume waren ein neuer Gegenstand der sorgfältigsten Aufmerk-

samkeit des Fräuleins und der ehrsüchtigen Catharine; und diese geistige Deutung derselben ihr Talent, Kunst zu enthüllen, in einer nicht zu bezweifelnden Vollkommenheit, als beim Auflegen des Kaffeefasses. — Ich könnte hier noch vieles von den geheimnißvollen Ceremonien, welche am Osternabend, am Weihnachtsabend, in der Johannisnacht, und bei andern Veranlassungen Statt fanden, anführen: allein, ich will den mir vorgezeichneten Raum lieber für die Hauptstücke aufsparen. —

Durch das Zuthun der guten Frau Catharine, war in dem Herzen des Fräuleins schon seit einigen Jahren (man muß wissen, daß sie deren sich zehn hinter sich hatte,) der Wunsch entstanden, sich vermählt zu sehen: wie es denn nicht anders konnte ausfallen, da Catharine ihr täglich von neuen Kavalieren vorschwebte, die in der Karte, in jeder Tasse, in jeder Valiere sahe, und durch ihre unermüdete Beredsamkeit Charlotten Kopf schwindlich machte. Indessen suchte sie bis jetzt noch keine Mannsperson gefunden, welche diesen Wunsch in Erfüllung bringen könnten; denn unter allen den adelichen Vorfällen, welche von Zeit zu Zeit bei der Mutter distrahirten, war der einzige unverheirathete Mann: und ihre Absichten auf einen von bürgerlichem Stande zu richten, dies erlaubte ihr das ihr sehr theure Bewußtsein ihrer fünf und zwanzig Jahre alten —

An einem unglücklichen Nachmittage, als Fräulein Charlotte eben mit ihrer Frau Mama am Kaffeetisch saß, kam Catharine ins Zimmer gestürzt, und benachrichtigte ihre Herrschaft ganz athemlos, daß sie von weitem einen wunderschönen Cavalier zu Pferde, mit einem Bedienten hinter sich, aus ihrem Fenster gesehen habe, welcher seinen Weg nach dem Schlosse zu nehmen schiene: ach! setzte sie hinzu, gehen sie doch geschwind die Kaffeetasse; wollen sehen, ob der schöne Cavalier nicht zu uns komt. — Das Fräulein warf bald den Kaffeetisch über'n Haufen, um ihr nur aufs eiligste zu willfahren. — Kaum hatte Catharine einen forschenden Blick in die mystische Tasse geworfen, als sie mit der Mine einer wahren Priesterin des delphischen Orakels schrie: ja! er komt! freuen sie sich, er komt! spornstreichs komt er her geritten — er hat eine Heirath im Sinne — die Heirath gilt ihnen, gnädiges Fräulein Lottchen — o! was er reich ist! — wie das Gold um ihn her liegt. .

. . Noch strömten diese Wunderworte von Catharinens gelaunger Zunge, als man einige Pferde in den Hof hinein galoppiren hörte. — Schnell warf sie die Tasse aus der Hand, flog aus dem Zimmer, und das Fräulein ihr nach: gern wäre vielleicht auch die Mutter gefolgt, wenn eine Unpäßlichkeit sie nicht zurück gehalten hätte. —

An der Treppe kam Charlotten schon der Bediente entgegen, welcher seinen Herrn, den Baron von W***, an-

meldete. — Man vermuthet wohl schon, daß der Fremde keine abschlägige Antwort erhielt; und es dauerte keine Minute, so hatte sie das Betragen, sich von dem Herrn Baron die Hand küssen zu lassen. Die Prosopopoeie hatte auf das Fräulein so sehr gewirkt, und sie war von deren Unfehlbarkeit so fest überzeugt, daß sie die Höflichkeit ihres Gastes auf eine so zuvorkommend liebevolle Art erwiderte, die diesen ganz entzückte, und zur Abänderung seines Plans bewogte.

Die Mutter zeigte sich nicht weniger gütig gegen den Baron; und man brachte den übrigen Theil des Tages sehr vergnügt zu. — Des andern Morgens ward der Fremde eingeladen, das Frühstück mit den Damen vom Hause einzunehmen, und er ließ nicht lange auf sich warten. Man überschüttete sich von neuem mit artigen Dingen, und ehe es Mittag ward, hatte der Baron schon dem Fräulein mit tausend Eidschwüren bezeugt, daß bloß der Ruf von den Reizen ihrer Person und ihres Verstandes ihn zu ihr geführt habe; daß er sie mehr als sein Leben liebte, und daß er ewig unglücklich seyn würde, wenn sie nicht darsin willigte, die Seinige zu werden. — Dieser Erklärung hatte er eine weitläufige Beschreibung seiner Güter und seines übrigen Reichthums vorausgeschickt; den Damen etwas von seiner Familie und von seinen fast unzählbaren Ahnen zu sagen, überhoben sie ihn, weil sie ihn gleich anfänglich versichert-

den, daß es das Geschlecht der Freyherrn von W*** als eines der ältesten im Lande kennen. — Als war eine Liebeserklärung wohl mit größtem Vergnügen aufgenommen, und günstiger auf den ersten Augenblick beantwortet worden. — Ohne erst die Meinung ihrer Mutter zu erwarten, versprach das Fräulein dem Baron ihre Hand in recht zärtlichen Ausdrücken; und Frau von *** gewohnt, den Willen ihres lieben Töchterchens als ein Gesetz anzusehen, fand nicht einen Augenblick an, ihre Einwilligung und ihren Segen hinzuzufügen. — Nun war unmittelbar die Rede von der Hochzeit. Der Baron beschwor seine Geliebte, sein Glück nicht lange zu verschieben, und erhielt einen kürzeren Termin, als er zu hoffen gewagt hatte. — Zwei Tage nachher war Sonntag: die beiden Verlobten wurden ins Gebet eingeschlossen; und ehe die drauf folgende Woche noch zu Ende ging, war Charlotte schon die Gemalin des vorgeblichen Barons von W***.

Des vorgeblichen Barons von W***, Eigenschaft: dies fordert eine Erklärung. — Er war in der That nichts weniger, als das, wofür er sich ausgab. Ein ehrlieber Verdümmacher hatte ihm das Daseyn gegeben, und ihn vom Jugend auf zu seiner Profession angehalten. Zu sehr Langenichts, um die selbe recht zu erkennen, und zu faul, um das Wenige, was er begriffen hatte, zu seinem Unterhalte zu befehlen, verließ er im achtzehnten Jahre heimlich das väterliche Haus, nachdem er

seine Eltern vorher befohlen hat. Von dieser Zeit an machte er den Namen irrier. So lange das getaucht, so dauerte, führte er die lächerlichste losse Lebensart; als dieses durchgebracht war, gerieth er mit Bauern in Bekanntschaft, mit welchem ergemeinschaftliche Sache machte. Eine Zeitlang ging es gut, und er gewann eine beträchtliche Summe zu sammeln. Wie aber lasterhafte Verbindungen festen von langer Dauer sind, so ging es auch hier; die saubere Gesellschaft ward uneinig, und trennte sich. —

Hinlänglich mit Gelde versehen, begab sich nun dieser Elende ins S***, baronisierte sich, und nahm in D*** seinen Aufenthalt, um daselbst sein Gewerbe, das Spiel, zu treiben. Eine Weile glückte es ihm auch hier; als er sich aber eines Abends mit einem andern Spieler einließ, der nicht weit von jenen sauberen Künsten, als der vorgebliche Baron, wußte, verlor er alles, was er durch niederrückte Mittel erworben hatte. — Das Ende schloß, den er nach dieser Wirthschaftigkeit zur Herstellung seines Glücks suchte, war seiner würdig. — Er suchte sich zu einem andern Bösewicht, und kam mit diesem überein, eine Wirthschaft zu werden. Sie wollten in dieser Absicht D***. Einige Tagereisen erfuhren sie in einem Wirthshaus etwas von der Frau von ***; von der Lage ihres Schloßes, und ihrer nur wenig zahlreichen adelichen Dienerschaft; wodurch sie sich

gen wurden, einen Anschlag zu ihrer Bereicherung auf Kosten dieser Dame zu schmieden. Ihre Absicht ging dahin, sich unter dem einmal angenommenen Namen eines Barons v. W. und seines Bedienten, bei der gastfreien Besitzerin des Schlosses ein Nachtquartier auszubitten, und sie bei dieser Gelegenheit zu berauben. Ihre Ankünfte auf dem Schlosse, und ihre Ausnahme daselbst ist schon bekannt. — Die zuvorkommende Art, womit der vermeinte Baron von Mutter und Tochter behandelt ward, stößte ihm die Hoffnung ein, daß er hier wohl sein Glück auf immer machen könnte; und dieselbe ward, wie wir gesehen haben, auch völlig erfüllt.

Ein halbes Jahr lang lebten die neuen Eheleute in der größten Einigkeit. Der Baron, (so wollen wir ihn indeß nennen), der Baron, sage ich, mußte sich so zu verstellen, wußte sich so gut zu betragen, daß er sich Jedermanns Achtung erwarb. Nach Ablauf des halben Jahres starb die Mutter der jungen Frau, und nun sahe ihr Mann sich im unbeschränkten Besitz von Allem, weil Charlottens Liebe ihm nie einen Widerspruch entgegen setzte. Diese Liebe, und die blinde Nachsicht der Mutter gegen ihre Tochter, hatte ihn bisher in dem Stand gesetzt, seine Rolle als Freyherr und Besitzer einträglicher Güter so gut zu spielen, daß Niemand Argwohn schöpfte. Sein treuer Gefährte, der immer noch den Bedienten machte, mußte von Zeit zu Zeit an

andern Oertern Briefe mit beträchtlichen Summen auf die Post besorgen, und diese kamen denn an, und wurden für die Einkünfte von des Barons Gütern, die am Rheine liegen sollten, ausgegeben.

Anfänglich hatten Charlottens Reize ihren unwürdigen Gatten wirklich gefesselt: allein, nur zu bald ward er ihrer überdrüssig; und nicht lange darauf haßte er sie gar. Er ging mit seinem Geireuen zu Rache, und man wird wohl schon erwarten, daß kein anderer, als der allerabscheulichste Anschlag das Resultat einer Berathschlagung war, bei welcher Bosheit und Niedertrachtigkeit dem Vorrath hatten.

Bald nachher bemerkte Charlotte eine Niedergeschlagenheit an ihrem geliebten Gatten, die nichts zu verschweigen vermogte. Sie drang aufs zärtlichste in ihn, und endlich, nachdem er sich lange genug hatte bitten lassen, gestand er ihr, daß seine Schwermuth eine Folge der Sehnsucht nach seinem Vaterlande wäre. — Nun, wie wollen hinreisen, war sogleich Charlottens Antwort. — Ach! ein bloßer Besuch, erwiderte er, kan mich nicht zufrieden stellen: wenn ich meine vorige Munterkeit völlig wieder erhalten soll, so müssen wir gänzlich auf meine Güter ziehen. — Kaum hatte Charlotte vernommen, von welcher Bedingung das Glück ihres lieben Barons abhinge, als sie ihm auch gleich den Vorschlag that, hier alles zu Gelde zu machen, und in sein

Vaterland am Rhein zu ziehen. Der Baron, der in diesem Vorschlage die Erfüllung aller seiner Wünsche sah, schloß seine Frau entzückt in seine Arme, und schon des andern Tages ward das Gut zum Verkauf angeschlagen, und die ausstehende Capitalien wurden aufgekündigt. — In Zeit von einem halben Jahre war alles berichtigt; der Baron verließ, nebst seiner Frau, und einer mit 60000 Thalern gefüllten Chatouille, Charlottens Vaterland, und die Reise ging gerade nach dem Rheine zu. —

Schon befanden sie sich, nach des Barons Vorgeben, nur noch zehn Meilen vom Ziele ihrer Reise, als eines Morgens, da man in einem kleinen Städtchen übernachtet hatte, Charlotte ihren Mann beim Erwachen vermißte. Sie rufte ihr Kammermädchen, sie rufte den Bedienten, (ich meine den Gefährten ihres Mannes;) aber es erschien Niemand. Endlich ging sie hinunter zum Wirth: welches war aber ihr Entsetzen, als dieser sich wunderte, sie noch bei sich

zu sehen, und ihr sagte, daß der Herr, nebst dem Bedienten und dem Kammermädchen, diesen Morgen schon sehr früh aufgepackt hätten, und da von gefahren wären; und daß er nicht anders gemeint, als daß sie mit abgereiset wäre. —

Schrecklich schallte diese Nachricht Charlotten ins Ohr: doch blieb ihr noch ein kleiner Zweifel über den ganzen Umfang ihres Unglücks übrig, und dieser ließ ihr Kräfte, die Treppe hinauf und in ihr Zimmer zu laufen. Sie warf ihre Augen auf den Ort, wo die Chatouille gestanden, und ach! sie war weg, so wie noch ein Koffer, welcher mit Silberzeug und andern Kostbarkeiten angefüllt gewesen. Nun konnte die Unglückliche dem Schicksal, der sie ins Elend stürzte, nicht länger widerstehen: sie sank sinnlos zu Boden. Man brachte sie zwar wieder zu sich, allein es erfolgte bald eine neue Ohnmacht; dieser wieder eine andere; und ehe noch der Abend einbrach, lebte sie nicht mehr.

Betrachtung und Empfindungen.

Wo fühlt man die Gegenwart des Vaters der Natur feierlicher, als in der Stunde, wo das begeisterte Auge am blauen, mit tausend Sonnen besetzten Horizont festhängt? Gewiß war dieser große prächtige Anblick der erste Lehrer der Religion. Er warf den begeisterten Erdensohn in stammende Anbetung vor dem unsichtba-

ren Urwesen hin. Hinfällige Beweise, die die Metaphysik aus mühsamen spekulativischen Schlüssen heraus kalkulirt, gegen diesen großen eindringenden Beweis, der das Gefühl unwiderstehlich dahin reißt! Es liegt in diesem Schauspiel von tausend rollenden Feuerkugeln, die in ewiger Harmonie sich fortbewegen, und Miria-

den fühlender Wesen beleuchten und erhalten, so was unbeschreiblich Großes, das Herz wird so unwiderstehlich von religiösem Schauer überschlichen, daß mir in diesem Augenblick die Kunst des Erbauers der St. Peterskirche in Rom eine elende Stümpererei dünkt, wenn sie die Erhebung des Herzens zu Gott befördern soll. Vielleicht könnte man die Abnahme der gefühlten natürlichen Religion von dem Augenblick an berechnen, seitdem der Mensch die Gottheit — wenn sich's ohne Blasphemie sagen läßt — in Tempel einschloß, und ihr Altäre von Marmor bauete. Mir ist der ofne Sternenhimmel ein Gebetbuch; der Genuß einer Flur von Perlenthau besäet, und Blumenschmelz überdeckt, ist mein Morgendank, und der Anblick der Frühlingsgeburt, wenn die Schöpfung aus ihrem winterlichen Grabe mit neuer jugendlicher Glorie hervorbricht, erhebt meine Seele zum Gefühl ihrer Unsterblichkeit, und versinnlicht ihr den großen Gedanken an Auferstehung.

* * *

Es bedarf es freilich nicht, daß erst der tobende Sturm, oder der rollende Donner, mich an den Herrn der Natur erinnere. Die Morgenröthe braucht nicht erst den östlichen Horizont mit Rosenglühn zu bemalen; der ernste hielerliche Mond braucht mir nicht erst Silberglanz über die rauschenden Blumenbäche herzugießen, um mir das Daseyn des Wesen aller Wesen zu verkündigen; ihn bezeugt

schon das demüthige Insekt, das vertretene Sandkorn; schon die leise Empfindung, die sich im Innern meiner Seele entwickelt, jeder Gedanke, jedes Gefühl, das mich an mein Daseyn erinnert, ruft mir zu: es ist Gott! — Aber, der rohe Stiefsohn der Natur, dem sich die Gottheit im flammenden Sirius — wie Young sagt — nicht aufdringt, wird er sie auspähen im kriechenden Regenwurm? Wenn ihm ein schöner Frühlingsmorgen keine enthasstliche Thräne ins Auge lockt; wenn er kalt und empfindungslos am brandsenden Gießbach weilt; beim Morgenhimnus, der aus dem benachbarten Wald ihm aus tausend Kehlen entgegenschallt; beim balsamischen Aether, den der Duft frischer Wiesensblumen ihm entgegen wehet; bei der süßen Berauschung, in welcher jeder Sinn schwimmt: — wird der im dumpfigen Tempel, beim oft elenden Kirchengesang vom Gedanken an Gott durchglüht werden? Wenn ihm das Blut nicht wärmer durch die Adern rollt beim Getöse des Wassersfalls, oder wenn beim Anblick des schweizerischen Alpenfels, der sich in Donnerwolken verbirgt, oder eines Glitschers, jener unermesslichen Eisflächen, in welchen sich seit Jahrtausenden der blaue Himmel spiegelt, der Schauer der nähern Gegenwart Gottes ihn nicht durchströmt — wahrhaftig, der Mensch ist ein Ungeheuer, wenn er alsdenn von Gott und Besehung spricht; er entweißt diese erhab-

habenem Wörter, wenn sie über seine heuchlerischen Lippen fließen. — Sein Herz muß eine Wördergrube des Egoismus seyn, — denn nur Egoismus kan zu jener religiösen Stumpfsinnigkeit führen, die sich mit Frömmigkeit und Gottverehrung zu verlarven wagt. —

Ich weiß nicht, in welcher Sprache die Religion zu dem Herzen eines solchen Menschen reden kan, der für die Feler und Schönheit der Natur keinen Sinn hat. Wenn seine Seele den Empfindungen hoher Frömmigkeit in diesem Tempel verschlossen bleibt, den die Hand der Gottheit

selbst bauete und ausgemacht, was kan der Charakter seiner Andacht in jenen Tempeln seyn, die Menschenhände auführten? — „Andacht soll nicht durch sinnliche Eindrücke entstehen,“ — sagt man. Aber, ist nicht fühlen unendlich mehr als glauben? Ist das Herz immer erdödet, wenn auch schon logische Schlüsse die Vernunft zu kaltem Beifall hinstreßen? Was begeistert mehr, als große natürliche Schauspiele? Wenn Wolf und Mendelssohn mich Gott glauben lehren, so läßt mich erst die große schöne Natur Gott fühlen, und dann erst durchglüht mich Religion.

L - n.

v. A - m - n.

Ein Vorschlag.

Der zunehmende Mangel an Eichenholze, bei dessen Unentbehrlichkeit, macht jedem Patrioten es zur Pflicht, so viel an ihm ist, die unnütze Verschwendung desselben zu verhindern, und die landesväterlichen Absichten dadurch zu befördern. Keine Verwendung des Eichenholzes scheint unnützer zu seyn, als die zu Särgen, besonders solcher, welche in die Erde vergraben werden, (denn bei denen, die — ohne Ueberkleidung mit Samt oder andern Zeugen — in Gewölben aufgestellt werden, spricht doch Etwas dafür) weil die Eitelkeit der Leichenbeforger gemeinlich nur wenige Stunden dadurch gewinnt.

Das Buchenholz ist aller Orten im Lande verhältnismäßig wohlfeiler, als Eichenholz; nimm, wenn die gekägten Bretter nur windtrocken sind, eine gelbe Beize und Wachspolitur an, und dauert in der Erde viel länger als Eichenholz. Wäre es nicht rathsam, daß mehrere Menschenfreunde, auch ohne höhern Befehl, sich den Entschluß fassen: bei Todesstrafen in ihren Häusern sich keines an dern, als Buchenholzes, zu Särgen zu bedienen? Das Beispiel wäre, besonders von oben herab, in wenigen Generationen, sichtbaren Nutzen haben.

Ed.

n. m.

Sannoverisches Magazin.

56tes Stüd.

Montag, den 12ten Julius 1790.

Kurze Geschichte einer gänzlichen Verhaltung des Harns und ihrer Kur.

Nichtige Beobachtungen und Erfahrungen vor dem Krankensbette sind, von jeher, die sichersten Beweiser des klinischen Arztes gewesen, und sind und bleiben auch daher noch immer die festesten Säulen unserer Kunst. Theorien finden nur in so weit ihren Platz, als sie grade zu ihren praktischen Nutzen haben.

Unser verdienstvoller Leibmedicus, der Herr Ritter und Hofrath Zimmermann drückte sich daher sehr weise aus: „Mit größtem Recht ist vorlängst alles übrige theoretische Geschwätze aus allen Akademien, aus allen guten Büchern; und aus allen guten Köpfen verbannt. Beobachtung und Erfahrung sind die Seele und das Wesen der Arzneikunst; alles andere demonstriren, raisonniren, und expliciren ist bloße Alanzerei — —“

Ich glaube auch daher keine überflüssige Arbeit zu unternehmen, wenn ich meine Bemerkungen, die ich bei einer schweren Krankheit angestellt habe, mittheile, und vorzüglich ein Mittel dem Publikum bekannt mache,

womit ich so glücklich gewesen bin, einem Kranken hauptsächlich zu helfen, dessen Leben, besonders wegen seiner Jahre, in Gefahr zu kommen schien.

Die Krankheitsgeschichte ist kürzlicht diese. Ein durch seinen Stand und seine Verdienste sehr würdiger Rechtsgelehrter, ein Mann von 74 Jahren, der mit der besten Constitution und der dauerhaftesten Gesundheit, von Jugend auf, begabt gewesen war, auch, außer einer, seiner vielen Geschäfte wegen, oft nöthigen sitzenden Lebensart, die Vorschriften der Diätetik fast nie übertreten hatte, versäumte, wegen einer gar zu anhaltenden Emsigkeit in einer lang dauernden gerichtlichen Session, welche auch wohl nicht ohne allen Verdruss für ihn war geendigt worden, die Anforderungen der Natur zu befriedigen, und versiel daher den nemlichen Tag, als am 30ten Nov. 1787 durch zu gewaltige Ausdehnung der Harnblase erstlich in ein beschwerliches Urinlassen, und bald darauf in eine vollkommene Harnver-

Alt

Ver

Verhaltung des Urins, wegen einer nach und nach sich entsponnenden gallichten, schleimichten Diathese, mit einem Fieber aus dieser Klasse zugleich begleitet; wobei man jedoch auch das Inflammatorische nicht verkannte.

Für diejenigen, die nicht Nerzte sind, halte ich mich verbunden, etwas wenigens über die Eintheilung zu sagen, die bei diesem Uebel Statt findet. Die Ischurie ist zweifach: Vesicalis, f. Exquisita; und Renalis, Noctha, f. Pseudo-Ischuria. — Von beiden Gattungen führe ich die Diagnostik unter Autorität a) an.

Das Hauptmoment in der Kur beruhet also darauf, genau zu wissen: von welcher Gattung diese Plage sey? Und von dieser sich erworbenen Kenntniß hängt dann auch erst eine richtige Prognose ab von ihrem Verlauf, Gefahr, und den daraus zu befürchtenden Zufällen ab.

Von der hippocratischen Wahrheit c) hat mein Kranker hier, wie unten mit mehreren gezeigt werden soll, eine Ausnahme gemacht. Er litt ohne Zweifel an einer Ischuria Vesicali, Exquisita, f. Cystospastica. —

Höchst wahrscheinlich war ursprünglich seine Blase durch Ueberspannung zu sehr relaxirt, und der Blasenhalt mit seinem Sphincter hiedurch gleichsam spastisch zusammen gezogen; oder aber, es hatte zugleich eine widerwärtlich beschaffene Galle durch einen schleimichten Absatz dahin das bereits vernichtete Excretionsvermögen (Muculus expultrix) desselben noch mehr untätig gemacht. — Eine solche Nephritis und partiale Cachexia aber zu heben war nun freilich nichts leichtes. Sollte und konnte es aber geschehen, so mußte es freilich durch die anhaltende von mir gewählte, unten angezeigte Kurmethode bewirkt werden. —

dies

a) *Ischuria Vesicalis* f. *Exquisita* cognoscitur ex eo, quod assiduum mendi desiderium, premat, pubes collecta urina copia distendatur ac doleat, immisso cathetere copiosior urina cum levamento profluat. —

Ischuria Renalis f. *Noctha* cognoscitur vero ex eo, quod vesica inani & vacua sit, ita, ut ne immisso quidem cathetere, urina quicquam effluat, lumborum summa gravitas sit, ac vehemens interdum dolor undique exciet, nulla aut minima mingendi cupiditas urgeat. —

Theophil. Boerh. Theor. Medicor. Pract. Tom. II. Lib. IV. Cap. LXVII. de Nephuria.

b) Suppressio Urinae periculosum malum est: ac ista quae sit *Vitio Renum*, periculiosior, quam ista, quae sit *Vitio Vesicae*.

Si malum est a vitio Vesicae, dolor vesicae acerbior, mictus & tenesmus urgent, ac durus abdominis tumor tandem apparet, atque incontinentia agmen claudit *paralytica*, quae omnia multa alia incommoda inducunt, & gravia mala parant.

c) Sine si urina suppressio accipiantur, vel cum alio graviore morbo, vel sine tali, praesumptio lethali est cum eventu, calculo nempe absente, Hipp.

dieser Gattung habe ich also nur als ein zu thun, und erwähne ich der Behandlung dersjenigen Ischurie, die unmitttelbar im Nierensystem ihren Sitz hat, und eine fehlerhafte oder mangelnde Secretion des Harns zur Ursache anerkennt, daher jetzt nicht weiter; und berühre ich auch nicht die Behandlung dersjenigen Gattung, die sich bloß als ein Symptom, oft zu remittirenden, säulichten Fiebern gesellet. —

Die Indicationen zu einer gründlichen Kur waren also hier:

1) Der Entzündung der angezeigten Theile vorzubeugen, und ihren Schmerz und Krampf zu stillen.

2) Alle örtliche Stockungen aufzulösen, und dem zurückgehaltenen Urin selbst einen baldigen und öftern Ausfluß zu verschaffen d).

3) Die ersten Wege vorzüglich von gallicht, phlogistischen Unreinigkeiten je öfter je lieber anzuküßern. Und endlich

4) die so sehr erschlafte und geschwächte Blase wieder zu stärken.

Diese Endzwecke zu erreichen, wurden gleich anfänglich, kurz hinter einander, zwei Abtheile vorgenommen; nämlich Fomentationen, auch häufige

ge erweichende, krampfstillende Clystiere mit gutem Erfolg applicirt, und aus erweichenden und nervenstärkenden Kräutern einige male Halbbäder in Gebrauch gezogen e).

Ich rieth öfliche Injectionen in die Harnröhre an, und ließ ein flüchtiges Liniment fleißig ins Perineum einreiben; es wurden wechselweise innerlich kühlende Emulsionen, Decocte, auch Pulver aus der Valeriana, den Blättern der Bärentraube, und den Kellerswürmern, mit etwas Bibergeil versehen, oft gereicht, und der Patient wurde täglich zweimal catheterisirt, welches der fleißige Wundarzt mit vieler Leichtigkeit, jedoch nicht ohne alle widrige Empfindung für den Kranken, verrichtete f).

Es wurden häufig kühlende, abführende Tränke, bei fehlender Anzeige zu Brechmitteln, vom Anfange an, Eßlöfelfweise verordnet, wodurch alle saburöse Unreinigkeit fortgeschafft, neuer Zunder präscindirt, und der Patient von allem, seine Kräfte sehr erschöpfenden gastrischen Fieber endlich gänzlich befreiet ward.

Kfl 2

Kur

d) *Omne glutinosum, viscosum, mucosum in viis subsistens, resolventibus, digerit* est auferendum. In vesica haerens, injectio facienda. His non procedentibus per catheterem immissum urina emittenda. *de Carter Pr. Med.*

e) *Infusum & Semicupia ex emollientibus & ipsis etiam nervinis appropriatis, remota* urina pellunt. *Wismüller.*

f) *Loco Catheteris immitti potest in urethram usque ad vesicae cavitatem, candela cerea tenuissima, si prius in suo extremo obruta reddatur, & melle aut Ol. amygd. d. rec. illinatur; quoniam catheter non nisi a peritis & tunc quidem, arribus praesertim, intrudi nequit, nisi cum aliqua difficultate, aut comite dolore.* — *Sylv. Tr. de cachexia §. 275 & 276.*

Nur kam es aber hauptsächlich noch darauf an, die letzte Anzeige, nach Wunsch, zu befriedigen, da die erwähnten fühlenden, antispasmodischen, diuretischen, und stärkenden Mittel bis jetzt noch nicht einen freiwilligen Abfluß des Harns wieder hergestellt, und also auch den Catheter noch nicht entbehrlich gemacht hatten.

Ich versiel daher auf ein Mittel, das von den größten Aerzten jetzt als ein durchdringendes, auflösendes und nervenstärkendes Mittel wider alle paralytische Beschwerden angepriesen wird, und dessen große Heilkräfte die Wiener Schule, und vorzüglich die Coltinschen vielfältig wiederholten Versuche außer allen Zweifel setzen.

Das Gallkraut; *Wolferley* (*Arnica Officinaria*; *Droenicum foliis oblongo-ovalibus* L. Flor. Suec. *Germanicum* Clus.) ist es, dessen ich jetzt mit Ruhm erwähne. Gewöhnlich werden die Blüthen in geringem, und endlich vorsichtig steigendem Gewichte, in einem wässerichten Aufguss oder Decort verordnet — seltener in Substanz. — Sie sind sehr reizend, und greifen die Nerven eines empfindlichen Magens ungemein an, daß je zumweilen Ekel, Uebelkeit, auch wirkliches Erbrechen, Cardialgie, Schwindel, und heftige Beklagnungen unmittelbar auf ihren Gebrauch erfolgen. Sie leisten in vielen Fällen eben die Wirkung, die man schon längst von dem in Wasser aufgelösten und gedämpf-

ten Brechweinstein angemerkt hat. — Sie lösen da, wo sie passen, die innern Stöckungen mächtig auf, führen in nephritischen Passionen Erist und Sand durch die Harnwege aus, befördern die Excretion und die Exisen, bringen Metastasen und Rheumatismen von den edlern Theilen weg, und erzeugen sich überhaupt in den hartnäckigsten Krankheiten der Nerven äußerst Günstig. —

Meine Herren Collegen kennen die angeführten Tugenden dieses Hülfsmittels zur Gnüge. Ich hielt es zu hoch der Mühe werth, meine übrigen denkenden Leser mit den Wirkungen einer Arznei etwas bekannter zu machen, die ich in andern Nervenaffekten vorlängst aus Autopsie kennen gelernt hatte, und die alle Nachahmung verdient.

Der sel. Stoll g), welcher mich durch seine Schriften lebet — dieser wahre Mentor aller acht praktischen Aerzte — der überhaupt die Arnie sehr hoch schätzte, hat ihre Blüthen auch in Substanz gegen heftigste Quartanfieber erhoben; und meinem ehrtesten Freund, der Herr D. Tiedelburg in Lübeck, hat sie, in gleicher Form, öfters mit Nutzen wider verschiedene Lähmungen angewendet.

Ohne nun meinem Heilmittel eine allgemeine Wirkung zuzuschreiben, und mich jetzt darnach zu bekümmern; ob es schon je wider eine trampfähre Ischurie sey angerathen worden;

so wahr ich doch, durch die Folgen und die Analogie dieses Uebels mit andern Nervenkrankheiten, bewogen, es meinem Kranken auch in Substanz zu reichen, und meine Erfahrung hat mich von dem unerträglichen Nutzen dieses heroischen Mittels; in diesem Falle zur Uebersage überzeugt. —

Ich verordnete daher dem Herrn Patienten, der bereits von allem Fieber frei war, ein Pulver von folgender Composition: Recip. Rylv. Fl. Arnic. Sacchar. Canar. ana Scrup. semis, Cinamom. el. gr. V. M. D. Dos. XII. S. Täglich dreimal ein Pulver mit Wasser zu nehmen. —

Nachdem diese Gaben, wozu vier Tage erfordert wurden, waren verbraucht worden; so stieg ich, da ich die Supporte der Arnica genau brobt hatte, mit derselben in jedem Pulver auf 15 Grane, ließ gleichwie den Zucker hinzusetzen, und von dem Zimmt 6 Grane nehmen. Nach öftermaligem Verbrauch dieses Vorschusses, schöppte ich endlich das Gewand der Gallkrautblüthen und des Zuckers, jedes zu 1 Scrupel, und ließ nun 7 Grane Caneph! hinzumischen. Bei dieser Verhältnisse, die ich dem Zustande des Kranken nicht zu stark, sondern gänzlich angemessen fand, blieb ich nun stehen; ließ sie jedesmal nach ihrer Consumtion, unter ob den zwischen gelegten gelinden Abführungen, reiteren — verschärfte das Möglichen.

von nach und nach den angestrichensten Nutzen. — Der Catheter, der vom Anfange an bis den 11ten Jänner, war unausgesetzt angewendet worden; konnte nun endlich, da sich nur leichte Dysurien wieder einstellten, wegen zunehmender gänzlichen Abneigung, bei Seite gesetzt werden; und nachdem der Kranke vom 19ten Dec. 1787 bis den 22ten Jänner 1788, also überhaupt von der Arnica 6 Loth verschlucket hatte, es folgte die so lange sehnlichst gewünschte wirkliche und leichtere Excretion des Harns immer besser, der bis hieher, auch ohne Beschwerde und Schmerzen, oft sehr schleimigt, abgehet; so, daß der nunmehrige Resconvalescent, vermöge der Nachwirkung (*Ursaequia*) dieser wohlthätigen Arznei, durch die gehörige Diät unterstützt, wider alles Vermuthen, frisch und gesund, unsrem Lande, seiner Familie und seinen Freunden, aufs neue ist wieder geschenkt worden, wozu ich ihm von ganzem Herzen, hiemitseist, öffentlich Glück wünsche. —

Mögte ich doch von diesem meinen Freunde noch lange wünschend sagen können, was auch einst unser verewigter Werthhof von einem wiederhergestellten schweren Kranken sagte: Felicitur convalevit Vir aetate ac meritis venerandus, ut videtur, ad secularem vitam habitus, quicquid graviter aegrotet!

D. Christoph Bernh. Crausen,
Stadtphysikus.

Ueber das oft häufige und plötzliche Schweinesterben.

Bald nach Johannis entsteht zu weilen unter den Schweinen ein großes Sterben, das ganz und anderthalbjährige Schweine, meines Wissens aber keine trächtige Säue, wegrast, und wodurch oft ein Drittel, oft die Hälfte, oft aber auch zwei Drittel der Heerde verloren gehen. — Die mit dieser hartnäckigen Krankheit befallenen Schweine, lassen plötzlich vom Fressen ab, ihr Hintersteil, das mit sie liegen, ist schwach, auf dem vordern stehen sie, sie bekommen an den Hinterbeinen rothe Flecken, die sich bis unter den Bauch ziehen, und nach Verlauf von 24 bis 48 Stunden krepiren sie. Andere bekommen ausser den Flecken an den Beinen auch noch dicke rothe Häute mit kleinen Blattern, wie die Menschen beim Rothlauf, beides vergeht indessen wieder, und sie werden lahm und füttern sich nicht wieder an. Noch andern fällt die Krankheit in die Ohren, sie werden dick und roth, vertrocknen, und fallen ab. Beim Oefnen der an dieser Seuche krepirten Thiere, findet man die Lunge und Leber faul, gleich, als wären sie verbrannt.

Einige nennen diese Krankheit das wilde Feuer, andere die Bräunie, und wieder andere die Kribbelsenche. Sie entsteht, wenn es den Schweinen in warmer Jahreszeit, bei langwrigem Frostnis, an öfterem und

häufigem Genuss des Wassers fehlt, wenn sie die Sommernächte aber in zu engen, zu warmen, nicht lustigen und dabei ungesunden Ställen zubringen müssen, wenn sie entweder giftige Kräuter und Wurzeln, oder auch mit dem sogenannten Achterkorn oder Kev, das bekante Mutterkorn gefressen haben, bei anhaltender Dürre aber den steinharten Boden nicht brechen und umwühlen können, um sich Würmer aufzusuchen, die ihnen die Natur wie ein unschätzbares Heilmittel bei dem Genuss giftiger Kräuter, und des schädlichen Mutterkorns, angewiesen hat.

Der abergläubische Landmann vergrößert dies Uebel oft noch durch das sogenannte Nothfeuer, als wodurch er sein Vieh nur noch mehr erhitze. Er pflegt nemlich eine Rolle, an welche er brennbare Materie legt, mit einer starken Hanfschnur so lange durch Ziehen in schnelle Bewegung zu setzen, bis die daran liegende Materie Feuer fängt. Mit diesem Feuer bindet er drei auf einander folgende Reiben trockenes Waas, Bunde oder Wildholz an, deren jede 20 bis 30 Schritte von der andern entfernt ist, und die er außerhalb dem Darfe, in einer engen, etwa drei bis vier Abgengspuren breiten Passage, angelegt hat. Wenn die Flamme von dem trockenen Holz erloschen ist, und die Kohlen nicht

Wache gebrannt sind, wird die ganze Schweinsherde durch dies Feuer, und nachher ganz langsam auf ein Bruch oder Stoppelfeld getrieben. Das Vieh ängstet sich, und schmeißt bei dieser Operation so sehr, daß man eine ordentliche Wolke von Ausdünstungen über ihr schwebensieht. Mancher abergläubische Landwirth glaubt nicht dem bloßen Nothfeuer noch nicht genug gethan zu haben; er läßt seine Schweine nach dieser Kur zum noch einige Tage auf dem Stalle, und giebt jedem eine Handvoll Roken, das, wie Kaffee, beim Nothfeuer gebrannt worden, und mit dem gesüßlichten Futter gemengt wird. Es geben so unwirksames, obgleich nicht leicht nicht eben so schädliches Mittel, ist es, daß man den kranken Schweine von einem zu Pulver gebrannten, welcher Krankheit freywillig Schweine einzieht, oder das gesüßlichte kranke Schweine aus der Herde nimmt, folgendes lebendig, wie es ist, mit Haut und Haar in einem großen Kessel voll kochenden Wassers zu drei Tagen, und diesen drei den Schweinen milch, was man vorsetzt.

Es giebt Mittel, wodurch man dieser Epidemie vorbeuet, und Mittel, durch deren Anwendung man die schon damit befallenen Schweine heilen kan. Wer sein Schweinevieh beständig gesund erhalten, und vor Seuchen bewahren will, gebe ihm einen gesunden und reinlichen Stall, wo

die Luft frei durchstreichen kan, und des Nachts ein trockenes Lager. Er lasse seine Schweine im Sommer und im Winter, nach ihrem selbst eigenen Gefallen, in einem mit einer Mauer oder Planke umgebenen, oder auch nur gut umzäunten Hofe, frei umherlaufen; denn dieses Thier dünstet ernstlich stark aus, hat ein sehr hitziges Blut, und nichts ist ihm nachtheiliger, wie hitzige und eingeschlossene Luft, da man im Gegentheile kein Beispiel hat, daß ihm, auch selbst die strengste Kälte, schädlich sey. Bei warmer Jahreszeit, und anhaltender Dürre, lasse man die Schweine täglich wenigstens zweimal zum Wasser treiben, und gebe ihnen des Abends Zeit genug, sich gehörig darin abkühlen zu können. Wo man keine Gelegenheit hat, sie zum Schwimmen zu führen, da begieße man sie täglich einmal mit Wasser, hüte sich aber dabei, daß man ihnen die Ohren nicht mit begieße, gebe ihnen etwas Essig unter ihr Saufen, und halte den Hirten an, daß er die niedrigsten Plätze und Gründe zur Weide wähle. Einige male im Jahre, besonders im Sommer, gebe man ihnen ein Brechmittel. Jeder erfahrene Oekonom wird die Quantität des Brechpulvers, nach Verhältniß des Alters der Schweine, und der Stückzahl des Hausens, leicht selbst zu ermäßigen wissen. Gefahr ist überall nicht dabei zu besorgen, auch ist das Mittel gar nicht theuer. Ich kenne zwar dessen Bestandtheile nicht genau,

genau, allein, fast jeder Wirtharzt weiß es zu verschreiben, auf jeder Apotheke kan man es bekommen, und für eine Heerde von 120 bis 150 Stück ein: bis anderthalbjähriger Schweine, kostet es nicht über 1 Rthlr. 12 gr. Man läßt die Schweine, wenn sie dieses Mittel gebrauchen sollen, wenigstens 12 Stunden vorher fasten, miengt ihnen das Pulver mit Aie und Wehl unter's Futter, und aus Hunger freessen sie es alsdenn reine auf.

Die mit dieser Seuche schon be-
hafteten Schweine müssen, weil das
Uebel ansteckend ist, gleich von dem
gesunden getrennt, und auf folgen-
de Art behandelt werden. Man
nimmt schwarze Nieswurzel, torbe-
ren, Schwalbenwurzel, Galgahit,
Antimonium, Meisterwurzel, Wey-
renwurzel, Enzianwurzel, Schwefel,
von jedem dieser Ingredienzien für
zwei Mariengroschen; kocht es durch
einander zu Pulver, thut etwas Salz
dazu, läßt es in halb Wasser und halb
dünnem Bier kochen, und giebt das

von einem alten Schweine sehr ge-
sel voll, einem mittelmäßigen vier,
und einem kleinen drei des Morgens
nächtern ein. Trübseligen Säuen
aber darf man es nicht geben.

Durch dieses Mittel sind viele
Schweine von dieser Krankheit gene-
ret, die vor 33 Jahren alt der W-
maß grassirte. Ein sehr erfahrner
Landwirth im hiesigen Lande versich-
ert, daß er im Jahre 1782 sein
mit der Keibbalkrankheit, obet dem
wilthen Feuer, behafteten Schweine,
auf folgende Art curirt habe. Er
ließ die Schweine am Halse zur W-
so, daß jedes ungefähr ein Pfund
Wundwetter. Eine Stunde nach dem
Abeläß, gab er jedem Portionem
Quartier gemainen Ollig ein, und
führte damit alle drei Stunden, bis zu
völligen Wierbergensung fort. Schon
nach einer Zeit von vier und zwanzig
Stunden, kregen die kranken Thiere
an Futter zu fuchen, und wurden
bloß durch dieses einfache Mittel von
der heugestalt.

Zannover.

G. S. J. D. H. H.

Sannoverisches Magazin.

57tes Stück.

Freitag, den 16ten Julius 1790.

Nachricht von den Reisen, die James Bruce's, Esq.
zur Entdeckung der Nilquellen in den Jahren 1768
bis 1773 angestellt hat.

Die Neugierde des Publikums war fast noch nie auf den Grad gespannt, als da man der Erscheinung des gegenwärtigen Werks entgegen sah. Nach einem Zeitraum von mehreren Jahren, die seit der Vollführung des in diesem Werke gedachten gefährvollen Unternehmens verlossen, fing man an, besorgt zu werden, daß Herr Bruce, misvergnügt über die Art, mit welcher einige Zweifler die mündliche Erzählung seiner Reisen aufgenommen hatten, nicht geneigt seyn mögte, seine Geschichte den Zweifeln und Bedenklichkeiten der Ungläubigen und den Sophistereien der Aufpaffer zu unterwerfen. Glücklicher Weise ward er bewogen, die Welt mit diesem Werke zu beschenken, einem Werke, welches den Lesern eine sehr unterhaltende, anziehende Lektüre und mannigfaltigen Stoff zum Nachdenken gewähren wird.

Die erste Beobachtung, die dem Leser wahrscheinlich auffällt, wird

seyn, daß manche Umstände, welche als unglaublich verschrien worden sind, der Bestätigung früherer Reisenden nicht so sehr entbehren, als man es sich eingebildet haben mag.

In den Reisen durch ein Land, welches kein jezt lebender Europäer besucht hat, muß unstreitig vieles auf Ansehen und Glaubwürdigkeit beruhen; welche der Reisende zu fordern berechtigt ist.

In der Verteidigung seiner selbst, hat unser Reisender es nicht daran fehlen lassen, seinen Anspruch auf Glaubwürdigkeit zu behaupten. Bei Erwähnung zweier außerordentlichen Vorfälle, sagt er: „In beiden Fällen ist mir Wahrheit heilig, und ich bitte um Erlaubniß, jene bedenklichen Leser zu versichern, daß sie, bei einer genauern Kenntniß des Charakters ihres Erzählers, von ihm das Bekennniß ablegen würden, daß Erdichtung einer Lüge bloß um des Vergnügens willen, sie zu belastigen, weit
111
uners

unerweislicher sey, als eine von den vorhergehenden Thatfachen. Er setzt sein Verdienst darin, daß er diese Reisen überhaupt vollendet hat, und nicht darin, daß er während ihrer Dauer bei irgend einem Vorfall gegenwärtig gewesen ist. Will man sie für glaubwürdig halten, so kan dies keine besondere Ehre auf ihn zurückwerfen, noch der Unglaube irgend eine Abgeneigtheit bei edlen und urtheilsfreien Männern hervorbringen. Für letztere allein wünschte er zu schreiben, und sie sind die einzigen, denen diese Erzählung nützlich seyn kan a)."

Ferner: „Aus diesem allen erhellet, daß die Gewohnheit der Abysfinier, welche bis auf diesen Tag lebendige Thiere essen, bei weitem nicht neu, oder, wie der Unsinn behauptete, unmöglich sey. Ich werde auch ferner nur bloß bemerken, daß diejenigen meiner Leser, welche wünschen, sich einem Geist der Kritik über die große Mannigfaltigkeit der Gebräuche, Menschen und Sitten, die in dieser Geschichte geschildert werden, zu überlassen, oder die jene Kritik wohl erwarteten hatten, sich mit einem, ihrer Sphäre angemessenern Vorrathe von Lektüre, als sie hier zu besitzen scheinen, versehen mögten; oder wenn ein anderes Beispiel von der Art, welches sie unmöglich nennen, vorkommt, mögen sie, wo es ihnen am Geiste

der Untersuchung fehlt, die Wahrheit davon auf mein Wort annehmen und glauben b)."

Nun zu den Reisen des Hrn. Bruce selbst. Er kam gegen das Ende des Ministeriums des Grafen Chattham von einer Reise durch den größten Theil von Europa, besonders durch ganz Spanien und Portugal, zurück; war im Begriff, sich auf ein kleines väterliches Landgut zu begeben, und seine Zeit dem Studiren und dem Nachdenken zu widmen, als er zufälliger Weise mit diesem Herrn eine kurze und ziemlich gleichgültige Unterredung hatte. Bald darauf erhielt er Nachricht, daß man die Absicht habe, ihn anzustellen, welches indessen bei der Resignation seines vermeintlichen Gönners vereitelt ward. Er erhielt dann einige Aufmunterung vom Lord Epsomont und Herrn G. Greenwille, und kurz nachher geschah ihm ein Auftrag vom Lord Halifax, die Küste der Barbarei zu untersuchen, den er auch annahm.

Als die Stelle eines Konsuls zu Algier zu eben dieser Zeit erledigt wurde, ward ihm dieselbe ertheilt, und er ging bald darauf nach Italien. In Rom erhielt er Befehl nach Neapel zu gehen, von da er wieder nach Rom zurückkehrte. Er ging hierauf nach Livorno, und von da nach Algier.

Nach einem einjährigen Aufenthalt in Algier, fühlte er sich geschickt genug,

a) B. 4. C. 303.

b) B. 3. C. 300.

nug, in jedem Theile des festen Landes ohne Dolmetscher erscheinen zu können; aber in eben dem Augenblicke kamen aus England Befehle an, bis auf weitere Ordres als Konsul zu warten. Er blieb dem zufolge in seiner Station, und legte einen sehr wichtigen, einige falsche Pässe betreffend, Streit bei.

Diesen Zwischenraum nützte er, um sich noch mit mehreren, zu seiner vorhabenden Reise nützlichen Geschicklichkeiten, zu bereichern. Er lernte Aderlaßen, Geschwüre und Wunden zu verbinden, und erwarb sich auch einige Kenntnisse in der Arzneiwissenschaft und Chirurgie. „Ich schmeichle mir,“ setzt Herr Bruce hinzu, „ohne, wie ich hoffe, Jemand zu beleidigen, daß ich auswärts unter den Mohamedanern und Heiden keine größere Sterblichkeit veranlaßt habe, als es mit einigen meiner Amtsbrüder unter den Christen, in Rücksicht ihrer Mithrischen zu Hause, der Fall seyn mag.“

Da unser Reisender zu Mahon nöthige Geschäfte hatte, so ging er dahin unter Segel; doch bestimmte ihn die sehlgeschlagene Hofnung, dort eine Person anzutreffen, die er erwartete, ohne einmal einen Fuß ans Land gesetzt zu haben, gleich nach der Küste von Afrika zu segeln. Bei Fortsetzung dieser Reise, kam er nach Urica und Carthago, und von da nach Tunis, wo er die Erlaubniß erhielt, das Land, wo es ihm immer belieben würde, zu bereisen. Zu diesem Zweck nahm er einen französischen Renega-

ten, Namens Osman, und 10 Spahis oder wohlbewaffnete Reuter mit, in deren Begleitung er durch verschiedene Dörfer kam, die vom Dr. Schaw besucht worden sind, dessen Schilderungen er entweder berichtigt, oder bestätigt. In dem ersten Bande seines Werks S. 25. nimmt er Gelegenheit, eines Umstandes zu erwähnen, der von seinem Reiseverwandten angeführt ist, welche Bemerkung wir unsern Lesern mit seinen eigenen Worten mittheilen wollen.

„Ehe Dr. Schaw's Reisen den Ruf erhielten, welchen sie seitdem immer behauptet haben, fiel etwas vor, das ihren Credit beinahe vernichtet hätte. Der Doctor hatte nemlich von ungefehr in einer Gesellschaft gesagt, daß die Araber eines gewissen Stammes Löwenfresser wären, und diese Aeußerung ward zu Oxford als eine, den Reisenden gewöhnliche, poetische Freiheit im Erzählen betrachtet. Die Herren nahmen es als eine Umkehrung der natürlichen Ordnung der Dinge an, daß ein Mensch einen Löwen essen sollte, da es schon lange als ein dem Löwen bei weitem eigenthümliches Geschäft betrachtet worden ist; Menschen zu fressen. Der Doctor fürchtete sich vor der Spitzfindigkeit und Geißel ihrer Kritik. Er konnte nicht läugnen, daß diese Araber Löwen äßen, weil er es wiederholt gesagt hatte; aber er hatte seine Reisen noch nicht herausgegeben, deswegen ließ er es in seiner Erzählung weg, und machte nur allein hinten in seinem

Appendix eine Anspielung darauf. Mit aller Unterthänigkeit gegen diese hochgelehrten Akademiker, will ich dem Löwen sein Recht, Menschen zu fressen, nicht streitig machen; aber, da dieses sein Vorrecht noch in keinem förmlichen Patent anerkannt ist, so soll mich keine Rücksicht zur Verbeelung des Verdienstes dieser Araber, welche die Jagd gegen den Feind gelehrt haben, bewegen. Es ist eine historische Thatsache, und ich kan es nicht zugeben, daß das Publikum durch eine falsche Vorstellung irre geführt werde; ich versichere im Gegentheil, trotz dieser phantastischen Vorurtheile, daß ich selbst vom Fleische dreier Löwen gegessen habe."

„Der erste war ein männlicher Löwe, mager, zähe, sehr stark nach Moschus riechend, und hatte einen Geschmack, wie ihn meiner Vermuthung nach, altes Pferdefleisch haben muß. Der zweite war eine Löwin, die nach der Araber Aussage in dem Jahre nicht geworfen hatte. Sie war sehr fett, und wäre es nicht Folge unserer thörichten Vorurtheile dagegen gewesen, so würden wir wahrscheinlich das Fleisch, wenn es geröstet war, nicht übel gefunden haben. Der dritte war ein Junges, 6 bis 7 Monate alt; sein Fleisch schmuckte überhaupt, unter allen dreien, am schlechtesten. Ich gestehe, daß ich eben keinen sonderlichen Appetit habe, noch einmal mit einem solchen Bissen regalirt zu werden; allein die Araber, ein ungesittetes rohes Volk, werden, wie ich be-

fürchte, trotz des Unglaubens der Oxforder Universitätsgelehrten, fortfahren, Löwen zu schmausen, so lang sie deren nur haben."

Indessen geschieht dieses, wie Hr. Bruce uns berichtet, zufolge eines feierlichen Versprechens; und der ihm von demselben erteilten Freiheit von Entrichtung der Abgaben. Uebrigens sind diese Araber treffliche, wohlbewaffnete Krieger, und außerordentlich kühne und unerschrockene Jäger, welches unser Verfasser der Güte, wo nicht gar der Gastbarkeit ihrer Nahrung zuschreiben scheint.

Nach drei verschiedenen von Tunis aus, vorgenommenen Reisen, nahm er von dem dasigen Bey Abschied, und begab sich auf eine in der That sehr wichtige Reise über die Wüste nach Tripoli, welche er indes, ohne einen besonders merkwürdigen Vorfall zu erfahren zu haben, vollendete. In Tripoli wurde er von dem dortigen Konsul, Herrn Kräzer von Lova, mit vieler Höflichkeit aufgenommen; von da ging er nach Lebeda, setzte über den Meerbusen von Sidra, und kam nach Bengazi, wo er die unglücklichen Einwohner unter einer schweren Hungersnoth seufzen sah. Er besuchte hier die Ruinen von Arsinoe und Baroa, und setzte seine Reise nach der Felsenstadt Ras Serr fort, über welche der tripolitaniische Gesandte, Cassim-Ala, zu Anfange dieses Jahrhunderts so viele ungeheure Lügen verbreitete, die man sonst und besonders in England für haare Münze an-

annahm, ungeachtet sie das Unge-
reimte offenbar an der Seirn trugen.
„Es war, seht Herr Bruce hinzu, da-
mals noch nicht das Zeitalter der Un-
gläubigen da; wir näherten uns mit
schnellen Schritten der berühmten Epo-
che des Mannes in der halben Quar-
tersbouteille c), und seit der Zeit sind
wir eben so abgeschmackt unglaublich,
als wir damals das Gegentheil —
die Leichtgläubigkeit —, und zwar
mit demselben Rechte, beobachteten d).

Als er sich der Seeküste wieder nä-
herete, kam er nach Prolometa, wo
er eine griechische Junke (eine Art
Schiffe) antraf, die nach Langedosa,
einer kleinen Insel bei Kreta, gehörte,
hier Korn ausgeladen hatte, und jetzt
im Begriff war, wieder unter Segel
zu gehen. „Ich ging, sagt er, an
Bord des griechischen Schiffes, des-
sen schlechte Verfassung wir erst nach-
her gewahr wurden, zur See; dieses
Schiff war zwar überflüssig mit Se-
geln versehen, aber es war keine Unze
Ballast darin. Eine Menge Men-
schen — Männer, Weiber und Kin-
der — die dem Elende des Hungers
gern erneulichen wolten, krochen, oh-
ne daß ichs bemerkte, sämmtlich hinein:
indessen war die Ueberfahrt, falls sie
glücklich von statten ging, immer nur
kurz, das Schiff leicht und der Schiffs-
patron nach unsrer Meinung ein in
diesen Gegenden erfahrener Seemann.
Leider mußten wir aber nachher, und

da es zu spät war, von dem allen gera-
de das Gegentheil erfahren, denn unser
Schiffsherr war nichts weniger als ein
geübter Seefahrer, zwar Eigenthümer
des Schiffes, that aber jetzt seine erste
Reise.“

„Die Witterung, die wir hatten,
als wir mit Anbruch des Tages aus-
segelten, war so günstig, und in einem
so hohen Grade angenehm, als ich sie je
auf der See erlebte. Es war im An-
fange des Septembers, und ein leicht-
ter und beständig gelinder Wind, ob-
er gleich nicht eigentlich schön war, ver-
sprach eine kurze und angenehme Rei-
se; aber die Freude war nicht von lan-
ger Dauer, denn es verging nur kurze
Zeit, so ward es frisch und kalt; wir
bekamen darauf ein heftiges Hagels-
schauer, und die Wolken thürmten sich,
wie in einem Donnerwetter auf einan-
der. Ich bemerkte, daß wir in einer
nur geringen Entfernung vom Lande
steuerten, und hoffte, wenn das Wet-
ter noch ungünstiger würde, den Ca-
pitain zu vermögen, zu Bengazi ein-
zulaufen, denn eine Unbequemlichkeit
hatte er gleich entdeckt, nemlich, daß
er nicht auf einen einzigen Tag Lebens-
mittel am Bord hatte.“

„Doch der Wind ward uns zuwis-
der, und es entstand ein heftiger
Sturm, der uns mit Donner und
Regen zu drohen schien. Da das
Schiff in seiner völligen Ausrüstung,
mit großen ausgezogenen Segeln,
111 3 ging,

c) Wahrscheinlich eine Anspielung auf Hans Rorth.

d) B. I. S. 39.

ging, so fiel es durch die Heftigkeit des Sturms unter den Wind, und wir würden kaum das Cap erreicht haben, welches den Eingang in den Hafen von Bengazi, der ein sehr schlechter Hafen ist, formirt, als es auf einmal auf einen gesunkenen Felsen stieß, und wie auf demselben niedergelegt zu seyn schien. In diesem Augenblick schien sich der Wind zu legen, aber ich bemerkte nicht so bald, daß das Schiff angestossen hatte, als ich anfang, für meine eigne Lage besorgt zu werden."

„Wir waren nicht weit vom Gestade, aber die See ging außerordentlich hoch. Zwei Böte wurden hinten nachgezogen, und diese waren nicht in die Höhe gewunden worden. Roger M. Cormak, mein irrländischer Bedienter, war, ehe er in spanische Dienste überging, Matrose gewesen. Er und der andere, der gleichfalls zur See gedient hatte, banden auf der Stelle das große Boot los, und wir setzten uns alle drei, von einer Menge Menschen, die wir nicht daran verhindern konnten, begleitet, hinein. Es wäre auch in der That eine Art von Grausamkeit gewesen, wenn wir die armen Leute am Gebrauche derselben Mittel, die wir ergriffen, um das Leben zu erhalten, gehindert hätten; auch war dies eine Unmöglichkeit, es sey denn, daß wir sie erwürgt hätten; und gesetzt auch, daß wir diese Maaßregel hätten gebrauchen wollen, so durften wirs nicht, weil wir uns an der mohrischen Küste

befanden. Das sicherste, was wir vornehmen konnten, war, so geschwind als möglich, das Schiff zu verlassen, und es wurden deswegen zwei Ruder in Bewegung gesetzt, um das Boot ans Ufer zu rudern. Ich hatte mich bis auf eine kurze Unterweste und eine neue Ueberhose ausgezogen; hatte ein seidnes Band oder Gürtel um mich gewickelt, ein Bleistift, ein kleines Taschenbuch und eine Uhr waren in der Brusttasche meiner Weste; zwei mohrische und zwei englische Bediente folgten mir, die übrigen aber, welche Kläger waren, blieben am Bord."

„Wir waren noch nicht so weit vom Schiffe entfernt, als die Länge des Boots zweimal betrug, als eine Welle beinahe das ganze Boot anfüllte. Das verzweiflungsvolle Schicksal und Wehklagen derer, die darin waren, zeigte ihren hilflosen und bejammernswürdigen Zustand, und das qualvolle Bewußtseyn der Gefahr, in der sie schwebten und der sie nicht entrinnen konnten. Ich sah voraus, daß die nächste heranstürzende Welle aller Schicksal entscheiden würde, und da ich befürchten mußte, daß irgend eine Frau, ein Kind, oder ein unbehüllicher Mann sich an mir festhalten, oder meine Arme oder Beine umfassen, und mich mit sich in den Abgrund ziehen möchte, rief ich meinen Leuten in englischer und arabischer Sprache zu: „Wir sind alle verloren, thut ihr schwimmen, so folgt mir!“ Ich stürzte mich also gerade in dem Augenblicke, da die zweite Welle heranrollte,

te, ins Wasser. Ob diese, oder die darauf folgende das Boot anfüllte, weiß ich nicht."

„Ich war ein guter starker und gesunder Schwimmer, war jetzt in der schönsten Blüte des Lebens, voll Gesundheit, zu Uebungen und Strapazen jeder Art gewöhnt. Indessen war alles dieses, das in tiefem Wasser immer von großen Nutzen gewesen seyn würde, hier unzureichend, als ich in die Brandung gerieth. Ich bekam von der wirbelnden Welle und der Fluth einen so heftigen Schlag auf meine Brust, als wär er mir mit einem starken Baumast, mit einem dicken Lau, oder sonst einem elastischen Werkzeuge, gereicht worden. Sie warf mich auf den Rücken, verursachte, daß ich eine beträchtliche Menge Wassers einschluckte, und brachte mich der Erstickung nahe."

„Der nächsten Welle entkam ich dadurch, daß ich untertauchte und sie über mich weggehen ließ, aber ich fühlte mich Athemlos, äußerst abgemattet und erschöpft. Das Land war indessen vor mir, nahe zur Hand. Eine große Welle brachte mich herauf. Ich hatte noch mehr Hoffnung, mich zu retten, und bestrebte mich mit allen Kräften, nicht wieder in die Brandung zurückgeworfen zu werden. Mein Muth war groß, aber meine Kräfte sängen augenscheinlich an dahin zu sinken, indem ich unwillkürlich umhergeworfen und von der zurückgestoßenen heftigen Welle ins Gesicht und auf die Brust geschlagen ward. Nun schien nichts mehr übrig zu

seyn, als den Kampf aufzugeben und mich meinem Schicksale zu unterwerfen. Ehe ich dieses aber that, sank ich nieder, um zu untersuchen, ob ich den Meersgrund berühren konnte, und fand, daß ich den Sand mit meinen Füßen erreichte, obgleich das Wasser noch tiefer war, als bis an meinen Mund. Der gute Erfolg dieses Versuchs erfüllte mich wieder mit zehnfacher Stärke, und ich bestrebte mich mit aller Macht, mirs zu Nuge zu machen, indem ich mit dem Fluß der nach dem Ufer hinströmenden Welle mit fortschwamm, und meine Kraft für den Kampf gegen den Zurückfluß oder die Ebbe bewahrte, welchen ich mir dadurch erleichterte, daß ich auf den Grund sank und ihn berührte. Da ich endlich meine Hände und Knie auf dem Sande fand, klammerte ich mich mit meinen Nägeln darin fest, widerstand, als mich das zurücktretende Wasser mit sich fortnehmen wolte, muthlich tapfer, und froh, nachdem sich die See zurückgezogen hatte, einige Fuß vorwärts. Aber jetzt hatt' ich mein Bewußtseyn und meine Ueberlegung völlig verloren, und nachdem ich so weit gekrochen war, daß ich von der See nicht mehr erreicht werden konnte, ward ich, wie ich glaube, ohnmächtig, denn von diesem Augenblick an war ich ganz ohne Empfindung gegen alles, was um mich her vorging."

„Unterdessen kamen die, etwa zwei Meilen von der Küste wohnenden, Araber Haufenweise herbei, um das Schiff zu plündern. Eins der Boote war aus
Ufa

Ufer getrieben worden, dieses und einiger andern, die ihnen zugehörten, bedienten sie sich, um ihr Vornehmen auszuführen. Ein Boot war bei dem Wraß, dessen Seiten kaum zu sehen waren. — Alles Volk war nun ans Ufer gekommen, und nur diejenigen unsrer Reisegefährten waren ein Raub der Wellen geworden, die im Boote umkamen. Was mich zuerst von diesem anscheinenden Tode erweckte, war ein Schlag mit dem dicken Ende einer mit Eisen beschlagenen Lanze, den ich auf das Gelenk des Nackens,

da, wo der Nackengrüb angeht, erhielt. Dieses verursachte mir eine äußerst schmerzhaft empfindung, und es geschah bloß zufälligerweise, daß ich den Schlag nicht mit der Spitze bekam. Die kleine kurze Weste, die ich mir zu Algier hatte machen lassen, das Band und die Ueberhosen, alt auf türkische Art, machten die Araber glaubend, daß ich ein Türke sey; sie zogen mir unter vielen Schlägen, Fußstößen und andern Mißhandlungen meine wenige Kleidung ganz aus, und ließen mich nackt liegen.

Die Fortsetzung folgt künftigt.

Anfrage.

In einigen Dörfern der Grafschaft Zoya, wenigstens im nordwestlichen Theile derselben, herrscht eine besondere Lustbarkeit des jungen unverschämten Landvolks, als Sitte. Sie heißt: das Bören; (Heben) und findet nur Statt zwischen Pfingsten und Johannis. — Zwischen diesen Perioden aber, suchen vier, acht, zwölf und mehrere junge Mädchen eine Mannsperson plötzlich zu überfallen. Nach Verhältniß dessen Stärke und Schwere, ergreift eine oder mehrere, jedes Bein und jeden Arm desselben, und dann schleudern sie ihn in die Höhe so sehr sie können; und dieses geschieht dreimal gleich hinter einander. Als dann muß der Geschleuderte ein kleines Lösegeld geben; welches aufspart, und am Johannistage vertanzt wird. Auch Mannspersonen, die zu den Honoratioren gerechnet werden,

sind in jenem Zeitraum für das Bören nicht völlig sicher; und Ranjos, um der ganzen Bewegung überhoben zu seyn, findet schlechterdings keine Statt. Nach Johannis aber hat alle Fehde ein Ende, und es würde einem Mädchen schimpflich seyn, einmal einen Anschlag auf eine Börenpartie zu machen. — So groß auch hier die Gewalt der Volks-Sitte! — Jene Gewohnheit ist sehr alt: — Was mag die Veranlassung dazu gegeben haben? was ist etwa sonst Interessantes dabei? und was läßt sich dafür oder dagegen sagen? — Bei letztem wird nur bevormortet, daß man ganz und gar nicht die Absicht habe, auch diese Blume in dem Felde der Volkstheuren zu zerknicken, wenn sie gleich für den feinen Städter, oder für den heftischen Moralisten von zu starkem Geruche seyn sollte.

Sammerisches Magazin.

58tes Stück.

Montag, den 19ten Julius 1792.

Nachricht von den Reisen, die James Bruce's, Esq.
zur Entdeckung der Nilquellen in den Jahren 1768
bis 1773 angestellt hat.

(Fortsetzung.)

Meine sämlichen, den Ägypten eingangenen, Unglücksgefährten erfuhren eine gleiche Behandlung, dann gingen unsre Peiniger nach den Wäden, um auch die Körper der Getrunkenen zu plündern.

„Nach dieser abentheuerlichen Rührung, war ich zwischen einigen weißen sandigen Hügeln hinaufgekrochen, wo ich mich niedersezte und mich so gut als möglich verbergte. Das Wetter war

jetzt warm, doch schien der bereits herannahende Abend kühler werden zu wollen. Weil ich naß war, so war es mit großer Gefahr verbunden, wenn ich mich denjenigen Zelten hätte nähern wollen, welche zum Aufenthalte der Weiber dienten, denn in diesem Falle war es mehr als zu wahrscheinlich, daß ich mit einer noch ärgeren Qualifikation bewillkört werden würde, als die vorige war. Ich war noch so verwehrt, daß ich mich nicht darauf

besonnen hatte, ich könnte mit den Arabern in ihrer eignen Sprache reden, und jetzt fiel mir nur bloß ein, daß nach dem Hochwelschen, einer Nachahmung des Türkischen, welches den Araber, als er mich schlug und androg, mit mir gesprochen hatte, zu verstehen, er mich für einen Türken gehalten haben mußte, und diesem Wahn hatte ich aller Wahrscheinlichkeit nach die mir widerfahrne üble Behandlung zu danken.“

„Da, wo ich saß, kam ein alter Mann und einige junge Araber zu mir herauf. Ich rief ihnen den Gruss zu: Salam Allium! welcher allein von einem jungen Menschen in einem Ton erwidert ward, als ob er sich über meine Unerschämtheit wunderte. Der alte Mann fragte mich alsdenn, ob ich ein Türke wäre, und was ich da zu thun hätte? Ich erwiderte, ich wäre kein Türke, sondern ein armer Christlicher Arzt, ein Devisch, der

der in der Welt umher reiste, und um Gottes Willen Gutes zu thun suche; daß ich vor der Hungersnoth gesloßen und nun im Begriff sey, um mir Unterhalt zu erwerben, nach Griechenland zu gehen. Er fragte mich weiter: ob ich aus Kreta sey? ich antwortete, ich sey niemals in Kreta gewesen, sondern käme von Tunis, und wolle nach dieser Stadt zurück kehren, nachdem ich alles das Meinige im Schiffbruch verloren hätte. Ich sagte dieses in einem solchen Tone der trostlosen Verzweiflung, daß dem阿哥 kein Zweifel an der Glaubwürdigkeit meiner Versicherungen übrig blieb. Man warf mir unverzüglich ein Stük eines zerlumpten, schmutzigen dicken Kamlots um, und befaß mir, nach einem Zelt hinauf zu gehen, an dessen Ende ein langer Tisch, das Zelt der Oberherrschaft, bestüßig war.

„Hier sah ich den Scheiß des

Stammes, welcher mit dem Bey von Bengazi, auch mit dem Scheiß von Diolometa in gutem Vernehmen stand. Nach Vorlegung vieler Fragen befohl er seinen Leuten, mir eine reichliche Abendmahlzeit zuzubereiten, an welcher alle meine Bediente, von denen keiner umgekommen war, Theil nahmen. Es folgte eine Menge medizinischer Konsultationen über ihre Krankheiten; die ich so gut, als mir möglich war, ablehnte; ich erwähnte auch des Verlusts aller meiner Arzneien, um einige von ihnen zu bewegen, mit den Sertanten wenigstens aufzuheben. Nach einem Aufstehen von zwei Tagen unter diesen Leuten, ließ uns ihr Anführer alles, was uns war abgenommen worden, wieder aufstellen; wir setzten uns auf Kammern, es hielten einen Begleiter, und wurden nach Bengazi gebracht, wo wir am folgenden Abend ankamen.

*) Ein Instrument, das statt eines Quadranten gebraucht wird.

Die Fortsetzung folgt nach einigen Wochen.

Ein Abyssinisches Diner *).

(Aus Bruce's Reisen B. 3. S. 301.)

In der Hauptstadt des Landes, wo man zu allen Zeiten gegen Ueberfälle gesichert ist, oder auf dem Lande, oder in den Dörfern, wenn es so un-

aufhörlich regnet, daß man nicht mehr durch die Thäler reiten kan, oder wenn die Menschen sich nicht weit von ihren Wohnungen entfernen dürfen, aus Furcht,

*) Diese Schilderung hat die Aufmerksamkeit der meisten Leser wohl nicht sehr erregt, als irgend eine in des Herrn Bruce's Werke. Indessen haben wir doch einige der außerordentlichen Umstände bereits in früherer Schrift kennen beiläufig. Folgende Erzählung ist aus einer Schrift des berühmten Dr.

Cam

Durch, durch reisende, auf den Bergen durch plötzliche Regengüsse und ständiges Gewitter umringt und weggeschwemmt zu werden; mit einem Worte, wenn man überzeugt ist, daß man in seinem Hause sicher ist, und ohne

Gorgen seine Lunge und seinen Schild im Zimmer an die Seite gelegt hat, dann könne eine Anzahl der angesehenern Personen beiderlei Geschlechts in den Dörfern, Hofstetten im Vallast, oder Bürger in der Stadt zusammen, um
M m m 2 mit

Campbell gezogen, die bestellt ist: „Reisen des Eduard Brown, Esq. eines ehemaligen Kaufmanns in London, in 2 Bänden, 1753.“ Woher Dr. Campbell diese besondern Nachrichten erhalten hat, wissen wir nicht, wahrscheinlich hat er sie von einem andern Schriftsteller. Er schreibt sie einem französischen Bhandar zu. „Ihre (der Abessinier) Häuser, sagt er, sind nicht besser, als schlechte Hütten, und ihr Hausgeräth bestehe in einem niedrigen Tische, einigen wenigen Matten und einer Haut, um auf derselben zu schlafen. Nur Personen vom Stande haben Lecken und Schüsseln, die aus einer schwarzen Thonerde verfertigt sind. Das gemeine Volk begnügt sich eine Art breiter, dünnwandiger Kuchen; diese legen sie auf den Tisch, schlagen ihre Speisen darüber, und gebrauchen sie zugleich, um ihre Finger daran abzuwischen, worauf ihre Sklaven, oder Weiber, sie verzehren. Auch in jeder andern Rücksicht sind sie nicht weniger, als delikat. Das köstlichste Lederbrühen in Abessinien ist rohes Ochsenfleisch. Sie legen davon ein ganzes Viertel so heiß, als es vom Thiere abgeschnitten ist, auf den Tisch, nehmen die Blase, oder ein anderes Gefäß, das mit der Galle angefüllt ist, dazu, vermischen letztere mit Pfeffer und Salz, tanzen das Fleisch darin, und essen es mit der ganzen Befrähigkeit eines Tartars auf.“

„Sie verfertigen ebenfalls durch Vermischung des, im Magen des gewöhnlichen Thiers vorgefundenen, Eholus (Wichsaft) mit Salz und Pfeffer eine Art Senf; und dieses nennen sie eigentlich genug eine Seitenwurst, weil der dazu erforderliche Vorrath Pfeffer selten zu haben ist.“

Ob man gleich aus dieser Schilderung schließen könnte, daß die Abessinier mit schlechter Kost vorlieb nehmen, so muß man sich doch nicht vorstellen, daß Fremde in Gefahr sind, unter ihnen darben zu müssen; im Gegentheil werden diese hier besser versorgt, als vielleicht in irgend einem andern Lande unkers Erdtheiles, und solches hat seinen Grund so wohl in der gesellschaftlichen Verfassung des Landes, als in der Diensthierarchie der Nation. So bald ein Reisender in ein Dorf kömmt, hebet er sich nach der besten und bequemsten Wohnung des Orts um; er geht in dieselbe ohne Umstände sogleich hinein, und hat darin eben so gut seine nöthige Bequemlichkeit und Verpflegung, als wäre er bei seinem Bruder abgetreten. Der Herr steht auf der Erde zu seinen Nachbarn, um ihnen die Ankunft eines Gastes bekannt zu machen, worauf sie ihm alles, was zur Pflege und Erfrischung des Fremden beitragen kan, zuschicken, und sicher werden alle seine Wünsche befriediget; weil, wenn er sich beklagen sollte, der Souverain der Provinz sie um doppelt so viel bestrafen würde. Doch ist es selten, daß eine Klage dieser Art vorkömt, weil die Abessinier besonders gegen Fremde eine natürliche Güte und Milde zeigen. (S. d. G. 118)

mit einander zwischen jodisch und ein Uhr ein Mittagsmahl einzunehmen.

In der Mitte eines geräumigen Zimmers wird für die eingeladenen Gäste ein langer Tisch mit Bänken gesetzt. Tische und Bänke haben die Portugiesen unter ihnen eingeführt, denn vormals bedienten sie sich statt derselben, so wie dies noch jetzt im Lande und dem Lande der Fall ist, der Ochsenhäute, die auf dem Fußboden ausgebreitet wurden. Ist die Gesellschaft bei einander, so wird eine Kuh, oder ein Ose, auch wohl mehrere, nach Verhältnis der größern oder kleinern Gesellschaft, ganz nahe an die Thür gebracht und die Füße dieses Thiers werden stark gebunden. Die Haut, welche unter dem Kinn und der Kehle herabhängt, wird nur so tief eingeschnitten, daß man an das Fett kommen kan, und man läßt durch Zerschneidung einiger kleinen Blutgefäße etwa sechs oder sieben Tropfen Blut auf den Boden fallen. Kein Stein, keine Bank noch Altar ist da, worauf die Mörder während dieser furchterlichen Operation den Kopf des Thiers legen. Ich sollte sie eigentlich um Verzeihung bitten, daß ich sie Mörder genannt habe, da sie doch mitleidig genug sind, dem Thiere nicht eigentlich nach dem Leben zu streben, sondern sich im Gegentheile alle Mühe geben, es lebendig zu erhalten, bis es ganz aufgezehrt ist. Wenn sie dadurch, daß sie sechs oder sieben Tropfen Blut auf den Boden fallen lassen, ihrer Meinung nach, dem mosaischen Ge-

setze getreuet haben, so scheren zwei oder mehrere von ihnen zum Werk, fallen aber den Rücken des Thiers her, und machen auf jeder Seite des Rückgrats tiefe Einschnitte durch die Haut; denn stecken sie ihren Finger zwischen die Haut und das Fleisch, und fangen an, die Haut des Thiers die Rippen herunter, und so fort bis zum Schweife hinab, abzustreifen, bis daß arme Thier über und über geschunden da steht; während dieser Arbeit die Haut in gewisser Weise im Wege steht, so wird sie ohne Umstände weggeschüttelt. Alles Fleisch vom Rücken wird in vier oder sechs Stücken, ohne viel Blut vergießen, abgeschüttelt, und des furchterlichen Gebrülls des gemarterten Thiers ist für die Gesellschaft das Signal, sich zu Tische zu setzen.

Jeder Gast erhält nun statt der Teller runde Kuchen, wenn ich sie so nennen darf, umgekehrt zweimal so dick, als ein Pfannkuchen, und zu weissen noch dicker und zäher. Es ist angesäuertes Brod, das aus einem Korn, Teff genannt, zubereitet wird, und außer einem angenehmen säuerlichen Geschmack, auch noch die Eigenschaft besitzt, daß es sich leicht verdaut. Es ist von verschiedenen Farben, von schwarz bis zur Farbe des weißesten Weizenbrods. Drei oder vier dieser Kuchen werden gemein übereinander gelegt, und sind für diejenige Person bestimmt, deren Sitz sie gegen über liegen. Unterhalb dieser sind vier oder fünf Brode von einem schwar-

zen Gattung. Diese dienen, dem Herrn seine Finger darauf abzuwischen, und nachher dem Bedienten zum Brod zu seinem Mittagsmal.

Zwei oder drei Bediente bringen nun auf ihren bloßen Händen jeder ein viereckigtes Stück Rindfleisch und legen es auf die Kuchen von Teff, die gleich Schüsseln, ohne ein Tischtuch oder sonst etwas zur Unterlage zu haben, auf den Tisch gelegt sind. Alle Gäste sind mit Messern versehen; die Männer haben die großen krummen, die sie auf mancherlei Weise im Kütze gebrauchen; die Frauen bedienen sich kleiner Knipmesser, die von der Art sind, wie die schlechtesten, welche man zu Birmingham verkauft, und die das Stück zu einem Penny verkauft werden.

Die Gesellschaft ist so geordnet, daß jedesmal ein Mann zwischen zwei Frauen sitzt. Jener schneidet mit seinem langen Messer ein dünnes Stück, welches man in England ein gutes Schnittchen nennen würde, von dem Fleische, an welchem man die Bewegung der Fibern noch ganz deutlich wahrnimmt, ab. Kein Mann in Abyssinien, von welchem Stande er auch seyn mögte, nimmt seine Speisen selbst zu sich, oder berührt sie auch nur. Die Weiber nehmen die Schnittchen; zerlegen sie in längliche schmale Stücke; ungefehr von der Dicke des kleinen Fingers, schneiden sie dann

in viereckigte Theilchen, die etwas kleiner, als Würfel sind, legen sie auf ein mit schwarzem Pfeffer, oder Pfeffer aus Canenne und Bergsalz dick bestreutes Stück von Teffbrod, und wickeln sie in dasselbe in Form einer Patrone ein.

Unterdessen ruhet der Mann, den sein Messer beigesieckt hat, mit jeder Hand auf seiner Nachbarin Knie, bückt sich vorne über, hält den Kopf niedrig, und den Mund verschlossen, völlig als wäre er närrisch, wendet sich zu der einen Nachbarin, deren Patrone zuerst fertig ist, und läßt sich diese ganz in seinen Mund stecken, der so voll gepfropft wird, daß der Mann in steter Gefahr ist, erstickt zu werden. Dies wird übrigens als ein Merkmal der Hoheit und des vornehmen Standes eines Mannes betrachtet; denn je mehr er das Ansehen der Größe haben mögte, ein desto größeres Stück nimmt er in seinen Mund, und je mehr Geräusch er im Kauen macht, desto mehr Sitten und seine Lebensart verräth er. Sie haben wirklich ein Sprichwort, welches sagt: „Nur Deutler und Liebe essen kleine Stücke, aber ohne ein Geräusch zu machen.“ — Wenn er diesen Bissen hinuntergeschluckt hat, welches er sehr geschwind thut, so hält ihn seine zweite Nachbarin einen andern vor, der auf eben dieselbe Weise in den Magen hinab geschickt wird, und so fort, bis er satt ist. Er trinkt

W m m 3

nicht

nicht eher, als bis er mit dem Essen fertig ist; doch ehe er anfängt, wirft er zur Dankbarkeit gegen die Schömen, die ihn fütterten, zwei kleine Rollen von derselben Zusammensetzung und Form zusammen, und steckt jeder seiner Nachbarinnen, die ihren Mund dazu öffnen, ihre Portion hinein. Alsdenn trinkt er aus einem großen schönen Horn; die Damen essen, bis sie satt sind, und nun trinken sie alle gemeinschaftlich. „Vive la joye & la jeunesse!“ Muntere Fröhlichkeit und lachender Scherz herrscht im lustigen Kreise; ohne durch üble Launen, Anzüglichkeiten u. gestört zu werden.

Das unglückliche Opfer blutet die ganze Zeit über an der Thür, aber es blutet nur wenig. So lange sie noch Fleisch von seinem Rücken abschneiden können, rühren sie das Dick vom Bein, oder dergleichen Theile, wo sich die großen Blutadern befinden, nicht an. Endlich fallen sie auch über das Dick her, und bald nachher wird das Fleisch des sich nun verblutenden stehenden Thieres so zäh, daß die Kannibalen, welche den Ueberrest zu essen bekommen, ein sehr schweres Stück Arbeit finden, um, gleich den Hunden, das Fleisch mit ihren Zähnen von den Knochen abzulösen.

Ueber die Entstehung des Feuers durch Selbstentzündung.

Auf einem Spaziergange bemerkte ich dieses Frühjahr auf einem Sträck Lande, welches der Eigenthümer mit Dünger befahren hatte, dicht bei einem Misthaufen, ein kleines Sträck Holz, das beinahe zu Kohlen gebrannt, und noch in voller Glut war.

Ich dachte hin und her, durch was für einen Zufall das Feuer hier wohl entstanden seyn mögte, und glaubte anfänglich, durch den Fuhrmann, der den Mist dahin gefahren, und mehrere Taback geraucht habe. Vielleicht, der Mist hatte da schon länger gelegen, und das Land lag zu weit vom Wege ab, mithin konnte der Vieh-

hirt auch wohl nicht Schuld daran seyn, der aber das auch nicht hätte kommen dürfen.

Schon wolte ich die Stelle verlassen, als mir ein zerbrochenes Weinglas in die Augen fiel. Nunmehr kam ich auf den Gedanken, ob auch wohl die Sonne, vermittelt dieses Glases, die Ursache der Entzündung gewesen sey.

Ich versuchte dieses mit einem andern kleinen Holze, und legte es in eben der Entfernung, wie das vorherige, gelegen, nachdem ich das Glas, weil die Sonne schon weiter fortgerückt war, eine andere Stellung

lung gegeben, hinter erwähntes Glas, und in Zeit von einer Minute war auch hieran Feuer, nur brannte es, weil es nicht trocken war, nicht länger, als die Sonne ihre Strahlen darauf warf.

Nur gar zu oft hat man die traurigsten Vorfälle, daß ein oder mehrere Gebäude eines Landmanns in Asche verwandelt werden, ohne daß man vermögend ist, aller Untersuchung unerachtet, in Erfahrung zu bringen, wovon das Feuer entstand.

Oft wird Jemand mit Steckbriefen verfolgt, der an dem Unglück völlig unschuldig ist. Außerst leicht kan eine Entzündung entstehen, deren Ursprung man nie erräth.

Man sehe z. B. den Fall, der Landmann habe ausser seinem Wohnhause noch ein Nebengebäude, wie denn solches bei großen Höfen gewöhnlich ist. In dem Nebengebäude wird Flachs, Stroh, Heu, u. s. w. aufbewahrt. Bei warmen Tagen ist sich gewöhnlich die Altmutter n selbiges, und arbeitet bei dem darin liegenden Flachs. Weil nun der Flachs in der Sonne am besten rein zu machen ist, so öfnet sie bei schönem Wetter die Thüren, damit die Sonne ihr auf den Flachs scheinen könne; da ihre Augen bereits schwach sind, gebraucht sie stets die Brille. Sie wird von ihrer Arbeit abgerufen,

oder gehet doch davon, vergißt aber ihre Brille, welche sie bei sich hingelagt hat. Hat die Brille die Lage, daß sie die Sonnenstrahlen auffangen kan, und der Brennpunkt den Flachs erreicht, so hat das Feuer innerhalb einer Stunde, weil das Gebäude mit lauter brennbarer Waare angefüllt ist, und die Dächer gewöhnlich von Stroh sind, so weit um sich gegriffen, daß alle Rettungsmittel vergeblich sind. Auch kan es seyn, daß das Feuer nicht gleich in Flammen geräth, sondern erst in der Nacht zum Ausbruch komt. Ein Reisender, oder auch ein vom Betteln lebender, hat vielleicht kurz vorher diese alte Mutter um ein Almosen angesprochen, ist aber mit bloßen Worten abgewiesen, da er dann wohl kan gesagt haben: es würde ihr keinen Segen bringen, u. s. w. Das Gericht stellt Untersuchung an, und nunmehr hat kein anderer das Feuer angelegt, als der abgewiesene Bettler, oder ein andererer Feind des Abgebrannten; besonders, da im ganzen Hause keine Mannsperson Taback raucht, auch den ganzen Tag kein Feuer im Hause gewesen, welches sie vielleicht mit einem Erbe bekräftigen; und die Nachbarn bestätigen, daß die Abgebrannten nie unachtsam mit dem Feuer umgegangen sind. Daran, daß das Feuer durch die Brille der Altmutter entstanden seyn könne, denkt Niemand, so oft auch solches vielleicht der Fall seyn mag.

Ich sahe einst eines Landmanns Kinder mit einer zerbrochenen Brillen spielen, die sie auf ein Strohdach warfen, und darauf wieder herunter laufen ließen. Ich stellte dem Landmann die Gefahr vor, welche daraus entstehen könnte, wenn das Glas auf dem Dache liegen bliebe; allein, er sagte mir frei ins Gesicht, ich wäre ein Narr, dadurch würde nie Feuer entstehen. Wie ich ihm aber zeigte, daß er seine Tabackspfeife bei dem Glase anzünden könnte, sah er die Gefahr ein, und nahm den Kindern das Glas weg.

Auch kan eine Entzündung entstehen, wenn der Schuster mit seiner sogenannten Lichtkugel, welche er des Abends bei Licht vor sich hängt, damit er das Licht allein auf der Stelle habe, wo er seine Arbeit verrichtet, nicht vorsichtig zu Werke geht. Im Sommer werden diese Kugeln bei Seite gehängt, und wohl gar an einem Ort, wo in 14 Tagen und länger kein Mensch hinkommt. Fügt es sich nun, daß die Sonne durch ein Fenster auf die Kugel wirken kan, so geräth das Haus in Brand, und keiner weiß, woher der Brand entstandnen ist.

Ich habe einmal mit einer solchen Kugel mitten in der Stadt bei verschlossenen Fenstern ein altes Tuch angezündet; und ein hiesiger Schuster erzählte mir, daß er bei seinen Wanderjahren selbst die Gefahr erlebt, daß er beinahe seines Meisters Haus durch seine Lichtkugel in Brand gesteckt. Er habe solche an die Wand in die Stube gehängt, und da sie eben Feiertag gehabt, wäre den ganzen Tag Niemand in die Werkstatt gekommen, den Abend aber wäre ein Stränder beinahe schon überhalsbald gezündet gewesen.

Nicht ohne Grund vermuthete ich, daß in herrschaftlichen Häusern die mit Wasser angefüllten Caravinen, welche die Form der erwähnten Kugeln haben, und oft vor den Fenstern herumstehen, Feuersbrünste verursachen lassen.

Sehr leicht wäre alle diese Gefahr zu verhüten, wenn man dem Landmann bekannt machte, daß ein Brillenglas eben so gut thut, wie ein Brennglas, und den Schustern verbot, ihre Lichtkugeln nicht an Orten zu hängen, wo die Sonne hinschnehen kan.

Sannoverisches Magazin.

59tes Stüd.

Freitag, den 23ten Julius 1791.

**Etwas vom Fischfange, als einem beträchtlichen Nahrungs-
zweige, im St. Jürgens-Lande, und übrigen am Hamme-
und Wümmefluß belegenen Gegenden, im Her-
zogthum Bremen.**

Einleitung.

Eine kleine Abhandlung, unter dem
Titel: Etwas vom Fange
der wilden Schwim- und
Sumpfvögel; als einem beson-
dern Nahrungs-zweige, im St.
Jürgens-Lande u., welche in
diesem Magazin des 1780ten Jahrs
im 26ten und ff. Stücken mitgetheilt
ist, und mit einigem Beifall aufge-
nommen worden, war die Frucht von
einem Briefwechsel, mit einem natur-
forschenden vornehmen Herrn, dem
Herrn Grafen L. M. v. St. Der-
selbe verlangte von mir, daß ich ihn
nun in der Folge, auf eine ähnliche
Art, bei seinem Aufenthalt, im Win-
ter des 1781ten Jahrs, bei den Sei-
nigen, mit dem Fischfange in hiesigen
Gegenden, unterhalten sollte; auf den
er, so wie auf die geringsten Beschäf-
tigungen in der Landwirtschaft, au-
ßerst aufmerksam und forschend gewor-
den war, seine außerordentliche Wis-

begierde zu befriedigen. Allein, ehe
diese Wintercorrespondenz völlig zu
Ende war, ging die Nachricht ein,
daß dieser verehrungswürdige Mens-
chenfreund, der durch seinen herrlich-
en Gemüthscharakter, Menschen-
herzen zu gewinnen wußte, am 25ten
April 1781 auf dem gräf. Schloß
N. in die Ewigkeit hinüber gegangen
seyn; da bereits bei uns, nach dem
letzten Inhalt seiner Briefe, seine
übermalige Anherkunft erwartet wur-
de, und zu seinem bequemern Aufent-
halt, seinem Verlangen gemäß, ge-
hörige Anstalt gemacht war. Meine
letztern Eröffnungen vom Fischfange,
wurden nunmehr mit wahrer Be-
trübniß zurückgelegt, und vergessen;
nun aber erscheinen sie durch eine zu-
fällige Ermunterung im Druck. Ich
habe indeffen, auch den Beschluß,
im Briefftiel fortgeschrieben. Viel-
leicht wird mein Vortrag dadurch er-
träglichet.

Man

Ihren

Ihrem Verlangen gemäß, schreibe ich Ihnen nur noch vom Fischfange, in unserm St. Jürgenslande, das Sie noch immer Ihres Andenkens werth achten. — Fast alles, was ich Ihnen hieselbst vortragen werde, haben Sie hier schon, so zu sagen, in Händen gehabt, und mit den Augen eines Natur- und Kunstforschers betrachtet; und auch die Fischereigeräthschaften, samt ihrem Gebrauch, sich vorzeigen lassen. Also werden meine Beschreibungen, die ich nach Vermögen deutlich machen will, ohne Abriß und Zeichnung, hinreichend seyn können. Der mehrmals von Ihnen, halb im Scherz, halb im Ernst geäußerte Gedanke: Daß ein Mensch, der sich zu den Gelehrten rechnen, oder halten wolle, alsdenn durchaus nicht mitessen dürfe, wenn er nicht von einem jeden Naturprodukt, da zur Speise auf die Tafel gebracht wird, so viel Kenneniß habe, daß er von dessen wahrem und gelehrten Namen, Geschlechte, Geschichte und der Weise, es zu erlangen, Rede und Antwort zu geben wisse; ist mir oft wieder beigefallen, und reizt mich auch jetzt, hier zuerst mit Beschreibung derjenigen Fische anzufangen, die, wenn wir sie gleich nicht alle selbst gefangen haben, uns gleichwohl theils zu Hause, theils bei unsern kleinen Excursionen an andern Orten vorgekommen, oder gar zum Essen vorgefetzt worden sind.

Die hiesigen *Preondischmannen* müssen hier billig die Hauptnennungen bleiben.

Der Aal, der uns so oft, unter mancherlei Arten der Zubereitung, wohlgeschmeckt hat, mag der erste seyn.

Muræna, anguilla, Linn. gehört, nach dessen System, in der ersten Ordnung unter die Raibfische (v. i. die gar keine Bauchflossen haben) in allen nordischen, und auch in der holländischen Sprache Ahl, engl. Eel, franz. Anguille. Eine Beschreibung des dünnen, langen und schlanken Körpers, wird wohl unnöthig seyn. Er gehört unter das allgemeine Geschlecht der Aale. Ich führe zweierlei Gattungen an, welche hier gefangen werden. Die schlechteste ist bläulich, braun, mit einem kleinen gelben Strich am Bauch, hat einen kumpfen Kopf, wird nie recht fett, nur selten über anderthalb Fuß lang, und nährt sich gern auf überschwemmten Wiesen. Diese Art Aale werden entweder in kleine Stücke zur Suppe zerschnitten, wenn sie frisch sind (hier dicunt: grüne Aale) oder man spießet sie auf spitzen durch die Köpfe gesteckten Stäben an, weidet sie aus, trocknet sie erst an der Luft, salzt sie ein wenig, dann hängt man sie auch etwas in den Rauch, und ißt sie, auf dem Roß gebraten; oder man bindet eine Stiege, (20 Stück) in Bündel zusammen, und bringt sie zum Verkauf nach der Stadt.

Die andere, weit bessere und vorzüglich schmeckende Art, (hieselbst aber

aber abwechselnd Wasserale genannt) ist schwärzlichblau mit einem hellweißen Bauche, und kleinem, spitzigen Kopfe. Sie werden gemeinlich 2 bis 3 Fuß lang, ja wohl gar noch länger, und überaus fett. Die Aale dieser Gattung, die man vor den Mähren der Wassermühlen fängt, und daher Mählerale nennen, werden für die köstlichsten gehalten. Ob das in die Mähren fallende Stachtwahl, zur besten Nahrung beiträgt, bleibt hier unentschieden. Es ist ausgemacht, daß die Aale sich nicht, wie andere Fischarten, fortpflanzen. Die gewöhnlichsten Fische laichen (hier heißt es schaaren) ohne eintige Begattung, folgendermaßen, und nach ihrer Art, zu verschiedenen Zeiten des Jahres. Viele Weibchen (Kogner) und Männchen (Mischer) versammeln sich. Die Männchen reiben und drängen sich so lange an den Weibchen, auf mancherlei Weise, bis das Weibchen den Rogen, d. h. eine große Menge an einander klebender Eierchen, die etwa wie Senfkörner aussehen, und womit der Bauch angefüllt ist, durch eine Oefnung beim Nabel von sich läßt; da dann das Männchen die Milch, womit auch sein Bauch angefüllt ist, sofort auch über diese im Wasser schwimmenden Eierchen ausschüttet, und sie also befruchtet. Die Naturgeschichte nimmt, wie Ihnen schon zur Genüge bekannt seyn muß, dieses längst als eine erwiesene Wahrheit an. Mit den Aalen hat es eine ganz andere Bewandniß. Man findet bei ihnen nie-

male Rogen noch Milch, und behauptet, daß sie alle Zwitter sind, und in den heißen Sommermonaten, wie die Würmer sich begatten, und zwar im tiefsten Schlamm. Diese Art der Begattung siehet man z. E. deutlich an den Regenwürmern, wenn sie im Frühling vor Ausgang der Sonne in den Gärten, besonders wenn es gehauet hat, in der Begattung auf der Erde neben einander liegen. Alsdann gebähren die Aale die Jungen, in Gestalt kleiner langer Würmer. Man hat Aale, die man von umgekehrt im Sommer aus dem tiefsten Schlamm hervorgezogen, mit solchen jungen Aalen angefüllt gefunden, und sie wohl aus Irrthum für eingeschlossene Regenwürmer gehalten. Die verschiedenen Arten des Fanges, werden in der Folge, bei Beschreibung der Fischereigeräthe, vorkommen.

Die Zubereitung der Aale zum Essen, gehört hier zwar in keine Weise her; ich muß Ihnen aber doch billig eine Art zubereiteter Aale andenklich machen, die uns einst aus Bederkesa gesandt wurden, und Schmurraale hießen. Man wählet dazu die größten und fettesten, in folgender Zubereitung. Man schaffet sich eine alte große Tonne, etwa ein halbes Weinhoch. Der eiserne Boden wird ganz herausgenommen, der andere Boden, wie auch die Seiten der Tonne, werden mit dämmen dicken Lohern häufig durchbohrt. Diese Tonne wird, nachdem die lebendig ausgehauenen Aale an Spießen

Nach 2

darin

darin aufgehangen worden, mit dem offenen Boden auf eine Erhöhung von Backsteinen gestellt, daß die Luft unten durchziehen, und man ein beständiges Rauchfeuer von Büchenspänen unter der Sonne unterhalten kan, so, daß der Rauch beständig durch die geborten Löcher herausdringt. Durch diese freilich mühsame Zubereitung, werden die Kalle fast in zwei Tagen fertig, daß man sie roh essen kan. Eine delikate Speise, die aber auch einen gesunden und starken Magen erfordert. Eine edlere Art von Kallen: Die *Muräne*, *Muratum Helenum*, *Linn.* dürfen wir alsdenn auch gemeinlich kennen lernen, wenn wir noch das Glück vorbehalten wäre, Sie im künftigen Jahre an das Ufer der Ostsee zu begleiten. Hier folgt aus Veranlassung der Gestalt:

Die Puute, Moorpuute, *Blenius Viviparus*, Linn. aus der zweiten Ordnung der Halskloffer (die ihre Bauchkloffen am Halse sitzend haben) und zwar aus dem Geschlechte der Kottfische, Aalraupe, Aalmutter, Schwed. Tanglake, engl. Eelpout, holl. Kwah-Ahl. Der aalförmige, aber nicht so schlange Körper, wird 8 bis höchstens 12 Zoll lang, und einen Daumen breit. Der Kopf steht einem Frostkopfe sehr ähnlich, und hat am Munde 2 herunter hangende Fäden. Die schleimigte Haut ist bräunlich, mit schwarzen unformlichen Flecken besetzt. Er bringt, wie die Kalle, seine Jungen lebendig zur Welt. Das Fleisch dieses Fisches ist sehr mager

und saß, und nur eine Speise geringer Leute, die nichts Besseres haben. Wenn man ihn hart angreift, gibt er einen quikenden Laut von sich. Er fängt sich mit andern Fischen in allehand Netzen. Man kan diesen geringen Fisch gleichwohl als einen Wetterpropheten brauchen. Wenn man sich einer jungen Puute von etwa 3 Zoll Länge bemächtigt hat, setzt man sie in ein sogenanntes Zuckerglas mit einer weiten Mündung, nach dem man das Glas vorher zur Hälfte mit feinem Sande, und dann vollends mit reinem Flußwasser angefüllt, und es sodann mit einer Wack oder starkem Papier verbunden, und in diesen Verband viele Löcher mit einer dicken Nadel gestochen hat. Bei schönem Wetter liegt die Puute ganz ruhig im Sande. Ueber 12 Stunden vorher, ehe man schlechtes Wetter merket, wird sie unruhig, bleibet unruhig, und machet dadurch das Wasser trübe. Eben so, und viel Stunden vorher, ehe sich das angenehme stille Wetter wieder einfudet, wird sie ganz stille, und also auch das Wasser wieder klar. Sorgt man nur dafür, daß das Glas mit Wasser wieder angefüllt wird, wenn es sich vermindert hat, so lebet die Puute in diesem Zustande über ein Jahr.

Die Quappe. *Tetrasche*. Aalraupe. *Gadus Lota* Linn. aus der zweiten Ordnung der Halskloffer, und dem Geschlechte der Labelesche. Schwed. Lake. Engl. Loch. Frank-

Barbous. Holl. Paic-Ahl. Bei den altenlateinern *Mustela fluviatilis*; auch Lora genannt.

Dieser Fisch, dessen breiter Körper sich adäiformig gegen den Schwanz endiget, und höchstens, aber selten 18 Zoll lang wird, hat einen breiten, fast froschförmigen Kopf, mit vielen Warstastern am Kinn, eine schlüpferige schleimigte Haut mit dünnen, kleinen und runden Schuppen. Die Farbe ist weißgelb mit schwarzen unformlichen Flecken. Er laicht (nobis schaa-ret) im Decembermonat. Er wird nur in Netzen, selten mit den Nalen gefangen. Wenn er sich häufig einfinder; ist es im Frühling, und im Herbst ein Zeichen, daß der Fischfang vor diesmal zu Ende sey, und die übrigen Fische sich gelagert haben, oder ins Weite entwichen sind. Wegen seiner eckeln Gestalt ist dieser Fisch vielen Menschen zuwider. Einige essen aber sein zartes Fleisch, und insonderheit die große Leber, sehr gerne: vornehmlich in Milch gesotten. Eine Abart davon, die uns einst ein Freund aus Hamburg mitbrachte; die Krullquappe, *Gadus mustela* Linn. Holl. Lee Fuir-Ahl. Engl. Sea-Loche, ist der vorigen sehr ähnlich, hat aber einen flacheren Kopf, und das Maul voll größerer Zähne: Ist aber ein Seefisch, aus dessen festerem Fleisch überall eine Delikatesse gemacht wird.

Der Lätet. Lecht; Eox Lucius Linn. aus der zweiten Ordnung der Bauchfloßer, aus dem allgemeinen Geschlechte der Lechte. Schwed.

Giadda. Dänisch Gidde. Engl. Picke. Franz. Brochel. Holl. Snock. Bei den alten lateinern *Lucius piscis*. Beim Plinius *Esox*. Dieser schöne und bekante Raubfisch bedarf keiner Beschreibung: wird, wenn er alt wird, wohl gar 2 Ellen lang, und darüber. Doch in solcher Größe ist er eine Seltenheit. Ueberhaupt aber verliert er seinen Werth und Geschmack, je mehr er über eine Elle lang wird. Er ist vor andern Flußfischen wegen seine langen bewaffneten Kinnbacken zu fürchten. Hier selbst theilt man den Hecht in zwei Gattungen ein: in Moorhechte und in Weserhechte. Der Moorhecht ist am Rücken bräunlich, an den Seiten gelb, und nach und nach bis an den Bauch immer mehr schmutzigweiß. Gleichwohl immer schon eine gute Speise. Der Weserhecht hat aber einen ungemeinen Vorzug im Geschmack, und hat weniger kleine Gräten. Der Rücken ist schwarzblau, die Seiten mit hellblauen und weißen Wellen geziert, und der Bauch rein und Silber weiß: die Schuppen sind überaus dicke und zierlich geordnet. Dieser Fisch laicht oder schaa-ret im Märzmonat. Die Leber wird bekantermassen sehr gesucht; aber in den Monaten, die kein r haben, für höchst ungesund gehalten. Vielleicht ist diese Anmerkung bei allen Fischlebern richtig. Der Hecht aber verzehret auf seinem Raube, nebst einer Menge Fischen und Fröschen, wohl auch im Sommer vieles, das sein Fleisch zuweilen ungesund machen kan. Er ist

ein schlauer Fisch: wird aber doch, sowohl mit großen Angeln, als in den Netzen gefangen, die er, wenn er groß ist, entweder erbärmlich zurechtet, oder gar zu seine Flucht, zerreißt. Doch dies verspare ich, bis wir zu dem Fischereigeräthe und dessen Gebrauch kommen. Hier will ich Sie aber doch mit zwei Arten des Fanges großer Hechte unterhalten, die ein wahres Vergnügen mit sich führen. Bei hellem warmen Sonnenschein und windstillem Wetter im Frühling, steht der Hecht oft an den Ufern, noch öfter auf überschwemmten Wiesen, mit stark aus dem Wasser hervorragendem Rücken mause still; mit dem Kopf gegen die Sonne, an deren Schein und Wärme er sich oft auf Stundenlänge etwas zu gute thut: aber auch sehr leicht darüber gefangen wird. Wer auf diesen Fang ausfahren will, versieht sich mit einer zweifachen Geräthschaft. Erstlich mit einem Hünorkorb, worin man sonst junges Geflügel einsperret: denn einer mit bloßem Pulver, ohne Blei, stark geladenen Flinte, oder Pistole, und versehen mit einem der plattbodigen hiesigen kleinen Schiffe umher. läßt sich auf einer überschwemmten Wiese ein Hecht bemerken, welches wegen des glänzenden hervorragenden Rückens alsdenn sehr weit gesehen werden kan, so fährt der Jäger, mit möglichster Vermeidung alles Platzens im Wasser, ganz nahe an den Fisch, bedeckt ihn mit dem im Schiffe zur Hand stehenden Hünorkorbe, und holt dann

ohne Mühe den Hecht heraus. Dies kan auch ebenfalls mit andern großen Fischen auf gleiche Weise geschehen. Stehet der Hecht aber am Graben ufer, oder gar im Graben selbst, so geht der Fang mit dem Korbe nicht an. Alsdenn nähert sich der Jäger dem Fische sicher bis auf drei kleine Schritte, nimt die Flinte, oder Pistole, und schießt, nicht gerade auf den Fisch, sondern als wenn er auf eine Hand breit unter demselben durchschießen wolle. Geräth also der Schuß, wie es denn gemeiniglich geschieht, so kehrt sich der Fisch sofort auf den Rücken, den Bauch in die Höhe, und wird ohne Mühe ergriffen. Oefnet man ihn denn, so findet sich, daß von diesem blinden Schuß die Blase des Fisches zerplatzt sey. Eine Vorsicht ist gleichwohl hiebei überaus nöthig. Indem man sich mit dem Korbe, oder mit der Flinte dem Fisch nähert; und das kan sehr nahe geschehen, verhetzt man, zwischen den Fisch und die Sonne zu kommen, daß der Fisch davon in den Schatten gerathe. Denn in diesem Fall taucht der Fisch schnell unter, weil ihn die Sonne dann nicht mehr blendet, und er alsdenn seinem Feind schnell erblickt. Ein nur müßiger Hecht kan auch schon erschrecklich beißen, und thut es gerne: eben so kan man beim Angreifen an den sehr scharfen Kieferndeckeln sich gefährlich verwunden. Es heilet schwer, und oft wird erst, nach vielen Tagen, die Wunde entzündet. Also ist auch desfalls Vorsicht anzurathen. Ein geschickter und

und aufsehtiger Landapotheker hat mich versichert: er äße einen gekauften großen Hecht stets umsonst: denn es sey ein leichtes, aus dessen Zähnladen, Riemenbeutel, großen Gräten im Kopfe, und auch dessen innern Theilen so viel in seiner Officin sich zu Ruhe zu machen, als der ganze Fisch werth gewesen. Mand, Aula Lucii piscis, sind in den Apotheken bekant genug.

Der Baars. Kehlbaars. Flußbarsch. *Percu fluviatilis* Linn. aus der dritten Ordnung der Brustbäucher, (deren Bauchfloßen gerade unter der Brust stehen) aus dem weisfläufigen Geschlechte der Bärschinge. Ein überaus schöner Fisch mit etwas erhöhetem breitem Rücken und etwas rundem Bauche. Am Rücken ist er blau, an den Seiten mit abwechselnden gelben und schwärzlichen, breiten und bandförmigen Streifen rund um den Körper gezeichnet. Die Flossfedern sind roth. Der Bauch weiß. Die Flossfedern auf dem Rücken sind mit langen scharfen Stacheln bewafnet, die der Fisch zwar niederlegen, aber zu einem Schuß gegen seinen Feind, den Hecht, geschwinde aufrichten kan, der sodenn gewiß es nicht wagt, ihn von hinten anzugreifen. Gleichwohl ist er Barsch selbst auch ein schneller Raubfisch, der gemeinlich am meisten einer Hand lang, und kleiner ist. Wir haben sie aber doch, und nicht selten, in einer Länge von 10 Zoll gesehen. Er ist ohne Zweifel einer der wohlschmeckendsten und gesundesten fische, steht aber, außer dem Waf-

ser, sehr geschwinde ab. Er läuft leicht in die Netze, beißt auch am besterigsten vor allen an den Angel, besonders in warmem Wetter. Man kan sich leicht an seinen scharfen Rückenflossen verwunden; doch ohne weitern Folgen als den Schmerz. Die Schuppen des Barsches sind groß und rauh.

Der Sandart. Kechbarsch.

Sandbarsch. *Percu Lucioperca*. Linn. aus der dritten Ordnung der Brustbäucher und dem Geschlechte der Bärschinge. Schwed. Aborre. Dän. Abora. Bei den alten Lateinern Nagemulus. Ist eigentlich kein Flußfisch, sondern ein Einwohner der Landseen. Weil aber dieses Mittel ding zwischen Hecht und Barsch, uns mehr als einmal aus dem Amte Bederkesa zugesand worden, und so wohl gekniet hat, mag dieser Fisch hier eine Stelle finden. Er hat große Aehnlichkeit mit dem Barsch, ist aber gerader und länger, hat auch ein spiziger Maul. Wird wohl gar 3 Fuß lang; und ob gleich seine Zähne nicht so gefährlich schreinen, als beim Hecht, ist er gleichwohl ein gefährlicher Raubfisch. Die Farbe ist ein schmutziges Gelb mit dunkeln Sternchen. Der Bauch ist röthlich, wie auch die Bauchfloßen. Am Kopfe und an den Rückenflossen bemerkt man Stacheln. Eine jede Schuppe scheint sägenförmig gezahnet zu seyn, daher ist der Sandart, wenn man vom Kopfe nach dem Schwanz hinunter streicht, sehr rauh anzufühlen. Sein unvergleichlich wohlschmeckendes weißes Fleisch bläuet sich wie am Schell-

fisch

Fisch. Bei häufigem Genuß soll ein Magenleider zu besorgen seyn. Doch ist dies wohl die Folge aller Uebersmaße des Fischessens. Er wird in großen Zug, oder Schleppnetzen gefangen.

Der Snortbaars. Rongbarsch. Zaulbarsch. Goldbarsch. *Percacernua* Linn. auch aus der dritten Ordnung der Brustbäucher und dem Geschlecht der Barschlinge. Engl. Rong. Holl. Polshje. Ein kleiner Fisch, der nicht länger als ein Mannsfinger wird; übrigens dem Flußbarsch sehr ähnlich ist. Der Rücken hat eben solche stachelige Flossen, ist aber dünner und schmaler. Der Kopf ist oben platt und sehr groß. An statt der abwechselnden Bandflecken, des Flußbarsches, ist der ganze Körper gelblich mit braunen Tüpfeln besprengt. Die alten Latiner nennen ihn *Cernua flavicilis*. So klein dieser Fisch ist, so delikat ist sein Fleisch, vornemlich, wenn es

kalt auf Brod mit Butter gegessen wird. Er wird in Netzen gefangen.

Die Strädelstange. Strichling. *Gastoreus aculeatus* Linn. aus der dritten Ordnung der Brustbäucher und dem Geschlecht der Strachelbarsche. Holl. Srekelbaarsen. Ein überaus kleiner Fisch, einem kleinen Hecht, oder vielmehr Störche ähnlich. Hat keine Schuppen, und ist mit kleinen harten und scharfen Schilden bedeckt; mit zwei Stracheln am Bauch. Unter einem Vergrößerungsglase bewundert man billig seinen künstlichen Bau. Rücken und Kopf sind dunkel und der Bauch weiß. Wird kaum 2 Zoll lang, und ist daher zum Essen nicht zu gebrauchen. Man muß ihn aber doch kennen, weil er in den Gräben, und Bächen oft häufig, und in großen Schaaeren überaus schnell dahin schiffet. Wo es angetroffen wird, sind gewiß für dasmal keine andere Fische vorhanden.

Die Fortsetzung folgt künftig.

Schuschrift für die Maulwürfe.

Allezeit ist die gänzliche Vertreibung der Maulwürfe nicht anzurathen. Mir ist folgender Fall bekannt.

Der verstorbene Amtmann J. zu H. erreichte durch viele Mühe und Kosten die Absicht, die Maulwürfe aus seinem Garten zu verbannen. Nun fanden sich aber so viele Stichwür-

mer darin an, die weit mehr Schaden verursachten, als die erlirten Maulwürfe, daß er, um jene wieder los zu werden, einige Maulwürfe lebendig fangen, und sie in den Garten setzen lassen mußte: weil diese abgesagte Feinde der Stichwürmer sind, und sie auf den Tod verfolgen.

Bl.

Bur.

Sammerisches Magazin.

60tes Stüd.

Montag, den 26ten Julius 1790.

**Stück vom Fischfange, als einem beträchtlichen Nahrungs-
zweige, im St. Jürgens-Lande, und übrigen am Hamme
und Wummeßuß belegenen Gegenden, im Her-
zogthum Bremen.**

(Fortsetzung.)

Der Schlieb. Die Schleibe. *Cyprinus Trınca* Linn. Aus der vierten Ordnung der Raichflosser (denen die Raichflossen am Bauche sitzen) aus dem allgemeinen Geschlechte der Karpfen. Schwed. Linnare. Dän. Sydere. Franz. Tanche. Engl. Tench. Holl. Schvenmaker, auch Muythonden. Der alten Lateiner *Merula fluviatilis*, auch *Tinva*. Ein dicker, zuweilen 12 bis 14 Zoll langer Fisch mit einem wenig erhabenen breiten Rücken; etwas bäuchig, kleinem Kopfe und Stumpfsnauze. Die Farbe ist schmutziggelbbraun. Die Schuppen sind klein, fein und sehr fest angewachsen. Am Maule hat er ein Paar kleine, oft kaum merkliche Barisafeln. Er läuft im späten Mai. Sein Fleisch ist sehr weichlich, und eben nicht schmackhaft; doch essen ihn einige Leute sehr gern, in seinem eigenen Blute gedämpft.

Anderer verabscheuen diesen Fisch, aber wohl aus einem unrichtigen Vorurtheile. Man glaubt, daß er andern Fischen nachlaufe, wenn sie krank sind, und ihnen das unreine Geblüt und einen schorffartigen Ausschlag absauge, und nennet ihn wohl den Fischdoctor, welches auch der holländische Name Schvenmaker anzuzeigen scheint. Er läuft gern in die ausgestellten Netze. Wenn er sich hernach im Schlamm gelagert hat, und dann mit gewaltsamen Fischzügen hervorgezogen wird, schmeckt er modrig. Wenn man ihn dann nur eine Zeitlang in einem Fischkasten aufbehält, oder ihn sonst in einem weiten Gefäß mit reinem Flußwasser, das zuweilen erfrischt wird, herum schwimmen läßt, und beim Abschlachten die Kiemen ausschneidet, oder den Kopf ganz wegwirft, vermindert sich der üble Geschmack. Dieses ist überhaupt bei den Fischarten nöthig.

ooo

thig, die in modrigem Schlamm gefangen werden, oder sich gar gemeinlich darin aufhalten, als der Fisch der jetzt folgt.

Die Kruusche. Karausche. Steinkarpfe. *Cyprinus Carassius* Linn. aus der vierten Ordnung der Bauchfloßer, und dem Geschlechte der Karpfen. Holl. Kruusche, an einigen Orten Gornis. Ein schöner platter Fisch; der wegen seines hohen schwarzen Rückens, mit schwarzen Flossen, und tiefen Bauchs mit röthlichen Flossen, fast Scheibenrund ist. Der kleine Kopf ist spizig rund, und die Augen sehr klein. Die Farbe ist braun in Goldfarbe spielend. Die großen Schuppen sind überaus schön geordnet. Er laicht im späten Mai, und sucht alsdenn stille Sümpfe, darin er leicht einen modrigen Geschmack annimmt, übriggens wird er mit Netzen leicht gefangen. Die größte, und schon seltene Länge des Fisches ist 6 Zoll. Es ist zwar bei allen Fischen nöthig, die Galle anzusetzen, aber bei der Karausche ist diese Aufmerksamkeit um desto mehr nöthig, weil solche bei der Karausche beschwerlicher anzusetzen ist, und wenn sie zerfließt, der Fisch unerträglich bitter schmeckt.

Der Breessern. Bleyer. Flußbrachsem. *Cyprinus Brama* Linn. aus der vierten Ordnung der Bauchfloßer und aus dem Geschlechte der Karpfen. Schwed. und Dän. Bras. Franz. Breime. Engl. Bream. Holl. Breessen. Ein großer sehr breiter und platter, am Rücken etwas dicker Fisch, der oft und

gerne 18 Zoll lang und eben so breit wird. Der Kopf ist klein, das Maul rund. Die Farbe braun goldgelb. Die Schuppen sind groß und breit. Er ist unter allen Fischarten fast der fleischigste und schlaueste, und macht den Fischern viele Mühe. Sie können ihn nur mit sehr starken Netzen gewaltsamer Weise fangen, zumal, da er im Schwanz große Stacheln hat. In den Sommermonaten ist er mager und schlecht zu genießen, als er dagegen im Herbst fett und wohlschmeckend ist. Er laicht oder schaaert im Ende des Märzmonats. Im Sommer ist er gemeinlich mit dem Dornwurm behaftet.

Der Mlander. Mantfisch. Mön. *Cyprinus Cephalus*. Aus der vierten Ordnung der Bauchfloßer und dem Geschlechte der Karpfen. Franz. Mander. Engl. Chub. Bei den alten lateinern Cephalus. und auch Squab. Dieser überaus schöne Fisch hat überhaupt wenig Ähnlichkeit mit dem Karpfengeschlecht, dessen übrigen Charakter er gleichwohl hat. Er ist bei weitem nicht so breit als der Brachsem, wird auch nicht völlig so lang. Ist vielmehr rund und sehr breit am Rücken. Der dunkle Rücken spielt ins grüne; die Bauchfloßen sind röthlich, die Schuppen groß und breit, die Seiten rein silberweiß mit Goldglanz, zumalen ein wenig, doch fein, dunkel angesprenzt. Der Kopf ist schön und groß, oben dunkel wie der Rücken, die schönen Augenringe blaß goldglänzend. Er laicht im April.

Bei Vergleichung des lebendigen Originals, mit dem Systemcharakter, bin ich oft in Zweifel gerathen, ob ich auch irren mögte. Ganz und gar glaube ich doch gleich wohl nicht, gescheh zu haben.

Ich muß noch hinzufügen, daß das Fleisch des Mander überaus zart, weiß und wohlschmeckend sey, aber auch viele kleine Gräten habe.

Der Roddooge. Rothauge.
Rothlarautsche. *Cyprinus Eryophthalmus* Linn. Auch ein Bauchfloßer aus dem Karpfengeschlechte. Die Holländer nennen diesen Fisch Ridvooren, auch Ruiksh. In der Gestalt kömte er dem Barsch sehr nahe, hat aber einen schmälern Rücken. Von Farbe ist er silberweiß. Alle Flossen sind zinnoberroth: insonderheit zeigt sich um die Augen ein schöner rother Ring. Größer als eine Hand lang, habe ich diesen Fisch nicht gesehen. Er laicht im März. Er findet auch zuweilen Platz auf der Tafel der Begüterten, ist auch nicht sehr voller Gräten.

Die Rothfedder. Der Rothfloßer. *Cyprinus rutilus* Linn. Zur vierten Ordnung der Bauchfloßer und zum Karpfengeschlechte gehörig. Ist dem Rothauge ähnlich, doch schmaler. Einen kleinen Ring um die Augen, alle Flossen zinnoberroth. Wird selten einer Hand lang. Er hat viele Gräten, und wird unter die geringen Bratfische gerechnet. Es giebt einige Abarten. In Schweden heißt er Meyert. Dän. Rødschalling.

Franz. Roste. Engl. Roche. Holl. Voorn. Er laicht im April.

Der Kuurschär. Blicke. Breitfisch. Bleyer. Der Kleine. *Cyprinus Ballerus* Linn. Gehört unter die Bauchfloßer und unter das Karpfengeschlecht. Franz. Borelere. Engl. Bley. Holl. Blick. Ein breiter Fisch, dem Brachsem überaus an der Gestalt ähnlich, nur hat er einen schmälern Rücken. Die Farbe ist zinnweiß und die Flossen sind fast schwarz. Er wird oft 14 Zoll lang; wird aber auch, wegen der vielen Gräten, unter die geringeren Bratfische gerechnet. Er laicht im April.

Der Wittfisch. Weißfisch. *Cyprinus Leuciscus* Linn. Auch ein Bauchfloßer, aus dem Geschlechte der Karpfen. Franz. Dard. auch Vaudoise. Engl. Dare. Holl. Witterteje. Ist schmaler wie der Kuurschär, wird auch nicht so groß, ist meist nur klein. Der ganze Fisch ist glänzend weiß, die Flossen schielen mit der Farbe ins grüne. Er laicht im Mai, ist voller Gräten, und wird geringen Leuten zum Bratfisch überlassen.

Dies sind nun, den Sandare ausgenommen, welcher oben von uns geseht mit in diese Reihe gerathen, die jenigen Fischarten, welche Jahr aus Jahr ein, in dem Staudt Jürgens Lande, Blocklande, und den an der Wumme und Hamme, unweit des Ausflusses dieser Binnenströme in die Weser; vornemlich auch in den Wasserleitungen und Röhren, in dem so

weitausflügen niedrigen Grasfelde, gefangen werden *)

Nun folgen billig noch diejenigen Fischgattungen, welche nur, bei hohen Ueberschwemmungen, insonderheit bei Sturmfluthen, die hier leider nicht

selten sind, den genannten Einwohnern zu ihrem Trost zu Theil werden.

Der Laß. Lachs. *Salmo Salar* Linn. Aus der vierten Ordnung der Raichflosser und dem überaus großen Geschlechte der Saline. Dän. und Schwed.

*) Sie werden mir hier erlauben, eine recht unangenehme Anmerkung zu machen. Seit den zwei und dreißig Jahren, die ich hier gelebt habe, hat sich nicht, vordem so beträchtliche Fischfang, außerordentlich vermindert, und ist vor Jahren zu Jahren unfruchtbarer geworden. Und die Ursachen davon fallen einem aufmerksamen Forscher von selbst in die Augen. Wenn sehr harte Winter einfallen, in welchen viel und lange anhaltender Schnee vorhanden ist, auf die wir zur Spähe erlebt haben, ersticken eine große Menge von Fischen, und verursacht bereits solches eine beträchtliche Verminderung. Aber dieser Verlust wird gewiß durch Unart, Unachtsamkeit, und sogar Vahrungsgeiz der Menschen größer. Wenn die junge Brut der Fische nicht geheget wird, und der Fischfang vor selbst aufhören, und das ist hier gerade der Fall bei allen Arten der Fischereien, insonderheit in den Zug- oder Schoppnetzen. Darin setzt sich eine Menge von Schlamm, Unrath und auch Wasserkrütern, und es versänget sich gemeinlich eine große Menge junger Fischbrut dabei, die das Netz sonst eben nicht hätte aufhalten können. So oft man das Netz aufziehet, den Fang heraus zu nehmen, wird solcher Unrath herausgenommen und nicht ins Wasser geworfen; das solches würde das Wasser verschleimen, sondern bleibt entweder auf dem Ufer oder auf dem Eise liegen, und Niemand hat Lust dazu, die kleine Brut heraus zu suchen und wieder ins Wasser zu werfen; sondern man überläßt sie den Vögeln und andern Vögeln zur Beute. Bei Eissfischereien wird gemeinlich die Menge kleiner Fische mit gefangen, die aber noch nicht brauchbar sind. Nicht suchet man zusammen, um sie den Schweinen vorzuwerfen, da sie doch ein Seegen im Wasser hätten werden können. Was aber noch wohl die größte Verminderung verursacht, ist dieses: daß man die Fische in der Thatzeit fängt. Von der besondern Art, wie diese Geschlechtsfortpflanzung geschehe, habe ich oben bereits bei der Beschreibung der Aale verschiedenes andentlich gemacht. Als denn im Frühling und Winter versammeln sich aus einem Naturtrieb die Fische in mehrerer oder insonderer Anzahl. Beim Hecht findet man nie mehr als ein Weiblein und zwei Männlein beisammen. Andere Fischarten fügen sich alsdenn in einen dichten Klumpen, bis oft an 50 zusammen, und machen, da sie den Ufer hinab fahren lassen, unter einander ein solches Gepolter, daß man es von der Oberfläche des Wassers oft auf einige hundert Schritte hören und sehen kann, wenn die Versammlung groß ist. Denn sind die Fischer, Strömungskinder, mathwiltigen Knaben, bei der Hand, die es schon von ihrer ersten Jugend an hat auswendig wissen, in welchem Monate und bei welcher Witterung eine solche Gattung von Fischen schaaret oder laicht. Werden sie nun ein solches Schwarm inne, so umlegen sie eine solche Gesellschaft, ehe sie laicht, mit ihrem Netzen fangen alles rein weg, und verflügen viele Willkürer und Unwissenliche.

Schwed. Lax. Franz. Saumon. Engl. Salmon. Holl. Salm. Dieser vorrefliche Fisch kommt aus der See, eigentlich nur in die großen Flüsse, hier in die Weser herauf. Sie werden sich erinnern, daß wir zu verschiedenen malen dem berühmten Lachsfang in der Freystadt Bremen mit Vergnügen mit beigewohnt haben. Drei hohen Fluthen, mit Sturm, vertritt sich dieser Fisch durch die See um weit herauf; als denn verliert er alle seine ihm sonst eigene List und Schlanigkeit, und wird gar leicht in den Garuldröden, welche hiesige Einwohner auf den Untieffen ausgestellt haben, gefangen, und erdret manchen armen Fischer in seinem Unmuth, weil alsdenn bei hohem Wasser der Lachsfang in Bremen nicht statt findet, und der Lachs dort alsdann außerordentlich theuer bezahlt wird. Man fängt sie zuweilen von 3 Fuß Länge, aber freilich nicht oft. Er ist länglicht, hat besonders am Rücken dickes, röthliches, sehr fettes Fleisch. Der Kopf ist schön und klein, das Maul ein wenig spitzig, der Rücken, besonders der Nacken, blau mit Stäub durchspiekt, die Seiten mit silberglänzenden Schuppen silberweiß, doch am Rücken etwas dunkel gesprenkt. Von der vielfältigen Benützung des Lachses zu reden, würde viel zu weitläufig seyn.

Die Karppe. Karppe. *Cyprinus Carpio* Linn. Ein Bauchfloßer, von welchem das ganze Karpfengeschlecht den Namen hat. In allen Sprachen Carpe. Dieser bekant, viele und ziem-

lich breite Fisch hat einen gebogenen Rücken, die Seiten und Schuppen sind gelbbraun. Er kommt nicht anders vor, als wenn bei hohen Ueberschwemmungen irgendwo Karpfenteiche durchbrechen, und dann ist er sehr willkommen. Er ist zu bekant, als daß ich darin mehr zu schreiben Ursache hätte.

Der Knäpel. Weissfisch. Große Weissfisch. *Salmo albus* Linn. Ein Bauchfloßer vom Geschlechte der Salmonen, wird oft 18 bis 20 Zoll lang. Der Rücken ist bläulicht. Der ganze Körper ist sehr weiß, auch am Kopfe und Maule, und hat sehr weißes Fleisch. Der Unterkiefer ist länger. Er laicht im December.

Die Grümpe. Der Gründling. *Cypripus Gobio* Linn. Ein Bauchfloßer aus dem Geschlechte der Parfcarpfen; schwarz. Sandheist, das. Grampel, Franz. Goujon, holl. Grundel. Ein kleiner länglicher Fisch, wie lachger, als ein Mannsfinger, am Rücken schwarzlich gefleckt, am Bauche weiß. An seinem kleinen Maule hat er an jeder Seite einen Bartfaden. Er gehöret unter die sehr wohlgeschmackten Fische, und übertrifft darin wohl gar Ihren schönen Thürlingischen Schmerling. *Cobites barbarus*.

Der Stör. Stör. *Acipenser sturio* Linn. Man rechnet ihn nicht unter die Fische, sondern unter die schwärmenden Amphibien. Er mag gleichwohl bei uns für einen Seefisch immer gelten, der gerne, insonderheit zur Propagation, in die großen Flüsse

heraufsteht; franz. Esturgeon, engl. Sturgeon. Er ist länglicht, wie ein Hecht, aber nicht platt wie ein Hecht, sondern rund von Körper, hellblau von Farbe, mit einem etwas weissen Bauche. Er hat weder Flossen noch Schuppen, sondern ist mit fünf Reihen starrer breiter und spitziger Schilderfacheln besetzt, die gegen den zugespitzten Schwanz hinwer kleiner werden. Der länglichte, aus knorpeliger Haut bestehende Kopf läuft auf eine lange Knorpelspize hinaus, die geschlossen ist, und kein Maal zeigt. Über unten am Kopfe, nahe am Halse, findet sich ein rundes gleichsam zugespitztes Loch ohne Zähne, das aber der Fisch weit genug mag öffnen können, zumal da er ein gewaltiger Räuber seyn soll. Wenn dieser Fisch jung ist, (und alsdenn steigt er nur in die kleinen Flüsse herauf) und nur etwa 2 bis 3 Fuß lang ist, heisst er ein Lachs-Steuer, und wird für eine Delikatesse gehalten; wird er aber größer, wohl von 6 bis 8 Fuß lang, Steuer, (besonders im Ostseestrom) und dann ist sein Fleisch hart, trocken und wohlfeil. Er wird sowohl mit grossen Netzen, als Angeln gefangen. Wenn die Fischer daselbst einen recht grossen Steur gefangen haben, ziehen sie einen starken Strick durch das Schlundloch, oder vielmehr Mund, und bei den Riefen wieder heraus, und schleppen ihn hinter dem Schiffe mit, bis nach Hause, wo er denn auch so lange am Ufer im Wasser angebunden bleibt, bis er getödtet, und zu Markte gebracht werden kan.

Anmerkung. Von einer Art des ses Fisches, die in der Ostsee gefangen wird, und Steuer, Acipenser ruthenus, heisst; wird der grüngelbe und schleimigte Kogge dort frisch als eine wohlschmeckende Speise zubereitet, oder eingesalzen und gepreßt weit versendet, und dies ist der bekannte Casuar auf den Tafeln der Vornehmen, oder das alte Garum der Römer.

Die Nagenoge. Neunauge. Brücke. Brücke. *Petromyzon fluviatilis* Linn. Linne setzt diesen Fisch unter die Amphibien und schwimmenden Knorpelthiere. Gleichwohl ist er der Gestalt nach dem Aal, *Muræna anguilla*, ähnlich, und er gehört unter die wohlschmeckendsten und zartesten Fischarten. In dem kleinen Kopfe und Maule zeigen sich eine große Menge ganz kleiner Zähne, und oben auf dem Kopfe ein kleines Spritzloch. Auf der Seite vom Kopfe herunter zeigen sich in gerader Linie sieben kleine, den Fischaugen nicht ganz unähnliche Luflöcher, die vermuthlich den deutschen Nanten veranlaßt haben. Schuppen können mit unbewaffnetem Auge nicht gesehen werden, und die dünne Haut ist mit einem Schleim bedeckt. Der Rücken ist gelbgrün mit vielen kleinen schwarzen Punkten besetzt, und der Bauch weiss, und je mehr silberweiß der Bauch ist, desto besser soll der Geschmack seyn. Man sagt von einer Gattung, die schwarze Streifen über den Rücken, wenig Weisses am Bauche habe, und nur schlechte sey. Viel leicht!

leicht rühret dieser Unterschied vom Alter, Zeit und Nahrung her. Länger als 14 bis 15 Zoll wird dieser Fisch selten, und alsdenn ist er eines guten Daumens breit. Er wird mit eben den Geräthschaften, die man zum Kalfange braucht, gefangen, wovon ich Ihnen in der Folge ein mehrers schreiben werde. Die Neunauge wird gebraten gegessen: dann auch in Eßig eingelegt und sehr weit versendet. In der Stadt Bremen bestehet eine eigene Neunaugenbratergilde, die ihren besten Fang dieses Fisches am Ufer der Weser im Lande Osterstade, Amts Hagen, hat. Viele Liebhaber sind der Meinung, daß, wenn man frisch gebratene Neunaugen, insonderheit warm essen will, man, um ein heftiges Magenstieber zu vermeiden, eine besondere Vorsicht gebrauchen müsse. Vom Sprüßloch im Kopfe fänge ein langes Wassergefäß an, das sich durch den ganzen Körper des Fisches erstreckt. Dieses reißet, wenn der Fisch frisch gebraten ist, wie ein düster weißer Windfaden aus, und müsse bei Seite gethan werden. Im Eßig wird dieser Faden ganz unmerklich. Ich lasse diese Meinung so viel gelten, als sie kan.

Nun sollte ich mit Ihnen kühnig sofort zu den Beschäftigungsarten und Werkzeugen des hiesigen Fischefanges übergelien; und sie Ihnen zu beschreiben suchen. Allein, Sie werden es vielleicht gerne sehen, nach einem Wink, den Sie mir selbst gegeben haben, wenn ich Sie erst vorher von einigen Fisch-

arten unterhalte, die zwar kein hiesiges Landesprodukt; auch kein Produkt des süßen Wasser, sondern Früchte, theils der offenbaren See, theils der Mündungen großer Flüsse sind, die Sie aber auf der Schlacht in Bremen theils so naturforschend betrachtet, theils bei guten Freunden mit Vergnügen gegessen haben. Ich will Ihnen dasjenige mittheilen, was ich mit Mühe, und Erfahrung nach dem Ratursystem davon gelernt habe. Die schlechteste Art soll die erste seyn.

Der Stint: *Salmo Eperlanus* Linn.

Ein Bachschiffet aus dem Geschlechte der Salme; dän. Smelt, schwedisch Nors, franz. und engl. Eperlan, holl. Spiering. So übel dieser kleine Fisch auch riechet, zumal, da er gleich absterbet, so bald er aus dem Wasser komt, und nur sehr selten lebendig geliefert wird, ist er gleichwohl wegen seiner Menge und wohlfeilen Preises eine Wohlthat für viele Menschen; und wenn er noch frisch, und wohl zugerichtet ist, keine nicht unangenehme Speise: insonderheit die größere Gattung, die oft über acht Zoll lang ist, glänzend blau auf dem Rücken, und am Leibe silberweiß ist. Die kleinere Art, die höchstens Fingers lang, und bald in einem kleint weiß, grün und roth durchspielt, hat freilich den Werth nicht, sättiget aber manchen hungrigen Magen. Die so bekante Gestalt dieses spindelförmigen Fisches zu beschreiben, ist wohl unnöthig. Daß der Stint, wie fast alle Seefische, im Dunkeln eben den leuchtenden Glanz

von

von sich gebe, den man in der Nacht in dem vom Sturm bewegten Seewasser schauend erblickt, ist Ihnen gewiß bekannt.

Der Schellfisch, *Gadus Aeglefinus*, Linn. Ein Halsklosser, aus dem Geschlechte der Cabeljaue; dän. Hysse, schwed. Kpl und Kolja, franz. Merlan, engl. Hadlock, holl. Schelwals. Bei den alten Lateinern hat er viele Namen: Aeglefinus, Callarias, Galaxias, Asellus minor. So reichlich dieser Fisch auch aus der Nordsee zu uns gebracht wird, und also bekannt genug ist, muß ich ihn doch wohl ein wenig beschreiben, um den wahren Schellfisch von den vielen Arten zu unterscheiden.

Er ist ein länglichter, dicker Fisch, mit gabelförmigem Schwanz, großem Kopfe mit sehr großen Augen und rundem Maul; der breite Rücken ist schwärzlich, der übrige Körper mit einer feinen silberweißen Haut überzogen; doch geht in die Länge ein fei-

ner schwarzer Strich herunter, wo sich der Rücken vom dem Rippenfleisch scheidet. Gemeinlich ist er 15 bis 16 Zoll lang. Ist die Länge von einer Elle, so wird er sehr theuer bezahlt. Von seinem so wohlschmeckenden weissen, zuweilen etwas röthlichem Fleische, bedarf es keiner Erwähnung. Er wird mit Angeln, mit einem Ruder von Fischhaut gefangen, und dieses beweiset, daß er ein unbewaffneter Raubfisch sey. Zum Einsalzen und Trocknen ist das Fleisch zu zart. Eine kleinere Abart des wahren Schellfisches, die noch delikater seyn soll, heist Dösch, *Gadus Callarias*, Linn. wird aber den Einwohnern an der Ostsee mehr zu Theile, der doch aber oft in Bremen auch erscheint. Es ist nur zu bedauern, daß dieser Fisch sofort stirbt, wenn er aus dem Wasser kommt, und sich also nicht lang halten kan. Verdorben ist er nicht ungesund zu essen. Sein Fleisch ist auch wirklich zähe.

Die Fortsetzung folgt künftig.

Anfrage.

Einige behaupten, daß der aus dem Kern aufgewachsene Pfirschen, und Aprikosenbaum eben so gute Früchte trüge, als der, welcher ge-

Druckfehler. Im 17^{ten} Stuck dieser Blätter in der Ueberschrift, muß statt Bruce gelesen werden.

Sammer'sches Magazin.

6tes Stück.

Freitag, den 30ten Julius 1792.

Etwas vom Fischfange, als einem beträchtlichen Nahrungs-
zweige, im St. Jürgen's-Lande, und übrigen am Hamme-
und Mümmelfluß belegenen Gegenden, im Her-
zogthum Bremen.

(Fortsetzung.)

Der Cahlau, Cabeljan, *Gadus Morbus*, Linn. Ein Halbfloß-
fisch, vom Geschlechte der Cabel-
jane; franz. Morue, engl. Cod, holl.
Backeljan. Ein großer Raubfisch mit
beweglichen Zähnen. Er würde dem
Schellfische sehr ähnlich seyn, nur ist
die Farbe des Leibes schmutziger, die
Brust sehr dick, und der Kopf un-
geheuer groß, so auch die Augen. Hier-
her wird er selten über ein bis am
derekhalb Ellen groß gebracht. Er
soll aber auch über zwei Ellen lang,
alsdann eine halbe Elle breit, und sechs
Zoll dicke seyn.

Wenn ich nicht irre, wird aus
dem Abgenuß des Cabeljan der sogenan-
nte Laberdan zubereitet.

Er wird mit großen an langen Co-
bestanen (gebohrten Schiffseilen) be-
festigten, mit einem Räder besteckten,
sehr tief in die See gesenkten Angeln,
auch sehr starken, eben so eingesenk-

ten Netzen gefangen. Von diesem
Fische kommen eine Menge Abarten
in der Naturgeschichte vor, deren Un-
terscheidungszeichen sehr schwankend
sind, aus denen fast allen, auch der
bekante Stockfisch und Klippfisch
bereitet wird; wiewohl eine besondere
Gattung besonders dazu bestimmt wird,
die eigentlich den Namen Stockfisch
führt. Ein schmaler Fisch, dessen
Körper einem Hecht ziemlich ähnlich,
und nur 2 bis 3 Fuß lang ist.

Der Bars, Glunder, *Pleuron-
ctes Flesus*, Linn. Ein Brustbänder-
fisch, aus dem Geschlechte der Seitenschwanz-
mer, oder Platefische; dän. Flyn-
der, schwed. Flundra, franz. Fier,
engl. Fluke, holl. Koek. Er ist an
Gestalt fast eiförmig, doch etwas brei-
ter. An der einen Seite, welche den
Rücken vorstellt, mit einer ein wenig
gerauhten rauhen Haut überzogen, an
der andern, oder Bauchseite, mit einer
ganz

ppp

ganz weißen Haut bedeckt. Der Rückgrad geht gerade durch, und ist an der Rückenseite etwas erhöht. Auf dieser Seite ist der kleine spitzige Kopf auch braun, und oben, nicht aber an der glatten weißen Seite, zeigen sich nahe beisammen die kleinen Augen, die sich einander schielend ansehn. Der Butt wird selten länger als 15 Zoll, und dann hat er 2, bis 3 Finger dickes, je nachdem er fett ist, wohlschmeckendes zartes Fleisch, das gegen den Umriß der Figur, wo die Flossen stehen, immer dünner wird. Hier ist der meiste Fang auf den flachen Ufern (Watten) an der äußersten Mündung der Weser; somit daher auch, weil er nicht bald absteht, leibendig zur Stadt. Man sagt sogar, daß man diesen Fisch lange im süßen Wasser der Fischteiche lebend erhalten kann; aber gewiß wohl nicht zum Fettwerden, oder gar zur Fortpflanzung. Was ich vom Fange der Butte weiß, ist folgendes: man hat mir wohl ehemals im Lande Wursten, auf den weitläufigen schlammigten Wiesen, die bei jeder Fluth von der See überschwemmet werden, gewisse festendähnliche Figuren, die man Butteladen nennet, von ferne gezeigt, in welchen sich dieser Fisch bei den Fluth überschwemmungen selbst einfängt; und wenn das Wasser abgelassen ist, ausgehoben wird. Aber in diesen Butteladen wird der vorerwähnte kleine Seekrebs ohne Schrecken davon getrieben; Garnelle; *Cancer Crangon*, Linn. franz. Carinaire; engl. Shrimp;

als eine angenehme Beute reichlich gefangen.

Der **Tarbut**, **Steinhut**, *Pleuronectes maximus*, Linn. Ein Brusthäucher, aus dem Geschlechte der Seitenschwimmer; dän. Butta, engl. und franz. Turbot, holl. Tarboth. Stellen Sie sich den eben beschriebenen Butt in seinem länglich geschobenen Riereck vor; lassen Sie ihn etwa dreimal so groß und dreimal so dick an Fleische werden; malen Sie die Rückenseite, vornemlich wo die Augen stehn, schwärzlich aschgrau an; sehen Sie auf den Rückgrad stachelige Erhöhungen hin, die gegen den Schwan immer dünner werden, und geben Sie ihm drei kleine Reihen Zähne in den Mund: so haben Sie den Tarbut, recht wie er sehn mag. Bemerken Sie nur noch dieses: daß dieser große Fisch, weil er gerne zwischen den Klippen ligt, also schwer zu fangen, auch nicht sehr gemein ist, auch hin im Dresse sey. Doch, was mühen sich reiche Leute daraus! Sie thun Fisch etwa 2 bis 3 Dähl. Hinge ben, wenn's aus Wobben geh?

Die **Schulle**, **Scholle**, **Platess**, *Pleuronectes Platessa*, Linn. Auch ein Brustflosser, aus dem Geschlechte der Seitenschwimmer; dän. Schjolder, schwed. Skalla, franz. Plie; engl. Plaice, der alten Lasterer; dän. le-viz, auch Platessa. Nehmen Sie nun gefälligst den Butt: Pleuronectes Fleus, wieder vor sich; verändern Sie nun das geschobene Riereck in ein rechteckiges; dessen vier Ecken

sch. abwärts und 25 wohl 34 Zoll lang sind, so haben Sie den Umriss dieses Fisches, und sind vorzüglichste Größe. Die Rücken- ober Augensitze machen die hintere Seite des Kopfes aus, das ins Blut blutige. Legen Sie hin und wieder unregelmäßige viereckige, 2. bis 3 Zoll breite, glänzende, rothbraune Flecken auf diese dunkle Seite; die Bauchseite bleibt ganz weiß. Bilden Sie über beiden Augen eine Erhöhung, wie 4 kleine Hügel, und setzen an der weißen Seite, an den After, eine kleine dorntförmige Figur, so ist die Abbildung der Scholle fertig. Solche fische, oft noch lebendige Schollen, die eben nicht häufig geliefert werden, sind gewiß ein vorzügliches Essen.

Desto schlechter ist eine häufig auftretende Gattung gedorrter und trockener Schollen, die, in Bündel gebunden, verkauft werden; aber eine härte Speise geringer Leute sind. Gleichwohl bringen die Seefahrer ihren geliebten Freunden zuweilen eine Art getrockneter fetter Schollen aus der Provinz Oranien, besonders der Insel Rhéland, mit, die sehr dickes Fleisch haben, und roh ganz unergötzlich schmecken, aber auch ungemein zum Trunk reizen. Dies letztere thut aber auch der Rasse und Rakel, eine stangenförmige Speisemasse, welche ausgechnittene breite Riemen aus dem Rücken des großen Heilbutts sind, die man trocknet, presst und stangenförmig zusammenrollt. Dieses ist der *Pleuronectes Hyppoglossus*, Linn.; dän. Heltbuth, schwed.

Heltbuth, engl. Holybutt, holl. Rasse, auch Rakel.

Wenn Sie noch etwa nicht müde wären, von mehreren Fischarten etwas zu lesen, muß ich Ihnen noch eine Art Stiefische andenklich machen, die Ihnen in Bremen so garstig und ekelhaft vorkamen, obgleich eine Art davon auch wohl auf vornehme Tische kommen, die ich zwar damals selbst wenig kannte, aber Ihnen jetzt zureichende Nachricht davon geben kann. Es ist:

Die Koche, *Raja*, Linn., eine in viele Abarten ausgebreitetes Geschlecht, einer wunderbarlich gestalteten Seeskeletur, die gleichwohl zum Geschlecht der Seitenschwimmer zu gehören scheint. Linnee rechnet dieselben unter die schwimmenden Amphibien, oder Knorpelthiere. Zwei Gattungen habe ich näher kennen lernen, und die will ich Ihnen beschreiben, so weit sich eine solche Gestalt beschreiben läßt.

Die Stachelkoche, *Raja Balis*, Linn.; franz. Requin, engl. Skat, holl. Vleer. Wenn man alle die ausgehenden, wunderlichen Lappen bei Seite denkt, findet man doch die Figur eines runden etwas platten Seefisches. Die obere Seite ist bräunlich aschgrau gefleckt, die untere weiß, so wie man es bei dem Butt und der Scholle findet. In dem unformlichen Maul entdeckt man scharfe Zähne. Der eben so besondere Schwanz ist mit einer Reihe Stacheln besetzt. Man hält diese Koche für einen Raubfisch, der oft hundert, wohl gar zwei hun-

bert Pfund schwer wird; und dann mag's eine überaus fürchterliche Kreatur seyn, insonderheit, wenn man sie in ihrer vollen Freiheit schwimmen sehen könnte. Mir ist indessen keiner vorgekommen, der über eine Elle breit war. Uebrigens ist er eine sättigende Speise für geringe Leute.

Die Nagelroche, *Raja clavata*, Linn.; schwed. Roocka, franz. Boutlier, engl. Thorn-Back, holl. Roch. Ist der vorigen ziemlich an Gestalt ähnlich, aber nicht so groß, auch nicht so ekelhaft anzusehen; wird auch von einigen für eine wohlgeschmeckende, und von den Seefahrenden für eine gesunde Speise gehalten. Die obere Seite ist blau, mit länglichten, grünen und weißen Flecken; ist ferner: lich auf der obern Seite, bei den Augen, am Maul und am Schwanz, mit langen Stacheln bewafnet, kommt nicht so oft vor, als die Raja Balis.

Nun mag es einmal mit Beschreibung der Fischarten ein Ende nehmen. Vom Fange der Seefische kan hier nun weiter die Rede nicht seyn. Aber vom Fange der einländischen Fische, und dazu gehörigen Geräthschaften, will ich Ihnen nun dasjenige wiederholen, was Sie einigemal so aufmerksam und mit Vergnügen sich haben zeigen lassen.

Mit dem Aale will ich hier wieder den Anfang machen, dessen sich die Fischer auf verschiedene Art bemächtigen.

Mit dem Pödderloch, Paarlach, oder Halparen. Dazu es gehört zuvörderst ein länglichtes gegossenes vierseitiges Ende Drei, 3 Zoll lang und an allen Seiten 2 Zoll breit, davon die scharfen Ecken abgeschmitten sind. An beiden Enden der Länge ist ein Hest, oder Döhl, von starkem Messingdrath eingegossen, wodurch man einen dicken Pfeifenstiel stecken kan. Die Pfeifen durch's Drei gehobtes Loch die Stelle dieser Döhl. In die eine Döhl wird eine starke hantene, dreieckthige Schaufel gebunden, 4 bis 5 Ellen lang, die an einem, etwa 6 Fuß langen Handstabe befestigt ist. In die andere Döhl wird der Köder eingebunden, und folgendermaassen bereitt. Der Fischer sucht zuvörderst einen guten Vorrath von Regenwürmern (*Lucubriscus terrestris*) - hiesigst Waddich genannt. Er steckt zu dem Ende ein dreizackige Mistforke (Mistgabel) in ein fettes Erdreich, am vortheilhaftesten in einen fetten grünen Brodteig, ein wenig sechsig, tief, bis an den Hest ein; klappt behendigtlich mit der Hand an den Stiel, daran die Mistgabel befestigt ist. Durch diese kleine Erschütterung, welche dadurch in der Erde entsteht, kriechen die Regenwürmer schnell und häufig hervor, und werden mit der andern Hand in ein kleines enges und tiefes hölzernes Gefäß gesammelt, worin sich etwas trockene Erde befindet, bis er glaubt, sein Vorrath der Würmer sey hinreichend. Denn nimt er einen von star-

dem Hanf gespannenen Faden, wie er zum Leinwandmachen gebraucht wird, und reißet seine Regenwürmer, vermittelt einer 5 Zoll langen dünnen Nadel, nach der Länge auf den Faden, daß dieser 12 Ellen lange Faden etwa wie ein einziger eben so langer Regenwurm aussiehet. Denselben wickelt er nun um vier Finger seiner Hand, so, daß ein dickes Bündel daraus wird. Dieses bindet er recht fest in das andere Hest seines Pödderlochs, und nun ist er zum Fange gerüstet. Wenn nun mit der Ebbe das Wasser im Flusse am niedrigsten ist, und die Fluth ankommen will, eilet er mit seinem kleinen Schiffe, dasselbe im Flusse an eingesteckten langen Stangen zu befestigen; setzt sich auf einen niedrigen Stuhl, und läßt das an der Leine und Stabe befestigte Loch zur Seite des Schiffes ins Wasser hinunter, daß es bis auf eine Hand breit nach auf den Grund reicht. Dieses kan er am Gefühle der Hand, mit welcher er den Stab hält, bemerken: dann aber auch spüren, daß ein Aal angebissen, oder vielmehr an das Regenwurmbündel sich angesogen habe. Mit einem ebenen Zuge ziehet er nun sein Pödderloch in die Höhe, daß es schnell mitten über dem Schiffe zu hängen kommt, da der Aal dann sofort abfällt, und im Schiffe liegen bleibt; und dann senkt er sein Pödderloch geschwinde wieder ins Wasser zu einem neuen Fange. Dieser Aalfang findet nur in den Frühlings- und Sommermonaten, auch nur zwis-

chen Sonnenuntergang und Aufgang, Statt. Bei schwäler Witterung, besonders wenn ein Gewitter nahe oder schon vorhanden ist, ist der Betrag dieser Beschäftigung größer, als man glauben sollte. So viel die Dunkelheit erlaubet, achtet der Fischer wohl darauf, daß ihm nicht etwa ein Aal entwische, und sich rückwärts mit gekrümmtem Schwanz über das niedrige Bord des Schiffes hinaus wickle. Einen solchen Aufrührer ergreift er beim Kopfe, und beißt ihn in den Nacken, so ist er ruhig. Ein alter braver Mann hat mir erzählt, daß er bei dieser Gelegenheit einmal eine lange Bagrilschlange (nach der Beschreibung des Mannes: Coluber natrix, Linn.) am Pödderloch mitgefangen, und im Dunkeln bei gemachter Unruhe auch in den Nacken gebissen habe. Als er beim Tage werden solches bemerkt, sey ihm zwar sehr angst worden, als er aber gesehen, daß ihm solches nicht geschadet, sey er dreist geworden, und habe sich nichts daraus gemacht. Hier ist noch etwas zu merken: wenn der Fischer die Regenwürmer suchen, auf den Faden ziehen, oder auch nur anfassen will, wäscht er vorher die Hände ganz rein, damit nicht der geringste Geruch vom Brod, Käse oder anderer Speise, daran haften, weil er der Meinung ist, daß der Aal sonst nicht anbeißen werde. Solches mag wohl nicht ungegründet seyn.

Die Aalangelnurm ist auch nur in den Frühlings- und Sommermonaten

naten brauchbar. Sie besteht in einer sehr starken hasenen Linie, nach Beschaffenheit der Breite des Flusses, etwa 20 bis 30 Ellen lang. In einer Distanz von etwa 18 Zoll, sind an der Linie Endchen von Bindfaden etwa 15 Zoll lang eingebunden, und an jedem Endchen ein kleiner Fischangel (ein kleiner rund gebogener eiserner Haken, an dessen scharfen Spitze ein Widerhaken ist) eingeknüpft, auf welchen ein Köder angestekt wird. Zu diesem Köder sind nun die Regenwürmer nicht brauchbar. So lange noch kleine junge Frösche zu haben sind, giebt's einen beträchtlichen Fang. Wenn diese nicht mehr vorhanden sind, werden auch ganz kleine junge Fische, oder kleine fleischichte Stücke von größern Fischen, zum Köder aufgesteckt. Wenn der Fischer mit dieser Zubereitung gegen Dunkelwerden des Abends fertig ist, bindet er am Ufer des Flusses das eine Ende der Linie an einem Baume oder dergleichen, fest an, fährt nun quer über den Fluß, so weit die straff gehaltene Linie reicht, doch nicht völlig bis ans gegenseitige Ufer; bindet an das andere Ende der Linie einen schweren Ziegelstein, oder dergleichen an, und läßt es auf den Grund sinken, auch ungerührt bis gegen Morgen liegen. Alsdenn aber, ehe noch die Sonne aufgegangen, zieht er die Angelrinne wieder hervor, und erbeutet oft fast an jedem Angel einen und zwar großen Aal, weil kleine Aale den Angel nicht einschließen können; wohl aber zum Verdruss

des Fischers hin und wieder den Aal der abgenaget haben.

Die Aalpricke. Dieses Fische reigeräthe haben Sie so wenig, als den Gebrauch desselben, bemerkt, weil Sie im Winter, zu welcher Zeit es allein Statt findet, nicht bei uns gewesen sind. Stellen Sie sich eine starke viereckige, doch etwas länglichte eiserne Gartenschaukel, oder Spaden, vor, die der Länge nach lammsförmig eingeschnitten ist, so, daß jede Kerbe einige feine Widerhaken hat. Dieses eiserne Blatt wird auf einer sehr geraden langen Stange, wie die Gartenschaukel auf ihrem Stiel, doch ganz senkrecht befestiget. Zum Gebrauch hauet man entweder sehr lange Killen, nicht weit vom Ufer ins Eis, oder man wartet, bis beim aufbauenden Wasser in den Flüssen und breiten Gräben das Eis sich am Ufer löset, und Defnungen macht. Alsdann nime ein starker Mann die Stange, stoßt mit dem Eisen in den schlammigten Grund, und steht so weilen nach, ob er etwas gefangen. Die bei diesem Einstoßen (Pricken) getroffene Aale, oft auch Neunaugen, klemmen sich in die Kerben ein; weil sie aber aus dieser Klemme gemeinlich mit Gewalt müssen herausgerissen werden, sind sie fast stets verwundet und beschädiget. Oft wird der Fischer gleichwohl durch diese sehr mühsame Arbeit reichlich belohnet. Zu weilen wird diese Aalpricke auch bei offenem Wasser in schlammigten Gräben

bed. und Köllen doch auch mit Nuzen gebraucht.

Der Kalkorb. Denken Sie sich eine längliche trichterförmige Figur, die 4 Fuß lang ist, eine fast trompetenförmige $1\frac{1}{2}$ Fuß weite Mündung hat, an der Spitze eine Oefnung, in welche man kaum die zusammengeborgene Hand stecken, und die man mit einem kleinen Wisch Heu zustopfen kan. In der Mitte etwas enger, und daselbst sind abermals intwendig zwei kleine Trichter hinter einander sehr fest eingefügt, in deren an der Spitze befindlichen Oefnungen man kaum zwei Finger einbringen kan. Der spizige Theil des großen Trichters, in welchem die Spitzen der kleinen Trichter sich hinstrecken, ist ein wenig bäuchig geformt. Die ganze Maschine ist bloß von langen, geraden, nicht völlig eines kleinen Fingers dicken Stämmen (nobis Laaden) der Korb-Weide zubereitet; die man der Länge nach mit ganz feinen, jähren Weidenzweiglein (nobis Windholt oder Zündhölzge) ganz eng zusammenfüglet; so, daß diese Zusammensetzung eine kleine Röhre, wie in einem Spiralszuge, von der Spitze rund hin bis zur weiten Mündung herumläuft, um welche die spizigen Enden der Hauptzweige zu einer breiten Röhre, oder Einfassung, an einander geflochten sind. Dies heißt nun ein Kalkorb. Zum Gebrauche wird in der Verengung für der Mitte ein Dachziegel, oder Mauerstein, angebunden; sodann der Kalkorb der Länge

nach (gemeiniglich zwei oder mehrere) in die dazu eigentlich gemachten Verengerungen der Gräben und Wasserzüge gelegt, daß er fest am Grunde, durch den angebundenen Stein, unter Wasser gehalten werde. In der dunkeln Nacht kriechen die Aale in die weite Mündung, und dann weiter durch den ersten, dann den zweiten intwendig angebrachten kleinen Trichter (hier Aetig genannt), können nun den Wietweg nicht finden: und sind also in der bäuchigten Spitze des Kalkorbes gefangen. Wie Anbruch des Tages hebet der Fischer seine Kalkörbe aus dem Wasser, zieht den Heumisch aus der Oefnung der Spitze, und schüttet seinen Fang in ein Gefäß. Wie solche Kalkörbe zum vortheilhaften Fange recht eingelegt und zusammen geordnet werden müssen, läßt sich mit Worten nicht wohl beschreiben. So nachehaft diese Art des Aalfanges für die Fischer auch ist: so nachtheilig ist sie insonderheit im Frühlinge, den sämtlichen so vielen Einwohnern, denen an der schleunigen Abwässerung des Landes so ungemehlich gelegen ist; diese aber dadurch unbeschreiblich gehindert wird. Solches geschieht noch mehr, wenn die Fischer sich eines eigentlich dazu verfertigten sehr großen, wiewohl vorbereiteten, Kalkorbes bedienen (Siehlforb genannt) den sie in die Siehle (hohlen Bäume, durch welche das Wasser durch die Leiche bei der Ebbe in die See abfließen muß) ganz

ganz unnützmachen. Verfertigt man einen solchen Kalforb mit etwas weiserem Bauch, und ohne die inneren kleinen Trichter, so heißt er ein **Iller**, und wird zum Aufbewahren lebendiger Kalle gebraucht, indem man ihn, an einen Pfahl gebunden, aufrecht ins Wasser setzet, daß die Windung nicht um, und ins Wasser fallen kan.

Anmerkung. So wie man die Kalförbe macht, verfertigt man auch die Ihnen wohl bekannten großen eiförmigen Körper, **Fischpöden** genannt, worin man auch große Fische sehr lange und wohl aufbehält. Die zweige dazu müssen aber eines

kleinen Fingers dick und die Arbeit sehr feste seyn. Die eine Spitze hat keine Oefnung, die andere Spitze aber eine eines Fußes weite runde Oefnung, die mit einer runden Klappe kan zugebunden werden, um die Fische einzustecken, oder wieder heraus zu nehmen. Ein solcher Fischbehälter kan verschiedene Jahre brauchbar bleiben, wenn er, so bald er nicht mit den darin aufzubewahrenden Fischen tief unter Wasser eingesenkt seyn muß, und also ledig ist, keines weges in der Sonne, sondern in einem kühlen Gebirge trocknet, und eben so aufbewahrt wird, bis er wieder zum Gebrauche nöthig ist.

Die Fortsetzung folgt künftigh.

Anzeige.

Zu der im 45ten Stück dieses Magazins in Vorschlag gebrachten Errichtung eines Todtenhauses alhier, ist eine gute Anzahl Subscriptionen eingegangen; ob sie gleich noch weit von den verlangten hundert und funfzig entfernt ist.

Man hat inzwischen bemerkt, daß nicht wenige von denen, die Willens sind, jenem Vorschlage beizutreten, nicht recht wissen, wie sie sich dabei zu benehmen haben. Einige haben sogar ihre vier Thaler gleich baar einsenden wollen u. s. w. welches keinesweges verlangt wird.

Wer, nunnoch unterschreiben will,

braucht nichts weiter zu thun, als einen versiegelten Zettel mit seiner Namensunterschrift inwendig, „die Errichtung des Todtenhauses betreffend,“ auswendig, an das Intelligenzcomtoir, zu schicken, und dieses bedeutet alsdann:

Daß der Unterschriebene dem Vorschlage beitrete;

Daß er die Sache seines Dries unterstützen; und

Wenn sie zu Stande kommen soll, eins für alles bis auf vier Thaler in Cassenmünze dazu beitragen wolle. —

Wahrscheinlich wird es nicht einmal so hoch kommen.

Hannoverisches Magazin.

62tes Stüd.

Montag, den 2ten August 1790.

Etwas vom Fische, als einem beträchtlichen Nahrungs-
zweige, im St. Jürgens-Lande, und übrigen am Hamme-
und Wümmefluß belegenen Gegenden, im Her-
zogthum Bremen.

(Fortsetzung.)

Der Alshahnen besteht bloß aus einem sehr starken Netz-
werk, und stellet einen 8 bis
10 Fuß langen Sack vor, der an der
Mündung etwa 4 Ellen weit ist; also
denn aber immer schmaler wird, und
in einer Spitze ausgeht. An dieser
Spitze ist eine etwa Ellen weite Oef-
nung, die beim Gebrauche wie ein Sack
zugebunden wird. Die Spiegelschmo-
cken (hier Menschen) des Netzes sind
so enge, daß man kaum die Spitze des
kleinen Fingers einstecken kan. An der
weiten Oefnung ist ein hölzerner Rah-
men befestiget, an welchem die weite
Oefnung zu gehöriger Maaße anger-
schmälert und verengert werden kan. In
den beiden Hauptstücken des Rahmens
sind hölzerne ringförmige Nägel fest
eingesüget, durch welche ganz locker,
um des Auf- und Niederschiebens wil-
len, ein Paar lange dicke Pfähle ge-
steckt werden können. Gegen Abend,
(nur bei dunkeln Nächten ohne Monds-
schein) wird vermittelst der Pfähle
dieser Alshahnen inwendig vor den
Kumpfsiehlen a) stark an der Mündung
befestiget, und zwar zu der Zeit,
wenn

- a) Siehle, sind eine Art von Wassergebäude, durch welche das im Lande sich sam-
melnde Wasser durch die vorzulegenden Leiche seinen Abfluß finden muß, wenn das
Wasser im Strome zur Zeit der Ebbe niedrig wird. Diese Siehle sind verschie-
dener Art. a) Ständer-siehle, auch Wasser-schleusen genannt, werden mit
großen Kosten von sehr starkem eigenem Ständerwerk und eichenen Bölen er-
bauet, und haben zwei senkrecht eingebänate Thüren von schwerem Holze, die,
wenn das Wasser im Strome niedriger wird, vom Feldwasser aufgedrängt
werden, daß es ausfließen kan: dann aber von der auflaufenden Fluth zuge-
drängt und fest gehalten werden, daß das Fluthwasser nicht ins Land herein-
bringen mag. Von diesen Ständer-siehlen, die gleichwohl auf andere Art zu
nach

wenn bei der Ebbe das Wasser im Ströme am niedrigsten ist. Denn stellt der Fischer die vor dem Siehle hängende Klappe, welche bei andrängender Fluth den Siehl verschließen müßte, in die Höhe und bindet sie feste, daß sie nicht zufallen und den Siehl verschließen könne. Alsdenn läuft das Wasser aus dem Ströme, je höher die Fluth wird, auch mit desto größerer Gewalt durch den Siehl ins Land, und führt eine große Menge von Aalen mit sich herein, welche nun in dem inwendig vorgestellten Aalbahnen, durch welchen das Wasser seinen Lauf nehmen muß, zurückbleiben.

Von Zeit zu Zeit, etwa nach Verlauf einer jeden Viertelstunde, so lange die Fluth währt, und das Wasser ins Land läuft, fährt der Fischer mit seinem Schiffe hinzu, bindet das spitz-

ge Ende des Aalbahmens auf, schüttert mit Herzenslust seinen Fang in sein Schiff aus, und bindet seinen Aalbahnen von neuem, zum neuen Fange, wieder zu. Da dieser Aalfang sehr beträchtlich ist, befindet sich nun der Fischer über aus wohl dabei, aber zum großen Nachtheil b) der übrigen vielen Landeseinwohner, denen an der Abwässerung ihrer Wiesen und Viehweiden alles gelegen ist. Indem, wenn auf solche Art anstatt so sehr gewünschten richtigen Abzuges des Wassers, wenn vorhandene zwanzig bis dreißig solche Kumpfsiehle alle Nächte das Wasser ins Land laufen lassen, ihrer großen Menge Vieh der Genuß des Nachgrases dadurch geraubt und entzogen wird. Auf so manche Art wird der Aal oft mühsam genug gefangen, der aber im Ganzen gnommen,

nachtheiliger Fischerei auch gemißbraucht werden können, ist hier die Rede nicht, sondern von b) Kumpfsiehlen oder Klappsiehlen. Dieses sind bloß Holzgerne Röhren, welche, wo sie am Ströme liegen, in welchen das Wasser abgelaßt werden muß, mit einer dicken starken, an einem eisernen Gewinde von und niederhängenden Klappe versehen sind. Diese Klappe drängt das anzufließende Wasser auch auf, wenn das Wasser im Ströme niedriger wird, und findet solches also seinen Abzug. Wenn hernach bei der aufsteigenden Fluth das Wasser im Ströme wieder höher wird, drückt das Wasser diese hängende Klappe dicht wieder an die Mündung des Siehls und verschließt dieselbe. An einigen Orten sind diese Siehlröhren viereckt von starken eichenen Bohlen, und haben alsdenn auch eine viereckte Klappe. Hier bestehen diese Röhren aus starken Baumstämmen, die der Länge nach mittendurchgesägt, glatt ausgehöhlet, und genau und fest wieder zusammen gefügt werden, so, daß die Röhre nur eine Elle weit ist. Diese Kumpfsiehle sind es, die, mit dem Aalbahnen, eigentlich gemißbraucht werden.

- b) Ueber diese, durch den Gebrauch des Aalbahmens, vor den Siehlen veranlaßten Ueberschwemmungen des Landes wurden die dadurch in großen Nachtheil gesetzten übrigen vielen Einwohner des Amtes Lienthal im Jahre 1786 genöthigt, bei hochpreislicher Adatgl. Regierung in Etade Klage zu erheben, mit dem Antrage, daß wegen solcher Mißbrauchs die vorhandenen Kumpfsiehle möglichen Aufgehoben.

men, mehr erträgt, als man glauben sollte, und manche dürftige Familie auf dem Lande erhalten hilft.

Nun folgen diejenigen Fischereigeräthe, welche zu den übrigen Fischarten gebraucht werden. Ich will bei den einfachen und minder kostbaren den Anfang machen.

Die Angelruthe. Dieses geringe Werkzeug zum Fischfange ist bekannt genug: muß indessen recht tüchtig seyn, und mit Geschicklichkeit gebraucht werden, wenn es Nutzen und auch Vergnügen schaffen soll. Denn, daß es auch zu einem sehr angenehmen Zeitvertreibe diene, bei welchem vertraute Freunde in sicherer Einsamkeit in einem zwar leisen, oft aber lehrreichen Gespräche sich mit einander unterhalten können, haben Sie einige mal hier selbst erfahren. Hauptsächlich kommt es bei diesem Fischfange auf die gute Beschaffenheit der 30 bis 36 Zoll lan-

gen dünnen Ruthe an, die an einem etwa 10 Fuß langen geraden Stabe von festem doch leichtem Holze mit Pechsfaden wohl angebunden ist. Diese Ruthe, oder dünnes glattes Stäblein, muß sehr biegsam, aber auch recht zähe seyn. Das leichte elastische Aufspringen einer solchen Ruthe macht allein den Fang mit der Angel gewiß, wenn ein Fisch angebissen hat. Wäre die Angelschnur an einer steifen Stange befestigt, so würde der Fisch erschreckt werden, der Angel nicht tief eindringen, und bei einem großen Fische die dünne Schnur abreißen. Sie haben hier einen englischen Spazierstock bemerkt, der einigemal bis zu einer Länge von 14 Fuß, nebst der daran befindlichen dünnen Ruthe von Fische heim aus einander gezogen werden, und einen mehr als pfündigen Fisch, im schnellen Fange, halten konnte. Die hierbei erforderliche Angelschnur, welche

299 2

gehoben, und dagegen einige Ständerseile vorgelegt werden. Dieses hohe Collegium gab daher dem Herrn Oberdeichgrafen Martens, und dem beim Amte Hagen angestellten Herrn Amtschreiber Heise den Auftrag zur Untersuchung und zum Abhelf. Nachdem wohlgedachte Herren Commissarii an einem 1787 zu Ritterhude abgehaltenen Commissionstermin Kläger und Beklagte gegen einander vorgebracht, war das Resultat folgendes: daß nach gesunden Umständen, und wegen der Verhältnisse des gesamten Deichwesens, die gesuchte Aushebung der Kumpseile, und Verwandlung derselben in einige Ständerseile, noch einige Jahre, und bis auf weiteres Bestehen unschädlich bleiben; dagegen der Mißbrauch der Althamen vor den Siebten bei harter Strafe verboten; auch den Fischern die Althamen so lange gerichtlich abgenommen werden müssen, bis die Deichgerichte den Gebrauch derselben nach völligem Genusse des Nachgrases für völlig unschädlich erklärt, und dazu ausdrücklich die gesuchte Erlaubnis erteilt haben. Von dieser Verfügung haben sich hierin erwünschte Folgen gezeigt; insonderheit, nachdem einige heimliche Uebertreter der hierin gemachten heilsamen genauern Anordnungen, mit den angedrohten Strafen aufs strengste beimgesucht worden sind.

che an der Spitze der Ruthe wohl befestiget wird, muß am besten in der Stärke eines dünnen Bindfadens von weißem Pferdehaar (das aber nicht aus der Mähne, sondern aus dem Schweif des Pferdes, der Haltbarkeit wegen, genommen seyn muß) gedrehet, und etwa 4 bis 5 Ellen lang seyn. Ein Schnur von schwarzem Haar wird den Fischen zu leicht sichtbar, und eine so dünne Schnur von Flachs, oder Hanf, würde so wohl leicht abreißen als geschwinde versaulen. An das äußerste Ende der Schnur wird der Angel mit einem geschlungenen Knoten angeknüpft. Ueber dem Angelhaken werden auf eine Länge von etwa 6 Zoll, in kleinen Absätzen ganz dünne Streifen Blei um die Schnur gewickelt, damit der Angel gerade und mit einiger Festigkeit im Wasser hängen möge. Ein ganz unentbehrliches Stück der Angelschnur ist ein rund geschnittenes Stück Korkholz, in der Größe einer kleinen welschen Nuß, durch welches ein Loch in der Dicke eines Federkiels gebohrt ist. Durch dieses Loch wird nun die Schnur geleitet, daß man das Stückchen Kork nach dem Maaß, als der Angel mehr oder minder tief im Wasser hängen soll, auf oder niederschieben könne. Hat man dieses Maaß nach Beschaffenheit der Tiefe des Wassers mit einem etwa 2 Loth schweren platten durchbohrten, und an dem an der Angel gehängten Stücklein bei sondirt, und gefunden, so steckt man einen ungebohrten Federkiel in das Loch des Korks, und macht ihn

damit an der Schnur unbeweglich. Zu den meisten Fischarten muß der köderte Angel etwa 6 Zoll vom Grunde ab frei im Wasser hängen. Zum Barsch aber nur 12 Zoll tief im Wasser seyn. Dieses muß Erfahrung näher lehren. läßt man nun an der schräg hingehaltenen Angelruthe den Angel ins Wasser hängen, so treibt das Stücklein Kork auf dem Wasser, und der eingesteckte Federkiel steht gerade in die Höhe. So bald nun der notwendig sehr aufmerksame Fischer sieht, daß der Kork vom anbreisenden Fische unter das Wasser gezogen wird, schnelltet er die Schnur behende vermittelst der Ruthe in die Höhe, so dringt der vom Fisch eingeschluckte Angel ein, und der gefangene Fisch wird heraus gezogen. Dieses recht zu machen, wird zuerst Übung, und allzeit viel Geduld erfordert. Vornehmlich kommt dann auch auf einen guten Köder an, der auf den Angel gesteckt werden muß. Der gemeinste Köder ist die kleine Art von Regenwürmern (*Lumbricus terrestris*) die man am besten in einem länglichten und engen, am besten hölzernen Gefäß, in welchem auf dem Grunde eine handvoll trockene Erde befindlich ist, mit sich führet. Wenn man fangen will, schiebet oder steckt man einen Regenwurm auf den Angel, daß der ganze Angel, insonderheit dessen Spitze, wohl bedeckt und verborgen sey. Geübte Angelfischer wissen zum Köder andere Künste, die sie nicht leicht bekannt machen. Sie machen z. E. Ängelchen von Weizen

mehl,

nehl, Weidkrumen, Blut und andern Dingen, womit sie fangen, wenn ihnen die Regenwürmer fehlen. Ob es wahr sey, daß zu einem solchen Ködder Reiberfett, Reiberblut und vergleichen genommen werden müsse, muß ich dahin gestellt seyn lassen. Mir ist ein sehr geschickter Jäger bekannt gewesen, der im Sommer ungemein viel Fische fing, und sich selten die Mühe gab, Regenwürmer zu suchen. Er steckte allerlei Würmer und Insekten auf den Angel; konnte er von einem Schlächter ein Stück Schwarze von einem frisch geschlachteten Schwein erhalten, so schnitt er solche in regenwurmförmige Kleinchen, steckte sie auf den Angel, und bestrich sie mit einer bei sich führenden rothen Salbe, die er für ein Arkanum ausgab, dem Geruch nach aber, wohl nichts anders als frisches Blut von einem Schwein oder Schafe seyn mochte. Die Stellen im Ufer eines Flusses auszusuchen, wo Fische zu angeln sind, muß die Erfahrung anweisen. Hier ist der beste Fang vor den Rump; und Stenderstellen (s. vorigen Artikel Aalbahnen), wenn deren Thüren oder Klappen zum Ausfluß des Fiedwassers offen sind.

Die beste Zeit zum Angeln ist bei warmem und windstillem Wetter, insbesondere, wenn ein Gewitter in der Luft ist; da denn besonders der chöne Barsch frisch anbeißt. Bei rauhem und windigem Wetter, ist es eine traurige und unfruchtbare Be-

schaftigung. Die geangelten Fische bleiben recht frisch und wohlgeschmeckend, wenn man ihnen die Schwanzflossen spaltet, daß sie bluten, und sie sodann in einen mit frischem Graße versehenen Netzebeutel steckt, und mit nach Hause nimt.

Zum Aufbewahren in Fischbehältern, sind die geangelten Fische nichts brauchbar.

Der Seangel wird nur allein zum Fange großer Hechte gebraucht. Die Angel zur Angelnruthe sind von Eisen, und nur klein. Dieser Seangel aber ist groß, zwiefach, und von starkem Messingdrath gemacht. Die beiden Haken sind gerade gegen einander auswärts und ankersförmig gebogen. Der ganze Angel ist etwa 3 Zoll lang, und mit dem Haken 2 Zoll breit. An dem Stamm, oder Stifte, desselben, muß eine 12 bis 15 Zoll lange Kette von Messingdrath gebogen seyn, weil sonst der gefangene Hecht die Schnur abbeissen würde. In diese Kette wird eine dünne, aber sehr starke dreidrähtige Schnur von 6 bis 8 Ellen eingebunden, und an der Spitze einer Stange wohl befestiget, welche schräg gegen das Wasser überhängend, im Ufer des Flusses überaus fest eingesteckt wird, daß die Kette und Schnur mit dem Angel senkrecht im Wasser hängen könne, und zwar nur 18 Zoll tief. Daher wird der Ueberrest der langen Schnur an der Spitze der Stange auf eine kleine Zwiesel, die wie ein lateinisches

V aussiehet, und deren beide Sprossen etwa 5 Zoll lang sind, als ein dickes Knäuel aufgewickelt, und in eine gemachte Spalte in der einen Sprosse leicht eingehängt, daß sie auf den mindesten Zug losgehet, und der kurze Ueberrest mit der Kette, wie schon gesagt, mit dem beßborten Angel nur 18 Zoll im Wasser hängt. Zu solchem Köder braucht man völlig Fingers lange lebendige Fische, als: Koddungen, Korpsebern, am vortheilhaftesten aber kleine Barsche. Man macht zu dem Ende an dem Köderfisch, an der einen Seite unter den Kieften einen Querschnitt, und über der Schwanzflosse eine kleine Oefnung, wodurch nur eben der Stift des Angels, nebst der Kette, gezogen werden kan, wenn der gedoppelte Angel in den Querschnitt so eingesteckt worden, daß derselbe ganz im Körper des Köderfisches verborgen ist. Durch den also über Kopf im Wasser hängenden, sehr blutenden, noch lange lebenden Fisch, der überdem mit seinen Flossen viele Bewegung macht, wird ein vorhandener, oder vorbeistreichender Hecht herbeigelockt, den Fisch mit dem Angel zu verschlucken, die im Zweifel locker eingehängte Schnur los zu ziehen, und damit davon zu eilen; aber nun ist die nachlaufende Schnur am Ende an der Stange fest, also der Fisch gefangen. Der Fischer entfernt sich nicht weiter, als er das aufgewickelte Knäuel der Schnur im Auge behalten kan. Siehet er nun, daß dies Knäuel ab-

gelaufen ist, eilet er hinzu, sich seines Fanges zu bemächtigen, wenn etwa der Hecht gleichwohl nicht so stark gewesen ist, entweder die Schnur abzureißen, oder gar die nicht fest genug eingesteckte Stange zugleich mit ausziehen, und auf seinem fortgesetzten Laufe mit sich fort zu nehmen; welches zu verhüten, der Fischer wohl aufmerksam seyn muß.

Der Strachhaken, Strachhaken, an einigen Orten Selt. Ist ein flacher Sack von Leinwand, oben an der Mündung so weit, daß er mit einer starken Linde eingeseht, an einen länglicht runden Bügel von 4 Fuß lang, und etwa 3 Fuß breit, oder tief, fest angebunden werden kan. Zuweilen hat dieser Bügel die Gestalt eines auf dem Rücken liegenden D, U, und also eine flache Seite, die von einem starken Stuch Holz gemacht ist. Querer aber wird eine starke lange, doch leichte Stange, befestiget. Mittelfst dieser Stange, steht ein starker Mann den Haken auf dem Grabenufer, auf welchem er steht, vor sich ins Wasser, nach dem jenfeitigen Ufer hinüber, und so bet ihn dort in die Höhe, ziehet ihn über dem Wasser wieder zu sich zurück, und siehet, ob er was gefangen habe. Sind zwei oder drei Männer mit solchen Haken bei einander, so ist bei dieser sehr mühsamen Arbeit der Fang gewisser. Solche Strachhaken werden auch gebraucht, die Fische aus den hohlen Ufern der Flüsse, die mit Strach-

Strauchwerk bewachsen sind, hervor zu holen. Dazu dienen aber diejenigen Haken nicht, die wie ein umgekehrtes lateinisches U gebildet sind.

Der Garnkorb, der, die warmen Sommermonate ausgenommen, stets gebraucht wird. Man stelle sich einen länglichten und in einer Spitze allmählig sich verengenden Sack von Netz vor, der mit 5 runden Rufen, oder Bügeln, ausgespreitet oder ausgespannet ist, und nach der Spitze zu immer enger wird. Der größte Bügel beim Eingang ist $3\frac{1}{2}$ Fuß weit, der letztere nach der Spitze zu, kaum $1\frac{1}{2}$ Fuß. Inwendig am zweiten und vierten Bügel sind zwei trichterförmige Verengerungen ausgespannet, durch welche der Fisch durchläuft, und in das letzte Fach kommt, welches das Zinzerhaus heißt, wo derselbe gefangen ist. Die beiden Verengerungen heißen der Netich. An der Spitze ist eine Oefnung, die man auf- und zuschließen kan, um die gefangenen Fische heraus zu nehmen. Vorne am größten Bügel sind zwei Flügel, mit einer Schnur eingefast, 8 Fuß lang und etwa 4 Fuß breit, welche als 2 Flügelthüren zum Eingange dienen, und den Fisch gleichsam auffangen, und in den größten Bügel leiten. Dazu gehören nun noch 3 Stäbe, oder kleine Stangen, von etwa 8 Fuß lang. Zwei von diesen Stäben werden vorne an die Breite der Flügel gebunden, und der dritte an die Linie, womit

der Garnkorb an der Spitze zugeschnitten ist. Beim Ausstellen werden erst die beiden Stäbe an den Flügeln fest in den Grund des Wassers gesteckt, etwa 5 Fuß von einander. Dann wird der Garnkorb straff und gestreckt ausgezogen, daß alle 5 Bügel gerade in die Höhe stehen, und nun auch die Stange an der Spitze in den Grund gesteckt: so steht der Garnkorb zum Fange ganz unter Wasser fertig. Die Art des vorthellhaften Ausstellens erfordert besondere Wissenschaft und Erfahrung. Gemeiniglich geschieht solches in dazu gemachten Verengerungen der Gräben, oft auch im freien Raume des Wassers. Ein hier beschriebener Garnkorb kostet einen halben Reichsthaler, und gleichwohl haben manche Einwohner 50 bis 100 Stück im Gebrauche, davon oft viele bei starkem Frost einfrieren, und verloren gehen; imgleichen, wenn sie bei warmem Wetter nicht am Tage ausgehoben und getrocknet werden. Eine weit größere Gattung von Garnkörben, werden bei sehr hohem Wasser, und in den Flüssen gebraucht, deren größerer Bügel oft 8 Fuß weit ist. Eine kleinere Art mit sehr engen Spiegeln, oder Meschen, dadurch man kaum die Spitze eines Fingers stecken kan, wird zum Nalzfange gebraucht, und heißt daher ein Nalgarnkorb.

Die Senke, ist ein viereckiges flaches Netz, etwa 8 bis 10 Fuß lang, und breit, mit einer starken Linie eingefast,

gefaßt, dessen vier Ecken, oder Spitzen, an dem äußersten Ende zweier dem Verhältniß gemäßen, großen und ins Kreuz auf einander befestigten Bügel fest angeschnüret sind. Oben, wo die zwei Bügel ins Kreuz auf einander vereinigt sind, wird das Neuserste einer starken Stange befestiget, vermittelt welcher der Fischer das also flach ausgebreitete Netz auf den Grund des Wassers nieder sinken läßt, und von Zeit zu Zeit über das Wasser mit vieler Stärke in die Höhe hebt, wenn er an der Bewegung ei-

nen Fisch darauf merket, oder gar sieht: der denn auf dem Netz, wie auf einer Prolle, lustig herum springet; weil das Netz aber in der Mitte hohl hält, immer in die Mitte desselben zurück fällt, und gewiß zur Beute wird. Weil aber dieses Fischereigeräthe einen ebenen, reinen und von allem Schlamm befreiten Grund, und klares Wasser erfordert, so ist es in den hiesigen schlammigten Flüssen und Feldgräben wenig brauchbar.

Der Schluß folgt künftig.

Anekdote.

Ein etwa zwölffähriger Knabe saß zu Twelfhester, in der Grafschaft Somersetschire, wegen verschiedener Diebereien auf 6 Monate gefangen, und, weil seine Verbrechen groß waren, war ihm außer der Gefängnißstrafe, noch wiederholte Auspeitschung zuerkannt. Es wurden neulich sechs Uebeltäter daselbst hingerichtet, und ihre Körper vor der Beerdigung in einen Raum des Gefängnisses gelegt. Der unerschrockene Knabe brach um Mitternacht durch das Gitter seines Kerkers, ging in das Zimmer, wo die todtten Leich-

name lagen, stahl von ihnen die Hand, Halsbinden und Strümpfe, und verkaufte alles dieses den folgenden Morgen unter seinen Mitgefangenen. Der Gefangenwärter Eubding, zeigte diesen Vorfall der Justizsession an, die den jungen unbesserlichen Bösewicht dieses Diebstahls für schuldig erkannte, und, da er dessen völlig überführt ward, da von an den König berichtete. Da mit er nicht wieder entweichen möge, ist er auf sieben Jahre nach Botolph Clay verurtheilt.

Samtoberisches Magazin.

63^{tes} Stüd.

Freitag, den 6^{ten} August 1790.

Etwas vom Fischfange, als einem beträchtlichen Nahrungs-
zweig, im St. Jürgens-Lande, und übrigen am Hamme-
und Wümmesfluß belegenen Gegenden, im Herz-
ogthum Bremen.

(Schluß.)

Das Staaknetz, an andern
Orten Alekenetz. Ein sehr
nukbares Fischereigeräthe, wo-
zu auch nur eine Person nöthig, und
welches allezeit brauchbar ist, so lan-
ge das Wasser nicht über das Ufer
tritt. Sein bester Gebrauch ist zum
Abfischen höhler Ufer, und mit Was-
ferkräutern verwachsener Gräben. In
gewöhnlicher Größe bestehet es aus
3 auf einander gefügten Wänden, oder
Flügeln, 16 Fuß lang und 3 bis 4
Fuß breit in ihrer ganzen Zusam-
menfügung. Die mittlere Wand ist von
dünnem starken Zwirn, mit so engen
Spiegeln, oder Maschen, daß sie
auch einen kleinen Fisch halten kan,
und wird bei der Zubereitung etwa
ein Dritttheil länger und breiter ge-
macht, damit sie ganz locker zwischen
die andern beiden Wände eingebun-
den werden könne. Die andern bei-
den Wände sind von dickem sehr star-

ken Bindsaden, und werden genau
überein in solcher Länge und Breite
gewürket, als das ganze Fangnetz ha-
ben soll, aber die Spiegel, oder Ma-
schen, sind groß und etwa 8 Zoll
weit. Zwischen diese beiden Wände
wird nun die vorgeschriebene Mittel-
wand von feinem Zwirn, ganz locker
und überall eingebunden, und alles
mit einer starken Linie eingefast. An
der einen Längenseite befestiget man
hohle Stückchen Eisen, oder Blei,
jedes etwa 4 Loth schwer, und 8 Zoll
von einander. An der andern Län-
genseite bindet man in eben solcher
Weite, eiförmig gebildete, von trok-
kenen Binsen festgebundene Knoten,
in der Größe eines Gänsefußes, an die
Linie; dann ist das Staaknetz fertig.
Mit diesem Netz umsetzt der Fischer
in einem Schiffe hohle und bewach-
sene Ufer in einem halben Birkel, in-
dem er das Netz nur ganz locker an-

Nett

Nett

beiden Enden am Ufer mit einem Sta-
be befestiget. Die mit Eisen oder
Blei (Schnüren) beschwerte Seite
des Netzes sinkt auf den Grund; die
andere mit schwimmenden Binsenklo-
sen versehene Seite, hält sich auf der
Oberfläche des Wassers, und die Um-
zäunung ist fertig. Innerhalb des
selben fährt nun der Fischer mit sei-
nem kleinen Schiffe herum, platschert
und rößt mit seinem Ruder überall
herum. Der Fisch will entfliehen,
schießt durch die großen Spiegel,
nimmt aber von der Mittelwand, von
dem feinen und engen Netz, so viel
mit sich, daß er sich selbst einen Beu-
tel formet, in welchem er unverän-
derlich gefangen ist. Der Fischer ste-
het es sofort an den untertauchenden
Binsenklossen, und nimt seine Beute
zu sich. In großen Hechten, inson-
derheit zum Fange des schlaunen und
starken Drassen, verfertigt man sol-
che Staatnetze, zwei bis dreimal
größer. Und dann müssen auch die
Bestandtheile zwei oder dreimal stär-
ker seyn. Als denn nennet man sie
Blepernetze. Zur Verfertigung
solcher Netze und ihrem Gebrauche,
wird viel Erfahrung, Behendigkeit
und Stärke erfordert.

Zum größten und wichtigsten Fisch-
fange gehört nun noch endlich:

Das Tuggarn, (Tuchgarn)
Schleppnetz. Ein wichtiges oft
kostbar fallendes Fischereigeräthe, wel-
ches nach Beschaffenheit der verschiede-
nen Weite und Tiefe des Wassers

und der Gräben, auch von verschie-
dener Größe und Stärke seyn muß.

Es bestehet aus zwei langen Wän-
den, oder Flügeln, von starkem Netz,
welche mit einer der Stärken angemes-
senen Linie eingefast sind, und ver-
mittelft dieser Linie zu einer weiten
Defnung sich zusammen fügen; die
sich in einem länglichten, allmählig
enger werdenden Sack endiget. In
diesem rund zulaufenden Sack werden
die Spiegel (Schwafchermaffen)
nach und nach enger. Vorne an den
Flügeln sind nach Beschaffenheit der
Breite zwei starke Pfäle vorgehan-
den, die man Stelken nennet, und
in der Mitte mit einem Loch versehen
sind, in welchem eine starke Zuglinie,
die bei der größten Art, an jedem
Wand oft 30 Ellen lang seyn muß,
eingeknüpft wird. Am obern Theil
der Flügel, und auch der Defnung
des Sacks, werden 14 Zoll von ein-
ander kleine halbrunde 6 Zoll breite
Bretter von leichtem Holz an der Linie
angebunden, die man Flöten (Hof-
sen) nennet, welche beim Gebrauche
die Obertheile der Wände und der
Defnung auf der Fläche des Wassers
erhalten. Am Untertheile der Wän-
de und Defnung, sind dagegen hohe
Stücken Eisen, jedes etwa 4 Loth
schwer, der Linie eingefügt, damit
selbige nahe am Grunde sich halte,
und die Fische unten durch zu gehen
verhindert werden. Eben so ist an
dem Pfal, oder der Stelle, an der
ein Gewicht oder Stein, angebunden,
daß

daß derselbe die Wände gerade in die Höhe habe.

Bei der Fischerei werden die Fische mit den Seilen, an einem Ufer ins Wasser gelassen, und die Zuglinie von der einen Wand ans festgesetzte Ufer gebracht. Zwei tüchtige Personen ziehen sodann auf jedem Ufer in einem geraden Zuge die beiden Wände den Graben in die Länge fort, so lange, als man merkt, daß sich Wasserkräuter und Unrath in dem Sack des Netzes zu sehr häufe.

Alsdenn werden die Zuglinie und die Wände auf ein Ufer zusammen gebracht, das ganze Netz aufs Land gezogen, und die Beute an Fischen aus dem Sack herausgenommen.

Ein großes Zugnetz kostet etwa 30 Rthlr., die kleinste Gattung ungefehr 5 Rthlr.

Von dem vortheilhaften Gebrauche desselben, besonders unter dem Eise, ließe sich eine lange Abhandlung schreiben.

St. Jürgen.

Job. Wilh. Lönnert.

Einige Nachrichten für die Oekonomen und Landleute über die Sauerländer Pfannenerde und Dornensteine *).

Bestandtheile der Dornensteine. Aus jedem Fall 120 Gran.

	Eisen.	Calc.	Zink.	Silber.	Stinn- erde.	Dorn- stein.
aus dem 1ten Fall,	4	1	86½	18½	5½	4
aus dem 2ten Fall,	2½	2½	57	50	4½	3½
aus dem 3ten Fall,	2½	3½	16	91½	2½	4
aus dem 4ten Fall,	2	3½	7½	102	2	2
aus dem 5ten Fall.	1½	4	2½	107	1½	3½

Die Vernunft sagt es, daß das Wachsthum der Gewächse und der Pflanzen allein durch solche Körper befördert und zuwege gebracht werden könne, welche denselben in Aufzucht der Bestandtheile homogen sind; und

*). Aus dem sächsischen Landbau.

denkende Oekonomen haben diesen Ausspruch der Vernunft bereits zum Grundsatz gemacht.

Unsere Vorfahren verbesserten ihre Felder durch den Mist des Viehes. Der Erfolg entsprach ihrer Erwartung ganz vollkommen, ob sie gleich nicht anzugeben wußten, warum die Felder durch

diese Düngungsart fruchtbarer wurden. Erst in den neuern Zeiten hat man sich bemühet, die Bestandtheile des Mistes zu bestimmen, und nach der Menge desselben an die Seite zu stellen.

Ein Centner des Mistviehmistes besteht, außer der beemiharten, aus: 100 100 100

Gips	—	—	3	Loth.	—
Laugensalz	—	—	1	—	2 Quentchen.
Schwererde	—	—	6	—	2½
Kalkerde	—	3	Pfund	11	—
Bittererde	—	1	—	15	2
Klaunerde	—	—	—	22	½
Kieselerde	—	5	—	3	—
Braunstein	—	—	—	2	2½
Eisen	—	—	—	12	2½

Summe — 11 Pfund 14 Loth ½ Quentchen

Ein Centner Pferdemist besteht mit Inbegriff jener dichten, flüchtigen Laugensalze und Lustarten aus 4 nachstehende Ertheilen zerfallen:

Gips	—	—	3	Loth	2 Quentchen	31	Gran.
Kalkerde	—	—	28	—	3	—	48
Bittererde	—	—	4	—	—	—	24
Klaunerde	—	—	1	—	3	—	17
Kieselerde	—	3	Pfund	7	3	—	28
Eisen	—	—	—	5	—	—	2

Summe — 4 Pfund 19 Loth 39 Gran.

Ein Centner Schaffoch besteht außer jenen angezeigten dichten, luftartigen und flüchtigen salzartigen Laugensalzen, aus:

Gips	—	—	6	Loth	2½	Quentchen.
Laugensalz	—	—	9	—	1½	—
Kalkerde	—	8	Pfund	9	—	—
Bittererde	—	1	—	7	—	—
Klaunerde	—	4	—	3	—	—
Kieselerde	—	29	—	3	—	—
Eisen	—	1	—	7	—	—

Summe — 44 Pfund 14 Loth 12 Quentchen

Man sieht also hieraus, daß die nehrsten ihren Bestandtheile des angezeigten Mistes aus Erden und vegetabilischen Säuren bestehen; und vornehmlich aus Kalk, Thonerde, Kaolin, Alaunerde, Kieselnde, Braunklein und Eisenerde, und daß der Schafmist der reichste an der Kieselnde ist.

Ueber drei Jahre dauert eine solche Düngung mit Mist, der Erfahrung nach, nicht, und wenn die Felder nach dieser Zeit untersucht werden, so erfährt man, daß sie erst angezeigte Erdarten verloren haben. Daher ist der Ausdruck entstanden: das Land ist ausgefogen worden. Wenn man aber dem Desajomien die Frage zu beantworten vorlegt, was er eigentlich unter jener Ausfegung verstehe, so weiß er selten eine befriedigende Antwort zu geben. Jetzt ist sie aber leicht, und folgt aus dem, was eben gesagt worden ist. Das Land ist nemlich ausgefogen, so bald es an jenen Erdarten arm ist. Die Früchte haben sie in sich gezogen, die es auf dem Boden befindlich sind, und haben sie in die Stelle hingelegt, die ihnen der Schöpfer vom Anbeginn an, nach ewigen Gesetzen angewiesen hatte.

Hält man diese kleine ökonomische Nachricht gegen die Düngung mit Mergel, so wird das Gesagte deutlicher werden.

Der Mergel ist kein Mist, aber dem angeachtet düngt er doch, und zwar ungleich länger, als der Mist selbst:

Wenn er erhält die Felder 30 bis 40 Jahre fruchtbar, statt daß sie es vom Mist nur 3 Jahre lang waren. Worin liegt wohl diese große Düngekräft bestehen, möchte ich fragen, da doch der Mergel kein Mist ist? Darin, weil den Feldern eben die Erdrarten durch den Mergel mitgetheilt werden, die in dem Mist enthalten sind. Und weil ihnen von dem Mergel 12 mal mehr solcher erdigten Theile mit einem male mitgetheilt werden, so folgt natürlicher Weise, daß die Düngung mit Mergel den Früchten 30 bis 40 Jahre hinter einander fruchttugende Theile geben kan, ehe das Land erschöpft wird, statt daß das Land von dem Mist nur auf 3 Jahre damit angeschwängert wird. Daß aber die Düngung mit Mergel bis jetzt noch, ohne gehörige Ueberlegung, und ohne Rücksicht auf das zu düngende Land, veranfaßt wird: daß hoffe ich im nächsten Winter erweisen zu können.

Jetzt will ich dem Publikum ein Düngungsmittel bekannt machen, welches in unserm Lande gewonnen wird. Es ist zwar nichts neues, aber es verdient deswegen doch diesen Namen, weil es in unserm Lande weder auf diese Art, noch auf welcher es jetzt zubereitet wird, noch nach dem Verhältniß, mit welchem die düngende Theile unter sich in Verbindung stehen, bekannt war.

Die Tabelle, die ich hier aufstelle, zeigt die Theile an, die mit der Kalksalz aus der Erde herausgeholt.

Nr 3

Jeder,

Jeder, der sie zu betrachten, und zu erwägen die Lust und die Gedulte hat, wird schnell sehen, daß es eben die Erden sind, die der Viehmist in sich enthält. Hält man nun diese Erden gegen den Mergel, so wird man überzeugt werden, daß nicht alle Mergelarten jene Erden in sich enthalten können. Denn nicht überall ist Gipsmergel zu haben, welcher unter allen der vorzüglichste ist.

In den Dornensteinen ist Eisen, etwas wenigtes Kochsalz, Kalk, Gips und Bittererde enthalten, und die Erfahrung hat es bereits bestätigt, daß diese Erden düngen, und vorzüglich zum Fruchtbringen der Weizen, Roggen, Gersten, Haber, Erbsen, Wicken, Kleefelder und Wiesen dienlich sind. Sie sind gleichsam die Speisen, die erst bemeldeten Früchten zur Nahrung vorgelegt werden, und es wird wohl Niemand daran zweifeln, daß die Körper, die wohl genährt werden, zunehmen und Früchte tragen, falls ihre Organisation nicht durch Unglücksfälle verändert worden ist.

Ein Morgen säbares Land erfordert von dieser Düngererde 2½ Himten, eine Wiese aber hat dreimal so viel nöthig.

Das Düngesalz, welches bisher in Salzsäure zubereitet wurde, hatte so viel Salz in sich, daß es den Namen eines Düngesalzes zwar ganz vollkommen verdiente; aber es war auch deswegen den Gewächsen so widerwärtig, daß ihr Wachsthum dadurch mehr ver-

hindert als befördert wurde. Jedem dient aber dieses Mittel jenen Namen nicht mehr, sondern vielmehr den Namen einer Düngeerde, weil die Salze von den erdigen Theilen, die während des Verfließens der Salzsäure, zu Boden fallen, abgeschieden werden. Dadurch entsteht eine Erde, nach dem Verhältniß ihrer Theile, so wie die Tabelle des 3ten Falls anzeigt. Sie besteht nämlich aus vielem Gyps, wenig Kalktheilen und noch weniger Bitter- und Eisenerde.

Diese Erde wird von dem Gyps, welches damit vermischt ist, gereinigt, und an einem trocknen Ort gelegt. Da aber, die sich an die Dorne in den Gräbchen anhängt, muß gelöscht werden, und indem dieses geschieht, so wird der Dünger ein vegetabilisches Laugensalz, in geringer Menge vermischt, welches jedoch Pfannenerde fehlt, die thierischen Mist aber haben, und wenn dieses vorausgesetzt ist, so wird dieser Dornstein mit jener Pfannenerde vermischt, und zum Verkauf aufgehoben.

Ein Himte von dieser Düngererde kostet auf der Stelle 12 mgr., und wenn sie von dem Oekonomen oder dem Landmanne so angewandt wird, wie ich angezeigt habe, so hat er in der Zukunft nur die halbe Düngung mit thierischem Mist notwendig, und das Drachen der Felder ist überflüssig. Wenn man nun annimmt, daß jährlich der dritte Theil von dem Boden, so

n dem Lande befindlich sind, unfruchtbar sind, oder zum Brachen unbestellt bleiben, so folgt, daß jährlich ein beträchtlicher Theil Korn fehlen muß. Ertragen aber die Felder, ohne gebracht zu werden, jährlich Früchte, so muß nach anderer Weise statt eines Mangels ein Ueberfluß entstehen, und mit dem Ueberfluß ein Fruchthandel.

Wich dünkt, daß einige Haushälter mit dieser Düngererde nur die Erbsen, Wicken und den Klee bestreuet aben. Aber man kan auch die Weizen, die Gersten und Haberfelder mit den dem Vortheile damit bestreuen, nicht welchem erst angezeigte Früchte bestreuet werden; denn die vornehmsten Bestandtheile dieser Früchte bestehen in Kips, Kalk und Düngererde, und so an so gut im Herbst auf die Felder gestreuet werden, als im Frühjahr.

Ein Acker Land, oder 80 Quadrathufen, erfordert 10 Fuder Mist, wenn es gut gedüngt seyn soll. Jedes Fuder zu 24 mgr. gerechnet, verursacht es Kosten 6 Rthlr. 24 mgr. Wird aber $1\frac{1}{2}$ Hinte Düngererde auf das Land gebracht, so hat der Landmann nur 5 Fuder nöthig, und erspart daher an jedem 3 Rthlr. 12 mgr., und diesen

Verlust am Dünger ersetzt $1\frac{1}{2}$ Hinte Düngererde ganz vollkommen. Diese, nemlich $1\frac{1}{2}$ Hinte kostet 18 mgr., folglich erspart der Landmann für jeden Acker Land, den er hat, immer 2 Rthlr. 20 mgr. Ausserdem aber so gewinnnet er noch die Brache, und statt, daß er sonst von 48 Scheffeln Land ernten kan, erntet er jetzt von 72 Scheffeln Land, wenn er mit dem halben Mist und der angezeigten Erde gedüngt hat.

Man will ich noch eine Erläuterung über die Dornensteine hersehen. Das Grabirhaus bei Salzusseln ist in fünf Abschnitte oder fünf verschiedene Kasten abgetheilt. Die Sohle kommt aus der Quelle in den ersten Kasten, von diesem in den zweiten u. s. w. Weil nun das Wasser durch die aufgestellten Wände von Dornen durchgeführt wird, so heist der erste Kaste der erste Fall u. s. w. Nach diesen Fällen hängt sich eine Erdart nach der andern an. In dem letzten Fall ist deswegen mehr Gips enthalten, als in den vorhergehenden, weil die Gipserde am innigsten mit dem Wasser vermischet ist. Am schnellsten trennt sich die Eisen- und Kalkerde von dem Wasser.

Wilhelm Trampel.

Anfrage.

In dem alten Gemäuer einer ehemaligen ligen Nonnenklosterkirche in der Grafschaft Mannsfeld, welche im

Anfange des 13ten Jahrhunderts erbauet worden, und in den Zeiten des Bauernkrieges im 16ten Jahrhundert zerstört

zerstört ist, und aufgehört hat, zu kirchlichen Geschäften gebraucht zu werden, fanden sich in dem Inneren der noch stehenden Kirchmauern gewisse Töpfe eingemauert. Diese Töpfe haben eine kuglichte Form mit einem kurzen Halse, und sind nicht völlig von einerlei Größe. Ihre Höhe ist 9 bis 10 Zoll leipziger Maas, bis an den Hals, der Hals aber 2 bis 3 Zoll. Die Weite im größten Umfange des Bauchs beträgt 34 bis 36 Zoll, und also im Durchschnitt etwa 11 bis 12 Zoll. Die Mündung der Hälse aber ist im Diameter genau gemessen 5 Zoll und etwas darüber. Sie lagen horizontal in der Mauer, und zwar so, daß nichts von denselben, als die Öffnung hervortragt. Ihre Lage hat nicht etwa eine schiefe, sondern ganz gerade Richtung gegen die Mauer, und innerhalb derselben waren sie ganz mit einem Kalkgusse umgeben. An den beiden langen Seiten der Kirche, der Nord- und Südseite, fanden sich 8, und am Giebel der Morgenseite 4 solcher Töpfe eingemauert, und in gleicher Linie, 17½ Elle hoch vom Fußboden hinauf, und 1½ Elle von dem Gesimse der Mauer herunter gerechnet. Ob aber am Giebel der Abendseite auch dergleichen gewesen, kan nicht

genau bestimmt werden, indem mit dieser Giebelmauer, seit der ersten Einkehrung eine Veränderung scheint vorgegangen zu seyn. Die Mauer, die die Töpfe ist derjenigen der alten Mauer, die in dieser Gegend auch nicht selten sind, sehr ähnlich, nur von etwas feinerem Thone. Einer der Mauerer nannte sie Schallgüsse, und ob sie gleich den Ton verstärken, wenn man sie in freier Hand hält und ein rufft; so mögten sie doch zu dem Zweck in der Kirche selbst nicht sehr geschickt gewesen seyn, da die dichte Kalkmasse, worin sie umgeben sind, den Schall um so viel dumpfiger macht gemacht haben. Ja, wenn auch die Nonnen ihres Chors nur in geringer Anzahl in dieser Kirche abgekommen, und auf einer ziemlich beschallten Orgel: Kirche gestanden hätten; so scheint doch die Lage dieser Töpfe zu hoch gegen ihren Stand gewesen seyn. Ob übrigens der Schall dieser Töpfe gar musikalisch gestimmt gewesen, läßt sich jetzt nicht ausmachen, wohl aber würden Kenner der alten Architektur aus jenen Zeiten das Publikum verbinden, wenn sie in dieser räthselhaften Sache irgend einen neuen Aufschluß geben könnten.

Sannoverisches Magazin.

64^{tes} Stück.

Montag, den 9^{ten} August 1790.

Anweisung, wie sich der Landmann nicht nur vor der Ruhr präserviren, sondern auch glücklich und mit wenigen Kosten selost kuriren könne *).

Da man nur mehr als zu häufig gewahr wird, daß der gemeine Mann, besonders auf dem Lande, bei vorfallenden sowohl einzeln, als allgemeinen Krankheiten, sich theils durch äble Rathgebete, die von der Medicin keine vernünftige Begriffe haben, auch ohne Verursachung, und schädlichen Gerinnisses willen auf gute Kräfte kuriren, theils durch die so genannten Hausmittel dergestalt hinreissen läßt, daß er das erste das beste Mittel ergreift, und so wohl durch präserviren, als kuriren, seine Gesundheit und Leben in die größte Gefahr setzt, und dieses Betragen sich vorzüglich bei der rothen Ruhr äußert; so hat man sich vorgenommen, das Publikum hierüber zu unterrichten, und bei der Ruhr eine solche Anleitung an die Hand zu geben, daß dadurch der sonst so gewöhnliche Schaden verhütet, und die Krankheit weder zu langwierig, noch tödlich werden könne.

Die rothe Ruhr, an und vor sich betrachtet, ist weder eine gefährliche, noch tödliche Krankheit. Wenn das Blut im Sommer, bei vermehrter Ausdünstung des Körpers, verdickt, und durch die Sonnenhitze stärker, besonders aber die Galle reizend, und zur Fäulung disponirt worden: so wird das Blut mit gar zu vielen unreinen

Da die Ruhr an manchen Orten, vorzüglich auf dem Lande, theils schon häufig grassirt, theils nach dem bisherigen Laufe der Witterung mit Grunde zu fürchten steht, daß sie ohne erforderliche Vorkehrungen allgemeiner werden dürfte: so hat man es gemäß erachtet, diese bereits im Jahre 1779 öffentlich bekannt gemachte Anweisung öfters noch einmal abdrucken zu lassen, und dadurch allgemeiner in Erinnerung zu bringen.

Es ist auch eine größere Anzahl Exemplare, als gewöhnlich, abgedruckt, und das Stück für einen Markengroschen im Intelligenzcomptoir zu haben.

reinen und saul gewordenen Theilen, die dessen natürliche gute Mischung führen, beschweret; da aber die Schweißlöcher bei der heißen Sommerzeit weiter sind, und daher auch größere, verdorbene, vornemlich galligte Theile durchlassen: so wächst der Gesundheit dadurch nicht der geringste Nachtheil zu, so lange diese Sommerausdünstung im Gange bleibt. So bald aber die Schweißlöcher enger geworden; so ist nichts natürlicher, als dieses, daß alsdenn ein großer Theil der ausdünstenden Materie zurück bleiben müsse. Je häufiger nun die Ausdünstung gemessen, je schleuniger und stärker die Erkältung ist, welche sich der gesündeste Mensch zuzieht, je mehr scharfe, saul und unnütz gewordene Theile, bleiben im Körper zurück; und bei so gefährlichen Sachen ist in dem Körper kein gewöhnlicher Weg vorhanden, durch welchen diese zurück gehaltene unnütze und verderbliche Materie, von dem Geblüte könnte abgesondert, und aus dem Leibe geschafft werden, als die Gedärme, deren Drüsen gewöhnlicherweise die größere schleimige Feuchtigkeit von dem Geblüte ab, und aussondern, denen sie aber, da sie nicht übernatürlich scharf sind, auf keine Weise schädlich, sondern vielmehr zur leichten Ausleitung beförderlich sind.

Weil aber das Geblüt, auch durch anhaltende Sommerhitze, nach und nach mehr aufgelöst, und die sonst milden Theile desselben, dünner,

scharfer und beissender geworden; so werden die Drüsen der Gedärme mehr als gewöhnlich erweitert, die Gedärme gereizt, auch in denselben eine größere Menge saulender, gallichter scharfer Feuchtigkeit ergossen, und auf diese Art ein blutiger Durchfall, mit Schmerzen und Fieber, zuwege gebracht.

Und hieraus begreift man, wie über es gehandelt sey, wenn man die Ruhe alsort zu stoppen bedacht ist, und wie man sich dadurch den gefährlichen, entweder geschwinde, tödtenden, oder langwierigen traurigen Krankheiten, welche Lamm zu heben sind, unfehlbar aussetzt. Es wird manchem bescremen, wenn von Erkältungen die Rede ist, da gleichwohl in derselbigen Jahreszeit, da die Ruhe zu großem pfleget, sich ein jeder über die Hitze beschweren muß; und es ist gleichwohl nichts der Wahrheit gemäßer, als dieses. Denn die Erfahrung bestätigt es, daß, je heißer die Tage in dem Sommer sind, je kühler der Morgen und Abend sey. Wenn sich also Jemand des Morgens und Abends, in der freien Luft beschäffigen muß; so kan er sich gegen alle gefährliche Krankheiten, sowohl hitzige, als Catarrhale, und kalte Fieber, auch gegen Gichtflüsse, Coliken, und unordentliche Empfindungen, besonders aber gegen die Ruhe, niemals zuverlässiger in Sicherheit setzen, als wenn er Morgens in der Frühe sich also anziehet, wie er es bei spätem Herbst,

Herbst, oder angehenden Winter zu hant gewohnt ist.

Wenn der Tag aber anfängt wärmer zu werden, so kan man die warmen Kleider allmählich ablegen, und sich etwas leichter anziehen, diese warmen Kleider aber auch, bei angehenden und zunehmender Abendkälte, allmählich wieder anlegen, und wenn die Tage kalt und feucht sind, die warmen Kleider beibehalten.

Wer sich mit Wein, Brantwein, und den so genannten Gift- und Hauselxiren, welche aus süssen Wurzeln, Myrrhen, Safran und Aloes bestehen, als von welchem Schlage die Wunderelxire der Marktweiler sind, zu präserviren gedenket, der handelt seinem Zwecke ganz und gar zuwider, und stürzet sich in diejenigen Krankheiten, die er zu vermeiden sucht, indem: alle diese Dinge das Geblüt erhitzen, die Schärfe desselben, und besonders der Galle vermehren, und folglich den zu befürchtenden Krankheiten Thür und Thor eröffnen, wie verglichen Verfahren denn außerdem noch von einer so schädlichen Folge ist, daß, wenn diese Leute in Krankheiten, die sonst gelinde, und nicht viel bedeutend wären, verfallen, solche bei ihnen gefährlicher, giftiger, tödtlicher, ja ansteckender werden.

Willman also den erwähnten Krankheiten, und besonders der rothen Ruhr aus dem Wege gehen; so muß man nicht allein obige Erinnerung wegen der Kleidung wohl in Acht nehmen, sondern auch alles dasjenige von Spei-

sen und Getränken meiden, wodurch das Geblüt erhitzt, und schärfer gemacht werden kan; und hierunter ist auch der Zorn, und heftige Bewegung des Körpers begriffen, zumal, wenn man im lehtern Fall mit einmal aufhört sich zu bewegen, und sich von dem Winde abkühlen lässet, oder, wenn man, bei erhitztem Körper, sich mit einem Trunk erfrischen will. Was für großen Schaden dieses nach sich zieht, das kan der Landmann an seinen Pferden abnehmen, für welche mancher mehr Sorge trägt, als für seine eigene Gesundheit. Eben so ungesund ist es auch, wenn man mit bloßen Füßen, bei heißem Wetter, auf nassem Erdboden, oder im nassen Grasse gehet, oder, welches noch weit ungesunder ist, auf nassem Grasse schläft.

Wenn man das erste zu thun verbunden ist; so muß man sich, wenn man des Abends zu Hause komt, die Füße mit warmen Tüchern reiben, wollene Strümpfe anziehen, und sich damit zu Bette legen, auch überhaupt ohne dringende Noth nicht barfuß und ins Wasser gehen, wenigstens nicht in der Zeit, da eine Ruhr grassiret, wenn auch sonst Jemand es durch die Gewohnheit, und durch die Härte seines festen Körpers so weit gebracht hätte, daß dergleichen seiner Gesundheit nicht schaden dürfte.

Man thut allemal besser, wenn man des Morgens eine Nierensuppe, worin Kümmel und Ingber gekocht ist, zu sich nimt, als mit welcher man bei der Arbeit auf dem Felde gar wohl besorgen

stehen kan. Wie man sich denn auch weit besser befindet, wann man bei solcher Zeit, da es viel Arbeit giebet, den Magen nicht überladet, weil man alsdenn zur Arbeit weit träger wird, und gar leicht in kalte Fieber, Coliken, Brechen, Durchfall und Ruhr verfallen kan. Wenn man nicht allemal eine gute Suppe haben kan; so nimmt man des Morgens bei dem Ausgehen ein Stück Brod, so in guten Eßig eingetauchet, und mit Kümmel und Salz bestreuet ist.

In Ansehung der Speisen muß man sich alles unreifen Obstes enthalten; ob man schon das vollkommene reife Obst, als: Kirschen, Birnen; Johannisbeeren, Stachelbeeren, Äpfel, Pflaumen, Weintrauben, ohne die geringste Gefahr, genießen mag; wie wohl diejenigen, welche mit einem schwachen Magen versehen sind, hier in eine Mäßigkeit treffen müssen. Besonders aber ist frisches dickes Bier so wohl, als unausgebackenes Brod; und allerlei Kuchenwerk höchst schädlich. Die Gartenerfrüchte, als Mohrrüben, Pasternacken, Peterflie, Sellerie, grüne Erbsen, Schminkebohnen, große Bohnen, Salsat, Gurken, Kohl, Spinat, Milchspeise und dergleichen; alles dieses ist eher nützlich als schädlich; nur muß darauf gesehen werden, daß kein Weichthum auf den Rohern und Früchten liege, oder es mit Gewürm bedeckt sey; in welchem Fall es zuvor wohl abzuwaschen und abzuhäuten, als worauf man auch bei dem Obß Acht haben muß.

Wenn nun Jemand, der schon im Schwange gehender Ruhr mit Frost, Müdigkeit in allen Gliedern, besonders im Rücken und Lenden, sehr schwach überfallen wird, und dabei Schmecken, Krassen, oder Kneipen im Unterleibe empfindet, Uebelkeit und Brechen hat, auch wohl häufig zu Stuhlgang gehen muß, nicht minder ein beständiges Drängen zum Stuhlgang verspüret; so mag er gewiß glauben, daß er die Ruhr schon wirklich in sich befrage; und nun muß er nicht allein erst abwarten wollen, was es werden könne; wie es der gemeine Haufe zu machen gewohnt ist; sondern er ist jeder Stunde, die er verflumet, sehr viel verlor, und hingegen, wenn er sich alsofort nach Hülfe umsiehet, so viel Tagen, abkومت, als er sechs Wochen zu seiner Genesung gebraucht. Er muß sich alsofort mit warmen Kleidern versehen; von Dige, Bismarwein, Wein, kaltem Getränk, allem Fleisch, Eiern und Kuchenwerk abstecken, und alsofort, wenn er sich genug ist, und keinen Schaden in der Brust, auch keinen Bruch hat, und wenn es keine Schwangere oder Kinderbeerin ist, eine Prise von der Brechwurzel Nr. I. aus der Apotheke holen lassen, welche etwa 3 Gr. bis 4 Gr. kostet. Der Patient nimmet dieses Pulver Morgens früh auf einmal in warmen Lössen, oder in ganz kaltem gekochter Haber; oder in Wassergrütze und trinkt den ganzen Tag davon etliche, oder vielmehr Quarten, wenn er vermag, und so fort, bis er sich

ältem Getränk; hält den Leib und
Fäße warm, und genießet keine an-
dere Speisen, als Zuckerweingetränk,
oder etwas Gerstengraupen mit Was-
ser gekocht, worin man ein wenig
röthliche Butter thun mag.

Am zweiten und dritten Tage nim-
mt er jedesmal des Morgens eben dieses
Pulver, auf eben diese Art, und am
vierten, fünften und sechsten Tage
nimmt er des Morgens ein halbes Quent-
lein gestoßenen Rhabarber auf obige
Weise.

Ist der Patient aber schwächlicher
Natur, so läßt er sich statt obiger
Brechwurzel eine Prisse Ruchpulver,
nach Nr. II. geben, welches etwa 6 Os-
loftet. Von diesem Pulver nimmt er
ebenfalls 3 bis 4 Tage nach einander
des Morgens ein Stüb auf obgedachte
Weise, und läßt es im geringsten
nicht an seinem Verh alten fehlen.
Hodenn nimt er am vierten, fünften,
und sechsten Tage alle Morgens ein
halbes Quentlein klein geriebenen Rha-
barber auf obbeschriebene Weise, und
unter eben dem gedachten Verhalten
in.

Wenn hierauf die Schmerzen und
der häufige Abgang noch nicht nach-
gelassen hätten, so wird ein Quent-
lein Rhabarber in drei Theile gethe-
let, und davon 3 Tage des Morgens
eine Prisse auf obige Art genommen.

Die Schwangeren und Wochenrin-
nen, oder stillende Frauen, imglei-
chen alle diejenigen, welche im Leibe

unbequem, oder mit Bräusen behaf-
fet sind, nehmen an den ersten drei
Tagen alle Morgens ein halbes Quent-
lein geriebenen Rhabarber auf obige
Art.

Woll mancher die Rhabarber nicht
im Pulver nehmen kan, so wird des Mor-
gens anstatt eines halben Quentleins
ein ganzes Quentlein genommen, auch
wohl etliche Körner Rammel, Anis
oder Fenchelsaamen dazu gethan, und
darauf ein Bierglas voll kochendes
Wasser, oder kochendes Pfeffer-Cofee,
in ein irdenes Gefäß gegossen,
und wenn es eine Viertelfunde zuge-
deckt in warmer Asche gestanden; so
wird es durch ein Tuch gepreßt, bin-
nen einer Stunde verschlagen genom-
men, und obgedachtes warmes Ge-
tränk nachgetrunken. Bei Kindern
unter sechs Jahren, nimt man ein
halbes, oder den dritten Theil eines
Quentleins und die Hälfte Wasser,
oder Cofee.

Nachdem an den angegebenen sechs
Tagen auf obige Art verfahren wor-
den, so darf man zu dem Gebrauche
des stärkenden Pulvers Nr. III. schrek-
ken, und davon Morgens früh, auch
Nachmittags und Abends, den ach-
ten Theil von einem Loth in warmem
Getränk geben.

Kindern und schwächern Personen
gibt man nur die Hälfte. Das Loth
kostet etwa 6 Ggr. auf der Apothek.

Das Hauptfächliche bei der Ruhr
kommt nun ausser der obgedachten Be-

Heilung des Leibes und der Gäfte, auf ein lauliches oder warmes, sich hiebei schickendes gesundes Getränk an; was hierzu kan man ganz dünne Gerstengröße wählen, oder man kan eine Handvoll Gerste mit oben so viel gehackten Kirschen in drei Maas Wasser drei Viertelstunden kochen lassen. So kan man eine Handvoll Hirse, oder eine Handvoll Reis mit drei Quart Wasser drei Viertelstunden kochen lassen, und das Durchgefeigte warm oder verschlagen trinken. Hiernächst ist es ein gesundes und lindernendes Getränk, wenn man folgen des wie Thee trinken wolte: Man nimt eine Handvoll Camillenblumen, und drei Fingervoll Kümmel, und gießt ein Quart siedend Wasser darauf. Zur Stillung des Durstes mag man säuerliches Obst, als: Johannisbeeren, oder saure Kirschen, oder auch Zitronensaft, oder ein wenig Essig nehmen.

Zur Speise dienet dünne gekochte Buchweizengröße, mit Wasser gekochter Reis, oder auch Hirse. Man mag auch Suppen aus Semmel, Krenzel und Petersilie mit Wasser aufkochen, und sehr wenig frische Butter dazu gethan, zur Speise genießen. Einige befinden sich bei frischer Buttermilch nicht übel.

Außerlich kan man die Schmerzen dadurch lindern, wenn man Camillenblumen mit Milch kocht, darin einen Frieslappen taucht, und warm

über den Unterleib legt. Während der ganzen Kur muß besonders der Unterleib und die Füße warm gehalten werden. Bei dem Stuhlstoppe kan man ein Zäpfchen von Hirschhals in den Mastdarm stecken. Wenn man zu einem Klystir Anstalt machen kan, so dienet solches sowohl zu jezt besagten Zwängen zum Einfließen, als auch zur Linderung der Schmerzen in den Gedärmen. Man kocht alsdenn eine gute Handvoll Camillen, und eine Handvoll klein gestossenen frischen Leinsamen mit Milch; und wenn es durchgeseigt, so nimt man so viel, als in die Klystirblase, oder Spritze, gehet, thut sechs Löffel voll warmer, ungesalzener frischer Butter dazu. Wenn man nun auf vorbe sagte Art verfahren, und dierocher Hilfe abgenommen hat, so kan man wohl täglich etwas Hühnerbrähe mit Salz gekocht, auch wohl eine Kümmelsuppe von gut ausgegohnem Halbbier sich nehmen, Fleisch und starkes Bier muß man aber wenigstens noch acht Tage hinaussetzen. Wenn im Gegentheil die Schmerzen sich vermehren, und der Durchfall gar zu lange anhält, so mag man Morgens und Nachmittags 40 Tropfen von der folgenden Essenz Nr. IV. in Thee, aus einer Handvoll Schafgarbe, und vier Finger voll Kümmel, mit einem halben Maas siedenden Wassers angebrühet, nehmen, und des Abends das stärkende Pulver Nr. III. zu einem Dampfbad gebrauchen.

De

Damit aber das ganze Haus, wenn in ein solcher Kranke sich aufhält, nicht möge angesteckt, die Ruhr auch nicht unter die Nachbarn verbreitet werden; so ist nöthig, daß man denselben Patienten alsobald eine eigene Kammer anweise, und besonders, daß derselbe sich nicht in eben dem Zimmer aufhalte, in welchem die Leute wohnen und schlafen, am wenigsten, wozin sie speisen.

Man verweist dem ganzen Hause, ja dem ganzen Dorfe, einen großen Vortheil, wenn man dem ersten Kranken alsobald allen möglichen Beistand, Pflege und Wartung leistet. Es wird der Eimer, worin er seine Noth durst läßt, beständig zugedeckt gehalten, Morgens und Abends ausgetauscht; in eine tiefe Grube geschüttet, dieselbe mit Erdfüll und Grassackel wieder bedeckt, und der Eimer ausgepöbelt.

Man muß in der Kammer des Patienten zum öftern ein Fenster aufmachen, um frische Luft hinein zu lassen, dieselbe des Tages vier oder mehrmal, auch das ganze Haus mit Wachholderbeeren, oder mit Wachholderessig durchräuchern, oder auf eine heisse Feuerschuppe Essig gießen und dämpfen lassen.

Es ist diese Methode aus der Ursache ganz einfach, weil man dem Landmann, und Jedermann, der mit einem Arznen nicht genugsam umzuge-

hen weiß, nicht etwas in die Hände geben darf, womit er sich schaden könne, und man nicht verlangen konnte, daß andere, als Aerzte, wissen sollen, die Regeln, welche bei specialen Kranken nöthig sind, und allezeit unter Bedingungen Statt finden, anzupassen. Zuweilen ist diese Kur auch ganz nöthig, so, daß man sie mit etlichen Groschen bekreiten kan, und der arme Landmann, auch jeder anderer, nicht allein um viele Gulden und Thaler, wie es nur gar zu oft geschieht, betrogen werde, sondern auch um Gesundheit und Leben komme.

Je genauer aber der Patient obige Ordnung befolget, desto weniger Schmerzen hat er auszustehen, und desto geschwinder kömmt er auch wieder zu seiner Gesundheit. Uebrigens ist nicht zu läugnen, daß diese Krankheit nicht zum öftern sehr gefährlich sey, geschwinder und häufiger anstecke, von besorglichen Zufällen, als innerlichen Entzündungen, mit anhaltenden hitzigen auch bössartigen Fiebern begleitet werde, und diesem zufolge, eine specielle Einrichtung erfordere, weil die Ruhrn, öfters dergleichen Gift, wie bei Fleckfiebern, und andern pestilentialischen Krankheiten, das in der Luft von giftigen faulen Dünsten ausgehetet wird, zum Grunde hat.

Aber auch hier finden die gegebenen allgemeinen Regeln, und besonders dasje-

dasjenige, was bei der Präservation erinnert worden, vollkommenen Stuhl, vergesse, daß dadurch eines speciellern Einrichtung nicht der geringsten Eintrag geschieht, und die nur noch mehr hierdurch erleichtert wird, sem- tential da allen Stühlen die künstlichen Ausleerungen, und ein gutes geschmecktes Getränk, weicht dem Verfallten, das hauptsächlichste der Kur aus- machen.

Wäre aber die Ruhr also beschaf- fen, daß es einer besondern Art be- dürfte, daß man Aderlässe anstelt, Campher, China und schmerzstillende Mittel aus dem Opio verordnen müß- te; so gehört es zu den Amtspflichten der Physicorum, daß sie auf Requisi- tion der Obrigkeit die besondere Art der Ruhr untersuchen, deren Ursache entdecken, und das specielle Nöthige dabei veranstalten.

Nr. 1.

Wenn Jemand vom Lande zur Zeit der Ruhr eine Dose Brechwurzel for- dert, so giebt der Apotheker 40 Gran von der pulverisirten radice Ipecacuan- na, wenn es ein erwachsener starker Mann ist. Personen, die nicht von so starker Natur sind, giebt er 30

Gran, die noch schwächer, und die von 15. bis 20 Jahren bekommen 25 Gran. 3 Gr. bis 4 Gr.

Rp. Pulveris radice ipecacuanne, scrupulos quatuor. Rhabbarbari ele- cti, scrupulos duos. Misc. F. Pul- vis, div. in p. IV. equal. D. Sign. Ruhrpulver. 6 Gr. Wenn dem Apo- theker gesagt wird, daß der Patient vollkommen erwachsen ist, so giebt er die Dose nach dieser Vorschrift; sub es aber Kinder von 7. bis 12 Jahren, so theilet er obiges Pulver in 3 Theile, bei Personen von 12 bis 25 Jahren aber in 6 Theile ein.

Nr. III.

Rp. Carni corvi assu preparat, saccharum Gummi arabici, Corall. calcinatis, ana. nach dem verfahren. Misc. F. Pulvis. D. Sign. Schafst- Pulver 9 Gr.

Nr. IV.

Rp. Tinctura recte catechu. U- ciam. anam semis. Mixtura simpli- cis, Essentia gentiane rubra, pom- rum aurantiorum viriditum, ana u- ciam semis. Misc. D. Sign. Stär- kende Essenz zu 40 Tropfen. 17 Gr.

Sammoverisches Magazin.

65tes Stück.

Freitag, den 13ten August 1795.

Nachricht von der Abyssinischen Bibel. und der Litteratur der Abyssinier.

(J. Bruce of Kinnaird travels to discover the source of the Nile.
Edinburgh MDCCXC, Vol. 1 Cap. 7. p. 493.)

Die Abyssinier haben dieselbe Bibel als wir, auch besteht sie aus eben den Büchern; nur ist sie anders eingetheilt; und wenige Privatleute können, wegen ihrer Armut, alle historischen oder prophetischen Bücher des alten Testaments sich verschaffen. Eben das gilt vom neuen Testamente, von dem man nur sehr selten vollständige Abschriften antreibt. In der That wird man, wenn man die Kirchen ansieht, bei einzelnen Leuten selten etwas mehr als die Evangelisten, oder die Apostelgeschichte antreffen, und auch diese nur immer bei Leuten, die sich von andern etwas auszeichnen.

Viele Bücher des alten Testaments sind vergessen, so, daß es eben so schwer hält, sie, selbst in Kirchen, sich zum Abschreiben zu verschaffen, als alte Urkunden nachzuschlagen, die längst Staub und Moder überdeckt. Die Offenbarung St. Johannis ist bei ihnen eine Lieblingslesur. Sie

führt den Titel: Die Vision des Johann Abou Balaniss, was mir eine verdorbene Lesart für Apocalypse zu seyn scheint. Sonst läßt es sich kaum denken, daß Irmenius, ein gelehrter Grieche, einen so sonderbaren Irrthum begangen konnte. Eranische und apocryphische Bücher unterscheiden sie nicht. Der Bel und Drache zu Babel und die Apostelgeschichte, werden mit gleicher Andacht, und ich forge, auch mit gleicher Ehrbarkeit, gelesen. Ich behaupte in vollem Ernst, daß der Ritter St. Jürgen und sein Lindwurm, die Helden einer albernen Legende, von ihnen eben so sehr, als ein Held des alten, oder ein Heiliger des neuen Testaments, verehrt werden. Die alten Priester lesen Salomo's hohes Lied mit Vergnügen, aber den jungen Priestern, den Diaconen, Laien und Frauenzimmern, ist diese Lektüre verboten. Die Abyssinier glauben, Salomo habe dieses Lied zum Lobe

E t t

der

der Tochter Pharaos gemacht, und denken sich nicht, wie einige unserer Theologen, eine mynische Allegorie von einer Verbindung Christi mit der Kirche darunter. Man könnte fragen: warum ich doch dies Buch eben übersetzen ließ, weil es immer solche particuläre Schwierigkeiten hatte? Aber ich antworte, daß ich diese Wahl nicht traf, noch alle ihre Schwierigkeiten kannte. Zuerst versiel ich auf's Büchlein Ruth, weil dies das kürzeste ist, aber der Gegenstand mißfiel den Schreibern und Priestern, die für mich arbeiteten, und ich sah deutlich die Unmöglichkeit eines guten Erfolgs. Sie wählten darauf Salomo's hohes Lied, und versprachen es ganz zu liefern, und ich übergab es zwei bis drei jungen Schreibern, die mit Beihülfe ihrer Freunde mir die Abschrift lieferten. Ich wählte den Schreibern, die dies Werk für mich in verschiedene Sprachen übersetzten, dazu die Erlaubniß verschaffen, die ich aber leicht nach einigen scheinbaren Schwierigkeiten erhielt.

Ein Neffe des Abba Salama a) Acab Sab, ein junger Mann von nicht gemeinem Genie, bat seinen Oheim um Erlaubniß, ehe er die Uebersetzung anfang, und erhielt von Salama, der auf ein altes Geheiß anspielte, die Antwort: „daß er wie

ein Schaf getödtet werden sollte, wenn er so etwas wagte, wolte ich ihm aber das Geld geben, so wolte er es erlauben.“ Ich hätte weiter keine Noth davon genommen, aber einer von den jungen Leuten, die ich zu der Arbeit brauchte, hatte von umgekehrtem Ras Michael b) etwas davon gesagt, der ganz richtig die Wahrheit muthmaßte, den Schreiber rufen ließ, und ihn nach den Worten seines Onkels fragte. Dieser erzählte dann, man habe ihm gedrohet, seine Gurgel solle ihm abgeschnitten werden, wie einem Schaf. Bald darauf erkundigte sich Michael beim Abba Salama nach der Wahrheit der Sage, der sie dann bekräftigte, und weiläufig sich darüber herauslassen wolte. „Da also,“ sagte Ras zum jungen Schreiber, „euer Oheim euch drohet, er wolte euch abstechen wie einen Hammel, wenn ihr für Yagoube das Buch abschreibt, so schwöre ich euch beim heiligen Michael, daß ich euch wie einen Esel todt schlagen will, wenn ihr es nicht abschreibt; ihr habt also zwischen beiden zu wählen, und könnet mir in acht Tagen euren Entschluß sagen.“ Aber, schon ehe die acht Tage waren, brachte er mir das Buch, und freute sich, daß es sich entzünden konnte, wenn er den Abschriften

a) Dieser Priester kommt in der Folge des Textes noch oft vor. Er war ein sehr gefährlicher Feind der Europäer, der erste Christliche im Wundschall.

b) Damals Vizekönig; er lebte noch in der Zeit...

belohn selbst nahm. Abba Sallama beklagte sich einst in meiner Gegenwart darüber; und ließ sehr gehässig das Wort Frank mit einfließen, aber er gewann dadurch vom Ras nur böse Mienen und Worte: „Halte euer Maul, Herr, ihr wißt nicht, was ihr sprecht; ihr wißt nicht, daß ihr ein Narr seyd, aber ich weiß es; wenn ihr noch viel Kahl macht, so soll es die ganze Welt wissen.“

Nach dem neuen Testament schätzen sie die Schriften der Apostel am meisten, welche sie Synnodos nennen, und die man, so viel die Fälle oder Lehren hinreichen, das geschriebene Gesetz der Gegend nennen kan. Diese wurden aus dem Arabischen übersetzt. Dann haben sie eine allgemeine Liturgie, oder gewöhnliches Gebetbuch, nebst andern zu besondern Festen eingerichteten Gebetbüchern, die davon auch den Namen haben. Sie besitzen ferner ein weitläufiges, sehr voluminöses Werk, Haimanut Abu genannt, dessen Hauptinhalt aus griechischen Kirchenvätern zusammengetragen ist, die von verschiedenen Ketereien und streitigen Glaubenspunkten der alten griechischen Kirche handeln, oder sie erklären. Uebersetzungen der Schriften des heiligen Athanasius, des heiligen Basilus und des heiligen Johannes Chrysostomus, trifft man gleichfalls unter ihnen an.

Hierauf folgt der Synaxar oder Flos Sanctorum, worin die Wunder und Lebensbeschreibungen ihrer Heiligen,

oder vielmehr die von ihnen zusammengetragenen Lügen, der Länge nach verzeichnet stehen. Sie füllen vier dicke Foliohände, die mit den allerunglaublichsten Fabeln angefüllt sind. Einer ihrer Heiligen fochte mit dem Teufel in Gestalt einer Schlange neun Meilen — miles — lang, warf ihn von einem Berge hinab, und tödtete ihn. Ein anderer Heiliger besetzte den Teufel, so, daß er in einem Kloster Profeß that, und 40 Jahr nach seiner Bekehrung in großer Heiligkeit lebte, und für die Sünde büßte, daß er unsern Erlöser auf dem Berge versuchte; was weiter aus ihm wurde, erzählen sie nicht. Wieder ein anderer Heiliger, der von Mutterleibe an weder aß noch trank, ging nach Jerusalem, las daselbst alle Tage am heiligen Grabe eine Messe, und kam zur Nachtzeit in Gestalt eines Storchs wieder zurück. Der letzte Heilige, den ich anführen will, war sehr krank, und bekam Appetit nach Rebhühnern; er befaß deswegen einem Paar derselben, zu ihm zu kommen, und sogleich kamen zwei gebratene Rebhühner geflogen, legten sich demüthiglich auf einen Teller, und erwarteten mit Verlangen die Ehre, vom heiligen Mann verzehrt zu werden. Diese Geschichten werden von einer unzähligen Menge Volks erzählt und bekräftigt, und sind ein beschwerlicher Stein des Anstoßes für die Jesuiten, deren eigene Wunderwerke besser ausstattet noch glaubwürdiger sind.

Noch giebt es andere Bücher von geringerem Werth und Umfange, wie das Organon Denghel, oder das musikalische Instrument der gesegneten Jungfrau Maria, ungefähr ums Jahr 1440, von Abba George verfertigt. Dies Buch hat wegen seiner reinen Sprache besondern Werth, obgleich der Verfasser ein Armenianer war. Zuletzt ist noch das äthiopische Buch Henoch c) merkwürdig. Manche Gelehrte Europens, die dies Buch zuerst erwähnen hörten, hatten ein großes Verlangen, es zu sehen, weil sie ohne Zweifel glaubten, das Buch enthalte manche Geheimnisse, und unbekante Geschichten. Ein Betrüger suchte diese Hoffnung zu benutzen, verschaffte sich ein äthiopisches Buch, und schrieb aufs Titelblatt: „Die Weissagungen Henochs.“ Kaum hörte Herr Peiresc d) davon, als er es dem Betrüger für eine beträchtliche Summe Geldes abnahm. Als es hernach in des Cardinal Nazarini's Bibliothek überging, wo Herr Ludolf es zu sehen bekam, so fand er, es sey ein gnostisches Buch, handle von den Myfterien des Himmels, und der Erde, aber nirgends von Henoch oder seiner Weissagungen, und daher läugnet er nun die Existenz eines solchen Buchs ganz und gar. Aber, das ist durchaus falsch; denn als ein

nen öffentlichen Dank für die mancherlei Gefälligkeiten, die ich jedem Stande der menschenfreundlichen, armen und kenntnißreichen Nation schuldig bin, und besonders ihrem Regenten Ludwig XV., gab ich in sein Cabinet ein Exemplar jeder von mir gesammelten Merkwürdigkeit. Dies wurde mit einem Grade der Achtung und Schätzung aufgenommen, der jeden künftigen Reisenden reizen muß, meinem Beispiel zu folgen.

Unter den Artikeln, welche ich der Pariser Bibliothek übergab, war eine sehr schöne und prächtige Copie der Weissagungen Henochs in groß Quart. Eine andere ist unter den Büchern der heiligen Schrift, die ich mit mir nach Hause nahm; sie steht daselbst, wie im Abessinischen Canon, bloß vor dem Buche Job, und eine dritte Copie habe ich, durch den Bischof von Carlisle, Dr. Douglas, der Bodlejanischen Bibliothek überreicht. Die ältere Geschichte des Buchs ist sehr bekannt. Die Kirche hielt es zuerst für apocryphisch, und da es im Buch Juda erwähnt wurde, betrachtete sie dieses eben so; deswegen verworf das Nicänische Concilium die Epistel Juda als ein canonesisches Buch, aber das scharfsinnigere Tridentinische Concilium nahm sie wieder unter die Zahl der canonesischen Bücher auf.

c) V. Orig. contr. Celsus lib. 5. Tertull. de Idol. c. 4. Drus in suo Ezech. Bangius in collo Orientis Excert. 1. quæst. 5. & 6.

d) Gaillard. in vit. Peiresc lib. 5.

Weitläufig bemerke ich hier, daß, da Juda es zu den apocryphischen Büchern zählte, dadurch auf keine Art die Wahrheit des Buchs Henochs geglaubt oder bezweifelt wurde. Es war vielmehr nur ein Beweis a fortiori, den unser Erlöser selbst oft gebrauchte, und kommt auch auf nichts mehr hinaus. „Ihr, sagt er zu den Juden, läugnet Thatsachen aus Vorurtheil, weil ihr sie in euren eignen Büchern angenommen habt und dort glaubt.“ Dies ist ein starker und schöner Weg zu beweisen, aber deswegen brauchen die angeführten Dinge durchaus nicht immer ächt zu seyn. Eben so sagt Juda. „Ihr läugnet die Menschwerdung Christi und ein jüngstes Gericht, und doch hat euer alter Henoch, den ihr für den siebenten nach Adam haltet, dies uns so weitläufig und umständlich lange vorher erzählt.“ Und wirklich trifft die Rede Wort für Wort mit der Rede im zweiten Kapitel des Buchs überein.

Folgendes Materielle ist noch vom Buch Henoch zu sagen. Es ist Gnostisch, enthält das Zeitalter der Erminis, Amakims und Egregors, die man für Abkömmlinge der Göttersöhne hält, welche in Menschentöchter sich verliebten, und Riesen zu Söhnen hatten. Diese Riesen scheinen den Söhnen und Töchtern der Menschen nicht so günstig gewesen zu seyn, als ihre Väter. Denn zuerst aßen sie alle vier

füßigen Thiere der ganzen Erde auf, darauf alle Vögel und Fische, und da sie noch nicht satt waren, aßen sie ables Korn, alle Feldfrüchte der Menschen, alle Bäume und Büsche, und darauf, noch nicht zufrieden, die Menschen selbst. Diese Menschen waren, wie unsre Matrosen unter den Wilden, wegen des Todes selbst nicht besorgt, nur war es ihnen unangenehm, nach dem Tode gegessen zu werden. Sie flehten zu Gott um Hilfe gegen die Grausamkeit der Riesen, und er sandte eine Wasserfluth, die sie und die Riesen ersäufte.

So sucht der einsichtsvolle Verfasser durch die Vorsehung den ersten und gegründetsten Klagen der Menschheit abhelfen zu lassen. Dies mag umgekehrt die vier oder fünf ersten Kapitel einnehmen. Obgleich es nicht den vierten Theil des Buchs ausmacht, so besaß ich doch nicht Neugierde genug, weiter zu lesen. Die Riesencatastrophe und ihre Gerechtigkeit hatten mich hinreichend befriedigt.

Ich muß hier noch erinnern, daß, da es in England bekannt wurde, ich habe dies Buch an die Bibliothek des Königs von Frankreich gegeben, so reiste Dr. Voide e), ohne so lange Geduld zu haben, bis ich London erreichte, wo dann die Gelehrten mit vieler Mühe eine andre Copie des Werks hätten benutzen können, mit Briefen

Tit 3

vom

*) Er starb vor kurzem.

N. d. U.

vom Staatssecretair Lord Storr-
mont nach Paris ab, um daselbst Zu-
tritt zur Bibliothek seiner Allerschrit-
tlichsten Majestät, und also auch zu
meinem Geschenk zu bekommen. Die-
sen erhielt er gegen Bedingungen, und

nahm eine Uebersetzung des Werks
mit zurück, die bis jetzt, ich weiß
nicht, warum, noch ungedruckt ist.
Vielleicht war Dr. Woide so wenig
mit dem Betragen der Kiesen zufrie-
den als ich.

Doctor Franklin *).

Folgende Nachricht von Doct. Frank-
lins letzten Krankheit, hat sein Arzt
mitgetheilt.

Er mußte zwölf Monate vor seinem
Tode wegen Steinschmerzen, woran
er schon mehrere Jahre gelitten hatte,
fast immer das Bette hüten; und in
den heftigsten Anfällen von Schmerz,
zur Milderung seiner Qualen, große
Gaben Opium nehmen. Die Augen-
blicke, in denen er Linderung fühlte,
wandte er zum Lesen, zur liebevollen
Unterhaltung mit seiner Familie, und
mit den wenigen Freunden an, die ihn
in seiner Krankheit besuchten. Des-
tens besorgte er auch noch sowohl öf-
fentliche als Privatgeschäfte derer, die
ihn darin zu Rathe zogen, und zeigte
nicht nur bei jeder Gelegenheit seine
Neigung und Bereitwilligkeit, Gutes
zu thun, ein Hauptzug seines Charak-
ters, sondern verrichtete auch alles mit
bewundernswürdiger Geistesfähigkeit
und Schnelligkeit; ja öfters gab er so

gar witzige Einfälle und lustige An-
dreden zum besten, und amüsierte damit
seine Gesellschaft.

Etwa 16 Tage vor seinem Tode be-
kam er einen Fieberanfall, ohne daß
sich jedoch besondere Symptome dabei
zeigten; außer daß er am dritten oder
vierten Tage über Schmerzen in der
linken Seite der Brust klagte, die im-
mer zunahmen, zuletzt außerordentlich
schneidend wurden, sich mit einem so-
sten vergesellschafteten, und ihn in
Atemhohlen sehr erschwerten.

Drückten ihn in diesem Zustande
ne furchterlichen Schmerzen zuweilen
Klagen über sein Schicksal aus, so
machte er sich gleich darauf selbst wider
die Vorwürfe, daß er seine Jahre
nicht standhafter, wie er sollte, erlei-
ge, und unterwarf sich mit dankbarem
Herzen und gänzlicher Ergebung, dem
Willen des höchsten Wesens, das ihn,
wie er sich ausdrückte, aus dem Leben
hervorgezogen, und ihn zu so hohen
Neben

*) Doctor Benjamin Franklin ist am 17^{ten} Jänner 1706 in Boston in Massachusetts
geboren. Er hat sein Leben selbst beschrieben, und es wird nunmehr, den An-
kündigungen der englischen politischen und gelehrten Zeitungen zufolge, in drei
Theilen erscheinen.

Klage und Ansehen unter den Menschen verholten hätte. Er war fest überzeugt, daß seine jetzigen Leiden, die gütige Absicht hätten, ihn der Welt zu entwehnen, auf der er nicht länger geschickt sey, die ihm angewiesen gewesene Rolle noch ferner zu spielen.

In dieser Leibes- und Geisteslage blieb er bis fünf Tage vor seinem Ende. Sein Athem wurde nun wieder leicht, und seine Familie schmeichelte sich schon mit der angenehmen Hoffnung, daß er wieder hergestellt werden würde, als ein Geschwür, welches sich in der Lunge angesetzt hatte, plötzlich aufging. Er warf fortwährend, so lange er Kräfte dazu hatte, eine Menge Eiter aus, und so wie diese nach und nach abnahmen, wurde auch sein Athemholen wieder beschwerlicher. Endlich versiel er in einen ruhigen und schläfrigen Zustand, und ein sanfter Tod endigte am 17ten April, Nachts gegen eilf Uhr, sein nützliches und langes Leben von 84 Jahren und drei Monaten.

Folgendes ist die Abschrift eines Originalbriefes, den er vor ungefehr 35 Jahren über den Tod seines Braders, Herrn Johann Franklin zu Boston, an dessen Stieftochter, Mamsell Hubbard schrieb.

Mein Kind!

Ich traure mit Ihnen; wir haben beide einen geliebten und würdigen Verwandten verloren: aber es ist Gottes Wille, und Befehl der Natur,

daß wir diese sterbliche Hülle ablegen müssen, wenn unsere Seele zum bessern Leben übergehe. Unser irdisches Leben ist nur ein Raupenstand, eine Vorbereitung zu jenem Leben. Nur denn sind wir erst vollkommen geboren, wenn wir gestorben sind; — haben wir also wohl Ursache zu klagen, wenn unter den Unsterblichen ein neues Kind geboren wird? wenn sich ihre glückliche Gesellschaft durch ein neues Mitglied vermehrt? Wir sind Gelsier. — Es ist eine große Güte von Gott, daß er uns diesen Körper verlieh, um uns Vergnügen dadurch zu verschaffen, Kenntnisse zu erwerben, und unsern Nebenmenschen nützlich zu werden. Wird er hierzu untauglich, giebt er uns Leiden statt Freuden, wird er uns selbst zur Last, statt daß wir andern damit nützlich werden sollen, und entspricht er den Absichten nicht weiter, wozu er uns gegeben ist, so ist es gleich gütig, als wohlthätig, daß für ein Mittel gesorgt ist, dadurch wir von dieser Bürde befreit werden. Dieses Mittel nun aber ist der Tod. Wir wählen uns klüglich selbst oft einen partiellen Tod. Wir lassen uns manchmal freilich willig ein schmerzhaftes Glied abnehmen, weil es nicht wieder geheilt werden kan. Wer sich einen Zahn ausziehen läßt, mißt ihn deswegen gern, weil er mit dem ausgezogen Zahn auch zugleich das Zahnwach vertiert, und wer seinen ganzen Körper verläßt, verläßt mit selbigem zugleich auch mit einem mal allen Schmerz, alle Mühe.

lichkeit zu Schmerz und Krankheiten, denen er unterworfen war, oder die der Mensch zu leiden fähig ist.

Unser Freund war mit uns zugleich zu einer ewig daurenden Lustbarkeit eingeladen, sein Wagen war eher angespannt, wie der unsrige, und er fuhr vor uns dahin; wir konnten nicht gut alle mit einander fahren, und wir, um wollen Sie und ich darüber traurig seyn, da wir doch bald nachfolgen, und wissen, wo wir ihn gewiß antreffen. Leben Sie wohl.

B. J.

Lannover.

Nie zeigte sich Philadelphia wohl in einer solchen Größe, als bei Doct. Franklins Leibesbegängnisse am 21ten April. Der Zulauf des Volks war dabei unbeschreiblich groß. Dreißig Geistliche, und Männer aus allen Ständen, folgten der Leiche in größter Ordnung. Alle Glocken der Stadt wurden gedämpft geläutet, und während der Ceremonie geschah eine Salve aus den Kanonen. Er starb unermeßlich reich. Seine Tochter, Madame Bache, erbt sein gesamtes Vermögen, und ihr Mann bekommt ein ansehnliches Legat.

G. J. Wehrs.

Neue Bierwürze.

In Newcastle hat neulich Jemand zwei kupferne Blasen verfertigt, mittelst welcher man die vorzüglichern blühten Bestandtheile des Hopfens verdicht und gut erhält, und die in den Tyne und Harbamschen Brauereien angebracht sind. Der Erfinder entdeckte, es ist zu verwundern, daß es vor ihm noch kein anderer beobachtet, daß bei der gewöhnlichen Methode, die Bierwürze mit den kräftigen Theilen des Hopfens zu schwängern, der feinere aromatische Geschmack desselben verdunstet, und nur allein die widerliche unangenehme Bitterkeit zurück bleibt. Dieser Beobachtung zufolge,

Lannover.

dachte er auf ein Mittel, diesen Dunst von dem er fand, daß er aus dem vorzüglichsten Del der Pflanze bestehe, zu sammeln, das Del aber sodann in die Würze, in ihrem noch gährenden Zustande, zu bringen. Der Erfolg seiner Bemühung übertraf seine Erwartung. — Das Getränk war von weis angenehmem Geschmack, und was eben so wichtig ist, wie dieses, es wird bei weitem nicht so leicht sauer, als die gemeine Würze. Da auch bei Verfertigung dieser Hopfenessenz ein Viertel Hopfen weniger erforderlich ist, so wird hierdurch die widerliche Bitterkeit merklich gemildert.

G. J. Wehrs.

Sannoverisches Magazin.

66tes Stück.

Montag, den 16ten August 1790.

Ueber den animalischen Magnetismus.

Ein Brief vom Hrn. Doct. Domeier.

Mein werthester Freund!

Ich bin seit mehreren Tagen in Straßburg angekommen, und habe außer dem Hospitale und den Aerzten, vorzüglich den animalischen Magnetismus zum Gegenstande meiner Untersuchung gewählt, weil ich diesen Ort mit als Vaterland desselben ansehen darf, und daher an der Quelle selbst schöpfe. Und da die Sache, sie mag etwas Wahres haben, oder nur als Verirrung des menschlichen Verstandes anzusehen seyn, immer sehr wichtig ist, auch dadurch sehr wichtig wird, weil sich Denker der ersten Classe, wie ein Lavater, Gmelin, Bockmann &c. so ernsthaft damit beschäftigt haben und noch beschäftigen, so glaube ich Ihnen nicht unangenehm zu werden, wenn ich vor allem hierüber, besonders Ihnen, meine Untersuchungen mittheile.

Mein erstes Bemühen war daher, in die Société magnetique eingeführt zu werden. Man bedarf zur Erlaubniß, das Geheiß der Gesellschaft, betreten zu

dürfen, den Zettel eines Obern, und muß sich den Regeln unterwerfen, die an der Thür angeschlagen sind. z. E. man darf nicht reden, nicht lachen, man muß die Thür leise öffnen, beim jedesmaligen Eintritt sein Erlaubniß billet vorweisen &c.

Dieser Saal, zum magnetisiren bestimmt, ist von beträchtlicher Größe, hat auf beiden entgegengesetzten Seiten Fenster, und ist mit vielen Spiegeln behangen. Den letzten Umstand führe ich nicht ohne Ursach an; er ist besonders um deswillen wichtig, weil immer nur unter Einem Spiegel manipulirt wird. Die Wände des Saals sind mit allerlei Tafeln behangen, welche meist Regeln für die Magnetiseurs enthalten, deren einige ich als Probe anführe.

1) Ein jeder soll in seiner eigenen Ecke des Zimmers magnetisiren.

2) Zwei Kranke einerlei Art sollen nicht neben einander placirt werden.

3) Die Geschlechter sollen nicht neben einander, sondern gemischt sitzen &c.

Und

Auf

Auf einer andern Tafel sind Regeln für Kranke aufgezeichnet. Z. E.

- 1) Der Kranke soll nicht sprechen.
- 2) Er soll den Magnetiseur ansehen.
- 3) Alles thun was man ihm sagt.
- 3) Nicht eher vom Baquet aufstehen, bis er dazu Erlaubniß bekommt u.

Eine andere Wandzierde ist ein goldener Rahmen, in welchem eine Hand, die aus dem Himmel kommt, eine goldene Kette hält, die einen Zirkel formirt, mit der Umschrift: D'un à tous, und innerhalb desselben stehen die Namen der sämtlichen Mitglieder, zu oberst ist Mesmer als Stifter (im Jahre 1785) der Gesellschaft und erster Präsident angegeben. Auf einer andern aufgehängenen Tafel sind alle Associirten und Correspondenten aufgeschrieben.

In der Mitte dieses Zimmers steht das Baquet. Dies ist eine runde Tonne, deren größter Durchmesser 4 bis $4\frac{1}{2}$ Fuß hält, die Höhe aber 3 Fuß. Sie ruhet auf 4 kleinen Füßen, die 4 Zoll Höhe haben. Diese Tonne ist mit zerstoßenem Glase angefüllt, auch sagte mir einer der Magnetiseure, der ein vorzüglich geheimnisvolles Ansehen annehmen wollte, daß auch andere wichtige Dinge, die viel magnetisches Fluidum hervorbrächten, das mit gemischt wären. (Vegetation soll besonders viel magnetische Materie hervorbringen, daher dies Baquet mit einem Baum in Verbindung gesetzt ist.) Die Tonne ist mit Brettern gedeckt, Durch diesen Deckel gehen im größ-

ten Zirkel Löcher, worin Eisen, bis ins Glas selbst dringen, eingestekt werden. Diese eisernen Stäbe sind sämtlich rechtwinkelt, aber ungleich schenkelicht gebogen, deren längeren Schenkel nach verschiedenen Richtungen gelenkt ist, um ihn, nach Bedürfnis, verschiedenen Theilen, als dem Fuß, dem Kopfe, dem Bauche, dem Arm u. bequemp zu appliciren.

Auf der Mitte dieses Deckels steht ein spitziger eiserner Stab, dessen Spitze etwa 2 Fuß hoch ist, der durch das zerstoßene Glas bis zum Boden des Baquets dringt. Um denselben ist ein Strick gewunden, der unter dem Balken durchs Fenster geleitet ist, um einen im Hofe stehenden Pflaumenbaum in Verbindung zu bringen. Durch diesen Stab wird das Baquet mit dem animalisch magnetischen Fluidum angefüllt, und dies geschieht folgendermaßen: Ein Magnetiseur streicht den Stab von oben nach unten in geschwinden Zügen, entfernt jedoch jedesmal die Hand vom Eisen, wenn er sie wieder heraufführet. Mit dieser Wechselung schleudert er auch das magnetische Fluidum aus seiner Hand in die Spitze dieser Stange, ohne sie zu berühren. Beides dauert höchstens 2 Minuten, da das Baquet für den ganzen Tag chargirt ist.

Ich war einmal im Saale, wo schon verschiedene Kranke am Baquet saßen. Einer der Magnetiseurs (Balthasar) hieß er, und war ein magnetischer Theophrast, sagte, indem ich antrat:

ob das Baquet magnetisirt wäre? Niemand wußte es ihm zu bejahen. Er wollte die am Baquet stehenden Kranken nicht führen, und ging deshalb auf den Hof, um das Baquet durch den in Verbindung gesetzten Baum zu chargiren. Dies war ein äußerst lächerlicher Aufstreit, er umarmte den Baum so zärtlich, daß er manchem — wenn gleich empfindsamen Liebhaber, doch noch zum Muster hätte dienen können, und machte solche ob-scöne Bewegungen, daß ich mir das Lachen nicht hätte unter sagen können, und wenn auch 10 angeschlagene Gesetze es verboten hätten.

Den Kranken, die sich an das Baquet setzen, wird ein Strick um den Leib gebunden, dessen anderes Ende in dasselbe Loch des Baquets eingelassen wird, worin das Eisen steckt, das an den leidenden Theil angebracht wird. Das Ende dieses Eisens nemlich muß den leidenden Theil berühren, und hiezu streicht der Kranke selbst wechselseitig mit beiden Händen, nach einerlei Richtung, nemlich vom Baquet nach seinem Körper. Auch von dieser Manipulation sollen, wie die dasigen Magnetiseurs behaupten, manche Patienten Somnambule werden, jedoch bin ich selbst von diesem Vorfall kein Augenzeuge gewesen. Vorzüglich wird diese Art des Magnetismus angewandt gegen Kopfschmerz, Fäulniß, Koliken; Steifigkeit der Gelenke, Gicht, Scropheln, Augenschmerz, verstopfte monatliche Reinigung,

Mutterbeschwerden, Lähmungen der Glieder und schwachen Magen.

Die Magnetiseurs sind aus sehr gemischten Ständen, Würden und Berufsarten. Es sind Edelleute und Grafen; ferner Aerzte, Juristen, Apotheker, Wundärzte, Buchdrucker, Kaufleute, Krämer, Küfer etc. die den Magnetiseur machen; doch muß ich sagen, daß ich bei meinem Aufenthalte (im Sept. 1789) keinen der vornehmern Stände magnetisiren gesehen hätte: Buchdrucker, Krämer, Apotheker, Küfer waren die Magnetiseurs. Ich wurde zwar von einem Doctor medicus Ehrmann, der auch Mitglied ist, eingeführt, aber er war bei de male, da er mit mir hinging, unthätig. Er ist jedoch nebst seinem sonst sehr aufgeklärten Bruder, welcher hier Lehrer der Physik ist, ein großer Eiferer für die Sache, und beide sind Mitglieder der Societät. Er erzählte mir mehrere magnetische Kuren, die ich nicht wiederhole, weil man dergleichen unwahre Erzählungen schon kennt; etwa eine einzige als Probe: Es kam eine kranke Person zu ihm, die er magnetisirte, und die, welches sonst die ersten Male selten geschieht, sogleich Somnambule wurde. Sie war schon verschiedene Wochen krank gewesen, ohne daß sie die Ursache ihrer Krankheit wußte. Im magnetischen Schlaf sah sie sogleich, daß sie einen Kettig verschluckt habe, der ihr noch im Magen liege, und sie verordnete sich dagegen ein Laxermittel; auch zeigte sie das

von an, daß es zwölf mal bei ihr wirken würde. Doctor Ehrmann fragte sie am folgenden Tage, am welchem sie das Mittel genommen (nachdem er sie wieder in dem Somnambulismus gerbrachte) wie oft sie larmir hätte? Sie antwortete eils mal. Er zeigte ihr dann den Widerspruch, weil sie sich gestern zwölf Stühle vorhergesagt. Nun behauptete sie aber, daß der zwölfte Stuhl erfolgen würde, wenn sie am Baquet säße. Und dies wäre denn auch wirklich erfolgt. Ich würde Sie, mein Werther, ermahnen, wenn ich solche Geschichten mehr anführte, weil sie für die Sache nichts beweisen. Wer stand dem Doctor E. dafür, daß die Person vorher wirklich eils Stuhlgänge gehabt? und ob sie nicht schon Drang zum Stuhlgange spürte, wie sie sich den zwölften weissagte?

Die Gesellschaft versamlet sich, Sonntags ausgenommen, zum Wohl der leidenden Menschheit, täglich von 2 bis 8 Uhr Nachmittags, und hier darf jeder unentgeltlich Hilfe suchen, denn es an Gesundheit fehlt. Die Zahl dieser Leidenden war ehemals bei weitem stärker als jetzt, daher wird jetzt der Saal gewöhnlich erst um vier Uhr geöffnet, und kan schon gegen sechs Uhr geschlossen werden. Man schreibt diese abnehmende Frequenz nicht der Unwirklichkeit der Sache zu, sondern man giebt vor: die Strasburger Un-

ruhen hinderten dies. Allein, hätte die Magnetisation wirklich die angeführten Kräfte, so würden keine Kranken die Kranken abhalten können, von hier Gesundheit zu holen. Die schien es, daß mehr die Betrüger, als die Berrüger noch magnetisiren. Jeder Magnetiseur behält seine eignen Kranken bei, denn der Wechsel soll den letzteren schaden.

Der vorhin erwähnte Kaiser Baldi (er hat in den Abhandlungen der Societé harmonique verschiedene Krankengeschichten, deren Werth mir die Verfasser selbst sehr anpriesen, einrücken lassen) manipulierte einen Kranken, der aber gar keine Empfindung zeigte, ob er ihn gleich aus großer Dorsicht, nachdem er ihn einige Minuten magnetisirt hatte, wieder calmirte.)

Nachdem kam die Reihe an ein junges Mädchen, die mit einem schlechten Gehör sollte geboren seyn, das sich jedoch der Angabe nach schon besserte, während sie die Kur ausübte. Sie selbst hatte sich mit magnetisch prophetischem Geiste ihre völlige Besserung auf Weihnachten angesetzt. Die Kranke hatte sich vorher am Baquet selbst gestrichen, jetzt aber nahm Baldi sie in eine Ecke, setzte sie auf den Stuhl, und so wie es sie, mit magnetischen Kräften ausgerüstet, nur anblin, schließ sie ein. Hierbei fuß sie noch aufrecht, dann bog er sie selbst an die Lehne des

a) So wie Ersteres mit den Spitzen der Finger geschlebet, so geschlebet letzteres mit der flachen Hand.

des Stuhls, und fing seine Manipulationen b) an, oder wie er sich selbst ausdrückte: zu maachpretizziren. Während des Streichens legte er ihr verschiedene Fragen vor, deren Antwort ich selten verstand; ich mußte also die Auslegung derselben, so wie sie W. machte; glauben, denn sie sprach durch die Nase, und machte es dadurch wahrscheinlich, daß sie vernünftig gewesen war, ein Umstand, den ich nicht übergehen darf, weil er diesen Betrügereien näher führt. Ich fürchte nicht, mich sehr von der Wahrheit zu entfernen, wenn ich daraus schließe, daß sie Geld nöthig hatte, und dabei Anlage und Praxis, die Betrügerin zu spielen. Er fragte sie unter andern: „Wie lange sie schlafen würde?“ Bis um 5 Uhr bestimmte sie die Zeit. Diese kurze Zeit war eine magnetische Discretion, die sie sowohl gegen ihren magnetischen Arzt, als gegen sich selbst, beobachtete, denn wenn sie länger noch hätte schlafen wollen, so wäre für beide die Langlebige unaußsprechlich geworden. Er fuhr fort: „Ob sie seine Finger wollte ins Ohr gelegt haben?“ Heute nicht! „Ob sie wollte geweckt seyn?“ Ja! Er behauptet, daß Niemand in der Welt, als er, sie wecken könne, welches er durch ein dreimal wiederholtes gewaltiges Aufreißen der Augenlider und Hereinblasen bewerkstelligte. Sie rieb sich dann jedesmal die Au-

gen, und lächelte. Dreimal erweckte er sie, und wiegte sie eben so oft in den magnetischen Schlaf wieder ein. Jedesmal erwachte sie mit Lächeln, welches jedoch verdächtig schien. Sie forderte im Schlafe zu trinken. Sie mußte dann bestimmen, ob das Wasser sollte magnetisirt seyn, oder nicht? Waldbt behauptete: daß sie den Unterschied würde angeben können, indessen wurde keine Probe davon abgelegt. Ich habe magnetisirtes und reines Wasser, als magnetisirtes und als natürlicher Mensch, auf allerlei Weise getrunken, aber nie den Unterschied finden können. Sie hustete, und verlangte als Heilmittel Brod dagegen, auch dies aß sie im Schlaf, und dann hörte der Husten auf. Be weisen thut ein solcher Umstand nichts, denn der Husten konnte vorhin erkünstelt seyn. Verdächtig werden Sie mit mir auch den Umstand finden, daß ich sie sehr deutlich mit den Augen blinzen sahe, und daß sie oft ihrer Gesichtsmuskeln zum Lachen verzog.

Waldbt, Doctor Ehrmann, Mesebäre und mehrere Magnetiseurs, die auf Kenntniß ihrer Kunst Anspruch machten, hatten mich versichert, daß eine Sonnenbälle, durch jede Berührung eines nicht mit ihr in Rapport stehenden Menschen in Convulsionen versiele. Daß auch diese Angabe falsch sey, davon konnte ich mich

Uuu 3

b) Diese beschreibe ich Ihnen nicht, weil Sie sie hinreichend aus Bödmanns und Emplins Schriften kennen.

mich überzeugen, denn ich habe ihre Arme, Beine, Kleider etc. berührt, ohne daß sie an Convulsionen dachte, und sie daher auch nicht bekam. Ja, sie sollte nicht einmal die Nachbarschaft eines Menschen vertragen können. Und wahr ist es, daß sie verlangte, wie sie durch mein Reden bemerkte, daß ich ihr nahe sey: „Der Herr solle zurück gehen!“ nachdem ich aber schwieg, näherte ich mich ihr mehr, wie vorher, und sie ahndete nichts. Uebrigens ist dies Vermögen sinnreich erdacht, denn der Beobachter wird dadurch außer Stand gesetzt, Betrug von Wahrheit zu unterscheiden.

Nun fragte er sie ferner: „Ob sie würde hellsehend c) werden?“ Sie bestimmte Michaelis zum Termin. Noch forderte er, daß sie Heilmittel für ihre kranke Baase angeben sollte. Diesen gab sie eine Unze Manna. Und damit war der heutige Proceß vorbei. Ich hatte nun noch so viel Geduld, mancherlei miraculöse Krankengeschichten anzuhören, mehr um die Verstandeskkräfte der Erzähler zu prüfen, als aus Interesse für die Geschichte selbst. Unter andern Haupthauptungen war auch die, daß sehr empfindliche Personen, wie hysterische, sogleich die magnetische Atmosphäre bemerkten, wenn sie in den Saal träten.

Verschiedene schwer zu bezeichnende Classen der Krankheiten, solchen die magnetischen Ärzte von ihrer Heilung aus, nicht aber mit der ethischen und wahren Angabe, daß ihre Kunst unvermögend wäre, sondern unter dem erdichteten Vorgeben, z. E. bei Schwindfüchtigen würde für den magnetischen Arzt der Oheim anstehend seyn etc. Außerdem versteckten sie sich in allerlei Schlupfwinkel, wie es gewöhnlich Stümper und Ignoranten machen. Z. E. es kan nicht allen geholfen werden; — gegen den Tod hat man kein Mittel; — nicht jeder Magnetiseur paßt sich für jeden Kranken etc. Sie, mein einsichtsvoller Freund, fühlten es deutlich mit mir, daß dergleichen Gemeinsprache, weiter nichts, als ein bloßer Schlei sind, den man der Wahrheit ihrem Kopf zu werfen gedenkt. Am folgenden Tage kam unsere Somnambul in den Schlaf, so oft sie ihr Astenap nur ansah. Mit einer gewissen Eile und mit besonderem Eifer, legte ich ihr während des Somnambul eine Frage vor, wodurch ich sie überraschte, und auf diese Weise bekam ich eine Antwort. Herr Waldbach schrak, und fiel ihr sogleich in die Rede, damit ich ihre Antwort nicht verstehen sollte, sagte ich ihr in der Folge Fragen vor, so war er mit der Antwort sogleich fertig, um sie dieser

c) Dies ist der Zustand, in welchem die Somnambulen nicht nur den eig. den Ausgang, die bestimmte Zeit und die Heilmittel ihrer eigenen Krankheiten an geben, sondern auch der Menschen, mit denen sie in Rapport gesetzt sind.

Gefahr nicht wieder anzusehen. Ueberhaupt war der Schlaf heute viel merkwürdiger, als gestern erkrankt. Ich habe deutlich bemerkt, daß sie kein schweres Gehör hatte. Sie vergaß sich um desto eher, weil ich aus gewissen Ursachen anfang, ihr interessanter zu werden. Ich sagte ihr, wie sich Wadst einmal wegwardte, Dinge vor, die man ungern einem kranken gestörten Ohr anvertraut; ich redete dabei sehr leise; sie konnte aber das Lachen nicht verbergen, und kniff ihre Lippen so merklich zusammen, daß W. in große Verlegenheit gerieth, wie er zurück kam. In ihrem Schlaf konnte sie die gesteigerte Erschlaffung nicht so gut affectiren, auch nach dem Erwachen die Müdigkeit nicht so täuschend erdichten, vielleicht — weil ich ihre Einbildungskraft zu sehr gespannt hatte. Antworten, die zu ihrer Heilung dienen sollten, brachte sie auf die einfältigste Weise an den Tag. Unter andern sollte ein Ueberlaß gerade auf Michaelis vorgenommen werden; jeder andere Tag — sagte sie — werde ihr großen Schaden bringen! Wie W. von ihr zu wissen verlangte, zu welchem Tage und zu welcher Stunde sie wieder kommen würde?“ sagte sie: morgen, um 4 Uhr. Diese Stunde bestimmte sie täglich, weil sie gar gut

wußte, daß W. zu keiner andern in den Saal kam. Im Tage aber irrte sie sich diesmal, denn morgen war es Sonntag. Er fragte daher sehr bedenklich: „Ob sie sich nicht irre, daß sie morgen wolte magnetisirt seyn?“ und hierdurch veranlaßt, bestimmte sie den Montag um dieselbe Stunde.

Ich ließ mich nun noch selbst magnetisiren, und bewunderte dabei nichts, als die Geduld meines Magnetiseurs. Er unternahm die Manipulation mit einer solchen Treue und anhaltendem Eifer, wie wohl wenig Geschäfte vorgenommen werden, Wir wenigstens würden von so viel Streicheln meine Arme einen Monat nachher noch wehe thun. Er fuhr immer geduldig fort, wenn ich ihm seine Frage, die etwa alle Vierteltunde kam: „Est — ce — que vous ne sentez rien Monsieur?“ mit einem non Monsieur! beantwortet hatte. Zuletzt empfand ich doch etwas, und zwar in sehr starkem Grade, nemlich — langeweile. Ich sprang auf, und ging heim d).

Ich verlasse jetzt den Saal der harmonischen Gesellschaft, weil die abriegen gemachten Bemerkungen nichts als

- a) Nicht immer ist der animalische Magnetismus so unwirksam, als er bei mir war, am wenigsten beim andern Geschlecht. Ein vornehmer Frauenszimmer aus Bern reiste nach Strassburg, um sich von einer Nervenkrankheit heilen zu lassen. Ob diese geheilt wurde, weiß ich nicht. Aber den sonderbaren Effect hatte der Magnetismus gehabt, daß sie schwanger nach Hause reiste.

als Befätigung der schon niedergeschriebenen sind, und Sie nun bei weitem mehr Unterhaltung dabei finden werden, wenn ich Ihnen meine eigene Geschichte erzähle.

Mein vorzüglichster Wunsch war, eine Hellschende (*clairvoyante*) zu sehen. In die Societé kam jetzt gerade keine. Um jedoch meine Absicht zu erreichen, suchte ich mir die Gunst einer der Herren Magnetiseurs zu erwerben, und dies geschah dadurch, daß ich einige Tage nach einander mich ans Baquet setzte, und mich mit dem verdichteten Vorgeben, daß ich starkes Kopfschmerz habe, magnetisirte. Im Grunde war meine Absicht, mit meinem gesunden Kopfe die Wahrheit zu erforschen. Mit dem Willen des Magnetiseurs hatte ich auch sogleich seine volle Gunst gewonnen, denn er versprach: mich zu sich einzuladen, wenn seine Hellschende zu ihm käme. Daß ich Arzt war; hatte ich ihm sorgfältig verborgen. Meine Einladung kam wirklich an. Und wer war froher als ich. So wie ich ankam, fand ich die Sonnambüle auf

ihrem Dreifuße, um einen Hrn. von Escherner aus Bern Genesmittel und Zeit seiner Genesung vorzuschreiben. Von den verordneten Mitteln vernahm ich nur noch den Aderlaß, Bad und ein Purgiermittel, und dies sind beinahe immer die einzigen Mittel gewesen, die ich bei den Verordnungen hörte, obgleich ich die Uebel und deren Ursachen sogar verschieden gefunden habe. Er ging mit Hoffnung der Genesung vergnügt nach Haus, gab dem Magnetiseur für die Sonnambüle Geld, welches er nicht ohne Geräusch in die Tasche steckte. Das Geräusch benutzte hernachmals die Person, und sagte, wie aus prophetischem Geiste, daß sie wüßte: er habe Geld erhalten. Er verwies mich gleich triumphirend darauf, daß sie dies wisse, da sie doch nichts sehen könne. Ja er setzt hinzu, sie wisse gewöhnlich wie viel es sey, indessen hätte er sich doch wohl, sie die Zeit in meinem Beiseyn machen zu lassen. Der erste Beweis des Weissagungsvermögens, der mir hier gegeben wurde, ließ sich also durch die Kraft des

Der Schluß folgt künftig.

Hannoversches Magazin.

67tes Stüd.

Freitag, den 20ten August 1796.

Ueber den animalischen Magnetismus.

(Schluß.)

Nun kam an mich die Reihe. Die Somnambule wurde gefragt: „Ob sie mir prophezeihen wollte?“ Ja! sie wolle es; nur sollte ich warten, war die Antwort. Dies war Klugheit, weil sie Zeit gewann, sich auf Antworten und Aussagen zu bedenken. Jetzt fieng der Magnetiseur an, mich zu manipuliren, um mich mit ihr in Rapport a) zu setzen. Zuerst sollte sie bestimmen, ob es zum Rapport nöthig sey, daß ich lange magnetisirt würde? Darauf verlangte sie, daß nur mein Kopf sollte gestrichen werden, weil der übrige Körper gesund sey. Dies war ein Beweis, daß sie mit dem Magnetiseur schon Abrede genommen, und war also der erste Irrthum. Denn mein Kopf war völlig gesund; hergegen hatte ich am übrigen Körper verschiedene Gebrechen. Ich litten nemlich an Hämmorrhoiden und heftigen Schmerzen im Fußgelenke. Sie fuhr nun fort,

und sagte: „Obgleich meine Kopfschmerzen groß seyn, so bestehe doch mein Uebel in weiter nichts, als in einem Fluß, der sich nach und nach entsponnen habe, der mir aber im Alter schrecklich zusehen würde.“ Hierdurch wolte sie Furcht erregen, um sich für ihre Hülfe eine desto größere Belohnung zu versprechen. Es folgten nun allerlei Anspielungen. Sie forderte z. E. Brod zu essen. Wie ihr dies herein gebracht wurde, wolte sie es nicht essen; nur der fremde Herr, sagte sie, möge ihr Brod geben, sie dürfe es ihm, dem Magnetiseur, nicht berauben, denn in Frankreich sey es jetzt zu theuer; und doch bat sie sich nun gleich darauf bei ihm ein Abendsessen aus. Es erhellt aus allem dies deutlich, daß ihr Somnambulismus, nebst dem Divinationsvermögen, aus Geldschneiderei entstand.

Die Verordnung gegen meinen angeblichen Fluß selbst, welche auch listig

a) Die Art erzähle ich hier nicht, weil ich mit Recht voraussetze, daß sie Ihnen durch die früher erschienenen Schriften bekannt ist.

sig genug heraus kam; lautet also: Erstens solto ich alle Nacht ein Fußbad nehmen, das auf folgende Weise bereitet werden sollte: 3 Hände voll Heublumen (der Magnetiseur erklärte dies für Heusamen) 2 Hände voll Asche, und 3 rothe Zwiebeln, auf deren jede 3 Kreuze eingeschnitten seyn müßten, solten in hinlänglicher Zeit mit einem Schoppen b) Wasser gekocht werden. Der Magnetiseur fühlte mit einigem Schrecken das Mißverhältniß der festen Theile zu den flüssigen, und fragte daher scheunig: ob das wirklich so ihr Wille wäre, daß es nicht mehr Wasser seyn solle? Sie widersprach daher, erst durch diesen Einwurf aufmerksam gemacht, ihren angegebenen Unsinn, und bestimmte nun so viel Wasser, als hinreichend sey, damit ein Fußbad herauskäme, das bis an die Knöchel reiche, dieses sollte ich mich so heiß bedienen, als ich es ertragen könnte, selbst wenn ich mich etwas verbrennte. Das Verbrennen harmonisirte nun wohl eben nicht mit dem Vertragen, indessen kam es ihr auf solchen Widerspruch nicht so ganz genau an. Hier machte sie eine lange Pause, und ihre Weisheit schien erschöpft zu seyn. Der Magnetiseur ermahnte mich indes, alles in einem feinen und andächtigen Herzen wohl zu verwahren. Darauf ermunterte er sie fragend, ob ich weiter nichts gebrauchen solle? Sie wolte was sagen, und obgleich sie auch die Sache nicht

wußte, stellte sie sich, als könnte sie sich nicht auf den Namen besinnen. Endlich fragte sie: „Wie — es — ach — heiße?“ und weil es nun gerade dem Magnetiseur gefiel, Wachholderbeeren zuerst zu nennen, so betete sie gleich nach, und bestimmte: Wachholderbeeren! Was soll er mit diesen Wachholderbeeren, versetzte er weiter? Er soll sie stoßen in keinem metallenen Messer, am besten in einem Stiel alter Leinwand zerquetschen, dies mußte aber von keinem Manns: sondern von einem Frauenshemde seyn, und müsse dann vor den Kopf gebunden werden. Nach einer über das Naturtum der Wachholderbeeren vorgedragten Frage, bestimmte sie: daß es gerade 100 Wachholderbeeren seyn sollten, es würde schaden, wenn nur eine mehr genommen würde, und schluckten zum allerhöchsten 6 Stck. läßt sich ein elenderes Weibergewiß gedenken? Dabei sollte ich mich so sehr im Bette verhalten, daß ich hierdurch wie in einem Schweißbade, schwitze. Nachdem nun dies Schweißmittel und das verordnete Fußbad 14 Tage lang fortgesetzt worden sey, sollte ich — so hieß ihr Rath ferner — einen Abwasch und nach 3 Tagen ein Abführungsmittel aus 5 Loth Manna gebrauchen. Jetzt war sie mit ihren Verordnungen zu Ende, aber noch nicht mit ihrem Absurditäten und Lächerlichkeiten, denn sie fing an die Verordnungen zu wiederholen, das gewöhnlich der Fall seyn sol;

b) Ein Schoppen hält 2 Pfund.

so!; nun aber schade ich ihr schlechtes Gedächtniß ihrem Divinationsvermögen, denn in der Wiederholung hatte sie nicht dieselben Proportionen. Drei Hände voll Heusamen waren jetzt nicht genug, sondern wenn Heilung erfolgen sollte, so müßten es 6 seyn, dagegen kam ich mit der Asche wohlfeiler zu, denn eine Handvoll trug das Ubrige bei, mein Kopfweh zu heben. Gottlob! daß ich ohne alle Asche und Heu vom Kopfweh befreit war. Den Blutlaß hatte sie das erstemal auf beiden Füßen, und zwar zu verschiedenen Zeiten, ein schwaches und ein starkes vorgeschrieben, jetzt war sie nicht so blutdürstig — denn Beide sollten schwach seyn. Dies war aber noch nicht das Einzige, wodurch sie bewies, daß das Errare humanum es auch auf eine claire voyante paßt. Ich ließ mich erkundigen (denn selbst darf man nicht fragen, oder bekommt doch keine Antwort) ob ich Taback rauchen dürfe? und weil ich diese Frage mit Eifer und Nachdruck vorlegte, so machte sie ihren Schluß, daß ich gern rauche, und erwiderte: „obgleich sie wüßte, wie sehr Taback zu schmauchen mein Lieblingsvergnügen sey, so könne sie mir doch durchaus nicht mehr, als ein Pfeifchen des Tages erlauben, durch mehrere würde ich mir sehr schaden.“ Hätte meine helfende Schöne doch so hell gesehen, daß mir auch ein einziges Pfeifchen Ekel und Erbrechen machte, so würde sie sich diese prophetische Schande erspart haben.

Nun ließ ich auch Nachreicht einziehen, ob mir Schnupstaback erlaube sey? — so unrichtig ihre Antwort auch war, so gab sie dies doch nicht ohne Raisonnement, und eben dieses zeigt, auf welche Weise die Helfenden den Vöbel hintergehen. Sie wisse, sagte sie, daß ich den Gebrauch des Schnupstabacks erst angefangen, seitdem ich vom Kopfweh gefoltert würde, in der süßen Erwartung, mein Uebel zu mildern. Sie erschrecke aber, wenn sie die Folgen bedächte, und könne mir nicht einmal eine Prise zugeben. Hätte meine theilnehmende Hygea hell genug gesehen, um zu wissen, daß ich niemals Schnupstaback gebrauchte, so hätte sie sich ihren Schrei ersparen können. Von Seiten der claire voyante und des Magnetiseurs, wurden mir nun noch die festesten Versicherungen meiner Befreiung gegeben, nur sollte ich keinen Punkt der Verordnung vergessen. Auch wurde ich ermahnet, die Geschichte meiner Genesung einzuschicken.

Hier, mein theurer Freund, haben Sie die Erfahrungen, die ich über den thierischen Magnetismus an der Quelle gewacht habe. Ich hätte Ihnen noch mehr schreiben können, da ich aber hoffe, daß dies Wenige hinreichend sey, um Ihnen ein kleines Gemälde von den Betrogenen und Betrügern, und von den feinern und gröbern Betrügereien zu geben, so behalte ich das Uebrige um so mehr zurück, da ich Sie bald von den sehr

wichtigen Bemerkungen, die ich über animalischen Magnetismus in Earls: ruhe Gelegenheit hatte zu machen, auch von den merkwürdigen Procebu:

ren, die mit mir selbst vorgenommen, zu unterhalten gedente.

Leben Sie unterdessen wohl.

Ueber das Verfüttern der Kinder *).

Es kan in dem Herzen eines redli: chen aufmerksamen Arztes keine andere, als niederschlagende Empfin: dung erregen, wenn er beinahe in je: dem Stande, am meisten aber unter dem gemeinen Manne, oft die gesun: desten schönsten Kinder, in denen man herrliche Knospen zur künftigen Ent: wicklung zu erblicken wähnt, durch eine unverzeihliche Nachlässigkeit ih: rer Aeltern, oder vielmehr durch eine misverstandene höchst tadelhafte ängst: liche Vorsorge für die stete Stillung ihrer übermäßigen Begierde nach Nahr: rungsmitteln, dahin welken siehet. Viele schwache Aeltern glauben, sie thun den Kleinen Unrecht, begegnen ihnen hart — ach, ihr Herz mögte bluten, — wenn sie ihnen nicht, so

lange sie nur fordern, immerfort ge: ben. Däherzigten sie aber die oft so schrecklichen Folgen, die die öfter Ueberladung nach sich zieht, däch: ten sie daran, daß sie, indem sie glau: ben, ihren Kindern Nahrung und Leben zu geben, ihnen einen elenden siechen Körper, einen frühen Tod be: reiten; bedächten es vorzüglich unser Landleute, wie viel Elend sie über ihre Familien bringen, und wie viel sie sich rauben, wenn sie nicht die No: gen der Mäßigkeit auch an ihren kle: nen Kindern beobachten, sie würden gewiß ihre ungemessene falsche Lieb: ein, es ist nicht Liebe, es ist Gra: samkeit! — in eine vernünftige wahr: liebe verwandeln.

33

- *) Es war mir eine sehr angenehme Erscheinung, als ich neulich in Ihrem Ma: gazin einen kleinen Aufsatz medicinischen Inhalts, über die Schädlichkeit der warmen Getränke für Kinder, erblickte. Gewiß, es gehört ganz in den Plan einer so allgemein gelesenen Volkschrift, dann und wann ein Wörtchen über dergleichen Gegenstände zu sagen; denn die unglücklichen Folgen, welche die Vernachlässigung einer guten Diät, besonders unter dem gemeinen Volke, nach sich zieht, sind unbeschreiblich; keine unter allen solchen Vernachlässigungen aber ist in ihren Folgen so verheerend, so verwüstend, als das abscheuliche Verfüttern der Kinder. Einen langen Aufsatz, den ich so gern über diesen Gegenstand geschrieben hätte, wenn ich dem Drange meines Herzens gefolgt wäre, durfte ich schon um deswillen nicht schreiben, weil der größte Theil der Leser ihn dann vielleicht gar nicht lesen würde. — Also nur die kurze Be: lage für Ihr tägliches Magazin, in welcher, wie ich hoffe, schon genug steht um Aeltern und Aufseher auf den schrecklichen Unsegen ihrer diätetischen Han: den aufmerksam zu machen.

Ich habe in einer mehrjährigen Praxis dasjenige, was ein Tissot, Boerhave, Ebeden und andere über das Verfüttern der Kinder gesagt haben, oft leider aufs schrecklichste bewährt gefunden. Ungeborne Kinder müssen schon nicht selten die Sorglosigkeit ihrer Mütter entgelten, und wie viele der letztern giebt es nicht, welche, wenn sie auch können, die Pflicht, die neugeborenen Kinder mit ihrer Brust zu ernähren, nicht erfüllen! Bei manchen scheint freilich der Grund im Mangel der Enthaltsamkeit vom Manne zu liegen. Aber warum sorgt man alsdenn nicht für recht gute Ammen? Ich weiß es aus häufiger Erfahrung, daß Müttern, wenn sie eine Amme mit sechs- bis achtmonatlicher alter Milch erhalten hatten, und diese sich sonst in die Frau zu schicken wußte, sie das folgende Kind und noch wohl mehrere mit der noch älteren und schwächer gewordenen Milch vergiften ließen. Viele Mütter, die ihre Kinder selbst stillen, hegen die verwerfliche Meinung, man müsse das Kind bald zum Essen gewöhnen, und versorgen es reichlich mit allerlei Pappwerk. Andere, die ihre Kinder noch gesund entwöhnt haben, freuen sich, wenn sie gut essen können; sie reichen ihnen fast stündlich Speisen, ja sie ermuntern sie dazu, indem sie diesen unschuldigen Schlachtopfern allerlei Speisen vorsehen, um ihren Appetit zu reizen, und wollen es durchaus nicht glauben, wenn man es ihnen sagt, daß sie ihre Kinder dadurch

schwächlich machen, wo nicht gar umbringen, und damit zu unheilbaren Krankheiten den Grund legen.

Was mir am schrecklichsten vor- kömmt, ist die Gefälligkeit einiger Aerzte, welche dieses Verfahren billigen. Müttern können aus Unwissenheit folgen, aber jenen ist es nicht zu vergeben.

Man kan sich keine Vorstellung davon machen, sagt der vortreffliche Tissot, wie viel Nachtheil man den kleinen Kindern verursacht, wenn man sie jedesmal, da man in ihrem Schreien eine Anzeige des Hungers zu sehen glaubt, da doch ihre Schmerzen von ganz andern Ursachen, als der Hunger ist, abhängen können, mit Nahrungsmitteln überhäuft. Mögten doch vernünftige Mütter über diesen Mißbrauch die Augen öffnen und ihnen abhelfen! Man bildet sich ein, daß das Geschrei der Kinder beständig ein Zeichen des Hungers ist, und es kan vielleicht eine Wirkung des abetwfindens seyn, das von einem überfüllten Magen herrühret.

Diejenigen, welche den Kindern, in der Hoffnung, sie zu stärken, viel zu essen geben, fährt dieser scharfsinnige Arzt fort, betrügen sich sehr. Kein Vorurtheil ist so verderblich, als dieses; Alles was ein Kind über seine Nothdurft bekommt, schwächt dasselbe anstatt es zu stärken. Der ausgedehnte Magen verliert seine Kräfte, und wird zu einer guten Verdauung un-

nächtiger; die übermäßige Menge von Nahrungsmitteln verhindert die Verdauung der nöthigen Speisen; die übel verdauten Speisen geben nicht als kein keine Nahrung, und schwächen folglich das Kind, sondern sie werden auch eine Quelle von Krankheiten und bringen Verstopfungen, die englische Krankheit, DrüsenGeschwülste am Halse, schleichende Fieber, Schindsucht und endlich den Tod hervor.

Eine andere nachtheilige Gewohnheit in der Behandlung der Kinder besteht darin, daß man ihnen, so bald sie anfangen, außer der Milch andere Nahrungsmittel zu sich zu nehmen, welche giebt, welche die Kräfte ihres Magens übersteigen, und daß man ihnen zusammengesetzte Speisen erlaubt, die an sich schon schädlich sind, und es für Kinder noch mehr im Betracht ihrer noch schwachen und zarten Verdauungswerkzeuge werden.

Man muß, sagt man, ihren Magen an alles gewöhnen, man muß ihn stärken, alsdenn werden sie alles vertragen. Aber ist denn das der Weg, ihn zu stärken, wenn man ihnen öftere Unverdaulichkeiten verursacht, die eben eine große Schwäche zur Folge haben?

Wenn das Kind im Winterlothe sein körperliches Temperament, oder die Anlagen dazu dem Blute der Mutter zu verdanken hat, so sollte dies die Mutter aufrufen, schon zu der Zeit

für ihre Kindes Sorge zu tragen. Sie sollten auch nachher, das geborne Kind mit ihrer Brust ernähren, und wenn dieses unmöglich wäre, wenigstens gesunden, und wo möglich solche Mütter zu erhalten suchen, die mit ihnen zugleich ins Kindbett kamen, damit sie dem noch sehr zarten Kinde eine sehr Konstitution angemessene Nahrung verschaffen. Vor dem achten Monate seines Alters sollte sie das Kind noch an keine Speisen gewöhnen, und wenn es entwöhnt worden, so sollte man wenig auf Einmal, und das etwa vier bis fünfmal des Tages, zu essen geben, das viele Brod aber; welches mehrfache nachtheilige Folgen für einen zarten Magen hat, vermeiden. Etwas mehr kan man den Kindern schon dann erlauben, wenn sie anfangen zu laufen und sich Bewegungen zu machen. Statt aller weiteren Demonstration will ich einige Beispiele von Verpfütterungen der Kinder anführen.

Ein Kaufmann ersuchte mich, ein Kind zu besuchen. Als ich in die Stube trat, beschall mir ein lautes Geschrei und Gewinsel entgegen. Ich erschrock, als ich ein Kind von einigen Wochen über ein Jahr alt, der Wiege schreien hörte, die Knochen nur noch mit der Haut bedeckt waren, und selbst die Haut einem Lappen. Ich nahm das Bett weg, und fand, was ich vermutete, einen aufgetriebenen und festsitzen Bauch. Auf meine Frage

ob das Kind noch gestillt werde? war die Antwort Ja! Ich fragte, ob es auch Essen bekäme, und was? Und die Antwort war: O, man las es nicht sättigen. Man zeigte mir eine Schüssel von einem Quartier groß, welche es in drei Tagen voll Wehlbröte ausleerte. Es wäre nur stille, wenn man diesen Brei ihm beständig einflößte, und dann ließe es unten unaufhörlich durch. Ich verordnete, daß den Augenblick alles Essen aufhören und das Kind fürs erste mit der Brust zufrieden seyn müsse, und wenn diese mit der Zeit zu wenig Nahrung geben sollte, so könne Wasser mit dem süßesten Theil Milch gegeben werden. Man versprach, hiernach und nach einigen andern in der Folge für gut befundenen medicinischen Vorschriften zu handeln, und hielt Wort. Die Folge war, daß das Kind sich besserte, und jetzt frisch und gesund ist. Aber wie wenige Aeltern sind diesen gleich! bei vielen andern Kindern sah ich nach der zu reichlichen Nahrung Verstopfung der Drüsen, schiefen, dicken Hals, ja so gar hierzu gekommene bucklichte Verwachsungen u. enstehen. Noch ein Paar traurige Erfahrungen, die der würdige Theden gleichfalls erzählt. Eine Dame, sagte er, lag mit ihren sieben schönen Kindern im Fenster und rief mich zu sich hinauf. Ich muß ihnen meine Kinder zeigen, freuen sie sich nicht darüber? Ja, sagte ich, von Herzen. Ich sah in der Stube auf verschied-

nen Tischen Sammel; Biskuit, Kuchen, ander Gebäckes und Obst. Ich fragte, sät wen dieses sey? Für die Kinder, sagte man mit Lachen. Mit wahrer trauriger Empfindung erwiderte ich: So werden Sie die Freude nicht lange haben; Sie werden sie damit umbringen. Man lachte über meine Aengstlichkeit, und fuhr mit dem Futtern fort. Im nächsten Frühjahr hörte ich, daß schon drei von diesen Kindern gestorben wären. Man rief mich zu den noch übrigen Kranken, welche in einem finstern dunnigen Zimmer, in welchem mir der Aethem vergehen wolte, beisammen lagen, da her ich die Fenster aufriß. Jene hatte ein bössartiges Fieber hinweggerafft; an zweien von diesen waren alle Mittel, welche wohl gewählt waren, vergeblich; sie starben. Der älteste Sohn starb nach einem halben Jahre an der Auszehrung, und die einzige jetzt übrige Tochter trägt meines Wissens noch diesen Tag einen Salzfluß im Gesichte. Die Mutter war untröstlich, weil ich sie gewarnt hatte, und sah sich als eine Mörderin an. —

Ich sah den jungen Sohn eines vornehmen Mannes, der noch kein völliges Jahr erreicht hatte, und von der vortreflichen gesunden Mutter selbst gestillt ward, an einem starken Ausschläge des Gesichts, mit sehr entzündeten stets thränenden Augen äußerst elend darnieder liegen. Der Ausschlag griff auch andre Theile des Körpers an.

an. Der Unterleib war stark und von
stetlicher Härte; oft stekte sich ein
Durchfall ein, u. Die äußern Glieder
der Füßen bereits an, abzusprehen, und
der kleine Patient schrie Tag und Nacht.
Nach genauer Untersuchung fand sich,
daß dies einzig die Folge von Ueberla-
dung mit allerlei Speisen war, die
ihm von seinen Wärterinnen heimlich
gereicht worden waren. Nur nach

unsäglichem Qualen und dem aufgetrag-
ten Bemühen, während welcher
Nacht von Seiten der Wärterin mit der
Ärztin konnte der Kranke gehehen.

Herr von Kestern, die, nicht von
blinder Liebe geleitet, ihre Kinder schon
früh Ordnung und Mäßigkeit lehren,
und ihnen eben dadurch das kostbar-
ste irdische Gut, ihre Gesundheit,
sichern!

B.

M.

Noch eine Beantwortung der im 46^{ten} Stück dieses Magazins geschehenen Anfrage.

Komtes blos darauf an, den Maul-
wurf aus den Gartenfeldern, wel-
chen er durch sein Wühlen und Auf-
werfen nachtheilig ist, und endlich
aus dem ganzen Garten zu vertreiben,
so kan ich dazu ein sehr einfaches und
leichtes Mittel empfehlen, welches
vielsältig mit gutem Erfolge von meh-
rern versucht ist. Man nimt die jun-
gen Zweige vom Thorn oder Hollun-
derbaum, schneidet davon etwa Ellens
lange Stöcke, schabet die äußere Rin-
de oder den Bast davon ab, doch so,
daß die Fasern daran hängen bleiben,
und steckt diese Stöcke in die vom
Maulwurf gemachte Röhren. Der
Geruch hiervon ist dem Maulwurf so
sehr zuwider, daß er sofort seinen bis

herigen Aufenthalt verläßt, und
leicht wieder dahin komt, und an
entfernere Gegend zur Wohnung
wählet. Ist er auch da nachtheilig,
so wird daselbst das Mittel eben-
falls angewendet, und er so lange
verfolget, bis er das ganze Netz
verläßt. Sollte aber der Maulwurf
seine alten Röhren wieder besuch-
en und dieselben aufs neue gangbar ma-
chen, wenn die Stöcke alt geworden
und alle Witterung verloren haben,
so läßt sich doch das zuerst angewandte
Mittel leicht und mit weniger Mühe
so langewiederholen, bis der dahier
vertriebene Maulwurf die Gegend
ganz vermeidet und flieht.

L.

A.

Sammverisches Magazin.

68tes Stüd.

Montag, den 23^{ten} August 1790.

Von dem Zustande der spanischen Landmacht *).

Die spanische Infanterie besteht aus 44 Regimentern, jedes 2 Battaillonen stark. Die spanische und wallonische Garden sind nicht hierunter einbegriffen, von welchen jede aus 4200 Mann in 6 Battaillonen besteht. Von diesen 44 Regimentern sind nur 35 aus Nationaltruppen zusammengesetzt; zwei aus Italienern, drei aus Niederländern, und vier aus Schweizern.

Von diesen 88 Battaillonen sollte jedes aus 684 Mann bestehen, und wären diese vollständig, so würde die spanische Infanterie bis zu 60000 Mann hinauf steigen. Allein, dies ist bei weitem der Fall nicht. Ich habe oft — vielleicht übertrieben — behaupten hören, daß es Spanien schwer fallen würde, 30000 Mann wirklich in Europa ins Feld zu stellen. Es ist indessen zuverlässig, daß Spaniens Infanterie für den weiten Umfang seiner auswärtigen Besitzungen nicht zureicht, da Besatzungen in Afrika und in verschiedenen wichti-

gen Plätzen der Colonien, wie z. B. in Havana, Porto Rico, Buenos Ayres und Vera Cruz unterhalten werden müssen. Aber am Ende des Jahres 1776 unterhielt Spanien 32 Battaillonen außer Europa, und 1782, 36 Battaillonen in Amerika allein.

Die Mittel zur Rekrutirung sind sehr beschränkt. Die Nation, brav wie sie ist, hat dennoch seit einiger Zeit einen Widerwillen gegen den Dienst zu Fuß geäußert. Es wird jedem Regiment schwer, Leute anzuwerben. Daher werden die Werbeplätze in Dörfern angelegt, wo man viele Taugenichtse, Lieberliche und Einfältige zu finden host. So wird das Militair, wie in Frankreich, durch die Unordnungen der Gesellschaft vermehrt, und durch eine glückliche Metamorphose werden diejenigen zu ihrer Verteidigung bestelle, die ihre Ruhe stöhren. Die fremden im Dienst der Spanier beständlichen Regimenter werden besonders auf Kosten der französischen rekrutirt. Und da die Spanier fern von der uns

*) Aus dem British Mercury Vol. XIV. Nro. 30.

zufriedenen Kostlosigkeit sind, durch welche sich ihre Nachbarn auszeichnen, die deshalb alle Theile des Erdenrunds durchwandern, und da überdem die französische Armee weit zahlreicher ist, als die spanische; so ist aller Nachtheil, der aus der Nachbarschaft der beiderseitigen Besitzungen entsteht, ganz auf Seite der Franzosen. Der Hof von Madrid ist deshalb auf keine Weise geneigt, mit dem von Versailles ein Cartel zur wechselseitigen Auslieferung der Ueberläufer zu schließen. Man hielt es im Jahre 1761 für hinlänglich, daß jeder Theil die Waffen, Pferde und Bagage der Soldaten zurük liefern sollte, welche aus einem Dienst zum andern gingen.

Auf eine andere Art wird die spanische Armee durch die *Quinta* recrutirt. Dies ist eine Art, durchs Loos Soldaten zu erhalten, welche man jedoch von der Einrichtung in Frankreich unterscheiden muß, ob sie gleich in beiden Ländern gebräuchlich ist. In Spanien werden dadurch die regelmäßigen Truppen, und in Frankreich die Provinzialregimenter vollzählig gemacht. Durch eine Verordnung von 1705 wird aufgegeben, daß in jedem Dorfe, von fünf die Waffen zu tragen fähigen Mannspersonen eine durchs Loos gewählt werden soll. Dies sollte eine vorläufige Veranstaltung seyn, um erst im Nothfalle von den Rekruten Gebrauch zu machen. In

dieser Verordnung muß man richtig die Etymologie des Wortes *Quinta* suchen. Wie es oft geschieht, ist auch hier die Sache verändert und der Name geblieben. Die *Quintas* erfordern jetzt keine so große Anzahl. Und da das Volk bei einigen neuern Vorschriften gezeigt hat, wie verhaßt ihm diese Art Truppen auszuheben sey, so bedient sich die Regierung derselben erst dann, wenn es aufs äußerste gekommen ist. Strenge ohne Veranlassung brauchen, ist nicht Standhaftigkeit, sondern Thorheit; und die Ausübung der Autorität so lang vermeiden, bis irgend eine heftige Crisis außerordentliche Anstrengungen erfordert, ist nicht Schwäche, sondern Klugheit. Zum letzten mal fand die Aushebung der *Quintas* im Jahre 1775 statt, als Spanien sich zum Kriege gegen Portugal in Amerika rüstete. Im letztern Kriege mit England bediente man sich ihrer nicht, und die Regimenter, die man zur Belagerung von Gibraltar und Minorca brauchte, wurden auf Kosten derjenigen vollzählig gemacht, die sich nicht in wirklichem Dienst fanden.

Außer den 44 Regimentern regelmäßiger Infanterie, sind in Spanien 42 Regimenter Miliz errichtet, und in den Provinzen, die zur *Kroze* Kastilien gehören, zerstreuet a). Sie liegen näher oder entfernter bei einander, nach Verhältniß der Bevölkerung und Ausdehnung der Provinzen. Dies

a) Außerdem giebt es noch verschiedene Compagnien Bürgermilitz in Cadix, Porto Maria, Corona und neun andern Plätzen von Spanien.

Regimenter werden nur auf einen Monat im Jahre versammelt, in irgend einer der Hauptstädte, von welcher sie den Namen führen, und alsdenn werden die Officiere und Soldaten besoldet. Zu jeder andern Zeit sind sie in den Dörfern zerstreuet, und jeder folgt seiner Handthierung. Diese Regimenter, welche sämmtlich nur aus einer Bataillon von 720 Mann bestehen b), müssen immer vollzählig seyn. So bald einer von der Miliz stirbt, desertirt, oder seinen Abschied bekommt, so wird im Dorfe, aus welchem er zu Hause war, seine Stelle sogleich durchs Loos ersetzt. Die Verordnungen von 1703 und 1705 befehlen, daß bei der Auswahl der Miliz von 100 Personen eine genommen werden soll, eine Regel, von welcher man sich bei der Anwendung derselben, entfernt haben muß. Man kann nicht voraussetzen, daß solch eine Anordnung jemals beobachtet worden sey. Aus 42 Regimentern, jedes zu 720 Mann, entsteht eine Summe von 30000 Mann. Vervielfältigt man diese 30000 mit 100, so kämen drei Millionen Unterthanen in den zur Krone Kastilien gehörenden Provinzen heraus, die fähig wären, die Waffen zu tragen; und es würde schwer seyn, diese Berechnung mit dem wahren Bevölkerungszustande jener Provinzen zu vereinigen.

Die Regimenter Landmiliz haben einen besondern Aufseher. Die Obersten werden unter dem ausgezeichneten

den Adel des Landes ausgesucht. Diese haben eine sehr ausgedehnte Gewalt über ihre Leute. Sie können Strafen zuerkennen, und man appellirt von ihren Aussprüchen bloß an den König vermittelt des Kriegsconseils. Wenig Staaten in Europa haben eine besser regulirte Landmiliz. Die Grenadiere jedes Regiments werden in Kriegszeit mit den regelmässigen Truppen vereinigt. Sie genießen unter ihren Mitbürgern eines Auffs und eines Ansehns, welche ihr ganzes Betragen während dem letzten Kriege mit Recht verdient hat.

Alles was ich von der Infanterie gesagt habe, gilt auch von andern Corps der spanischen Armee. Die Cavallerie besteht aus 14 Regimentern, die 1730 errichtete Brigade Carabiniers ungerchnet. Es giebt 3 Dragonerregimenter. Jedes dieser zwei Corps hat einen Aufseher. Jedes Cavallerieregiment ist aus 4 Escadronen zusammengezetzt, welche 150 Mann jede enthalten sollte. Wären diese Corps vollzählig, so würde Spanien eine Armee von 13200 Mann zu Pferde unterhalten. Man hat indessen versichert, daß 1776 bei der Annäherung des Krieges, der bald nachher ausbrach, nur 8000 wirkliche Cavallerie in Spanien befindlich waren. In Friedenszeiten werden die 600 Mann, welche jedes Regiment enthalten sollte, zu 480 heruntersetzt, und von diesen sind noch 80 demontirt.

¶ 99 2

Diese

b) Außer den von Majorca, in welchem 2 Bataillonen befindlich sind.

Diese Anordnung wurde durch die Oekonomie von 1768 hervorgebracht. Die Folge davon ist, daß der Dienst zu Pferde den Spaniern angenehmer ist, als er es sonst seyn würde, da die neuen Rekruten 3 bis 4 Jahre zu Fuß dienen müssen, bis die Reihe an sie kömt, Pferde zu erhalten. Dieser Fehler ungeachtet, kan man die spanische Cavallerie mit unter die schönsten von Europa rechnen.

Das Corps Carabiniers verdient die Aufmerksamkeit der Kenner. Es dürfte blos ein wenig besser disciplinirt seyn, um den besten Cavallerieregimentern anderer Königreiche gleich zu kommen. Es liegt in der Provinz la Mancha, die es nur von Zeit zu Zeit verläßt, da der König, wenn er sich in Aranjuez aufhält, darüber selbst Revue hält. Ich war bei mehreren dieser Revuen zugegen, und konnte nicht genug die Schönheit, Gelenskamkeit und Lebhaftigkeit der Pferde bewundern. Die Carabiniers sind über das ein auserlesenes Corps, von wahren militairischem Geist beseelt. Nur ihr Aufenthalt in la Mancha, von welcher sie, so zu sagen, Bürger geworden sind, erstarrt ihre Thätigkeit, und ist nicht von den besten Folgen der Sittlichkeit der Einwohner.

Die Cavallerie ist in Spanien nicht so gut beritten, als man es nach dem vortheilhaften Rufe der spanischen Pferde vermuthen mögte. Man sagt allgemein, daß die Pferdezuucht ausartet, und es ist gewiß, daß schöne spanische Pferde seltner geworden sind. Man

schreibt dies der wenigen Sorgfalt zu, die man getragen hat, die Racen zu mischen, und besonders der zu großen Zahl von Stutereien von Maulthieren, die man aus den feinsten Stuten des Königreichs zieht. Wegen der unermüdenden Arbeitsamkeit und Dauerhaftigkeit dieser Thiere, zieht man sie am Hofe und auf dem Lande den Pferden vor. Da die Stutereien in Spanien keine zureichende Anzahl Maulthiere hervorbringen, so wird der Mangel derselben durch Maulthiere einer schlechteren Gattung aus einigen französischen Provinzen ersetzt. Die Pferdegestüte, welche noch in Andalusien vorhanden sind, werden vernachlässigt, und es giebt wenige, außer denen des Königs und der Großen, mit dem Marschall, den Se. Majestät in Aranjuez unterhält, die noch den alten Regeln der spanischen Pferdezuucht anhängen.

Die Natur, welche Spanien so freigebig mit dem Nothwendigen und Verlässigen, mit dem was Bedacht und Luxus fordern, versehen, und ihm keine der Gaben versagt hat, die der Friede genießen läßt, hat Spanien eben so verschwenderisch mit allen Materialien versorgt, aus welchen der Krieg die Werkzeuge der Zerstörung zusammensetzt; sie hat ihm Eisen in Menge gegeben, Kupfer, Blei und Salpeter, und wir werden sehen, daß dies Land nicht nöthig hat, andern die Versorgung seiner Artillerie mit diesen zerstörenden Schätzen schuldig zu seyn.

Erst seit 1710 hat die spanische Artillerie ihre gegenwärtige Gestalt erhalten. Damals wurde sie in ein Regiment vereinigt, aus 5 Bataillonen zusammengesetzt, die Cabette nicht einbegriffen, die in Segovia erzogen werden. Der Oberste des Regiments ist General-Commandant, der für das Corps Artillerie das ist, was der Aufseher für Infanterie, Cavallerie, Dragoner und Miliz. Diese Stelle ist gegenwärtig mit dem Grafen von Lacy besetzt, ein geborner Ireländer, der vorher den spanischen Monarchen an verschiedenen nordischen Höfen repres-

sentirt hatte, wo er mit all' der Aufmerksamkeit und Achtung aufgenommen wurde, die er verdient. Man sagte bei Gelegenheit seiner Erhebung, daß, nachdem man ihm außer Spanien die Beförderung des politischen Interesses seines Souverains anvertraut hätte, man ihn endlich die Verbesserung und Beförderung des letzten Raisonnements der Könige aufgetragen. Eine Anspielung auf das Motto auf einige dieser verwüstenden Maschinen, ultima ratio regum (letzter Rechtsgrund der Könige.)

Noch ein Vorschlag, den aus der Haft entwichenen Verbrecher, auch ohne Steckbrief, kennbar zu machen.

(Siehe das 31^{te} St. dieses Magazins v. d. J.)

Man lege dem Inquisiten eine starke messingene, mit Leder unterfütterte Halsbinde um, wie sie die Mohren, Tambours in Cassel tragen. Der Name des Gerichts sey darin gegraben. Statt des Druckschlosses ein starkes Schlüsselschloß, wie an einer Brieftasche. Der Schlüssel werde ohne Beiseyn einer Gerichtsperson auch nicht dem nur gar zu oft nachlässigen Gefangenwärter anvertraut. Gibt gleich der Zufall dem Entsprungenen eine Feile in die Hand; so werden jedoch Kopf und Schultern die zu ihrer Wirkung durchaus noch

wendige schräge Richtung verhindern. Oder, zween halbe Zirkel von Fedehartem Stahl, gegen dem Schloß über mit einem wohl versenkten Wirbel verbunden, wird er selbst, ohne Hülfe eines andern, gar nicht ablegen können.

Nicht nur Thorwachen, Bauwerksmeister, Geschworne, und Krüger, sondern auch der Hausmann, der selten Steckbriefe liefert, würden dahin anzuweisen seyn, bei jedem Verdächtigen eine Nachsuchung dieses etwa bedeckten Hals schmucks anzustellen.

Schrogn.

L. J. Gr.

Dyn 2

Noch

Noch Etwas vom Zeichnen gefangener Diebstahler, denselben das Entweichen zu erschweren.

Der Herr Verfasser des im 3ten Stück dieses nützlichen Magazins von d. J. mitgetheilten Aufsatzes, wird es hoffentlich nicht ungleich ausdeuten, wenn ich auch zu seinem Vorschlage, wie Gefangene bequem, auch recht kenntlich, gezeichnet werden können, ein Scherflein beibringe. Zur Erläuterung muß ich aber gleichwohl vorher anzeigen, auf welchem Wege, und in welchem Verhältniß sich das bequeme Mittel, die Haut des Menschen ohne Schaden der Gesundheit zu zeichnen, mitbekannt gemacht habe. Vielleicht hat alsdenn diese Mittheilung in einer ganz andern Aussicht einigen Nutzen mehr.

Vor etwa 27 Jahren vermißte ich in meiner Gemeinde zwei unverheirathete jetzt noch lebende Frauenspersonen, die sonst fleißige Kirchengängerinnen waren, auf viele Wochen, ja gar einige Monate, in der Kirche, ob sie mir gleich sehr oft bei den Wohnungen der Ihrigen gesund und wohl, doch, mit einem besondern Verbande des Kopfes, zu Gesichte kamen. Meine Pflicht erforderte es gar bald, diesen beiden Töchtern des Laudes die Veräumung des öffentlichen Gottesdienstes verweislich vorzuhalten. Zuerst war zwar die Entschuldigung: sie hätten einen Zufall am Kopfe, daß

sie ihre Sonntagshauben nicht aufsetzen, und sich also in der Kirche nicht sehen lassen könnten. Als aber diese Entschuldigung immer fortbaute, wandte ich mich an ihre Aeltern und Anverwandte, und nun klärte sich die Ursache auf. Beide Mädchen mußten zum Vorschein, und ich hier nicht gebräuchliche Stirnbänder abnehmen. Auf der Stirne der einen standen nicht nur deutlich, sondern auch sogar zierlich, ganz glatt, und ohne Narbe, in einem Hin und wieder noch brennenden Roth die Anfangsbuchstaben ihres Namens I. A. R. Auf gleiche Weise auf der Stirne der andern die Buchstaben I. A. I. A., welche schon etwas mehr zu verfließen schienen. Ihr Erständniß war folgendes: Ein unter ihnen wohnender Anverwandter und schon langer Pension gesetzter Reuter, habe sich vor länger als einem Vierteljahr in einer Abendgesellschaft erzählt, wo er es angefangen habe, daß er in seinen sechsjährigen Kriegesdiensten, meistens im Felde, fast stets im Quartier, oder im Hospital, sein Gemüth leben können, wenn die andern herans oder gar vor den Feind gemüth hätten. Er habe mit einem ihm von Jemand geschenkten blauen Stücken die Waden und Beine überzogen, sei ohne Schmerzen, aufgezogen, also unmöglich Stiefeln anziehen, und

Dime

Dienste thun können. Die Chirurgi hätten ihn zwar fleißig kuret, aber er sey immer wieder mit seinem blauen Stricken bei der Hand gewesen, bis man deswegen seiner müde worden, und ihn nach seinem Wunsche mit der Gnadenpension verabschiedet habe. Er habe seinen blauen Stricken noch, und wenn sie Lust hätten, wolle er ohne Schmerzen, ihnen wohl ihre Namen vor den Kopf schreiben, daß man es lange sehen könnte. Weil sie die Erzählung des Reuters für Aufschneiderei gehalten, hätten sie aus eigener Thorheit, und auf Zurathen der Gesellschaft, sich den unglücklichen Spaß gefallen lassen, den sie nun so schmerzlich bereuen mußten. Das Zeichnen der Buchstaben habe ihnen keine Schmerzen verursacht. Nun tröstete sie der Reuter, und auch ein zu Rathe gezogener Chirurgus, nach und nach würde, wie der Anfang schon zeigte, alles von selbst verrätschen. Solches geschähe auch wirklich nach einigen Wochen. Es glückte mir, jenen berüchtigten Blauslicken von dem nun erst vor wenigen Jahren verstorbenen Reuter zu erlangen. Aus einem Irrthum, der mir leicht zu verzeihen war, hielt ich das Ding für den Lapidem infernalem, oder Höllenstein, von dem ich wohl ehemals

St. J.

etwas gehört, oder gelesen hatte. Ich zeigte aber doch den Stricken einem überaus geschickten Apotheker, der mir denn folgende Bezeichnung gab. Es sey keinesweges der Lapis infernalis, der ein in Salpetersäure aufgelöstes überaus feines Silber wäre, bei der Operation Schmerzen verursache, auf der Wunde eine Kruste setze, und eine Narbe hinterlassen könne.

Es sey auch nicht der Lapis causticus, der aus einer alkalischen, mit ungelöschtem Kalk geschärften, eingesochten, hernach im Ziegel calcinirten Lauge bereitet, zu einer Consistenz geformet, und zu dergleichen Zeichnung wohl ganz ungeschickt wäre; sondern dieser Blauslicken sey nichts anders, als Vitriolum de Cypro, oder Blauslein. Man könne zwar denselben durch Kunst aus Kupfer und Vitriol bereiten; allein er würde in den Kupferbergwerken in reifer Consistenz, und gleichsam gediegen, gefunden.

Also, aus Menschenliebe, dem armen Gefangenen keine große und unnöthige Schmerzen zu machen, und weil die gemachte Zeichnung viele Wochen kenntbar bleibt; würde solches Vitriolum de Cypro wohl zu jenem Endzweck einen Vorzug verdienen.

J. W. 6 - 1.

Wohl

Wohlgemeinte Warnung.

Man weiß aus Inquisitionen, daß oft die verdächtigsten Vagabonden, die gefährlichsten Räuber mit den besten und dem Anschein nach untadelhaftesten Pässen und Documenten versehen sind. Die Mittel, diese zu erhalten sind freilich mancherlei für ein erfinderisches Spitzbubengenie. Haben sie z. B. Verschiedenes unter sich, verstehen sie die Kunst, Siegel in Wachs abzudrucken, Hände nachzuahmen, oder haben sie Gelegenheit, Unterbediente zu bestechen, oder von reisenden Handwerksburschen Pässe zu erhandeln; so ist es freilich leicht zu begreifen, aber auch noch wohl zu entdecken. Allein, ein sehr leichtes Mittel bieten manche Obrigkeiten unschuldiger Weise ihnen selbst dar. Manche Beamte und Gerichtspersonen haben die bequeme Gewohnheit, bei Ausfertigung eines Documentes, das sich bloß auf eine Folioseite beschränkt, eine Oblate zwischen die beiden Bogenblätter zu legen, und dann das Amt- und Gerichtssiegel darauf zu drucken, wodurch

beide Blätter zusammen verbunden werden. Dieses ist gefährlich. Es ist sehr leicht, die beiden Blätter von einander zu schneiden, und vor dem ersten so viel Papier auszuscheiden, als zu Bedeckung des Siegels, das auf der zweiten Hälfte bleibt, in Form eines Quadrats, oder wie man sonst die Gewohnheit hat, die Oblate zu bedecken, nöthig ist. Auf diese zweite mit dem Siegel versehene Bogenhälfte kann der Verfälscher schreiben, was er will, kann sich selbst das beste Zeugniß geben, und es wird nicht leicht Jemand für falsch erkennen, oder das Mittel der Verfälschung entdecken. Dieses kann von Spitzbuben, und auch von andern Fallas, zum Nachtheil des Publikums genutzt werden.

Ich habe es wenigstens nicht für unnütz gehalten, diese kleine Warnung gegen jene Untersegelungsmethode hier öffentlich bekannt zu machen. Vielleicht, daß dadurch noch ein anderes Falsum entdeckt wird.

Oldershausen.

J. A. Weppen.

Sammoverisches Magazin.

69tes Stück.

Freitag, den 27ten Augußt 179c.

**Nachricht, die in der Gotha'schen Handlungszeitung gelehrte
Bereitung einer beständigen blauen Farbe
für die Malerei betreffend.**

In der Gotha'schen Handlungszeitung, und zwar dem 1ten Stücke vom 13ten März 1790, findet sich die Vorschrift zu der Bereitung einer beständigen blauen Farbe zur Malerei, von dem Hrn. D. Albr. Höpfer, wovon der Hauptbestandtheil Zinnalkali ist, der mit Koboldblau tingirt werden soll.

Wenn bekannt ist, wie sehr die Maler um eine beständige blaue Farbe in Del verlegen sind, und wer da weiß, wie übertrieben theuer die einzige wirklich brauchbare Farbe in Del, das Ultramarin, ist, der wird eingesehen, daß diese Bekanntmachung alle Aufmerksamkeit verdiente. Ein Historienmaler, der um die Dauer seiner Gemälde bekümmert ist, darf eigentlich kein Berlinerblau gebrauchen, weil es nachdunkelt, mit andern Farben vermischet, grün wird, und endlich ganz verfliehet. Die Anwendung der Schmalte in Del, ist aber wegen der glasartigen Beschaffenheit dieser Farbe, so sehr beschwerlich, daß nur we-

nige Maler damit umzugehen und sie zu gebrauchen wissen. Die Kunstmalers waren also dem Hrn. D. Albr. Höpfer vielen Dank für diese Bekanntmachung schuldig, und dieses um so mehr, da er versichert, so uneigennützig zu seyn, durch die Eröffnung des Geheimnisses der Zubereitung der Farbe sich eines Vortheils zu begeben, der für ihn wichtig seyn können, und andere da ernten lassen zu wollen, wo er gesät habe. Wer hätte bei dieser Aeußerung, und der Versicherung, daß die Versuche nach dieser Vorschrift jedesmal von erwünschtem Erfolge gewesen wären, vermuthen können, daß die Bereitung dieser blauen Farbe mißlich, und vielleicht gar nach der Vorschrift unausführbar ist. Wie derholte Versuche, die hier und an einem nahe gelegenen Orte von einem berühmten und äußerst geschickten Chemiker angestellt sind, scheinen indessen dieses sehr klar zu bestätigen. Hier sowohl, als an jenem Orte, hat man das reinste Zinn und den besten sächsischen

schen oder Freiburger Kobold kunstmäßig nach der Vorschrift aufgelöst, niedergeschlagen und ausgefüßt. Der Niederschlag, welcher blaßgelbgrau aussah, wurde hier in einer porcellainen Tasse, und auch in einem Schmelzscherven unter der Muffel in einem Treibofen successiv einem solchen starken Feuer ausgesetzt, daß die in einem andern Scherven daneben stehende blaue Schmalte zusammenschmolz. Allein seine Farbe ward wenig verändert, nur fiel sie mehr ins Graue, oder schmutzig Grüne. Von einem angenehmen Blau aber fand sich nicht die mindeste Spur. Man nahm darauf die sogenannte Zaffer, oder Kobold, mit einem Glasflusse versehen, und mischte diese mit dem Niederschlage des Zinns; allein, auch diese Mischung ward in gleich starkem Feuer nicht blau gefärbt. Der vorerwähnte berühmte Chymiker, hat gleichfalls wiederholte Versuche nach der Vorschrift des Hrn. D. Albr. Höpfner gemacht mit Malacca Zinn, mit englischem Zinn, mit Veränderung des Verhältnisses, mit wiederholtem Feuer, so, daß die Mischung in allem 48 Stunden geglühethat, ja, er hat sie mit Boraxglas, auch Sedativsalze geschmolzen, da sich allerdings zwar eine hellblaue Farbe gezeigt, aber durch Auswaschen wieder verloren hat. Endlich ist von ihm auch ganz reiner Koboldkönig, ferner Wismut haltender, auch arsenicirter Koboldkönig angewendet worden, jedoch alles ohne Erfolg.

Hieraus scheint nun nichts anders zu folgen, als daß es mit der bekanten gemachten Vorschrift seine völlige Richtigkeit nicht haben müsse.

In dem 2ten Stücke der Gotha'schen Handlungszeitung vom 20ten Febr. 1790, findet sich ebenfalls die Bekantmachung einer weißen Farbe aus Zinkvitriol, von dem Hrn. D. Albr. Höpfner nach de Morveau. Auch dieser Proceß ist versucht worden, allein, es thut mir leid, sagen zu müssen, daß man dadurch zwar eine weiße Farbe erhält; ihre Eigenschaften erheben sie aber wenig oder gar nicht über die der ordinairten Kreide. Sie hat nemlich keinen Corpus, wie es die Maler nennen, das ist, sie wird mit Del vermischt, durchscheinend, und verliert ihre Weisse. Ein Delmaler kan sie also nicht gebrauchen, und in der Wassermaerei kommt man mit Kreide oder Gips eben so weit. Da der Niederschlag des in Vitriolsäure aufgelöseten Zinks mit Kalkrahm geschwähet, so läßt sich leicht begreifen, daß der auf diese Weise erhaltene Zinkst nicht rein seyn könne.

Wenn man hier mit Aufrichtigkeit sagt, wie die Versuche ausgefallen sind, so geschiehet es in der guten Absicht, um andern die Mühe und Kosten vergeblicher Unternehmungen zu ersparen, und um aus der Quelle, woraus die Bekantmachung gekostet ist, vielleicht eine nähere Aufklärung zu erhalten. Zu bedauern ist es indessen immer, wenn bis auf den heutigen

eigen Tag so viele thymische Vorschriften in Ansehung der Zuverlässigkeit, den Recepten der neuen Kochbücher nachsehen, so, daß ein ehrlicher

Loth aus Igebor, es übel zu nehmen Ursach hätte, wenn man ihn in diesem Stücke mit einem Paracelsus vergleichen wolte.

Vom menschlichen Alter, verglichen mit dem Alter einiger Thiere.

Wie hoch und wie weit sich das Ziel des menschlichen Lebens eigentlich erstreckt, davon läßt sich keine gefetzte Anzahl von Jahren angeben; sondern man hat nur allgemein anerkannt, daß der Mensch unter allen Thieren, etwa den Elephanten, und auch diesen kaum, ausgenommen, am längsten lebe; dergleichen schon Aristoteles (de gener. Animal. IV. 10.) geurtheilt hat. Wenn indessen die Thiere acht mal so lange leben, als sie zum vollkommenen Wachstume Zeit nöthig haben, wie bei allen großen Thieren erweislich ist, so kan der äußerste Zeitpunkt des Menschenlebens nicht über das zweite Jahrhundert hinausreichen. Wenn der Mensch bis in das zwanzigste Jahr wächst, so wären 160 seine äußerste Lebensgränze. Bei Leichnamen von 150 Jahren, wenig darüber oder darunter, haben die sorgfältigsten Zergliederer keine natürliche Ursache eines nahen Todes, wohl aber die eine oder andere zufällige gefunden, wodurch dasmal der Tod verursacht worden. Diese Greise hätten daher noch immer leben können. Vielleicht ist von recht alten Leuten keiner am würllichen wahren Alter, sondern an Zufällen

gestorben, die den Körper in dieser letzten Lebensperiode gar häufig betreffen. Haller und Fischer erzählen die Krankheiten nach der Reihe, welche den Alten so öfters zustoßen, und gemeiniglich ihrem längern Leben ein Ende machen, da ihnen die Naturkräfte gegen diese Uebel nicht mehr zu statten kommen. Das hohe Alter der ersten Menschen, die verschiedene Jahrhunderte erreichten, hat mit der jetzigen Lebensdauer des Menschen einerlei Gang, Verhältniß und Ursache. Allem Vermuthen nach ging es in diesem Weltalter mit dem Wachstume des menschlichen Körpers und Entwicklung der Theile desselben wegen der weichen, viel ausdehnbarern Nahrungsmittel, ungernein langsamer zu. Sechzig bis achtzig Jahre waren nöthig, ehe die Leute zur gehörigen Reife, zur Fähigkeit des Zeugens gelangten. Lebten sie nun nach der heutigen Regel sieben bis acht mal so lange, als die Zeit ihres vollkommenen Wachstums betrug, so kamen sie freilich an verschiedene Jahrhunderte.

Unter allen Menschen, von deren Alter man neuerer Zeit durch richtige Weise gewiß worden, scheint Heinrich

Jenkins, aus Merton in England, (Philos. Transact. N. 268.) wohl der vorzüglichste zu seyn, der ein Alter von 169 Jahren, folglich 6 weniger als Abraham, erreicht hat. Außer diesem werden in der Geschichte und in den besondern Nachrichten noch weit ältere Leute von 170 bis 240, sogar von 300 Jahren aufgeführt, denen aber wenig Glauben beizumessen ist. Dergleichen Erzählungen von sehr alten Leuten finden sich in den Geschichtsbüchern fast bei allen Völkern. Es ist wahr, in allen Ländern und bei allen Lebensarten, trifft man Greise von hohen Jahren an, und es fehlt auch Deutschland nicht daran, unersachtet Haller es für kein Land hält, wo die Leute recht alt werden. Es kömt aber hier auf die Richtigkeit der Sache an, um genau zu wissen, wie weit das menschliche Lebensziel noch heut zu Tage gehen könne. Denn, daß diese und jene Lebensart mehr beitrage, das Alter der Menschen höher zu bringen, gehöret ebenfalls nicht hieher, wo von der Lebenslänge überhaupt die Rede ist. Man glaubt insgemein, daß es unter den Gelehrten, wegen ihrer sitzenden Lebensart, wenig Alte gebe. Aber ich getraue mir, zu behaupten, daß in keinem Stande so viele alte Menschen, als im gelehrten, angetroffen werden, als welcher wahrscheinlich so viele derselben liefert, als die übrigen Stände zusammen genommen, kaum hergeben werden. Denn, eben die ruhige einformige Lebensart der meisten Gelehrten, und ihre Gelegenheit

und Vorsicht, den körperlichen Zustellen bei Zeiten vorzubeugen, geben schon die Mittel an die Hand, zu einem hohen Alter zu gelangen. Diese Sache verdiente, zur Ehre des gelehrten Standes, eine genauere Untersuchung, welche viel Unerwartetes enthalten würde. Endlich ist auch das ein irriger Wahn, als wenn bei dem zunehmenden Alter der Welt die Lebensgränze der Menschen verkürzt würde, und ihrer weit weniger, als in den ältesten Jahrhunderten, zu sehr hohen Jahren gelangten. Zu läugnen ist es nicht, daß die wollüstige weiche Lebensart der Menschen das Lebensziel derselben ungemein abkürze. Aber die Erfahrung aller Zeiten lehret doch auch, daß unter einem ins Wohlleben am meisten versunkenen Volke, dergleichen vormals die Römer zu Vespasians Zeiten waren, dennoch eine große Anzahl hoch betagter Greise sind vorgefunden worden. Eben das gilt von unsern Jahrhunderten, und von den heutigen an den Luxus höchst gewöhnten Nationen, unter denen hin und wieder über hundertjährige angetroffen werden; Greise, die unstreitig ihren ungeschwächten Körper noch aus der ehemaligen ehrsüßigen Lebensordnung der Vorfahren herüber gebracht haben.

In der Tabelle, die ich nun zum Beschlusse vom Alter der verschiedenen Thierarten mittheile, halte ich mich an die Angabe der neuern Aerzte und Naturforscher, besonders des Herrn von Haller und Herrn von Buffon. Auf die Alten darf man sich hierin gar nicht

nicht verlassen. Sie haben viel sa-
belhaftes, und nahmen jegliches Hi-
förschen auf, das sie in dieser Absicht
irgendwo auffuchten. Ein solches könn-
te vielleicht das von dem Alter des
Hechts, nach einem ihm umgelegten
Kupfernen Halsbände, seyn. Ein sol-
ches ist unstreitig auch das von Hir-
schen, die mit einem Halsbände ge-
zeichnet, nach Jahrhunderten sollen ge-
funden seyn; daher man des Hirsches

Alter über 300 Jahr geschätzt hat.
Ueber das wahre Alter der Thiere sind
noch sehr wenige richtige Bemerkun-
gen angestellt, die allerdings viel Mü-
he und vorgängige Vereitung ersor-
dern. In der Tabelle habe ich, so viel
mit einigem Grunde als richtig anzu-
nehmen gewesen, die Zeit des Tragens
und des Auswachsens, neben der Le-
bensdauer, angemerkt.

Anzeige vom Alter einiger Thiere.

Thiere.	Tragen.	Auswachsen.	Alter.
Biene	—	—	1 Jahr.
Polypen	—	—	2 —
Grille	—	—	10 —
Spinne	—	—	1 — vielleicht länger.
Skorpion	—	3 Jahre	— vielleicht lange.
Fußkrebs	—	3:4 —	20 —
Muräne	—	—	60 —
Karpfen	—	viele Jahre	100:150 —
Hecht	—	—	40 — und länger.
Krokodill	—	wächst immer	100 — und mehr.
Schildkröte	—	in 20 Jahren wenige Zolle	100 — und mehr.
Huhn	—	1 Jahr	10 —
Osau	—	—	24 —
Nachtigal und Lerche	—	—	16:18 —
Kanarienvogel, ohne Begattung	—	—	22 —
Dito, jährlich brütend	—	—	10 —
Fink	—	—	23 —
Habicht	—	—	40 —
Gans	—	—	50 —
Schwan	—	—	100 —
Adler	—	—	104 —
Papagei	—	—	110 — und länger.
Kaninchen	30 Tage	1 Jahr	8:9 —

Thiere.	Tragen.	Auswachsen.	Alter.
Äge	5 Monate	1 Jahr	10 Jahr
Schaf	5 —	1½ —	12 —
Schwein	4 —	2 —	20 —
Kahe	55 Tage	1½ —	18 —
Eichhörnchen	4 Wochen	1 —	7 —
Hase	30 Tage	1 —	7½ —
Hund	60 —	2½ —	23½ —
Wolf	einige Monate	2½ —	20 —
Bär	—	über 20 —	—
Fuchs	9 Wochen	2 —	15 —
Löwe	—	—	60 —
Kuh	9 Monate	2½ —	20 —
Stier	—	3 —	30 —
Zugochse	—	—	19 —
Dambirsch	—	—	20 —
Hirsch	8 Monate	5½ —	35½ —
Pferd	11 —	6 —	25½ —
Esel	—	3½ —	25½ —
Kameel	—	—	50:60 — und mehr.
Rhinoceros	—	3 —	kurz.
Elephant	—	—	150:200 — und mehr.
Delfphin	—	10 —	30 —
Mensch	9 Monate	20 —	160 — und mehr.

Etwas zur Naturgeschichte der Augustura-Kinde.

Herr Bruce erwähnt in seiner neu-
lich erschienenen Reise nach Abyssinien einer Kinde, durch deren Gebrauch er von einer sehr hartnäckigen Ruhr geheilet, und samt seinem Gefolge für ferneren Anfällen dieser in vielen dortigen Gegenden äußerst wüthenden Krankheit gesichert worden. Die Beschreibung schien mir so viel Ähnliches mit der Augustura zu haben, daß ich meinen geehrten Freund, den leider gleich darauf verstorbenen Doct.

Woide ersuchte, Herrn Bruce die Kinde zu zeigen, und ihn zu fragen, ob sie einige Gleichheit mit jener habe. Er hat sie gekostet, und versichert, er halte sie für die nemliche Kinde. Da die Proben, welche er gesammelt, nebst andern Sachen verloren gegangen, so fand kein Vergleich statt; indeß sind in dem Königl. Garten zu Kew von dem Saamen, welchen er mitgebracht, Pflanzen erziedt, und die Stengel und Kinde dieser

iemlich großen und hier, wie wohl im Treibhause, blühenden Staude haben im Geschmack doch so viel ähnliches mit der Augustura, daß sich der Unterschied durch Verschiedenheit des Klima und Alters erklären läßt. Die Wurzel konnte ich zwar nicht untersuchen; es scheint indeß die Augustura wohl nicht die Rinde einer Wurzel zu seyn.

Die Abessinier nennen die Staude Wooginoos. Der Ritter Banks hat ihr den Namen *Brucea acidysenterica* beigelegt. Der Trivialname ist von Hrn. L'Heritier in *ferruginea* verändert, und im *Hortus Kewensis* beibehalten worden a).

Es sey mir erlaubt, einen Auszug aus des Herrn Bruce Reise beizufügen b).

Die Wooginoos-Staude, welche zu dem großen Theil von Abessinien, besonders in niedrigen Gegenden wächst, findet sich häufig zu Horcacamoot in Raas el Fel, wo die Ruhr unaufhörlich herrscht. Er hatte einige Wochen viel von wiederholten Anfällen der Ruhr erlitten, die er durch alle ihm bekannte Mittel nicht heilen konnte. Seine Kräfte verließen ihn, und da die Ruhr in denjenigen Theilen des Landes, welche er durchreisen mußte, pestig wüthete, so sah er nichts als den Tod vor Augen. Er äußerte sei-

ne Furcht gegen einen angesehenen Einwohner, welcher ihn besuchte: der aber die Umstände seiner Krankheit gering achtete, indem er vor der Thür seiner Wohnung diese Staude fand. Die dicke und holzigte Wurzel derselben war mit einer reinen gerunzelten Rinde von hellbrauner Farbe überzogen, welche sich leicht absondern ließ. Die Wurzel war ganz ohne Fasern, und am untern Ende gespalten. Nachdem das innere der Rinde von einer jarten weißlichen Haut befreiet worden, trocknete man sie in der Sonne, und rieb sie zu Pulver. Der Geschmack war blos bitter, weder gewürzhast noch harig; der Nachgeschmack war herbe, und der *Ipecacos* anha ähnlich.

Von dem Pulver nahm er einen Theelöffel voll in einer Tasse Cameelmilch täglich zweimal, und trank überdem des Morgens eine Tasse eines warmen mit der nemlichen Milch zubereiteten Aufgusses. Es erfolgte keine vermehrte Ausleerung; und die einzige Wirkung war ein außerordentlicher Durst, welcher sich aber, nachdem das Mittel einige Tage gebraucht worden, wieder verlor.

Am ersten Tage fand er keine merksliche Aenderung, allein am folgenden spürte er eine so beträchtliche Besserung, daß er sich nunmehr bloß auf dieses

a) Eine Beschreibung und Abbildung dieser Pflanze, die zur *Dioecia Tetrandria* gehört, findet sich in *Car. Lud. L'Heritier Sturpes novae, descriptionibus & Iconibus illustratae. Paris 1784 &c. Tab. X. pag. 19.* — und ebenfalls eine Abbildung in *J. Fr. Miller 36 coloured Plates of Plants & Animals. Lond. 1776 to 82. Fol. — Tab. 25.*

b) Aus dem 5^{ten} Bande Seite 69. u. f. w.

dieses Mittel verließ, und Mohnsast, Ipecacoanha u. s. w. zur Seite setzte. Am sechsten oder siebenten Tage war er völlig genesen; und wie wohl er wieder Anfälle von der Ruhr erlitten, so hat er es doch nie wieder nöthig gefunden, Mohnsast zu gebrauchen, mit dem er vorher sehr freigebig gewesen war.

Er gab diese Rinde hernach häufig und mit dem besten Erfolge, so wohl das Pulver, als die mit Branntwein bereitete Tinktur, die sehr gut wirkte: und er und sein Gefolge sicherten sich dadurch, daß sie einen Löffel voll nahmen, so bald sich etwige Ruhezufälle äußerten.

Da mir seit geraumer Zeit kein Fall der Ruhr vorgekommen, so kan ich keine weitere Erfahrung über die Kräfte der Augustura-Rinde gegen diese Krankheit beifügen. In Diarrhoen aber habe ich sie wiederholt und mit dem be-

sten Erfolge gebraucht. Außerordentlich wirksam zeigt sich diese Rinde insbesondere in Wechselstiebern aller Art, und zwei bis drei Quentlein haben ohne Ausnahme zur Heilung auch der hartnäckigsten hingereicht. Ich gebe, nach vorhergegangener Ausleerung, 15 bis 20 Gran alle 3 Stunde während der Intermission; und bei einem viertägigem Fieber, welches 5 Monat gewährt, reichen 12 Gaben von 15 Gran zur völligen Heilung hin, obgleich die Kranke sehr arm war, in einem Keller wohnte, und ihre Nahrung die elendeste war. Auch glaube ich, bestätigen zu können, was zum Ruhm dieser Rinde gesagt worden, daß man nemlich, wo sie gebraucht worden, die Gefahr eines Rückfalls so wohl, als verstopfter Eingeweide, und ähnlicher abson Folgen, viel geringer sey, als bei dem Gebrauch der China-Rinde.

London, den 23^{ten} Jul. 1790.

A. E. Brande, Dr.

Erinnerung.

Im 59ten Stück dieses Magazins, in der Schußschrift für die Maulwürfe, lies: Kiehwürmer (*Gryllotalpa*, Maulwurfsgrillen, Reutwürmer, Erdkrebse,) statt: Stichwürmer.

Diese Würmer machen ihre Gänge unter den Reihen der Gewächse, benagen ihre Wurzeln, und verursachen dadurch ihren unvermeidlichen Untergang; in dieser Rücksicht aber größern Schaden, als die Maulwürfe, wel-

che nur nach Regenwürmern graben. Der Schaden durch diese ist also nur zufällig: wenn sie auf der Regenwurmerjagd, durch ihren Aufwurf, erwachse aus ihrer Lage bringen, oder mit Erde beschütten; welche fast immer gerettet werden können, wenn man auf frischer That die Gänge tritt, die los gewordenen Gewächse von der aufgeschütteten Erde befreit, und sie wieder fest in die Erde drückt.

Sannoverisches Magazin.

70tes Stück.

Montag, den 30ten August 1790.

Ueber die Gemeindebäcköfen auf den Dörfern.

In dem 31ten Stücke dieses Magazins vom 17ten April 1789 sind dem Publikum folgende Fragen zur Beantwortung vorgelegt:

Ob, und in wie fern, und unter welchen Bedingungen und Einrichtungen, und in welchen Gegenden es rathsam seyn mögte, Gemeindebäcköfen auf den Dörfern in den Churbannöverischen Landen einzuführen, wie sie in einigen benachbarten Provinzen bereits eingeführt sind?

Es sind auch hierüber bereits verschiedene Aufsätze eingereicht, welche, so wie deren wesentlicher Inhalt in das 57te und 58te Stück gedachten Magazins vom Jul. 1789 eingerückt ist, alle dahinaus laufen, daß es nicht rathsam seyn mögte, in den Dörfern allgemeine Backhäuser anzulegen.

Da ich indessen den Vortheil derselben mit eigenen Augen gesehen habe, so sey es mir erlaubt, eine kurze Beschreibung von deren Einrichtung in einem gewissen Lande, so wie sie dort

in 17 und mehreren Dörfern schon vor vielen Jahren eingeführt, und bis jetzt mit der größten Ordnung erhalten ist, zu geben.

Ich werde also anführen, wie es wirklich ist, nicht, wie es seyn könnte, jedoch dabei in Absicht der Ordnung mich nach den vorgelegten Fragen, und den gegen die allgemeinen Backöfen gebrachten Einwürfen richten, woraus sich dann am Ende der Vortheil der Gemeindebäcköfen leicht ergeben wird. Zuvörderst bemerke ich überhaupt von diesem wirklich eingeführten allgemeinen Backhause, daß es in einem bloßen Backhause, ohne Wohnung besteht, ohne daß also ein Gemeindebäcker dabei angestellt ist. Jeder Dorfbewohner muß sich daher selbst sein Brod darin backen. Dies ist für ihn eine sehr nützliche Arbeit. Er ist daran gewöhnt, und unterrichtet frühzeitig seine Kinder darin. Der Vater unterweist seine Söhne, wie der Backofen geheizt werden und das Brodeinschieben geschehen muß, und die Mutter unterrichtet ihre Töchter, wie das Kneten

A a a

ge

geschehen muß, um guten Teig zu bekommen.

Der erste Punkt, welcher nun hier bei in Betrachtung kömmt, ist dieser:

Woher die Kosten, welche eine solche Anstalt erfordert, zu nehmen sind.

Diese Baukosten eines öffentlichen Backhauses können nicht wohl anders, als durch die Einwohner des Dorfs zusammen gebracht werden, so wie es dann auch in dem Lande, dessen Einrichtung ich hier beschreibe, wirklich geschieht.

Diejenigen, welche die Gemeindebacköfen verwerfen wollen, schlagen nun zwar diese Kosten sehr hoch an. Allein offenbar viel zu hoch. Wenn Niemand in dem Gemeindebackhause wohnen soll, so können sie sich nicht viel höher belaufen, als ungefehr auf 200 Rthlr. Diese geringe Summe wird ohne große Beschwerde der Landleute, von ihnen in solchen Dörfern, die nur einigermaßen wohlhabend sind, zusammen zu bringen seyn, zumal, wenn man bedenkt, daß

1) auch der Unterhalt der Privatbacköfen eines jeden Landbewohners jährlich eine gewisse Summe kostet, wenn gleich die mehrsten bloß aus Leim bestehen, und nur wenige die dazu eigentlich erforderlichen gebackenen Steine haben, weil diese größere Kosten verursachen.

2) Fast überall liegt der Privatbackofen des Landmanns noch nahe an seinem Wohnhause, und zum Theil

so nahe, daß die Ofnung desselben (wodurch man das Brod hineinschiebt) in die Küche geht. Wenn nun dieser Backofen unbrauchbar wird, so wird nach einer neuern Einrichtung der Backofen in einiger Entfernung vom Wohnhause angelegt. Diese neue Anlage, und wenn auch bloß Leim dazu genommen wird, kömmt doch wenigstens auf 20 Rthlr. zu stehen. So hoch würde sich aber der Antheil, welchen jeder zu obigen 200 Rthlr. beitragen müßte, offenbar nicht belaufen.

3) Da die Dorfbewohner die hauptsächlichsten Materialien, welche zum Bau eines Gemeindebackhauses erforderlich sind, z. E. Holz, Steine, Leim selbst herbeschaffen können, so würden sich hierdurch die Kosten einer solchen Anlage beträchtlich vermindern, da denn hauptsächlich nur der Arbeitslohn und das wenige Holz in Anschlag käme; doch könnte das Holz bei Dörfern, die keine Gemeindeforsten haben, vielleicht aus den landesherrlichen Forsten dazu unentgeltlich bezogen werden.

Die 2te Frage, welche ich nach der wirklichen Einrichtung, die ich vor Augen habe, zu beantworten habe, ist diese:

Welche Lage und Gegend zu einem solchen öffentlichen Backhause wohl am dienlichsten wäre?

Dies kan nicht im allgemeinen beantwortet werden, sondern es muß hierbei auf die Lage und Größe des Dorfs an.

Hat dasselbe nicht mehr als 50 bis 60 Feuerstellen; so wird das öffentliche Backhaus auf einem freien Plage mitten im Dorfe am süglichsten angelegt. Wenn aber das Dorf über 100 bis 120 Feuerstellen stark ist, so würde ein Backhaus nicht hinreichend seyn, sondern es müssen in dem Falle zwei derselben angelegt werden. Dazu theilt man das Dorf ab in zwei Theile; das eine Backhaus kömte am bequemsten in der Mitte der einen Hälfte des Dorfs zu stehen, und das andere in die Mitte der andern Hälfte. Die eine Hälfte des Dorfs gehört sodann zu dem obern Backhause, und die andere zu dem untern. Hat ein Dorf fließend Wasser, so wird das Backhaus da angelegt, wo das Wasser vorbeifließt, wenn auch schon dieser Platz nicht die Mitte des Dorfs ausmachen sollte. Wenn aber das Dorf kein fließend Wasser hat, so kan das Backhaus ohne Bedenken nicht weit von einem Brunnen angelegt werden, (indem hier weiter nichts zu besorgen ist.)

Was das Backhaus selbst anbelanget, so muß selbiges

1) allemal, das Dorf mag groß oder klein seyn, zwei Backöfen neben einander haben, und zwar so, daß sie ganz von einander separirt sind, und also nicht einer von dem andern die Hitze bestimt.

2) Ist auch gleich ein einziger Backofen hinreichend, so wird doch der zweite immer in solchem Zustande erhalten, daß, im Fall der erste schad-

haft werden sollte, jener sogleich gebraucht werden kan.

3) Das Backhaus wird rathsam mit einer großen Diehle versehen. Um die beiden Wände herum wird eine große Tafel von Eichen- oder Büchsenholz angebracht. Die Tafel hat eine Platte von Tannenholze, welche zusammen gelegt werden kan, und worauf das Brod geformt wird. Das zu Backen erforderliche Werkzeug aber muß sich ein jeder selbst anschaffen.

4) Ueber dem Backofen wird ein kleiner Boden angelegt, welcher verschlossen werden kan.

III. Was für eine Einrichtung in Absicht des Backens zu treffen?

Diese ist ungefehr folgende:

Es wird ein Platz bestimmt, wo sich diejenigen, welche backen wollen, einfinden. Die Zeit und Stunde das zu muß jedwem bekannt seyn.

Hat man sich nun hier vereinigt, daß dieser oder jener den morgenden Tag zuerst backen soll, und dieser hat keine große Haushaltung, so vereinigen sich noch einer oder zwei mit ihm. Ungefehr 30 Brode, und auch wohl noch einige mehr, können auf einmal in den Öfen geschoben werden.

So wird dann auch bestimmt, wer zum zweiten und dritten mal an dem Tage backen soll. Ist Mangel an Brod vorhanden, so kan der Backofen auch noch zum vierten mal an dem Tage geheizt werden. Können sie sich nicht darüber vereinigen, so

X a a a 2

wird

wird es durchs Loos entschieden, und zwar so, daß mehrere, die zusammen backen, ein Loos gemeinschaftlich haben. Auf diese Art kan auf 2 bis 3 Tage hinaus durchs Loos ausgemacht werden, wann jeder Backen soll. Der, welchen die Reihe zuerst zu backen trifft, muß zu der bestimmten Zeit das Feuer im Backofen anzünden, und zwar lieber etwas früher, als später, damit die nach ihm folgenden nicht aufgehalten werden.

Da des Sonntags der Backofen ungeheizt bleibt, und daher des Montags zu dessen Heizung mehr Feuerung erfordert wird; so muß an diesem Tage das Anheizen des Backofens die Reihe herum gehen, damit es alle trifft.

Nun zeigt sich ein Hauptvorteil der Gemeindebacköfen vor den Privatbacköfen darin, daß die letztern gemeinlich nur von Leim erbauet sind, hingegen die erstern, ohne zu große Verschwerde für das Dorf, mit so genannten gebackenen Steinen gebauet werden können und müssen.

Bei letzterer Einrichtung des Backhauses geht das Brod im Ofen gut auf, und jeder bekömt gutes ausgebackenes Brod. Dagegen, wenn der Backofen von Leim ist, wie das bisher der gewöhnliche Fall bei den Privatbacköfen war; so erhält solcher nicht die Kraft, die jener giebt, und das Brod bleibt oft, wie man zu sagen pflegt, sitzen, d. h. es klebt an den Boden, worauf es im Ofen liegt.

Was bisher vom Brodbacken angeführt ist, das gilt auch vom Kuchenbacken, welches auch auf den Dörfern hauptsächlich an den Festtagen üblich ist. Wenn im Dorfe 60 Haushaltungen sind, so können sie alle in zwei Tagen ihre Kuchen in dem Gemeindebackofen backen. Nur muß hierbei gute Ordnung beobachtet werden. Wenn die eine Parthe die Teig zum Kuchen knetet, so säuert die zweite, und die dritte backt. Davon giebt ein Nachbar dem andern Nachricht. Wer bei diesem Feste seine Kuchen am ersten gebacken hat, der backt sie das nächste mal zuletzt. Auf solche Art komt an jeden die Reihe, daß er den Ofen anheizen muß, wie ich dies oben auch beim Brodbacken angeführt habe, so wie dies alles in jenem Lande wirklich in Übung ist.

IV. Ob bei solcher Anlageneines Gemeindebackofens Holz erspart und gewonnen werde?

Die Beantwortung dieser Frage wird sich aus folgenden Betrachtungen von selbst ergeben.

1) Hat jeder Landmann seinen eigenen Backofen, so ereignet es sich doch oft, daß er einen neuen bauen muß. Dieser neu angelegte Ofen muß aber, ehe darin gebacken werden kan, erst, wie man zu reden pflegt, angeglühet werden. Hierzu sind aber nach einem ungefähren Anschlage zwei Zu der Holz erforderlich.

2) So viel Holz der Landmann zu Heizung seines Privatbackofens gebraucht, so viel hat er auch zur Heizung

thig, wenn er des Montags den öffentlichen Backofen anheißt. In seinem eigenen Ofen backt er nun aber bloß für sich allein. In dem öffentlichen hingegen können noch einige mit ihm zugleich backen. Wenn aber auch nur ein einziger backt, so wird doch schon die Hälfte Holz erspart, denn, wenn kein allgemeiner Backofen wäre, so müßte doch jeder seinen eigenen heizen.

Diejenigen, welche in dem Gemeindebäckofen zunächst nach dem ersten backen, brauchen nun schon weit weniger Holz zur Heizung des Ofens, da sie sonst ihren eigenen Ofen von neuem erst anheizen müßten.

3) Es ist zwar wahr, wie die Vertheidiger der Privatbäcköfen behaupten, daß der Bauer zur Heizung seines Ofens Laub- und Buschholz brauche; allein, dies kan er auch beim Gemeindebäckofen eben so gut benutzen, wenn er selbst das Backen besorgt, wie dies auch bei den Gemeindebäckhäusern, deren Einrichtung ich vor mir habe, wirklich geschieht. Es ergibt sich hieraus leicht, daß die Ersparung des Holzes hierbei im Ganzen beträchtlich seyn muß. Wie groß aber, das läßt sich nicht genau bestimmen.

Bei dieser Anstalt eines Gemeindebäckofens, wo jeder Bauer selbst sich sein Brod backt, erhält dieser auch die Asche und Kohlen zu seinem Gebrauche.

V. Ob der Landmann durch diese Anstalt an seiner Arbeit gehindert werde?

Davon liegt das Gegentheil klar am Tage. Der Landmann brauche, wenn er in seinem Privatbäckofen backt, dazu einen halben Tag Zeit. In dieser Zeit kan in den Gemeindebäcköfen zweimal nach einander gebacken werden, denn dieser erfordert zum Heizen nicht so lange Zeit, als jener. Das Hin- und Hergehen mit Holz, Brod und Teig, nimt nicht gar viel Zeit weg, zumal, wenn das Gemeindebäckhaus schicklich angelegt ist. Ueberdenn muß sich dies auch der Städter gefallen lassen, wenn er besorgt, daß der Bäcker nicht die gehörige Sorgfalt beim Backen anwendet.

VI. Ob die Feuergefahr durch eine solche Anstalt vermindert werde?

Dies würde kaum zu beantworten seyn, wenn nicht selbst die Ausführung der gegenseitigen Meinung Stoff zu mancherlei hieher gehörigen Bemerkungen gäbe.

Zuförderst treibet es keinen Zweifel, daß, je mehr Bäcköfen ein Dorf hat, desto größer für dasselbe die Feuergefahr ist, zumal, wenn, wie es noch größtentheils der Fall ist, der Backofen nahe an andern Gebäuden steht, oder gar an das Wohnhaus angebaut, oder selbst in diesem angelegt ist. Häufig findet man, daß das Wohn- und Backhaus mit den übrigen Gebäuden des Hofes, als Scheu-

A a a 3

ren,

den, Ställen, an einander hängt, und daß das Wohnhaus keinen Schornstein hat, wie dies fast überall im hiesigen Lande auf den Dörfern ist. In dem Fall ist die Feuersgefahr um desto größer. So lange nun zwar der Backofen bloß zum Backen gebraucht wird, ist die dabei obwaltende Gefahr nicht so beträchtlich; allein, der Bauer gebraucht ihn auch noch zu andern Dingen. Er trocknet sein Viehfutter und Getreide darin, und setzt sich dadurch in die augenscheinlichste Gefahr, welches der größten Aufsicht unerachtet, doch nicht gänzlich verhindert werden kan. Ich will nicht einmal des ökonomischen Nachtheils gedenken, welchen er an dem Getreide und Viehfutter selbst dadurch leidet, da dies seine Kraft verliert, bald darin zu sehr aufgetrocknet, bald gar verbrennt, und dann oft gar nicht mehr zu gebrauchen ist.

Am allergefährlichsten und nachtheiligsten ist es aber, wenn der Landmann, wie dies leider noch immer oft geschieht, Flachs in seinem Backofen trocknet; und doch wollen gerade dies diejenigen, welche die Privatbacköfen vertheidigen haben, als einen Hauptvorteil derselben vorstellen.

Gefährlich ist 1) dies Mittel, den Flachs zu trocknen, daher: wenn es geschieht, so sind gewöhnlich alle Scheuren voll, denn der Flachs wird mit am spätesten eingeerntet. Wie leicht kan nun der Flachs im Ofen, wenn derselbe noch etwas zu heiß ist,

im Brand gerathen, und welche Gefahr entspringt daraus bei nahe umherstehenden vollen Scheuren? Wenn der Flachs aus dem Backofen genommen, und trocken genug ist, so wird er in dem Abgange vom Flachs, welchen man in hiesiger Gegend Schenke nennet, eingescharrt, damit er nicht kalt werde. So bleibt er dann oft bis den andern Tag liegen. Ist nun ein kleines Fünkchen mit eingescharrt, so glimmt dieses fort, und kan leicht in Feuer ausbrechen.

Um diese Gefahr, welche beim Flachstroeknen im Ofen augenscheinlich vorhanden ist, zu verhüten, hat man in wohl eingerichteten Polizeiverordnungen es ausdrücklich, und sogar bei Strafe, verboten. Desto ansehnlicher ist es aber, wenn die Vertheidiger der Privatbacköfen aus diesem Mißbrauche der Backöfen einen Vortheil derselben erzwingen, und daher einen Grund für ihre Meinung nehmen wollen.

Daß das Flachstroeknen im Ofen auch 2) für den Flachs selbst nachtheilig seyn muß, leuchtet in die Augen, da derselbe bei einer nicht genug temperirten Wärme des Ofens leicht verderben und misrathen, ja gar verbrennen, und nie so fein gesponnen werden kan, als der, welcher an der Sonne getrocknet wird, (wobey er mehr Festigkeit behält.) Der Landmann weiß es selbst, daß der Flachs, welcher an der Sonne getrocknet wird, weit besser ist, als jener im Ofen getrocknet.

trocknete, denn, letztern verkauft er, einen aber behält er zu eigenem Gebrauche.

Um nun noch VII. auch den Einwurf zu widerlegen, daß die Priobacköfen zum Trocknen des Obstes unumgänglich nöthig und nützlich wären, will ich noch etwas anführen, wie man in einem gesegneten Obsthause diesen Zweck eben so gut, auch bei dem allgemeinen Backhause erreichen kan, und in dem Lande, dessen Gemeindebäcköfen ich beschrieben habe, wirklich erreicht; denn auch dort ist eine beträchtliche Obsternte. Es werden nemlich zu dieser Absicht beide Backöfen geheizt. Wer diesen oder jenen Tag sein Obst trocknen soll, das wird ebenfalls, wie oben erwähnt worden, in Ermangelung einer gültigen Vereinigung darüber, durchs Los entschieden, jedoch so, daß derjenige, welcher des Abends sein Obst eintriefte, und den darauf folgenden Morgen es wieder heraus nimt, nun zuerst sein Brod darin backen muß, und zwar deshaßb, weil der Ofen dann noch viel Fruchtigkeit hat, und daher das Brod leicht Wasserrinden bekommt. Indessen ist jedoch der Backofen von gebackenen Steinen diesem Uebel lange nicht so unterworfen, als der von Leim.

Wenn nun derjenige, welcher sein Obst im Backofen getrocknet hat, zuerst auch sein Brod darin gebacken hat, so kan an dem Tage noch einmal darin gebacken werden, da dann

das Brod eben so gut gebackt, als wenn sein Obst zuvor darin getrocknet wäre.

Wenn das Obst aus dem Backofen genommen wird, so ist es noch nicht trocken genug. Alsdann wird es oben über dem Backofen ausgebreitet, da sich die Hitze desselben, weil er alle Tage geheizt wird, auch bis dahin verbreitet.

Kömt nun aber ein anderer, der den Backofen heizen will, um sein Obst darin zu trocknen, so muß das Obst, welches über dem Backofen liegt, weggenommen, und, wenn es noch nicht völlig trocken ist, zu Hause in der Luft vollends getrocknet werden.

Nach dieser jetzt beschriebenen, wirklich schon vorhandenen Einrichtung, können durch das allgemeine Backhaus so Haushaltungen Brod, Kuchen und trockenes Obst erhalten. Wenn auch im Sommer einmal eine lange anhaltende Trockniß einfallen sollte, so, daß der Landmann nicht mahlen kan, so ist doch der Einwurf, den man hieraus gegen die Gemeindebäcköfen machen will, von keiner Bedeutung; denn der Landmann hat meistens ein Paar Säcke Mehl in Vorrath stehen, und es kan sich daher nicht leicht der Fall ereignen, daß auf dem Lande ein solcher allgemeiner Mangel an Mehl und Brod bei trockner Jahreszeit eintritt, daß, so bald wieder gemahlen werden kan, nun alle auf einmal backen wolten, und backen müßten. Ich wüßte mich auch

auch nicht zu erinnern, daß dieser Fall in jenen Dörfern, wo diese jetzt beschriebene Einrichtung eingeführt ist, sich je ereignet hätte.

Diese jetzt beschriebene Einrichtung eines allgemeinen Backhauses, so wie Göttingen.

sie wirklich schon existirt, kan nun in jeder Provinz, nur mit der Abänderung, welche die Lage und Beschaffenheit jedes Landes und Orts erfordert, ohne große Kosten eingeführt werden, und es ist augenscheinlich rathsam, sie einzuführen.

Philipp Jacob Rind.

Anekdote *).

Die folgende Handlung mit dem Namen Gerechtigkeit, oder Menschlichkeit zu belegen sey, mögen die Casuisten unter sich ausmachen.

Ein junger Gentleman, der auf einer berühmten Universität studirt hatte, und dessen Lieblingsstudium die Anatomie war, fand sein größtes Vergnügen darin, wenn er Sektionen bewohnen und mit verrichten konnte. Eines Abends erwartete er mit großer Ungeduld den Anfang einer solchen Operation, die mit dem Körper eines vor ihm liegenden hingerichteten Uebelschäters vorgenommen werden sollte. Nachdem der Wundarzt das Cadaver gehörig zurecht gelegt hatte, wandte er sich mit folgender Anrede an die Versammlung. Nach der Wärme und der Biegsamkeit der Glieder des vor mir liegenden Körpers zu urtheilen, bin ich sehr über-

zeugt, meine Herren, daß man ihn, wenn die nöthigen Mittel mit Vorsicht gehörig bei ihm versucht würden, wieder ins Leben zurück bringen könnte. Bedenkt man aber, was für ein Ungeheuer alsdenn wieder unter uns wandeln würde; erwägt man, daß dieses Scheusal deswegen hingerichtet wurde, weil es ein Mädchen ermordete, welches ein Kind von ihm hatte, und daß es höchst wahrscheinlich auf eine neue Mordthat würde, wenn wir es wieder lebendig machten; — überlegt man alles dieses mit kaltem Blut, so glaube ich, es sey doch besser, die Sektion noch vor sich gehen zu lassen. — Mit diesen Worten stieß er dem Leichnam das Messer in die Brust, und machte auf die Art mit einemmal aller Besorgniß künftiger Mordthaten, oder der Hoffnung zur Besserung, ein Ende.

*) Aus dem British Mercury Vol. 13. n. 24. Jun. 12. p. 335. 336.

Sannoverisches Magazin.

71tes Stück.

Freitag, den 3ten September 1790.

Von dem Einpacken der Pflanzen, die an entfernte Orte
versandt werden sollen *).

Die Mittheilung der allermeisten Pflanzen geschieht zwar auf eine leichte Weise durch die Saamen derselben, wenn nur eben dieselbe Pflanze verlangt wird. Aber es giebt mehrere Gewächse, die der Veränderung sehr unterworfen sind, und aus deren Saamen gewöhnlich nur andere Spielarten zu entstehen pflegen, denen jedoch theils die Liebhaberei, theils ihre wirkliche Nützbarkeit einen großen Werth beizulegen pflegen. Zu den letzten gehören die Obstbäume, und jene begreifen hauptsächlich einige heut zu Tage besonders geschätzte Blumengewächse, Nelken, Aurikeln, Primeln, und noch einige andere, worauf jedoch nicht der große Werth, wie auf die genannten, gesetzt wird. Die Versendung der Hyacinthen, Tulpen, Narzissen, Tazetten, Ranunkeln und Anemonien, u. die ebenfalls unter die beliebten Blumengewächse gehören, hat keine Schwierigkeit, weil nichts weiter dazu ersor-

bert wird, als daß sie vor dem Versenden wohl-getrocknet, und im Einpacken nicht gequetscht, oder auf der Fuhr durch Reiben beschädiget werden, wofür der Versender hauptsächlich zu sorgen hat. Eine jede Zwiebel, oder Wurzel, muß daher besonders in gelindes Papier gepackt, und darauf der Name der Sorte geschrieben werden. Bei den Ranunkeln muß man sich allermeist vor dem festen Zusammendrücken im Packen hüten, wovon ihre Zähne abgebrochen werden würden. Die Bäume und Stauden müssen hauptsächlich an den Wurzeln wohl verwahrt, mit etwas feuchtem Moos umlegt, und darüber noch ein grobes linnenes Tuch umbunden, der Stamm aber ebenfalls, damit er nicht auf der Fuhr durch Reiben Schaden nehmen kan, soll mit Moos oder einer groben Leinwand eingebunden werden. Haben solche Bäume, wenn sie von weit entfernten Orten versendet worden sind, auf der Reise eine trock-

B b b

lene

*) Aus dem Berliner Intelligenzblatte.

tene und warme Witterung gehabt, und sind sie in den Wurzeln sehr ausgetrocknet worden, so können sie über Nacht im Wasser (einige nehmen dazu Mistjauche, vielleicht nicht mit genugsamer Vorsicht) gesetzt, oder besser vor dem Versetzen an einem schattigten Ort des Gartens, in etwas feuchte Erde eingegraben werden, so, daß nur die Wurzeln davon bedeckt werden und sich wieder erfrischen können; der Stamm aber muß unbedeckt bleiben.

Man pflegt auch Zweige von guten Obstsorten zum Pfropfen, oder zum Oculiren, an seine Freunde zu versenden. Sie werden in einen Ballen von feuchter Lerte oder Leimen, oder, fast am gewöhnlichsten, in einen Apfel (die faulen werden hierzu für die tauglichsten gehalten) mit den untersten und dicksten Theilen eingesteckt, und, wenn sie nicht, wie es doch am sichersten ist, in eine Kiste oder Schachtel gepackt werden, mit Moos und über dieses mit einer starken Leinwand umwickelt. Die leeren Plätze in der Schachtel müssen, damit das Reiben verhütet wird, mit Moos oder Papierschnitzeln ausgestopft werden. Die Reiser zum Pfropfen können eine längere Reise ausstehen, als die zum Oculiren, die ohnehin nur im warmen Sommer verschickt werden können, da sie bald vertrocknen und den Saft verlieren. Man mag diese Zweige entweder auf dem Postwagen, oder durch laufende Boten, versenden, so ist es in beiden Fällen ratsam, daß sie in ein

Kistchen oder in eine Schachtel gepackt werden, weil es ohne diese Vorsicht leicht geschehen kan, daß die Ballen oder Äpfel, worin die Zweige eingesteckt sind, zerdrückt werden, und die losgewordene Reiser alsdamm vertrocknen könnten. Noch ist zu bemerken, daß in die Ballen oder Äpfel noch vorher, ehe die Reiser darin gesteckt werden, mit einer stumpfen Spindel, oder einem andern dazu geschinktem Hölzchen, so viele Löcher eingestochen werden müssen, als man Reiser darin stecken will, damit sich die Rinde an diesen durch ein gewaltsames Einstecken nicht abschieben und verletzt werden möge.

Ungleich mehr Vortheile und Cauteleerfordern diejenigen Pflanzen, welche eine weichere Consistenz haben, als die vorhin angeführten. Unter diese gehören dann vornemlich die Nellen und Aurikeln, die bei der so ausgiebrieten Liebhaberei, worin sie gegenwärtig stehen, häufig und an sehr entfernte Orte verschickt werden, und, wenn sie nur mit Vorsicht gepackt worden, auch eine Reise von 3 und 4 Wochen noch meist wohl ausdauern. Die traurigsten Erfahrungen aber haben mich belehret, was für üble Folgen auch nur ein geringscheinendes Versähen bei dem Packen der Nellenfenster und der Aurikeln nach sich ziehen könne. Doch kan auch nicht geläugnet werden, daß zuweilen diese Pflanzen erst auf der Reise einem widrigen Zufall unterworfen werden, und sie ohne Schuld des Versenders Schaden nehmen.

Wenn

Wenn z. B. das Kistchen, worin sie gepackt worden, einen Sprung oder Riß bekommt, oder der Deckel nicht sehr feste anpaßt, und während der Reise Regenwetter einfällt, wovon Wasser durch die Risse oder Fugen eindringt: so können dadurch die sonst aufs beste gepackten Nelkensenster verdorben werden. Ich habe einmal ein solches Kistchen voll Nelkensenster und Aurikeln pflanzen erhalten, worin die obere Lage sehr feucht, und also auch durchaus stark angefault gewesen, die übrigen Lagen aber haben sich in dem besten Zustande befunden, und sind ganz trocken gewesen. Ich schrieb dieses aus sehr wahrscheinlichen Gründen dem Eindringen des Regenwassers durch die Fugen des Deckels zu, und ich glaube mich nicht betrogen zu haben. Nelken und Aurikeln sind theuer, wegen der großen Vorliebe, die sich diese Blumen zugezogen haben, den Blumenmisten schätzbar, und mancher würde die angekommenen verdorbenen Pflanzen gerne noch einmal bezahlen, wenn er sie gleich wieder haben könnte. Daher ist nöthig, daß sie mit allen erlerneten Vortheilen gepackt und verschickt werden. Ich will nun diejenigen von meinen Lesern, welche etwa mit dem Versenden der Nelken und Aurikeln noch nicht umzugehen wissen, mit den Regeln, nach welchen dabei verfahren werden muß, bekannt machen.

1) Nur gesunde, starke und wohl bewurzelte Nelkensenster, können mit Sicherheit verschickt werden, mit schwachen und schlecht bewurzelten wird

der Käufer nur betrogen. Es giebt zwar Nelkensorten, die nur kleine Senker ansehen, und kleines schmales Laub von Natur haben, und diese werden nicht darunter verstanden, weil sie doch im Frühjahr Nebenschosse und Senker anzusehen pflegen, und die Käufer dadurch die Sorte erhalten und fortpflanzen können. Allein, ein sonst starker Nelkenstock pflegt auch neben recht ansehnlichen Ablegern öfters einen oder mehrere kleine, dünne und schwächliche zu haben, die mancher einschneidet, und diese sind's, die zum Verschicken schlechterdings nicht taugen, weil sie nie im künftigen Jahre Nebenschosse ansetzen, und allein, wenn sie sich noch erhalten, eine schwächliche Blume treiben.

2) Die Versendung muß nie bei noch andauernder beträchtlicher Wärme unternommen, sondern damit bis zu kühlerer Witterung gewartet werden. Die beste Zeit, Nelken und Aurikeln zu verschicken, mögte wohl der Ausgang des Octobers und der Monat November seyn. Solche eingepackte Pflanzen nehmen von einem Frost, den sie auf der Reise erleiden, weniger Schaden, als von der Wärme. Versendungen im Frühjahr sind immer mißlich, und die Herbstversendungen jenen vorzuziehen. Denn, außerdem, daß die Nelken und Aurikeln meist in einem gemäßigten Winterquartiere weichlich gezogen worden sind, welches schon, wenn dieses auch nicht eingestrichen worden wäre, durch ein verschlossenes Gemach bewahrt wird, haben

die im März oder gar im April verschickte, und durch die Reise noch mehr geschwächte Senker vor der Flor nicht Zeit genug, sich wieder zu stärken und ihre verminderten Kräfte zugleich zum Anwurzeln, zum Spindeln und zur Ansetzung der Senker anzuwenden. Solche im Frühjahr verschickte Ableger bleiben daher größtentheils im Wachsthum zurück, und bringen, wie die Erfahrung einen jeden Blumisten belehrt haben wird, nur geringe Blumen. Selten erhebt sich ein solcher Senker aus seiner Unmacht so weit, daß er noch eine etwas erträgliche Blume und einige Senker hervor zu treiben in den Stand kommt.

3) Sehr vortheilhaft ist es, wenn man die Ableger, die zum Verschicken bestimmt sind, so bald sie einigermaßen gewurzelt haben, und schon im Monat August, in Töpfe, Kistchen, oder, wenn die Witterung günstig, und bald ein Regen zu erwarten ist, in ein fruchtbares Gartenbeet versetzt, und sie bis zum Versenden unter fleißiger Verpflegung stehen läßt. Dieses Verfahren gewährt einen doppelten Vortheil. Denn, solche versetzte Ableger machen nicht nur stärkere und längere Wurzeln, und setzen sie auch an dem zweiten Fuß an, sondern man ist auch im Stande, weil sie abgesondert stehen, sie mit einem erkünstlichen Ballen Erde auszuheben; da im Gegentheil die Wurzeln derjenigen Senker, welche erst vor dem Einpacken von dem Mutterstock abgelöst wer-

den, gemeiniglich ganz von Erde abgelöst werden.

4) Die Wurzeln müssen mit feuchter Erde, die man beim Einpacken zur Hand haben muß, ganz eingehüllt, und diese zu einem runden Ballen etwas feste mit der Hand angedrückt werden. Sollen die Ableger ziemlich weit verschickt werden, so kan diese Ballen außenher noch ein wenig mit Wasser angefeuchtet werden.

5) Dieser Ballen wird hierauf mit feuchtem Moos eines Fingers dick, oder auch um ein wenig dünner, umgeben und mit Bast umwickelt.

6) Das Laub aber muß nebst dem Stamm von der Wurzel an mit trockenem Bast etwas locker umbunden werden, kein nasses Moos oder Erde, oder sonst eine Feuchtigkeit, darf dazwischen oder daran kommen, wovon es faulen würde. Man muß sich daher sorgfältig hüten, keine Senker einzupacken, wenn sie noch von Thau, Regen oder vom Begießen naß oder feuchte sind, sondern sie vorher ganz abtrocknen lassen. Ueber dem Laub wird das Nummerhölzchen, worauf die Nummer und der Name der Sorte mit Röthel oder Bleistift deutlich angeschrieben ist, gesteckt, doch so, daß das Geschriebene nicht von dem Laube verdeckt wird, sondern gleich in das Gesicht fällt, und mit dem Laube mit Bast umbunden.

7) Die gepackten Pflanzen müssen alle dergestalt in die Kiste, worin sie verschickt werden, gebracht werden, daß die Ballen auf einander zu liegen kommen,

nen, die Spitzen des Laubs aber, wenn zwei Lagen in die Kiste kommen, gegen einander stehen. Die leere Lücken zwischen den Ballen werden mit feuchtem (nicht nassem) Moos ausgefüllt, und eben so auch zwischen die Stengel, die das gebundene Laub forsnirt, trockenes Moos (das einige Wochen an einem bedeckten Ort gelegen und vollkommen ausgetrocknet seyn muß) gelegt, alles damit bedeckt und der leere Raum ausgefüllt, auch so fest als möglich ist, ohne daß die Pflanzen zerdrückt würden, gepackt. Es kommt hierbei alles hauptsächlich darauf an, daß die Ballen auf der Reise feucht, die Blätter aber, und auch, so viel als möglich ist, der Strunk trocken bleiben.

8) Den Tag zuvor, ehe die Pflanzen gepackt werden, kan man die Erde, worin sie stehen, wenn sie nicht feucht genug zum Ballen wäre, etwas begießen, damit sie zum Packen tauglich wird.

9) Der Deckel wird hierauf auf das Kistchen aufgelegt, mit kleinen Nägeln darauf befestigt, und zu mehrerer Sicherheit mit einer sehr starken Schnur zugebunden, das Kistchen aber auf zwei Seiten dergestalt gesichert, daß das Pflschafte auf den Rand des Deckels und auf eine Seite des Kistchens aufgedrückt wird, damit jeder nicht ohne Zerreißung des Pflschafts abgerissen werden kan.

10) Einige lassen in zwei entgegenstehende Seiten des Kistchens 2 auf

einander passende vierechte Löcher, einen Zoll weit oder etwas darüber, einschneiden und mit einem Drahtgitter versehen, wodurch die Ausdünstung befördert und die Fäulung der Pflanzen verhütet werden soll. Andere unterlassen dieses, und vielleicht nicht ohne Grund, weil es doch auf der Fuhr leicht geschehen kan, daß durch diese Oefnungen bei einfallendem Regenwetter Nässe eindringen und die Pflanzen in Fäulniß bringen könnte, wenn zumal das Kistchen so zu liegen käme, daß die Oefnung gegen den Regen gerichtet wäre.

11) Das Kistchen wird auf dem Deckel mit den Anfangsbuchstaben des Namens desjenigen, an den es gelangen soll, mit einem Röthelstift, der in Eßig getaucht wird, damit sich die rothe Farbe nicht verwischt, nebst dem Worte: Pflanzen, und dem Namen des Orts gezeichnet, und eben diese Zeichen auf den mitfolgenden Brief aufgeschrieben.

Allein, wenn der Versender alles genau beobachtet hat, was auf seiner Seite zu thun war: so muß auch der Empfänger beim Auspacken, Versetzen und Verpflegen der Pflanzen alle Sorge, Vorsicht und Fleiß anwenden.

1) Er muß bei der Ankunft des Kistchens sogleich die darin enthaltenen Pflanzen ihrer lästigen Gefangenschaft zu entledigen trachten, sie auspacken und in frische Luft setzen. Denn das Moos, worin sie öfters mehrere Tage stecken mußten, nimt einen sehr widrigen

drigen Geruch an, und verräth dadurch die schädliche Eigenschaft, die sie dadurch angenommen haben, die nothwendig in die Länge den Pflanzen Nachtheil und Fäulniß zuziehen müßte. Ehe aber die Pflanzen aus dem sie umgebenden Moos herausgenommen werden, müssen

2) so viele Töpfe mit guter Erde gefüllt werden, als man zu den angekommenen Pflanzen nöthig hat, und es ist sehr anzurathen, daß für eine jede Pflanze ein eigener Topf bereit gehalten werde, weil öfters eine einzelne Pflanze eine ganz andere Behandlung erfordert, als die andere. Steht nun eine jede in einem besondern Topfe: so kan sie auch nach ihrer Bedürfnis genau gepflegt und besorgt werden.

3) Wird jede Pflanze von dem sie umgebenden Bast und Moos entledigt, das dabei befindliche Nummerhölzchen in den Topf gesteckt, worin die Pflanze gesetzt werden soll, der Ballen Erde, der die Wurzel umgiebt, untersucht, ob die Erde locker oder feste sey, und in dem lezten Fall, wenn dieser Ballen sehr ausgetrocknet und hart seyn sollte, wird er in Wasser eingetaucht und möglichst aufgeweicht, und die Erde, wenn es geschehen kan, von den Wurzeln hinweggebracht. Derselben, und wenn die Erde gar zu feste geworden, läßt sich an dem Ballen nichts machen, ohne in Gefahr zu kommen, daß die Wurzeln der Pflanzen abgerissen oder auch der Stamm der Pflanze zerbrochen werde; und in die-

sem Fall ist am ratsamsten, daß man die Pflanze gerade mit dem harten Ballen gleich einsetze, da dann durch das Begießen sich die Festigkeit nach und nach von selbst auflösen wird. Freilich würde der Versender hierin am besten Rath schaffen können; wenn er seine gewöhnliche Pflanzenerde zum Einpacken seiner zu verschickenden Pflanzen nicht gebrauchte, sondern hiezu eine recht lockere und mürbe Erde bereitete. Diese müßte aus einem Drittel ganz verwesten Rindsmist ohne Stroh, aus eben so viel verfaulter Holzerde, und auch einem Drittel zarten Flußsand bestehen, und durch ein etwas eng geflochtenes Drahtsieb gerädet, auch wohl unter einander gemischt werden. Da diese Erde nicht aller Orten in Menge angeschafft werden kan, auch nicht ratsam wäre, sich derselben für die Kisten und Kisteln gewöhnlich zu bedienen, und doch alles darauf ankommt, daß die Wurzeln der verschickten Pflanzen auf der oft langen Reise in einem zu festen Ballen nicht verderben, oder erst nach dem Versetzen noch ersticken und verfaulen: so ist für den Versender nothwendig, daß er wenigstens zum Einpacken sich einer lockern Erde bediene, und solche in Bereitschaft halte. Es kan die gewöhnliche Erde, der man sich zu seinen Blumenpflanzen bedient, Lockerheit genug haben, und diese können recht gut darin gedeihen; allein sie kan doch, wenn sie erst um die Wurzeln zum Versenden der Pflanzen geballt und mit der flachen Hand

fest

fest gedrückt wird, die Härte eines Steins annehmen, wenn sie auf der Reise eintrocknet.

4) Jede Pflanze wird von den faulen und verdorbenen Blättern sorgfältig gereinigt, und hierauf in den ihr bestimmten Topf versetzt, und nur mäßig begossen.

5) Die versetzten Pflanzen müssen 6 bis 8 Tage, auch bei heiterer und wärmer Witterung öfters noch länger im Schatten gehalten werden. Kommen sie erst spät im Jahr an, wo es schon anfängt zu frieren: so muß man sie selbst vor der freien Luft verwahren, und unter Obdach unterhalten. Erhalten sie gleich nach dem Versetzen einen Regen: so wachsen sie bald an, und es trägt zu ihrer Erhaltung alles bei.

6) Wenn die Pflanzen allzutrocken ankommen und halb verdorrt zu seyn scheinen: so können manchmal noch einige dadurch gerettet werden, wenn man sie in eine Schüssel mit Wasser legt. Öfters werden mehrere wieder dadurch erfrischt, und ihre Erholung zeigt sich in der Steife der Blätter. Solche Pflanzen müssen hierauf in eine mehr trockne als allzu feuchte Erde versetzt, und erst nach Verlauf von 16 bis 24 Stunden begossen werden. Begießt man sie gleich nach dem Versetzen, so fangen die Wurzeln an in Fäulniß zu gerathen, und dann sind sie ohne Rettung verloren. Ueberhaupt sollen Nelkensenster, die eine weite Reise ge-

macht haben, anfänglich nie zu feucht gehalten, und besonders der Stamm bei dem Begießen mit der Benetzung möglichst verschont bleiben.

7) In manchen Gegenden hält sich ein kleiner Käfer auf, der seine Eier in den Stamm der Nelkensenster zu legen pflegt, woraus Maden entstehen, die sich in dem Mark der Pflanze aufhalten und sich davon nähren. Ihre Gegenwart bleibt so lange verborgen, bis sie in die Gegend, wo die Herzblätter an dem Stamm verwachsen sind, mit ihrem Fraß gelangen, da dann diese Herzblätter von ihnen abgenagt werden, verwelken, und dem, der sie ansieht, in der Hand bleiben. Dieses ereignet sich erst im Monat December, und vorher bemerkt man nicht, daß die Senker mit diesem Insekt angesteckt sind. Sieht man fleißig auf die Pflanzen acht, nimt man die Maden zeitlich gewahr, gräbt man sie mit einer Nadel aus und tödtet sie: so kann noch mancher gerettet werden, wenigstens in so weit, daß man zwar keine Flor zu erwarten hat, aber doch von dem gesäuberten Senker Ableger im künftigen Jahre erziehen kan. Man kan in Auffuchung und Ausrottung dieser den Nelken so schädlichen Maden nie zu viele Sorgfalt anwenden, da, wenn man es nur bei wenigen bis zu ihrer Vollendung oder Verwandlung kommen läßt, sie sogleich ihre Eier in andre Nelken legen, sich häufig fortpflanzen, und dann ihre

anz

unheilbare Plage fortsetzen. Ich habe schon manche damit angestechte Nelkenstängel im Spätjahr erhalten, und bloß durch meine genaue Aufsicht auf dieselben und Zerstörung dieser Maden meine Nelkensammlung davon befreit erhalten.

Jedoch bei aller Mühe, Fleiß und Sorge, die man für seine aus der Festsne erhaltene Pflanzen verwendet, muß

man sich den Verlust von einigen immer gefallen lassen. Man hat allemal mehr Hoffnung zu einem geringern Verlust bei nicht zu naß gezogenen Pflanzen, als bei solchen, die mager aussehen und nicht viele Nebentriebe angefaßt haben. Jene haben zum An- und Fortwachsen mehr Nahrung nöthig, als ihre noch nicht fest genug sitzende Wurzeln anziehen können.

Antwort auf die im 60ten Stück dieses Magazins von diesem Jahre befindlichen Anfrage:

Ob die aus dem Kern aufgewachsene Pfirschen- und Aprikosenbäume eben so gute Früchte tragen, als die, welche gepfropft werden?

Wer kan dieses aus eigener Erfahrung Bejahen oder Verneinen?

Wegen der Pfirschen kan ich aus der Erfahrung, wie folget, bejahen. Im Jahre 1768 wurden mir von Bergen op Zoom einige 20 Stück Pfirschen von der besten Sorte zugeschiedt. Das Frühjahr darauf pflanzte ich die Kerne davon, welche meist alle aufgingen und schöne Bäume wurden. Wie solche anfangen Früchte zu tragen, fand es sich, daß diese eben so gut und schön waren, wie die, wo sie von abstammten. Kenner, so davon

Achim.

geessen, bezeugten, daß es die beste Sorte wäre. Selbst der Mann aus gedachter Stadt, aus dessen Garten sie herstammten, gestand, daß sie, wo nicht besser, doch eben so gut wären, wie die feinigsten.

Mit den Aprikosen kan es vermuthlich eben so seyn.

Die Zwetschen hingegen, die aus dem Kern aufgewachsen, sind eben so, als die von gepfropften Bäumen. Dieses habe ich aus eigener Erfahrung.

J. Böhm.

Hannoverisches Magazin.

72^{tes} Stüd.

Montag, den 6^{ten} September 1790.

Witterung zu Cuxhaven am Ausfluß der Elbe 1790.

Im April.

	Heiter.	Gewölkt.	Bedeckt.	Nebel.	Regen.	Hagel.	Schnee.	Reiß.
Morgen.	5.	10.	8.	2.	4.	0.	0.	1.
Mittage.	5.	12.	9.	1.	3.	0.	0.	0.
Abende.	5.	11.	6.	0.	7.	0.	1.	0.
Mitternächte.	8.	5.	13.	0.	4.	0.	0.	0.
Ganze Tage.	5½.	9½.	9.	½.	4½.	0.	½.	½.

1 Tag Gewitter. 1 Abend Nordlicht. 4 Nächte Thau gefallen.

Mittlere { Morg. v. Sonn. Aufg. 37, 0 } Gr. Fahrh. { gr. d. 27^{ten} 65 Gr.
 Wärme. { Mittags im Schatten 49, 2 } { kl. d. 20^{ten} 30 Gr.

Mittlere Barometerhöhe des Mitts { größte d. 3^{ten} 30, 26 Zoll.
 tags 29, 79 Zoll engl. { kleinste d. 11^{ten} 29, 31 Zoll.

Mittlere Feuchtigkeit des Mittags 28, 2 Grad. { größte d. 24^{ten} 54 Gr.
 { kleinste d. 6^{ten} 6 Gr.

Gesamter Niederschlag 3, 14 Zoll Regenwasser. gr. d. 25^{ten} 0, 07 Zoll.

Gesamte Ausdünstung in freier Luft 2, 14 Zoll. größte d. 19^{ten} 0, 101 Zoll.

Der Wind ist gewesen:

	S.	Sw.	W.	Nw.	N.	No.	O.	So.	Stille.
Morgen.	1.	1.	1.	2½.	3.	6½.	9.	1.	5.
Mittage.	1.	2.	1½.	4.	4½.	5½.	10½.	1.	0.
Abende.	½.	1½.	2.	3½.	4.	10.	8½.	0.	0.
Mitternächte.	0.	½.	1½.	3½.	4.	11.	5.	2½.	3.
Ganze Tage.	½.	1½.	1½.	3½.	3½.	8½.	8½.	1½.	1½.

Eccc

Mitt

Mittlere Geschwindigkeit der Winde in 1. Secunde;

	S.	Sw.	W.	Nw.	N.	No.	O.	St.
Juli —	20.	13.	26, 3	19, 8	18, 1	21, 5	22, 1	36.
größte d. 24 ^{ten} Wind	SD.		36 Fuß.					

Mittlere Höhe der Meersfluthen { Morg. 8, 83 } Fuß.
 { Abends 9, 11 }

größte d. 17^{ten} 10, 40 Fuß, Wind NNW. Geschwindigkeit 24 Fuß.
 kleinste d. 24^{ten} 7, 45 Fuß. Wind SD. Geschwindigkeit 36 Fuß.

Im Oct.

	Heiter.	Gewölkt.	Bedeckt.	Nebel.	Regen.	Hagel.
Morgen.	9.	9.	7.	2.	4.	0.
Mittage.	12.	14.	2.	1.	2.	0.
Abende.	13.	10.	4.	1.	3.	0.
Mitternächte.	16.	9.	5.	0.	0.	1.
Ganze Tage.	12½.	10½.	4½.	1.	2½.	1

3 Tage Gewitter. 12 Nächte Thau gefallen.

Mittlere Wärme. { Morg. vor SonnenAufgang 50, 1 } Gr. Fahrh.
 { Mittags im Schatten 66, 8 }

größte den 27^{ten} 79 Grad.

kleinste den 13^{ten} 41 Grad.

Mittlere Barometerhöhe des Mittags { größte d. 12^{ten} 30, 18 Zoll.
 29, 83 Zoll engl. { kleinste d. 2^{ten} 29, 58 Zoll.

Mittlere Feuchtigkeit des Mittags { größte d. 23^{ten} 54 Grad.
 25, 9 Grad. { kleinste d. 12^{ten} 2 Grad.

Gesamter Niederschlag 0, 74 Zoll Regen: und Hagelwasser.
 größter den 25^{ten} 0, 49 Zoll.

Gesamte Ausdünstung in freier Luft 2, 74 Zoll, größte d. 17^{ten} 0, 351 Zoll.

Der Wind ist gewesen;

	S.	Sw.	W.	Nw.	N.	No.	O.	St.	Stille.
Morgen.	2½.	1½.	3.	3.	1.	5.	7½.	3½.	4.
Mittage.	1½.	0.	3.	4½.	5½.	8.	8.	½.	0.
Abende.	0.	0.	1½.	5½.	3½.	8.	10½.	1.	1.
Mitternächte.	0.	0.	2.	5½.	2½.	7.	12½.	1½.	0.
Ganze Tage.	1.	1.	2½.	4½.	3½.	7.	9½.	1½.	1½.

Wind

Mittlere Geschwindigkeit der Winde in 1 Secunde:

	S.	Sw.	W.	Nw.	N.	No.	O.	So.
Fuß —	34.	0.	17, 3	24, 8	15, 2	15.	21, 4	34.

größte d. 11ten Wind O 34 Fuß.

Mittlere Höhe der Meersfluthen { Morgens 8, 99 } Fuß.
 { Abends 9, 03 }

größte den 31ten 10, 40 Fuß. Wind NW. Geschwindigl. 14 Fuß.

Kleinste den 7ten 7, 75 Fuß. Wind O. Geschwindigl. 28 Fuß.

Im Junius.

	Heiter.	Gewölkt.	Bedeckt.	Nebel.	Regen.
Morgen.	4.	12.	6.	0.	8.
Mittage.	3.	17.	4.	0.	6.
Abende.	4.	13.	8.	1.	4.
Mitternächte.	6.	8.	12.	1.	3.
Ganze Tage.	4½.	12½.	7½.	½.	5½.

2 Tage Gewitter. 12 Nächte Thau gefallen.

Mittlere { Morg. u. Sonn. Aufg. 54, 2 } Gr. Fahrenh. { gr. d. 21ten 81 Gr.
 Wärme. { Mittags im Schatten 67, 0 } { kl. d. 7ten 46 Gr.

Mittlere Höhe des Barometers des Mittags { größte d. 21ten 30, 22 Zoll.
 29, 87 Zoll engl. { kleinste d. 9ten 29, 55 Zoll.

Mittlere Feuchtigheit des Mittags { größte d. 16ten 32 Grad.
 19, 3 Grad. { kleinste d. 1ten und 2ten 4 Grad.

Gesamter Niederschlag 1, 73 Zoll Regenwasser, größter d. 6ten 0, 36 Zoll.

Gesamte Ausdünstung in freier Luft 4, 53 Zoll, größte d. 6ten 0, 354 Zoll.

Der Wind ist gewesen:

	S.	Sw.	W.	Nw.	N.	No.	O.	So.
Morgen.	2½.	7.	4.	11.	1.	0.	2½.	2.
Mittage.	½.	3.	5½.	14½.	3½.	1.	1.	1.
Abende.	1.	1.	6½.	15½.	3½.	1.	1.	½.
Mitternächte.	2½.	2½.	7½.	11.	3½.	1½.	1½.	0.
Ganze Tage.	1½.	3½.	7½.	13.	2½.	½.	1½.	½.

Seite 2

Mitt

Mittlere Geschwindigkeit der Winde in 1 Stunde:

	S.	Sw.	W.	Nw.	N.	No.	O.	So.
Fuß —	27.	17, 3	27, 1	19, 8	12, 1	10, 5	10, 5	15.

größte d. 6ten Wind WNW. 49 Fuß.

Mittlere Höhe der Meeresfluthen { Morgens 9, 41 } Fuß.
 { Abends 9, 08 }

größte den 28ten 11, 35 Fuß. Wind NW. Geschwindigkeit 20 Fuß.
 kleinste den 9ten 8, 35 Fuß. Wind SW. Geschwindigkeit 19 Fuß.

C.

W.

Etwas über eine gute Sterbecasseneinrichtung.

Eine solche Einrichtung muß sich unter andern auch dadurch empfehlen, daß das aufzubringende Sterbegeld mit Zinsen discountirt oder rabattirt ist. Die Beiträge, oder die Gelder, welche in einer Sterbecasse von dieser Einrichtung angelegt werden, sind — gewissermaassen — wie ein durch Zinsen und Zinsen von Zinsen sich vermehrendes Capital zu betrachten. Bei meinem Leben kan ich zwar darüber, zu meinem Besten, nicht disponiren: soll es aber meinen Erben oder mir selbst zu meinen Begräbniß und letzten Krankenlagerskosten zu gute kommen; so muß ich solches auch nicht wollen, und ist also, in diesem Betracht, kein Fehler.

Werden 8 Rthlr. 27 mgr. jährlich erspart, solche vermehren sich durch Hülfe des Interusuriums, nur zu 3 pro Cent gerechnet, in einem Zeitraum von 18 Jahren auf 204 Rthlr. 30 mgr. lege ich hingegen eine solche Ersparung mäßig hin; so habe ich in gleicher Zeit

nur 157 Rthlr. 18 mgr. gesammelt, und also 47 Rthlr. 12 mgr. weniger, wie vorhin, erübriget. Dieses — sagt man vielleicht — wird Niemand thun: aber, ist es denn bei der vorigen bekannten Sterbecasseneinrichtung nicht geschehen? —

Nach der Beitragstabelle der landesherrlich autorisirten cellischen Sterbecasse kan nun eine 45 jährige Person mit einer jährlichen Ersparung von 8 Rthlr. 27 mgr. ein Sterbegeld von 200 Rthlr. den Erben zusichern und erwerben: stirbt dieselbe nach 18 Jahren; so hat sie die in einer solchen Sterbecasse gelegte Ersparung der vorhin gegebenen Berechnung völlig gleich benutzet, und den Vortheil, daß die 200 Rthlr. den Erben auch alsdenn, wenn sie früher verstorben wäre, schon erworben gewesen, ohne alle Aufopferung genossen.

Da aber eine Gesellschaft von 40 jährigen Personen nach abgelaufenen 18 Jahren, oder mit dem 63ten Lebens-

hundertjahre nicht auf einmal versterben wird, vielmehr einige früher, andere später, durch den Tod aus der Gesellschaft treten werden; so folgt hieraus von selbst: daß Alle nicht einerlei Vortheil genießen können, sondern einige, die länger leben, den Genuß der Zinsen — vielleicht nichts mehr als diese — für die früher verstorbenen Mitglieder einbüßen, und also etwas verlieren werden.

Selbsteigene Beiseitlegung der Ersparung, bei welcher die Einbuße wegfällt, dürfte also den Vorzug verdienen; allein, auch diese ist eben so wenig, wie jene, von aller Gefahr des Verlustes befreiet: sterbe ich vor Ablauf der 18 Jahre; geräth die Ersparung in die Hände schlauer Betrüger; oder wird selbige durch widrige Schicksale und andere Vorfälle, die ich nicht nennen will, erschweret: so verlieren die Erben ebenfalls durch selbsteigene Beiseitlegung der Ersparung.

Den ersten und zweiten Unfall habe ich in einer Sterbecasse nicht zu fürchten, auch sogar den dritten nicht, wenn ich den Beitrag auf einmal erlegen kan; und reicht mein Vermögen nicht so weit; muß ich den halbjährigen Beitrag wählen; oder auch mit dessen Entrichtung wieder aufhören: so verlieren meine Erben doch nicht alles, sie erhalten vielmehr das Sterbegeld in so fern, als dasselbe, nach Abgang des Risico's, bereits

erworben gewesen. Und da überdem 45jährige Personen nach verlebtem 63ten Jahre, der allgemeinen Sterblichkeitsordnung zufolge, wenigstens zur Hälfte schon verstorben sind: so ist die Gefahr, ob ich unter der Anzahl der länger als 63 Jahr lebenden oder der früher versterbenden Mitglieder seyn werde, sich beinahe gleich; folglich ist es auch sehr ungewiß: ob ich so lange leben werde, bis durch selbsteigene Beiseitlegung der Ersparung die 200 Rthlr. beisammen sind?

Gewinn und Verlust ist also in beiden Fällen zu erwarten. In Sterbecassen kan aber durch vorsichtige Gesundheitsattestate und der zum Grunde gelegten Mortalität, überhaupt auch dadurch, daß etwas mehr, als das Bedürfniß erfordert, nach und nach aufgebracht wird, der Verlust vermindert und näher ausgeglichen werden; wenn nemlich das alsdenn entstehende Plus nicht der ganzen Gesellschaft, sondern nur denen in denselben länger lebenden Mitgliedern zur Verminderung oder zum gänzlichen Aufhören des Beitrags zu gute kömmt. In diesem Betracht wird auch wohl die Beitragsberechnung, welche Plus erwarten läßt, bei der Callischen Sterbecasse angenommen; diejenige hingegen, nach welcher nur das erforderliche Bedürfniß auskömmt, hobern Orts zurückgesetzt seyn. Bei beiden geht man sicher; aber von letzterer läßt sich — nach meiner wenig-

gen Einsicht — keine nähere Ausgleichung des Gewinnstes und Verlustes erwarten.

Diesemnach geben Sterbecassen von solcher Einrichtung diese Vortheile: daß ich meine Ersparungen bis zu einem ziemlich hohen Lebensalter nicht ohne Zinsen anlege, und von noch meinen Erben eine gewisse Summe sofort, und ehe selbige wirklich erspart ist, zusichern kan; welcher letztere Vortheil der selbsteigenen Beilegung der Ersparung gänzlich abgeht.

Vortheile ohne Sicherheit, Ordnung und Billigkeit, verlieren vieles von ihrem Werth; aber auch hieran fehlt es dieser Sterbecasseneinrichtung nicht.

Wird etwas mehr, als das Bedürfnis erfordert, aufgebracht, so geht man unstreitig völlig sicher; verbleibt ferner dieser Ueberschuß der Gesellschaft, und wird derselbe einstens zu deren Vortheil verwendet, alsdenn kan solches der Einrichtung zu keinem Vorwurf gereichen: weil dadurch das Spiel in Sterbecassen vermindert wird, und selbige wirklichlichen Sparsassen — welches dergleichen Institute eigentlich nur seyn sollten — näher gebracht werden. Es versteht sich hiebei von selbst, daß ein unmäßig hoher Beitrag, der vom Zutritt zurückhalten würde, nicht gemeint seyn kan. Diesen enthält auch die

Cellische Beitragsabelle nicht, wie die Tabelle des Cassischen Bodens in der Fortsetzung seiner berechneten Entwurfs über Sterbecassen Seite 67. mit mehreren anzeigt. Hiernach giebt der 45-jährige für 10 Rthlr. Sterbegeld jährlich nur 2 pf. mehr an Beitrag, wenn man denselben mit dem allgeringsten Betrage vergleicht, welches in 18 Jahren nicht einkommen, welches einen jährlichen Beitrag ausmacht; und wenn solches auch 4 pf. wären, so würde es in gedachter Zeit doch nur 10 pf. mehr als einen jährlichen Beitrag ausmachen, welches Niemanden, unter den daraus fließenden zuvor gedachten Vortheilen, vom Beitritt zurückschrecken wird. —

Sterblichkeitserfahrung ist das Hauptfundament der Einrichtung. Vergleicht man die nach derselben angenommene Mortalität, mit der in einer Gesellschaft wirklich entstandenen, alsdenn läßt sich Jahr für Jahr — wenigstens umgekehrt — beurtheilen: ob mehr oder weniger Sterbefälle, als worauf getechnet worden, zahlbar geworden sind. Wird denn auch einstens nach diesem Fundament der Zustand der Institutskasse untersucht; so kan, wenn solches alle fünf Jahre geschieht, kein beträchtliches Plus oder Minus bemerkt werden. —

Dieses sichere Fundament und die darauf gebaute Beitragsberechnung, samt

amt der darnach anzustellenden Bilanz, giebt der Einrichtung nicht nur Sicherheit, sondern es gereicht auch derselben zu mehrerer Billigkeit und Ordnung. Darnach ließ sich näher bestimmen: wie viel jüngere und ältere Personen an Beitrag entrichten müssen, wenn sie sich untereinander nicht verkürzen sollen. Wer länger in einer solchen Gesellschaft lebt, zahlt zwar mehr, als der, so früh verstirbt; aber, wer dieses Verkürzung nennet, derselbe hat schiefgeurtheilt. Es scheint auch, als ob die ältern Personen, vor den jüngern, in Ansehung des Beitrags favorisirt sind, weil diese, wenn derselben Beiträge aufsummirt werden, in einem jüngern Alter die Sterbegelder bereits aufgebracht haben. Z. E. der 45jährige hat, vorhin berechnet, schon im 63ten Lebensjahre das Sterbegeld bezahlt; der 59jährige hingegen hat nach einer solchen Berechnung allererst im 70ten Lebensjahre sein Sterbegeld bezahlt. Es hat aber solches in der kürzern Lebensdauer, welche jüngern Personen — nach den Mortalitätsabellen im Ganzen genommen — eigen ist, seinen guten Grund, und es konnte daher der Beitrag für jüngere Personen nicht anders berechnet werden. Wird nun aber einstens nicht nach den Lebensjahren, sondern nach der Aufsummierung der Beiträge, oder Verrechnung des Sterbegeldes, das Vermindern oder Aufhören des Beitrages be-

rechnet — welches alles nach der fünfjährigen Bilanz zu beurtheilen — so dürfte auch diese anscheinende Unbilligkeit näher ausgeglichen seyn.

Vergleicht man nun diese Einrichtung der Sterbecassen mit den bisherigen zum Theil aufgehobenen sehr verschiedenen Einrichtungen, so verbleibt jener allemal der vortheilhafte Vorzug: daß sie wegen des Zinsraabatts, ökonomischer, und derselben Beitrag geringer, wie nach der bisherigen Einrichtung, seyn muß.

Ein Plan, der eben solche, oder noch größere Vortheile für geringere Beiträge verspricht, kan dieses Versprechen nur auf Kosten eines Theils der Interessenten erfüllen, und es muß daher ein Zeitpunkt eintreten, wo desselben Beifall sich wieder verliert.

Unter den vielen Täuschungen, die wir in Ansehung solcher Anstalten befanntlich gehabt haben, war also auch darauf: daß Gewinn und Verlust möglichst ausgeglichen wurde, Rücksicht zu nehmen, wenn jener Fall vermieden seyn sollte. Man denkt völlig mercantilisch über Sterbecassen: Gewinn, aber keinen Verlust, sollen sie geben. Nicht bloß, was jährlich entrichtet wird, sondern auch dasjenige, was solches nach mehrern Jahren austragen wird, zieht man hierbei in Betracht.

Die

Die Koflsche Einrichtung zeigte sehr bald, daß mehrere Interessenten nicht so, wie einige, mit wenigen hingegebenen Thalern eine beträchtliche Summe gewinnen konnten, und riß diejenige berühmte Sterbecasseneinrichtung, nach welcher dieses nur länger verdeckt und versteckt war, mit sich fort, und bestätigte also jene Behauptung.

Die Interessenten dieser Sterbecassen, wollen zwar den Fall, welcher deren Einrichtung betroffen hat, aus andern Ursachen ableiten, und einigen bösen Männern, die das Wankende und Täuschende der Einrichtung zu beweisen bemühet waren, zueignen; aber nach jenem bekanten wahren Vorgange dürfte der Fall auch

wohl ohne deren Bemühung, also von selbst, erfolgt seyn, und ihnen nur das Verdienst, daß solches einige Jahre früher geschehen ist, übrig bleiben, —

Werden wir endlich mit der guten Sterbecasseneinrichtung näher bekannt, und haben wir die Schwindel der bisherigen, wie auch den dadurch veranlaßten Unwillen gegen Sterbecassen vergessen; alsdenn wird es derselben nicht an Beifall fehlen, welcher dauerhaft seyn wird, weil kein Interessent unbilligen Gewinn zu erwarten, aber auch keinen unbilligen Verlust zu befürchten hat, und also auch darauf, daß Gewinn und Verlust näher ausgeglichen werden möge, gesehen worden.

Frage.

Was ist vom grünen Klee Futter für Pferde im Stalle zu halten; kan man es alten und jungen Pferden bei nasser und trockener Witterung, und so lange man will, ohne Nachtheil geben? Was ist für Voricht dabei nöthig, damit es den Pferden nicht schade? Und welcher Schaden

entstehet für solche eigentlich daraus, wenn man es zu lange und nicht mit der nöthigen Vorsicht füttert? Einer sich auf Erfahrung gründenden kurzen Beantwortung dieser Frage, wird mit Verlangen in diesen Blättern entgegen gesehen.

Hannoverisches Magazin.

73^{tes} Stüd.

Freitag, den 10^{ten} September 1790.

Auszug eines Briefes des Rußisch-Kaisert. Hofraths und Gouvernemens-Arzt, Doct. M., an seinen Bruder in Hannover, d. d. Saratow, den 3^{ten} Jul. 1790 *).

Nachdem ich mich jetzt seit Jahr und Tag mit dem hiesigen Terrain etwas mehr, als da ich dir meinen ersten Brief von hieraus schrieb, familiarisirt habe, so kan ich nun deinem Verlangen nach nähern Unterricht von meiner Lage, und wie ich mich hier gefalle, ein Genüge thun. Ich wohne so nahe am Rande von Europa, als möglich; denn mein Haus steht hart am Wolgastrome, und ich sehe aus meinen Fenstern gerade in die Gefilde von Asien hinüber. So ein höchst mittelmäßiger Ort Saratow für eine Gouvernementsstadt übrigens ist, und so sehr mir dieses beim ersten Eintritt auffiel, so leicht giebt man sich doch darüber zufrieden, wenn das übrige nur gut ist. Mir zumal haben vorige Erfahrungen ziemlich genügend gemacht, und ohnehin gehören steinerne Häuser, gepflasterte Gassen und lachende Gegenden nicht wesentlich dazu, um sich an einem Orte wohl zu befinden. Ich atme hier auf der Steppe mit sehr viel freierer Brust, als in den taurischen Gärten, und selbst in den Parks von H. Was mir hier am besten

- *) Das Schreiben, woraus ich hier einen Auszug liefere, enthält zwar keine außerordentliche Merkwürdigkeiten: weil indessen manches nicht allgemein bekanntes von Rußischer Verfassung, Lebensart und Sitten darin vorkommt, wovon das Detail denen, für welche eine genauere Kenntniß fremder Länder und Sitten einigtes Interesse hat, nicht ganz gleichgültig seyn dürfte, vielleicht auch diejenigen, welche die vor einigen Jahren aus hiesigen Gegenden nach Rußland beförderten jungen Aerzte zu den übrigen zählen, so, wie die hiesigen Freunde meines von ihnen um mehr, denn einen halben Welttheil, getrennten Bruders, an den Schicksalen des Verfassers dieses Briefes einigsen Antheil nehmen, so habe ich allen diesen durch die Bekanntmachung jener speciellern Nachrichten in diesen Blättern keine unangenehme Lektüre in die Hände zu liefern geglaubt.

Numerk. d. Herausgeb.

Dddd

besten gefällt, sind die Menschen, die alle recht gut sind, vom ersten bis zum letzten: in diesem Stücke ist Saratow ein Paradies gegen jene Halbinsel voll Unmenschen. Der Gouverneur ist ein alter rechtschaffner Mann, mit dem man auf einen sehr cordialen Fuß umgeht. Unsern engern gesellschaftlichen Zirkel machen einige deutsche Gouvernementsräthe aus, und der Commandant, der auch ein Deutscher ist. Die nähere zutäulichere Bekanntschaft mit diesen und dem feinern Theile der Gouvernementsbeamten haben mir den hiesigen Aufenthalt nun schon ganz bequem, oder, wie man zu sagen pflegt, recht gewöhnlich gemacht.

Lebhaft genug ist es hier auch: denn außer dem Verkehr, welches die schiffreiche Wolga, die uns mit Astrachan und Persien verbindet, durch den Handel ins Reich veranlaßt, giebt es Lärm und Getümmel genug an einem Orte, wo sich die Geschäfte aus einem ganzen Gouvernement concentriren; und du glaubst wohl nicht, wie weitläufig ein solches Gouvernement ist. Nach einer über meinem Pulse hängenden genauen Copie der von den Ingenieuren unserer Stadthalterschaft für die Kaiserin ausgefertigten Karte, enthält das in elf Kreise getheilte Saratow ungefähr fünfhundert tausend Quadratmeilen, und ist folglich so groß, als z. E. England und Schottland zusammen genommen. Die Hälfte davon liegt noch in Europa, die andre in

Asien; denn der Wolgaßrom theilt unsre Landschaft gerade in der Mitte. Wäre alles bewohnt und bevölkert im Verhältniß andrer europäischen Länder, so hätten freilich wohl elf Gouverneurs zu thun: aber hier liegt der Unterschied. Inzwischen müssen alle die verschiedenen Departements, welche ein für sich bestehender Staat selber von solchem Umfange erfordert, dennoch da seyn, und daher ist das stadthalterische Personale hier im Orte nicht klein: an Räten und Assessoren allein kommen einige dreißig heraus, worunter sich auch ein Paar Fürsten befinden.

Du siehst also hieraus, daß es an Umgänge hier nicht fehlen kan. Der Russe kan auch nicht wohl einen Tag ohne Gesellschaft und ohne Spiel sein. Sonntags und Mittwochs ist man beim Gouverneur; an den übrigen Tagen fährt man hin, wo man will; denn in Rußland kan man speisen, wo man Lust hat. Kommt man in ein Haus, wo nicht Tafel ist, so sitzt man, wo die Herrschaft speiset, und dann kehrt man um, und auch dahin. Diese, auch auswärts schon bekanntrussische Gastfreiheit, ist besonders für den jungen ehelosen Mann, für den Fremden, und überhaupt für jeden, der nicht eigne Oekonomie hat, sehr bequem: daher giebt es auch nirgendswas Speisehäuser, außer in Petersburg und Moskau, wo in den größern Gasthöfen zu essen gegeben wird 2).

Alle

a) Wirthshäuser findet man auch nicht außer diesen beiden Orten. Die Polje
weist

Alle diese Aktageclubs währen von Mittag an; so auch die größern Gesellschaften, wozu gebeten wird. Diese sind auch nicht selten, und es geht hoch darin her. Ueberhaupt habe ich mich über den Luxus, über die Moden: nicht, über die kostbaren Gastmähle, über das hohe Spiel und über den Aufwand aller Art, an einem Orte, wie Saratow, in der That wundern müssen. Ich mache mich gemeinlich gegen Abend fort, und lasse meine Frau spielen und tanzen, mit und ohne Maske. Das wundert denn die Russen, weil sie nicht begreifen, wie man sich zu Hause allein unterhalten kan; denn Pust und Bücher kennen sie nicht b). Die Reihe dieser größern Feten, wobei man den Gouverneur und Vicogouverneur nie ausläßt, ist, seitdem ich ein eignes Haus bewohne, auch schon ein Paar mal an mich gekommen. Der Wein ist dabei das kostbarste. Eswaaren sind hier nicht theuer; aber Champagner, der liebingswein der Russen, darf nicht fehlen. Hier kostet er 3 Rubel – Rheinwein, den man auch gern hat, 1 Ru-

bel. Zum übrigen Tafelwein dient das hiesige weiße und rothe Gewächs vom Don. In solchen Gesellschaften werden nicht selten bei 1000 und mehr Rubel im Spiele umgesetzt. Denn Spielen und Zechen ist die Hauptsache. Whist und Tri Tri sind am meisten im Gange. Hazardspiele sind bei Cassationsstrafe verboten – Wenn ich mitspiele, so ist es Whist, die Parthie zu $\frac{1}{2}$ Rubel. Dies ist das kleinste Spiel, und da bin ich gewöhnlich in des Gouverneurs Parthie, der auch nicht höher spielt. Anfangslich sollte ich durchaus im Spiel, wie im Trinken, mitmachen; aber nun läßt man mich in Ruhe. – Auch gehe ich manchmal in 3 bis 4 Wochen nicht in Gesellschaft, außer etwa Sonntags zum Gouverneur, von dessen Tafel man sich nicht zu oft zurückziehen darf. Meine Frau hingegen muß desto öfter mit fort, und ich sehe es recht gern, daß man nach gerade gewohnt wird, sich mit der Hälfte von mir zu begnügen.

Außer diesen Gesellschaften giebt es bei dem Gouverneur an den häufigen,
Dddd 2 zwei

weist jedem Fremden frei Quartier an, wie in Deutschland im Kriege den Soldaten. Sein Bette führt bekanntlich jeder Reisender in Rußland mit sich. Zu essen findet er allenthalben; er geht zu dem Ersten des Orts, und wäre es der Generalgouverneur selbst. Nicht allein ist er angenehm, sondern es wäre unnöthig und würde befremden, wenn ers nicht thäte – alles zu verstehen von jedem, der Officiersrang hat – daher so äußerst wohlfeil reisen in Rußland. Ich glaube nicht, daß, von Moskau hieher, 120 Meilen, außer dem Postgelde, mir 10 Rubel gekostet haben.

- b) Ich habe jetzt, seitdem vor kurzem meine Bücher angekommen sind, meine Freunde über das allgemeine Erstaunen, welches der Anblick von 4 bis 500 Büchlein erregt. Mein Gott, sagte unlängst ein vornehmer Russe zu mir, die können sie ja in zehn Jahren nicht durchlesen.

zwei bis drei mal in jedem Monate einfallenden Kronfesten, d. i. Geburts- und Namenstagen der Kaiserl. Familie, an welchen er für jährliche 1200 Rubel-Tafelgelder zu 50 bis 60 Courverts tractiren muß, mehr Jäten, als einem lieb ist. Denn man darf nicht wegbleiben, weil an diesen Tagen feierlich gratulirt werden muß. Auch muß man jedesmal mit zur Kirche und bei dem Te Deum das Crucifix küssen – zwei mal im Jahre, nemlich am Thronbesteigungs- und am Krönungstage, auf den Knien.

Einen ordentlichen evangelisch-lutherischen Gottesdienst haben wir hier bis jetzt nicht, sondern nur dann und wann kommen die Prediger von den nahgelegenen deutschen Colonien herein, und predigen uns was gutes oder schlechtes in einem von unsern Häusern. Da aber unser Häuslein immer stärker wird – denn wir haben nach gerade von allen Zünften deutsche Handwerker – so sind wir jetzt über den Bau einer kleinen Kirche aus, wozu wir Honoratiores zu 50 bis 100 Rubel hergeben. Gegen einen Prediger aber, der mit im Plane war, habe ich protestirt, weil es, bei der wandelbaren Anzahl vermögender Gemeindeglieder sich leicht begeben könnte, daß dessen Unterhaltung einigen wenigen Personen künftig zur Last fiel. Wir werden also wechselweise selbst eine gute Predigt vorlesen – so, wie ichs in der Crimm hielt – singen u. s. w. und, wenn Communion seyn soll, einen Colonistenprediger kommen lassen.

Die hier und in der Nähe wohnenden Catholiken contribüiren mit zu unserm Kirchenbau, und lassen sich dafür, so oft sie den Priester bezahlen können, eine Messe darin lesen. Der nächste befindet sich mit seiner Colonie 10 Meilen von hier.

Jetzt muß ich dir erzählen, daß ich nun seit verwichenem Herbst auch ein russischer Landsasse bin. Ich habe nemlich im September v. J. von ihm, zum Vicegouverneur in Kasan von hier beförderten Präsidenten, ein kleines, 20 Werste von hier belegenes Landwesen, mit 20 männlichen und weiblichen Leibeigenen, angekauft. Ein solches Gütgen – in Deutschland würde man es eine Meierei, oder ein Vorwerk, nennen: hier heißt es ein Simowia – vergleichen in Rußland, wo nemlich um die Städte herum, unzählige sind, schafft sich gern ein jeder an, der einen eigenen Haushalt hat, um seine Menschen, Kühe und Pferde in der Stadt mit eigenen Produkten durchzufüttern. Das meinige kostet, nebst dem Vieh- und Feldinventarium, 2000 Rubel. Wenn ich dir sage, daß ungefähr 150 Morgen des vortrefflichsten Ackerlandes dabei sind, ohne die Wiesen, und daß für 400 Rubel Korn in den Embarren lag, so wirst du vielleicht den Preis, bei der nicht kleinen Menschenzahl, unbeanstandlich wohlfeil finden. Aber in Rußland richtet sich der Werth und Preis der Landgüter nicht nach der Morgenzahl der Aecker, sondern nach der Anzahl der leibeigenen Bauern. An Land

st Ueberfluß vorhanden, aber an Menschen, die es kultiviren können, fehlt es. Wenn man eigene Bauern hat, so legt man sich ein Landgut an, wo man Lust hat. Der Edelmann bezahlt alsdann an die Krone für eine Dessetine Landes, d. i. 4½ Morgen, u erb und eigen — was meinst du, wie viel? — 1 Rubel: und man ist berechtigt, auf jede Bauerfamilie 10 Dessetinen zu fordern. Wird nun etwa nachher in ein anderes eingelegenes Gouvernement translocirt, so läßt man das Land liegen, oder verkauft es, falls sich ein Liebhaber findet, samt den elenden hölzernen Häusern, die man da hat aufrichten lassen, à tout prix, und zieht mit seinen Bauern ein Paar hundert Meilen weiter, wo man sich ohne Umstände auf gleichen Fuß wieder etablirt; denn, sein Haus bauet der Bauer selber, und in 8 Tagen ist er damit fix und fertig c). Ich habe auf diesem Vorwerke eine englische Wirthschaftsmanier eingeführt,

weil mir die hier zu Lande gewöhnlichen Arten, die Landgüter abwesend zu benützen, nicht gefallen wollten: denn, ich fand in der einen, wo der Bauer wie ein Negerslave Tag vor Tag bis an seinen Tod, bei der allerelendesten Kost und Bekleidung, bloß für seinen Herrn arbeiten muß, nicht viel Menschlichkeit; und die andere ist bei kleinen Gütern, die die Kosten eines Verwalters nicht abwerfen, nicht wohl anwendbar; denn, da arbeiten die Bauern 3 Tage in der Woche für den Herrn, und 3 für sich, welches Verhältniß sie ohne Aussicht bald abändern würden. — Ich habe alles Land unter die Bauern vertheilt, auf jede Familie die gleiche Portion — eben so alles Vieh, welches in 8 Pferden, 16 Kühen, 40 bis 50 Schafen, zc. bestand. Und nun nehme ich die Hälfte von allen Feldfrüchten — Heu, so viel ich für meine Pferde und Kühe gebrauche, und von jeder Familie 40 Pfund Butter, ein Paar

Ddd d 3

läms

- e) Zu einem russischen Hause, — nicht etwa bloß für den Bauer, sondern für jeden, der nicht massiv bauen will, wie nur in den größten Städten mit schweren Kosten geschieht, — braucht man weder einen Stein, noch eine Handvoll Leimen, oder Kalk; sondern Balken liegen auf Balken, gerade wie ein Weisenbauer, und oben wird es mit Brettern gedeckt, die man roth anstreicht. Daher kauft man hier bekanntlich die Häuser auf dem Markte, wo sie aufgerichtet stehen, nur ohne Verbindung. Man spaziert hinein, wählt dasjenige, dessen Einrichtung einem am besten gefällt, und fährt es auf einigen Wagen nach dem Bauplatze. Nach 3, 4 Tagen steht es schon da, und man zieht ein. Von dergleichen hölzernen Häusern sieht man selbst in Moskau zehn gegen ein kleineres, wovon die guten mit Balkons, Säulen, zc. geziert, und auf Steinart vermaalt werden. So bauete man in Moskau innerhalb 6 Wochen einen Palast für die Kaiserin, wie Espe in seinen Reisen erzählt. Durch Kalfatern aller Fugen mit Werg, und mitreißt doppelter Fenster, schützt man sich in solchen Häusern recht gut gegen die russische Kälte.

Lämmer, 12 Ellen grobes Tuch von der Schafswolle d), Gänse, Enten, Hühner, Puter, von jeden 5 Stück, 100 Eier, 12. Die Bauern entrichten selbst die öffentlichen Abgaben, d. i. Rekruten- und Kopfsteuer, welche hingegen in dem zuerst angeführten Falle der Herr bezahlen muß. Nebenprästanda bestehen in den Fuhren nach der Stadt, Pferden vor meinen Wagen, wenn ich hinaus will, Ausfahren von Brennholz aus den öffentlichen Waldungen, 12. Auch habe ich ihnen Anleitung zum Anbau der Küchengewächse gegeben, und Gärten von ihnen anlegen lassen, woraus sie für meine Küche Fütterung liefern müssen, das Uebrige aber verkaufen können e). Auf diese Art hoffe ich, mein Götchen mehr auf deutsche Manier, und sicherlich mit mehrerem Vortheil, zu benutzen, als der Russe, der seine Bauern wie sein Vieh behandelt, und noch schlimmer. — So war auch mein Vorweseher. Die Wirthschaft war auf den oben zuerst beschriebenen Fuß eingerichtet, und seine Bauern hatten nie weder einen Hel-

ler, noch einen Kittel, noch einen einzigen trohen Tag; mit Hunger hingegen und mit unmenschlichen Drängeln waren sie desto bekant. Wie solche unglückliche Menschen von ihrem Schicksale denken, laßt du daran urtheilen, daß diese hier ihren Herren bei seiner Abreise auf den Knien baten, sie nicht zu verkaufen, sondern mitzunehmen, weil sie sich immer vor einen noch schlimmern Herrn fürchten. Diese armen Leute danken sich jetzt im Himmel zu seyn: alles hat neues Leben, neue Thätigkeit bekommen, und ich habe den Vortheil, daß ich keinen Aufseher und keine starrriemigte Knotenpeitsche gebrauche, weil einen jeden sein eigener Ruhm antreibt, fleißig und gut zu arbeiten. — Würde der leidige Zwang allgemein in Rußland aufgehoben, wie viel besser würde es um Ackerbau und Bevölkerung stehen, und wie stark und schnell würde der Erfolg davon bei solchen Herrschaften in dem Sinne fallen, die 30, 50 und 100,000 Bauern haben! Dies ist schon hundertmal gesagt, und die Kaiserin schlägt

- a) In Stall- und Mantelröden für die Bedienten, in Röden für leibeigene Dienstmägde — denn 3 derselben habe ich in die Stadt genommen. — Diefelben besaß die Weiber im Winter, die auch Flachspinnen müssen.
- e) Gartengewächse zu bauen, ist für uns Deutsche um so nöthiger, da man in Rußland wenig oder nichts davon hält. Denn, Gurken und Zwiebeln, vornehmlich aber weißer Kohl, frisch und eingemacht, das ist, im Allgemeinen, die einzige übliche vegetabilische Kost. In der Erinnung schickte mir einstmal der General en Chef 6 Kartoffeln zu einem großen Geschenk: ich hat auch Gist darauf. Hier bringen uns noch die deutschen Colonisten etwas Küchengewächse, aber 5 bis 20 Meilen her, also weit und überhaupt thätliche Waare, auf schlechtem Saamen schlecht kultivirt.

schlägt alle mögliche Wege ein, um eine gemilderte Leibeigenschaft einzuführen; aber der russische Edelmann will das nicht begreifen, eben so, wie noch jetzt viele Starrköpfe in Dänemark. Wir haben doch schon einige unserer Gutsnachbarn gesagt, wenn es gut ginge mit meiner Wirtschaft, so wolten sie mir's nachmachen f).

Auch mein jetziges Wohnhaus in Saratow habe ich kaufen müssen. Weil der Krieg so ungeheure Summen kostet, so ist alles Bauen und Kaufen auf Rechnung der Krone durch eine Generalaufseht im ganzen Reiche bis aufs Weitere untersagt worden. Vacante Kronhäuser gab's hier nicht; was gutes zu mietzen auch nicht; also mußte ich vor der Hand um Kauf den Vorschuß thun. Nach aufgehobenem Verbote wird man mir ein Haus bauen, oder das meinige mir abkaufen, und bis dahin bezahlt mir die Stadt 60 Rubel Mierthe, als $\frac{1}{2}$ pro Cent monatlich für den Kaufpreis von 1000 Rubel. Das Haus ist übrigens überaus bequem und nett, aber von Holz, wie sie alle sind, selbst den Vallaß des Generalgouverneurs nicht ausgenommen. Ich habe es mit moskowischen Tapeten und andern neuen guten Meublen so herausgeputzt,

daß ichs für kein Compliment mehr nehme, wenn man mir sagt, ich gehöre zu den sehr wenigen, die in Saratow schön wohnen.

Du wünschst, die Größe meines Hausstandes, die Zahl der Bedienten, und von welcher Nation sie sind 1c. zu wissen. Hier hast du die Tabelle davon. Mein Bedienter ist ein Finnländer, also lutherisch, und spricht, wie alle Finnen, russisch und deutsch; der Kutscher ein lutherischer Colonist, der Reitknecht ein Russe; dann folgt ein munterer neunjähriger Knabe von meinen leibeigenen auf dem Lande, und der fünfte männlichen Geschlechtes, die Ordonnanz, zwar ein russischer Soldat, der aber auch als Hausbedienter zu betrachten ist, weil ich mir alle Abwechslung verboten habe; er agiert den Hoffknecht, und den Wächter am Thorwege, und bekommt nichts, als die Kost. Weiblichen Geschlechtes: die Köchin, eine lutherische Colonistin; ein leibeigenes Mädchen, zur Aufwartung bei meiner Frau, und schon seit 9 Jahren bei ihr, ein leibeigenes Weib, und zwei ihrer Töchter, zur Hausarbeit. Eine Wärterin, die jetzt hinzugekommen ist, kann nur in dem Falle mitgerechnet werden, daß ihre Dienste über's Jahr weiter nöthig

f) Daß ich noch bis diese Stunde mit Sand und Land in Laurien angelesen bin, weißt du aus meinen vorigen Briefen. Das war eine Vergeßung für meine Ergänzungen und Berichtigungen der Habeligischen Natargeschichte von Laurien, die ich bei damaliger Anwesenheit der Kaiserin dem Fürsten Potemkin schriftlich überreichte. — Wenn nur Jemand seyn möchte, der mir die 200 Dessjatinen Landes abkaufte; ich gäbe sie jetzt für 200 Groschen.

ndigig find. Die gemieteten Leute hierunter, ohne die letztere, kosten jährlich 158 Rubel an Lohn — der Bediente allein 48 — ohne Mondirung. Die eigenen Leute bekommen bloß Kleidung.

Ich wundere mich nicht, daß du und die Freunde, denen du meine Briefe mittheilst, den Lurus, den ich mit 4 Kutschpferden mache, seltsam und übertrieben findest. Zwei wären freilich genug. Aber einmal muß ich, meinem Charakter gemäß, mit 4 Pferden und Vorreuter fahren, so, wie der Staatsrath und alle Excellenzen der Classen über ihm, mit sechsen: dagegen Niemand, der nicht Staatsofficiers Rang hat, und wäre er Graf, mehr als zwei anspannen darf — alles zufolge russischer durch Gesetze bestimmten Rang- und Etiquetteordnung. — Wer diese nicht pünktlich befolgt, wird entweder für einen Knicker, oder pauvre Diable gehalten; auch führe der ärmste Kron-

bediente lieber ohne Hand aus, als mit einem Pferde weniger, wie ihm gebührt. Bei meinem zweimonatlichen Aufenthalte in Moskau kosteten mir die Miethpferde, ohne Kutsche, über 200 Rubel. — Für's andere würden 2 Pferde zu viel leiden, wenn sie, zumal bei der hiesigen Hitze g), Tag für Tag des Vormittags mich fahren, und dann Nachmittags Wasser schleppen sollten h). Ganz aber ohne Pferde hauszuhalten, geht in Rußland gar nicht an — kaum für den Handwerker, und auch gewiß für diesen nicht allemal — denn, der eben erwähnten häuslichen Arbeit nicht zu gedenken, so kan man — (die beiden Residenzen ausgenommen, die allein ein Steinpflaster haben, wo aber dagegen die Meilen langen Wege irgend ein Fuhrwerk unentbehrlich machen) — im Sommer vor Stand und im Herbst und Frühjahr vor kniehohem Rothe keinen Schritt zu Fuße vor die Thür thun.

g) Schrecklich heiß ist es hier. Mein Thermometer zeigt jetzt im Schatten, an der Nordseite des Hauses, 30 Grad. Man zerfließt im Schweiße, da man bei jeder Gelegenheit, wo man Amts- oder Formalitäten halber erscheint, der gewöhnlichen Uniform tragen muß. Die hiesige ist roth, mit Himmelblau aufgeschlagen.

h) Aus der Wolga zum Spülen, Waschen und Bleichdrathen, und aus einer 4 Meilen entfernten Quelle zum Trinken und Kochen; — denn, Wasserpumpen und Ziehbrunnen giebt es nicht einmal in Petersburg und Moskau.

Der Schluß folgt künftig.

Hannoverisches Magazin.

74^{tes} Stüd.

Montag, den 13^{ten} September 1790.

Auszug eines Briefes des Rußisch-Kaiserl. Hofraths und Gouvernement-Arzts, Doct M., an seinen Bruder in Hannover,
d. d. Saratow, den 3^{ten} Jul. 1790.

(Schluß.)

Im Winter fahre ich in täglichen Geschäften, wie Jedermann, im Schlitten; meine beiden Winterequipagen, ein Rennschlitten, den ich selbst fahre, und ein sogenannter kasanischer, auf zwei Pferde eingerichtet, kosten mit Geschirr 100 Rubel — das heißt, ohne Geklingel; denn, in Rußland fährt man nicht mit Blocken, vermuthlich, weil man vor dem ewigen Schlittenslärmen sein Wort nicht würde hören können. — Im Sommer ist durchgängig allerlei leichtes Fuhrwerk im Umlauf, besonders eine Art desselben, welche man Droschken nennt, gleichsam ein Canapee auf 4 niedrigen Rädern, mit einem Pferde. Weiß ich aber mehrmalen von diesem zwar sehr bequemen, aber äußerst leichten Fuhrwerke, womit man ungemein schnell fährt, heruntergefallen bin, indem ich das Gleichgewicht im Quersitzen zu halten gar nicht konnte, so habe

ich mir im vergangenen Winter eine Art von Vis-à-Vis-Droschke, nach meiner eigenen Erfindung und Zeichnung, von unsern hiesigen deutschen Divetiers machen lassen, die auf Eisen und Reflexen geht, und für ihre 200 Rubel ganz elegant ausgefallen ist. Nun kan ich mit 2 Pferden fahren, außer bei festlichen und andern Gelegenheiten, wo man Uniform und Degen tragen, und in der Kutsche fahren muß.

Ob ich noch eine Versetzung nach Woronesch wünsche? — Wor der Hand nicht. So lange ich nicht mehr Ursache habe, mich nach einer Versetzung zu sehnen, mag ich jene Translocation nicht betreiben, obgleich unser herzensguter Generalgouverneur mit der ihm eigenen zuvorkommenden Güte, bei einer neuen Unterredung über dieses Subjet, sich freiwillig erbietet, diese Versetzung, wenn ich es verlange, in Petersburg auszuwirken.
Etc etc

ken. In Woroneß sind acht meines Handwerks, (obwohl nur Staats- und andere dimittirte Chirurgen), hier hingegen, außer meinem Chirurgus, den ich mir endlich mit vieler Mühe aus Moskau verschafft habe — keiner; und das macht doch in Ansehung des Werths, den man auf uns setzt, und eines zufriedenen ruhigen Lebens, viel Unterschied. Ueberdies habe ich Ursache, mit meinem Einkommen, theils von der Praxis, und von auswärtigen Consultationen, theils von dem, was mir außerordentliche Physikatgeschäfte eingetragen haben, sehr zufrieden zu seyn. Erstere habe ich doch anfangs zu gering calculirt, und von den letztern habe ich vorhin nicht einstuken Begriff gehabt, weil unter Tarsarn und Tirken, und bei der noch immer ganz orientalischen Verfassung der Crimin, von dergleichen nichts vorfiel. Zusammen genommen, haben beide in diesem ersten Jahre meines Hierseyns gerade so viel, als meine Besoldung, betragen.

In Absicht des Bücherverseins und der neuern Litteratur kommt man in diesem Winkel der Erde sehr zurück. Der Universitätsbuchhändler in Moskau, der mir alle verlangten Artikel für 20 pro Cent Provision aus Deutschland verschreibt, hat zwar nun längst seine diesjährigen Commissionen von mir —

aber er verspricht nichts vor dem September; denn, die Bücher kommen zu Wasser, und gemeiniglich mit den letzten Schiffen, weil die Buchhändler erst den Catalog von der Ostermesse abwarten, um alles mit einzusammeln. Das Betrübsteste ist noch, daß die Commissionen oft höchst liederlich besorgt, mit einander verwechselt, auch wohl ganz falsch aufgegeben werden, so, daß man in dem Pack allenfalls das Beste gerade nicht findet, und dagegen manchen Schold bekamt, den man nicht verlangt hat. In der Connoissance du tems, sowohl im gelehrten, als politischen Fache, halte ich mich hier noch so ziemlich, vermittelst meiner Verbindung mit der Lesegesellschaft in Moskau, an deren Errichtung ich vielen Antheil habe, und in welcher die besten deutschen und französischen Journale und gelehrten Zeitungen circuliren. So durch erfährt denn unser einer, (war etwas spät, und für gutes Geld), aber doch noch so ziemlich vollständig, das Wichtigste von dem, was man dort macht und schreibt.

Du forderst mich, I. Br. in deinem letztern Briefe auf, mich bald durch etwas Großes auszuzeichnen, irgend ein Buch zu schreiben, das der Kaiserin Gnade und Talente zeige, etwas zur Ehre und zum Vortheil Russlands zu stiftet.

*) Solche Journale kosten jedes 20 bis 30 Rubel; einige, als die *Journal de la nature*, noch mehr, der *Hamburgische Correspondent* auch 20 Rubel. Unsere *Wochenschrift* mag jährlich 7 bis 800 Rubel zusammenbringen.

sind schon alle Anstalten gemacht, und es hing nur an einem Umstande, sonst wäre schon seit Newjahr eine russische Wochenschrift aus meiner Feder im Gange, deren allgemeinnütziger Plan hoffentlich den ganzen Beifall der Monarchin und der Nation erhalten soll, wenn sie künftiges Jahr zum Vorschein kommt. Das Hinderniß machten mir meine Uebersetzer: denn, daß ich so viel Russisch noch nicht kan, um mich gut und in der Büchersprache auszudrücken, wirst du leicht urtheilen. Ich hätte mich nicht dafür, daß es so äußerst schwer seyn würde, geschickte Leute zum Uebersetzen aus dem Deutschen in das Russische zu finden. Im umgekehrten Falle ist kein Mangel; aber, unter den hier gebornen Deutschen ist selten einer, der sich schriftstellerisch im Russischen ausdrücken könnte. — Hier zu Lande würde noch jedes in der Landessprache geschriebene Journal sein Glück machen, weil dieses ganze Fach noch unbearbeitet ist, aber ich will nicht etwa bloß an jenem unterhalten; einen Unzerschen Arzt, eine Gazette de Santé, will ich dem Russen, besonders dem landständigen Edelmann, in die Hände geben, dessen ganzer Reichthum und Wohlstand auf der Anzahl und Erhaltung seiner Bauern beruht. Es ist bekannt genug, daß die Bevölkerung von Rußland mit seiner Größe in einer höchst nachtheiligen Disproportion steht, bekannt gleichwohl, daß nirgendwo die Ehen so fruchtbar sind, als in Moskau, und eben so bekannt, daß in der

überwiegend großen Sterblichkeit, die allen diesen Segen wieder wegnimmt, der eigentliche und wahre Grund liegt, warum dieses Reich noch immer so tief unter seiner möglichen Macht und Größe stehen bleibt. An diesen Menschenverlust ist der allgemeine Mangel an Hülfe in Krankheiten, und die unglaublich große Unbekanntschaft mit dem, was in gesunden und kranken Tagen heilsam oder schädlich ist, hauptsächlich schuld. Hier ist, wenn sonst irgendwo, populaire Arzneikunde ein großes Bedürfniß, und daher ein Unternehmen, wie das meinige, welches einen allgemein sächlichen medicinischen und diätetischen Unterricht für die Nation zum Zweck hat, so, wie für jeden einzelnen Gutsbesitzer, auch für den ganzen Staat, wichtig. Der Weg einer Wochenschrift ist hierzu ohne Zweifel der leichteste und beste, und also kan mein Haus- und Landarzt in diesem Kleide vielen großen Nutzen stiften. So viel hiervon.

Unter andern, die medicinische Polizei betreffenden Anstalten, deren Einführung oder Verbesserung ich zur Absicht habe, liegt mir vorzüglich ein Pockeninoculationsinstitut am Herzen. In dem Jahre vor meiner Ankunft hieselbst, verlor unser Gouvernement in einer Pockenepidemie 7000 Kinder und Erwachsene. Der Generalgouverneur wird, so bald ihn der geduldete Krieg wiederum frei über Kronsgelder disponiren läßt, gern dazu die Hand bieten, und so hoffe ich, auch durch dieses Institut nützlich zu werden.

E e e 2

den. Die Inoculation hat bisher in ganz Rußland noch höchst geringe Fortschritte gemacht, selbst in Petersburg nur kleine, und in Moskau noch kleinere. Hier herum weit und breit, ist sie selbst dem Namen nach unbekant.

Die Erbauung eines öffentlichen Krankenhauses, mit welchem ein Hebammeninstitut, zufolge meiner Vorschläge, verbunden werden soll, beruhet ebenmäßig nur auf der Wiederkehr des Friedens: meine Pläne dazu sind approbirt. Vor meiner Ankunft war es nichts neues, daß die Hebammen die Gebährenden, wann es mit der Geburt nicht fortwolte, auf Tonsen rollten. Noch unbarmherziger gingen sie mit den Instrumenten zu Werke, wann etwa die Umstände dessen Anlegung nöthig machten, wovon mir bei meiner Hierkunft ein neueres schauderhaftes Beispiel erzählt wurde. —

Hier hast du, lieber Br., so ziemlich ausführlich beisammen, was dich und unsere Freunde, denen du meine Briefe mitzutheilen gewohnt bist, aus der Saratowschen Welt etwa interessiren könnte. Ist dir meine Epistel zu lang, so bedenke, daß ich mich das Meiste von allen dem in euren Briefen abgefragt habe. Wenn mich meine Rechnung nicht trägt, so kommt ohne hin dieser Brief gerade in den großen Ferien zu deinen Händen, und da gönnt euch Richter und Rechtsgelehrten euer guter Genius ja manche sehr defreie Winterstunde, die ihr auch abwesenden Fremden widmen könnt. Wie? wenn du nun einen Theil dieser glücklichen Ruffe dazu anwendest, mir einen eben so langen Brief zu schreiben, als der gegenwärtige ist? Ich habe wenigstens viel von dir zu erwarten. —

Beantwortung der im 8ten Stück dieses Magazins vom Jahre 1789 geschehenen Anfrage, welche folgende ist:

Man hat verschiedene durch die Erfahrung würksam befundene Mittel, wider das Aufschwellen von zu jungem, zu vielem oder zu naß gefressenem Klee, bei dem Kindvieh; hat man nicht auch ein solches Mittel bei den Pferden?

Hierauf antworte ich also: Ich habe in meiner Praxi sehr oft die Vorkälle vom Klee 1c. gehabt, aufgeschwollenes Hornvieh in die Kur zu bekommen, und habe die mir bekant gewesenen Hülfsmittel angewendet, von allen aber keines, wenn das Aufschwel-

len Gefahr drohet, pflücker und geschwind wirkender gefunden, als den Stich mit einem Instrument (Trois-quarts genannt) in der sogenannten Hungergrube auf der linken Seite. Hierauf sind die Thiere in gemeinlich Tode gerathen worden, und ich habe

ich nachtheilige Folgen davon versphäre. Die andern Mittel haben zwar bei solchen Fällen, wenn das Ausfließen nur noch geringe gewesen, auch Hilfe geleistet, aber bei der Zunahme des Uebels mußte ich doch oftmals meine Zuflucht zum Stich nehmen, alsdenn aber waren sie eine gute Mitwirkung. Diese Mittel nun bestanden in einer Aderlaß, in Klystiren, in Bewegung, und in einigen andern innerlich zu gebenden Medicamenten, wodurch eine Eröffnung und Fortschaffung der Luft bewirkt werden kan, als welche die Hauptursache der Aufschwellung ist.

Ob nun dieses Hülfsmittel nicht auch bei Pferden angewendet werden könnte, und von Nutzen wäre (ich meine den Stich) solches bin ich nicht abgeneigt zu glauben, indessen habe ich doch diese Operation zu machen noch immer Bedenken getragen: indem ich von dem glücklichen Erfolge noch nicht überzeuget bin, und keine Vorgänger darin habe, wovon ich diese Operation unternehmen gesehen, oder gehört hätte, daß sie Jemand mit Nutzen gemacht: dieses aber kan ich nicht unangezeigt lassen, daß ich mich erinnere, von meinem ehemaligen Lehrer in der Thierarzneikunst, weiland Oberhofschatzarzt Kersting gehört zu haben, wie er gesonnen sey, in der Folge auch noch Versuche mit dem Stich bei Pferden zu machen, aber in der Wahl des Ortes noch nicht schlußig war, ob er solche in der Hungergrube, oder unter dem Bauche in dem großen da geleg-

nen so genannten Grimmdarm (Colon) machen würde. Es ist indessen dieser Versuch seit meinem Daseyn, und vielleicht auch nachher unerfüllt geblieben, und mir nichts davon bekannt geworden. Einen Autor aber muß ich noch anführen, welcher in seiner Schrift etwas davon erwehnet. Es ist dieses der Hr. Johann Riem, Mitglied verschiedener ökonomischen Gesellschaften. Dieser sagt in seinem 1775 herausgegebenen kleinen Traktat, betitelt: Vollständige praktische Anleitung, das ausgeblähete Vieh durch untrügliche innerliche und äußerliche Mittel zu retten, Seite 10 in der Anmerkung folgendes: „Billig sollte man auch bei Schweinen Versuche machen, sie durch den Stich zu retten, so wie man bereits an Pferden mit Nutzen versuchet hat.“

So viel ich nun über dieses Subject nachgedacht, und gerne mal Versuche damit an Pferden gemacht hätte, so hat mich dennoch immer 1) eine Furcht zurück gehalten, nemlich die, daß, wenn der Erfolg nicht der Erwartung entspräche, ich mich der Verantwortung und üblen Verdachts aussetzte, ob wäre es ohne den Stich noch wohl wieder genesen: 2) auch die anatomisch physiologischen Gründe, daß der Bau der Eingeweide beim Pferde besonders der Verdauungswerkzeuge nicht so beschaffen ist, als beim Rindvieh, bei diesem steckt die eingeschlossene Luft größtentheils in dem sogenannten Pansen, und die Operation geschieht unmittelbar in diesem Theil; bei dem

Pferde aber komet der Stich (wenn er in der Hungergrube gemacht wird) in eines der dünnen Gedärms, und es ist wahrscheinlich, zu glauben, daß die Verletzung des Darms empfindlicher und von nachtheiligeren Folgen seyn könnte, als die des Panzers; zu geschweigen, daß auch die in den großen und weiter entfernten Gedärmen befindliche Luft nicht so gut ihren Ausgang finden würde, welchem denn noch beiträgt, daß das Aufschwellen beim Pferde nicht sogleich beim Ansätze der Krankheit in die Sinne fällt, als beim Kindsvieh, und wenn es sichtbar wird, so sind auch schon oftmals Zeichen des Todes, wie auch des innerlichen Brandes vorhanden.

Vor nicht langer Zeit habe ich die Operation des Stiches an einem an der Darmgicht erkrankten Pferde nach dem Tode gemacht, dieses wurde mit der Krankheit am Abend um 8 Uhr befallen, die Krankheit war sehr heftig, und es erregte nach 5 Stunden. Im Leben nahm ich kein Anlaufen wahr, nach dem Tode aber lief es bis zum Nagen auf; ich machte den Stich auf der linken Seite in der Hungerlücke, hier fuhr die Luft mit einem Geräusch sehr stark heraus, der Leib fiel zusammen, ich ließ durch den Abdecker die Defnung mit Borsticht machen, und fand, daß der Stich

in dem dünnen Darm (Ileon) durchdrungen war, übrigens aber war in dem großen Darm (Colon) und an mehreren Därmen eine starke Entzündung etc.

Herzlich wünschte ich, daß mehrere Versuche dieser Operation an Pferden von praktischen Rosärzten mögten gemacht werden, wenn sich Gelehrten darbieten, die der Erfüllung des Endzwecks entsprechen, und sie dabei sonst keine able Nachrede, als ob sie durch die Operation Schuld an dem Tode des Thiers wären, zu befürchten haben. Am besten könnten wohl solche Versuche in Städten, wo Thierarzneischulen sind, gemacht werden. Sollten sich nun Männer finden, welche bereits mehrere Versuche gemacht, folglich Erfahrung in dieser Sache hätten; so bitte ich, um des allgemeinen Nutzens willen, solche in diesen Blättern bekannt zu machen. Außer diesem angeführten aber noch nicht genugsam erprobten Mittel wüßte ich dem Herrn Verfasser obiger Anfrage vorzuziehen keine würksamere Mittel anzupreisen, als die reizenden Ätzstiche, und besonders die aus fixer Lauge, wovon ich einige mal Nutzen gehabt, und womit ich künftig mehrere Versuche machen werde, doch denn noch die innerlichen gelind erweichenden, entzündungswidrigen Krämpf stillenden Mittel anzuwenden wären.

L - c.

L - cl.

Eine gewagte Beantwortung der im 47^{ten} Stück des hannoverschen Magazins von diesem Jahre wiederholten Anfrage des 53^{ten} Stücks eben dieses Magazins vom v. J.

Sollte nicht die nächste Veranlassung der Ansetzung der Pachttermine nach beweglichen Festen, vorzüglich bei den als Beispiele angeführten Verpachtungen von Mühlen, Schank- und Weggeld, bei welchen der Genuß in täglichen Hebungen besteht, darin zu suchen seyn: daß die Umstände, welche die Hebungen bei vergleichen Pachtungen an einzelnen Tagen auffergewöhnlich stark, oft so stark zu machen pflegen, daß die außerordentlichen Hebungen einzelner Tage, den gewöhnlichen Hebungen ganzer Monate, und längerer Zeiten gleich kommen, daß, sage ich, diese Umstände, als Messen, Jahrmärkte, Kirchweihen, Schützenhöfe, Wallfahrten &c. gewöhnlich nach beweglichen Festen angesetzt sind. Die jedem Kalender eingehängten Verzeichnisse von Messen und Jahrmärkten können dazu Belege liefern, welche sich jeder aus dem ihm bekannten gewöhnlichen Terminen ähnlicher Feste jeder Gegend, nach seiner Lage vollständiger machen kann. Doch darf man hierbei nicht ohne Umsicht zu Werke gehn. Eine vielleicht in neuer Zeit berühmte Markt, geradezu gegen eine alte berühmte, auf einen großen Strich Deutschlands Einfluß habende Messe zählen. So sind z. B. eine leipziger, braunschweiger oder frankfurter Messe, einem großen

Theile Deutschlands mehr wehet, als die Hälfte der Märkte in solchen Verzeichnissen von A bis Z, die nur auf ein Paar Meilen bekannt sind, und nicht weiter interessieren. Auch ist von manchen Wallfahrten, die ehemals den Wirthen, Brauern, Bäckern, und den mit diesen in genauer Verbindung stehenden Mühlen &c. ihre halb- oder ganzjährigen Pachtgelder oder Nahrung in wenigen Tagen einbrachten, kaum noch eine Spur in einer dunkeln Tradition übrig; und wie manche ist ganz vergessen!

Wären dergleichen Pachttermine auf feste Monattage angesetzt, so würde in manches Pachtjahr der doppelte Genuß solcher vorzüglich ergiebigen Tage fallen, wogegen derselbe in andern Pachtjahren ganz ausfallen würde. Die Pachtung wäre also in einzelnen Jahren beträchtlich mehr wehet, als in andern; vorausgesetzt, daß die Umstände, welche den stärkern Genuß ähnlicher Perceptions veranlassen, sich gleich bleiben.

Bei der Verpachtung ähnlicher Hebungen nach bestimmten Monattagen würde der Pächter jedesmal dem Kalender zu Rathe nehmen und sehen müssen, wie viel Märkte, Schützenhöfe &c. in die Reihe seiner Pachtjahre fielen, und da ein Hausmann, der

Keinon

Keinen Mufenalmanach, oder gar astro-
nomische Kalender braucht, seinen Ka-
lender frühestens um Martini kauft,
auch der hundertjährige Kalender in den
niedern Ständen eine Seltenheit ist,
so würden ihn ähnliche Vorherbestim-
mungen, besonders bei einzelnen Pacht-
jahren in Verlegenheit setzen; wenn
auch in einer beträchtlichen Reihe von
Pachtjahren eins das andere überträgt.

In sehr vielen, ich darf wohl sa-
gen, in den meisten Fällen, scheint
also der nach den beweglichen Festen
angesetzte Pachttermin, vornemlich bei
der kurzen Dauer der meistens un-
serer deutschen Pachtzeiten, schlechter-
dings nothwendig, damit jeder Päch-
ter ähnlicher Erhebungen, die an einzel-
nen Tagen vorzüglich einträglich sind,
Gelegenheit habe, diese einzelnen Ta-
ge zu genießen. Diese scheinbare Un-
gleichheit der Dauer der Pachtungen
bewirkt also in anderer Rücksicht die
möglichste Gleichheit des Genusses der
verpachteten Perception, für einzelne
Pachtjahre.

Auch scheint mir aus diesen Ursa-
chen, daß die Umsetzung solcher Ter-
mine, wenn anders die obangezeigten
Gründe statt finden, wahre Ungerech-
tigkeit werden könnte, und man alle
Jahre gleiche Pacht fordern wolte.
Ich glaube hier völlig unparteiisch zu

urtheilen, da ich weder Pächter noch
Verpächter bin, und gar keine Aus-
sichten habe, eins oder das andere zu
werden.

Daß diese Regel Ausnahmen leidet,
hat sie mit allen ähnlichen Regeln ge-
mein. Mancher einem einmal einge-
führten Formular nachgeschriebener
Contract, setzt die Termine ohne Rück-
sicht warum sie so gesetzt seyn mögen
— und in allen Fällen, in welchen
ein Mensch frei und vernünftig zu han-
deln scheint, ohne selbst zu wissen, was
er thut, ist es äußerst schwierig für ei-
nen dritten, anzugeben, was der Han-
delnde dabei denken mag.

In dem obigen ist der Fischeren
noch gar nicht gedacht. Bei diesen
scheint mir der Grund augenscheinlich
darin zu liegen, daß ehemals und noch
heutiges Tages in dem größten Theil
Deutschlands, der größte Absatz von
Fischen während der Fasten der röm-
schen Kirche fallen muß; diese richten
sich nach dem Chef aller beweglichen
Feste, dem Okerfest. Vielleicht köm-
te hier auch Glaube oder Erfahrung man-
cher Fischer einigen Einfluß haben, daß
viele Fische in gewissen neuen und al-
ten Monden laichen, oder am besten zu
versetzen, zu fangen sind u. einigen
Einfluß haben.

Hannoverisches Magazin.

75^{tes} Stüd.

Freitag, den 17^{ten} September 1790.

Ohne daran zu denken *).

Ohne daran zu denken. — Dies ist die Loosung der Leute der großen Welt; man redet, man handelt, man verbindet sich, man überwirft sich, man lacht, man be-
erübt sich, man ist höflich, unver-
schämt, unterhaltend, unleidlich, ohne
daran zu denken. Oft aber kan dies
ses Ohne daran zu denken, verbrieß-
liche Folgen haben; und folgende Ge-
schichte wird es beweisen, daß die ge-
wöhnlichsten Dinge, die, ohne dar-
an zu denken, vorgenommen wurden,
oft den Sturz des ganzen Lebensglücks
eines Menschen verursachten.

Dorant hatte die Jahre seiner Kind-
heit auf dem Lande bei einer Schwe-
ster seines Vaters, Namens Eliante,
zugebracht. Er ging aus den Hän-
den dieser würdigen Dame, die ihn
mit derjenigen Sorgfalt erzogen hatte,
die sein leichtsinniger und inkonssequen-
ter Geist bedurfte, um sich in der
großen Welt umzusehen, und er machte
auch wirklich in alle dem Fortschritte,
was nach dem gewöhnlichen Laufe er-

fordert wird, um sich angenehm und
beliebt zu machen. Er war, ohne
daran zu denken, in keiner Sache
gründlich, er war eigensinnig, aus-
schweifend, ein starker Spieler; er
hatte angenehme Manieren, zuvor-
kommendes Wesen, einen ungezwun-
genen Wiß, und eine sehr hübsche
Gestalt, ohne daran zu denken, wel-
ches selten ist. Diese einnehmende Ge-
stalt diente ihm, seine guten Eigen-
schaften in hellerem Glanze erscheinen
zu lassen und sie zu erhöhen, seine sehr
lebhafte aber zu verschleiern. Do-
rant, so wie ich ihn jetzt male, in-
teressirte und erwarb sich Aller Liebe
und Zuneigung. Er bekam aber bald
einen Widerwillen an dieser Lebens-
weise, und wählte eine andere, bei
welcher er gewiß nicht gewann: er
überließ sich drei oder vier jungen Leu-
ten, die einige Zeit auf seine Kosten
lustig lebten, und ihn in gemeine
schlechte Häuser führten, wo er sein
ganzes Vermögen einbüßte, ohne dar-
an zu denken.

Er

*) Nach dem Französischen des Contes *moraux* der Mad. Uncy.

Er ward bald gewahr, daß die Verbindungen, in welche man sich einläßt, ohne daran zu denken, auf gleiche Art zerrissen werden; diese Freunde, welche ihm bisher so leidenschaftlich anhängen, entfernten sich hergebrachtermaassen, so bald er zu Grunde gerichtet war. Er blieb einsam und verlassen von allem, seines Vermögens beraubt, mitten in einer Welt, wo man nur dann ihre Freuden und Vergnügungen genießen kan, wenn man im Stande ist, sie zu bezahlen.

Auf einmal fiel ihm ein, zu heirathen, eine Officierstelle anzunehmen, und einen gewissen Rang zu behaupten; allein, er sah bald, daß er diesen Entschluß zu einer Zeit gefaßt habe, da er sich ausser Stand gesetzt hatte, ihn auszuführen. Unerträglich war es ihm, vor den Augen der Leute zu wandeln, welche Zeugen seines erloschenen Glanzes gewesen waren. Er kehrte zu seiner guten Tante zurück, um sich im Schooße der Einsamkeit über die in der Gesellschaft erlittenen Unglücksfälle zu trösten. Eine traurige niedergeschlagene Wiene und ein simpler Aufzug, kündigten der Eliante das Misgeschick ihres Neffen an. Sie ersparte ihm das Geständniß seiner Fehler; redete voll Zärtlichkeit mit ihm, und fragte nur bloß, wie es mit seinen Schulden stände? Dorant gestand, daß er zehntausend Thaler schuldig sey. Deine Fehler, antwortete Eliante, sind die Folgen deiner Flatterhaftigkeit, und, weil dein Herz keinen Antheil daran hatte,

verzeihlich. Ich will die Schulden bezahlen, und deine Glücksumstände wieder herstellen; aber versprich mir, künftig nichts wieder vorzunehmen, ohne daran zu denken. Er versprach es, ohne im Ernst daran zu denken.

Es war gerade damals ein junges Frauenzimmer, eine entfernte Verwandtin der Eliante, bei ihr zum Besuch. Ein frischer blühender Teint, eine niedliche Taille, eine bezaubernde Miene, feurige Augen, nummertes Wiß und ein aufgewecktes Temperament, erhöheten ihre übrigen Reize. Es war für Dorant nicht einmal so viel nöthig, um sein der Tante gegebenes Wort zu brechen. Genug, es ward in das Frauenzimmer verlobt, ohne daran zu denken. (Denkt man auch daran, wenn man liebt?) Eliante billigte indessen diese Neigung; die junge Schöne entsprach derselben auch; keiner von den dreien dachte daran.

Die beiden Liebenden zögerten nicht lange, die Ehe zu vollziehen. Eliante gab ihnen so viel, daß sie bequem, aber ohne großen Aufwand, leben konnten. Sie gingen nach Paris, wo hier war es, wo Dorant einsehen sollte, daß er sich verheirathet habe, ohne daran zu denken. Bis her hatte er noch weiter nichts, als die vortheilhaften Eigenschaften seiner Frau bemerkt, er hatte nicht den gefährlichen Keim der Koketterie an ihr entdeckt, welcher sich in der Hauptstadt nur zu merklich entwickelte. Sie erkältere zuweilen gegen ihren Gemahl; zeigte von Tage zu Tage eine lebhaftere, unaussprechliche

Anfang

Anhänglichkeit an Das und nichts an die Dinge; und dieses war noch nicht das Wichtigste, was Dorant an ihr zu tadeln fand. Er war eifersüchtig, weil er geliebt hatte; er hörte auf zu lieben, weil er Ursache hatte, eifersüchtig zu seyn; und er wollte sich von ihr trennen, weil er nicht mehr liebte. Nun aber konnte er mit ihr nicht anders brechen, als wenn er sich entschloß, ihre Schulden zu bezahlen, und ihr eine ansehnliche Pension auszusenden. Er ließ ihre Gläubiger zu sich fordern, fand aber die Schulden, welche die Modeshändlerin, der Juwelier, der Kaufmann und andere angaben, so ungeheuer groß, daß er lieber seine Frau behalten, als zahlen wollte.

Von der Zeit an kante die junge Verschwenderin keine Schranken mehr. Dorant war in ihren Augen durch den Schritt, den er gethan hatte, herabgesunken. Sie wurde in ihrem Betragen gegen ihn höchst eigensinnig und recht geflissentlich tyrannisch; sie trieb sie Belaidigungen bis zum erniedrigendsten Ausdruck der Verachtung. Dieser unverdienten harten Behandlung müde und überdrüssig, begab sich Dorant zu seiner Tante, die sein Unlück mit ihm theilte, und sich selbst weitere Vorwürfe machte, weil sie sich nicht als die Urheberin desselben betrachtete.

Es währte nicht sehr lange, als Dorant erfuhr, daß seine Gemahlin an den Folgen ihrer bis zum Uebermaaß getriebenen Ausschweifungen gestorben sey, und daß einer ihrer begünstigten

Freunde, ein Finanzier, noch vor ihrem Tode ihre Gläubiger befriediget habe. Dadurch fand er sich glücklich, ohne daran gedacht zu haben; aber er dachte auch nicht mehr daran, aus seinem Glück Nutzen zu ziehen.

Er hatte häufigen Umgang mit einer benachbarten Dame, die in einem Alter von 50 Jahren, und im Besitze reicher Güter, noch liebenswürdig war, ohne jemals schön gewesen zu seyn. Von ihrem hellen Verstande und ihrem herrlichen Charakter eingenommen, und von ihren kleinen Neckereien hingerissen, knüpfte er mit ihr das Band der Ehe, ohne an ihr Alter zu denken. Indessen betrug er sich gegen sie als ein rechtschaffener Mann. Er vergaß keine der Pflichten, welche seine zweite Gemahlin von ihm erwarteten konnte. Aber er bemerkte doch bald, daß er für seine Ruhe zu viel aufopfert, und sich zum zweitenmale verbunden habe, ohne daran zu denken. Ein Glück, daß dieser Zwang nicht von sehr langer Dauer war; denn, er verlor seine Frau abermals. Sie hinterließ ihm eine ansehnliche Erbschaft, die ihm streitig gemacht wurde. Er ging zu den Richtern; diese thaten, ohne daran zu denken, einen Ausspruch, vermöge dessen er bei den gerechtesten Hoffnungen zu gewinnen, alles verlor.

Zum drittenmale kam Dorant zu der verehrungswürdigen Eliante zurück, die ihn in seiner Kindheit, in seinen Thorheiten, und in seinen Unglücksfällen geliebt hatte. Er hoffte, sich in der Gesellschaft dieser edlen,

treulichen Frau über die Treulosigkeit seiner Freunde, über die Koketterien seiner ersten Frau, über die Lässigkeit der zweiten, und den Verlust seines Processes zu trösten. Aber, er fand Eliante bei seiner Ankunft am Rande des Grabes; ein Seufzer der Zärtlichkeit ging unmittelbar vor ihrem letzten Seufzer her. Sie starb in den Armen des Dorant, und hinterließ ihn zu ihrem einzigen Erben.

Dorant beschäftigte sich selten mit Nachdenken; aber war stets voll Gefühl. Sein Schmerz entsprach dem Verlust, den er erlitten hatte. Als die ersten und heftigsten Regungen des Schmerzens vorüber waren, war er darauf bedacht, für den übrigen Theil seines Lebens gewisse Einrichtungen zu treffen. Der großen Welt mit Recht überdrüssig, wolte er sich auf sein Landgut einschränken; hier aber war eine schlechte verfallene Wohnung. Man legte ihm einen Plan vor, der seinen Beifall hatte, und er wandte, ohne daran zu denken, den ganzen Werth seines Landguts an, um einen Pallast aufzuführen. Dieses unüberlegte Betragen hatte für ihn die traurige Folge, daß er sich genöthigt sah, das

Landgut samt dem Schlosse, seinem Baumeister zu überlassen, um ihn zu bezahlen; nur eine schwache Pension behielt er sich vor, um davon in einer Provinzialstadt zu leben. Die wenige Uebereinstimmung in den Empfindungen und der Denkungsart, die zwischen ihm und den Gesellschaften, die er in dieser Gegend besuchen konnte, herrschte, stößte ihm Geschmack an der Einsamkeit ein, und führte unvermerkt die Neigung zum ersten Nachdenken herbei. Er ward Philosoph; beschäftigte sich von nun an beständig mit dem Andenken an die Zeit, die er verloren hatte, an das Vermögen, das er durchgebracht, an die vielfältigen Gelegenheiten, glücklich zu seyn, die er, ohne daran zu denken, verfehlt hatte; und fand von diesem Augenblick an, die gewünschte, aber bisher immer entbehrete Ruhe und Zufriedenheit, die für sein Herz und seinen Verstand gleich befriedigend war.

Wenn man so die Weisheit auf Kosten vergänglicher vorübergehender Vergnügungen erkaufte, so trift man vielleicht einen guten Handel; ohne daran zu denken.

Z.

G. S. P.

Ueber den wahren Ursprung des fliegenden Sommers.

Die Erklärung des Ursprungs des fliegenden Sommers, auch Mariensäden genannt, ist ein altes Problem, das nach einer Menge Versu-

che, so viel ich weiß, noch immer gänzlich aufgelöst hat. Naturforscher hielten dies Matrasgas für Ausdünstungen der Pflanzen, die

sich in den kältesten Herbsttagen an der Luft verdichteten, und in solche Fäden verwandelten, wie man sie etwa aus den Harzfäden ziehen kan; andere geben es für ein Gewebe der Feldspinnen aus, nach der Ähnlichkeit dieses Gespinnstes mit anderm Spinnengewebe; und noch neuerlich hat Hr. D. E. Verboom ein Art von Käfern entdeckt, die mit einer Blase auf dem Rücken versehen sind, aus welcher sich an beiden Seiten nach hinten zu zwei Fäden entwickelten, die über den Hintertheil des Rückens hinlaufen, und sich in einen doppelten Faden endigen, der bisweilen 10 und mehrere Ellen lang ist; welche Fäden das Gewebe abgeben sollen, das wir den fliegenden Sommer nennen.

Ich glaube nach vieljährigen Erfahrungen und Beobachtungen, die ich deshalb fast täglich, wenn sich diese Erscheinung in der Natur ereignete, gemacht habe, dieses Problem gänzlich auflösen zu können. Der fliegende Sommer entsteht nemlich von nichts anderm, als von einer gewissen Art Feldspinnen, die aber so klein und hurtig sind, daß sie dem Beobachter, welcher nicht ein sehr scharfes Gesicht hat, fast immer unbemerktbar werden. Ich würde diese Spinne, wenn sie noch keinen Namen hätte, die fliegende Sommerspinne, (*Aranea obtextrix*) nennen.

Hier folgt eine kurze Beschreibung derselben, nebst ihrer Geschichte, so weit ich sie kenne.

Die fliegende Sommerspinne (*Aranea obtextrix*) ist von der Größe eines

kleinen Strecknadelkopfes. Auf ihrem länglichten Vorderkopfe liegen in einem zirkelrunden Kreise 8 graue Augen. Der Hintertheil des Körpers ist eiförmig; der Körper selbst glänzend schwarzbraun; die Füße von mittlerer Länge und gelblich; das ganze Thier mit einzelnen Haaren besetzt.

Diese Insekten kommen im Anfange des Octobers zuerst in Wäldern, Gärten und Wiesen, wo die Eier ungestört und unverletzt ausgebrütet werden können, zum Vorschein, und breiten sich von da über das ganze Feld aus, so, daß man sie den ganzen October hindurch bis in die Mitte des Novembers, auf dem trocknen Boden von ganz Deutschland, ja wohl von ganz Europa antrifft, und da ihre Vermehrung so außerordentlich stark ist, zuweilen ganze Gegenden von diesen Thierchen wimmeln sieht. Die Jungen, die ihr völliges Wachsthum noch nicht erreicht haben, sind nicht größer, als die Strecknadelspitzen, bloßen Augen fast gänzlich unbemerktbar, schwarz mit graulichen Füßen. Zu Anfang des Octobers, wenn ihrer noch sehr wenige aus den Eiern ausgeschlüpft sind, bemerkt man im Sonnenschein nur einzelne Fäden ihres Gewebes, welche sie von Zweig zu Zweig, von Halm zu Halm ausspannen; in der Mitte dieses Monats aber wird ihr Gespinnst schon bemerklicher, und in der letzten Hälfte findet man, wenn man sich so hinstellt oder hinlegt, daß man die Sonnenstrahlen sich in den zarten Fäden spiegeln sehen kan, Zähne,
8fff 3

ne, Wiesen, Saat, Stoppeln und gepflügte Aecker, ja ganze Fluren, wie mit einem feinen, weißen Flore dicht überzogen. Diese Art Spinnen gehört unter diejenigen, welche kein künstliches Netz stricken, sondern nur einzelne Fäden von einem Ort zum andern ziehen, und welche innerer deshalb unter eine eigene Abtheilung gebracht hat. Die Fäden selbst aber sind wegen der Kleinheit des Thierchens, das sie spinnt, so fein, daß man einen einzelnen ohne Sonnenschein mit bloßem Auge schwerlich nicht erkennen kan, sondern dazu wenigstens ein zusammengekehrter Faden von 6 und mehreren einfachen erforderlich ist, den man aber sehr leicht, da die Fäden spröde sind und sich nicht leicht verkleben, in seine einzelnen Bestandtheile wieder zerlegen kan. Die hellen und stillen Tage in den oben angegebenen Monaten sind die Zeit, wo sie ihr Geschäfte sehr fleißig treiben, wenn besonders des Morgens Reife gefallen sind. Von 12 bis 2 Uhr aber sind die Stunden, wo man ihre große Industrie bewundern kan. Gewöhnlich findet man da, wenn man von Natur ein scharfes Gesicht, oder sein Auge durch ein gutes Vergrößerungsglas bewafnet hat, in den Herbststoppeln, (wo die Sache am bemerklichsten wird) eine solche Menge Spinnen mit Ausspannung ihres Netzes beschäftigt, daß man es für ein Müdenspiel halten sollte. Sie verrichten nemlich ihre Arbeit so schnell, daß sie von einer Stoppel zur andern zu fliegen scheinen.

Diese zarten Fäden nun, die besonders in der letzten Hälfte des Octobers über ganze Fluren ausgespannt sind, zwirnen sich bei dem gelindesten Luftzuge zusammen, und bilden bemerkbarere Fäden, welche sich durch eine stärkere Luft losreißen, mit mehreren vereinigen, dadurch dicke Fäden und ganze Klümpchen bilden, so durch die Luft schweben, und dann den Namen des fliegenden Sommers, (weil mit ihnen der Sommer gleichsam von uns wegfiehet) erhalten. Auch Spinnen dieser Art werden alsdann darin mit fortgerissen; daher man nicht selten einige von ihnen in solchen Fäden, die man auffängt, verwebt findet. Allein, man muß sich hüten, als Spinnen, die man hier finden wird, für Verfertiger dieses Gewebes zu halten; weil auch Spinnen anderer Art, die zur Herbstzeit leben, sich zuweilen in diesem Gespinnsste verwickeln, und mit fortgerissen werden. So findet man z. B. oft die schwarz und weiß gefleckte Krumpenspinne, und die so genannte Kastanienspinne in dasselbe verwebt, deren kleines Gefährte mit in den fliegenden Sommer geworfen wurde, und der Gewalt des Windes folgen mußte.

Dies Gewebe nun, das aus dicht neben einander gelegten Fäden besteht, dient diesen Insekten zu einem Netze, in welchem sie sehr kleine schwarze Fliegen, Mücken und fliegende Blattläuse fangen, denen sie den Saft zu ihrer Nahrung aussaugen. Man findet daher den fliegenden Sommer mit den

ausgehöhlten Hülsen dieser Insektenarten sehr angefüllt.

Dies wäre denn nach meinen Beobachtungen der Ursprung des fliegenden Sommers. „Allein, warum erscheinen diese Spinnen gerade zur Herbstzeit, warum nicht früher, warum findet man sie nicht, wie ihre abgezweigten Verwandten, die Haus- und Feldspinnen, den ganzen Sommer hindurch?“

Dieser Einwurf hebt sich von selbst. Alles zu seiner Zeit. Gerade darum erscheinen sie jetzt, warum die Maikäfer im Mai erscheinen. Jetzt ist die Reihe an ihnen, die Naturwaage im Gleichgewicht zu erhalten, so wie im Mai jene Käfer nöthig sind, um das Schwanzen und Fallen derselben zu verhüten. Doch findet man auch, so wie im Herbst, einzelne Maikäfer, also auch den ganzen Sommer hindurch einzelne Spinnen dieser Art. Wer es weiß, daß gerade zu dieser Zeit diejenigen Vögel, welchen Insekten zu ihrer Nahrung angewiesen sind, ihre Wanderungen unternehmen, daß besonders die Lerchen, die so große Liebhaber von Spinnen sind, jetzt wegziehen, den wird dies nicht befremden, sondern er wird vielmehr hierin eine weise Einrichtung der Natur bewundern. Wer sich vollkommen hiervon

überzeugen will, der schreibe sich zu dieser Jahreszeit eine Lerche, und öfne sie sogleich. Diese Thierchen müssen diese Vögel, welche sich in großer Menge an manchen Orten auf ihren Zügen niederlassen, nebst den ausgefallenen Haselkörnern, für den Verlust der Sommerinsekten schadlos halten.

Ob nach diesen Erfahrungen die Weiße der Fäden, welche sich von nichts andern, als den Reisen, die zu dieser Jahreszeit fallen, herstreicht, oder das Kleben des Gewebes zwischen den Fingern, welches man an andern Spinnweben nicht bemerkt, welches die Feinheit der Fäden, die sich so leicht zwischen unsere Haut ansetzen, verursacht, noch Einwürfe gegen diese Erklärungsart seyn können, sollte ich kaum glauben. Nur alsdann könnten sie etwas gelten, wenn man dieses Gespinnst den gewöhnlichen Feldspinnen zuschreiben wolte.

Eben so wenig entsteht auch nach Hrn. Verebooms Behauptung der fliegende Sommer von seinem Käfer, welcher uns nur in dem Betracht noch bewundernswürdig bleiben kan, weil er sich als Käfer, wie unsere Hausspinnen ein Nest strickt, um entweder darin zu wohnen, oder wie diese, seinen Raub damit zu fangen.

Berlin.

J. M. Bechstein.

Vorschlag eines sehr einfachen Mittels, Früchte und andre der Gährung oder Auflösung unterworfenen Lebensmittel frisch und brauchbar zu erhalten.

Ein französischer Wundarzt, Herr Carrier, brachte unlängst eine Menge von Ananas, Plantanen, Sapotas, Orangen und anderen Früchten von

von der Insel St. Domingo mit sich nach Frankreich. Bei seiner Ankunft zu Havre, nach einer Seefahrt von 48 Tagen, und nach Verlauf von 3 Tagen seit seiner Landung, fand man diese Früchte vollkommen gut und essbar. Man überreichte das Certificat des Schiffscapitains, der Officiere und Passagiere der pariser Akademie der Wissenschaften, packte einige von den Früchten in Kleie, und schickte sie an gedachte Akademie. Sie kamen erst nach 14 Tagen zu Paris an, und waren durch die Gährung versauert, welche die Kleie verursacht hatte. Es ist ohne dies bekannt, daß Körper, welche der Gährung ausgesetzt sind, desto geschwinder in dieselbe gerathen, wenn sie an die Luft gebracht werden, je länger man sie vor der Luft verschlossen gehalten hat.

Das Mittel, wodurch Herr Carrier seine Früchte während der Reise aufbewahrte, gründet sich auf die Bemerkung: daß die Gährung der Früchte blos durch die Einwirkung der atmosphärischen Luft auf die klebrige Substanz hervorgebracht wird, welche eine Art von Rütt zwischen den erdigen und schleimigen Theilen der Körper abgibt. Es mag nun mit diesem Grundsatz seine Richtigkeit haben, oder die Gährung mag aus einer neuen Verbindung und Veränderung von Theilen entstehen, deren Stoff von der Luft herbeigebracht worden; so ist allemal so viel gewiß, daß man dadurch, wenn man Obst und andere Lebensmittel nur vor der Luft

zu bewahren weiß, sie sehr lange frisch und brauchbar erhalten kan; eine Bemerkung, die nichts weniger als neu, und in der Landwirthschaft allgemein bekannt ist.

Dieser Erzählung zufolge, legte Hr. Carrier seine Früchte, die mehrtheils völlig reif waren, in ein Orhst, welches er so gut und dicht verwahrte, als es ihm möglich war; denn ein Küper war nicht am Bord. Dies Orhst setzte er in ein größeres, so, daß rund umher ein leerer Zwischenraum von 3 bis 4 Zoll blieb; diesen füllte er mit Seewasser, welches er alle Tage neu auffüllte, weil das äufsere Orhst schlecht und undicht war. Und hierin besteht das ganze Geheimniß.

Herr Carrier hat eine Beschreibung seines Verfahrens der französischen Akademie der Wissenschaften vorgelegt. Die Herren de Jouslieu und Jougeron, de Bondaroy haben als Commissarien ihre Meinung darüber gesagt, und geurtheilt, daß diese Sache die Aufmerksamkeit der Akademie verdiene, und daß sie den Urheber dieses Versuchs ermuntern und zur Wiederholung seiner Versuche anfordern müsse. Durch die Bekanntmachung seiner Methode hat Herr C. nun so berrmann in Stand gesetzt, die Probe selbst zu machen, und es steht zu hoffen, daß Versuche, die mit noch größerer Behutsamkeit angestellt werden, noch besser und entscheidender ausfallen müssen.

Hannoverisches Magazin.

76tes Stück.

Montag, den 20ten September 1790.

Vom langen Leben der Philosophen.

Der große hollische Arzt, Doct. Friedrich Hofmann, lobet in einer seiner medicinischen Schriften (Disp. Medicus sui ipsius, Hal. 1704. S. 18.) vornemlich die platonischen Aerzte, daß sie sich durchgehends der wenigsten Arzneimittel, meistens nur der Gewächsabsude, bedienter, dabei aber ihren gesunden so wohl, als kranken Klienten, einen guten moralischen Charakter, als die beste Arznei, gegen die mehrsten Zufälle des Körpers, angerathen hätten. Er bezieht sich dabei auf Plutarchs Erzählung, daß sehr viele, bei einem schwachen Körper, lediglich durch die Lehren der Philosophie, durch den Weg der Tugend, zu einem hohen Alter gelangt sind, und daß vornemlich diejenigen muntere Greise geworden, welche Beschäftigung an schönen Studien gefunden hätten; wie vom Socrates, Protagoras, Isocrates, und dem Redner Seneca, bekannt ist. Merkwürdig ist es, daß er sich hierbei auch auf Lucians Zeugniß beruft, nach welchem gemeinlich die Philosophen, und überhaupt alle an Verstand und Gelehr-

samkeit vortrefliche Leute, auch lange lebende gewesen sind. Es ist andern, unter Lucians Werken hat man einen kleinen Traktat: von solchen, die lange gelebet haben. Er verbreitet sich über zweierlei Stände, über Regenten und über Gelehrte, unter welchen letztern er beinahe keinen andern, als Philosophen im weiten Verstande, anführt. Er machet über vierzig philosophische Gelehrte namhaft, davon zu seiner Zeit noch Nachricht vorhanden gewesen, und deren keiner unter 80 Jahren, die mehresten aber nahe an 90, und auch über 100 Jahre alt geworden sind. Die Hälfte fast unter diesen waren wirklich solche, die sich mit der eigentlichen Philosophie, mit Physik und Himmelskunde abgaben, und solchergestalt ganz genau, obwohl die andern, als Redner, Geschichtsschreiber, Dichter, insgesamt Philosophen müssen genannt werden. Man könnte sein Verzeichniß, selbst von diesen alten Griechen, noch vermehren, wenn man die philosophische Geschichte durchginge. Denn Lucian hat gewiß manche ausgelassen, von denen

Gggg

aus

aus Nachrichten bekannt ist, daß sie ebenfalls über 80 Jahre alt geworden sind: Pythagoras, Theophrast der Erezier, Parmenides u. a. m. deren das selbst nicht gedacht wird. Und, wie groß würde die Anzahl seyn, wenn man die römischen Philosophen, ebenfalls nur über 80 Jahre, dazu nehmen wolte. Ginge man endlich noch die bekannten Philosophen gleichen Alters nach Chr. Geb., besonders bis auf die Mitte dieses Jahrhunderts durch, so würde die Anzahl überaus anwachsen; dabei aber gewiß gewaltig groß seyn, wenn man überall diejenigen mitzuzählen gedächte, die ihr Leben auf 74 bis 80 Jahre gebracht hätten. Vergleichen wir nun von allen großen Philosophen, wo nur unser neueres Andenken hinreicht; und es ist sehr unricht, junge Leute, deren Verstandesstärke erst in der Zukunft viel verspricht, schon für große Männer und Philosophen auszugeben. Lucian saget am angeführten Orte: es gebe Beschäftigungen und Lebensarten, wobei man sehr alt werde. Solche, meint er, wären bei den ägyptischen Priestern, bei den persischen Weisen und Gymnosophisten, bei den Orakeldeutern der Ägypter und Araber gewesen. Dieser ihr ruhige und betrachtende Lebensart habe sie schon an sich zum langen Leben gebracht. Man mögte dies zu unsern und vorigen Zeiten auf den ganzen Stand der Gelehrten anwenden. Ich habe schon vormals in einem kleinen Aufsatze: vom Alter der Menschen, verglichen mit dem der Thiere,

behauptet, daß in keinem Stande so viel alte Menschen, als im Gelehrten, anzutreffen sind; und daß dieser wahrscheinlich so viele alte Leute liefert, als die übrigen Stände zusammen genommen. (Hanhoversches Magazin von d. J. Stück 69. S. 1093 f.). Und dadurch wird das Vorurtheil zerflöhret, als wenn eine sitzende speculative Lebensart dem hohen Alter gänzlich nachtheilig wäre.

Wenn nun also, bloß beim igiten Gegenstände stehen zu bleiben, die Thatsache sich bestätigt: die wahren Philosophen erreichen ein hohes Alter; so ist wohl die nächste Frage, was die Ursache hiervon sey? Es ist sehr natürlich, und bald einzusehen: das lange Leben beruhet kürlich auf den zwei Hauptmitteln aller Gesundheit, auf der steten Gemüthsruhe, und auf einer einfachen, wohlgeordneten Lebensordnung. Ja, es ist gewiß, aufs erste Stück kömte beinahe alles an, und man wird selten Jemanden gesehen haben, der bei einer wahren Gemüthsruhe eine unordentliche, der Gesundheit nachtheilige Lebensart geführt hätte. Es hängt eines vom andern genau ab. Derjenige, welcher seine Leidenschaften zu regieren weiß, ist durchaus kein sinnlicher Mensch, folglich können ihn weder Weichheit, noch Ueppigkeit, noch schädliche Gewohnheiten und Moden dahin reißn, die seinen Körper in Unordnung bringn, zugleich aber auch seinen geistlichen Gemüthszustand in Bewegung setzn. Das nun wende man auf den wahren Phi

Philosophen im allgemeinen Verstande an. Er ist ein solcher, der mit den nöthigen göttlichen und menschlichen Kenntnissen versehen seyn muß, wodurch er sich, und andere, zur wahren Glückseligkeit führen kan. Unter allen Stufen der Glückseligkeit, die der Mensch auf dem Erdboden erlangt, ist die Verstandeskultur und der freie Gebrauch eines gesunden fähigen Körpers, gewiß die höchste. Daher ist es für jeglichen Philosophen, der diesen Namen verdienet, schon an sich eine natürliche Pflicht, für den nunmehrigen Zustand, sowohl der Seele, als des Körpers, zu sorgen; und eben das ist der richtige Weg zu einer ausgedehnten Verlängerung des Lebens. Die Philosophie lehret uns recht zu leben, das heißt, tugendhaft und glücklich zu leben. Und hierzu gehöret ein langes Leben; in diesem allerersterkennt man, was das menschliche Leben bedeutet, worin der rechte Gebrauch der Welt besteht, wie die Ausübung der Pflichten gegen Gott und Menschen anzustellen sey. Alle recht alte Gelehrte, vom ersten Theologen, bis zum untersten Schullehrer, sind als Philosophen, nicht als bloße Theologen, oder Juristen, oder Historiker, Mathematiker, nicht einmal als Arzt, alt geworden. Denn der Arzt, wenn er gleich durch erreichtes hohes Alter den unleugbaren Beweis seiner Kunst ablegt, hat es als Philosoph, nicht als Arzt, gehan. Das Geheimniß, sein Leben zu verlängern, und zum rechten Alter zu kommen, hat er in wohl ausgeübten

Lebens- und Gesundheitsregeln, nicht in der Apotheke, gefunden. Die ganze Arzneikunde ist auch weiter nichts, als Philosophie der Gesundheit und Krankheit; so wie Theologie nichts, als Philosophie der Religion ist. Je mehr nun der Arzt Beobachter der Natur und des menschlichen Körpers ist, desto höher ist er zu achten. Man ehret den Arzt, und nicht die Arzneimittel; diese sind in seiner Hand heilsame Gifte, womit er nur gewisse, an sich selbst tödtliche, Krankheiten hebet, oder verhindert, hin gegen alle übrige durch sie weder vertreiben, noch abwenden kan. Daß aber Philosophen vor andern ein langes Leben erreichen, dazu muß sie die Erkenntniß, die Beobachtung ihres eigenen Körpers, die Anwendung der gewöhnlichen Hülfsmittel zu dessen Gesundheit, an Nahrung, Arbeit, Ruhe, Bewegung, Schlaf, u. s. w. vornemlich die Erhaltung des steten Gleichgewichts in der Gemüthsruhe, kurz, eine einfache, natürliche Lebensordnung, von selbst leiten. Was war der alten Philosophen ihr Probestein aller körperlichen und Gemüthskenntniß anders, als das bekannte Nosce te ipsum. Und darin liegt vornemlich die genaue Wahrnehmung aller Ereignisse, welche zu einer dauerhaften Gesundheit und zum langen Leben nöthig sind. Es ist unrecht, wenn man die Sein Selbst Erkenntniß nur allein auf den sittlichen Zustand zieht. Nichts ist eher und nöthiger, als die Kenntniß des Körpers, und dessen nunmehrige Erhaltung, damit hierdurch der Gemüthszustand desto reiner und thätiger

thiger werde. Viele Tugenden gehen sogar nur den Körper allein an; sie zielen gerade auf die Gesundheit, Mäßigkeit, Fleiß, Arbeitsamkeit, Keuschheit u. a. m. Hierauf nun sollten unsere jungen Leute, wenn sie Philosophie lernen, bei Zeiten geführt werden, so würden sie wahren Nutzen davon haben. Tausend Jünglinge haben sich die garstigsten Krankheiten zugezogen, ehe sie im geringsten etwas von Mäßigkeit und ihren wohlthätigen Folgen gehört haben. Wie viele junge Männer wollen sich zur Gelehrsamkeit und zur Philosophie bilden, denen doch die Selbsterkenntniß eine sehr unbekante Sache ist. Sie glauben durchs Lesen der sogenannten wichtigen Schriften ihren Kopf und ihr Herz zu formen, Kenntnisse zu erlangen, Wissenschaft, selbst Philosophie zu lernen, und sie lernen alles, was den völligen Umsturz ihrer Gemüths- und Körperskräfte bewirkt. Vom alten Cicero, diesem gelehrten und unnachahmlichen Menschenkenner, hat Seneca einen merkwürdigen Gedanken aufbehalten: nemlich, er würde die lyrischen Dichter zu lesen, niemals Zeit und Lust haben, und wenn er auch ein zwiefaches Menschenalter erreichen sollte. So sehr erkannte Cicero den schädlichen Eindruck solcher schlüpfrigen Werke. Was die Seelenkräfte durchs Lesen solcher unzeitigen Mißgeburten des menschlichen Verstandes leiden, als die meisten Romane und Gedichte, als die mancherlei affectvolle Schauspiele und ihre Vorstellungen sind, und was die unzählige

gen, das ganze Nervensystem in den Schriften, für Unheil anrichten, davon liegen uns, neuerer Zeit, die traurigsten Spuren vor Augen: Selbstmord, Wahnsinn, fallende Sucht, körperliche Entkräftung, Lustsuche u. d. gl. Hätten sich diese Leute, statt der eingefogenen Verführung, mit gesunden Begriffen der Philosophie über ein glückseliges, gesundes Leben versehen, und diese thätig auszuüben gewöhnet, nimmermehr würde ein so großer Theil von ihnen in die traurige Lage gerathen seyn, vor der Zeit, und in der Jahre besten Blüthe, hingerafft zu werden.

Daß es aber möglich sey, und daß es die Erfahrung aller Zeiten beweist, wie sehr eine vernünftige Selbsterkenntniß, als die unfehlbarste Wirkung einer wohlstudirten Philosophie, zur sorgfältigen Erhaltung unserer Gesundheit, mithin zu einem langen Leben bringe, daran wird wohl Niemand zweifeln. Die Lehren der Weisheit haben, so wie die Tugenden, ein genaues Verhältniß zur Gesundheit, eben wie Thorheit und Laster eine genaue Verwandtschaft zu den Krankheiten haben. Unger in seinem Agte hat dieses Verhältniß auf eine geschichtete Weise dargelegt. Er hat gezeigt, daß die Gesundheit, durch Ausübung der Tugend, unendlich gewinnt, und hingegen, durch die Ausübung der Laster, unendlich verliert. Aus diesem Gesichtspunkte hat man die Tugend und auch selbst die Gesundheit, noch weniger betrachtet. Er behauptet, daß

daß uns die Tugend vor allen Krankheiten schütze, so wenig er behauptet, daß alle Krankheiten von Lastern herühren. Aber, das muß ihm jeder geben, daß Jemand, der sich der Tugend befließiget, unendlich seinen Körper, wie der Lasterhafte, ungesund und machen könne. Das ist genau das Lob, welches der Philosophie gebühret, wenn sie dem Menschen den Weg zur Tugend zeigt. Wohl denen, die bei Zeiten diesen Weg bereiten, um sich ein gesundes und glückliches Leben, so viel an ihnen ist, zu erwerben. Die ältesten Weltweisen haben es eingesehen, daß die Mäßigkeit, Sparsamkeit, Beherrschung der Leidenschaften, und andere dergleichen Tugenden, die vornehmste Ursache von der Stärke und ausdauernden Gesundheit des ältern Menschengeschlechts gewesen seyn. Diese Tugenden schilderten sie daher mit den ansehnlichsten Farben, und suchten sie den Menschen wieder angenehm zu machen, um sie zur Glückseligkeit und zu einem langen Leben zurück zu führen. Die Folge der Jahrhunderte, wo Wissenschaften und Kenntnisse verloren gingen, hat die Wirkung heilsamer Lehren ganz ersticket. Sittenverderbtheit, und eine unter dem Scheine des Wohlstandes eingeführte Reicheit und Ueppigkeit, hat sich an die Stelle der vorigen Tugenden gesetzt, und die Verringerung des Menschengeschlechts in allen folgenden Jahrhunderten verursacht. Noch heint es nicht, daß man einlenken

wolte. Noch greifen die Lehren der Philosophie nicht durch, und die Warnung der wenigen vernünftigen, wohl denkenden Menschen, finden kein Gehör. So schwer ist es, die Menschen tugendhaft zu machen, und doch scheint es gar nicht schwer, sie dahin zu bringen, daß sie, ihrem eigenen Wunsche nach, gesund und glücklich leben könnten. Unsere christliche Philosophen, die Lehrer und Prediger der Gemeinden, können hierzu gewiß viel beitragen; wenn man erwäget, was der Anfangs berührte fromme Arzt, Friedrich Hofmann, in der citirten Schrift, hierüber beibringt. „Eine wahre Gottseligkeit, spricht er, und redet von Christen, und das öftere Lesen der göttlichen Lehren in der Schrift, nebst einer genauen Befolgung derselben, sind zur Gemüthsruhe und zur Lebenszufriedenheit am meisten geschäftig. Die Gottseligkeit ist zu allen Dingen nütze, und sie ist es auch zu einem gesunden und langen Leben; denn, durch Gebet und Glauben erlangt der Mensch die große Kraft, ruhig, zufrieden und getrost bei allem Zufällen des Lebens zu seyn, und ein solcher Zustand ist der Gesundheit durchaus heilsam. Die Theologie, so fern sie die Lebenspflichten treibt, kan mit billigstem Rechte auch des Lebens Arznei genannt werden; eine Ursache, warum auch selbst den Frommen ein langes Leben ist verheißen worden.“

Wenn es nun unlängbar ist, daß der gute moralische Charakter der

Menschen so wichtigen Einfluß auf den physikalischen Zustand ihres Körpers, auf ihre Gesundheit hat: so muß es wohl einen jeden befremden, warum aller Unterricht der Vernunft, warum alle Lehren der Weltweisheit, selbst der Religion, diesen Charakter unter den Menschen noch so wenig allgemein machen. Nichts, als verdorbene Erziehung, gegründet auf den Hang zur Ueppigkeit und Wollust von der ersten Jugend an, ist die wahre Ursache, die den philosophischen Lehrling sowohl, als den ungelehrten Knaben, an Erreichung eines solchen moralisch guten Charakters hindern, und bei ihm die Stimme der Natur gänzlich betäuben. Die Mäßigkeit in allen Dingen, in der Diät und im Studiren vornehmlich, wenn die Rede von Gelehrten ist, brachte die Alten, auch noch unsere nächsten Vorfahren, zu einer weitläufigen und dabei gründlichen Kenntniß derjenigen Wissenschaft, welcher sie sich widmeten. Sie lasen und meditierten Reihen von Jahren hindurch, und eben damit entfernten sie sich von allen fremden Leidenschaften, und waren dabei gendthigt, den Körper munter und thätig zu erhalten. Erst in ihren höhern Jahren wurden sie berühmt, und in eben diesen Jahren war ihr Unterricht durch tiefes Nachdenken, und durch lange Erfahrung bewährt, vom größten Nutzen; vergleichen Plutarchus

Traktat von der Gesundheitspflege selbst ist. Das hergegen fehlt uns unsern heutigen Gelehrten. Viele, und recht viele, ziehen sich unwillig einen strengen Körper zu, der durch eine höchst unordentliche Erziehung bereits an sich geschwächt, noch bei Anstrengung der Gemüthskräfte, völlig unterliegt, und verursacht; daß sie schon im Anfange ihres Lebens untergehen. Sie haben ausgelebt, ehe sie noch zu leben anfangen. Man sehe sich allenthalben um, und man findet die Sache bestätigt. Der junge fähige Kopf durchschweift am Tage, nach den wenigen Amüsverrichtungen, die Zirkel, die Spiel: Musik, Punsch und Tanzgesellschaften, oder er macht sich Zeitvertreib, wie es die Lebensart seines Orts mit sich bringt. Gleich wohl will er berühmt werden, einen Namen erlangen, Welt und Nachwelt durch Schriften belehren: und so durchwacht er nun die Nächte unter dem anhaltenden Genuße starker Getränke, entzieht dem Körper Ruhe und Kräfte, und ist in kurzem für die Welt und Gelehrsamkeit verformt. Der Hang nach Unsterblichkeit macht diese Männer sehr frühe sterblich, gerade wie Martials Selbstmörder Junius, der, dem Tode zu entgehen, sich selbst entlebte:

Hic, rogo, non furor est, ne moriari mori?

Epigr. II. 22.

Wie treibt man den Sperling von den Erbsenfeldern?

Es muß gewiß Gartenliebhabern ein großes Vergnügen seyn, endlich nach so vielen häßlichen halb oder ganz mißlungenen Versuchen, ein völlig sicheres und erprobtes Mittel zu erfahren.

„Wie man den Sperling aus den nahe bei Gebäuden liegenden Gärten, insbesondere von den Erbsenfeldern, vertreibt.“

Wie manchesmal sahen sie ihre Arbeiten vergebens, und anstatt schön bestellter Erbsenbeete, sahen sie so viele Lücken, oft ganz und gar verwilderte Felder, bei der größten Sorgfalt und Mühe. Die theure Einsaat war dahin, ja, was noch mehr, man war um die frühesten Bedürfnisse herum; wenn andere oft gleich nach Pfingsten Erbsen essen konnten, so hatten diese kaum um Johannis die ersten.

Denn auch Neze und über die Felder gezogenes Garn, sind nicht hinreichend. Sie suchten doch endlich unter das Garn zu kommen, und beissen den eben herauskommenden Erbsen den Keim ab *). Wie groß dieser Schaden sey, darf ich gar nicht berühren, weil es jeder weiß. Wie groß der Verdruß darüber ist, noch weniger. Ein gutes und zugleich nichts kostendes Mittel ist: die größere Schewe, die hinter der Bracke (wenn der Flachs gebrakt wird) wegs fällt, auf die eben bestellten Erbsenfelder zu streuen. Nun werden die Sperlinge, theils durch das Weiße, noch mehr durch die Spitzen der Schewe (denn spitzige Schewe kan der Sperling nicht im Ganzen leiden) abgeschreckt, und sie lassen die Felder ganz in Ruhe.

*) Auch die des Vorurtheils wegen am Abend besäten Erbsenfelder, weiß der Sperling des andern Morgens zu finden — ob er es gleich nicht sahe, daß sie gepflanzt wurden.

Anfrage.

Zu einer aus hölzernen Röhren bestehenden Wasserleitung waren früher immer bächene Röhren gebraucht worden. Da eiserne Röhren bekanntlich hierzu noch dauerhaftere und am Werth geringer sind; so ließ man diese dazu hauen. Der größte Theil von ihnen ließ sich recht gut bohren. Viele aber, und zwar wenigstens allezeit ein Drittheil,

schlechterdings nicht. Bei mit Gewalt wiederholten Versuchen, brachte der Bohrer, nicht wie sonst zu geschehen pflegt, ordentliche Spähne heraus, sondern nur höchstens etwas wolkichtes abgeschabtes Fasern, und die Defnung zog sich allmählig größtentheils wieder zu. Die Friction hierbei war aber so stark, daß entweder der Bohrer im Durchschneiden scheitrende

Boh



Böhren zerbrach, aber das von ziemlich starkem Wasser getriebene Mühlrad stille stand. Man mußte es also aufgeben, diese zu bohren. Auswendig so wenig, als wie inwendig, war ein Unterschied an dem Holze zu bemerken, außer, daß die Borke an dem nicht zu bohrenden etwas weißer als an dem andern schien; jedoch nicht so, daß sie deutlich genug dadurch bezeichnet wurden, um sich darnach richten zu können. Auch im Laube war kein Unterschied sichtbar, und es waren sowohl Stamm- als Wipfelende, die sich nicht bohren ließen. Da nun auf dergleichen geradeschaftige Bäume, als zu Röhren erfordert werden, oft, ehe man gewahr wird, ob sie brauch- oder unbrauchbar sind, ein Theil Fuhr- und Arbeitslohn schon verwendet ist; so bittet man, wenn Jemand seyn sollte, dem Kennzeichen der Brauch- oder Unbrauch-

barkeit, wie vor dem Hauen in die Augen fallen, oder noch lieber, Müttel, wie dergleichen Holz dennoch zu bohren stehe, bekannt sind, solche in diesen Blättern gefälligst bekannt zu machen, weil es vermuthlich mit dem sonst so müßlichen elernen Röhren an mehreren Orten so gehen wird. Das Bohren geschah hier folgendergestalt. Der zu einer Röhre bestimmte Stamm wird mit dem einen Ende vor dem Kopfe der Welle eines Mühlrades horizontal befestiget. Vor das andere Ende wird auf einem Gerüste der an einer Kammlade befestigte eiserne Bohrer, vermittelst eines von zwei Ketten herum zu hebenden Rades, vorgehalten, und wenn er voll ist, zurückgebracht. Der Bohrer geht also vor- und rückwärts, und die Röhre dreht sich mit der Welle des Mühlrades.

B.

D.

Anzeige.

Ich habe mehrere Pfunde Erbsenwolle (Linagrostis), unsern Landleuten unter dem Namen Morchelblume, oder Schnittmorchelblume bekannt, auf den zellischen Mooregegenden sammeln lassen, und können solche diejenigen hiesigen Hutmacher, die es versuchen wollen, Hüte daraus zu verfertigen, so wie auch die, welche Lust haben,

Hannover.

sie zu krahen und zu spinnen, unentgeltlich von mir erhalten. Auch war ich letztern mit Vergnügen angezogen, wie sie durch das Absud der Schwammwurzel (symphytum officinale), welche in allen Gräben in Menge wächst, wofer vaterländische Wolle: ihre Farbe digleitz benehmen, und sie zum Spinnen geschickter machen können.

G. J. Wehr.

Sannoverisches Magazin.

77tes Stüd.

Freitag, den 24^{ten} September 1790.

Wie erweckt und erhält der Lehrer bei seinen Schülern Aufmerksamkeit und Lernbegierde? *).

Eine gewöhnliche Klage der Lehrer ist, daß ihre Schüler un-
aufmerksam sind. Sie mei-
nen es noch so gut mit ihnen, geben
ich alle ersinnliche Mühe, den Schü-
lern nützliche Kenntnisse beizubringen;
sie lehren mit vielem Eifer Religion,
Sprachen, u. s. w. allein, der Schü-
ler plaudert und gähnt demungeach-
tet, kan sich oft kaum des Schlags
ermannen, und zeigt nur zu deutlich,
daß er eine unausstehlliche Langeweile
leide. — Sind gleich diese Klagen
nicht immer so gegründet, geschiehet
leicht oft dem Schüler Unrecht, in-
dem man von Kindern mehr verlangt,
als sie der Natur nach leisten könn-
en; ist er gleich oft aufmerksam,

wenn es der Lehrer gar nicht vermu-
thet: so ist doch auch gewiß, daß in
vielen, sehr vielen Fällen, diese Klage
gegründet sind; aber leider ist es
auch gewiß, daß der Lehrer oft selbst
Schuld daran ist, wenn seine Schü-
ler unaufmerksam sind, weil den be-
sten Willen oft nicht gleiches Können
unterstützt, weil er nicht genug dars
über nachgedacht hat, die Aufmerk-
samkeit seiner Schüler zu fesseln.

Ich hoffe daher, manchem Leser
dieses Magazins, der das, was über
diesen Punkt schon oft und besser ge-
sagt worden ist, als ich ihm hier sa-
gen mag, noch nicht hat lesen könn-
en a), keinen unangenehmen Dienst
zu erweisen, wenn ich ihm in diesem
Magas:

*) Der Herr Verfasser recensirt seinen Aufsatz, in dem Schreiben, mit welchem
er eingesandt ist, selbst, folgendergestalt: Ich weiß, daß dieser Aufsatz sehr
undollkommen ist; allein, die Absicht, warum ich ihn eingerückt wünschte, be-
steht darin: manchem Lehrer, der nicht selbst sich Bücher anschaffen kan, worin
in dergleichen Materien befindlich sind, und der doch dieses Magazin liest, Ge-
legenheit darüber nachzudenken zu geben.

a) Wie viele Schullehrer auf dem Lande, oder in den niedern Stadtschulen, mö-
gen sich wohl bei ihrer geringen Besoldung, Campens und anderer Schul, und
Erziehungsschriften anschaffen können? wahrhaftig sehr wenige.

h h h

Magazin einige Gedanken über diese Frage:

Wie erweckt und erhält der Lehrer bei seinen Schülern Aufmerksamkeit und Lernbegierde?
mittheile.

Unsere gewöhnliche Art zu unterrichten, kan nicht nur die Aufmerksamkeit nicht erwecken und erhalten, sondern scheint mir so recht dazu gemacht zu seyn, den Knaben und Jüngling an Unaufmerksamkeit und Trägheit zu gewöhnen; ihn öfters, gar in den Schulstunden, einzuschläfern. Wir plagen die Jugend mit Auswendiglernen von Dingen, die sie nicht versteht, oder wobei sie nichts denkt. Wir lassen sie Catechismus fragen lernen, und — erklären sie nicht, wir lassen sie lesen, was sie nicht fassen kan; vom Auswendiglernen griechischer und lateinischer Worte und grammatikalischer Regeln, ehe man noch etwas von der Sprache selbst versteht, und womit ich in meiner Jugend so sehr bin geplagt worden, will ich gar nichts sagen. Wir fragen entweder nicht, wenn eine Lektion zu Ende ist, oder fragen allgemein; lassen nicht einen antworten, sondern den ganzen Haufen zusammen schreien. Wir beharren störrisch auf einer Frage, und helfen dem Schüler nicht darein; wir unterrichten mit Verdruß. Andere Fehler, daß sich der Lehrer öfters gar nicht, oder doch nicht recht präparirt hat, alle Augenblicke stockt, wenn er etwas sagen will; den Schüler nur fortlesen läßt,

oder, wie ich mich aus meinen Jugendjahren erinnere, sich während des Unterrichts seine Kapsel und Pfeifen gut schmecken, und die Schüler zusehen läßt; wenn er gar einschläft, oder mit andern Lehrern plaudert; solche und ähnliche Fehler, die, wie Jedermann leicht einsieht, alle Aufmerksamkeit stören, dem Lehrer die so nöthige Achtung ganz rauben, will ich gar nicht berühren; und doch sind ihrer so viele. Ich will nur meine Vorschläge zur Erweckung der Aufmerksamkeit kürzlich darlegen; es sind Vorschläge eines Lehrers, der so eifrig wünscht, seine Schüler vernünftiger, gesitteter, besser, christlicher zu machen. —

Der Lehrer erweckt und erhält Aufmerksamkeit und Lernbegierde bei seinen Schülern:

1) durch einen munteren faßlichen Vortrag. Wir bemerken es ja täglich, ein einziger munterer und aufgeräumter Mann kan eine ganze Gesellschaft aufheitern, so wie der verdrißliche, niedergeschlagene ihr seinen Verdruß und seine Langeweile mittheilt. Der Schüler, der sich immer nach dem Lehrer richtet, beständig mit ihm sympathisirt, und ihn nachahmt, sollte der es hier nicht thun? Er ist munter und aufmerksam, wenn es der Lehrer ist. Dies bemerke ich nur zu oft bei meinen Schülern; bin ich verdrißlich, so sind sie es auch; bin ich munter, so sind sie auch munter. Aber was hilft alle Munterkeit, wenn der Vortrag nicht

nicht fälschlich ist, wenn sich der Lehrer, es sey in Sprachen oder auch bei Wissenschaften, nicht zu seinen Schülern verabläßt? Es versteht sich, daß er, wenn's keine Kinder mehr sind, wie wohl ich's auch bei diesen nicht wünsche, in keinem kindischen Ton sprechen müsse; aber, er muß doch immer so mit ihnen sprechen, daß er verstanden werde. In der Religionsstunde ist's nicht genug, daß er ihnen die fünf oder sechs Hauptstücke nur lernen lasse, sie mit Aussagen so mancher unverständigen Fragen, und vielleicht gar noch mit Lernen der Psalmen, die für jenes Volk und des Verfassers Umstände herrlich waren, aber nur nicht für das Kind passen, plage; sondern er muß ihm auch alles erklären, er muß Religion so lehren, daß sie das Kind verstehe, daß sie mit dem Maas seiner Begriffe zusammenhänge, daß sie ihm wie dem Jüngling, wenn er die Vortheile davon einsieht, Freude und Vergnügen gewähre, nicht aber Verdruß und Aerger beim Auftragen verursache. Er muß hier mehr ihren Verstand, als ihr Gedächtniß beschäftigen, er muß sie auf das, was sie täglich sehen und hören, auf sich selbst, aufmerksam machen, ihnen Gottes Güte, Weisheit und Macht aus der sie umgebenden Natur recht fühlbar machen, und so aus der Vernunft und Bibel, ihnen ihre Pflichten zeigen; auf diese Weise, wenn er mit Fragen und Antworten abwechselt, wird er gewiß seine Schüler aufmerksam erhalten. Eben so muß er's bei

der Erlernung der Sprachen und der übrigen Wissenschaften machen. Den Schüler mit vielem Auswendiglernen der Declinationen und Conjugationen, und gar von Wörtern und Regeln plagen, welche eine verdrüssliche Sache ist das nicht für uns, geschweige denn erst für den Schüler! Wenn nun noch der Lehrer, wie ich's mit Recht fordere, nicht bloß bei den bärren Worten stehen bleibt, sondern auch manches Neue, manche Anekdote aus der Geschichte, dem gemeinen Leben, mit einstreuet, wozu im lateinischen und Griechischen Gedikens vortreffliche Lesebücher, Campens Robinson Gelegenheit genug geben, so würde er immer nützlicher werden, und seine Schüler immer aufmerksamer machen; denn, alles Neue, Unerwartete, alles, was aus unserer Sphäre hergenommen ist, erweckt unsere Aufmerksamkeit, noch vielmehr aber bei Kindern und jungen Personen. Allein, jeder sieht es von selbst ein, daß man sich nicht dem bloßen Ungefehr überlassen darf, nicht sagen wolle, was einem eben in der Minute einfalle, daß man sich bei jeder Stunde auf das, was man vortragen will; präpariren, und sonst gute Schriften, deren sich in Menge finden, wovon ich nur Gedikens, Kersewizens und Campens Schriften nennen will, lesen muß.

2) Ferner erweckt und erhält der Lehrer durch Mannigfaltigkeit, Aufmerksamkeit und Lernbegierde. Ich meine ganz und gar nicht, daß der

h h h 2

lebe

Lehrer etwa in einer Stunde zwei, dreierlei Sachen, oder Sprachen, vornehmen soll, dies würde wahrer Zeitverderb seyn, und endlich auch Ekel erwecken. Sondern, ich meine, jede Stunde abzuwechseln, und das Kind, oder den Jüngling, nicht zwei oder drei Stunden lang auf einer Stelle sitzen zu lassen, und da mit einerlei zu quälen. Es ist dies ein Rath, den einer der größten Männer immer seinen Zuhörern auf der Universität gab, und ihn auch selbst genau erfüllte, nie länger als drei Viertelstunden zu lehren. Eine Musik, Comödie, oder gar eine ernsthafte Sache, dauert sie länger als eine Stunde, besondere Umstände ausgenommen, schwäche meine Aufmerksamkeit, und so schliesse ich von mir auf andere. Erlaube aber der Lehrer zwischen jeder Stunde dem Schüler eine kleine Erholung von wenigen Minuten: so gehet es noch einmal so gut, und das, wozu oft beide, Lehrer und Schüler, wenn sie schläfrig wurden, eine Stunde brauchen, können sie nun in einer halben zu Ende bringen.

Der Lehrer muß abwechseln in seinem Vortrage, ihm immer eine neue Wendung zu geben suchen. Er muß nicht immer selbst sprechen, aber auch nicht immer den Schüler sprechen lassen; beide müssen abwechseln, es muß öfters ein ordentliches Gespräch seyn,

er muß es ungefähr wie ein Sokrates mit seinen Schülern machen. Aber ja, wie ein Sokrates unter den Griechen, und wie der göttliche Lehrer der Christen, er muß einzeln fragen, sich von einzelnen antworten lassen ^{b)}, wenn er Aufmerksamkeit erwecken und erhalten will. Zu Hause muß er nun das Gehörte schriftlich aufgesetzt lassen, denn nur dann sehen wir erst, ob wir etwas verstehen, wenn wir das Gehörte wieder zu Papier bringen sollen, nicht aber, wenn wir's nur auswendig gelernt haben, und dann nicht weiter darüber nachdenken. Er muß Sprachen und Wissenschaften mit einander abwechseln lassen, Religion und Geschichte, Griechisch und Mathematik, Latein und Naturhistorie, u. s. w. Kurz, auf eine schwer zu verdauende Speise muß eine leicht zu verdauende gegossen werden. Außerdem muß der Lehrer selbst mit Abwechslung und Mannigfaltigkeit vortragen. Immer aus einem und demselben Buche lesen lassen; immer die Lehren der Religion nach dem Katechismus vortragen und erklären, er weckt Ekel, macht unaufmerksam. Anstatt immer mit der Frage anzufangen, wie sich mein Katechismus anfang, was Glaubens bist du, das gewiß das Kind nicht verstehen kan, — denn welchen Unterricht setzt die Frage voraus? — einmal mit der Lehre von den Hektern und

b) Dies müßte auch bei manchen Kinderlehren geschehen, und die Kinder würden gewiß ruhiger und aufmerksamer seyn, als sie es manchmal sind, da sie zusammen antworten, oder schreiben.

und den Pflichten gegen sie angefangen, die so natürlich aus dem von ihnen empfangenen Guten gegen sie hervorgehen. Wie leicht wird dann der Uebergang zu den Pflichten gegen andere und gegen Gott? und wie begreiflich dem Kinde? Dies alles nun auf eine verständliche Weise vorgetragen, in der Sprache des gemeinen Lebens und in einem vertraulichen Ton eines belehrenden Vaters, Sprüche der Bibel dabeihülfe genommen, die unverständlichen Ausdrücke erklärt, muß schließlich, ich müßte mich außerordentlich irren, Aufmerksamkeit erwecken, und großen Nutzen stiften.

Auf gleiche Weise muß man mit Sprache, Geschichte und Geographie, Naturgeschichte u. s. w. machen; dies Alles durch Beispiele zu erläutern, wäre mich jetzt zu weit führen, da ich ohnedem schon weitläufig war, und meine Leser schon zu sehr ermüdet habe. In dieser Mannigfaltigkeit rechne ich mich noch, daß der Lehrer seinen Vortrag durch Vorzeigen der Sachen, durch Gemälde u. s. w. anziehend mache. Denn alles, was vor die Sinne kommt, interessiert mehr. Bei Lesen der Alten muß er die Länder und Orte, die vorkommen, auf der Landkarte zeigen, sie, und wenn er auch nur den Cornelius Nepos — gewiß kein leichtes und für Anfänger der lateinischen Sprache bequemes Buch — liest, in die Geschichte hineinführen, und den Erwachsenen sagen, wo sie noch mehr davon finden können.

3) Noch wird Aufmerksamkeit erweckt und erhalten: durch eine faßliche Vorstellung des Nutzens der Sache und des Schadens vom Gegentheile. Ewiges Predigen vom Nutzen und Schaden der Sache, wenn man's nicht zur gehörigen Zeit thut, oder beides gleichsam dem Schüler vor die Augen zu stellen sucht, hilft wenig, ja es zieht nur ganz von der Sache seine Aufmerksamkeit ab. Zu gewissen Zeiten, wo der Lehrer besondere Veranlassungen dazu hat, muß er von dem Nutzen dieser oder jener Lektion etwas ausführlich sprechen; sonst nur im Vorbeigehen, dies ist nützlich, jenes schädlich, aber doch auf eine dem Schüler faßliche Weise es sagen. Beispiele, wodurch er alles recht sinnlich darstellen kan, vermögen, wie immer, so auch hier, viel. Wenn von großen Männern die Rede ist, da muß er sagen, dieser, jener große Mann schwang sich zu der Höhe empor durch die Kenntniß im Griechischen und Lateinischen; ihr seht nun, ohne Kenntniß dieser Sprachen kan weder der Jurist, noch der Mediciner, noch der Theolog sich über die gewöhnlichen Menschen erheben. Da man die Alten nicht mehr las, da wurde es finster in der Gelehrten Welt, so bald aber wieder griechische und römische Schriften in die Hände der Mönche kamen, da wurde es wieder hell in ihren Köpfen und in ihren Zellen. — Geographie, Rechnen und Schreiben sind jedem, auch dem Handwerker nöthig, und nützlich. Er weiß, wo er hin

hin soll, wo gute geschickte Meister und Künstler leben, wo er etwas lernen kan, braucht sich von andern nicht verspotten zu lassen. Rechnen und Schreiben hat schon so machen glücklich gemacht; davon haben euch eure Aeltern wohl schon Beispiele genug erzählt, und ich will euch deren mehrere sagen; und diese werden denn angeführt. Ihr kennt ja wohl diesen oder jenen Kaufmann; das war ehemals ein armer Bursche; aber er lernte was rechts, ich freute mich immer, wenn ich seine Bücher zu sehen bekam, er war ordentlich und reinlich, und nun ist er so reich, so angesehen worden. Ihr habt wohl manchen von den Bettlern gesehen, die ihr Schicksal anklagten, und die ihre Faulheit anklagen sollten. Auf solche einzelne, den Schülern bekannte Fälle, würde ich mich denn beziehen. Daher ich die Biographie von großen Männern, Lehrern und Schülern vorzüglich empfehlen möchte; die Ehrbegierde, die doch nicht ganz vernachlässigt werden darf, und der Trieb der Nachahmung, wird auf diese Weise außerordentlich gereizt und befördert. Und hat der Lehrer — und wer das nicht hat, wird nicht viel Gutes stiften — hat der Lehrer das Zutrauen seiner Schüler: so wird er durch seine bloße Empfehlung, durch bloßes Sagen, dies ist nützlich, jenes schädlich, schon oft vieles ausrichten.

Hieraus folgt nun von selbst: 4) der Lehrer muß sich so zeigen, daß man sieht, er hat nichts, als das Wohl seiner Schüler vor

Augen. Thut er dies nicht, denkt er nur bloß auf seinen Vortheil, und nicht auf die Vortheile der Schüler: so wird er wenig aufmerksame Schüler haben; denn sie sehen den Nutzen nicht ein, um dessentwillen sie es lernen sollen. Wenn er aber zeigt, daß er nichts weiter zu seinem Augenmerk hat, als das Beste seiner Schüler: so wird er sich ihre Liebe, ihr Zutrauen und auch in den Stunden ihre Aufmerksamkeit leicht verschaffen. Allen Ergernuß muß er verbannen, auch selbst den Schein meiden. Es muß ihm nicht darauf ankommen, ob er eine Stunde mehr oder weniger seine Schüler unterrichte, ob sie ihm bezahlt werden oder nicht. Er, der Unbegünstigte, giebt den Fleißigen nützliche Bücher zum Lesen, die nöthigsten Schulbücher, wenn er irgend kan, den Armen unentgeltlich; er erlaubt ihnen, Privatstunden, wenn sie sie auch nicht bezahlen können, mit zu besuchen. Selten, aber mit nachdruckvoller Wärme, saget auch in Worten, was er bisher durch die That bewiesen hat, daß ihm nichts theurer als die Vollkommenheit, Aufklärung seiner Schüler sey, daß er um ihrerwillen arbeite, lese, studire, sich vorbereite, daß alle seine Bestrebungen dahin gehen, sie zu guten, nützlichen, zufriedenen Menschen zu machen. Gewiß, wenn's dem Lehrer nur ein Ernst ist, wenn seine Schüler es sehen, gewiß, sie seyn Kinder, oder schon Erwachsene, sie werden ihn lieben und schätzen, und aufmerksam seyn. Denn was vom Herzen

herzen geht, das geht wieder zu Herzen. — Endlich scheint mir noch ein Mittel übrig zu seyn, die Aufmerksamkeit zu erwecken und zu unterhalten

5) nemlich Belohnungen. Ich weiß zwar wohl, daß diese, unrecht angebracht, üble Folgen haben können. Denn leicht kan der Schüler auf den Wahn gebracht werden, wenn ihm seine Mühe und Aufmerksamkeit allemal belohnt würde, daß dies nicht Pflicht, nicht Schuldigkeit, sondern guter Wille sey. Aber wenn man auch hier, wie überall, Weisheit beobachtet, theils in Ertheilung, theils in der Wahl solcher Belohnungen, daß man die Belohnungen nie zum Zweck macht, um deswillen sie aufmerksam seyn sollen: so werden sie gewiß gute Wirkungen verursachen. Ja, wenn der Lehrer immer lobte, jede Aufmerksamkeit seiner Schüler bewunderte, so würde man endlich nicht mehr darauf achten, oder wenn diese Belohnungen bloß in Gelde beständen, das ihnen der Lehrer durch die Aeltern verthasste, dann könnten sie wohl üble Folgen haben. Aber wie, wenn der Lehrer den Aufmerksamsten vorzüglich schätzte, wenn er ihn, wo auch nicht immer ausdrücklich mit Worten, doch durch ein heiteres Gesicht, durch ein sanftes Lächeln, seine Zufriedenheit zeigte? — Ich habe auch wohl meine Schüler durch ein erlaubtes Vergnügen zu belohnen und aufzumuntern gesucht. Es war etwas Neues und Seltenes zu sehen, da sie vorher aufmerksam waren: so erlaube ich's

ihnen zu sehen, unter der Bedingung, daß sie ein andermal recht aufmerksam dafür seyn wolten. An einem schönen Tage, wo ich's ihnen aus dem Gesichte las, sie mögten diese Stunde, diesen Nachmittag frei haben, da sie ohnedem schon 3 oder 4 Stunden gefessen hatten, kam ich ihrem Wunsch zuvor, und gab ihnen Erlaubniß spazieren zu gehen, oder ging auch wohl selbst mit ihnen. Hier kan der Lehrer mehr Nutzen stiften, wenn er's recht anfängt, als wenn er sie im dunkeln Zimmer eingeschlossen hält, ohne daß sie sich rühren dürfen. Auf diese Weis erweckte und erhielt ich am meisten Aufmerksamkeit und Lernbegierde bei meinen Schülern.

Körperlicher Strafen und öffentliches Beschimpfungen, entzieht ich mich beinahe ganz. Wer weiß, wie wenig dergleichen bessern, der wird sich gewiß darüber nicht wundern, oder es mir verdenken. — Niederträchtigkeit, geheimer Stoll, aber nicht leichte Besserung, wird dadurch bewirkt, wie man nur zu deutlich sehen kan. Der Schüler verliert alle Schaam, und ist die weg, so wird der Lehrer ihn nicht bessern, nicht aufmerksam machen, wenn er auch noch so sehr darauf los prügelt. Vielleicht wird er ihn durch sein Schütteln, Klauen und Maulschelliren um seine Gesundheit, und alle Lust zum Lernen bringen, aber wahrhaftig nicht Verstand und Lernbegierde seinem Jüdling einflößen. — Ich verwerfe nicht alle Strafe; aber, ich frage meine Leser, ob Unaufmerksamkeit

fehl

Zeit körperliche Züchtigung verdiene? noch kan ich mich davon nicht überzeugen. — Bosheit muß bestraft werden, aber doch immer auch so, daß sie zugleich durch die körperliche Züchtigung vermindert, nicht aber vermehrt und der Schüler wohl gar um seine Gesundheit gebracht, oder gegen Lob und Tadel gleichgültig gemacht werde. Nur dies that ich, wenn einer meiner Schüler plauderte, ich hielt im Sprechen inne, sah ihn scharf an, und es hatte mehr Wirkung, als beim strengen Lehrer der Stock haben mag. Bis ich so war ich immer so glücklich, auch bei jüngern Zöglingen ohne denselben durchzukommen. Lieber weise ich einen solchen, dessen Aufmerksamkeit ich durch keine Bemühung fesseln kan, auf einige Zeit aus allen meinen Stunden, oder unterfrage ihm die, wovon ich weiß, daß es ihm die liebsten sind; oder erlaube ihm gewisse Uebungen nicht mit zu machen, bis er aufmerksamer und fleißiger wird. So ließ ich auch einigen, die ihre Exercitia schlecht machten, auf meine Erinnerungen nicht achteten, gar keine mehr machen, aus dem Buch, woraus sie gerne interpretirten, nicht mehr inter-

pretirten; drohte, gewisse Lektionen nicht mehr zu halten, setzte sie wirklich einige male aus, bis sie fleißiger waren den versprochen. Dies hatte außerordentlich gute Folgen, wie ich erfahren habe, und jeder leicht erfahren kan. Man hat mich wieder darum gebeten, in diese oder jene Stunde mitgehen zu dürfen, dies oder jenes Pensum mit übersetzen zu dürfen. So erhielt ich was ich wolte. Hätte ich nun gedroht, wenn du nicht Achtung giebst, mir dies nicht übersetzt, — wie es der Loumanches Lehrers ist, — so belohnst du Schläge, u. s. w. so würde es der Schüler als Zwang, was ich doch bei Erlernung jeder Sache immer so viel nur möglich ist, verhindern mögte, zu schweige denn beim Lernen einer Sprache, oder sonst einer Schulwissenschaft, angesehen und mir entweder aus Verdrus konfus, oder gar nicht gemacht haben; er würde halsstarrig geworden seyn, und die Liebe gegen mich haben fahren lassen. Nie muß der Lehrer seine Schüler zum Lernen zwingen, sondern vielmehr es ihnen verbieten, sie mehrere Tage sitzen lassen, und gar nicht fragen; das hat bessere Folgen, als alles Schelten, Prügeln und Zwingen.

D.

Sannoverisches Magazin.

78tes Stück.

Montag, den 27ten September 1790.

Fragmente über Italiens Medicinalanstalten.

Vom Hrn. Doctor Domeier.

Ich setze mein Vorhaben fort, einige Bemerkungen über einen für die Menschheit so wichtigen Gegenstand, als die Medicinalanstalten sind, aus meinem Tagebuche auszuzeichnen. Von dem menschenfreundlich gesinnten Theile der Leser dieser Blätter glaube ich mir deswegen um so zuversichtlicher Nachsicht erbitten zu dürfen, da nur wenige Reisende diesen Gegenstand ihrer Aufmerksamkeit würdigen. Wenigstens kenne ich bis jetzt gar keinen Reisebeschreiber, der uns von Italiens Medicinalanstalten unterrichtet hätte. Jeder Reisende will in diesem irdischen Paradiese nur eine medicische Venus, den pythischen Apoll, und den griechischen Bacchus sehen. Nur der Arzt allein bleibt auch hier mit seinem Lieblingsgeschäfte vertraut: die leidende Menschheit aufzusuchen.

Das Großherzogthum Toscana wird mich diesmal allein beschäftigen, wodurch ich desfalls vorzüglich zu interessiren hoffen darf, weil dieser Staat sich vor den übrigen italiänischen

sehen, wie in allen seinen politischen Einrichtungen, so auch besonders in Rücksicht auf Medicinalverwaltung so vortheilhaft auszeichnet. Eben diese Allgemeinheit vortreflicher Staatsverfügungen sichert mich nun aber auch gegen den Unwillen meiner Leser, wenn ich auch über andere, als medicinische Gegenstände, die mir merkwürdig scheinen, einige Bemerkungen einzustreuen mir zuweilen erlauben werde. Bei Livorno finde ich dazu sogleich die erste Aufforderung. In ganz Italien findet man, wenn ich einige Gesandten, Capellen in Venedig, Rom und Neapel ausnehme, keine protestantische öffentliche Kirche als hier. Und gerade diese einzige Kirche giebt ein Beispiel von Toleranz, welches manche — aufgeklärte Deutsche beschämen muß. Schulthesius, ein Sachse, den ich als einen sehr gebildeten und aufgeklärten Mann kennen lernte, ist Pastor der lutherischen und reformirten Gemeinde; und beide Religionspartheien empfangen folglich von ihm das Abendmahl. Mögte

Iii

noch

noch ein so schönes Beispiel von Dul-
dung, uns, die wir oft nur mit De-
clamationen, nicht mit der Sache selbst
vertraut sind, zur Nachahmung reiz-
zen! Viele protestantische Gemeinden
haben einen gemeinschaftlichen Garten
zu ihren gesellschaftlichen Zusammen-
künften, in welchem sie ihre Todten be-
graben. Die Wege desselben sind sämt-
lich mit Leichensteinen bedeckt. Scha-
de, daß der Garten in sehr steifem
holländischen Geschmacke angelegt ist!

Des Kirchhofs der Griechen erwäh-
ne ich bei dieser Gelegenheit nur des-
halb, weil er das Sonderbare hat,
nicht nur ohne alle Monumente zu
seyn, sondern daß auch nicht einmal
die sonst gewöhnlichen Grabhügel zu
sehen sind. Der Todte wird einges-
enkt, und das Grab bis zur Oberfläche
der Erde gefüllt.

Mit Livorno's Medicinalanstalten
steht in naßer Verbindung: daß eine
Todtenkammer, wie sie bei uns im Ver-
den ist, sich hier realisirt befindet. Der
Kirchhof der Stadt ist, wie die meisten
italianischen Kirchhöfe, sehr prachvoll
und mit einem Arcaden-Gange umge-
ben, an welchem kleine Kapellen er-
bauet sind, die ehemals den Bräu-
derschaften a) zu ihren Zusammen-
künften dienten. Seitdem diese aber
vom Landesvater aufgehoben sind, hat
man eine derselben zur Aufbewahrung
der Todten sehr nützlich bestimmt. Nie-

mand darf seinen Verstorbenen beizuge-
hen, den er nicht vorher 24 Stunden
dahin gebracht hat. Bei diesem Tod-
tenhanse ist ein Wärter angesetzt, der
nach seiner Verpflichtung oft in die
Todtenkammer gehen muß, um nach
den Erblassenen zu sehen, zu welchem
Ende er auch seine Wohnung auf dem
Kirchhofe hat.

Für eine zweite eben so wichtige An-
stalt, halte ich die Anatomiekammer.
So bald man etwas Sonderbares,
oder Verdächtiges durch die Leichen-
nung zu entdecken vermuthen kan, so
wird der Leichnam dahin gebracht und
secirt, ohne daß die Verwandten Ein-
rede machen können.

Für das ökonomische Wohl der Lu-
terhanen ist ein nachahmungswürdi-
ges Gesetz gegeben, das den Armen
nicht nur alle Beerdigung in Särgen
untersagt, sondern auch selbst den Ar-
men den kostspieligen Aufwand dabi-
gar sehr beschränkt.

Die Stadt hat 2 schöne öffentliche
Krankenhäuser, das eine für Krank-
weiblichen Geschlechts, welches von
Elisabethinerinnen b) sehr schwe-
terlich besorgt wird; das andere für
Männer, welchem der wohlthätige Orden
der barmherzigen Brüder vorsteht.
Einige Brüder, und zwar die meisten,
haben die Geschäfte der Krankenwär-
ter, andere die Verrichtungen des Apo-
thekers, und noch andere die Besor-
gung

- a) Dies sind religiöse willkürliche Verbindungen aller Stände unserer catholischen
Brüder, die mancherlei Zwecke — zum Theil menschenfreundliche — haben.
b) Dieser menschenfreundliche Orden hat zur Hauptobligazion, Krank zu be-
dienen.

gung der Handarzneikunst u. Durch viele eigene Erfahrungen, welchen bisher kein Beispiel widersprach, hielt ich mich berechtigt, ein italienisches Spital und eine Wohnung der stinkendsten Unreinigkeit und der größten Mißhandlung der Leidenden für zwei unzertrennlich mit einander verbundene Begriffe zu halten. Um so entzückender war daher meine Freude, als ich hier von der menschlichsten Behandlung und der einnehmendsten Reinlichkeit — ich darf sagen — überrascht wurde. Das Spital liegt frei, und hat hohe Zimmer; zwei Umstände, welche die Verderbniß der Luft, die der aufsteigenden Gesundheit so wirksam entgegen arbeitet, am sichersten hindern. Es unterhält 170 Betten; bei meinem Daseyn waren jedoch nur 120 Kranke, die, gegen gewöhnliche italienische Hospitaloskette, in mehreren Sälen vertheilt liegen. Ein wichtiger Umstand für die Wiederherstellung der Gesundheit! In Rücksicht der Abtheilungen sind die Internisten von den Externisten getrennt, und die Wundärzte sind zu den letztern in einerlei Zimmer verwiesen; die Kräftigen aber liegen auch wieder abgesondert. Die Sorge der Wiederherstellung dieser genannten Kranken ist vier Aerzten anvertraut, so daß 2 und 2 alle drei Monate abwechseln. Sie müssen nach ihrer Verpflichtung täglich zwei Besuche geben. Das Verzeichniß ihrer sämtlichen Obliegenheiten ist im Spital an einer Tafel öffentlich aufgehängt, und dies bürgt ziemlich für die Besol-

gung derselben. Leopold ist Menschenkenner genug, um zu wissen, daß der Italiäner scharfe Sporen nöthig hat, die ihn zur Erfüllung seiner Pflichten führen. Ueberzeugt, wie wichtig einem Staate die Erhaltung der Bürger durch öffentliche Krankenhäuser ist, begnügt er sich damit noch nicht, Gesetze für dieselben gegeben zu haben, sondern er besucht sie auch oft selbst; um sich von dem: Wie geschieht das? zu überführen.

Die Kranken werden äußerst einfach behandelt, auch reicht man so wenig Arznei wie möglich. Wenn man nicht gewiß überzeugt ist, etwas wesentliches zur Heilung dadurch beizutragen, so giebt man nichts, als zweckmäßige Kost, passendes Getränk (gewöhnlich Wein) ein reines Bette, reine Luft, Bequemlichkeit und prompte Aufwartung.

Die Brüder beräthmen sich, ein Arcanum gegen den Wipernbiß zu besorgen, das sie Sale delle Tanaglia nennen, und dessen Dosis ein Quentchen ist. Sie nennen zwar die Zusammensetzung nicht, verkaufen aber so viel davon, als man immer nur haben will. Brechen und Purgiren sollen keine Wirkungen seyn. Der Geschmack ist der eines Mittelsalzes. Sollte es vielleicht Brechweinstein und ein Mittelsalz seyn? — Eine einzige Gabe bestimmen sie als schon hinreichend, alle übeln Folgen zu vermeiden. Ich sprach darüber einige practische Aerzte der Stadt, die zwar keine Wirkung bestätigten; indessen wurde mir doch die

angebliche Kur verdächtig, weil schon in den benachbarten Dörtern Pisa, Lucca und Florenz, die Aerzte nichts davon wußten. Obgleich dies durch Natur und Regierung so gesegnete Land kein eigenes Dispensatorium c) hat, so bemerkt man doch die nachtheiligen Folgen dieses Mangels keinesweges in den Officinen desselben; im Gegentheil habe ich in keinen Apotheken aller Staaten, die ich bereisete, so viel Composita d), als hier, ausgemergelt gesehen.

Doctor Giovanelli, ein denkender Mann, und der erste practische Arzt dieser Stadt, sagte mir, das er zwei Pestkranke in dem Hospitale, das für die, welche die Quarantaine halten müssen, bestimmt ist, vor zwei Jahren zu behandeln gehabt, und beide durch die kräftigsten antiseptischen Mittel gerettet habe. Hieraus dünkt mich erweislich, daß diese Krankheit in Constantinopel, wenn man dort nur wirklichen Aerzten, und nicht Handwerkern, die Heilung derselben anvertraute, nicht tödtlicher seyn müsse, als Blattern, Ruhr und Faulfieber bei uns; es wäre denn, daß die, in ihrer Religion gegründete, Entbehrung des Weins, (welcher dem Pestgiste entgegen wirkende Kräfte hat) oder der starke Genuß des Wobnsafts, welcher den Blutumlauf unterbricht, daran hinderlich würden. Uebrigens verdient unter den mancherlei

Vorkehrungen, die Verbreitung der Pest zu hindern, diejenige hauptsächlich Erwähnung und Beifall, daß alle Briefe, die aus der Levante kommen, in einem zu dieser Absicht unsern vom Hafen auf einem kleinen ans dem Meere hervorragenden Felsen erbauten Hause sorgfältig geräuchert werden, und dann erst freie Pratica in der Stadt bekommen.

Ueber einige andere Merkwürdigkeiten dieses schön und regelmäßig gebaueten Orts will ich nur einige mit flüchtiger Feder anzeigen, weil sie außer den Gränzen meines Zwecks liegen. Die starke Bevölkerung und das Gemisch aller Nationen, wodurch das Wilde und Unsterbliche im Charakter der Italiäner gemildert, und sie zur lebenswürdigsten Nation umgeschaffen werden, die schöne Lage am Meer, der stark besuchte Hafen, die schönen und regelmäßigen Straßen, die großen und rechtwinklichten öffentlichen Plätze, die wohl eingerichteten und gesellschaftlichen Caffeehäuser, die Wohlhabenheit der Einwohner und der Aufenthalt des Großherzogs, der daselbst sonst immer einige Monate im Jahre zu wohnen pflegte, machen diese Stadt einem Reisenden, obgleich er dort weder Bildergalerien noch Statuen trifft, (woraan es jedoch auch nicht ganz fehlt) zu einem sehr angenehmen Aufenthalte.

Dem

c) Vorschrift für Apotheker, was für Arzneymittel in ihren Officinen aufbewahrt seyn sollen.

d) Zusammengesetzte Arzneyen. Oft sind solche Zusammenstellungen widerständig, und unbrauchbar — nur selten nützlich.

Dem berühmten Cosmus hat sein Sohn Ferdinand in einer kleinen Entfernung vom Meere eine marmorne Statue errichtet, deren Schönheit und Ausdruck Bewunderung erzwingt. In den vier Ecken des Piedestals liegen eben so viel marmorne Menschenguren von verschiedenen Nationen an Ketten geschmiedet, so, daß man von einem Standpunkte, in bestimmter Entfernung, alle 5 Figuren auf einmal, und zwar vor jeder das Gesicht sehen kan.

Ohnweit dieser stehen noch ein Paar ungeheure aus orientalischem Granit gehauene Vasen, die Leopold von Rom at dahin fahren lassen; weil sie aber, im sie zu Lande nach Florenz zu führen, zu groß sind, daselbst liegen bleiben mußten.

Die Juden sind die reichsten Einwohner dieser Stadt, und ihre Synagoge ist vielleicht die schönste in der Welt. Sie wurde während meines wässigen Aufenthaltes reparirt, und diese Reparation allein kostet 60,000 Pyszi (ungefähr 120,000 deutsche fl.) Ich übergehe das Delmagazin und andere Merkwürdigkeiten, um das nicht zu wiederholen, was Andere schon vor mir gesagt haben. Nur kan ich den einzigen Umstand nicht unberührt lassen, daß man im besten Gasthose bei Madame Rousson auf eine ganz eigene Art logirt. Man bezahlt nemlich täglich 8 Pauli e), wofür man logis, Mittags- und Abendessen (für den Tischwein wird in keinem itali-

nischen Gasthose besonders bezahlt) bekömt. Uebrigens ist es einerlei, ob man im Hause ist, oder nicht, denn es hat weder auf Erhöhung noch Verminderung der Rechnung einen Einfluß.

Die dortigen Extraposten haben keine so bestimmte Meilenpreise, wie in unserm Vaterlande und den meisten europäischen Ländern, sondern man bedingt die Extrasuhren so gut man kan. Ich bediente mich eines solchen, um nach

Pisa,

dem alten Musensitze, zu reisen, der aber jezt auch schon am marasmo senili (Krankheit des Alters) zu laboriren scheint. Ich mache es mit zur Pflicht, meinen Lesern, über diese mehr als zu wahre Behauptung einige Aufschlüsse zu geben, und sie mit Belegen zu rechtfertigen, wenn ich zuvor von den dortigen berühmten Vätern das Nöthige werde angeführt haben. Ich machte sie, weil ihr Ruf so ausgebreitet ist, zum ersten Gegenstande meiner Untersuchung. Um dies mit größerem Nutzen zu thun, besuchte ich zuvörderst den Brunnenarzt Signor Petri, der zugleich die meisten Patienten der Stadt besorgt. Mit Marcardischem Eifer muß er in seinem Wärmungskreise wohl nicht arbeiten; weil er mit fast nichts, oder doch nur etwas sehr Allgemeines, über die Verstandtheile und Wärmungen des Waisers zu sagen wußte. Von den Verstandtheilen desselben, J. B. nichts.

III 3

Ma

e) Ein Pauli beträgt zwischen 3 und 4 gr. unsers Geldes.

Näheres, als daß Selenit und Lusterarten darin enthalten wären, und von dessen Wirkungen nichts Bestimmteres, als daß es gegen Sicht und Hautkrankheiten diene. Freilich findet der gute Mann in seinem geringen jährlichen Gehalte von 80 Scudi f), wofür er vom ersten Mai bis zum letzten October die Bäder besuchen muß, wohl keinen auffordernden Trieb, in seinen Brunnengeschäften mit Lust und Anstrengung wohlthätig zu wirken. Indessen braucht er, wegen der geringen Entfernung von Pisa, welche nur vier italienische Meilen beträgt, seine Stadtpraxis nicht zu vernachlässigen. Die schöne fruchtbare Ebene um Pisa hat das Eigene, daß sie nach den Apenninen zu, nicht allmählig in Berge übergeht, sondern, ohne durch irgend einen Hügel unterbrochen zu werden, bis an den Fuß derselben, die sich sodann gleich jählings steil in eine beträchtliche Höhe erheben, hinstreckt. Nordwärts der Stadt am Fuße eines Berges der Apenninen, liegen die Bäder, zu welchen ein reizender und einladender Weg hinführt. Vortreflich geebnet, wie man dergleichen Wege in Deutschland nicht findet, ist er auf beiden Seiten mit Maulbeer-, Ulmen- und Pappelbäumen bepflanzt. Die letzten vorzüglich, pflanzt man, der Feuerung wegen, in Italien sehr häufig. Man benützt dazu aber nicht die ganzen Bäume, sondern nach Art unserer Benützung der Weide und Hain-

büche, zu gleichem und anderem Gebrauche, nur die sich eben so leicht als geschwind reproducirenden Zweige derselben. Aber auch die Maulbeerbäume dienen, außer ihrer eigentlichen Bestimmung, zu eben dem Zweck. Nachdem die Zweige zur Speisung der Seidenraupen entblättert sind, werden sie abgeschnitten und in Bündel gebunden, zur Kaminheizung verkauft. Die Bäume sind durch zusammengeleitete Weinrebenquirlen gleichsam an einander gefesselt. So wohl der angenehme Geruch zur Winterzeit, als noch mehr der prächtige Anblick der herunterhangenden Trauben im Herbst, muß jedem Wandernden ein entzückendes Vergnügen gewähren. Selbst die Felder, welche größtentheils mit Weizen bebaut werden, sind mit Weinstöcken eingefaßt, wodurch nicht nur der angenehme Reiz der Abwechslung bewirkt, sondern auch das lebhafteste Ansehen der Felder, nachdem die Früchte schon eingeerntet, auf einige Zeit noch erhalten wird. Die zu den Bädern gehörigen Gebäude bilden einen regelmäßigen Halbkreis. In der Mitte desselben steht das Hauptgebäude, dessen Zimmer den Badegästen zu Wohnungen vermietet werden. Die Thore, deren Anzahl sich auf 33 beläuft, machen die rechte und linke Seite des Halbkreises aus. Außer diesen ist rechter Hand noch eine Straße angelegt, deren Häuser zu beiden Seiten zum Logiren für Brunnengäste eingerichtet

f) Der Werth eines Florentiner Scudo wird angesetzt: 1 Reichs. 2 mgr. 100.

richtet sind, und die einem Deutschen dadurch vorzüglich angenehm werden, daß sie sämtlich Delgärten hinter sich haben. Unter diesen beiden zeichnen sich zwei, welche mit Marmor eingefaßt sind, durch ihre Schönheiten aus. Man nennet das eine, dessen die Frauenzimmer sich bedienen sollen: Il Bagno di Regina, und das andere, welches den Männern bestimmt ist: Il Bagno di Marte. Man beobachtet indessen den Unterschied so genau nicht, und genießt lieber gesellschaftliche Vergnügungen, welche neben dem Gebrauche der Bäder ohnehin so wirksam sind, und deren Kräfte, wenn man beides unmittelbar mit einander verbindet, sich in einem noch höhern Grade und doppelt wohlthätig zeigen müssen, daher sie auch wohl die nächste und vorzüglichste Ursache seyn mögen, daß das Bad in Pisa, neben andern sehr heilsamen Wirkungen, schon ist die Unfruchtbarkeit gehoben hat.

Man bezahlt ein einzelnes Bad mit einem Lira; wenn man aber den ganzen Sommer badet, nur zweien Zechini g. Das Logis ist theuer, jedes wird täglich mit 8 Pauli bezahlt. Weil indessen die Häuser nicht stark bewohnt sind, so kan man mehrere Zimmer dafür einnehmen. Diese Einkünfte sind vom Landesherren für die Erhaltung der Bäder, für die Beoldung der dabei angelegten Personen, und zu übrigen Ausgaben bestimmt. Die in den Bädern befindliche Douche ist von der schlechtesten

Einrichtung. Sie bestehet nur in einem, in der Wand angebrachten, gekrümmten Rohre, aus welchem das Wasser, nach den Gesetzen der Schwere, herunter fällt, und daher im Falken nur eine geringe Gewalt ausübt, überdem auch weder der Strom, noch die Gewalt des Wassers, vermindert oder vermehrt werden kan. Eine andere sehr einfache Einrichtung, welche ich jedoch ihres Nutzens wegen, nicht unbemerkt lassen zu dürfen glaube, bestehet darin: daß man, ohne andere Theile dadurch zu incommodiren, die Hände douchiren lassen kan, welche man zu dem Ende durch ein Brett steckt, welches groß genug ist, um vom übrigen Körper das Wasser abzuhalten.

Die Frequenz dieser Bäder ist bei weitem nicht so stark, wie man sie auswärtis angiebt. Der Brunnendarzt gab die Zahl der jährlichen Gäste auf einige Hundert an. Von solchen Angaben der Brunnendärzte aber, darf man, ohne zu irren, immer etwas abziehen, und hier, wie mich dünkt, um so untrüglicher, weil jeder, bei der geringen Anzahl von 32 Bädern, doch sehr leicht ein Bad für sich allein erhalten kan. Die Bäder sind bei kantermaassen warm, und differiren im Grade der Wärme von 22 bis 32 Grad Reaumur. Die Dauer des Gebrauchs der Bäder, ist nach einem gewöhnlichen Schlendrian auf 40 Tage bestimmt. Der Landesherr hat daselbst sein eigenes Haus, welches weder

2) Ungefähr so viel deutsche Dukaten.

weder von aussen noch innen grösser; zugleich aussieht. Er pflegt jährlich mehrere Wochen hier zuzubringen; in seiner Abwesenheit aber werden auch die Zimmer dieses Hauses an Brunnengäste vermietet. Für öffentliche Vergnügungen ist keine Anstalt getroffen; auch kommen zu wenig Gäste hieher, um ein Theater zu unterhalten. Ausser Pisa liegt kein naher Ort, wohin Spaciertouren zu machen wären; ja es fehlt überhaupt an Promenaden.

Wenn man ostwärts der Bäder am Fusse der Apenninen fortgeht, und einen kleinen Berg derselben überstiegen hat, so kommt man, nachdem $2\frac{1}{2}$ italienische Meilen h) zurückgelegt sind, an die Quelle eines kalten Sauerwassers, worüber ein kleines Häuschen gebauet ist. Das Wasser soll nach Petri's Angabe vorzüglich reich an fixer Luft und sehr stärkend seyn. Es moussirt im Glase, und hat einen lieblichen Geschmack; jedoch steht es unserem seltsamer Wasser darin nach. Es wird in einige Provinzen Italiens versandt, und als Delikatesse getrunken; indessen erhält es sich doch nicht lange, ohne Zersetzung seiner Bestandtheile. Der verpichtete Krug wird auf der Stelle mit 2 Gracien i) bezahlt.

Nabe bei diesem Brunnen fängt eine Wasserleitung an, die noch aus den Zeiten der Römer her stammt, und ihres Alters unerachtet, sich noch im vollkommensten Zustande befindet. Es

ist ein stupendes Werk, welches nicht gemauert, sondern von Stein und Mörtel in Formen gegossen, und vom Anfange bis zur Stadt 5 italienische Meilen lang ist.

Ich kehre von hier zur Stadt zurück, um zuerst vom Hospitale zu reden, das dem grossen und prächtigen Dohm gegen über liegt. Es wird keinem entgehen, wie genugsuend alle die Einrichtungen der Hospitäler sind, die König Leopold in die Augen fallen können: denn, er besucht diesen Aufenthalt seiner leidenden Unterthanen gern, und seinem forschenden Auge entgeht nicht leicht ein Uebelstand. Keineslichkeit und Ordnung sind hier so weit getrieben, daß für diese kein Wunsch mehr übrig bleibt. Die Betten haben Umhänge mit Frangen, worin mir selbst die weisse Farbe sehr wohl gewährt zu seyn scheint, weil sie, wohl erhalten, die Idee von Wohlhabenheit und Reinlichkeit einflößt; Erweckung angenehmer Ideen aber, wie alle Kunstverständige mit mir einig seyn werden, bei Heilung der Krankheiten gar nicht gleichgültig ist. Der Saal, in welchem 100 Kranke männlichen Geschlechts liegen, hat die gewöhnliche Höhe unserer Kirchen, und Fenster an beiden Seiten. Der Boden ist mit Backsteinen belegt, die trockner und reinlicher, als Breter, gehalten werden können, und die in den heissen Sommermonaten angenehme Kühlung gewähren. Zwei Reihen Betten überhäufen den Saal nicht.

h) Eine calenbergische Meile enthält noch etwas mehr, als 6 italienische Mailen.

i) Ungefähr $5\frac{1}{2}$ Pfennige unseres Geldes.

Der Schluß folgt künftig.

Hannoverisches Magazin.

79^{tes} Stüd.

Freitag, den 1^{ten} October 1790.

Fragmente über Italiens Medicinalanstalten.

(Schluß.)

Der Weibersaal enthält 130 Betten, sämlich mit Matrasen, Polstern, Decken und linnenen Tüchern so wohl versehen, daß ich mir nie ein besseres Bette wünsche. Alles Vortheilhafte, was ich schon vom Männer-saale gesagt habe, gilt auch von diesem. Die kranken Frauenzimmer werden von Nonnen, als Aufwärterinnen bedienet, deren Zahl und Eifer gleich groß ist, um die Wünsche der Kranken bald zu erfüllen.

Da die Kranken nur in 2 Sälen liegen, so ist an keine Absonderung derselben, nach den verschiedenen Uebeln, zu denken; selbst Venerische werden aufgenommen, und den andern untergemischt. Der Gebrauch der Arzneimittel ist zu eingeschränkt, und folglich sind die Heilkräfte derselben weniger wirksam, als sie es seyn würden, wenn man mit der Anwendung angemessener Heilmittel zugleich auch die gehörige Dosis zu verbinden sorgfamer bedacht wäre, als man es nicht ist, und folglich auch mit den

zweckmäßigsten Mitteln so oft die Absicht verfehlt steht. Ich sah z. B. Fieberkranke, welchen die China nicht mehr als in einem Pulver, des Morgens zu nehmen, verschrieben war. Wie konnte damit der Zweck erreicht werden? — Obgleich im Allgemeinen die Aufklärung im Großherzogthum Toscana sehr merkbare und lobenswürdige Fortschritte gemacht hat, so kan jeder Aufgeklärtenkende doch wohl nicht umhin, das geistliche Gesetz der römisch-katholischen Kirche der festgesetzten Fastentage, hier auf die Kranken ausgedehnt zu sehen; noch unter die zurückgebliebenen Spuren der Finsterniß zu rechnen.

Das anatomische Theater, welches neben dem Spital steht, lernte ich nur von aussen kennen. Der Professor der Anatomie, Niss, schämte sich wahrscheinlich, es mich in der mir schon bekannt gewordenen Unordnung und bei dem gänzlichen Mangel an Präparaten, sehen zu lassen. Er giebt in der Woche nur 2 Vorlesun-

fff

gen,

gen, und doch hörte ich die Schüler klagen, daß er eine zu weilläufige Anatomie lese. Sein hohes Alter mag vielleicht die Ursache seyn, daß er mit der jetzigen gelehrten Welt in gänzlicher Unbekanntschaft lebt. Er hat daher einen Substituten an dem Professor Catalacci, einem Mann, der ganz Italiäner ist, das heißt: der seine Nation für die erste, und sich für den Ersten seiner Nation hält. Ich sah es ihm deutlich an, wie viel Mühe er sich gab, um mir zu zeigen, daß er französisch spreche, ja, daß er der Sprache so mächtig sey, daß selbst der Großherzog ihn gefragt habe: ob er ein Franzose von Nation sey? Ich schmeichelte ihm daher gern mit meiner Bewunderung, um ihn mir ferner gefällig zu machen. Sonderbar klang es mir, von ihm, als Professor der Anatomie, zu hören, daß er selbst nicht präparire, weil er keine Zeit habe. Es fehlt daher gänzlich an Präparaten, und diejenigen, nach welchen er demonstrirt, werden durch einen Professor fälschlich frisch gemacht. Manche artige pathologische Knochenpräparate besitzt er eigen, z. E. Einen Acephalus a), Spina bifida b), Verknöcherungen u. Einen lustigen Vorfall, der ihm gerade bei meiner Anwesenheit begegnete, darf ich hier anführen. Brantwein ist in Italien etwas sehr unbekanntes, da man

sich statt dessen des Weingeistes zu bedienen pflegt. Catalacci erfuhr, daß ersterer zur Aufbewahrung anatomischer Präparate besser als letzterer sey, und verschrieb ihn daher von Livorno. Statt des erwarteten Spiritus frumenti (Brantwein) bekam er — englisches Bier. Er hat den Voratz, über manche pathologische Fälle Abhandlungen zu geben; verschiedene zeigt er mir schon in der Zeichnung vor, die äußerst interessant waren. Z. E. Mollities ossium praternaturalis c), Knochen, die er zwischen den Häuten der Venen gefunden, Osteostroma mata d), eine umgekehrte Urinblase u. Von der ersten dieser genannten Krankheiten, hat er eine eigene Theorie, die ich vorübergehend anführen will. Sie entstehe nemlich, meint er, von den zu schlaff gewordenen kleinern Venen; die größern Stämme habe er in solchen Fällen bei Leichenöffnung immer gut gefunden, nicht so die kleinern.

Das Universitätsgebäude kennt man hier nur unter dem Namen Sapienza. Die Sapienza ist aber in demselben sowohl versallen, als das Gebäude selbst. Alle akademische Vorlesungen, einige medicinische ausgenommen, werden in demselben gehalten; und die kleinern Zimmer desselben sind von Studenten bewohnt. Das

a) Ein Kopf ohne Gehirn, auch ohne Gehirnhäute.

b) Ein von Natur (ohne Gewalt) gespaltenen Rückgrad. Ein angeborener Hühnerhals, der je zu Zeiten vorkommt.

c) Widernatürliche Knochenweichheit.

d) Knochengeschwülste.

Das Chemische Laboratorium, welchem der Professor Branchi vorsteht, ist arm an Instrumenten; und auch diese wenigen waren sämmtlich neu und ungebraucht. Die Vorlesungen des Professors scheinen nicht überlaufen zu werden, denn an dem für die Zuhörer bestimmten Tische sahe ich nur Stühle stehen. Die Zahl der hier studirenden Mediciner soll sich auf 40, und die der sämmtlichen Studenten auf 100 belaufen. Zu geschweigen, daß dem Italiäner, zumal bei Zahlen, die Angabe, auf Vergrößerung so genau nicht ankommt, so halte ich mich aus mehreren Gründen bedingt, diese Angabe für übertrieben zu halten.

Die Universitätsbibliothek und die pecula (Sternwarte) sind in einem und eben demselben Gebäude. Der Custos gab mir die Zahl der Bücher auf 30,000 Bände an. Nach meiner Schätzung überschreitet auch diese Angabe die Gränzen der Wahrheit. Als Reisender kan man eine Bibliothek nie nach ihrem innern Werthe beurtheilen, wenn man sich nicht einige Zeit an einem Orte aufhält. Sie hat in diesem Falle nicht viel mehr Interesse, als eine das Auge erlustigende schöne Tapete. Auf gut italienisch-litterarisch sind auf dieser Bibliothek die Bücher nach ihren Genres und äußern Aehnlichkeiten der Bände geordnet, daher unser gute Valen durch die Nachbarschaft eines hechten Kirchenvaters profanirt wurde, und der ideenreiche Boerhave

eine gedankenlose Possille zur Seite hatte. Sie wird an den wenigen Tagen des Morgens geöffnet, an welchen Vorlesungen gegeben werden, das heißt: im ganzen Jahre etwa an 70 Tagen; und gleichwohl sagte mir ein Student, daß es mit der Bibliothek eine wahre Plage wäre, weil man bei gutem Wetter lieber promentre, und bei schlechtem lieber zu Hause bleibe. Wenn sie aber auch wirklich frequentirt würde, so machte die große Unordnung sie doch unbrauchbar. Der Fürst hat 100 Scudi zur jährlichen Vermehrung der Bücher ausgesetzt; ich zweifle aber, daß sie zweckmäßig verwandt werden, weil ich auch nicht Ein neues Buch bemerkte.

Die Specula ist schon erbauet, als Pisa noch eine Republik war. Sie hat alle nothwendigen Instrumente, selbst viele englische. Die Aussicht von hieraus über die Stadt hin, ist entzückend. Man erblickt das lachende Thal von Pisa, durch welches sich der Arno hinschlängelt, die Thür von Pisa, den Fanale (Leuchthurm) von Livorno; und im Hintergrunde auf der einen Seite das Meer, auf der andern fruchtbare Berge, die bis an die Spitzen angebauet sind.

Das Naturalienkabinet hingegen ist erst eben angelegt, und hat seinen größten Reichthum in der Classe der Fische; daß auch eine vollkommene Mumie sich darin befindet, bemerkte ich nur, um zu sagen: daß diese in Italien nicht selten sind, und in allen größern Naturaliensammlungen gefunden werden.

Die Einrichtungen der Universitäten in Toscana, obgleich sie vor vielen italienischen unläugbare Vorzüge haben, sind auch unter Leopolds Scepter noch sehr zurück, so, daß sie sich nicht einmal mit unsern mittelmäßigen deutschen vergleichen lassen.

Signor Santi, ein angenehmer Mann, ist Professor der Botanik, die er aber nur alle 3 Jahr lehrt. Er hat nemlich das Lehramt der ganzen Naturgeschichte, daher trägt er in einem Jahre das Thierreich, im zweiten das Steinreich, und im dritten das Pflanzenreich vor. Der botanische Garten ist noch sehr arm an Pflanzen, obgleich er 2 Jahr früher, als der in Padua angelegt, und folglich der älteste in ganz Europa ist. In den beiden ersten der vier Abtheilungen des Gartens, stehen die Pflanzen nach Linneischer Ordnung, in einer dritten alle Giftpflanzen, und in einer vierten alle ökonomischen bei einander. Wasserpflanzen aber hat der Garten gar nicht, welches man desto mehr bewundern muß, weil er wirklich ein Wasserbehältniß hat, welches aber aus der Naturgeschichte nichts, als den Percius auratus e) enthält, an welchem, so wie an ähnlichen Fischeleien, der Italiäner nicht selten seine Unterhaltung findet. Alle Wege des Gartens sind mit breiten Steinen belegt, auch die Beete sind mit aufrecht stehenden und hervorragenden Steinen eingefast. Klein und unvollständig ist das Gewächshaus;

der Professor macht sich jedoch Hoffnung, daß ein neues gebaut werde.

Die Professores extraordinarii müssen hier alle Jahr aufs neue bestätigt werden. Bei den Ordinariis ist die sonderbare, für die Erweiterung der Gelehrsamkeit nicht unzweckmäßige Einrichtung, daß die geringe Befoldung, mit welcher sie anfänglich angefaßt werden, in der Folge und zwar zuerst mit 20, denn alle Jahr mit 30 Scudi, bis zu einer bestimmten Höhe, bei denen aber, welche sich besonders vortheilhaft auszeichnen, als Verdienstes Belohnung, bis zu unbestimmter Summe, oft durch ihr ganzes Leben vermehrt wird. Der wohlwollende Fürst, welcher keine Triebfeder ungenutzt läßt, das Reich der Gelehrsamkeit in seinen Staaten zu erweitern, und nichts verabsäumt, um seine Gelehrten zum Wettstreit anzuspornen, reicht Jedem, der ein Buch schreibt, ein verhältnißmäßiges Geschenk aus seiner Ercelle, auch pflegt er wohl extraordinaire Gehaltsvermehrung zu bewilligen, wenn er Verdienste dadurch zu belohnen weiß.

Die hiesigen Gelehrten geben ein Zeitschrift: Giornale dei Letterati heraus. Sonst erschienen die Schrift häufiger; jetzt aber geht es sehr langsam damit. Ich sprach einige Mitarbeiter, die vorzüglichsten Buchrecensenten, welche von diesem wichtigen litterarischen Geschäfte so unbedeutend sprachen, daß es ihnen gleich viel zu seyn schien, ob die Beurtheilung

e) Goldfisch.

das Buch treffe oder nicht, wenn in wenigen Zeilen nur ein Urtheil darüber gefällt wäre — basta! Man lasse sich dies nicht bestreben, es ist gut italienisch gedacht.

Die beiden Leibmedici des Fürsten — der sich, wie er alle Winter zu hun. pflegt, gerade hier aufhielt — ind Deutsche: Stöck, ein Bruder des Wiener großen Arztes, und Hasenöhrl. Den Namen des letztern kan kein italiänischer Mund herauswürgen, sie haben daher einen Griechen aus ihm gemacht, und ihn Logusi getauft. Der bloße Neid der italiänischen Collegen hat beide Männer so sehr verfolgt, daß sie alle städtische Praxis gern niedergelegt haben, um sich demselben nicht mehr auszusetzen. Unsers Zimmermanns Interredung mit Friederich dem Großen war bis hieher gedrungen, denn Logusi hatte sie gelesen.

Ein öffentliches Bordell, welches ehemals hier war, ist jetzt durch Leopold, zum großen Nachtheile der Einwohner, aufgehoben d). Ich sage mit Recht zum großen Nachtheile, weil eine solche Anstalt unter hinreichender medicinischer Aufsicht, dem Italiäner sehr nützlich ist, in so fern nemlich die venerische Seuche hier so gemein ist, daß bei Männern keine Frage Statt findet, ob Jemand venerisch sey oder gewesen wäre, sondern wie oft und auf welche Weise er afficirt geworden.

Der prächtige und fameuse Kirchhof Campo santo, wozu die Erde vier

Ellen tief von Jerusalem hergebracht worden ist, liegt in der Stadt hinter dem Dom. Er ist wie der in Livorno und Mailand, mit einem prachtvollen mit Marmor gepflasterten Colonnadengange umgeben, dessen Wände zum Theil von Meisterhänden vermaalt sind. Vorzüglich künstlich, durch viele Figuren und Erfindungen ist die Vorstellung der Hölle zusammengesetzt. Hier wird einer gebraten, dort ein zweiter gespießt, anderswo einem dritten die Zunge aus dem Halse gerissen u. Wobei ein Teufel, wie natürlich, immer eine Hauptrolle spielt, und jeder verschieden und sehr ausdrucksvoll vorgestellt ist. Ich kan bei der Gelegenheit das geschmackvolle Epitaphium nicht unbemerkt lassen, welches Friederich der Einzige seinem Freunde Algarotti hier setzen ließ. Es ist von Marmor, und führt die Ueberschrift:

Algarotti Ovidii aemulo
Newtoni discipulo
Friedericus.

Darüber steht Algarotti's Brustbild.

Zuletzt habe ich von dieser Stadt noch das Haus der Convertiten anzuführen. Ich erinnere mich nicht gelesen zu haben, daß irgendwo, außer in London, eine ähnliche Anstalt existire. Sie ist nemlich für diejenigen bestimmt, welche sich Anschweifungen aller Art so sehr ergeben hatten, daß Verachtung ihrer Mitmenschen, wenn sie unter ihnen lebten, sie drückte.

KLK 3

würde.

d) Vielleicht ist die betrübliche Abnahme der Bevölkerung dieser großen Stadt Schuld, daß seine Errichtung aufgeführt hat.

würde. Wer sieht nicht das Wohlthätige einer solchen milden Stiftung? Es liegt außer den Gränzen meines Vorhabens von den übrigen Merkwürdigkeiten der Stadt, von welchen man überdem in andern Reisebeschreibungen schon genauere Nachricht findet, hier weitläufiger zu werden, daher wende ich mich von hier nach

Lucca.

Die Nachrichten über diese kleine Republik schließe ich an jene von Toscana, theils, weil sie davon Nachbarin ist, und theils, weil ich nicht viel davon zu sagen habe. Die Stadt hat nach Maassgabe ihrer Bevölkerung zwei hinreichend große Spitäler, die am Ende der Stadt am Walle c) nahe gegen einander über liegen. Das eine ist für Männer, das andere für Weiber bestimmt, beide räumlich und reinlich. Ich fand vor keinem Bette Arznei stehen. Als ich hierüber meine Verwunderung zu erkennen gab, so erfuhr ich, daß auch sehr vielen Kranken keine Arznei gereicht wird. Höchstens wird des Morgens nur eine Dose gegeben, nur in sehr seltenen Fällen auch des Abends. Es wäre wichtig gewesen, die Mortalität in diesem Hause gegen andere Spitäler aufzustellen, es war mir aber nicht möglich, sie zu erfahren.

Hundert Betten sind für Männer bestimmt, und achtzig für Weiber, welche jedoch bei meinem Aufenthalte nicht alle genutzt waren. Nur im Sommer, da es die meisten Kranken

gibt, sind sie sämmtlich angefüllt. Ein jeder, der sich meldet, wird in das Krankenhaus unentgeltlich aufgenommen.

Das Findelhaus ist mit diesem Spitale verbunden, in welchem ich nur wenige Kinder vorfand, weil man solche sogleich aufs Land aussetzt.

Es existirt hier auch eine Art medicinischer Schule, die alle Landeskinder, welche sich den Studien widmen, erst drei Jahre frequentiren müssen, ehe sie eine auswärtige Akademie besuchen dürfen. Diese Schule ist wohl die elendeste, die ich in Italien besucht habe. Ich glaube, daß ich beinahe meinen Beweis schon geltend geführt habe, wenn ich einige der Obliegenheiten, die auf zwei Tafeln, wie die Gesetze Moses, öffentlich aufgehängt sind, anführe. Da heisst es unter andern:

1) Im November sollen die Lehrer anfangen, ihre Lektionen zu geben, dabei war ihnen von neuem eingeschärft, diesen Termin nicht über einen Monat zu verlängern.

2) Ferien zur Weihnachtszeit, Carnevall, Ockern, Pfingsten zc. waren zwar zugestanden, dagegen aber war es dem Professor untersagt, während des Lektionscursus über einen Monat willkürliche Ferien zu machen; sollte er diese bestimmte Zeit ausdehnen wollen, so mußte er es dem Rathe antragen, damit dieser unterdessen einen andern Lehrer committiren könne.

3)

c) In den Reisebeschreibungen gewöhnlich die Mauer genannt, auf welcher man fahren könnte, weil der mittlere Theil des Walls mit einer Mauer eingefast ist.

3) Der Lehrer der Zergliederungskunst sey verpflichtet, den Cursus der Anatomie in 6 Jahren zu endigen.

4) Man solle keinem Schüler Ueberlassen erlauben, der nicht wenigstens 6 Jahr Unterricht darin genossen habe.

5) Jeder Lehrer solle jedesmal wenigstens eine halbe Stunde lehren.

Ich würde noch mehrere dieser Gesetze anföhren, wenn ich nicht die Ueberzeugung hätte, daß diese um einem jeden von dieser Lehranstalt einen deutlichen Begriff gegeben zu haben, schon hinreichend sind. Das Auditorium ist ein, wenig Stufen höher liegender, und nur durch Gitterwerk abgetrennter Theil des Krankensaals, aus welchem folglich die Kranken selbst hinter dem Gitter die medicinischen Vorlesungen pro hospitibus mit anhören müssen. In diesem Zimmer siehet man (nicht ohne zu lachen) eine Sammlung anatomischer Präparate, die größtentheils an den Wänden als Tapete aufgehangen sind: so sind z. B. die Nerven des ganzen Körpers mit den Häuten des Gehirns ausgeschnitten, an eine schwarze Tafel angeheftet: auf eben diese Art sind Arterien und Venen, und das Pfortadersystem besonders, auf das schlechteste injicirt, vorgestellt; eben so unvollkommen die bronchiae f) der Lungen. Diese Genannten mit noch wenigen andern machen die ganze Sammlung der Präparate aus. Zwei sehr gute Skelete,

(wenn sie nur nicht so beschmutzt wären!) welche nebst den Präparaten an einem andern Orte schieblicher aufbewahrt würden, müssen den Kranken zum Schrecken dienen.

Ein Historietchen schalte ich hier noch ein, welches manchem Reisenden, und manchem Leser der Reisebeschreibungen vielleicht nicht unwillkommen seyn dürfte. An der Wand hing ein runder gelblicher Körper, der etwas über $1\frac{1}{2}$ Fuß im Durchmesser hatte. Als ich ihn mit Genauigkeit besah, um zu erforschen, was es sey, fragte mich schon mein neugieriger Servidore di Piazza, „was doch das sey?“ ich antwortete geschwind: ein Kopf! Er staunte — war aber damit desto lieber zufrieden, weil es etwas miraculöses war. Gleich darauf kam ein zweiter Fremder in dies Zimmer, der kein Arzt zu seyn schien, und der seinen Miethbedienten fragte: was dieser runde Körper sey? — Als dieser mit einem Ma che so io g)? geantwortet, trat der meinige vor, warf sich in die Brust, als hätte er auf dem Lehrstuhle gestanden, und sagte, als ausgemachte Wahrheit: dies ist ein Kopf h)! Wahrscheinlich hat diese Antwort, die ich nur in der Absicht gab, um mir den Frager vom Halse zu schaffen, am Abend im Reisejournal des Fremden als Merkwürdigkeit gepranget. So liefern uns manche Reisebeschreiber nichts, als das, was sie

f) Entzündungsweige.

g) Wie kan ich das wissen? —

h) Meines Bedankens war es ein wasserhaltiger weiblicher Eierstock (ovarium).

ſie von ihren Miethbedienten eingeern-
tet haben. Selbſt den De la Lande
trifft dieſer Vorwurf. Einer meiner
Freunde hat in Genua denſelben Mieth-
bedienten gebraucht, und von ihm er-
fahren, daß De la Lande jedes Wort
aufgeſchrieben, was jener ihm geſagt
habe. Dabei ſoll dieſer Menſch mit ei-
nem Anſehen von Wichtigkeit ſich nicht
nur einen großen Antheil von jener
Reiſebefchreibung beigemeſſen, ſondern
auch verſichert haben, daß De la Lande
ſogar manches ſelbſt nicht einmal ge-
ſehen, ſondern auf ſeine Relation tren-
herzig geglaubt und niedergeſchrieben
habe.

Die Stadt iſt nicht erleuchtet, außer
durch wenige Lampen, die hin und wie-
der vor den Heiligenbildern an den Häu-
ſern brennen. Dieſe ſonſt unwichtige
Nachricht gebe ich beiläufig nur deswe-
gen, weil durch die Dunkelheit auf
den Straßen, die hier beſonders häu-
fig vorfallenden Dolchſtiche ſo ſehr be-
günſtigt werden, und man bei der
Furcht vor denſelben doch lieber die Be-
quemlichkeit, des, über die ganze Straße
hin durch Steinplatten, ſehr geebneten
Pflaſters, gegen eine zweckmäßige Be-
leuchtung vertauſchen möchte. Um je-

doch die Morde nach Möglichkeit zu
beſchränken, hat man das Degentra-
gen durchaus unterſagt.

Dies wäre nun alles, was ich —
nach meinem Plane — von einer Stadt
zu ſagen hätte, die das Vaterland des
Aberglaubens und dummen Bigotis-
mus zu ſeyn ſcheint, zu welcher Be-
hauptung ich hier beim Schluſſe die-
ſer Nachrichten nur noch ein einziges
Factum als Beleg anführe. Als ich am
Oſtertage gleich nach meiner Ankunft
daſelbſt, mit einem Lohnbedienten, den
ich beſtimmt die Derter genannt hat,
wohin er mich führen ſolte, ausging,
ſo brachte er mich doch zuerſt in die
Meſſe, in der Voranſetzung, daß ich,
weil ich eben von der Reiſe käme, noch
keine Meſſe gehört hätte. Wird denn
aber der Lohnbedienter, kan manchem mi-
ner Leſer mit Recht einfallen, nicht als
Erfundigung eingeſezogen haben, ob er
auch einen Glaubensgenossen umher-
führe? — Ich antworte auf dieſe Fro-
ge: daß keinem Italiener der Zweifel
aufſteigt, ob ein Menſch auch zu einer
andern als zu ſeiner Religion ſich be-
kennen könne, oder wie ſie ſich darüber
ausdrücken, ob er ein *Christiano* i)
ſey? —

- i) Oſtern kam mir ſogar eine ganze Ambaſſade von Briſter, Capellan, Kirchenbo-
ner ic. in Davia auf mein Zimmer, und forderte den gedruckten Beweis (dieſer
muß von jedem Katholiken, bei Strafe der Excommunication, geleſert werden)
daß ich am letzten Oſtern das Abendmahl genommen hätte. Vom erkrankten
Frank, ob er gleich wirklich ein Katholik iſt, aber ſowohl die Meſſe, als ver-
ſchiedene andere Ceremonien ſeiner Religion aus Veranſtandtheden vernachläſ-
ſigt, hatte man geſagt: er ſey kein *Christiano*, und wunderte ſich, daß der Kai-
ſer einen ſolchen Mann zum Lehrer der praktiſchen Medicin gemacht habe.

Sammoverisches Magazin.

80tes Stüd.

Montag, den 4ten October 1790.

Etwas über Sprachrichtigkeit im Deutschen.

Gottsched — Nun; man mag auch von ihm denken, wie man will, so ist doch das un-
eugbar, daß seit seiner Zeit eine neue Epoche in der deutschen Sprache entstanden ist, an welcher er viel Antheil hat. — Man hat sich insonderheit mehr, wie ehemals, der Richtigkeit in unsrer Sprache beflissen. Man hat sie auch zu bereichern gesucht; und ist darin oft ganz glücklich gewesen. Man hat zu solchem Zweck auch Wörter aus fremden Sprachen in die unsrige aufgenommen, und ihnen einen deutschen Klang gegeben; und auch das ist oft mit vielem Beifall geschehen. Nur nicht immer kan ich es finden, daß die gemachten Neuerungen wirkliche Verbesserungen sind; und es wird auch noch sehr manches deutsche Wort nicht richtig genug gesetzt. Ich will hier einige Proben von dem jetzt Gesagten her-
setzen.

Wenn von Rache die Rede ist, so müßte man nicht schreiben, oder sprechen, gerochen, ungerochen; wie noch unterweilen auch von guten Schriftstellern, geschieht; sondern

gerächet, ungerächet. Denn je ne Wörter werden nur alsdenn richtig gebraucht, wenn die Rede ist vom Geruch.

Bediente nennet man jetzt die Diener, die sonst Laquayen hießen. Ein Bedienter ist aber eigentlich ein solcher, der von andern bedient wird. Da indessen die Herrschaften sich ihrer Diener bedienen, so mögen in dieser Hinsicht diese Diener auch Bediente heißen können. Ein Diener bedient zwar auch seinen Herrn; aber da ist er eigentlich ein Bedienender, und der Herr ist der Bediente. Diener wäre hier das beste deutsche Wort, das alles ganz adäquat sagt. Aber man höret es selten mehr. Nur in dem Worte Kammerdiener, und in etlichen wenigen andern, ist es noch behalten; wiewohl man auch schon in unsern Tagen von Kammerbusaren gehört hat. Kammerjäger aber sind, wie bekannt, eher da gewesen, und sind Leute zu einer andern Bestimmung.

Das edle deutsche Wort, Jungfer, ist nur noch bei Kammerjungfern,
III und

und Hausjungfern, zu finden. Die übrigen deutschen Jungfern sind längst meist alle in Mamsellen verwandelt. Von Kammermamsellen will man aber doch noch nichts wissen.

Seit einiger Zeit haben Aeltern, die nicht zum gemeinen Stande gehören, sich von ihren Kindern Vater, und Mutter, nennen lassen, und das Papa, und Mama, abgeschafft. O! würdige Deutsche!

Man hat dagegen Exempel, daß Pastorinnen lieber Madamen heißen wollen; da denn der Mann dem würdigen Pastorentitel entsaget, und sich Herr N. nennen läßt, damit die Frau Madame N. heiße. —

Sich bei einem Vorfalle so oder so verhalten, heißt jetzt, sich benehmen; und dies Wort kommt als Verbum, und als Substantiv, stark in Umlauf. Sollte es wohl nicht gut Deutsch seyn? Worhin sagte man: sich nehmen: z. E. wir wollen sehen, wie er sich dabei nimt. An dem bloßen Nehmen hat man nun noch nicht genug gehabt, sondern nun auch ein Compositum genommen. Daß diese Wörter die Sache gut sagen, die man damit sagen will, kan ich nicht finden. Wie kan doch ein Mensch sich nehmen? Und, einer Sache, einem Menschen, etwas benehmen; führet zu einer ganz andern Idee.

Daß Schriften, die doch gut bezahlt werden müssen, in Recensionen ein Geschenk genannt werden, daß der Autor den Gelehrten, oder gar

dem Publikum, damit macht, kan ich nur alsdenn gelten lassen, wenn die Schriften von ausnehmender Wichtigkeit, und Brauchbarkeit gefunden werden, und weit mehr werth sind, als sie kosten. Das mögte aber wohl nicht oft der Fall seyn.

Daß Theater-Vorstellungen gegeben werden, ist was seltenes. Man muß ja dafür bezahlen. Es kan doch aber seyn, daß ihre Liebhaber auch nach gescheneher Zahlung noch glauben, daß sie eine Gabe erhalten haben.

Das Wort Isoliren, welches in der Electricitätswissenschaft vorkommt, wird jetzt fast bei allen andern Vorträgen gebraucht. Ein Schriftsteller schreibe auch, wovon es seyn mag, so siehet er doch zu, wie er es möglich macht, daß er auch hier und da isolire. Ist das wohl für alle Leser ganz verständlich deutsch? Ist ein jeder Leser schuldig, dies Wort zu verstehen? Dann auch wohl jeder Hörer? Und so mögten auch wohl die Prediger, die doch so isolirt auf der Kanzel stehen, bei einem Vortrage von der Verlesung von isolirten Christen sprechen, und zeigen, wie sich ein Christ in dieser verführerischen Welt isoliren müsse.

Sich orientiren, hat meines Wissens Mendelssohn zuerst gesagt; und was der hergegeben hat, das sind ja wohl lauter Goldstücke für seine Verehrer. Nun fängt auch schon ein Schriftsteller nach dem andern an, sich zu orientiren. Sich orientiren, müßte wohl eigentlich heißen, sich

sich in Gedanken ins Morgenland versetzen. Das will man aber mit dem Worte, so wie man es braucht, gar nicht sagen; sondern es soll heißen, sich in die Lage, in den Grund der Sache, recht hinein denken, oder auch, auf den ersten Erkenntnißgrund zurück gehen. Wenn man nun, ja hiezu ein fremdes Wort brauchen wolte, so möchte man lieber sagen, sich originiren, oder localisiren. Bei orientiren denkt man a wohl gleich an den Orient, und nicht an das lateinische Verbum, orior, und dessen Participium.

Nicht lange vor dem siebenjährigen Kriege kam das Wort *Haarbuttel*, so in Gebrauch, daß man einen Kausch damit benannte. Es ward schnell allgemein, und so gäng und gäbe, als urrente Münze. Was sagt dies Wort von der Sache, die es anzeigt? Ganz und gar nichts. Schätzen sollten sich Deutsche, die nicht zu den Gemeinen gehören, diese höchst unumme Benennung so mit zu gebrauchen.

Das Wort, entsprechen, fand anfänglich viel Widerspruch, der zum Theil viel Grund hatte. Jetzt scheint es, daß man sich darüber verglichen habe, und es wird wohl recipirt seihen.

Die Wörter, Naturgeschichte, Naturhistorie, werden oft sehr unrichtig da gebraucht, wo gar keine Ge-

sichte ist, sondern bloß Naturkunde, und Naturbeschreibung. Alle bekannte Naturgeschichte ist zwar auch Naturkunde; aber alle Naturkunde, und Naturbeschreibung ist doch nicht auch zugleich Naturgeschichte *).

Unter Engeln, und Engelländern, ist kein kleiner Unterschied; und eben derselbe Unterschied ist auch unter englisch, und engelländisch. Warum nennen wir denn das englisch, was engelländisch ist?

Die lieben Poeten, und überhaupt die so genannten schönen Geister, haben viel Antheil an den Neuerungen in der deutschen Sprache; und es ist nicht zu leugnen, daß sie ihre Sache oft recht gut gemacht haben. Unterscheiden wird ihnen nur ihr Werk von andern durch Mißbrauch verhubelt. Das Wort, empfindsam, ist wirklich an sich selbst sehr gut; aber welcher Mißbrauch ist damit gemacht? Und welche eine Menge von Schriften sind bloß allein durch dies Wort in die Welt gekommen? Ueber dies Wort, das meines Wissens im 3ten Theil der Geschichte der Pompadour, vom Jahre 1765. S. 21. zum ersten mal vorkommt, fielen die Schriftsteller gleich haufenweise her, und bemächtigten sich desselben mit einer erstaunlichen Gierigkeit, und spuckten so arg damit herum, daß es seinen Werth verlor, und jetzt fast wie verrufene Münze außer Cours gesetzt ist. Die Em-

1111 2

pfinde

*) Ist dem Hrn. Verfasser das Wort „Naturlehre“ nicht eingefallen?

A.

pfandsamkeit verbreitete sich zwar sehr schnell, und vermehrte sich, wie die Wucherblumen; aber aus den Lorenzso-Dosen, mit welchen auch ein neuer Handlungsweig gemacht werden sollte, (der aber verunglückte) hat man sie doch nicht einschnüffeln wollen.

Unterweilen verunglücken die Versuche in neu gemachten Ausdrücken. Das seltsame entgegen nehmen der Glückwünsche, Befehle u. welches unterweilen in Zeitungen vorkommt, will unter den schriftstellerischen Consumenten, die sonst nach neuen Waaren so gierig greifen, gar nicht reißend abgehen.

Das so sehr gemißbrauchte Aufklären ist schon in einen übeln Ruf gekommen, und wird von vielen wie eine devalvirte Münze in Zahlung verweigert.

Es ist wirklich recht belustigend, zu bemerken, wie die Scribenten nach neu gemachten Wörtern und Ausdrücken mit einer Art von Verliebung so gierig haschen. Mögen sie das doch! Wenn nur nicht oft die nöthige Prüfung dabei vergessen würde.

Der Kaiser Sigismundus wolte zur Tilgung eines von ihm gemachten Schnigers wider die Grammatik das Wort, Schisma, durch ein Machtwort zum Feminino machen. (Vergleichen ist doch dem großen Friedrich, der so viele Schniger machte, nicht eingefallen.) Er erfuhr aber, daß seine kaiserliche Machtvollkommenheit so weit nicht reichte. So eigensinnig indessen die durch allgemeinen herkom-

lichen Brauch fest gestellte Grammatik ist, so schleicht sich doch unterweilen, man weiß nicht wie, eine Versündigung dagegen ein. Lange ward das Wort, Urtheil, Urthel, als Femininum gebraucht, bis es einmal in diesem Magazin von einem deutschen Eiferer verboten ward, und seit dem nicht mehr geschieht. So wolten auch einige im Sprechen und Schreiben den Louis d'or zum Feminino machen, und bedenken nicht, daß Louis doch gewiß ein Mannsnome ist.

Das Wort, Geschöpf, wird oft kleinen Kindern, und Insekten, als ein Specialtitel so ganz eigen-beige legt, als ob er nur ihnen allein zu komme; und das geschieht auch wohl von solchen, die sonst wohl wenig bedenken, daß Gott der Schöpfer aller Dinge ist. Das sind doch auffallende Singularitäten in der Sprache.

Sonst hießen alle Wundärzte Feldscherer. Eine sehr unwürdige und unpassende Benennung! Jetzt heißen sie Chirurgi. Chirurgus aber heißt auf deutsch ein Handwerker. Warum nicht lieber das Wort Wundarzt, allgemein eingeführt? So bleiben sie auch geschieden von Badern und Barbieren.

Ein Arzt, der in innerlichen Krankheiten Hülfe leistet, heißt Doctor. Warum nicht lieber Arzt, oder Medicus? Man hat ja auch Doctors der Theologie, und der Rechtswissenschaft. Doctor Luther ist sehr bekannt; aber bei vielen Leuten hat man Mühe,

Mühe, sie zu belehren, daß er kein Arzt gewesen sey. Das kommt von dem zu engen Begriff bei dem Gebrauch des Wortes Doctor.

Der Titel Stadt- oder Landphysicus ist sehr inadäquat. Die Aerzte sind es ja nicht allein, die die Physik verstehen. Da unsere Sprache reich genug ist, alles bestimmter zu sagen, warum wolten wir es denn nicht thun?

Ich habe einen Fluß in der Schulter; wie unrichtig gesprochen? Was hier Fluß heißt, das ist ja gerade das Gegentheil; eine Stopfung. Wenn alle Flüssigkeiten im menschlichen Körper in gehöriger Bewegung sind, so ist der Mensch gesund.

Neulich ward in diesem Magazin in eine nöthige Sprachberichtigung erinnert, da gezeigt ward, daß die Redensart: ich bitte um Verzeihung, oft da gebraucht werde, wo gar keine Bitte um Verzeihung Statt finden kan. So wird auch das Wort hoffen oft sehr unrichtig da gebraucht, wo man von fürchten sprechen müßte. 3. E. wir wollen nicht hoffen, daß Eheurung komme; ich hoffe nicht, daß das Feuer weiter um sich greife, &c.

Er schlägt einen guten Stock; pielt ein gutes Clavier. In diesen seltsamen Ausdrücken gehört ja das Wort gut, nicht zu Stock und Clavier, sondern zu schlagen und pielen. Man will ja nicht von der Güte des Stocks und Claviers sprechen, sondern vom guten Schlagen und Spielen.

Pastoren haben vielerlei Titel, unter welchen Pastor immer der beste ist. Priester, passet nicht für sie. Beichtvater, sagt zu wenig; so wie auch, Prediger, Pfarrer, ist ein schlechter Titel; denn, diejenigen sind wohl schlechte Pastoren, die nur bloß Pfarrer sind. Schade, daß man aus dem Worte, Pfaffe, das eigentlich der schöne Vaternitel ist, ein Scheltwort gemacht hat!

Er trägt seinen Horaz immer in der Tasche: nun ja; das Exemplar des Horaz mag wohl das seinige seyn. Ist denn aber übrigens der Horaz ausschließlich sein Eigenthum? Es trägt wohl mancher seinen Horaz, auch wohl gar seinen Homer, in der Tasche, der von beiden nicht viel versteht, und besser thäte, wenn er seinen Catechismus darin trüge.

Man mögte vielleicht bei einigen von mir gerügten Sprachfehlern sagen, daß es doch wohl im Grunde gleichviel sey, wie ein Ausdruck laute, wenn man nur den Sinn desselben wisse. Wenn das aber Entschuldigung, oder gar Rechtfertigung des undeutschen Sprechens seyn soll, so halte ich es für eine ganz desperate Ausflucht, zu welcher man nur dann seine Zuflucht nehmen wird, wenn man gegen die Nichtigkeit der beigebrachten Gründe nichts Gründliches einzuwenden hat, und doch bei seinem seltsamen undeutschen Sprechen bleiben

ben will. Ein Baum könnte ja auch wohl Stein heißen, und umgekehrt. Im Grunde ist das freilich einerlei; und wenn es zu aller Zeit in unserer Sprache so gewesen wäre, so würden wir bei Stein eben das denken, was wir jetzt bei Baum denken. Es ist aber gewiß nicht erlaubt, die einmal hergebrachte Bedeutung der Wörter zu ändern. Nicht einmal in solchen willkürlich gewählten Wörtern, in welchen man keine Spur von der dadurch bezeichneten Sache finden kan; als in Baum, Stein &c. Vielweniger aber ist eine Abweichung von der hergebrachten Bedeutung in solchen Wörtern erlaubt, die schon eine nähere Beziehung auf die dadurch bezeichnete Sache haben. Z. E. in Nehmen, Benehmen, Geben, Haarbeutel &c. Macht man von solchen Wörtern einen Gebrauch, der

zu der hergebrachten Bedeutung nicht paßt, und ihr zuwider ist, so ist das eine ganz unnöthige und unerlaubte Sprachverwirrung. Man sagt zwar auch: M. speiset wöchentlich für einen Rthlr. &c. und giebt dafür gutes Essen. Allein, hier steht der Preis dabei, wofür gegeben wird; wie denn das Wort, geben, auch so im Handel stark gebraucht wird. Wenn man aber vom Geben der Theaterstücke spricht, so klingt das Geben dabei so, als ob Nichts dafür bezahlt werde. Warum nicht hier bei den gewöhnlichen Ausdrücken geblieben? Laugen sie etwa nicht? Wer mag das sagen? Wenn etwa die Comödianten unter einander so reden: Morgen wollen wir den Hamlet geben, &c. so macht doch ein solcher Comödianten Kumpel einen Ausdruck nicht gleich vollgültig.

Das Eichorienpulver, als ein Selbstzünder, aus der Erfahrung *).

Vor einiger Zeit ward schon im hannoverschen Magazin die Anmerkung mitgetheilet, daß sich jetzt das statt des Kaffee's so beliebte Eichorienpulver, wenn man's, wie es so frisch aus den gebrannten Wurzeln gemahlen ist, in Behältnisse packet, und einige Zeit stehen läßt, von selbst entzündet, und daher unter die Materialien gehöre, welche, vielleicht durch

die in ihnen befindliche, mittelst innerlicher Wärme und Bewegung der Theile, zum Entbinden gebrachte entzündbare Luft, für sich in Brand gerathen. Es wurden zugleich alle diejenigen gewarnt, welche gebranntes Eichorienpulver in Büchsen, oft fest zusammengedrückt, aufbewahren, und damit, wie mit Kaffee, ein Gewerbe treiben. Diese Warnung wird gewandt

*) Aus dem Wittenbergischen Wochenblatte.

genwärtig bei allen Familien und Materialisten um so viel nöthiger wiederhollet, da ganz neuerlich der unglückliche Zufall sich in Magdeburg ereignet hat, daß ein Materialist Eichorienpulver in großer Quantität mahlen, und sogleich in Fässer derb einpacken lassen, um solches, als einen Hand-

lungsartikel, zu versenden. Dieses gemahlene und derb eingepackte Eichorienpulver entzündet sich in der Nacht, und es bricht ein Feuer aus, wodurch 5 Häuser, nebst einer großen Menge Waaren, am Werthe in die hundertstausend Thaler, von den Flammen sind verzehret worden.

L. Grenzel.

Warnung bei Aufbewahrung des Essigs und der Dinte *).

Es ist eine bekante Erfahrung, daß der Essig, und noch weit mehr der Weinessig, in zinnernen oder bleiernen Gefäßen, eine schädliche und oft gefährliche Eigenschaft annehmen kan; besonders aber, wenn derselbe einige Zeit in dergleichen Gefäßen stehen bleibt, und dabei frei und ungehindert ausdünsten kan. Ein Frauenzimmer empfand etliche Tage hinter einander beim Erwachen einen stumosen, zusammenziehenden Kopfschmerz, und klagte, daß sie ganz taumelnd dabei sey: über Drücken auf der Brust, Beängstigungen, trockenen Husten, und Trockenheit in den Nasenlöchern; daß sie oft schwer athmen müßte; auch, daß sie die Ekstase zu verlieren scheine. Man riet ihr frische Luft und Bewegung an, wodurch sich auch jedesmal die beschriebenen Zufälle verloren, allein allemal wieder zurück kamen, wenn sie sich auf ihrem Zimmer befand. Endlich untersuchte man das

Wohnzimmer, ob etwas darin zu finden sey, welches zu dieser Kränklichkeit Gelegenheit geben könne. Man fand auch die Ursache davon. Es war ein offenes zinnerne Gefäß wegzuschaffen vergessen worden, worin Weinessig enthalten war. Nachdem dieses geschehen, bemerkte die Person weiter keine Rückfälle.

Können in großen Expeditionen, wo viele Dinte in bleiernen Gefäßen aufbehalten wird, und die doch unaufhörllich ausdünstet, dergleichen Zufälle nicht auch verursacht werden? Wenigstens höret man die Gelehrten und Expeditores häufig genug über Kopfschmerzen klagen. Ist nicht öfters eine mitwirkende Ursache in der Ausdünstung der Dinte zu suchen, die in bleiernen Gefäßen gehalten wird? Und gesetzt auch, daß dergleichen Gefäße mit Pech ausgegossen sind, so verzehret sich doch das Pech bald, das Blei wird angegriffen und aufgelöst.

Das

*) Aus dem Wittenbergischen Wochenblatte.

Das ist noch der beste Weg, wenn man ein gläsernes Geschirr im bleiernen Dintensasse stehen hat. Ich versfertigte Goulards Extract, welcher, wie bekannt, aus Weinessig und Silberglätte besteht, um daraus eine Salbe gleiches Namens zu machen. Wegen verschiedener Verhinderungen, mußte das Uebergebliebene des Extracts einige Tage in einem serpentinern Mörtel stehen bleiben. Ohne darauf sogleich aufmerksam zu seyn, und bei offenen Fenstern, empfand ich einen stumpfen, unaufhörlichen Kopfschmerz, eine Zusammenziehung des Halses, und eine Anhäufung des Blutes im Gehirn; einen trockenen Husten und merkliche Zusammenschränkungen der Brust; die Augen waren trocken und beständig drückend. Ich gab diese Zufälle dem strengen Sitzen, und den angehäuften Blähungen Schuld, indem ich keinen fremden

Geruch, noch sonst etwas Betäubendes bemerkte. Ob ich gleich den Geruch vom Extracte empfand, so nahm ich ihn nicht sogleich für die Ursache meiner widrigen Empfindungen an. Allein, bei genauerer Untersuchung entdeckte ich bald die eigentliche wahre Ursache; nachdem dieselbe eiligt aus dem Wege geräumt worden, verlor ich auch nach und nach die angemerkten Zufälle. Sollten die Ärzte und Wundärzte nicht behutsamer bei dem äußerlichen Gebrauche der angeführten Mittel verfahren? Besonders muß es eine Warnung für den Landmann seyn, wenn er sich dieses sonst vortrefliche Hausmittel verfertigen will, daß derselbe den Dampf bei der Verfertigung nicht in die Lungen zieht, um eine Trockenheit in denselben zu verursachen, oder andere able Zufälle befürchten zu dürfen.

L. Grenzel,

Anekdote.

In einer französischen Stadt, die wegen der ehelichen Einfalt ihrer Einwohner bekannt ist, wurden neulich die silbernen Schnallen zum Geschenk für die Nation zusammen gebracht. Allein, man bekam nur wenige, und die Stadt wolte doch nicht gern eine kleine Figur mit ihrem Geschenke machen. Sie ließ daher bei ihren Goldschmieden für mehrere tausend livres an silbernen Schnupfschnallen verfertigen, und schickte sie der Nationalversammlung. Das Geschenk war nun ansehnlicher, als man erwartete. Auf

Befragen, woher so viel Schnallen, und fast lauter neue, aus der kleinen Stadt kämen, erfuhr man, wie es zuging. Die Anmerkung, daß man doch lieber das Geld unmittelbar hätte einsenden mögen, fiel keinem auf, als den Einwohnern jener Stadt. Sie hielten eine Versammlung, und fanden nach langem Streite, daß der Anmerkter recht habe; daher auch einstimmig beschloßen ward, daß bei der nächsten Schnallensammlung bares Geld geschickt werden solle.

Hannoverisches Magazin.

81tes Stüd.

Freitag, den 8ten October 1790.

Fortsetzung der Nachricht von den Reisen, die James Bruce, Esq. zur Entdeckung der Nilquellen in den Jahren 1768. bis 1773 angestellet hat.

(Man sehe das 57^{te} und 58^{te} St. dieses Magazins v. d. J.)

Nach diesem erlittenen Unglücksfall, reiste Herr Bruce nach Creta, Rhodus, Castlerosso nach Cypern und Sidon, an welchem letztern Orte er sich eine Zeitlang aufhielt, um von da aus besondere Expeditionen in das daran liegende Syrien, durch Libanus und Antilibanus zu machen.

Er hatte in seinem letzten Schiffe seine Sextanten und andere Instrumente verloren, und dieserwegen nach London und Paris geschrieben, daß man ihm neue schicken mögte; allein, die Antworten, welche er von beiden Orten erhielt, waren für ihn so unbefriedigend, daß er beinahe seinen gefaßten Vorsatz wieder aufgegeben hätte.

Ein Fieber, womit er schon zu Benazai befallen ward, ergrif ihn zu Aleppo aufs neue, und zwar so heftig, daß er kaum dem Tode entging. Nach einer völligen Wiederherstellung, ent-

schloß er sich, nach Palmyra zu reisen, und führte auch seinen Vorsatz aus.

Von diesem berühmten Orte sagt er: „Kurz vorher, ehe wir die Ruinen erblickten, erstiegen wir auf einem sehr schmalen und dabei krummen Pfade, den wir einen Paß nennen würden, einen Hügel, der aus weißem Sandstein bestand, und als wir auf dessen Gipfel waren, öfnete sich vor uns die erstaunens- und bewunderungswürdigste Aussicht, die wohl je ein sterbliches Auge sah.“

„Die ganze weite vor uns liegende Ebene war überall so dicht mit den prächtigsten Ruinen bedeckt, daß eine an die andere zu stoßen schien, alle waren sehr gut proportionirt, alle im schönsten Geschmack, und von weißen Steinen aufgeführt, die man in der Ferne für weißen Marmor hielt. Wo die Häuser aufhörten, stand der Sonnenstein

nentempel, ein Gebäude, würdig, eine so prächtige Scene zu beschließen."

Von Palmyra reisete Brnce nach Balbec, und bloß aus Neugierde besuchte er Tyrus, wo er denn ein traugiger Zeuge der Wahrheit der Vorhersagungen Hesekiels im 26ten Kapitel im 5ten Verse, war: „daß nemlich Tyrus, die Königin der Nationen, zu einem bloßen Felsen gemacht werden sollte, worauf die Fischer ihre Fischernetze ausspannen."

Von hier ging er nach Sidon, wo selbst er bei vollkommener Gesundheit ankam.

Er fand da Briefe aus Europa vor, die ihm meldeten, daß man ihm die verlangten Instrumente schicken würde, und daß der französische Monarch, Ludwig XV., seiner Militäirakademie zu Marseille befohlen habe, ihm einen beweglichen Quadranten zu senden.

Dieserwegen machte er nunmehr alle Anstalten zu seiner Reise, und am 15ten Jun. 1768 segelte er von Sidon ab; reisete zu Wasser nach Sypern, und von da nach Alexandrien.

Hierauf ging er zu Lande nach Rosette, und im Anfange des Julius kam er in Cairo an. Hier suchte er zu erfahren, wie er am sichersten weiter reisen könne, und segelte von da am 12ten Dec. in einem Schiffe, Canja genannt, ab, welches vom Hintertheil bis zum Vordertheil ungefehr 100 Fuß lang war, zwei Masten, einen Haupt und einen Vordermast, und zwei ungeheure lateinische Segel

hatte, von denen die Länge des Hauptsegels 200 Fuß betrug.

Am 20ten Jänner 1769 kam er nach Siene, und am 16ten Febr. reisete er von Rienne durch die Thebaische Wüste, besuchte die Marmorberge, und kam den 22ten zu Cosseir an.

Während daß man sein Schiff zur Reise ausrüstete, machte er eine Excursion nach dem Smaragdenberge.

Am 3ten Mai traf er in Jodba ein, wo ihm die englischen Officiere im dortigen Hafen sehr viele Höflichkeiten erwiesener, er aber auch zugleich von einem seiner dasigen Verwandten, einem Schottländer, äußerst kalt empfangen wurde.

Den 8ten Jul. verließ er diesen Ort wieder, und am 19ten Jul. ging er im Hafen von Wasuah vor Anker. Hier brachte er in großer Gefahr wegen der Treulosigkeit und Habsucht des Naybe, bis zum 10ten Nov. zu, und reisete sodann, unter Bekämpfung mancherlei Gefahren und Schwierigkeiten, die gewiß einen furchtsamen und weniger entschlossenen Reisenden ganz nutzlos gemacht haben würden, über den Berg Taranta.

Am 25ten Nov. verließ er Diron, und am 6ten Dec. gelangte er nach Adowa, der Hauptstadt von Tigrien.

Den 17ten Jänner 1770 traf er seine Reise wieder an, und am 19ten verließ er Arum.

„Unser Weg, sagt er, war anfanglich ziemlich eben, er führte durch schmale Thäler und Wiesen, wurde nach und nach, jedoch unmerklich, höher,

wir mußten über den Fluß, und wir also nicht hier, wie ich geglaubt hatte, bleiben sollten. Ich that ihnen den Vorschlag, daß sie von der Kuh etwas kaufen mögten, aber meine Leute erwiederten mir, sie hätten schon aus der Unterredung mit ihnen vernommen, daß sie solche nicht zu schlachten gedächten, daß sie ihnen nicht ganz zu gehöre, und daß sie nichts davon verkaufen könnten. Dies erregte meine Neugierde. Ich ließ meine Leute vor ausgehen, blieb aber selbst so lange zurück, bis ich zu meinem Erstaunen sah, daß sie dem Thier zwei Stücken Fleisch, dicker und länger, wie unsere gewöhnlichen Beefsteaks, oben aus der Lende geschnitten hatten. Wie sie solches eigentlich anfügten, kan ich nicht genau sagen; denn ich glaubte nicht anders, als daß die Kuh geschlachtet werden sollte, da ich das Messer zucken sah, und bekümmerte mich wenig um einen solchen Anblick, weil das kein Gegenstand für meine Neugierde war."

"Wie sie es aber auch immer machen mogten, so hatten sie es doch mit vieler Geschicklichkeit verrichtet, beide Stücken Fleisch lagen auf einem ihrer Schilde. Der eine von ihnen hielt das Thier noch immer so lange beim Kopfe, während dem die beiden andern die Wunde wieder verbanden. Auch dieses geschah auf eine besondere Art."

"Sie hatten das Fell, welches das herausgeschnittene Fleisch bedeckte, ganz gelassen, klappten solches wieder über die Wunde, und befesteten es mit zwei

oder mehr Nadeln wieder an einander. Ob sie etwas unter dem Fell in die Wunde legten, weiß ich nicht, sie machten aber an der Seite des Flusses, wo sie sich befanden, ein Pfaster von Leimen, und legten solches auf die Wunde, zwangen das Thier, wieder aufzustehen, und trieben es vor sich her, um eine reichlichere Nahrung davon zu thun, wenn sie etwa gegen Abend ihren Kameraden begegneten."

"Ich konnte nicht umhin, ein solches Mahl zu bewundern, auch sah ich nie eine bequemere Art, wie dieselben sich auf der Reise gleich Mundprovision zu verschaffen. Ich schrieb es natürlicherweise der Nothwendigkeit und der Liebe zur Geschwindigkeit zu. Da nun noch hatte ich keinen Begriff davon, daß solches auch durchs ganze Land bei den Gastmahlen der Seidter, und selbst der Priester, geschieht. In dem gastfreien und menschenfreundlichen Hause von Janni, sah ich dergleichen lebendige Feste nie. Wir hatten da zwar auch rohe Gerichte, aber nichts von einem Thier, das mit dem Blut von ihm genommen war. Erstes fiel uns wie etwas Ungewöhnliches, letzteres aber als etwas Unmenschliches auf."

"Als ich dieses zuerst in England wie eine von den in diesem barbarischen Lande üblichen Gewohnheiten erzählte, sagten mir meine Freunde, daß man's nicht glaube. Ich fragte nach der Ursache, warum man daran zweifle, und sie erwiederten mir, daß sowohl Leute, die nie aus ihrem Lande gekommen, als solche,

solche, die von den Sitten der Welt ganz genau unterrichtet wären — denn sie waren doch wenigstens in Frankreich gewesen — die Sache für unmöglich erklärt hätten, und dieser wegen wäre sie es auch. Sie riefen mir ferner, daß, da dies untrügliche Eute wären, und jeder von ihnen in einer Klasse den Ton angäbe, ich ja diese Schilderung aus meinem Reisejournal ganz weglassen, und bei meinen Lesern dadurch nicht den Gedanken erregen möge, daß ich etwas erzähle, was Leute, die auch gereiset wären, für unmöglich erklärt hätten.“

„Sie führten mir auf die freundlichste Art zu Gemüthe, zu bedenken, wie hart ein gewisser sehr gelehrter und schätzbarer Reisebeschreiber mitgenommen wäre, weil er berichtet, er habe ein Stück Löwenfleisch gegessen, eine Geschichte, deren ich bereits in meiner Einleitung erwähnt habe. Sie sagten mir, daß, da dieser Reisende durch Kenner sich habe überzeugen lassen, daß das Löwenfleisch etwas unmögliches sey, er diese Versicherung ganz wieder zurückgenommen, und nachher nur bloß in seinem Anhang etwas davon berührt, und das wäre das äußerste, was ich auch etwa wagen dürfe.“

„Weit entfernt, mich durch bergleichen kluge Gründe befehlen zu lassen, bestehe ich ein für allemal öffentlich, daß ich sie meiner unwürdig halte. Ich habe keine Sache, von der ich zweifle, daß sie falsch war, wie wahr schildert, aber auch Wahrheiten,

die ich wie solche erkannte, nicht unangeführt gelassen; ersteres wäre Verzug, und letzteres Furchtsamkeit; von beiden aber bin ich gleich weit entfernt, und ich versichere heilig, daß ich niemals die hier erzählte Thatsache, daß nemlich die Abyssinier gewöhnlich lebendiges Fleisch essen, wieder zurücknehmen werde, daß ich selbst mehrere Jahre an diesen eckelhaften und viehischen Mahlzeiten Theil genommen; ja, ich bin im Oegentheil versichert, daß, wenn man sich die Zeit nime, mein Werk ganz zu Ende zu lesen, nur sehr wenige seyn werden, wenn sie anders Redlichkeit genug besitzen, es zu gestehen, die sich nicht schämen werden, daß sie daran gezweifelt haben.“

Den 22ten kam Herr Bruce zu Sire an, und setzte seine Reise, unter großen Gefahren, so wohl von wilden Thieren, als Feinden mancherlei Art, weiter fort. Den 15ten Febr. traf er zu Gondar ein, der ehemaligen Hauptstadt von Abyssinien.

Wie Beispiele der Schrecknisse dieser Reise wollen wir nur folgendes ausheben: „Die Hyänen, sagt unser Auktor, fraßen uns in dieser Nacht unser bestes Maulthier auf. Sie sind hier in großer Menge, und so auch die Löwen; das Geheul und Brüllen der letztern in dem unserm Zelte zunächst gelegenen Walde beunruhigte unser Vieh gar sehr, so, daß es für Angst überall nichts fraß.“

„Ich verlängerte meine Zeltlinien, und band das Vieh zwischen selbige.

W m m m 3

Die

Die weiße Farbe der Linien, und weil solche der Wind beständig bewegte, schreckte die Löwen ab, uns näher zu kommen."

"Ich hatte mir von Jani zwei kleine eiserne Glocken verschafft, wie man sie den Maulthieren anzuhängen pflegt. Diese band ich an die Sturmlinien des Zeltes, und wahrscheinlich trug wohl das Geläute derselben das meiste dazu bei, daß diese reißenden, dabei aber auch sehr vorsichtigen Thiere, unser Vieh verschonten; auf der andern Seite aber ängstigte auch ihr Lärm, und vielleicht auch ihr Geruch, unsere Maulthiere so sehr, daß sie den andern Morgen mit Schweisse ganz bedeckt waren, nicht anders, als hätte sie eine weite Reise gemacht."

"Die wachende Hyäne ist so furchtsam nicht. In der Nacht auf den 3ten Jan. erlegte ich eine, und den 2ten Febr. schoss ich nach einer andern, und zwar so nahe, daß ich nicht zweifelte, sie getödtet zu haben. Entweder waren mir die Kugeln aus dem Gewehre gefallen, oder ich hatte nicht getroffen, denn sie erhob auf den ersten Schuß eine Art von Gebelle, und sprang plötzlich, als wenn sie nichts bekommen hätte, auf mich ein. Der zweite Schuß traf jedoch, und streckte sie tod zu Boden. Nasine und seine Leute tödteten eine andere mit der Pike; und diese Thiere waren so dreist, daß sie wie Hunde, oder andere Hausthiere, um uns herumgingen."

"Weit mehr beunruhigte uns auch noch ein kleineres Thier, nemlich eine

große schwarze Ameise, nicht völlig einen Zoll lang, die aus dem Boden hervorkroch, und unsere Fußdecken, das Linnen an unserm Zelte, Deut und Sacke, und alles was sie sonst vorfand, zerfraß. Zu Angari sahen wir sie zuerst in großer Menge, hier aber waren sie ganz unerträglich. Ihr Biß verursacht eine starke Entzündung, und ist schmerzhafter, wie der Biß eines Skorpions; man nennt sie Gundan."

Von den Hyänen fährt Herr Bruce noch etwas an, das die Gefährlichkeit dieser Thiere beweiset. "Die lebendigen, sagt er, hatten die todtten Körper ihrer Gefehrten, die wir ziemlich weit von uns wegschleppten, gegen den Morgen fast gänzlich verzehrt."

"Uebrigens ist die Hyäne dieses Landes von ganz anderer Art, als die, welche ich in Europa sah, und die man aus Asien oder Amerika gebracht hatte."

Als Herr Bruce zu Gondar ankam, waren der König und sein Premierminister abwesend. Verschiedene von der königlichen Familie lagen damals gefährlich krank. Er wurde mit dem glücklichsten Erfolge wie Arzt gebraucht, und hierdurch zog er die regierende Macht in sein Interesse, welches ihm hernachmals Schutz und Sicherheit verschaffte. Seiner persönlichen Sicherheit halber wurde er zum Baalomaal und zum Befehlshaber der Korob-Keuretei ernannt. Die einzigen erregte solches Eifersucht, bei andern hingegen Rache. Indessen

fand er an der Gemalin des Ras seine Beschützerin, und in kurzem wurde er Gouverneur von Ras el Feel, welches Gouvernement er aber Nafine, der ihn nach Abyssinien begleitet hatte, übertrug.

Am 4ten April 1770 reifete er nach Enfras, woselbst er Tages darauf eintraf. Hier blieb er bis zum 13ten Mai, und begab sich zum Könige, der ich daselbst aufhielt, um einen Aufbruch zu stillen.

Er begleitete den König während einer Expedition in einem Gemüthsustande, der ihn wenig Vergnügen von seinen Reisen erwarten ließ.

Er schildert einstimals seine damalige Lage in folgendem Ausdrücke:

„Seit meiner Uebersahrt über den Nil fand ich mich mehr, denn gewöhnlich, niedergedrückt. Meine Lebenskräfte waren beinahe bis zur Muthlosigkeit herabgesunken, und doch war nie während dieser ganzen Periode nichts begegnet, was ich nicht vorher erwartet hatte. Auch des Nachts im Bette verließ mich mein Muth nicht.“

„Meine Raschheit und Unvorsichtigkeit, wodurch ich mich, ohne es nöthig zu haben, in so mancherlei Gefahren verwickelt; die wenige Hoffnung, mich jemals wieder aus selbigen herausziehen zu können, oder, denn ich gar mein Leben darin verlor, eine Nachricht von meinem Tode an meine Freunde in meinem Vaterlande gelangen zu lassen; die große und unvernünftige Berwegenheit, wel-

che mich verleitet hatte, zu glauben, daß, nachdem schon so viele diese Reise gewagt, keiner aber mit glücklichem Erfolge, ich der einzige seyn würde, dem sie gelingen müsse; alle diese Betrachtungen wirkten auf mein erschlafenes, niedergeschlagenes und halb schläfriges Gemüth, und füllten meine Einbildungskraft mit den fürchterlichsten Schreckbildern an. Ungebuldig darüber, diese Lage noch länger zu ertragen, sprang ich denn von meinem Bette auf, und ging vor das Zelt, wo die frische Luft meine vorige Lebhaftigkeit und meinen Muth wieder herstellte.“

„Alles um mich herum war still, und in einer gewissen Entfernung sah ich verschiedene helle Feuer brennen, jedoch mehr niedriger, und mehr zur rechten, als ich erwartete, welches mich glaubend machte, daß ich mich in der Lage von Karcagna geirret habe. Es war den 15ten, Morgens umgesehr gegen vier Uhr. Ich weckte meine Reisegefährten auf, die fest schliefen.“

Nach verschiedenen drohenden, aber glücklich entgangenen Gefahren, kehrte Bruce mit der Armee wieder nach Gondar zurück, in seinen Hoffnungen betrogen, die Quelle des Nils zu erreichen, und ohne weiter etwas anders, als ein heftiges kaltes Fieber davon zu tragen.

Sein eifriges Verlangen, die Nilquellen zu sehen, trieb ihn bald nachher an, den König um das Dorf Geesh und die Erlaubniß zu bitten, solches besuchen zu dürfen.

Der

Der König erwiderte: Tell Fast, „ich verleihe das Dorf Geesh und seine Quellen, für welche Yagoube (so nannte man den Hrn. Bruce) so sehr eingenommen ist, ihm und seinen Nachkommen zu ewigen Zeiten; sie sollen im Defra nie unter eines andern Namen aufgeführt, ihm nie wieder genommen, und so wenig im Kriege als Frieden jemals wieder ausgeliefert werden.“

Den 28ten October reiste er wieder von Gondar ab, und den 4ten November erreichte er den Ort, den er zu sehen so sehnlich gewünscht hatte.

„Was ich in diesem Augenblick empfand, (sagt er) läßt sich besser fühlen, als beschreiben. — Nun war ich an dem Orte, an welchem seit beinahe drei tausend Jahren das Genie, der Fleiß, der Forschungsgeist der Alten und der Neuern gescheitert waren. Könige hatten es an der Spitze ganzer Armeen versucht, diese Entdeckung zu machen, und jede dieser Expeditionen zeichnete sich von der andern bloß durch die größere oder geringere Anzahl von Menschen aus, die dabei umkamen, und glichen sich allein in der sehlgeschlagenen Hoffnung, die eine wie die andere, ohne Ausnahme traf. Ruhm, Reichthümer und Ehrenstellen wurden eine Reihe von Menschenaltern hindurch einem jeden von den Myriaden unter den Befehlen dieser Prinzen aus-

gesteht, aber Niemand fand sich, der fähig war, die Neugierde seines Landesherrn zu befriedigen, oder diesen Fleiß von der Unternehmung und den Geschicklichkeiten des Menschengeschlechtes wegzulöschen, oder diese Lücke in der Erdbeschreibung zu ergänzen.“

„Ein bloßer Privatbritte triumphirte nun hier in meinen Gedanken über Könige und ihre Armeen; und jede Vergleichung brachte mich immer näher und näher an Uebermuth, als selbst der Platz, worauf ich stand, der Gegenstand meines eiteln Ruhms, mir so etwas an die Hand gab, das meinen kurz dauernden Triumph ein Ende machte.“

„Erst seit wenigen Minuten war ich unter namenlosen Gefahren und Mühseligkeiten, denen ich nothwendig hätte unterliegen müssen, wenn mich die gütige Vorsehung nicht in ihren beständigen Schuß genommen hätte, hier angekommen; hatte meine Reise erst halb gemacht, und alle bereits ausgestandenen Gefahren mußte ich wieder bei meiner Rückreise erwarten. Ich fand, daß eine Muthlosigkeit sich meiner bemächtigen wollte, und die Lorbeerkrone mit ihrem Saft vergiftete, die ich mir zu rasch gesunden hatte. Deswegen beschloß ich, mich zu zerstreuen, bis ich, bei gütlicher Ueberlegung, ihren Fortgang besiegen konnte.“

Die Fortsetzung folgt künftig.

Hannoverisches Magazin.

82tes Stüd.

Montag, den 11ten October 1790.

Fortsetzung der Nachricht von den Reisen, -die James Bruce, Esq., zu Entdeckung der Nilquellen in den Jahren 1768 bis 1773 angestellet hat.

(Siehe das 81te Stüd.)

Da dieser Ort der große Gegenstand von des Auktors Reise ist, so wollen wir dessen Beschreibung mit seinen eignen Worten versehen.

„Obgleich Geesß von diesen (nemlich von den Quellen, woraus der Nil entspringt, nicht weiter als sechs hundert Yards *) entfernt liegt, so steht es doch bei den Nilquellen nicht.“

„Das Land, welches mit den Quellen in der nemlichen Ebene liegt, wird durch einen Felsen, ungefehr 300 Yards tief, in die Plaine von Affoa hinein, eingegränzt, welches flache Land in dem nemlichen untersten Grade der Erhöhung fort geht, bis es etwa 17 englische Meilen südwärts den Nil wieder erreicht, nachdem er die Provinzen Bosam und Damot umflossen hat.“

„Der Fels scheint absichtlich mit verschiedenen Absätzen oder Stufen versehen zu seyn. Auf jedem Absatz stehen mehrere Häuser, selten jedoch über 8 bis 10 an der Zahl, einige oben, einige unten, einige neben einander; doch nehmen alle zwei Drittel von der Mitte des Felsen ein, das heißt, keines davon liegt dem Gipfel des Felsen näher, und keines niedriger nach der Ebene von Affoa zu, sondern dieses ist die gleich weite Entfernung von beiden.“

„Man hat aus Furcht vor den Galla: Völkern, die oft Einfälle in diesen Theil von Abyssinien gewagt, und einige Stämme der Agows ganz ausgerottet haben, diese Lage gewählt.“

„In der Mitte des Felsen, in gerader nördlicher Richtung gegen die Quellen, ist eine entseßlich große Höle, ob

*) Eine englische Yard hält drei volle englische Schuh, oder 4050 Theile vom vorherigen Zoll, oder drei calenbergische Schuh, oder 1½ hannoversche Ellen.

ob durch Kunst gemacht, oder von der Natur so gebildet, kan ich nicht bestimmen; in selbiger sind viele krumme Gänge, so, daß es für einen Fremden äußerst schwer ist, sich wieder heraus zu finden. Es ist ein natürliches Labyrinth, groß genug, die Bewohner des Dorfes nebst ihrem Vieh in sich zu fassen; noch sind zwei oder drei kleinere Hölen außer dieser da, die ich aber nicht gesehen habe. Aus der grossen holte ich mir an mehreren Tagen müde Beute. Ich suchte, so tief wie möglich, nordwärts in selbige hinein zu gehen, allein, ich war kaum etwas über 100 Yards vorwärts gekommen, als mein Licht von der dicken und feuchten Luft auslöschen wolte, auch waren außerdem meine Führer gar nicht geneigt, meine Neugierde weiter zu befriedigen; sie versicherten mich, am Ende der Höle wäre nichts merkwürdigers, als was ich bereits gesehen hätte, und ich glaube auch, daß sich's so verhielt."

„Aus dem unten am Felsen in der Ebene südlich liegenden Assoa, hat derselbe ein überaus markisches Ansehen. Theile von Häusern scheinen allenthalben, wo man steht, zwischen den Büschen, womit der Felsen bedeckt ist, herdurch; undurchdringliche Dornen verbergen dem Gesichte den Eingang der oben erwähnten Hölen; so wenig von oben als unten ist eine andere Communication mit den Häusern, als durch krumme Fußpfade, welche durch die Dornbüsche sehr schwer zu finden sind, denn alle scheinen mit

der größten Wildniß, als einem Theil ihrer Verteidigung, überwachsen zu seyn; hohe und dicke Büsche (welche Dornarten) erheben sich über der Oberfläche des Felsen, und scheinen gleichsam da zu stehen, um die Bewohner vor dem Herunterfallen ins Thal zu schützen; sie sind alle, je nach seiner Jahreszeit, mit Blüthen von verschiedener Art und Farbe bedeckt, und so auch das Buschwerk unten am Felsen; in Abyssinien trägt jeder Dorn die schönste Blüthe, ein kleiner Ersatz für das Uebel, welches sie verursachen."

„Von der Seite des Felsen von Geesh, da, wo das Dorf liegt, und zwar über demselben, geht der Weg gerade nach Norden zu allmählig herab, und fährt an das Ufer eines dreieckigten Morastes, über 86 Yards breit, in gerader Linie mit den Dornen, und 286 Yards 2 Fuß von dem äußersten Ende des Felsen, oberhalb der Wohnung des Priesters des Gottes, bei dem ich mich aufhielt. Dieser Morast von dreieckiger Gestalt, vorausgesetzt, daß man ihn wie ein rechtwinkliges Dreieck annimmt, ist 196 Yards lang, so lang war er wenigstens den 6ten Nov. 1770; jedoch ohne aber variirt solches, so wie bei allen Morästen bei trockener oder regnigter Jahreszeit."

„Ich setze zum voraus, daß die Länge von der nördlichen Seite des Morastes betrachtet werde, und unmittelbar vom Ufer ab, erhebt sich der Boden und bildet einen runden, nicht

mäßig 100 Yards hohen Hügel, auf dessen Gipfel die Kirche des heiligen Michael Geseß steht. Ich habe die Entfernung zwar nicht gemessen, glaube aber doch, daß die Kirche nicht viel weniger als 500 Yards von der mit diesen Quellen entfernt liegt."

„Gegen Morgen wird der Boden auch nach und nach, jedoch merklich niedriger von dem großen Dorfe Sacala, wovon dieses Gebiet seinen Namen hat; es liegt 6 Meilen von der Quelle, scheint dem Auge aber keine Meilen davon entfernt seyn."

„Ich will annehmen, die Spitze des Triangels, die aus der Hypothense und der Perpendicularlinie besteht, weise, gleich einer Compagnon, auf Sacala, und die Linie der Hypothense stelle die Südseite des Morastes bei dem Dorfe Geseß vor. Die Basis, oder die Linie, welche das westliche Ende der Hypothense verbindet, und den rechten Winkel mit der andern Seite bildet, nehme ich an, sey das Ufer des Morastes am Fuße des Berges Geseß, von dieser westlichen Seite erhebet sich ein schöner Berg, der mit keinem andern Berge zusammenhängt, und seiner schönen und regulären Form wegen einer Pyramide gleicht. Von unten gemessen, ist er ungefähr 4870 Fuß hoch; und bis etwa auf die Hälfte desselben ist der Ausgang schräg und sehr bequem. Die Basis ist sehr breit, und er wird nachgehends ungemein steil; alles aber ist mit guter Erde be-

deckt, worauf Gras und Ake, mit Gelbblumen untermischt, wächst."

„Auf dem Felsen, in der Mitte dieser Ebene, warfen sonst die Agows die Knochen ihrer zum Opfer geschlachteten Thiere auf Haufen, legten Holzschelte darunter, und zündeten sodann die Haufen an. Dieses geschieht jetzt nicht mehr, oder vielmehr, es geschieht jetzt auf einem andern Platze, nahe bei der Kirche, weil man ihnen gegenwärtig die völlige Ausübung ihrer abgöttischen Gebräuche, sowohl unter Fasil, als Michael, verstatet hat."

„In der Mitte des Morastes (nämlich ungefähr 40 Yards von jeder Seite desselben) und etwas weniger von dem Fuße des Berges Geseß, erhebet sich ein kleiner zirkelförmiger Hügel, ungefähr drei Fuß über der Oberfläche des Morastes, der jedoch tiefer in selbigen hinein zu gehen scheint; er hält nicht völlig 12 Fuß im Durchmesser, und ist mit einem nicht gar tiefen Graben umgeben, der das Wasser abwärts ableitet. Der Hügel ist von Soden, oder Rasen gemacht; fest verwahrt, wird beständig in gutem Stande erhalten, und ist der Altar, worauf sie alle ihre gottesdienstlichen Handlungen verrichten. In der Mitte dieses Altars ist eine Andeutung auffallend, durch Menschenhände gemacht, oder doch erweiterte. Sie wird von Gras, oder vielmehr von Wasserpflanzen rein gehalten, und das Wasser darin ist ganz rein und klar, man bewahrt aber auf dessen Oberfläche überall keine schmutzige D

N u n n 2

we

wegung. Dieser Mund, oder Oefnung der Quelle, hält an einigen Stellen drei Fuß weniger einen Zoll im Durchmesser, und am 5ten Noorimb. stand das Wasser zwei Zoll unter dem Rande desselben, auch stieg und fiel es während der ganzen Zeit meines Aufenthaltes zu Geseß nicht, ob wir gleich viel davon gebrauchten."

„Ich steckte den Schaft meiner Lanze 6 Fuß 4 Zoll tief in selbiges hinein, fand sehr schwachen Widerstand, wie etwa von weichem Schilf oder Grase, und ungefehr sechs Zoll tiefer fühlte ich, daß meine Lanze auf weiche Erde stieß, jedoch ohne Steine oder Grand; eben dieses bestätigten auch meine weitem Versuche, welche ich den 9ten mit einem mit Seife beschmirten Sentblei anstellte; unten an das Blei hatte sich blos schwarze Erde angefeßt, eben solche Erde, als woraus der Morast selbst, und dessen Ufer besteht."

„Zehn Fuß weit von dieser ersten Quelle, ein wenig nach Westen von Säden, ist die zweite, etwa elf Zoll im Durchmesser haltend; diese aber ist acht Fuß und drei Zoll tief; und ungefehr in einer Entfernung von 20 Fuß von der ersten, nach S. S. W. liegt die dritte Quelle. Ihre Oefnung ist etwas über zwei Fuß weit, und ihre Tiefe beträgt fünf Fuß acht Zoll. Diese beiden letzten Quellen liegen in der Mitte der kleinen Altäre, welche eben so, wie der erste, von festem Boden oder Kafen gemacht sind, jeder aber nur drei Fuß im Durchmesser hält,

und einen Fuß höherer, wie der erste ist. Der Altar bei dieser dritten Quelle schien von dem Wasser schon etwas weggespült zu seyn, das in bei den Quellen bis oben an den Rand reichte; an dem Fuß beider Altäre entdeckte ich einen klaren schnell fließenden Bach. Sie vereinigten sich, flossen mit dem Wasser in dem Graben des ersten Altars zusammen, und strömten denn grade, wie ich vermuthe, bei der Spitze des Triangels, westwärts, in einer solchen Menge hervor, die eine Röhre von ungefehr zwei Zoll im Durchmesser angefüllt haben würde."

„Das Wasser der Nilquellen ist sehr leicht und gut, und ohne allen Geschmack; es war damals außerordentlich kalt, ob es gleich von der Mittagssonne ganz freit beschienen wurde, da ihm keine Bäume oder Gebüsche näher stehen, als die auf dem Felsen von Geseß auf der Südseite, und die, welche St. Michael Geseß auf der Nordseite umgeben, welche nach afrikanischer Gewohnheit, gleich andern Kirchen, mitten zwischen Bäumen erbauet ist."

Herr Bruce sagt weiter hin: „Ich in diesem Augenblicke, fand ich mich in dem Besiz desjenigen, was seit mehreren Jahren das höchste Ziel meines Ehrgeizes und meiner Wünsche gewesen war."

„Gleichgültigkeit, welche wegen der gewöhnlichen Schwäche unserer menschlichen Natur auf den vollkommenen Genuß, wenigstens auf eine Zeitlang, zu folgen pflegt, sollte sich auch

auch bei mir ein. Ich fing an, den Morast und die Quellen mit den Quellen mancher unserer Flüsse zu vergleichen, und nunmehr waren sie ein sehr fleislicher Gegenstand in meinen Augen. Ich erinnerte mich jener prächtigen Scenen in meinem Vaterlande, wo der Tweed, Elyde und Annan in einem Hügel entspringen; drei Flüsse, die, wie ich jetzt überzeugt war, an Schönheit dem Nil nichts nachgaben, ihm aber, wegen der Kultur der Ländereien, durch welche sie fließen, noch weit vorzuziehen sind; noch mehr aber wegen der Tugenden und guten Eigenschaften ihrer Bewohner, und wegen der schönen Heerden, die friedlich zusammen weiden, ohne Gewaltthätigkeiten von Menschen oder Raubthieren zu befürchten. Ich habe die Rheinquelle und die Quelle der Rhone,

auch die noch prächtigere Quelle der Saone gesehen. In meinem Unmuth hielt ich die Erforschung der Nilquellen für die Anstrengung einer kranken Einbildungskraft."

„Traurigkeit und Misvergnügen überfiel mich nun wie ein reißender Strom. Abgespannt, und durch unruhigen unterbrochenen Schlaf gar nicht erquickt, erhob ich mich in Todesangst von meinem Bette, ging vor das Zelt; alles um mich her war stille, der Nil, an dessen Haupte ich stand, war unvermögend, meinen Schlummer zu vermehren, oder mich daraus zu erwecken, aber die Kühle und Festerkeit der Nacht stärkte meine Nerven, und vertrieb diese Schreckbilder, die mich in meinem Bette geplagt und gemartert hatten.

Der Schluß folgt künftig.

Beiträge zur Geschichte der Blinden, und des Gebrauchs ihrer übrigen Sinnen, besonders auch ihrer Stellung.

In dem göttingischen Taschenkalender der 1788, und dem hannoverschen Magazin St. 9. sind merkwürdige Beobachtungen mitgetheilt, die es sehr wahrscheinlich machen, daß die Blinden den Verlust ihres Gesichts durch andere Sinnen sich zu ersetzen suchen, und indem sie darnach streben, dem Kopf eine Stellung geben, wobei es scheint, als wenn sie mit der Nase spüren wolten.

Hier in Anspach lebte vor etwa 20 Jahren ein Tischler, der in seinen letzten Jahren stockblind geworden war. Seinen Namen habe ich nicht behalten *), ich habe ihn aber fast täglich gesehen, auch öfters in seiner Werkstatt besucht. Man nannte ihn gemein den blinden Schreiner. Er war so fromm, daß er täglich auf einem weiten Wege aus der Vorstadt die Stadtkirche besuchte, wohin ihn

N u n 3

seine

*) Nach eingezogener Erkundigung war sein Name: Stamminger.

seine Nagel begleitete, mit welcher er zuletzt sich trauen ließ. Sie führte ihn nicht an der Hand, sondern ging dicht neben ihm; nur wenn er sich wenden sollte, leitete sie ihn, jedoch sehr unmerklich. Er sagte mir und andern öfters, daß er diejenigen Geistlichen, die sonst keine sehr vernehmliche Stimme hatten, deutlich vernahm, und von ihren Reden fast kein Wort verliere, welches mich auf den bekanten Satz erinnert, daß ein Sinn den andern unterbrechen und schwächen kan. Er trug sein graues Haupt auch sehr aufrecht, wenn er über die Straße ging. Für Fremde war er eine Merkwürdigkeit; er hatte daher viele Besuche in seiner Werkstätte, in welcher er kleine Commoden von einem halben oder ganzen Fuß hoch und breit verfertigte, die bunt sournirt und worin die Schubläschen so passend waren, daß, wenn man eine herauszog, und wieder zurückschob, eine andere dagegen etwas herausgedrückt wurde. Wenn ein Fremder eintrat, das merkte er sogleich, wie er versicherte, am Geruch; er bat aber alsbald, ihm ja von seinen an der Wand geordneten Merkzeichen nichts zu verrücken. Mit der Laubsäge schnitt er keine Blumen oder andere sehr zusammengesetzte, sondern nureinfache Figuren von Ovalen, Quadraten, Triangeln, Sternen, Strahlen, &c. Er hieb zwar die Hölzer, die er schneiden wolte, um die Figuren zu wählen, oder hielt sie vielmehr nur an die Nase; er schnuffelte aber

damit nicht; er versicherte auch, daß er dem Geruch allein nicht traue, sondern durch das Gefühl der Finger die Farben eben wohl unterscheiden könne, besonders die rothen Hölzer. Er hat ein sehr feines Gehör; trug keine Vorhänge, sondern die Ohren offen und steif, gleichsam hörend.

Weil nun, um beide Ohren zu spitzen und zu hören, eine Aufstichung des Hauptes nöthig ist; so dürfte wohl die Frage entstehen: ob die, auf rechte Stellung des Kopfes nicht eben sowohl der Tendenz zu hören, als der, zu sehen, zuzuschreiben wäre?

Einen andern merkwürdigen Blinden kannte ich in den Jahren 1741 u. f. zu Erenlingen, einer Ausspatschen Landstadt an der Tauber.

Es war ein armer Knabe von 11 bis 15 Jahren, der in den Jahren im vierten oder fünften Jahre das Gesicht völlig verloren, auch nicht einmal einen Schein mehr hatte. Sein Vater war ein Pferdehirte, dem öfters hüten half, wobei er lernte, auf dem Pferde zu sitzen. Das geschah besonders erst von der Zeit an, da er das Gesicht verloren hatte; da nahm ihn der Vater immer mit sich, und brachte es mit ihm so weit, daß er selbst auf Pferde von mittler Größe sich hinauf schwingen konnte. Immer, wenn die Pferde von der Weide eingetrieben wurden, saß er auf einem, wußte auch damit in der Stadt in jede Straße, öfters in vollem Galoppe, zu kommen, in welche er wollte. Er lag im Sommer bei den Pferden auf

auf der Weide mit dem Ohr an der Erde, und kannte, wie er sagte, alle Pferde am Tritte; wenn eines oder das andere sich verlaufen wolte, das merkte er augenblicklich; er sprang auf, verfolgte es, seßte es auch nie, und schwang sich hinaus. Ich fragte ihn mehrmals, woran er sich merke, daß ihm eine andere Gasse bevorstehe? Er antwortete, daß die Pferde selbst den Weg wüßten, seßte aber noch hinzu, daß er auch die breiten und engen Straßen durch den Wind und die Luft unterscheiden könne, die ihm entgegen kommen, und die er aus ihrer breiten Gasse stärker im Gesicht und in der Nase empfinde, als aus ihrer engen.

Außerdem ließ er sich auch zuweilen in dem Gasthöfen gebrauchen, um allerlei aus den Krambuden der Stadt zu holen; die Buden wußte er leicht zu finden; und an einigen Häusern, besonders Eckhäusern, hatte er besondere Merkmale an der Mauer, die er mit der Hand befühlte. Er war dabei immer munter und schallhaft. Im Reiten und Gehen — laufen, ob ich ihn jedoch nie — hielt er zwar den Kopf sehr aufrecht, aber wahrheitlich eben sowohl, um zu hören, als um den Zug der Luft durch die Nase zu empfinden.

Also Hogarths Stellung der Nase des Blinden kan zwar sehr naß und wahr seyn; aber es folgt nicht daraus, daß es die beständige Stellung des Blinden sey.

Weil mit der Nase sowohl nach der Höhe, als nach der Tiefe, geschnußelt werden kan, wie bei den verschiednen Arten der Spärhunde zu bemerken ist, die sowohl Trüffeln unter der Erde und Wild auf der Erde, als Vögel auf den Bäumen mit der Nase auswittern können, so kan ja auch wohl der Blinde, wenn er aus dem Geräusch oder dem Gefühle der Füße niedrige Gegenstände um sich her bemerkt; nicht nur seiner Nase, sondern auch den Ohren, eine mehr nach der Erde gerichtete Wendung geben, folglich zu diesem Ende den Kopf mehr niedrig als hoch tragen; welches aber freilich nur so lange dauern mögte, bis er der Sache, so weit als möglich, gewiß wäre, da er dann den Kopf wieder in die vorige Richtung brächte, die ihm schon mechanisch geworden wäre. Allein, alle Menschen haben doch von Natur mehr Neigung, den Kopf gebeugt als aufrecht zu tragen; davon sind die Exercitmeister der Soldaten am besten überzeugt; mirhin kan auch ein Blinder, der es erst bei gestandenen Jahren geworden, gewohnt seyn, seinen Kopf und seine Nase mehr nach der Erde, als nach dem Himmel gerichtet, zu tragen.

Ob daher die Neigung, durch den Geruch dem Mangel des Gesichtes zu helfen, die wahre wirkende Ursache von der hohen Stellung der Nase sey, und nicht entweder eine angenehme stikende Empfindung bei der stärkern Einschnaubung der freien Luft durch die Nasenlöcher, oder eine beständige

Bemerkung

Bemühung, die Augen mehr aufzusperren, um dadurch doch wo möglich einiges schwaches Licht zu erhalten, wobei nothwendig zugleich die Nase in die Höhe gerichtet wird? das möchte wohl noch einige nähere Erörterung verdienen, zum wenigsten für diejenigen, welche an der gemeinschaftlichen und sich unter einander aus-
hülfsweise nachgeordneten Verbindung aller Nerven, folglich auch der Seh- und Riechnerven, noch Zweifel haben, und also nicht zugeben, daß der Blindgewordene besser rieche, schmecke, höre und fühle, als vorher, und so auch der Taubgewordene besser sehe, rieche, schmecke und fühle;

H.

denn, im Grunde sind alle Sinnen, so sagen sie, nichts als Nervengefühl. Wenn nun entweder der Nervensaft, oder das materielle Principium der Fühlung, sich so verändern, daß es in die Seh- oder Gehörorganen nicht mehr wirken kan, oder die Organe sich so verändern, daß der Nervensaft nicht mehr eindringen kan; so hat in jenem Falle der veränderte Nervensaft in sich die Kraft nicht mehr, in ein Organ stärker als in ein andern zu dringen, und in diesem Falle verlieren er seine Empfindlichkeit gegen das veränderte unwirksame Organ, und werde eben damit respectiv auch unwirksam.

P. Reisinger.

In dem 10ten Stück dieses Magazins von d. J. wird als ein Mittel wider die Erbsflöhe, die am Früh- und Mittelflachse großen Schaden verursacht, angeführt: daß man das ganze Stück Land mit dem feinen Sande überstreuet, welchen die Leine hie und da an ihren Ufern auswirft, dabei aber der Wunsch (in der Anmerkung) gedauert, daß, da dieses Mittel an so wenigen Orten zu haben, mithin nicht allgemein anwendbar sey, die Bekanntmachung eines anderweiten zuverlässigen Mittels gegen dies verheerende Insekt eine wahre Wohlthat seyn würde.

Ich habe seit vielen Jahren dies als ein untrügliches und nie fehlendes Mit-

tel wider die Erbsflöhe gebraucht, und nie weder den Saamen, noch die jungen aufgehenden Pflanzen im geringsten verlegt gefunden, wenn es gehörig angewandt worden: man bestreue das Land nach ausgeworfenem Saamen, früh Morgens, wenn der Thau noch auf dem Lande liegt, mit Torfasche; und dauert die Dürre fort, so wiederhole man dieses Mittel nach einiger Zeit. Man wird keine Spur von Erbsflöhen weiter bemerken. Sollte in einigen Gegenden keine Torfasche zu haben seyn, so wird auch Holzasche diesen selben Dienste thun; nur, daß sie diesem Aufwande zu kostbar ist.

M.

K.

Sannoverisches Magazin.

83^{tes} Stüd.

Freitag, den 15^{ten} October 1790.

Etwas über Malerei.

Stallen hat vielleicht mehr Geld aus Deutschland durch seine Malereien, als durch den Absatzhandel gezogen. Die Engländer und Franzosen haben ihnen zwar diesen Handel ziemlich gelegt, aber eben dadurch in Deutschland nur die Con-tribution vermehrt.

Nie wolte es den Deutschen gelingen, diesen Nationen darin gleich zu kommen, oder sie zu übertreffen, welches in der That bei ihrer großen Geschäftigkeit in der Aufklärung, zu verwundern ist, da sie doch stets dazu, wie zur Musik, und manchen andern Künsten, die brauchbarsten Subjekte lieferten, und keine eigenthümlich einheimische Landesprodukte erforderten, ihren Flor zu befördern, oder zu hemmen. Natürlicher Weise muß also wohl die Ursache hiervon in der Vernachlässigung der dazu nothwendig erforderlichen Mittel liegen.

Nach dem Urtheile aller wahren Kenner, ist die richtige Anwendung der Perspektive das vorzüglichste Hilfsmittel, gute Malereien hervorzubrin-

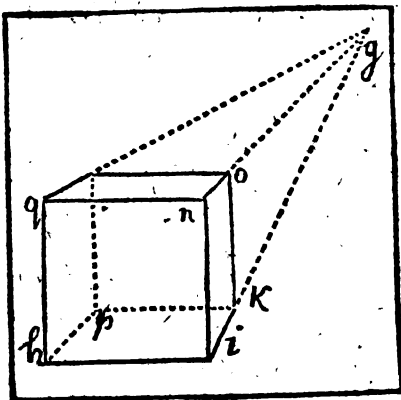
gen; denn alle bezeugen die mathematische Wahrheit, daß alle Gemälde, welche perspectivisch richtig, gut; und die dieses nicht, schlecht sind.

Daß aber die richtige Anwendung dieser Wissenschaft in Deutschland größtentheils wirklich mangelt, erhellt schon zum Theil daraus, daß sich oft berühmte Kenner über vollendete Gemälde, welche sogar reguläre Objekte in ihrer Darstellung haben, noch erst streiten, ob solche perspectivisch richtig sind, oder nicht; und daß solcher Streit fast immer unentschieden bleibt: da doch Dinge, welche so leicht mathematisch bewiesen werden können, als die Richtig- oder Unrichtigkeit solcher Gemälde außer allem Zweifel seyn sollten.

Vielen Lesern dieser Blätter mag vielleicht ein Exempel, wie ein solcher Beweis gegeben wird, nicht ganz unwillkommen seyn.

Gesezt also, es befindet sich auf einem solchen Gemälde ein cubischer Körper abgebildet, welcher nach allen Regeln einer vernünftigen Enrythmie
D o o o
ein

ein reguläres Quadrat $h i k p$, (siehe die beigebrückte Figur) oder auch ein mit



bestimmt angegebenen Seitenverhältnissen versehenes Oblongum nothwendig zur Grundfläche haben muß.

Dieser wäre so gezeichnet, daß einige Linien desselben, wie $h i$ und $q n$ horizontal, oder welches einerlei, mit dem Horizonte des Bildes parallel wären, alsdenn sind solche Linien parallele Projectionen mit ihren Objectivlinien.

Von allen übrigen horizontalen Objectivlinien, welche mit diesen Objectivlinien am Objecte, oder Urbilde, rechte Winkel bilden, müssen nach den Regeln der Perspektive die Projectionen so auf dem Bilde erscheinen, daß sie sich, wenn sie verlängert werden, sämmtlich im Augenpunkte versammeln.

Solche zwei Projectionenlinien sind $n o$ und $i k$, welche verlängert, sich in dem Punkte g schneiden, und dadurch den wahren Augenpunkt des Bildes in g anzeigeln müssen.

Findet sich dieser Punkt g nun auf derselben Stelle, wo ihn der Maler vorher angiebt, so wird dadurch die Richtigkeit des Bildes wahrscheinlich. findet er sich aber auf einer andern, so ist die Unrichtigkeit der Perspektive damit schon erwiesen.

Wenn man durch diesen gefundenen Augenpunkt g eine horizontale, und eine perpendiculaire Linie zöge, so würde ein Kreuz entstehen; ferner aus demselben Punkte g eine Schnur, welche mit den vier Flügeln dieses Kreuzes, und zwar mit jedem Flügel besond'ers, eine rechtwinklichte Achse bildet, so muß sich in dieser Achse der wahre Standpunkt befinden, dessen Entfernung vom Bilde auf folgende Art gefunden wird.

Man messe die Projectionenlinien $h i$, welche wir a nennen wollen, $i k$, welche b heißen mag, und $i g$ bezeichne man mit c , so wird die Entfernung des Standpunktes vom Bilde, welche x heißt, durch folgende Proportion gefunden:

$$b : a = c : x \mp a \text{ dann ist}$$

$$\frac{a c}{b} = x \mp a \text{ und}$$

$$\therefore (x \mp a) - a = x,$$

Ist nun dieses für x gefunden, so ist gleich dem Maße, welches der Maler für den Standpunkt seines Bildes angegeben, und es hat nach dem vorübergehenden auch mit dem Augenpunkte seine Richtigkeit, so ist dieser Theil des Bildes richtig. Findet man durch mehrere solcher Proben immer denselben

denselben Augenpunkt und denselben Standpunkt, so wird man dadurch von der Richtigkeit der Perspektive mehr und mehr versichert; nur wenn ich auf einem solchen Bilde kein Gegenstand findet, welcher durch diese Probe ein anderes Facit liefert, wird man von der gänzlichen Richtigkeit der Zeichnung (contour) überzeugt. Die Richtigkeit von der Haltung der Schattirungen, und des Colorits, hat ebenfalls in dieser Proportion ihren zureichenden Grund; aber nur der Meister in der Kunst, welchem alle Theile derselben bekannt sind, kan die richtige Anwendung darauf hiervon machen; öftere Vergleichung der Bilder mit ihren Urbildern, und auf viele Erfahrung gebauete gesunde Urtheilskraft, giebt hier die Regel von der Anwendung dieser Proportion.

So wie diese Proportion hier zum Exempel gebraucht worden, ist sie die Converse von der Hauptregel, durch welche richtige Projectionen für große Darstellungen in der Malerei gefunden werden müssen. Sie gewährt außer diesen noch den Baumeistern den großen Vortheil, daß sie dem Bauherrn richtige Ideen von den Formen zeigen können, in welchen künftige Gebäude sich den Augen darstellen werden, wodurch selbige vor dem Mißvergnügen im voraus gesichert werden, welches sie manchmal empfinden, wenn solche so nicht in die Augen fallen, als sie dieses von den vorgelegten Rissen, oder Zeichnungen, im Kavalierperspektive erwarteten; auch lehrt sie selb-

igen, nach perspektivischen Gemälden richtig zu bauen.

Dem Ingenieur ist sie in manchen Fällen sehr nützlich, denn man kann auf perspektivischen Bildern die Messkunst so gut ausüben, als auf dem Felde; auch ist coup d'oeil, als disciplinirte Wissenschaft betrachtet, nichts anders, als diese Perspektive.

Man hat noch andere Regeln für die ebene Perspektive, wo die Projectionen durch die Sektion dyagonaler Linien gefunden werden, welche daher auch wohl die Linearperspektive genannt werden; diese sind sehr gut, den Anfänger die ersten Grundsätze der Perspektive zu lehren, erstrecken sich aber nicht bis auf die sphärische Perspektive. Bei der praktischen Anwendung auf die Ebene, sind sie

- 1) zu weitläufig;
- 2) aus Mangel am Raum oft unmöglich, und noch aus mancherlei Ursachen so gar unrichtig. Wird aber
- 3) von vorher aufgerissenen Zeichnungen copirt, oder abgetragen; so haben diese durch die Sektionen ihrer dyagonalen geraden Linien, scharfe oder spitze Winkel, von welchen jeder, der mit Zirkel und Liniyal oft arbeitet, weiß, was für Unrichtigkeiten durch solche unberechnete Durchschnitte beim Messen entstehen.

- 4) Leiten sie auf so unendlich mannichfaltige Fälle, welche die Einbildungskraft nicht zu umfassen vermag, und welche im Gedächtniß nicht sicherer aufbewahrt sind, als Wasser im Siebe.

Der Glor dieser Kunst wird wohl in Deutschland so lange ruhen, bis es den Beförderern derselben gefallen wird, die Objekte dazu gehörig zu examiniern, um dadurch zu verhindern, daß sich da keine Tanzmeister hindrängen, wo Rechenmeister stehen müssen.

Es ist vielleicht keine Wissenschaft in der Welt, welche gegen den Einfluß der Epikane in sich selbst besser verschaut und geschickter wäre, mit der größten Unparteilichkeit den Werth oder Unwerth eines Kandidaten durch ein Examen sicher zu entscheiden, als die Perspektive, und selbst der Laie darin, kan dieses Examen verrichten, wenn er sich zu diesem Endzwecke auf eine Viertelstunde hat belehren lassen.

Aber leider! viele seltsame Unternehmungen in Deutschland mußten natürlich auch eben solche Wirkungen

Lannover.

hervorbringen; indem in England ein Newton sich mit der Integralrechnung und andern für die Mathematik wichtigen Entdeckungen beschäftigte, strengten deutsche Gelehrte alle ihre Kräfte an, ältere wichtigere Erfindungen in die Vergessenheit zu hüllen; so arbeitete ein Pascal, Polens, Tiepens, und vorzüglich der große Leibniz, an kostbaren Maschinen, welche das Rechnungswesen zu einer mechanischen Beschäftigung unverständiger Hände machen sollten, wodurch, wenn sie ihre Absichten erreicht hätten, die Lehre von der Proportion aus den Menschenköpfen ganz hätte entweichen müssen. Hätten solche Männer im Gegentheil, ihre wirklich großen Geistesgaben dahin verwandt, selbige darin zu kultiviren, so würde auch die Perspektive dem Deutschen verständlicher seyn.

J. J. Appell.

Einige Beobachtungen über die Kräfte der Wohlverleih oder Fallkrautblume (Arnica montana L.) in Lähmungen.

Ungeachtet ich nicht daran zweifle, daß einem jeden Arzte die Arnica und ihr Gebrauch in paralytischen Krankheiten, bekannt sey, halte ich es doch nicht für überflüssig, noch diese Beobachtungen dem Publikum mitzutheilen. Zugleich stimmen diese auch mit einer ähnlichen Beobachtung über dasselbe Mittel von dem Herrn Dr. Erusen, welche im 56^{ten} Stück dieses Magazins steht, überein.

Erste Beobachtung.

Eine am schwarzen Staare blinde Frau von ungefehr 50 Jahren, kam am 12^{ten} Mai dieses Jahrs zu mir, und bat mich um Hülfe für ihre Blindheit, an welcher sie schon seit einem Jahre gelitten hatte.

Ich untersuchte ihre Augen, und fand die Pupille des linken Auges unbeweglich und etwas widernatürlich verengt, die doch gewöhnlich im schwarzen

schwarzen Staare erweitert ist. Ihre Farbe war nicht so glänzend schwarz, wie die eines gesunden Auges, sondern etwas bleich.

Das rechte Auge befand sich dem Anschein nach, noch in einem bessern Zustande, denn die Pupille hatte noch einige, wiewohl nur kaum merkliche Beweglichkeit, natürliche Gestalt, und war nicht völlig so bleich. Hauptsächlich konnte aber die Patientin noch mit diesem Auge das Licht von der Finsterniß unterscheiden, welches bei jenem nicht that fand.

Uebrigens hatte die Kranke einen schwächlichen Körper, blasses Gesicht, öftere Kopfschmerzen u. s. w.

Nach dem fünf wöchentlichen Gebrauche auflösender und einiger abführender Mittel liette die Frau nicht mehr an den öftern Kopfschmerzen und andern Zufällen, welche deutlich von einer Verschleimung des Unterleibes hergerührt hatten, dagegen klagte sie, daß sie jetzt nicht mehr so gut wie im Anfang der Kur, das Licht von der Dunkelheit unterscheiden könnte; ich hielt es daher für nöthig, jetzt stärkende und vorzüglich die Nerven reizende Mittel, deren mehrere sich bei der Kur des schwarzen Staars wirksam gezeigt haben, anzuordnen, und wählte die Blumen des Fallkrautes, wovon ich anfanglich nur alle drei Stunden zehn Bran in Substanz verordnete, denn eine stärkere Gabe verursachte dieser Patientin Uebelkeit und Magendrücken. Bald aber gewöhnte sie sich so gut an dieses Mittel, daß sie alle drei

bis vier Stunden einen Theelöffel voll vertragen konnte, welches sie mit dann und wann im Nacken und über die Augenbraunen gelegten spanischen Fliegenpflastern, sechs bis acht Wochen lang fortsetzte, wodurch sich das Gesicht des rechten Auges immer mehr und mehr verbesserte, so, daß sie jetzt in größter Zufriedenheit mit ihrem auf dem rechten Auge wieder hergestellten Gesichte, ihre häuslichen Geschäfte versteht.

Zweite Beobachtung.

Ein Mann von etlichen fünfzig Jahren war seit zwölf Jahren blind, und suchte Hülfe bei mir.

Ich untersuchte seine Augen, und fand in beiden einen grauen Staar, welcher schon vor zehn Jahren durch die Niederdrückung operirt, aber gleich in den ersten Tagen nach der Operation wieder aufgestiegen war.

Die Staare selbst schickten sich nicht gut zur Operation, denn die widernatürlich verengten Pupillen waren durch kleine Fäden, welche vom Rande derselben bis zu dem Staar liefen, verwachsen. Bei diesen Umständen konnte ich die üble Gesellschaft des schwarzen Staars nicht erkennen, denn die gewöhnlichen Zeichen seiner Gegenwart — die Unbeweglichkeit einer freien, unverwachsenen Pupille, und hauptsächlich das Vermögen, Licht und Finsterniß von einander zu unterscheiden, — leitete ich von der Verwachsung der Pupillen her.

Auf des Patienten dringendes Verlangen operirte ich ihm, am 29^{ten} Mai dieses Jahrs, einem außerordentlich heißen Tage, das rechte Auge, weil er hiemit noch bisweilen Licht zu sehen vorgab.

Nach glücklich geendigtem Schnitte durch die Hornhaut, trennte ich die fadichte Verwachsung der Regenbogenhaut mit der Crystalllinse sehr leicht mit der von dem Herrn Hofrath Richter erfundenen Scheere, (S. dessen Anfangsgr. der Wundarzneyf. 3 B. Tab. III. Fig. VI.) so, daß ich den Staar beim gelindesten Drucke mit der Pinzette aus dem Auge nahm. Dieser war sehr klein, noch mit seiner Kapsel umgeben (denn diese war ohne allen Zweifel vor zehn Jahren bei der Niederdrückung von ihren natürlichen Verbindungen getrennt) und auf der vordern Seite mit einem braunen Häutgen bedeckt, welches höchst wahrscheinlich aus dem so genannten pigmento bestand.

Ohne weitere Versuche mit der Sehekrast dieses Auges zu machen, verband ich es, öffnete es wieder, nachdem nicht die mindesten üblen Zufälle vorhergegangen waren, am zehnten Tage nach der Operation; die Pupille war rein, der Kranke sah aber doch nichts. — Ich hatte mich also betrogen, und das allein für eine Folge der Verwachsung des Staars mit der Regenbogenhaut gehalten, was auch die Folge vom schwarzen Staar war. Ich entließ daher den Kranken mit einigen Lorpen pulverisirten Fäulkrautblumen

versehen, welche er anfänglich Messerspitzenweise, nachher Theelöffelweise, so oft er sie ohne Uebelkeit und Magenbrücken zu bekommen (denn dieses pflegt die Wirkung einer zu starken Gabe zu seyn) vertragen konnte. Nachher legte ich ihm auf sein eigenes Verlangen ein Haarseil in den Nacken, und ließ ihn bisweilen spanische Fliegenpflaster von der Größe eines halben Guldens über die Augenbraunen bis zum roth werden legen. Bei diesem Verfahren wurde sein Gesicht immer heller, und deutlicher, und jetzt erkennt er alle nahen Gegenstände, so daß ich hoffe, daß jenes fortgesetzte Verfahren sein Gesicht noch vollkommen mache, und der Patient von seiner doppelten Blindheit befreiet sey.

Dritte Beobachtung.

Eine Frau niedern Standes von einigen dreißig Jahren, lag seit zwölf Wochen an den untern Extremitäten lahm, nachdem sie vor ihrer Lähmung ein nachlassendes Fieber gehabt, und — wie es leider gar zu oft bei gemeinen Leuten auf dem Lande der Fall ist — vernachlässigt hatte.

Destere Schmerzen im Unterleibe und Schenkeln, und andere Zufälle, welche hier namhaft zu machen überflüssig wären, zeigten mir deutlich die Gegenwart schleimicht gallichtes Anhäufungen im Unterleibe an; ich nahm daher meine Zuflucht zu auflösenden und abführenden Arzneien, wodurch die Kranke, bis auf ihre Lähmung, bald wieder hergestellt wurde. Dieses Ueber

Ueberbleibsel hob aber ein drei wöchentlicher Gebrauch der Arnikaabkochen, so, daß diese Patientin ihre häuslichen Geschäfte gesund wieder versehen kan.

Vierte Beobachtung.

Ein Knabe von ungefehr acht Jahren lag, wie ich ihn in die Kur besah, seit funfzehn Wochen an den untern Extremitäten lahm. Oft litt er in Schmerzen im Unterleibe und Beinen. Ersterer war dick und aufgetrieben; an den abgezehrten Armen und

Beinen schien nur noch die Haut an den Knochen zu hängen, und Anhaltungen von Schleim und Würmern im Unterleibe waren ganz deutlich.

Ein vom Anfang an mit der Wurzel des Baldrians und der Hauhechel verbundener fünf wöchentlicher Gebrauch auflösender und Wurm treibender Mittel, stellte den kleinen Patienten bis auf die Lähmung seiner Beine wieder her, welche letztere auch, wie in der vorübergehenden Beobachtung, durch die Arnika in einigen Wochen gehoben wurde.

Sameln, den 3^{ten} Sept. 1790.

D. G. C. Conradi.

Von Miteßern.

Vor drei oder vier Jahren erzählte mir eine Frau die Geschichte ihrer Kinder, und daß das eine das Schicksal gehabt hätte, von Miteßern gequält zu werden. Neugierig fragte ich sie, was sie darunter verstände; worauf sie mir zur Antwort gab: es wären kleine schwarze Würmer, welche an den Schultern und dem Rückgrade des Kindes unter der Haut saßen. Das damit behaftete Kind habe sehr starke und fast nicht zu befriedigende Eßlust, bliebe dabei mager, sähe sehr blaß aus, sey matt, anlustig und ließe glauben, daß es schwindstüchtig sey. Das sicherste Mittel dagegen wäre: man nehme einen Eßlöffel voll Honig, eben so viel Bodensatz von Bier, der unter dem

Namen Baer bekannt ist, und einen Eßlöffel voll Weizenmehl, rührte das alles wohl durch einander, stelle das Kind mit dem Rücken gegen einen warmen Ofen, wasche den Rücken zuvor mit warmem Wasser, und riebe denn ihm mit der Salbe die Schulterblätter und den ganzen Rückgrad an dreien Tagen. Man würde sehr bald wahrnehmen, daß kleine schwarze haardicke Würmer aus der Haut hervor kämen, die man vollends herauszöge. Sie habe bei ihrem Kinde die Erfahrung gemacht, und es sey hierauf völlig gesund geworden.

Ich lächelte, so wie es viele Leser auch thun werden, und dachte nicht daran, daß die Zeit kommen würde,

wo

wo ich den Gebrauch dieses Mittels an meinem eigenen Kinde zugeben sollte.

len. Nun wurde drei auch vier mal damit fortgefahren, und jedesmal hatte ich die nemliche Erscheinung.

Und doch kam diese Zeit. Bis zu Ende des ersten Jahres war eins meiner Kinder gesund und fett — nun aber verfiel es, die Farbe wurde sehr blaß, und ein frieseelartiger Ausschlag, worauf die Masern folgten, machte am Ende des fünften Vierteljahres das Skelet vollkommen. Das Kind überstand die Krankheit gegen alles Erwarten glücklich, doch aber blieb es, was es war, äußerst mager, ganz und gar entkräftet, und die vorsichtigste Wartung, und der Rath eines geschickten Arztes half nichts.

Nun kam der Rath, gegen die so genannten Miteffer zu Felde zu ziehen, in Erinnerung, und — was ichun besorgte Aeltern nicht, um je dem Vorwurfe, mögliche Hülfen verstaumt zu haben, zu entgehen, ich gab den Gebrauch des obigen auf alle Fälle offenbar unschuldigen Mittels zu.

Aber groß war mein Erstaunen, als ich sogleich nach dem ersten Versuch eine Menge kleiner haardicker, schwarzer Würmer, die beim Reiben zwischen den Fingern zergingen, wie kurze schwarze Wolke aus der Haut steigen sah, die man entweder vollends herausziehen konnte, die aber auch von selbst gekrümmt, auf die Haut sie-

Während dieser Zeit war das Kind bei Nacht, wenn es schwiigte, unruhig, und schenerte den Rücken ungemein stark, worauf sich des Morgens beim Umkleiden viele Würmchens auf der Haut zeigten, welches auch noch jetzt nach drei Wochen oft geschieht.

Seitdem ist das Kind viel munterer, es zeigt merkliche Zunahme der Kräfte, indem es jetzt am liebsten Versuche im Gehen macht, da es vorher auf keine Art dazu zu bringen war, und sich so gar scheuete, einen Fuß auf die Erde zu setzen.

Seyn es nun wirkliche Würmchen, oder mag es immer erklärt werden, wofür man will, so habe ich und mehrere, die von dem Vorgange Augenzeugen sind, uns von der Wahrheit der ganzen vorstehenden Angabe überzeugt — überzeugt, daß, so das, was aus der Haut des Kindes hervor kam, was es wollte, es doch nicht dahin gehörte.

Ich habe für Pflicht gehalten, dieses mitzutheilen. Vielleicht entschließt sich ein Arzt, eine nähere Untersuchung zu machen, welches ich, da ich weder Arzt noch Naturkundiger bin, nicht kan.

Sammerisches Magazin.

84^{tes} Stüd.

Montag, den 18^{ten} October 1790.

Muthmaßungen über die Entstehung und die Natur der Gletscher *).

Die Naturgeschichte stellt keine, unsrer Untersuchung würdige re und wichtigere Gegenstände auf, als den Ursprung und die Bildung der Gletscher, die sich bis in die Kornfelder und Wiesen hinab erstrecken, und auch in solchen Gegenden, wo der Grad der Sonnenwärme groß genug ist, um Blumen und Früchte zu ihrer völligen Reife zu bringen, nicht schmelzen, sondern ihre Konsistenz behalten. Ich würde nichts weniger, als der Wahrheit ungetreu seyn, wenn ich sagte, daß ich im Stande war, mit Einer Hand vollkommen reife Kornähren abzubrechen, und zu gleicher Zeit mit der andern Eischollen zu berühren. Als ich zum erstenmal die Alpen bereisete, war mein Aufenthalt zu kurz, als daß ich eine genaue Beschreibung davon hätte geben können; und eben deswegen wolt ich nicht über einen Gegenstand nicht ausbreiten, der viel zu wichtig ist, um nur so oberflächlich behandelt zu werden.

Ich begnügte mich, von dem Rechen schaft zu geben, was sich meinen Augen darstellte: aber ich sehe, daß diese, obgleich flüchtig gemachten, Beobachtungen Ihre Wißbegierde gereizt und Ihnen zu den Fragen Veranlassung gegeben haben:

„Welches ist das vernünftigste System in Absicht der Bildung der Gletscher? Nehmen sie zu, vermindern sie sich, oder bleiben sie allzeit in eben und demselben Zustande?“

Ob ich mich gleich auf den verschiedenen Reisen, die ich seit dieser Zeit gemacht habe, auf eine vorzügliche Weise mit dieser Untersuchung beschäftigte, und ob ich gleich mit der größten Aufmerksamkeit die vornehmsten Meinungen, die über den Ursprung und die Bildung der Gletscher bekannt gemacht sind, prüfte, so werde ich dennoch nicht anders, als mit einer gewissen Ungewißheit diese Fragen beantworten.

Die

*) Ein Auszug aus Coxe's Reisen in die Schweiz. London 1790.

Die Theorie des Gämmer, die durch den Herrn von Sauffure bekätigt worden ist, und welcher dieser gelehrte Naturforscher Anmerkungen beigefügt hat, scheint mir die einfachste und vernünftigste zu seyn. Die beste Art, Ihre Neubegierde zu befriedigen, ist, wie ich glaube, Ihnen einen Auszug aus seinem Werke, das mit so vielem Rechte hochgeschätzt wird, und welchen ich mit meinen eignen Beobachtungen begleiten werde, zu geben.

Wenn Jemand plötzlich auf eine hinreichend beträchtliche Höhe versetzt werden könnte, um einmal den Anblick der Alpen von der Schweiz, von Savoyen und von Dauphiné fassen zu können, so würde er weitausläufige Ketten von Gebirgen erblicken, die mit Thälern durchschnitten sind, und aus vielen parallel laufenden Ketten bestehen, wovon die höchsten den Mittelpunkt einnehmen, indes daß die andern sich stufenweise, nach dem Verhältniß ihrer Entfernung vermindern.

Die erhabenste, oder Centralkette, würde sich, mit scharfen Spitzen bewaffnet, und, selbst im Sommer, mit Schnee und Eis auf allen den Seiten bedeckt, die nicht durchaus perpendicular sind, unserm Auge darstellen. Man würde auf jeder Seite dieser Kette tiefe Thäler mit Grün gekrönt, mit zahlreichen Dörfern besetzt, und von vielen Flüssen bewässert, entdecken. Wenn man diese Gegenstände mit einer noch angestrengtesten Aufmerksamkeit betrachtete, so würde man bemerken, daß die Centralkette aus sehr hohen Picken (Spitzen) und aus kleinen

Bergen, deren Gipfel mit Schnee bedeckt sind, zusammen gesetzt sey; daß die abhängige Seite dieser Picken und dieser kleinen Berge ebenfalls an den Stellen, wo sie nicht zu steil ist, mit Schnee und Eis bedeckt sey; daß endlich die Tiefen und die Zwischenräume mit Eisfeldern von einem fast unermesslichen Umfange angefüllt seyn, welche an die bebauten Thäler stoßen, womit diese große Kette umgeben ist.

Die Glieder dieser Kette, welche dem Mittelpunkte am nächsten sind, würden nur in einem geringern Grade dasselbe Schauspiel gewähren; in größern Entfernungen würde man kein Eis mehr erblicken; kaum würde man daselbst, den Gipfel der höchsten Gebirge ausgenommen, Schnee unterscheiden können.

Die weniger hohen und weniger steilen Gebirge, würden sich demnach, nach dem Verhältniß ihrer Entfernung, von ihrem Mittelpunkte mit Grün bedeckt, zeigen, und durch eine unmerkliche Gradation würde man Hügel und endlich Ebenen erblicken.

In dieser allgemeinen Untersuchung kan man die Gletscher in zwei Gattungen abtheilen; die ersten nehmen die tiefen Thäler, die in dem Schoße der Alpen selbst liegen, ein, und werden von Einwohnern Eisthäler genannt; ich werde sie mit dem Namen der untern Gletscher charakterisiren; die zweite Art, welche ich die obern Gletscher nennen werde, bedecken die Gipfel und die Seiten der Gebirge.

Die untern Gletscher sind wegen ihrer Tiefe und ihres Umfanges die be-
träch-

räthellichsten. Einige haben mehrere Meilen in der Länge; besonders der Gletscher genannt; in den Gehölzen dehnt er sich über fünfzehn Meilen aus, und seine größte Breite beträgt mehr als drei Meilen.

Die untern Gletscher hängen nicht mit einander zusammen, wie man gemeiniglich glaubt; sehr wenige derselben liegen mit der Entrastete in Parallelklinien, sondern sie laufen gewöhnlich in einer transversalen oder quergesetzten Richtung fort, sind an der äußersten und erhabensten Seite mit unzugänglichen Felsen, und in der niedrigeren Region mit wohlbebauten Thälern umgeben.

Die Dicke des Eises ist nicht überall dieselbe. Der Hr. von Saussure hat gefunden, daß die gewöhnliche Dicke desselben beim obbemerkten Gletscher der Gehölze, achtzig bis hundert Fuß war, aber er bestreitet deswegen die Meinung derjenigen nicht, welche versichert haben, daß seine Dicke an gewissen Stellen über sechs hundert Fuß ausmache.

Die Eissfelder von einem so großen Umfange finden sich gemeinlich auf einer sich herabneigenden Ebene. Vorwärts getrieben durch ihr eigenes Gewicht, und schwach unterstützt durch die Felsen; die sich unter diesen Hängen von Eisschollen befinden, zerstreuen sie sich, und daher entstehen breite Rissen. Das so von einander getrennte Eis stellt unserm Blick Pyramiden, Mauern und andere bis ins Unendliche vermannigfaltigte und äußerst seltsame Gegenstände dar, deren Beschaffenheit

benheiten man in allen möglichen Lagen und Erhöhungen bemerkt.

In den Gegenden, wo die Ebene horizontal, oder nur auf eine unmerkliche Art eingebogen ist, findet man das Eis eben; die Spalten sind gerade und in geringer Anzahl, und der Reisende kan, ohne viele Hindernisse anzutreffen, darüber hinwandeln.

Die Oberfläche dieses Eises ist freilich nicht so glatt, als das, welches man auf den Flüssen oder gestörnten Seen antrifft. Sie ist holpericht, lösnig und für Reisende nur an den Stellen gefährlich, wo die abhängende Seite steil ist. Das Eis ist nicht durchsichtig, sondern sehr porös, und voll kleiner Kügelchen, die selten dicker sind, als eine Erbse, folglich ist es weniger kompakt (dicht) als das gewöhnliche Eis. Die vollkommene Aehnlichkeit dieses Eises mit demjenigen, welches vom Schnee und Wasser, mit einander vermischet, gebildet wird, seine Dursichtigkeit, seine Ungleichheit und die Menge der Luftkugeln, die es in sich enthält, haben dem Herrn von Saussure Anleitung gegeben, ein sehr simples und sehr natürliches System über die Entstehung der Gletscher zu formiren.

Eine ungeheure Menge Schnee häuft sich ohne Aufhören in den höhern Thälern an, die mitten in den Alpen eingeschlossen sind. Dieser Schnee kömmt von demjenigen her, welcher neun Monate lang im Jahre vom Himmel fällt, so wie auch von den ungeheuren Massen, die sich in jedem Augenblicke vom Gipfel und von den Seiten der benachbarten Berge herabstürzen und in die

Gletscher fallen. Ein Theil dieses Schnees, der während des Sommers zu schmelzen die Sonne zu schwach war, wird im Winter völlig dicht, und bildet dunkles und poröses Eis, woraus die untern Gletscher bestehen.

Die obern Gletscher können in zwei Klassen getheilt werden: in diejenigen, welche die Gipfel der Gebirge bedecken, und die, welche sich längs den Seiten der Alpen ausbreiten — Die, welche den Gipfel der Alpen bedecken, entstehen ohne Zweifel durch den Schnee, der in jeder Jahreszeit fällt, und der zum Theil seine ursprüngliche Substanz behält, weil er bloß die ihm eigene Härte erhält, ohne zugleich in Eis verwandelt zu werden.

Nach der Meinung verschiedenes Naturforscher enthält der Gipfel des Mont-Blanc und der andern sehr hohen Gebirge eine Eisdecke, sie gründen diese Behauptung auf den Glanz, den sie um sich her verbreiten. Allein; eine gesunde Theorie und die Erfahrung haben uns belehret, daß statt des Eises bloß zusammengefrornen Schnee da ist.

In einer so kalten und so erhabnen Gegend würde es nicht möglich seyn, daß eine hinreichende Menge Schnee zerschmelze, um die ganze Masse mit Wasser zu schwängern, daher bleibt er in seinem vorigen Zustande, ohne sich aufzulösen. Diese Meinung wird auch durch die Erfahrung gerechtfertiget. Herr von Saussüre bemerkte, daß der Gipfel des Mont-Blanc nur mit einem Eis überzogen sey, welches, ob es gleich dicht war, dennoch dem Stöße

eines Stocks nachgab. Er sah beim Herabsteigen des Berges Schnee, der bloß auf der Oberfläche eine gewisse Festigkeit erlangt hatte. — Die Substanz, womit die Seiten der Alpen bedeckt sind, ist kein so reiner Schnee, als derjenige, der die Gipfel bedeckt, noch ein Eis, gleich demjenigen, welches die untern Gletscher bildet. Sie besteht aus zwei vereinigten Materien, und enthält weniger Schnee, als die auf dem Gipfel, weil die Sommerhitze hier mehr Wirksamkeit hat, um ihn aufzulösen; auch nimmt sie den geschmolzenen Schnee auf, der aus der höhern Gegend der Berge herabfließt, und so durch wird diese Masse mit einer sehr beträchtlichen Menge Wassers durchdrungen. Dieselbe Materie enthält mehr Schnee, als die untern Gletscher, weil sie nicht so stark schmilzt; daher kommt es, daß das Eis poröser, dunkler und weniger dicht ist, als das Eis der untern Gletscher; und diese Materie ist dergestalt von Eis und Schnee zusammengesetzt, daß es an vielen Stellen schwer halten würde, zu entscheiden, ob sie halb Eis oder zusammengefrornen Schneemasse gehalten werden.

Mit einem Worte, man entdeckt eine regelmäßige Gradation, von dem Schnee an, der die Gipfel der Gebirge bedeckt, bis auf die Eisflächen, welche die untern Gletscher bilden; je mehr man sich diesen nähert, desto dichter und durchsichtiger ist der Schnee, bis er sich endlich mit der angezeigten Masse des Eises vermischt und vollständig ähnlich wird. Es ist augensichtlich, daß, woeverst und leicht man sich

tigkeit von dem größten oder geringern Vorrath Wassers herkomme, womit die allgemeine Masse geschwängert ist.

Jetzt werde ich mich bemühen, Ihre zweite Frage zu beantworten: „Ob die Gletscher sich vermehren, vermindern, oder allezeit in demselben Zustande bleiben?“

Ich habe es bei einer andern Gelegenheit veranlaßt, mich über einen Gegenstand auszulassen, welcher sorgfältiger Beobachtungen, oft wiederholter Erfahrungen und Untersuchungen bedarf; aber ich will eine Bemerkung wagen, die mit den wechselseitigen Zuwachs und Verminderung der Gletscher zu beweisen geschienen hat, obgleich viele Naturkundler behaupten, daß sie allezeit in demselben Zustande bleiben, und hingegen von andern dafür gehalten wird, daß sie sich beständig vermehren.

Die äußerste Seite oder der Rand des Gletschers vom Montanverd, ist fast überall mit Bäumen besetzt. Wenn seine Grundlage zu, erblickt man in sehr großes Gewölbe von Eis, welches sich bis zur Höhe von 100 Fuß erhebt; die Arve fließt mit Ungestüm unter diesem Gewölbe her, und führt eine große Menge Wassers mit sich. Als wir uns dem Eise näherten, gingen wir durch einen Tannwald: die Bäume, die nur in einer sehr kleinen Entfernung vom Gewölbe stehen, sind ungefähr 80 Fuß hoch, und gewiß sehr alt. Zwischen diesen Bäumen und dem Gletscher, steht man andere, die, nach ihrer Größe und ihrem Ansehen zu urtheilen, nicht so alt sind. Andere

noch kleinere sind umgeworfen, und im dem Eise eingeschlossen. Man bemerkt eine regelmäßige Gradation in dem Alter dieser verschiedenen Bäume, von demjenigen an, der sein stolzes Haupt gegen die Wolken erhebt, bis zur hinsinkenden Staube, die unter dem Eise erliegt und ihre Vernichtung erwartet.

Man kan aus diesen Beobachtungen folgende Resultate ziehen: daß der Gletscher sich ehedem bis an die Reichen der größten Bäume ausgedehnt; daß er bei seiner Abnahme oder Verringerung an den Stellen, die er vorher eingenommen hatte, Sproßlinge aus den Wurzeln getrieben, daß seit dieser Epoche das Eis das von dem Gletscher verlassene Erdreich wieder eingenommen hat, und daß dieses Eis die jungen Bäume niederwarf, die noch nicht Zeit gehabt hatten, um Stärke genug zum Widerstande zu erlangen.

Zu diesen Beobachtungen kan man folgende Thatsache fügen: man findet gewöhnlich in einer geringen Entfernung vom Gletscher große Steine von Granit. Sie sind sicher von den Bergen auf das Eis gefallen, welches sie, als es zunahm, mit sich wegführte, und sie haben sich in die Ebene fortwälzen müssen, bis das Eis, welches sie hielt, verschwand. Diese Steine, welche die Einwohner *moraines* nennen, formiren eine Art von Einfassung am Fuße des Eisehals und sie wurden ohne Zweifel nach dem Verhältnisse der weiteren Verbreitung und Ausdehnung der Gletscher mit vorwärts getrieben. Man sieht sie sogar bis ins Gebölz hinein, und unter den höchsten Fichten.

Da mehrere Schriftsteller, welche über die Schweiz geschrieben, sich bemühet haben, zu beweisen, daß die Masse des Schnees und des Eises sich unaufhörlich auf den Alpen vermehre, so werde ich hier noch einige Betrachtungen hinzufügen, die meiner Behauptung noch einen neuen Grad von Stärke geben werden.

Der untere Gletscher vom Grindelwald, war seit meiner ersten Reise im Jahre 1776 so beträchtlich vermindert, daß seine Gränzen im Jahre 1785 wenigstens um 400 Schritte zurück gewichen waren. In dem Thale Chamouny waren die Eismauern, welche ich als diejenigen beschrieben hatte, die die Schranken des Gletschers vom Bosson formiren, nicht mehr da; und junge Bäume waren auf einem Erdreich empor gekommen, welches ich vor dem von dem Gletscher vom Montanverd bedeckt gesehen hatte.

Die Vertheidiger der entgegengesetzten Meinung, geben diese Beweise zu; aber sie behaupten zugleich, daß man über den Zustand der erhabneren, höhern Gegenden keinen Anspruch thun könne nach den Erscheinungen, die in den Thälern bewirkt werden, wo die Sonne Kraft genug hat, um die Produkte der Erde zu dem gehörigen Grade der Vollkommenheit zu bringen. Nach ihrer Meinung fällt zufolge der Theorie und der Erfahrung, mehr Schnee, und versammelt sich eine weit größere Masse von Eis in den Alpen in einem Jahre, als die Sonne in gleicher Zeit schmelzen kan.

Ihre Gründe nach der Theorie aus, daß die Grundlage (fond), welche durch die schon formirte Eismasse ihr Daseyn erhalten hat, dazu dienen muß, sie noch zu vermehren; und wenn man sich auf die Erfahrung bezieht, so ist es augenscheinlich, daß seit Menschenzeiten viele Gebirge vom Eise bedeckt, viele Wiesen und Wohnungen davon zerstöhret und viele Pässe ganzlich verstopft worden sind.

Wenn wir die Gründe, die aus der Theorie hergenommen werden, überlegen, so können wir dagegen anführen, daß die Ursachen, die Verminderung des Eises zur Folge haben, nicht weniger wichtig und wirksam sind, als die Vermehrung der Kälte, die man als Veranlassung seines außerordentlichen Zuwachses voraussetzt. Diese Ursachen sind: erstlich der Regen und der Schnee, welche aus den weniger hohen Gegenden herabfallen; zweitens die Ausdünstung oder das Verdampfen; drittens das Herabfallen des Schnees und der Eischollen, welches bisweilen plötzlich, bisweilen auch stufenweise geschieht; viertens die Wärme des Dunstreiches; und endlich fünftens die Wirkung der mittlern Temperatur der Erde.

1) Der Regen und der mit Regen vermischte Schnee, die im Sommer in die untern Gletscher fallen, machen nicht nur, daß das Eis schmilzt, sondern vermehren auch die Bäche, die sich auf seiner Oberfläche bilden; indem sie die Kanäle tiefer machen, und sich in die Rißsen fügen, welche durch jene verursacht werden.

2) Das Ausdünsten oder Verdampfen, ist eine noch bedeutendere Ursache; ihr Einfluß ist in allen erhabnern Gegenden und in allen Jahreszeiten von Wirkung.

3) Der Fall des Schnees und der Eischollen, der zuweilen plötzlich, und dann wieder stufenweise vor sich geht. Das plötzliche Herabstürzen des zusammengefrorenen Schnees, welches die Einwohner *Avalanches* nennen, wird entweder durch sein eigenes Gewicht, eine Schwere, wenn nemlich die Masse, nachdem sie erweicht worden, durch die Hitze der Sonne losgemacht wird, oder durch die aus dem Süden kommende warme Luft, oder endlich durch die heftigen Orkane, die in den obern Alpen sehr gewöhnlich sind, verursacht. Wenn diese Massen in eine gemäßigtere Region herabgestürzt werden, so lösen sie sich doch, ob sie gleich dem Einfluß der Hitze widerstehen, und dem zufolge Eisthäler bilden können, sehr oft auf. Die *Avalanches* sind in den obern Gletschern sehr gemein; und das allmähligte Herabsinken des Eises findet vorzüglich nur bei den untern Gletschern Statt; welches viel dazu beiträgt, das Volumen der auf einandergehäuften Masse zu vermindern.

Alle untern Gletscher oder Eisthäler liegen auf einer sich herabneigenden Ebene, sie sind gewölbt, oder hohl, und werden durch die Ströme, die vollständig von den obern Gletschern und unter ihrer innern Fläche herabfließen.

Der natürliche Hang eines schweren Körpers in einer ähnlichen Lage, ist, sich herab zu senken, und seine Be-

wegung wird nach dem Verhältniß seines Gewichts, und des größern oder geringern Abhangs, beschleunigt. Diese fortschreitende obgleich unmerkliche Bewegung, welche allmählig und auf eine einförmige Art wirkt, bringt das Eis in die Ebenen und fruchtbaren Thäler, wo die Sonne die Früchte der Erde reifer, und alsdenn wird sein künftiger Zuwachs unmöglich.

Sollten Sie von mir einen Beweis dieses unmerklichen Herabsinkens verlangen, so ist meine Antwort ganz simpel. Sie muß nemlich von den Thatfachen, die ich angeführt habe, hergenommen werden, besonders von den Bäumen, welche das Eis auf seinem Wege umwirft, und von den Steinen (des *moraines de pierre*) die man in dem Grunde der untern Gletscher antrifft.

Da diese Steine demjenigen ähnlich sind, die man auf den Gebirgen der obern Alpen findet, und von denen die untern Felsen durchaus verschieden sind, so müssen sie nothwendig durch das Eis weggeführt worden seyn, so wie dieses selbst von den obern Gletschern herabgesunken ist.

4) Die Wärme der Atmosphäre, oder die Wirkung der Sonnenstrahlen auf die äußere Fläche der Gletscher, ist zu augenscheinlich, als daß dieser Umstand selbst für diejenigen eines weitern Beweises bedürfte, die die Alpen besucht haben.

Eine andere Ursache des Aufsehauens, die aus der Wärme der Atmosphäre entsteht, und wovon die Personen nicht urtheilen können, welche diese Eisge-

genden

genden nicht besucht haben, kömmt von den warmen Winden her, die Tag und Nacht sowohl auf den obern als untern Gletschern wehen. Diese Art Winde sind im Sommer so gemein, daß ich niemals einen Gletscher gefunden habe, ohne an einigen Stellen eine Wärme zu fühlen, die der Luft gleich war, die man in einem warmen Baude einhaucht.

5) Da diese beiden Ursachen nur im Sommer Statt finden, und die Sonnenstrahlen in den höchsten Gegenden nicht Kraft genug haben, so werden wir genöthigt seyn, zur mittlern Temperatur der Erde unsre Zuflucht zu nehmen, um zu erklären, daß die Behauptung ohne Grund sey, als wenn das Eis und der Schnee sich immerfort vermehrten. Diese mittlere Temperatur, welche verschiedene Naturforscher die innere Hitze der Erde *) nennen, ist allezeit über dem Gefrierpunkte, wie man sich hiervon durch die Quellen, die aus ihrem Schooße entspringen, überzeugen kan. Den Winter über, wird in jenen erhabenen Regionen der Erde, wo die Kälte fast beständig unter dem Gefrierpunkte steht, und man Erbstrieche gewahr wird, die nur durch eine leichte Lage von Schnee bedeckt sind, die Sonnenwärme in einer gewissen Tiefe, vermittelst der äußern Luft, so sehr vermindert, daß sie nicht mehr im Stande ist, denjenigen Schnee aufzu-

lösen, der die erste Lage von neuem bedeckt. Wenn aber die Schneemasse ein solches Volumen ausmacht, um die Oberfläche der Erde vor den Wirkungen der Kälte der Atmosphäre zu schützen, so wird die mittlere Temperatur, die allezeit über dem Gefrierpunkte steht, stark genug seyn, um den Schnee zu schmelzen, der ihre Oberfläche berührt, und um das beständige Aufbauen zu verursachen, wodurch in allen Jahreszeiten die Ströme entstehen, welche von den untern Gletschern herfließen.

Um auf die aus der Erfahrung genommenen Gründe zu antworten, ist es hinlänglich, zu bemerken, daß, wenn man auch die Thatfachen zugiebt, die die Vermehrung des Eises beweisen, nicht daraus folgt, daß diese Vermehrung unendlich fortbauend sey. Diejenigen, welche diese Meinung angenommen haben, haben die Evidenzen sorgfältig auf, die das Eis angegriffen worden sind, aber vergessen, von denen zu reden, wo das Eis zurückgezogen hat.

Auf meiner zweiten Alpenreise war ich besonders darübr aus, über diesen Stand, der seit so langer Zeit bestritten worden ist, Untersuchungen anzustellen, und nachdem ich die Jäger und alle Personen, welche die Gebirge besuchen, darum befragt hatte, überzeugte ich mich, daß der größte Theil derselben der Meinung war, daß die Eis- und Schneebänke sich keinesweges vermehren, daß, wenn das Eis an einer Stelle gewöhne, es wiederum an einer andern verliere, und daß endlich die totale Masse allezeit ungefähr dieselbe bleibe.

*) Einige Philosophen schreiben dieses beständige Aufbauen unter der Innern Hitze der Gletscher, einer im Schooße der Erde verborgenen Ducht zu; aber, diese Meinung ist von verschiedenen neuern Naturforschern gründlich bekämpft worden, da die Temperatur der Erde — Estatumsstände abgerechnet — hinreichend gehalten worden, um alle Phänomene, die gemeinlich der Innern Hitze der Erde zugeschrieben werden, zu bewirken.

Sannoverisches Magazin.

85tes Stück.

Freitag, den 22ten October 1790.

Authentische Nachrichten von dem Leben und den menschenfreundlichen Bemühungen des verstorbenen John Howards, Esq.
Mitglied der Königl. Societät der Wissenschaften zu London.

(Aus dem Englischen.)

John Howard — einer der merkwürdigsten, und in gewisser Rücksicht, einer der größten Menschen seines Zeitalters, und vielleicht seines Jahrhunderts — stammte aus einem Zweige derjenigen angesehenen Familie dieses Namens ab, welche noch jetzt einen so ausgezeichneten Platz in der britischen Peerage einnimmt a). Er wurde ums Jahr 1725 zu Lower Elapton, in der Grafschaft Middlesex, geboren, wo sein Vater, John Howard, der in einer ansehnlichen Tapetenhandlung interessirt war, ein altes Haus bewohnte, welches schon viele Jahre in dem Besitze seiner Vorfahren gewesen war. Sein Vater war in sehr guten Vermögensumständen, aber dabei karg. In seinem

Hause herrschte große Ordnung und Pünktlichkeit. Der unausgesetzten Feier des Sonntags und der Beobachtung des Familiengottesdienstes, hatte sein Sohn vielleicht jene reifigste Stimmung zu verdanken, die in der Folge immer einen so ausgezeichneten Zug in seinem Charakter ausmachte.

Seinen ersten wissenschaftlichen Unterricht genoss der junge Howard in einer Sprachschule zu Hertford, von da er nach einer Akademie gesandt wurde, um dort seine Studien zu vollenden. Hier erwarb er sich die Bekanntschaft verschiedener Männer, welche sich in der Folge in der litterarischen Welt auszeichneten, vorzüglich aber die Bekanntschaft des verstorbenen Doctors Furneaux und Doctors Price,

mit

a) Auf dem Grabmal, welches Howard seiner ersten Gattin errichten ließ, finden sich die Familienwappen des Herzogs von Norfolk, und der Earls von Suffolk, Effingham und Carlisle.

mit welchem letzten er auch bis an seinen Tod einen ununterbrochenen Briefwechsel unterhielt. Seine nachherigen Schriften zeugen davon, daß er an beiden Orten keine geringe Fortschritte in seinen Studien gemacht habe. Inzwischen war er ursprünglich zur Handlung bestimmt, und wurde daher auch wirklich als Lehrling in eine angesehenere Materialienhandlung gegeben. Hier wurde er mit derjenigen Distinction behandelt, zu welcher ihn ein Lehrgeld von 700 Pf. berechnete, und die sich auch darin äußerte, daß man ihm seine eigenen Zimmer hielt, und ihm, einen Bedienten und Pferde zu halten, erlaubte. Sein Vater starb im Jahre 1742, und dessen hinterlassenes Vermögen kam unter die Verwaltung dreier von ihm bestellter Executoren, oder Vormänder. Der Sohn zeigte inzwischen schon früh so viel Klugheit und Thätigkeit in Geschäften, daß man ihm bald einen großen Theil der Verwaltung seines Vermögens, und besonders die Aufsicht über die Reparatur des väterlichen Hauses zu Clapton, welche die Sparsamkeit seines Vaters nothwendig gemacht hatte, überließ.

Einen Tag um den andern besuchte er da die Arbeiter, und ein braver alter fünf und siebenzigjähriger Greis, der Gärtner bei seinem Vater gewesen war, erzählt noch jetzt gern, wie pünktlich sein junger Herr in der Zeit gewesen sey, und wie er immer gerade zu der Zeit an der alten, gestügten Mauer zwischen dem Garten und der

Heerstraße sich eingefunden habe, wenn der Bäckerkarren vorbei gefahren. Dann habe er ein Brod gekauft und es über die Mauer geworfen, und, wenn er in den Garten gekommen, ihm gesagt: er möge zwischen dem Kohl zusehen, er werde da etwas für seine Familie finden. — Eine Anekdote, die vielleicht unbedeutend scheinen kan, die aber als erster jugendlicher Zug derjenigen Gutmüthigkeit, welche in spätern Jahren sich so herrlich in seinem Charakter entwickelte, und die Bewunderung der Welt auf sich zog, bemerkt zu werden verdient.

Das ansehnliche Vermögen, welches ihm sein Vater hinterlassen hatte, setzte ihn über die Nothwendigkeit hinweg, sich der Handlung ferner zu widmen, und seine Gesundheitsumstände bestimmten ihn endlich, alle Gedanken, die Handlung zu treiben, völlig aufzugeben. Er verließ also die Lehrjahre; vermietete sein Haus in Clapton, und bezog einige Zimmer in Church-Street, Stocke Newington.

Howard widmete nun alle seine Zeit der Ausbildung seines Geistes, und unter andern wurden Physik und Medicin die Hauptgegenstände seiner wissenschaftlichen Beschäftigungen, wovon auch in der Folge, besonders die letztere, ihm bei seinen menschenfreundlichen Beschäftigungen großen Nutzen brachte. Seine Gesundheit, die einige Jahre hindurch noch immer schwach und unbeständig blieb, erforderte inzwischen so große Aufmerksamkeit,

Feit, daß er seine literarischen Beschäftigungen oft durch den Gebrauch des Bades zu Bristol, und durch öftere kleine Reisen durch verschiedene Theile des Königreichs zu unterbrechen sich genöthiget sah.

In seiner ersten Wohnung zu Newington, fand Howard nicht die beste Begegnung; er nahm daher eine andere in dem Hause einer Witwe, Namens Sarah Iordorn. Die anhaltende zärtliche Aufmerksamkeit und Pflege, welche er bei dieser Witwe fand, contrastirte gegen die Begegnung, welche er in seiner vorigen Wohnung gefunden hatte, so sehr, daß sie einen tiefen Eindruck auf sein Herz machte. Aus Gefühl von Dankbarkeit, trug er ihr seine Hand an. Sein großes Vermögen reizte inzwischen diese gute Witwe nicht, seinen Antrag sofort anzunehmen. Bei der großen Verschiedenheit in Absicht des Alters, und bei ihrem eigenen schwächlichen Gesundheitszustande, glaubte sie nicht, daß sie sich für einander schicken würden. Howard ließ sich jedoch hiedurch nicht abschrecken, er überwand ihre Bedenklichkeiten, und sie wurde ums Jahr 1752 seine Gattin. Mit einer Edelmüthigkeit, die vielleicht eben so charakteristisch war, als seine Dankbarkeit, schenkte Howard nun das geringe Vermögen, was er mit dieser Frau erheirathete, ihrer Schwester.

Er beehlet aber diese Gattin nicht ange; sie starb am 10ten Nov. 1755 in ihrem 54ten Jahre, und Howard

ließ ihr ein schönes Grabmal errichten. Er hatte ihr immer mit der größten Zärtlichkeit begegnet; man hatte ihn oft sagen hören: er würde mit Freuden hundert Pfund darum geben, wenn er ihr dadurch auch nur eine einzige ruhige Nacht verschaffen könnte, und er hat nach ihrem Tode oft versichert, daß er, wenn er wieder heirathen sollte, eine Frau, wie sie gewesen, allen Reizen der Jugend und Schönheit vorziehen würde. Auch in den spätern Jahren seines Lebens war ihm das Andenken dieser Gattin noch immer heilig, und kaum 5 Jahre vor seinem Tode besuchte er noch einmal ihr Grabmal, und ließ es ausbessern und verschönern.

Nach dem Tode seiner Frau hob er den eigenen Haushalt auf, und nahm einige Zimmer auf St. Pauls Kirchhofe in Miterha. Alle Mienblen, die er für diese Zimmer nicht brauchte, verschenkte er an arme Hausbesitzer zu Newington, und ließ sie darum lösen; und der alte Gärtner, dessen schon einmal gedacht ist, erinnert sich noch jetzt dankbar, daß auch er seinen Antheil davon erhielt.

Am 13ten Mai 1756 wurde er zum Mitgliede der Königl. Societät der Wissenschaften in London gewählt, und am 20ten desselben Monats in selbige eingeführt. Noch in eben dem Jahre entschloß er sich, eine Reise zu machen, um sich dadurch die seinem Geist nach dem Tode seiner Frau so nöthig gewordene Zerstreuung und Aufbeiterung zu verschaffen; und die

Begierde, die Ruinen von Lissabon, so wie sie nach dem im vorhergegangenen Jahre erfolgten großen Erdbeben noch da lagen, zu sehen, bestimmte ihn, eine Reise nach Portugal, jeder andern vorzuziehen.

Er sah indessen Lissabon nicht; denn das Packboot, auf welchem er sich befand, um dahin zu gehen, wurde von einem französischen Caper genommen, und im Hafen zu Brest aufgebracht. Dieses Unglück hatte entscheidenden Einfluß auf sein ganzes künftiges Leben, und auf die menschenfreundlichen Beschäftigungen, welchen er dasselbe in der Folge so ganz widmete.

Howard war zu Brest nicht bloß Zeuge aller der Leiden, welchen die Gefangenen so häufig ausgesetzt sind, sondern er erfuhr dieselben auch für seine eigene Person. „Ehe wir Brest erreichten,“ sagt er, „litt ich den entsetzlichsten Durst, indem ich in vierzig Stunden keinen Tropfen Wasser, und kaum ein Bißchen Speise erhielt, und im Castel zu Brest mußte ich sechs Nächte auf Stroß liegen. Da ich die elende Behandlung meiner Landesleute hier und zu Corbair, wohin ich nachher gebracht wurde, zu bemerken Gelegenheit hatte, so wandte ich die beiden Monate, die ich am letztern Orte auf Parole zubrachte, dazu an, mit den englischen Gefangenen zu Brest, Morlair und Dienan zu correspondiren. Ich erhielt hinläng-

liche Beweise davon, daß diese Unglücklichen mit solcher Unmenschlichkeit behandelt wurden, daß mehrere hundert derselben umkommen mußten, und sechs und dreißig an einem einzigen Tage zu Dienan in Einem Loch begraben wurden. Als ich, noch immer auf Parole, nach England zurückkam, veranlaßte ich, daß die zur Unterhaltung und Versorgung kranker und verwundeter Seeleute angeordnete Commission, der Sache ihre Aufmerksamkeit widmete. Es geschahen darüber Vorstellungen am französischen Hofe; das Schicksal unfrer Seeleute wurde gemildert, und die Gefangenen an den drei eben genannten Orten wurden mit dem ersten Casalschiffe zurückgesandt. Was ich bei dieser Gelegenheit selbst litt, setzt Howard hinzu, vergrößerte mein Mitleiden mit dieser unglücklichen Classe von Menschen, deren Sache der Gegenstand dieses Buches ist b).

In allen Schriften Howards finden wir wenig, was ihn selbst betraf, und auch das wenige, was wir noch finden, nur bloß gelegentlich bei der Behandlung des großen Gegenstandes seiner Bemühungen. Er sagt uns in der eben angeführten Stelle nicht, was doch Thatsache ist, daß er nemlich während seiner Gefangenschaft zu Corbair „bei dem Gefangenwärter Gnade fand“ so daß er, ob er gleich kein Officier war, dennoch auf sein Ehrenwort von demselben die Erlaub-

b) Account of the state of the prisons, Sect. I.

Erlaubniß erhielt, in der Stadt wohnen zu dürfen. Er erwirb sich durch das Offene und Redliche in seinem Charakter überhaupt so leicht die Liebe und das Vertrauen derer, die ihn kennen lernten, daß selbst sein Wirth, bei dem er in der Stadt wohnte und weilte, ungeachtet er demselben ganz fremd war, ihn mit Kleidung und Geld, welches man ihm beides zu Dreist genommen hatte, reichlich versah, und daß man ihm endlich, auf die Versicherung, daß er sich wieder in seinem Gefängnisse stellen werde, wenn die englische Regierung ihn nicht gegen einen französischen Geofficier öfte auswechseln wollen, sogar die Erlaubniß gab, in sein Vaterland zurück zu kehren. Ob man ihn inzwischen auf diese Weise auswechseln würde, ließ sich mit Gewißheit nicht vorher bestimmen, und er lehnte daher auch bei seiner Zurückkunft nach England die Glückwünsche seiner Freunde über seine Befreiung so lange ab, bis der Erfolg der bei der Regierung despalb angewandten Bemühungen ihn versicherte, daß er mit Ehre wieder in seinem Vaterlande werde bleiben können.

Nachdem er endlich diesen Endzweck glücklich erreicht hatte, und seines gegebenen Ehrenworts entbunden war, folgte er dem Antriebe einer brennenden Begierde, Italien zu sehen, und machte eine Reise dahin. Nach seiner Zurückkunft von dieser Reise kaufte er sich zu Whatcombe bei Iymington ein kleines Landgut für 7000 Pf.

St., wohnte dort etwa 7 Jahr, und verheirathete sich im Jahr 1758 mit einer Miß Harriet Leeds, einem sehr liebenswürdigen, sehr gebildeten, und ganz für ihn geschaffenen Frauenzimmer. Im Jahr 1765 verlor Howard inzwischen auch diese Gattin in ihrem ersten Kindbette; und dieser traurige Verlust bewog ihn, auch Whatcombe wieder zu verlassen. Es ist bemerkenswerth, daß Howard, an diesem Orte, wo er sich allen Einwohnern durch seine Rechtschaffenheit und Gutmüthigkeit werth gemacht hatte, während seines ganzen Aufenthalts daselbst, ungeachtet er selten Schloßer und Riegel gebrauchte, nie, auch nur um die geringste Kleinigkeit, bestohlen wurde, da hingegen sein Vorgänger, Capitain Blake, mit allem seinen Fingerringen und Selbstschüssen öfters Diebstählen ausgesetzt gewesen war.

Howard nahm nun seine Wohnung in einem kleinen Hause auf einem vortreflichen Güthen zu Cardington bei Bedford. Die armen Bewohner dieses Orts fanden sehr ihren Vortheil in seiner Gegenwart. Er beförderte und unterstützte Industrie unter ihnen; er besuchte sie in Krankheiten, und wandte manches Unglück von ihnen ab. Ihre Hütten, die dem Einsturz nahe waren, baute er ihnen nach einem bequemen Plan wieder auf; gab jedem einen kleinen Blumenkasten vor dem Hause, und hinter demselben ein Stück Landes zu Kartoffeln.

Wir nähern uns jetzt dem Zeitpunkt in Howards Leben, mit welchem sich die ausgezeichnete Laufbahn dieses großen Menschenfreundes erst recht eigentlich anfängt. Seine wohlthätigen Bemühungen blieben nun nicht länger mehr innerhalb den engen Gränzen eines kleinen Dorfs, oder einer einzelnen Provinz eingeschränkt; und nicht mehr Befriedigung seiner Neugierde, sondern ganz andere Bewegungsründe waren es, aus welchen er jetzt fremde Länder von neuem zu durchreisen anfing.

Im Jahr 1773 wurde er zum Sherif der Grafschaft Bedford bestimmt. Da er, als ein Dissenter, sich den Vorschriften der Testakten nicht unterwerfen konnte, und also eigentlich zu jedem öffentlichen Amte im Staate unfähig war, so soll, wie man sagt, der damalige Lord Canzler, Graf Bathurst, ihm eine Indemnisation zu bewirken sich erboten haben, im Fall er etwa in die Strafe der Testakte fallen sollte, um ihn hiedurch zur Annahme jenes Amtes zu bewegen. Dies ist inzwischen nicht gegründet; denn weder der Lord Canzler, noch der König selbst kan die Strafe der Testakte erlassen, so sehr sie auch in einzelnen Fällen mit dem freien und aufgeklärten Geist unserer Zeiten im Widerspruch stehen mögte. Howard bedurfte auch dieses Auswegs nicht; er kannte die aufgeklärte Denkungsart seiner Zeit, verließ sich auf die bessern Gesinnungen seiner Mitbürger, und bewies bei dieser Gelegenheit, so wie er nachher immer that,

daß Besorgnisse persönlicher Gefahr bei seinen ruhmwürdigen Unternehmungen nie bei ihm in Betrachtung kommen, noch ihn abschrecken konnten. Er wurde wirklich Sherif der Grafschaft Bedford. Seine Theilnehmung an den Leiden der unglücklichen Gefangenen, und seine unermüdete Aufmerksamkeit auf den Zustand dieser Unglücklichen, welche zuerst durch seine eigene Gefangenschaft in Frankreich waren erregt worden, wurden jetzt, da Amt und Pflicht ihm das Elend der Gefangenen noch näher unter die Augen brachten, eigentlicher und unmittelbarer Beruf für ihn. Er fand bald, daß viele Mißbräuche in den Gefängnissen herrschten, und daß das Elend der Gefangenen groß sey. Um beiden abzuhelpen, entschloß er sich, die vorzüglichsten Gefängnisse der benachbarten Grafschaften zu besuchen. Er fand in diesen gleiche Mißbräuche, gleiches Elend. Unzählige Gefangene, sowohl Schuldner, als Verbrecher, wurden gerade damals vom Kerkerlober, oder den Plattern hingerafft. Dies bewog ihn, seine Untersuchungen auch auf die Gefängnisse entfernterer Gegenden auszudehnen, und schon im folgenden Jahre war er so weit damit gekommen, daß das Haus der Gemeinen sich bewogen sah, sich über diesen Gegenstand Bericht von ihm erstatten zu lassen. Die Folge davon war, daß noch in derselben Parlamentssitzung zwei Bills passirten, wovon die eine: die Erhaltung der Gesundheit der Gefangenen, die ande-

re aber die Unterstützung und Loslassung derjenigen zum Gegenstande hatte, welche, obwohl freigesprochen, dennoch, weil sie die Gefängnisgebühren nicht zu bezahlen vermögten, ihre Freiheit nicht erhalten konnten. — Bei dieser Gelegenheit genoss Howard die ausgezeichnete Ehre, für das was er gethan hatte, eine öffentliche Dankbezeugung vom Unterhause zu erhalten.

Bei der Parlamentswahl im Jahre 1774 bemühte sich Howard zum Repräsentanten des Städtchens Bedford gewählt zu werden, um dadurch Gelegenheit zu bekommen, an der Ausführung seines großen Plans durch seine eigene Gegenwart im Parlament mit desto größerem Nachdruck zu arbeiten; wurde aber nicht gewählt. Inzwischen ließ er sich durch diesen fehlgeschlagenen Versuch in seinem Hauptplane nicht irre machen. Im Jahre 1775 machte er eine Reise durch Frankreich, Flandern, Holland und Deutschland; im folgenden Jahre wiederholte er diese Reise, und besuchte auch die Schweiz; und das Resultat seiner Reisen und mühsamen Untersuchungen legte er dem Publikum im Jahre 1777 in einem Werke vor, welches auch in Deutschland nicht unbekant geblieben ist c).

Küngstlich bemühte, der gesetzgebenden Macht die Nothwendigkeit einer weitern und wirksamern Verbesserung der Gefängnisse vor Augen zu legen, unternahm er eine dritte Reise durch die preussischen und österreichischen Staaten, welche er nachher auch auf Italien, und auf einige schon vorher von ihm besuchte Länder ausdehnte, und im Jahre 1778 endigte. Auch die auf diesen Reisen gemachten Bemerkungen legte er dem Publikum im Jahre 1780 vor d), und besorgte auch noch in demselben Jahre die zweite Ausgabe des: *State of the Prisons*. Um seine Kenntnisse von diesem wichtigen Gegenstande noch mehr zu erweitern, besuchte er darauf nochmals Holland und einige Städte Deutschlands, nicht minder die Hauptstädte von Dänemark, Schweden, Rußland und Polen, und kehrte durch Frankreich, Flandern und Holland nach England zurück. Die im Jahre 1784 herausgekommene dritte Ausgabe des *State of the Prisons* enthält das Merkwürdigste auch von diesen Reisen.

Gefängnisse und Hospitäler waren auf allen diesen verschiedenen Reisen Howards der einzige Gegenstand seiner

c) *The state of the prisons in England and Wales, with preliminary observations, and an account of some foreign Prisons. by John Howard, F.R.S. Warrington 1774. 4.* Ueber Gefängnisse und Zuchthäuser; ein Auszug aus dem Enckel des J. Howard mit Zusätzen, Anmerkungen, und Kupf. von G. L. W. Köster. Leipzig 1780. 8.

d) *Appendix to the state of the Prisons in England & Wales, by J. Howard; containing a further account of foreign prisons and hospitals, with additional remarks on the prisons of this country. Warrington 1780. 4.*

ner Untersuchungen, und durch keine Schwierigkeiten, keine Gefahren ließ er sich abschrecken, die möglichst vollkommenste Belehrung hierüber sich zu verschaffen. Da er in Paris die Bastille zu sehen wünschte, aber wohl wußte, daß eine förmliche Nachsuchung um Erlaubniß dazu, ihm zu nichts helfen würde; so ging er gerade auf das Thor derselben zu, klopfte stark an, und ging darauf unmittelbar

bar weiter, durch die Wache, nach der Zugbrücke vor dem Eingange des Kastels; indem er aber diese finstere Wohnung betrachtete, trat ein Officier heraus, und nöthigte ihn zurück zu gehen. So lange die Bastille steht, seit vier hundert Jahren, war Howard vielleicht der Einzige, der, diesen Ort zu verlassen, wider seinen Willen gezwungen werden mußte.

Der Schluß folgt künftig.

Vom Kartoffelbau.

Der Kartoffelbau aus dem Saamen ist mehrmals in diesen Blättern mit gutem Grunde angepriesen.

Sein größtes Hinderniß ist ohne Zweifel die Schwierigkeit gewesen, den Saamen aus den in den Sträuchern hängenden Äpfeln in beträchtlicher Menge zu erhalten.

Dazu ist das beste Mittel, die Äpfel zu sammeln, faulen zu lassen, in einem Troge mäßig zu stampfen, und in einem Gefäß mit Wasser durch einen Durchschlag zu reiben, daß der Saame auf den Boden falle, das übrige aber im Durchschlage bleibe. Der Saame wird darauf an der Luft getrocknet.

Indes kan man auch dieser Mühe überhoben seyn, und die Äpfel nur so, wie sie im Herbst abfallen, in die Erde bringen, da man dem im folgenden Frühjahr eine Menge Pflanzen antreffen wird, die, wie Kohlpflanzen umgepflanzt, ungewöhnliches Wachsthum und Leiben zeigen, und sehr mannigfaltige Spielarten von Kraut und Früchten liefern.

Solte Jemand aus Amerika Saamen zu erhalten wissen, der würde dies Gewächs dadurch vermuthlich am ersten zu seiner ursprünglichen Güte zurück bringen.

Sammerisches Magazin.

86tes Stück.

Montag, den 25ten October 1790

Authentische Nachrichten von dem Leben und den menschenfreundlichen Bemühungen des verstorbenen John Howards, Esq.
Mitglied der Königl. Societät der Wissenschaften zu London.

(Schluß.)

In Rom und Lissabon bemühet er sich vergeblich, die Gefängnisse der Inquisition sehen zu dürfen. Am erstern Orte betrachtete er das Aeußere des Gefängnisses mit so vieler Aufmerksamkeit, daß er bloß dadurch schon Verdacht zu erregen anging; und er konnte von diesem Gefängnisse weiter nichts erfahren, als daß der Pabst Pius V. es im Jahre 1569 habe erbauen lassen.

Zu Madrid war er in seinen Bemühungen glücklicher. Durch Veranlassung des Grafen Campomanes erhielt er Zutritt bei dem Großinquisitor, und wurde von demselben in das Gerichtss- oder Sessionszimmer geführt; aber irgend einen andern Theil des Gefängnisses konnte er nicht zu sehen bekommen. Auch zu Valladolid verhalf ihm die Vermittelung des Grafen Campomanes Zutritt zu dem Inquisitionsgefängnisse, wo er von zwei Inquisitoren in Form empfangen wurde.

Hier glückte es ihm so sehr, daß er auf Kosten seines Gefühls volle Gelegenheit bekam, seine Neugierde zu befriedigen. Man zeigte ihm unter andern das Gemälde von einem im Jahre 1667 gehaltenen Auto da Fé, wo sieben und neunzig Personen verbrannt wurden. Er sah gleichfalls das Gerichtszimmer, worin ein Altar befindlich ist, und eine in das Secretarienzimmer gehende, mit drei Schlössern versehene Thür, mit einer Ueberschrift, welche allen denen, so in dieses Zimmer hinein zu gehen wagen würden, den großen Bann verkündiget. In zwei andern Zimmern befanden sich die Insignien der Inquisition; in einem folgenden verbotene Bücher, unter andern auch einige englische; und in noch einem andern eine Menge von Kreuzen, Rosenkranzknöpfen und Gemälden. Man erlaubte ihm sogar, die geheime Treppe hinauf zu gehen, vermittlest welcher die Gefangenen in

Herz

das

das Verhörzimmer gebracht werden. Diese Treppe führte zu einem Gange, in welchem sich verschiedene Thüren befanden; aber in keine derselben verflattete man ihm den Eintritt. Er erbot sich, sich einen Monat lang in diesem Gefängnisse einschließen zu lassen, um seine Neugierde völlig zu befriedigen; aber man sagte ihm: Niemand komme aus demselben unter drei Jahren heraus, und müsse alsdenn den Eid der Verschwiegenheit leisten.

Nach ohne Rang, Titel und glänzende Außenseite, mußte ein Mann, der wie Howard that, sein Leben einem so ehrenvollen Geschäfte widmen, allenthalben, auch bei Personen des höchsten Standes, diejenigen Beweise einer ausgezeichneten Achtung finden, die seinem persönlichen Charakter und Verdienste gebührten. Bei einem solchen Manne konnten selbst Fürsten die zufälligen, conventionellen Distinctionen der bürgerlichen Gesellschaft vergessen, und ohne sich einer Herablassung bewußt zu seyn, mit ihm umgehen. Howards Betragen gegen sie enifernte sich zwar nie von derjenigen Ehrerbietung, welche er ihrem Stande schuldig war; nie verließ ihn aber auch, zugleich in dem Umgange mit ihnen die einen Mann von seinen Verdiensten um die Welt so wohl fleidende Simplicität und Offenheit, welche ihm sonst so eigen war. Einst fragte ihn der Prinz Heinrich

von Preußen, warum er des Abends, nach gethaner Arbeit, nie einen öffentlichen Ort besuche: das that ich nie, antwortete Howard; ich finde mehr Freude in der Erfüllung meiner Pflicht, als in irgend einer Art von Vergnügungen. Als er einst bei dem Großherzog von Toscana, jetzigem König von Ungarn, zu Mittag speisen sollte, ließ er sich damit entschuldigen: daß er seinen Geschäften eine Zeit von drei Stunden nicht entziehen könne. Joseph der Zweite wünschte; Howard bei seiner Anwesenheit in Wien, zu sprechen, und dessen Meinung über die Hospitäler und Gefängnisse in solchen Ländern zu erfahren. Howard hatte keine Lust, sich der am Kaiserlichen Hofe damals noch gebräuchlichen Etiquette zu fügen, und zu knien, wenn er dem Kaiser vorgestellt würde; er ließ sich also auf die höflichste Weise entschuldigen, weil er glaube, nur vor Gott allein die Knie beugen zu dürfen. Aber der Kaiser ging über dies Ceremoniell ^{a)} hinaus, empfing Howard in seinem Kabinette, reichte ihm die Hand, und hatte eine lange Unterredung mit ihm. Howard sagt dem Kaiser freimüthig seine Meinung über die Wiener Gefängnisse und Hospitäler, mit welchen er nicht sehr zufrieden war. Besonders sprach er sehr wider einige Kerker in verschiedenen Gefängnissen der Stadt. Da der Kaiser, dem dies nicht gefiel, fragte ihn:

a) Etwa sechs Wochen nach Howards Abreise von Wien wurde dasselbe vom Kaiser ganz abgeschafft.

ihn: warum er seine Kerker table, da man doch in England die Missethäter bei Duzenden hänge? Ich möchte auch lieber in England gehangen werden, als in einem von Ew. Majestät Kerker leben; antworte ihm Howard. Der Kaiser sagte nachher zu einem andern Engländer: En vérité ce petit Anglois n'est pas flateur.

Zu Konstantinopel wurde Howard mit vieler Achtung aufgenommen, und hier fand er Gelegenheit, zu bemerken, daß unter manchen andern guten Eigenschaften der Türken, auch Dankbarkeit bei ihnen nicht fremd sey. Er war so glücklich gewesen, einen sehr reichen Türken von einer Krankheit zu heilen; und der dankbare Muschelmann bot ihm dafür ein Geschenk von 2000 Zechinen, etwa 900 Pf. St. oder 5400 Rthlr. an. Howard lehnte inzwischen dies Geschenk ab, und erbat sich von seinem Patienten bloß die Erlaubniß, aus dessen Garten zu Zeiten einige Trauben und Orangen, zu seinem Frühstück, holen lassen zu dürfen, und erhielt darauf jeden Morgen einen Korb voll der ausgereichtesten Früchte, die der Garten lieferte. — Er sah hier verschiedene Personen an der Pest sterben.

Howard hatte sich nunmehr eilf Jahre hindurch mit der Reform der Gesetznisse, sowohl in Rücksicht auf die Gesundheit als Moralität, beschäftigt, und auf alle mögliche Weise das fürchterliche Kerkerfieber auszurotten sich bemüht, als er auf einen andern Gedanken kam, — den menschen-

freundlichsten und wohlthätigsten, der vielleicht je in dem Kopfe eines Menschen entstehen konnte — den Gedanken: dem Fortgange der verzerrenden Pest Einhalt zu thun. Der erste Gegenstand seiner Bemühungen mußte hierbei seyn, sich mit den Lazarethen, oder Quarantainhäusern bekannt zu machen. Das vorzüglichste derselben war zu Marseilles. Schwierigkeiten und Gefahren zeigten sich ihm hier in jeder Gestalt. Die außerordentliche Eifersucht der französischen Regierung in Absicht des levantischen Handels gestattete keinem Fremden den Eintritt in dies Lazareth. Da Howards Zweck mit Handel oder Staatsachen unmittelbar nichts zu thun hatte, so übernahm es ein Mann von angesehnen Stand und Amte, ihm beim französischen Hofe die Erlaubniß auszuwirken, dies Lazareth sehen zu dürfen; allein, es wurde durchaus abgeschlagen. Howard ließ sich jedoch durch ein Hinderniß, was ihm so unbedeutend schien, in seinem Plane nicht aufhalten, zumal, da ihm das Lazareth zu Marseilles so wichtig war. Er nahm den Charakter eines englischen Arztes an, der zu seinem Vergnügen, und seiner Gesundheit wegen reise, und ging gerade nach Marseilles. Da er, wie vorhin erwähnt worden ist, in seinen jüngern Jahren nicht nur Medicin studirt, sondern auch nachher durch seine genaue Freundschaft mit verschiedenen der angesehensten Ärzte in England seine Kenntnisse in dieser Wissenschaft sehr erweitert hatte; so

war er im Stande, diesen angenommenen Charakter zu behaupten; auch konnte es ihm, da er überdem seine Kunst unentgeltlich ausübte, an Kronen nicht fehlen, die sich seiner Hülfe bedienten. Nach einem etwa neuntägigen Aufenthalte zu Marsoilles erhielt er durch Hülfe einer guten Adresse und durch das mächtigste aller Ueberredungsmittel, durch Geld, die Nachrichten, die er wünschte, und verschaffte sich sogar einen genauen Riß des Lazarethgebäudes selbst. — Hierauf besuchte er die Lazarethe zu Genua, Spezia, Livorno, Malta, u. s. w. und reiste nach Smyrna und Konstantinopel. Von hier kehrte er wieder nach Smyrna zurück, und entschloß sich, in einem mit keinem gehörigen Gesundheitspaß versehenen Schiffe sich nach Venedig einzuschiffen, um dadurch Gelegenheit zu bekommen, in dem dortigen Lazareth die Quarantaine förmlich selbst auszuhalten. Nach einer langen und gefährlichen Reise von sechzig Tagen wurde er bei seiner Ankunft in ein Boot ausgesetzt, welches mit einer langen Stange ans Ufer gestoßen wurde; sodann führte man ihn in seine Wohnung, welche in einem sehr schmutzigen Zimmer, ohne Tisch, Stuhl, und Bette bestand. Wie er sich über seine üble Lage beschwerte, wurde er einige Tage darauf in ein anderes Zimmer geführt, welches eben so ungesund war, wie das vorige. Sein Schlafzimmer hatte einen Fußboden

von Ziegeleerde; und er war fast von Wasser umgeben. Nach sechs Tagen wurde er abermals in ein anderes, „verpestetes Zimmer“ b) gebracht. Die Epluß verging ihm hier, und er glaubte in Gefahr eines langsamen Fiebers zu seyn. Inzwischen suchte er sich eine kleine Quantität Kalk zu verschaffen, ließ sein Zimmer weiß, und erhielt auf diese Weise eine reine und gesunde Wohnung, und sah Gesundheit und Appetit bald wiederkehren. — Auf der Reise von Smyrna nach Venedig entging Howard einer sehr nahen Lebensgefahr. Das Schiff, worauf er sich befand, wurde von einem Kaper von Tunis angegriffen, welcher jedoch nach einem hartnäckigen Gefecht gezwungen wurde, die Flucht zu nehmen. Er erfuhr nachher von dem Capitain, daß derselbe entschlossen gewesen sey, eher das Schiff in die Luft fliegen zu lassen, als sich zu ergeben, und zu einer ewigen Gefangenschaft verurtheilt zu werden.

Nachdem Howard solchergestalt sich alle nur immer mögliche Belehrung über die Natur und Symptomen der Pest, und über die Mittel, von welchen sich höchstwahrscheinlich ein glücklicher Erfolg in der Behandlung dieser fürchterlichen Krankheit erwarten lassen durfte, verschafft hatte, besuchte er noch einmal die meisten Gefängnisse in Europa, vorzüglich die englischen und irländischen, und theilte darauf das Resultat auch dieser seiner Reise

b) A chamber saturated with infection, wie er es irgendwo nennt.

Reise dem Publikum mit c). Nicht zufrieden, mit demjenigen, was er schon gethan hatte, kündigte er am Schlusse seines Werks über die Quarantainehäuser seine Absicht an, England noch einmal wieder zu verlassen, um Rußland, die Türkei, und einige andere Reiche, noch einmal zu besuchen, und selbst bis in die östlichen Theile der Erde seine Reisen zu erstrecken. „Ich fühle wohl,“ sagt er, „was für Gefahren eine solche Reise nothwendig begleiten müssen. Aber im Vertrauen auf die Vorsehung, welche mich bisher erhalten hat, unterwerfe ich mich ruhig und freudig der Fügung der nie irrenden Weisheit. Sollte es Gott gefallen, während der Verfolgung meines Zwecks, meine Tage zu enden, so messe man mir nicht Unbesonnenheit oder Schwärmererei unredlicher Weise bei, sondern halte sich versichert, daß eine auf die ernstlichste Ueberlegung gegründete Ueberzeugung, daß ich den Weg meiner Pflicht wandle, und der aufrichtigste Wunsch, meinen Mitgeschöpfen in größerm Maaß nützlich zu werden, als ich's in den engeren Gränzen eines eingezogenen Lebens werden konnte, meine Entschlüsse und meine Handlungen leiteten.“ — Howards Hauptabsicht bei dieser abermaligen Reise war, mit dem in England so sehr geschätzten, und in bössartigen Fiebern häufig gebrauchten Doctor James's

Powder auch bei der Pest einen Versuch zu machen, überzeugt, daß es auch in dieser Krankheit gleich wirksam seyn werde.

Kurz vor dem Antritt seiner Reise besuchte er noch einen seiner Freunde, und nahm mit Heiterkeit und frohem Muthe Abschied von ihm; doch auferte er zugleich einige Besorgniß, daß er auf dieser Reise sein Leben enden werde; aber, setzte er hinzu, er sey ruhig und völlig gefaßt darauf. Wie sein Arzt in England ihm sagte, daß er vielleicht nicht lange mehr zu leben haben werde, antwortete er: Es ist gut; Gottes Wille ist auch der meinige. Mit diesem festen Vertrauen auf die Vorsehung, trat er im Sommer 1789 seine neue Reise an, starb aber zu Cherson in der Crim am 20ten Januar d. J. in einem Alter von 63 Jahren, als ein Opfer seines beispiellosen Eifers für die Glückseligkeit seiner Nebenmenschen. Er wurde, auf sein eigenes Verlangen, in dem Garten eines Landhauses in der Nachbarschaft, welches einem Franzosen gehörte, der ihm viele Höflichkeiten erwiesen hatte, begraben, und sein treuer Bediente, sein beständiger Begleiter auf allen seinen Reisen, erwies ihm (Lucas) die Besorgung seines Begräbnisses den letzten Dienst. — Die londoner Hofzeitung vom 23ten März kündigte seinen Tod auf eine solche Art an, wie vielleicht noch nie der

K r r 3

c) Account of the principal Lazarets in Europe; wovon so eben eine deutsche Uebersetzung angekündigt worden ist.

der Tod eines simplen Privatmannes in derselben angekündigt seyn mag d). Verschiedene Geistliche in London feierten sein Andenken durch besondere Predigten e), und mehrere, theils bei seinem Leben, und theils nach seinem Tode erschienene Gedichte, stehen in verschiedenen Monatschriften f).

Burke sagt in einer, bei einer gewissen Veranlassung im Jahr 1780 gehaltenen Rede: „ich kan diesen Mann (Howard) nicht nennen, ohne zu bemerken, daß seine Bemühungen und Schriften sehr viel dazu beigetragen haben; die Augen und Herzen der Menschen zu öffnen. Er hat ganz Europa durchreiset — nicht um kostbare Palläste zu sehen, oder die Ruinen des Alterthums; nicht um neuere Kunst zu bewundern, oder Schausmünzen und Handschriften zu sammeln — sondern um in die Tiefen der Kerker hinabzusteigen, sich in das Gift der Hospitäler zu stürzen; die Wohnungen des Jammers und des Verderbens zu besuchen; den Umfang des Elends, der Unterdrückung und Verachtung auszumessen; der

Vergessenen zu gedenken, der Versäumten sich anzunehmen, die Verlassenen zu besuchen, und die Leiden aller Menschen in allen Ländern gegen einander abzumägen. Sein Plan war original; eben so geistvoll und kühn, als menschenfreundlich. Es war eine Entdeckungsreise, eine Reise der Menschenfreundlichkeit. Mehr oder minder fühlt man schon in jedem Lande die wohlthätigen Wirkungen seiner menschenfreundlichen Bemühungen, und den letzten Lohn derselben wird er, hoffe ich, im voraus dadurch einernten, wenn er den großen Zweck, den er sich vorgesetzt hatte, in allen seinen Wirkungen in seinem Vaterlande realisirt sieht.“

Im Jahre 1786 hatte man die Absicht, Howard ein Monument zu errichten, und eine zu dem Zweck eröffnete Subscription stieg in wenig Monaten bis auf 1500 Pf. Sterling. Aber, nichts konnte seinem Gesühle mehr entgegen seyn, als dies. Wie er es erfuhr, sagte er: habe ich denn nicht einen einzigen Freund mehr in England, der dies Projekt hintertreibt!

d) Warschau, den 6ten März. Gestern erhielten wir hier die Nachricht von dem Tode des durch seine Reisen und Bemühungen zu Bewirkung einer Reform der Gefängnisse und Hospitäler in Europa so allgemein bekannten Howard. Er wurde ein Opfer seiner Menschenliebe, indem er zu Ebersohn eine an einem epidemischen Fieber krankliegende Dame, als Arzt, besuchte, von dieser Krankheit selbst befallen wurde, und nach 12 Tagen sein Leben erlagte. Der Fürst Potemkin, der seine Krankheit erfahren, hatte ihm von Jassy aus seinen Arzt gesandt.

e) Ueber Apostelgesch. Cap. 10. v. 38.

f) 3. E. Univers. Magaz. Sept. 1780. Mai 1789. Mai 1790. Europ. Magaz. März 1790.

treibt! Nach seiner Zurückkunft in England versicherte er mehr denn einmal: er würde nie wieder in sein Vaterland zurückgekehrt seyn, wenn jener Plan wäre ausgeführt worden. Auf einen Brief Howards an die Subscribenten g), wurde die Sache vorerst aufgegeben. Einige Subscribenten erhielten ihr Geld zurück; andere aber überließen es der Disposition einer Committee, welche, nachdem sie 200 Pf. Sterling davon zur Unterstützung von 55 armen Gefangenen in London verwandt hatte, den Rest von 750 Pf. Sterling noch in Händen hat, und denselben vermuthlich dazu verwenden wird, dem Menschenfreunde Howard, nunmehr nach seinem Tode, ein Monument zu errichten. —

Howard hinterließ einen einzigen Sohn, der aber das Unglück hat, wahnsinnig zu seyn. Man hat gesagt, er habe durch übertriebene Strenge bei der Erziehung, seinen Sohn zu diesem unglücklichen Zustande gebracht. Von andern aber ist diese Beschuldigung aus den besten Quellen widersprochen, und solche, selbst von den Urhebern derselben, nachher wieder zurückgenommen worden. Auffallend ist es dabei, daß gerade diejenigen, welche das ungereimte Project, ihm noch bei seinem Leben ein Monument zu errichten, mit dem größten Eifer durchzusetzen suchten, nach seinem Tode die ersten waren,

welche sich's angelegen seyn ließen, in öffentlichen über ihn erschienenen Schriften seinen moralischen Charakter zu lästern.

Er lebte äußerst mäßig. Im 62ten Jahre seines Lebens hatte er seit vielen Jahren keine animalische Speise zu sich genommen, und seit 30 Jahren keinen Wein gekostet. Seine Speise bestand den ganzen Tag über in zwei Pennebröden, mit etwas Butter, oder Backwerk, einer Pinte Milch, und fünf bis sechs Schalen Thee, nebst einem gebratenen Apfel des Abends beim Schlafengehen. Während der Zeit, daß er zu Warrington den Druck seiner Abhandlung über Lazareth besorgte, stand er, mitten im Winter jeden Morgen um drei Uhr auf, so wie er überhaupt gewöhnlich früh aufzustehen, und früh sich zu Bette zu legen pflegte. Vom Thee glaubte er, daß er die Lebensgeister erhebe, und führte denselben auf seinen Reisen beständig bei sich.

Er schien zu glauben, daß er von der Vorsehung in seinen Unternehmungen besonders begünstigt und unterstützt werde, und ließ sich weder durch Vergnügungen, noch durch irgend eine andere Beschäftigung, in seinem Hauptzwecke stören. Von Empfehlungsschreiben machte er auf seinen Reisen selten Gebrauch, und behauptete, daß er in seinen Nachfor-

forschungen glücklicher sey; wenn er sich selbst überlassen bliebe. Er rechnete, daß seine letzte Reise drei Jahre erfordern werde, und hatte die Absicht, während dieser Zeit, zweimal Großcastro, das vermeintliche Vaterland der Pest — zu besuchen; sich dort eine beträchtliche Zeit über aufzuhalten, und sodann eine Reise nach der Crim, Konstantinopel und der Barbarei zu machen. Er hatte nicht Lust, über die Pest etwas zu lesen, und antwortete Jemandem, der ihm eine französische Abhandlung über diese Krankheit mitgetheilt hatte: „ich lese sehr wenig über die Pest, da ich meine Schlüsse aus eigener genauer Beobachtung dieser Krankheit, und nicht aus den Theorien solcher Aerzte, die nie einen Pestkranken sahen, zu ziehen gedenke; und überhaupt ist meine Meinung über diese Krankheit ganz verschieden von allen dem, was ich bisher darüber in Büchern gefunden habe.“

Neben der Verfolgung seines Hauptzwecks, war er auch aufmerksam auf die Policeianstalten der Länder und Orte, die er sah. So hatte er sich's z. E. zur Regel gemacht, in jeder Stadt, wo er sich aufhielt, am Abend von verschiedenen Bäckern selbst einige Brodte zu kaufen, und ihr Gewicht gegen einander zu vergleichen. Von der berlinischen Policei sprach er mit großem Lobe, und versicherte, daß er besonders das Gewicht des Brodts an diesem Orte richtiger, und durchgängig übereinkommender gefunden habe, als in irgend einer andern großen Stadt, die er je gesehen. Aus Florenz brachte er ein Exemplar des neuen toscanischen peinlichen Gesetzbuchs mit, übersetzte dasselbe ins Englische, und schenkte das Manuscript im Jahr 1789 seinen Freunden. Sein Geist war sich immer gleich, immer froh, und heiter, und er versicherte, daß er dies allein seiner außerordentlichen Mäßigkeit zu verdanken habe.

Ein altes Ehepaar.

Zu Bollbüttel im Amte Bischof, lebt ein Mann, Namens Ernst Heinrich Schultze im 37^{ten} seiner Lebensjahre, mit seiner 32jährigen Frau, 62 Jahre im Ehestande. Beide sind so munter und gesund, daß sie erforderlichen Falls noch einige Meilen über's Feld gehen können.

Sie haben vom Anfange ihres Ehestandes bei andern Leuten zur Miethe

gewohnet, und sich so lange, als es ihre Kräfte verstaten wollen, von schwerer Arbeit, nachher aber vom Spinnen ihren Unterhalt eintträchtig verschaffet; — so, daß sie bislang keinem Menschen zur Last gefallen sind, noch Armengeld gesucht haben. — Nur der diesjährige lange anhaltende theure Kornpreis hat sie in Belkummerung gesetzt.

Sammlerisches Magazin.

87tes Stück.

Freitag, den 29ten October 1790.

Fragmente über Italiens Medicinalanstalten.

Vom Hrn. Doctor Domeier.

Von den Bädern am Monte Catini.

Da diese Bäder erst neuerlich die Aufmerksamkeit der Naturforscher und des Fürsten auf sich gezogen, so glaube ich, mir bloß eine kurze Beschreibung derselben erlauben zu dürfen. Noch vor wenig Jahren war da, woher man jetzt Gesundheit holt, und wo nun sehr schöne im griechischen Geschmacke erbaute Bäder prangen, nichts, als ein unzugangbarer Sumpf. Ihre Entfernung vom Postdamme, zwischen Lucca und Florenz, beträgt nur einige 100 Schritte. Der wohlgenachte, sehr breite und auf beiden Seiten mit Alleen bepflanzte Weg zu denselben, wo in den Zwischenräumen der Bäume, der edle Lorbeer Winter und Sommer grüneth, gewährt dem ungewohnten Auge eines Deutschen einen entzückenden Anblick.

Jedes Bad hat seine Kuppel; und in Nebenzimmer giebt demselben die nöthige Bequemlichkeit. Dies Zimmer ist mit einem weichen Canapee,

und überhaupt viel niedlicher meublirt, wie die Bäder in Pisa. Selbst die Thürpfosten sind vom kostbarsten Marmor. Die Bäder sind in einem Gebäude, das nur das Erdgeschos hat, vereint; doch so, daß dasjenige, worin die Bäder für das weibliche Geschlecht sind, von dem, für die Männer bestimmt, etwas entfernt liegt. Diesen zwei Gebäuden giebt ein angenehmer Arcadengang, durch toscanische Säulen unterstüzt, ein vortrefliches Ansehen. Obnehin ist die Gegend eine der vorzüglichsten, die ich in Italien gesehen habe. Alle Berge — und man siehet ihrer sehr viele, weil die vordern nicht die Höhe derer im Hintergrunde erreichen — sind nicht nur bis an die Spitze kaskadirt, sondern auch mit unzähligen Landhäusern besetzt, die diese ganze Landschaft als eine einzige Ortschaft darstellen. Einen unübertrefflichen Eindruck zum Ganzen macht ein Ort auf dem Monte Catini selbst, der mit Delgärten umgeben, einen regelmäßigen Halbkreis dem Auge darbietet. Das Thal ist

S s s

äußerst

äußerst fruchtbar, und der liebliche Anblick seiner mannigfaltigen Früchte, gewährt gleichfalls ein großes Entzücken. Einige zu Wohnungen eingerichtete sehr große Häuser, liegen der Chaussee näher. Bis jetzt sind ihrer zwar erst 4, aber die Größe eines jeden einzeln, ersetzt ihre geringe Anzahl. Das, beim Trinkbrunnen erbaute Haus, welches nach der Chaussee die Fronte hat, und mit einem prächtigen griechischen Portal und einigen kleinen Thürmen gezieret ist, trägt zur Schönheit des Ganzen viel bei. Das Wasser, dessen Geschmack dem Weinberger Salzwasser nahe kommt, wird aus einer sehr reichen, allgemeinen Quelle in jedes einzelne Bad geleitet. Ein Brunnenarzt ist bereits angesezt, und die medizinischen Badenothwendigkeiten sind hinreichend, und der Absicht entsprechend angebracht.

Aus der Sorge des Großherzogs für das Wohl seiner Unterthanen, und aus den Kräften des Wassers, läßt sich einigermaßen vorhersehen, daß diese Mineralquelle fleißig besucht werden wird. Dr. Bichiera in Florenz hat eine kleine Abhandlung a) darüber geschrieben, die ich nicht habe zu Gesicht bekommen können, weil wahrscheinlich die Piece nicht in die Buchladen gekommen ist, oder weil überhaupt die geringen Ausgaben der italienischen Bücher leicht vergriffen werden.

Das kleine Städtchen Pistoja:

hat ein so wohl eingerichtetes Spital, wie sich wenig Städte Deutschlands rühmen können, wogegen diese aber eifrigere Aerzte haben. Hier ist auch der berühmte Bischof Ricci, der so viel für Religionsaufklärung gethan, und dadurch selbst auf die kaiserlichen Staaten so wohlthätigen Einfluß gehabt hat. Bekanntlich correspondirten die beiden Brüder beständig über Gegenstände, die das Wohl ihrer Länder betrafen, und es lehnten einer vom andern, die vortheilhaftesten Anstalten und Veränderungen.

Ich komme nun zur Hauptstadt Florenz,

von der ich manches Wichtige zu sagen habe. Vor der Stadt, etwa 30 Schritte abwärts von der Chaussee, liegt das Lustschloß Pratolino, welches durch den Aufenthalt der Bianca Cappello so berühmt geworden ist. Das Aeußere dieser Stadt entsprach meiner Erwartung nicht, die durch die Schilderungen verschiedener Reisebeschreiber so gespannt war. Aber auch der weniger Erwartungsvolle wird sie, wenn er vorher Genua gesehen hat, mit einem weit ruhigeren Auge erblicken. Desto mehr aber befremdet die schöne Menschenrace, vorzüglich das Frauenzimmer. Ich müßte Meister der darstellenden Kunst seyn, um mit dem Pinsel einige würdige Ideale dieser Engländer

a) Della acque minerali de Monte Catini del Dr. Alessandro Bichiera.

Schönheiten aufstellen zu können. Fast sollte man glauben, daß Mutter Erde nur hier ihre vorzüglichern Schönheiten geboren habe, oder daß die medicische Venus die Mutter aller Florentinerinnen seyn müsse. Kaum erkennt das heurtheilende Auge einer vorübergehenden Schönheit in ihrem ganzen Geschlechte, den ersten Rang zu, als eine nachfolgende zweite und dritte, mit noch höhern Reizen geschmückte, das Auge noch mehr blendet, sein Urtheil vernichtet, und sich zum treffendern Gegenstande desselben darstellt. Ich wage es, hier einen physiologischen Grund des Daseyns so vieler und vollkommener Schönheiten, die ich an keinem Orte, in solcher Allgemeinheit gesehen habe, anzugeben, und überlasse es übrigens physiologischen Denkern, mir beizupflichten, oder das Publikum und mich selbst richtiger zu belehren. Ich finde nemlich den Hauptgrund von so viel ungewöhnlichen Schönheiten, in den vielen öffentlichen Statuen — man zählt deren über 150 Stück — welche alle nackt aufgestellt sind, und, weil sie so, alle Schönheiten des Körpers auf einmal darbieten, den lebhaftesten Eindruck machen. Bei denjenigen, die von der Hypothese eingenommen sind, daß lebhaft

Vorstellungen der schwangern Mutter, auf ihr ungebobrenes Kind Einfluß haben, muß diese Vermuthung sogleich Eingang finden. Aber, eine andere Bemerkung scheint mir in dieser Hinsicht der Aufmerksamkeit noch würdiger zu seyn. Kan nemlich wohl das Frauenzimmer, an dem Orte, wo Apollo, wo der griechische Dachus, wo Herkules und so viele andere männliche Schönheiten, zum täglichen Anblick aufgestellt sind, einen lahmen, blinden, schiefen, oder auch nur häßlichen Jüngling zum Gatten wählen? Oder umgekehrt: kan wohl der Mann, der außer vielen andern statuarischen Schönheiten des Alterthums, auch die medicische Venus b) oft siehet, ein bucklichtes, schielendes, hinkendes oder auch nur ein, seinem durch Kunstwerke richtig geklimmten Geschmacke, zu wenig ansprechendes Frauenzimmer, zu seiner Gattin nehmen? — Gewiß nicht! — am meisten glaube ich dies vom Italiäner verneinen zu müssen, dessen Fantasie so lebhaft wirkt, und die auf alle sinnlichen Freuden einen so vorzüglichen Werth legt. Wenn es nun aber physiologisch gewiß ist, daß 2 schöne Weibern nur schöne Kinder erzeugen können, so scheint mir kein Zweifel übrig zu seyn, daß in solchen,

§ 66 8 2

nach

- b) Es ist von unbeschreiblichem Werthe, den Eindruck zu beobachten, den dies Meisterstück auf die Zuschauer macht. Wie die Augen so unbeweglich fest darauf geheftet werden, wie das Gesicht anfängt zu glühen, wie sich die Athemzüge verlangsamen und verschnellern, wie dann Füße und Knie mit Küssen bedeckt werden — wobei ein unleidlicher Wächter denn die Einnahme: oculis, non manibus! macht — wie dann laute Seufzer ausbrechen, und verschlossene, aber desto beßere Wünsche, die keine Entzifferung leiden, sich unwillkürlich aufdringen. —

nach gegenseitigen Reizen, vorsichtig gewählten Verbindungen, wenn nicht der einzige, doch wenigstens ein Hauptgrund zu suchen und zu finden sey, warum dieser Ort durch seinen ungewohnten Reichtum, an den seltensten und vollkommensten weiblichen Schönheiten, sich so ganz vorzüglich auszeichnet. Gern möchte ich dies reichhaltige Thema noch weiter ausführen, wenn die Grenzen einfacher Erzählung mich nicht zur Rückkehr verpflichteten. Ich will daher erzählen, und nicht ferner raisonniren.

Den Anfang mache ich mit dem Spital Santa Maria nuova, das schon im Jahre 1287 von Folco Portinari erbauet ist. Ein Deutscher muß es immer als ein prächtiges Gebäude auf führen, obgleich es den in Genua und Mailand bei weitem nachsteht. In der Mitte des Gebäudes ist die Kirche, deren Altäre aus feinem Marmor von Carrara erbauet sind; auch wird sie dem Reisenden durch vortrefliche Gemälde von Vicci, Pomerancio, Zuccheri, Paggi, Volterano und Bronzino merkwürdig. Auf der einen Seite der Kirche ist die Wohnung für männliche, auf der andern für weibliche Kranke; auch ist für jedes Geschlecht ein besonderer Eingang bestimmt. Zusammen faßt das Gebäude 1200 Kranke; jetzt aber belief sich die Anzahl nur auf 800. Für diese Zahl sind 13 Aerzte c) bestellt, die alle vier Monate wechseln. Die äußerlich leb-

benden, sind von den medicinischen Kranken getrennt, und das Ueberge wicht jener, ist unverhältnißmäßig groß. Auch hier traf ich wider meine Erwartung manche durch Dolchstiche Verwundete an, von welchen kein italienisches Spital ganz leer ist. Schwind suchen und Faulfieber waren unter den Internisten, so wie alte Weingeschwüre und Krebs aller Theile, unter den Externisten die häufigsten Krankheiten. Beim chirurgischen Verbande geht man hier stempel und zweckmäßig zu Werke. Alle Pflaster und Salben sind verbannt, statt deren man sich einer trockenen und feinen Charpie bedient. Eben so befolgt man auch hier wie in andern italiänischen Hospitälern das Principium, die innerlichen Arzneimittel sehr sparsam zu geben. In den übrigen Einrichtungen unterscheidet es sich nicht von andern italienischen Krankenhäusern, daher führe ich, um Wiederholung zu vermeiden, weiter nichts an. Die eigene Apotheke zeichnet sich, wie die übrigen dieses Landes, durch Simplicität aus, so, daß alle andere von mir bereisete Staaten darin dem Großherzogthum Toscana nachstehen. Als etwas Sonderbares und für das Publikum Nachtheiliges, merke ich noch an, daß wir so nütliches Quecksilber, womit wir so Manchem Hülfe leisten, hier allenthalben verschrien ist, und wenig oder gar keinen Beifall findet.

Alle

c) Eigentlich nur 100. se. Der dreizehnte ersetzt die Stelle eines kranken oder abwesenden Arztes.

Alle medicinische Vorlesungen in diesem Hospitale werden in einem geschmackvoll eingerichteten Auditorio gehalten. Neben diesem ist ein Zimmer, in welchem alle chirurgische brauchbare Instrumente, die von Malliard in Wien gemacht, und von dem lezt verstorbenen Kaiser Joseph, an seinen Bruder, jetzigen König von Ungarn und Böhmen, geschenkt worden sind, in gläsernen Schränken, zum Unterricht der Schüler, aufbewahrt werden. Als Seltenheit ist von diesem Kabinette noch merkwürdig, daß man hier, wenn ich mich so ausdrücken darf, eine vollständige Sammlung aller Augenkrankheiten, auch andere kranke und schadhafte Theile des menschlichen Körpers, in lebendig farbigem Wachse, sehr treu abgebildet findet.

Signor Giuntini, der Lehrer der Scheidekunst, machte mich auf eine Erfindung aufmerksam, die eine Holzersparniß zum Gegenstande hat, von der er sich als Erfinder anzeigte. Er war aber unter den mir bekannt gewordenen Italiänern schon der dritte, der ich diese Entdeckung zuerzignete. Häufiger, aber unvollkommener, fand ich ben diese Einrichtung in der Schweiz, umal in Bern — habe ich sie beinahe in jeder Küche, wo ich mich nur erkundigte — angetroffen. Auch H. Strak in Mainz hat schon vor etnigen Jahren in seinem vortreflich eingerichteten Spital dieselbe Ersparniß und noch mit der Verbesserung angebracht, daß neben dem Herde auch ein Zimmer geheizet wird. Das Feuer wird unter

der eisernen Matte, worauf gewöhnlich die Töpfe stehen, angebracht. Diese hat zu dem Ende Einschnitte, in welche die Töpfe gesetzt werden. Weil man nun aber nicht immer gleich viel Töpfe und Kessel zu heizen hat, so sind eiserne Schieber, in dem Raume, wo das Feuer brennt, angebracht, wodurch man die Hitze nach Anzahl der Töpfe einschränken und leiten kan. Die Einrichtung, die sich hier noch auszeichnet, ist: daß durch die eisernen Rauchleiter Wasser erwärmt wird, das zum Baden dienet. Dies Wasser ist mit der Bequemlichkeit in sechs großen Pfeilern erhalten, daß, so oft das erwärmte Wasser ausgezapft wird, der Abgang sogleich wieder ersetzt, und der Rücktritt durch eine Klappe verhindert wird. Dasselbe Wasser setzt auch einen Bratenwender in Bewegung; der an demselben Feuer den Bratspieß drehet. Giuntini berechnet die ersparte Summe in dieser chemischen und Hospitalische jährlich auf 1000 Scudi. Das Laboratorium ist reinlich, groß und reich an Instrumenten.

Eine zweite wohlthätige Medicinalanstalt ist das Spedale degl' Innocenti, in welchem ausgesetzte Kinder aufgenommen werden. Der erste Stifter war ein gewisser Pollini, der den Bau ums Jahr 1316 anfang. Das Haus ist prächtig in corinthischer Säulenordnung erbauet, und ungleich größer, als zu dieser Absicht nöthig ist. Daher ist ein solcher Ueberfluß an Zimmern, daß im Sommer andere, als im Winter bewohnt, und viele noch

vermietet werden. Jetzt schon ist dieses Hospital so reich, daß alle Ausgaben aus seinem eigenen Fond bestritten werden, und der Fürst nichts zuschießt. Die gewöhnliche Zahl der jährlich eingebrachten Kinder beläuft sich über 1000; und was merkwürdig ist — nur ein Drittel derselben sind ansehnlich geborne d). Sie werden sowohl am Tage, als in der Nacht aufgenommen, und man verlangt weder den Namen des Vaters, noch der Mutter. Ist keine Nachricht von der Taufe des Kindes gegeben, so tauft man es in dabio. Hat die Mutter dem Kinde ein charakteristisches Zeichen beigelegt, so wird dieses von der Commission sorgfältig aufbewahrt. Jedem Säuglinge wird ohnedem eine Nummer in Blei gedrückt, an einen Faden, so um den Hals gehangen, daß sie nicht willkürlich abgenommen werden kan, und doch nicht unbequem zu tragen ist. Auf diese Weise ist die Direktion im Stande, bei späterm Nachfragen, Rede und Antwort von dem Schicksale dieses Menschen zu geben, jedoch mit der Einschränkung: daß man nie den Aufenthalt des Kindes bekant macht.

Jede der Ammen, welche das Haus hält, wird monatlich mit 8 Lire e) bezahlt, und erhält zur täglichen Kost 3 Unzen Fleisch, 8 Unzen Brod, $\frac{1}{2}$

Liesco f) Wein, und im Sommer noch ein Frühstück von 2 Eiern. Da für hat sie 3 bis 4 Kinder zu tranken. Es werden aber bei weitem nicht alle Kinder in der Anstalt selbst erzogen, sondern viele werden, so bald sich dazu Gelegenheiten finden, aufs Land ausgethan, wohin sie, in besonders dazu sehr bequem eingerichteten Kreden, getragen werden. Bei meinem Beseyn war die Anzahl der anwesenden Säuglinge nur 50, die übrigen alle litten auf dem Lande. Jede Pflegemutter bekommt in den ersten 15 Monaten, die zum Säugen bestimmt sind, für jedes Kind 7, hernach 2½ Lire; nach dem zehnten Jahre aber wird weiter nichts bezahlt. Für die Kruppen und diejenigen, die mit langwierigen Krankheiten befallen sind, bezahlt man mehr. Ist aber der Körper eines solchen Kindes so schlecht gebaut, daß es sich den nöthigen Unterhalt nicht erwerben kan, so wird für dasselbe Jahr lebens geforgt. Ueber die Knaben behält die Anstalt bis zum 18ten, und über die Mädchen bis zum 25ten Jahre die Aufsicht; dann aber müssen sie selbst leute sich selbst ihr Brod verdienen.

Für die kranken Kinder sind besondere Wohnzimmer eingerichtet; werden sie aber auf dem Lande krank, so wird ihnen Arzt und Apotheker gehalten. Das Direktorat ist sehr einträglich,

d) Bei uns würde es Aeltern doch mehr Ueberwindung kosten, ihre ehelich gebornen Kinder in ein Findelhaus zu geben.

e) Eine Lira beträgt, nach hannoverschem Gelde berechnet, 4 bis 5 gr.

f) Ungefähr ein Pfund.

lich, und stets die Charge eines Adellieutenants. Es sind zwei Kirchen in der wunderbaren Absicht mit diesem Findelhaufe vereint, um die Versammlung des männlichen Geschlechts, von der des weiblichen zu trennen. In beiden steht man einige vortreffliche Freskogemälde von der Hand des berühmten Poccetti.

Eine dritte sehr merkwürdige und wohlthätige Anstalt zur Verminderung menschlicher Leiden ist: Das Spital der Unheilbaren oder St. Donato, ein Filial des erstern, in welchem auch manches so vortrefflich eingerichtet ist, daß ich mir kaum einreden konnte, in Italien zu seyn; nur muß ich mit diesem verdienten Lobe zugleich auch die Jeremiade verbinden, daß es um die medicinische Hülfe hier äußerst schlecht bestellt ist. Ja es sind nicht einmal eigene Aerzte angesetzt, sondern wenn ein chronisch Leidender mit einer kranken Krankheit befallen wird, so sind die Aerzte von Santa Maria Nuova verpflichtet, sie zu besorgen, oder richtiger sagte ich wohl, zu tödten;

um die chronischen Kranken bekümmert sich Niemand.

Die Bewohner dieses Hauses sind abgetheilt in:

- 1) Narren.
- a) 100 Männer.
- b) 100 Weiber.
- 2) Krähige.
- 3) Leprose.
- 4) Finidse.
- 5) Unheilbare.
- 6) Venerische.
- 7) Invaliden.

Nachdem andere Uebel, mit der einen oder andern der angegebenen Klassen nähere Verwandtschaft haben, werden sie ihnen beigegeben.

Nannoni der Sohn g), bekannter Schriftsteller und erster Wundarzt dieser Stadt, ist den chirurgischen Kranken angesetzt. Diese würden sich bei einem Manne, der so wie N. Denker ist, sehr gut stehen, wenn er sich selbst die Mühe gebe, sie zu besorgen. So aber leiden sie jämmerlich unter der eilen Bedienung unwissender Knaben.

- g) Er hat mehrers mit Beifall geschrieben. Unter andern: Trattato di Chirurgia. Trattato di Ostetricia e di operazioni. Trattato di anatomia, fisiologia e Zootomia. Er beschäftigt sich auch viel mit der Reproduktion der Nerven. Nur sollen oft seine Versuche in Zeiten anders ausfallen, als seine Aussage bezeugt.

Der Schluß folgt künftig.

Beantwortung der Anfrage im 10ten Hefte dieses Magazins von diesem Jahre.

In der Grafschaft Diepholz, vornehmlich im Amt Lemförde, wird fast durchgängig Leinwand und Wurzelsaas men zusammen gesäet. Die meiste Zeit

Zeit geräth beides sehr gut, dieses weiß ich aus zwölfsähriger Erfahrung. Es kommt nur darauf an, daß man einen lockern mit Sand melirten Boden dazu hat, der frühzeitig, nemlich vor dem Winter, dazu präparirt worden. Im kaltründigen Leimboden wollen die Wurzeln unterm Flache nicht fort.

Wenn im Frühjahr die Witterung darnach ist, so fängt der hiesige Landmann in der Mitte des Aprils schon an, seinen Lein- und Wurzelsaamen auszustreuen. Fast durchgängig rojen, oder Wendegraben sie, wie man hier sagt, das Land hiezu. Vielleicht ist das wendegraben allgemein nicht bekannt, deswegen will ich die hiesige Art anzeigen. Sie pflügen so tief wie sie können. In der Furche werden Leute auf beiden Seiten hergestelt, welche jede Furche, die der Pflug gemacht hat, noch Spaden tief ausgraben, und die Erde auf jeder Furche vorsichtig auflegen müssen. Gemeinlich rechnen sie 30 bis 36 Schritte auf einen Mann, diese müssen aber so geschwind ausgraben als der Pflug herum kömt. In dieser Arbeit helfen sie sich einander Hülfe, und bekommen dafür weiter nichts, als den ganzen Tag einmal Essen, nebst einem Gläschen Brantwein.

Ich fange mit meiner Leinsaat allererst anfangs Mai an. Diese Zeit halte ich noch früh. Aus der Ursache, weil ich bemerkt habe, daß der vom Frost nicht gelitten, dem vom

Frost gelittenen Flachs gemeinlich vorgekommen. Uebrigens halte ich viel von der frühen Saat, und rathe auch Jedweden, dessen Land nicht zu kaltründig ist, dazu. Auf einen Morgen, nemlich 120 Quadratruthen calenberger Maasse, säe ich drei Hinten Leinsamen; melire wegen der Erbsöhe 3 Mehen Torsasche, etwa 2 bis 3 Tage zuvor, darzwischen. Nun fange ich an doppelt zu säen. Die eine Halbschied der Länge, und die andere der Breite über. Ist dieses geschehen, so wird eingeeget. Darauf nehme ich 3 Pfund Wurzelsaamen, säe den überher, lasse es einhärten, zugleich die Klöße klein schlagen und den Urath herunter sammeln. Sobald der Flachs aufgezo-gen, und vom Lande gebracht ist, wird das Unkraut mit der Harke abgeharkt, es thut nichts, wenn auch junge Wurzeln mit herausgerissen werden, denn es bleibt doch noch Stamm genug da, und 14 Tage nachher lasse ich sie von allem Unkraut auf neue säubern.

Auf die Art habe ich seit meinen 12 jährigen Hiersen fast jedes Jahr, welches meine Nachbarn bezeugen können, eine reichliche Flachs- und Wurzelnerte gehabt. Auch habe ich den Leinsamen selber gezogen, den ich aber jährlieh überliegen lasse, hingegen ihn dann und wann gegen Samen, der auf schwerem Boden gewachsen, vertausche. Schließlich bemerke ich noch, daß die Flachswurzeln weit geschmackvoller sind, als die andern.

Burlage.

Trefurt.

Sammlerisches Magazin.

88tes Stüd.

Montag, den 1ten November 1790

Fragmente über Italiens Medicinalanstalten.

(Schluß.)

Nach rede von den Narren zuerst, weil ich nirgend ein so wohl eingerichtetes Irrenhaus gefunden habe. Selbst das Wiener und Frankfurter, die beiden zweckmäßigsten Irrenhäuser in Deutschland, müssen in dieser Rücksicht, diesem, der innern Einrichtung halber, nachstehen. Jeder Narr hat sein eigenes Zimmer, fünf Zimmer ausgenommen, in welchen allemal 2 der Unglücklichen bei einander wohnen. Alle diese Zimmer sind sehr hoch, sehr reinlich, und haben eine unverdorbenne Luft, die durch 2 große, ins Freie gehende Fenster, beständig rein erhalten wird. Die Fensteröffnungen sind mit eisernen Stäben verwahrt, deswegen können in der daselbst so milden Atmosphäre im Sommer die Fenster selbst ausgenommen, und dadurch die reinste Luft frei eingelassen werden. Nachahmungswürdig sind die Abtritte. Die gute Einrichtung derselben finde ich deshalb so vorzüglich wichtig, weil Menschen dieser Art ohnehin in einem sehr engen Dunstkreise einge-

schlossen sind. Jedes Zimmer hat seinen eigenen Abtritt. Die Excremente fallen in einen mit Wasser angefüllten Topf, der täglich gereinigt wird. Dieser Topf aber steht nicht im Zimmer, sondern nach außen zu in dem Garten, wodurch aller Gestank, weil die Ausdünstungen gleich in freier Luft zerstreut werden, verhütet wird.

Den still Irrenden verschließt man ihre Zimmer nicht, sondern der Garten steht ihnen nach Gefallen zur Promenade offen. Auch wohlthätig für die Unglücklichen, und würdig des hohen Gefühls vom Werthe der Menschheit, ist die Verfügung, daß die hier lebenden Maniaci und Melancholici, nicht wie es so oft ihr trauriges Loos ist, weder der freien Luft, noch dem Umgange mit Menschen entzogen werden. Von einem Gange, der alle Zimmer begränzt, kan man an jedem derselben, eine etwa 2 Quadratsfuß große Klappe öffnen, die außer dem Zwecke, durch sie den Kranken zu beobachten, auch noch den wichtigen Nutzen

Nutzen hat, im nöthigen Falle, Zugwind in dem Gemache zu bewirken.

Speisen und Getränke werden, ohne die Thür zu öffnen, erstere auf einer marmornen Drehscheibe, wie man sie gewöhnlich von Holz in den Speisenzimmern der Klöster sieht, letztere aber, durch ein eigenes dazugemauertes Loch, das mit einer eisernen Thür geschlossen wird, den Unglücklichen dargereicht. Ihre Speisen bestehen aus Minestra, Fleisch, Brod und Wein. Um 10 Uhr Morgens essen sie schon zu Mittag, und noch eine Stunde früher wird ein sehr wohl gebackenes Brod (in Italien eine Seltenheit) auf kleinen Karren zur Vertheilung, im ganzen Hospitale herumgeführt. Das Besorgen dieses Narrenhauses wird Jedem mit Recht erschwert, denn nur selten hat ein Fremder die Beschauer solcher Institute die Absicht, sich zu unterrichten, sondern die Leidenden zu beunruhigen, sie wüthend zu machen, und sich so auf die grausamste Weise auf Kosten der Gesundheit dieser Unglücklichen zu belustigen. Leopold aber wirkt, wie überhaupt für das Wohl seiner gesamten Unterthanen, so auch besonders und am angelegentlichsten für die Verminderung der Leidenden und Unglücklichen unter denselben, zu menschenfreundlich und großmüthig, als daß er gegen solche Ausbrüche schädender Bosheit, nicht hätte Vorkehrung treffen, und ihre Wirkungen begrenzen sollen.

Eine andere lobenswürdige Einrichtung ist die, daß die Wahnsinnigen und Tolln ihre eigenen Bäder haben, die ihrem Zwecke um desto mehr entsprechen, da in jeder derselben ein Tropfbad nebst einer kleinen Maschine, um sich nach Gefallen vom kalten oder warmen Wasser Klystire zu geben, sehr schicklich angebracht ist. Bei so vortheilhaften Anstalten ist es nun aber um so inniger zu bedauern, daß den unglücklichen Kranken durch keine medicinische Hülfe geleistet wird. Man begnügt sich damit, daß sie im Hospitale der Unheilbaren wohnen, dessen Benennung eo ipso schon alle Hülfsversuche gleichsam zu unter sagen scheint. Die vermögssamen Unglücklichen müssen ihren Aufenthalt bezahlen, die übrigen werden aus dem Fond verpflegt.

Die Kräftigen haben ebenfalls ihre besondern Bäder, jedoch so, daß 1 und 2 an eins derselben gewiesen sind.

Die Küche ist ein Muster der bequemen Einrichtung und Reinlichkeit. Zum Beweise will ich nur dies wenig anführen. Der Herd ist sehr groß, von allen Seiten frei, nach Giuntini's Erfindung, und hat über sich eine Kuppel, durch die das Lichte hereinfällt. Der Rauch wird durch Röhren abwärts geleitet. Um den Töpfen den erforderlichen Grad der Hitze und Wärme zu geben, können sie vermittelst darüber angebrachter Rollen in die Höhe gezogen und herunter gelassen werden. An den Wänden sind Schränke

le für die Küchengeräthschaften, die um so sauberer gehalten werden, weil sie zugleich zu Speisetischen eine sehr bequeme Einrichtung haben. In den Waschkümmern kan man, wie in unsern Mineralbädern, außer dem kalten Wasser, durch die Wirkung des von Giuntini eingerichteten Feuerheerds, beständig auch warmes Wasser haben. Sechs hundert Kranke der angegebenen verschiedenen Arten können in dieser Krankenversorgungsanstalt aufgenommen werden. Im Monat Mai vorigen Jahrs aber, war ihre Anzahl erst 500. Für alle diese werden nach einem in der Küche aufgehängenen Kirchenzettel, die ihnen dienlichen Speisen, aufs neue zubereitet. Zum Beschluß dieser, — weil ich in der Folge von keiner Anstalt der Art so viel Gutes werde rühmen können, — etwas laug gerathenen Beschreibung dieses Hospitals, merke ich nun noch an, daß der hohe Grad dieser seltenen und vortreflichen Einrichtung, die es dem warmen Menschheitsgeföhle des Monarchen verdankt, und auf welchen ich meine Leser aufmerksam zu machen gesucht habe, jeden der sie kennen ernt, gegen die menschenfreundliche Beförderer derselben, zu einer gränzenlosen Hochachtung hinreißt, erst seit einem Jahre ganz erreicht worden ist.

Das Spedale di Matteo brauche ich nur dem Namen nach anzuföhren. Ein gewisser Lemmo Balducci hat es im Jahre 1390 gestiftet. Es können

hier nur wenige Kranke aufgenommen werden.

Das Spedale di San Giovanni und di Bonifazio sind mehr Armenanstalten, als Krankenversorgungsstätten. Das erste ist dem Geschichtsliebhaber deswegen noch merkwürdig, weil Amerikas Entdecker, Amerigo Vesputci auf der Stelle dieses Gebäudes ehemals seine Wohnung gehabt haben soll.

Um nun noch der rechtmäßigen Forderung meiner Leser, für die in meiner Erzählung nur beiläufig gegebenen Winke, von der mangelhaften und gewissenlosen Medicinalverwaltung, die auch in Toscana noch herrscht, schuldige Gnüge zu thun, glaube ich statt aller Belege, mir nachstehende Schilderung der an diesen Krankenanstalten angeseßten Aerzte, mit welchen ich Bekanntschaft erdachte, mir ohne Vorwurf der Verläumdung erlauben zu dürfen. Auch beim schwächsten Geföhle für das Glück der Nebenmenschen blühet wahrhaftig das Herz, wenn man bei so großem und fürstlichen Kostenaufwande, einen solchen Contrast dieser promovirten Ignoranten wahrnehmen muß. Dr. Olmi, ein angestellter und besoldeter Arzt des zuerst beschriebenen Hospitals, den ich am Krankenbette habe handeln gesehen, ein äußerst süßsanter Mann, der alle praktische Weisheit in sich vereint glaubt, und den man die höchste Bewunderung ansieht, daß nicht alle Einwohner von Florenz bei ihm Hülfe und Rettung suchen, sing seine erste Unterhaltung mit mir sogleich mit

Titel 2

der allgemeinen Bemerkung an: daß er schon viele merkwürdige und kritische Fälle gehabt, alle aber auch glücklich geheilt habe. Obgleich er nun, als ich mir eine nähere Bestimmung dieser Fälle ausbat, in dieser Hinsicht sogleich ganz stumm ward: so erlaubte er seinem Eigennutze doch die unverkündete Ausschweifung, mir zu sagen: daß er, um sich von einer Krankheit zu unterrichten, nur in den allernächsten Fällen den Pulsschlag zu bemerken nöthig habe. Ein praktisches Megenie! antwortete ich ihm, und er war dumm genug, diese ironische Morquerie als ein verdientes Compliment mit demüthig stolzer Aeußerung anzunehmen. Der Medicus secundarius, der die Function hat, mit Carte blanche am Bette zu erscheinen, um das aufzuzeichnen, was der Primarius zur Herstellung der Kranken für dienfalls findet, hatte, um sich das schwere Geschäfte zu erleichtern, gewöhnlich, auf seiner Stube vorher, ehe weder er noch der Primarius die Kranken gesehen, in aller Behaglichkeit die, nach Gutdanken, notwendigen Verordnungen schon aufgeschrieben. Olmi besorgte also Kranke und machte Observationen, ohne zu wissen, was jene für Mittel nehmen. Wie schwankend übrigens dieser Ehrenmann in seinen Verordnungen seyn müsse, läßt sich daraus schließen, daß der Assistent, wenn er einmal Lust hatte, zu fragen: Soll der Kranke das Decoctum pediculae &c. haben? jedesmal eine beruhigende Antwort sicher erwarten darf. Nur hin und wieder führte Olmi

allein das Wort; das aber war meistens weiter nichts, als daß man dem Kranken — Pausen geben solle. Diese Verordnung pflegte er denn, nach seiner Einbildung, sehr wichtig beizufügen, daß dies die beste Medicin sey! — Manche Kranke fühlten das Bedürfnis der Arznei, und baten ihn um Verschreibung derselben, die er aber gewöhnlich mit: Esset Brod! abfertigte. Der Secundarius erbarmte sich dann wohl, aber freilich, ohne erst den Fall gehörig zergliedert und die wahre Beschaffenheit der Krankheit hinreichend erforscht zu haben, folglich auch ohne alles Nachdenken, wenn nicht zweckwidriges, doch wenigstens zweckloses Mittel zu verschreiben. Während der Zeit, die ich der Aufmerksamkeit auf diese Krankenversorgungsanstalt widmete, wurden gerade einige neue Kranke dorthin aufgenommen. Meine Neugierde war gespannt zu hören, welchen Weg der Wunderarzt Olmi, um das Verborgene zu erforschen, seinem Verstand bahnen, welche hohe Weisheit von ihm ausströmen würde. Aber welcher Erfolg? Damit ich meinen Lesern hiervon einen würdigen Begriff mache, und mein Urtheil rechtfertigen möge, so will ich nur eine Probe seiner medicinischen Verhörungsart hier anrücken:

Wo seyd ihr her?

Wie oft seyd ihr venerisch gewesen?

Habt ihr Aender?

Könet ihr schlafen?

Seyd ihr nicht schon einmal in diesem Hospitale gewesen?

Das

Dies war alles, worauf er seinen Heilplan bayete. Ohne auch erst die Beschaffenheit des Pulses erforscht zu haben, verordnete er nun Moschus; bestimmte aber weder Gabe noch Zeit. Der Afistens fragte: Ob der Kranke nicht Epina haben solle? „Warum nicht?“ war seine Antwort, und so bekam der Leidende Epina, die ihm, freilich Arznei, aber auch eben solche Gift seyn konnte. Ein anderes junges Weib fragte er etwas genauer, aber gewiß nur, weil ihre Gestalt reizend war: erklärte ihr aber auch gleich hin-
 terher, daß für sie keine Hülfe sey, deutlich genug sahe man es dieser leidenden Schönheit an, daß sie sich pro tempore noch nicht sehr nach dem Himmel sehnte. Aber was half's? Sie mußte sich mit dem leidigen Troste begnügen. Als ich sah, daß er von den Krankheiten selbst keine Begriffe hatte, so wolte ich mich von den Arzneimitteln mit ihm unterhalten, aber auch von diesen sprach er so unverständlich, so sinnlos, so unlogisch, daß mir eben damals kein Augenblick erwünschter war, als da ich ihm Lebewohl! sagte.

Den Dr. Santorelli empfahl man mir noch als einen Mäelstro in der Kunst. Ich begleitete daher auch ihn ans Krankenbette, um die Freude zu haben, einmal eine vernünftige medicinische Behandlung zu sehen. Aber meine Erwartung wurde hier eben so wenig befriedigt. Der Mann war ein Pfleger nativus, sahe die Kranken mit einem lumpfen Blicke einige Minuten lang an, fragte sie gewöhnlich um — nichts,

ließ sich weder Zunge noch Auswurf, noch Urin etc. zeigen, untersuchte nicht jedesmal den Puls, und doch bestimmte er mit Zuversicht die Krankheit. So ging er mit einem Neuaufgenommenen zu Werke, dem er ein Catarrhalsieber andichtete. Der Fall machte mich neugierig, deshalb untersuchte ich den Kranken, nach der Anwesenheit dieses unwürdigen Schülers des Aesculaps mit Genauigkeit, und fand sehr deutlich, daß dieser — an einer Leberentzündung litten. Zur Heilung dieses gefährlichen Uebels, bekam er nun weiter nichts, als ein Decoctum althææ. Eine andere Wassersüchtige bekam harnreibende Mittel, aber auch von dieser wurde nicht einmal Erkundigung eingezogen, ob der Urin starker abgehe? Unter hundert und mehr Kranken, die Signor Santorelli besuchte, bekam keiner ein wirksameres Mittel, als Cremor tartari. So unthätig habe ich am Krankenbette nie verfahren sehen. Der große Fontana sagte mir daher einst mit allem Rechte, von den Florentinischen Aerzten, daß sie sich bei der Genesung eines Kranken nichts tröstlicheres sagen dürften, als: „Diesen habe ich nicht gemordet.“ Ueber jedem Krankenbette hängt eine Tafel, die verschiedene Columnen hat, um das merkwürdigste beim Verlauf einer Krankheit aufzuzeichnen. Die letzte dieser Columnen hat zur Ueberschrift: Quando & quale sia l'esito della Malattia. (Dauer und Ausgang der Krankheit.) In diese schreibt der Secundarius, der die Obliegenheit des Aufschreibens hat, bei einer neu an-

genommenen kalten Fieberpatientin, Pränumerando: 5 Monat! Ich frage, wie er das zu bestimmen im Stande sey? und warum er so ungewöhnlich lange Zeit festsetzte? Er schätzte zur Beantwortung beider Fragen seine Erfahrung vor. Dieser Secundarius - Nannonini heißt er - machte den niedrigen Lustigmacher bei den Krankenbesuchen, und ersetzte - freilich nur mit leeren Worten - das was der Primarius zu wenig sprach.

Auch dem Dr. Bichierai, dem ersten praktischen Arzte dieser Stadt, der anatomische Wachspräparate nach Fontana's Art, selbst sehr gut verfertigt, bin ich am Krankenbette gefolgt, ohne von ihm getödteter wegzugehen. Er hatte es mit lauter chronischen Kranken zu thun, mit Schwindfüchtigen, Wasserfüchtigen etc. Den erstern gab er ohne Rücksicht stets Cynoglossum, und zwar war die stärkste Gabe von der Pillenmasse 2 Gran; und das kräftigste Mittel, was er den letztern gab, war Cremor tartari. Die so wirksame Digitalis purpurea kannte er gar nicht. Beim chronischen Erbrechen prästenderte er an dem verführten Quecksilber ein souveraines Mittel zu haben. Die Vermuthung muß aber, bei einer Krankheit, welche mehrere Ursachen haben kan, ein allgemeines untrügliches Mittel sogleich verwerfen. Dieser Dr. Bichierai hat übrigens vom Baden im Meerwasser häufigen Gebrauch gemacht, und unter den gehörigen Umständen immer Purgiren bemerkt.

Dies ist ein Beweis der einsaugenden Gefäße der Haut, und ein Wink für praktische Aerzte, wie vortheilhaft wir diese, zur Abwendung körperlicher Uebel, oft nutzen können. So wissen wir es von der Arkanitenalbe, daß sie unter die Füße eingeschnitten, Purgiren erregt; daß China ins Lämischol genäht, das kalte Fieber heilt, daß Cicuta, um Scirrhen zu heilen, als Bad angewandt, am wirksamsten ist *). Da nun aber Herr Bichierai von den Krankheiten, bei welchen er das Baden im Meerwasser angewandt haben wolte, keine deutliche Begriffe hatte, so kan ich auf seine Angabe durchaus auch kein Principium gründen. Er nannte mir ganz allgemeine Classen, die dem Arzte nichts bestimmen, z. B. Atonie, Cachexie etc.

Von der Einimpfung der Blattern behauptete er, daß sie im Großherzogthume Toscana sehr allgemein sey. Die Bauern - sagte er - kommen mit Dutzenden ihrer Kinder an, um sie in der Stadt impfen zu lassen, und gehen dann ganz sorglos damit zu Hause. —

Um zum Beschluß noch einen Beweis zu geben, wie sehr man bei diesem Hospital auf alles gedacht hat, dem Kranken veel zu nützen, muß ich noch der niedlichen Einrichtung ihrer Trinkgefäße kürzlich Erwähnung thun. Sie sind aus Blech oder Glas verfertigt, und so erfinderisch gehau,

*) Siehe E. Hoffmanns kleine Schriften. Herausgegeben von Charr.

daß das Getränk durch Eis, ohne daß dieses in jenem zerfließt, immer abgekühlt werden kan. Außer diesem jederzeit abgekühlten Getränke, erhält jeder Kranke täglich auch eine

Portion essbares Eis. Wer jemals die italiänische Sommerhitze gefühlt, und gelernt hat, wie Eis so sehr antiseptisch ist, der wird den großen Nutzen davon nicht verkennen können.

Ueber ein neues Substitut für Korn, um daraus Brantwein in beträchtlicher Quantität mit Vortheil zu brennen.

Da im Jahre 1770 und 1771 in diesen Gegenden eine Theuerung entstand, und durch die große Noth, es beides unrathsam und zu kostbar ward, ferner Roggen, Weizen und Gerste, oder Malz, zum Brantweinbrennen zu gebrauchen; und da der gemeine Mann doch heut zu Tage zu sehr an dieses Getränke gewöhnt ist, als daß man dasselbe ganz abschaffen könnte; überdem auch die Accise und andere öffentliche Abgaben, nothwendig einen beträchtlichen Abfall bei der Abschaffung, oder auch nur der Verminderung der Bereitung dieses Getränkes in einigen Ländern leiden müßten; ja auch viele Leute, deren einziges Gewerbe das Brennen und Verlaufen des Brantweins ist, bei dem verminderten Debit desselben ihre Nahrung verlieren würden; so muß es die Pflicht eines jeden Patrioten seyn, daß er seine Kenntnisse seinen Mitbürgern mittheile, durch welche sie in den Stand gesetzt werden, Brantwein aus einem wohlfeilen, gesunden, und bei uns leicht zu habenden Materiale mit Vortheil zu brennen, ohne daß man im mindesten nöthig hat, Roggen, Weizen, Gerste, oder Malz, oder irgend eine Getreideart zu gebrau-

chen, die mit besserem Vortheile zu Mehl, Brod, Bier und dergleichen Nahrungsmitteln für Menschen und Vieh können gebraucht werden.

Dies wohlfeile, gesunde und bei uns leicht fortkommende, und daher überall leicht zu habende Substitut, sind die bekanten gelben Rüben, Möhren, Mohrrüben oder Carotten (*Daucus Carotta*, Linn.)

Um nun eine Anweisung zu geben, wie man mit Vortheil diese Wurzeln zum Brantweinbrennen verwenden könne, will ich hier eine Verfahrensart angeben, die wirklich nach vielen Versuchen ist gebraucht und geliebet worden, und welche man daher leicht nachmachen kan, da sie sehr deutlich und faßlich vorgetragen ist. Hat Jemand es nöthig, diese Versuche ins Große anzustellen, so darf er nur die Quantitäten der angegebenen Materialien verdoppeln, oder sie dreifach, vierfach u. s. w. nehmen, so wird er im Stande seyn, die größten Quantitäten von Brantwein zu machen. Ja, wenn die Sache erst einmal im Gange ist, so ist nicht zu zweifeln, daß sie sogar fabrikenmäßig können beahndelt werden.

Die aus dem Acker im Herbst ausgegrabenen frischen Möhren, wogen, nach abgeschlagenem und abgeschütteltem größtem Schmutze 2112 Pfund. Nachdem man sie auf einer Tenne, oder Boden, oder unter einem lustigen Schoppen, drei Tage lang hatte bewelken lassen, hatten sie am Gewichte etwas verloren, und man schnitt nun von den Wurzeln die dünnen Spitzen und Fasern und das grüne Kraut ab, und kochte diese ganze Quantität Möhren mit 216 Quart frischem Flußwasser etwa drei Stunden lang zu einem Brei, indem man die mürbe gekochten Möhren, mit einem großen Holze im Kessel zerrieb.

Nun ward aus den Möhren der Saft gepreßt, und dieser Saft nebst der Brühe, darin man die Möhren gekocht hatte, mit etwas Hopfen gekocht, und nach fünfständigem Kochen ins Küßfaß gerhan. Nachdem diese Brühe bis zum 66ten Grade von Fahrenheit's Wärmemesser (Thermometer) abgekühlt war, gab man der ganzen Menge 6 Quart Mäst oder Hefen. Es gohr in einem mäßig warmen Zimmer 48 Stunden lang, und war nun bis auf den 38ten Grad abgekühlt, da denn die Hefen zu Boden fielen. Hierauf nahm man 48 Quart annach ungegohrnen Möhrensaft, von derselben Bereitung, erwärmte dieselbe, und goß sie in die bereits gegohrne Möhrenbrühe; da sie abermals bis auf 66 Grade kieg, und von neuem anfang 24 Stunden lang zu gähren, und als sie nun auf

58 Grade wiederum gefallen und die Hefen zu Boden gesunken waren, saßte man alles auf 4 halbe Orbsche: welche Operation eine neue Gährung während drei Tagen auf den Fässern zuwegebrachte. So lange die Gährung vor sich gieng, mußte die Luft im Brauhause auf dem 44ten und 46ten Grade von Wärme erhalten werden; weshalb man bei zu kalter äußere Witterung, diesen Grad von Wärme durch Heizen zu erhalten suchte.

Diese gegohrne Flüssigkeit destillirte man, und sie lieferte 200 Quart Vorbrand; welcher nach einem nochmaligen Ueberziehen 48 Quart starken Spiritus lieferte. Welches gewiß eine sehr ansehnliche Quantität ist, in dem 10 Pfund Möhren ein Quart Vorbrand, und ein halbes Maß Spiritus gaben.

Das Ueberbleibsel von den ausgepreßten Möhren, wog noch 672 Pfund; welches nach dem abgeschüttelten Kraute und den Spitzen der Möhren, so wie auch 456 Quart Erbsen, den Schweinen eine ihnen gebräuchliche und von ihnen begierig gegessene Speise bot, welches mit in die Berechnung der Dargens muß eingerechnet werden, um von allen den Vortheilen zu urtheilen, die bei diesem neuen Materiale zum Branntweinbrennen vorkommen.

Da nun Möhren eine sehr leicht zu erhaltende, unserm Klima angemessene, und wohlfeile Pflanze sind, welche in einem mäßig feilen Boden sehr gut fortkommen, und in einigen Provinzen wirklich sehr häufig angebauet werden, auch selten, oder nie, pflügen zu mühen, so ist dieses neue Substitut für die Getreidearten zum Branntweinbrennen dem größten Noththallen wahren Patriot anzurathen.

Balle.

D. J. K. Jorster.

Sannoverisches Magazin.

89tes Stück.

Freitag, den 5ten November 1790.

Etwas über das Herrenmeisterthum des Johanniterordens in der Mark Brandenburg.

Vom Hrn. Geheimen Canzleisecretair Schwarzkopf, jetzt in Berlin.

Aus sehr mannichfaltigen Ursachen, welche zum Theil in dem deutschen Nationalgeist liegen, hat die Entstehung und der Fortgang der geistlichen Ritterorden sehr viel Anziehendes für uns. Allein, an deren jetzigen Schicksalen und Verfassung, scheint man verhältnißmäßig weniger Antheil zu nehmen. Die Trennung der Ritter des heiligen Lazarus, die Geschichte der Ritter des heiligen Grabes von Jerusalem, von Rhos, und von Balatrava, und die Ausrottung der Tempelherren, studiren selbst manche Dilettanten aus Urkunden. In der Geschichte des uns näher angehenden Morianer, oder deutschen Ritterordens, lernt man die Jahreszahlen der Belagerung von Ptolemais, der Schenkungen des Königs Wit von Luignon, der Besitznehmung von Preussen, und der Niederlassung in Mergentheim u. s. w. auswendig. Wie es aber dem Orden jetzt

gehe — wie Maltbsergut, Eigenthum der französischen Nation werde — wie der Hoch- und Deutschmeister bei den noch immer erneuerten Ansprüchen auf das Königreich Preussen seine schriftlichen und gesandtschaftlichen Verhandlungen mit dem preussischen Hofe einrichte, und was für Auswege, zur Vermeidung dieser Collision, die Politik eronnen — dazu aber denken wohl nicht alle Zeitungsleser nach.

Noch mehr Gleichgültigkeit findet man zum Theil für die jetzige Verfassung des Maltbserordens. Man hilft diesen braven Rittern im Geiße die Insel Rhodus erobern — man begleitet sie auf der Flucht nach Messina und Viterbo — man verzeihet Karl dem fünften manchen andern Flecken seiner Regierung, wegen der Ueberlassung von Malta und Gozzo an den Orden, so eigennützig selbst auch diese war — man liest mit wahrer Theilnehmung die Geschichte der
Uuuu Belar

Belagerung von Malthe vom 13ten Mai 1565 — und man macht für Arbogast von Andlau, oder für irgend einen andern ausgezeichneten alten Ritter allenfalls aus dem Stergereiß die Ahnenprobe. Selbst bei dem schwächsten Gedächtniß, weiß jeder Neuling die acht Zungen, oder Nationen, samt ihren Meistertümern, und die vier deutschen Großpriorate an den Fingern herzuführen, oder den Sitz des Obristenmeisters zu Heitersheim auf dem Reichstage auf das genaueste zu bezeichnen. Aber — wie eine neue Zunge in Vatern aus den Jesuitergütern entstanden — wie es mit Kron-Weissenburg und Heitershof im Elß nach den neuesten Decreten der Nationalversammlung werde — was ein malthesischer Gesandte etwa für Verhandlungen am preussischen Hofe habe — oder auch, ob ein Ritterschlag in Sonnenburg gewesen sey — das scheint manchem dieser Alterthumsforscher weniger interessant.

Und doch ist es, um mich auf das Herrenmeistertum des Johanniterordens in der Mark Brandenburg einzuschränken, eine so wohl angenehme als nützliche Beobachtung, wie die durch so sonderbare Ereignisse zusammen gekommenen Güter und Commenden dieser Valley ist verwaltet und vertheilt werden, — wie der

bekante Leinbachische Anzeiger vom 1382, und folglich die Verbindung mit dem Maltheserorden, dem Großmeister und dem Großprior von Deutschland ist erfüllt wird, — was für Einfluß das Patronatrecht des Churhauses Brandenburg darauf gehabt, — wie es mit dem Wahlrecht und der Anzahl der Ritter, — mit dem Zustande der Ordensresidenz zu Sonnenburg a), — mit den Capitelschlüssen, — und mit den Ritterschlägen stehe, u. s. w.

So lange indeß die ältere Geschichte dieser Valley noch nicht einmal gehörig bearbeitet ist, und die wichtigen archivalischen Nachrichten in Sonnenburg nicht benützt sind, wird auch das Publikum mit ihrer jetzigen Befassung nicht genau bekannt werden. Jene ist meines Wissens eigentlich nur in zwei ziemlich seltenen Werken abgehandelt, von welchem das eine den Titel führt: Joh. Christ. Redmanns D. Beschreibung des ritzerlichen Johanniterordens, und dessen absonderlicher Beschaffenheit im Herrenmeistertum in der Mark, Sachsen, Pommern und Wendland; vermehrt von J. C. Ditzmer. 1726. 4to, S. 312. Es werden darin in einer sehr trocknen bumschädigten Schreibart allgemeine Bemerkungen über die Ritterorden, und die Geschichte des Johann

a) In der Neumark: eine seit 1427 dem Orden gehörige, vom Herrenmeister Johann Worth zu Rastau verordnete, aber durch den Brand von 1772 und den siebenjährigen Krieg beschädigte Stadt.

Johanniterordens, und des Großpriorats von Deutschland insbesondere, orangezeichnet. Dann folgen die Abhandlungen von des brandenburgischen Herrenmeisterthums Beschaffenheit, Gütern und Rechten, von des Herrenmeisters Qualitäten, von den Rittern selbst, vom Herrenmeisterthum des Markgrafen Albrecht Friedrich, und im Anhange einige nützliche Urkunden.

Das zweite Werk unter dem Titel: Nachrichten vom Johanniterorden, insbesondere von dessen Herrenmeisterthum in der Mark, Sachsen, Pommern und Wendland, aufgesetzt von J. G. Dietschmann, Diacono bei der Ordensresidenzkirche zu Sonnenburg, herausgegeben von Joh. Erdm. Hassé, Hof- und Ordensregierungsrath. 1767. 4to, S. 470. hat in Ansehung des Inhalts und des Stils, viel mehrern Werth. Es enthält dessen erster Theil ebenfalls nur sehr unvollkommene Nachrichten von des Ordens Entstehung, Fortgang, Thaten, Schicksalen und Ansehen. Vom Großmeister, von den Großprioren, von dem Herrenmeister, von den katholischen und protestantischen Rittern, und von einigen

wichtigen Nebenpunkten, wird in besondern Abschnitten gehandelt. Der zweite vorzüglichere Theil aber beschäftigt sich mit den neuern Vorfällen, und begreift außer den Ritterschlägen vom 17ten Aug. 1736, 26ten Febr. 1737, 13ten Sept. 1762, und 1ten Oct. 1764, nebst den Namen, Wappen und Ahnentafeln der Ritter, die Wahl und Investitur des jetzigen Herrenmeisters Königl. Hoheit b).

Aus diesem kurzen Abriß des Inhalts ergiebt sich, daß beide Werke, so unbefriedigend sie für den philosophischen Geschichtsforscher seyn mögen, doch zu einer Geschichte der Mark bis zum Jahre 1767 sehr brauchbare Hilfsmittel abgeben. Ihre Fortsetzung ist daher auch wegen der wichtigen Veränderungen, welche den Orden in dem letzten Zeitraum von 23 Jahren betroffen haben, vorzüglich wünschenswerth, besonders wenn sie von der Hand eines der jetzigen geschickten Ordensbeamten, eines Stubensrauch, Hassé oder Moldenhauer käme. Der Inhalt der letzten Capitelschlüsse, die jetzige Verfassung der Landvögtegerichte, der Coadjutormahl, die Ritterschläge von 1786 und 1790, die Theilung der beiden einträglich-

Uuu u 2

sten

- b) Zerstreute Nachrichten finden sich auch in einem dritten wenig bekannten Werke: Kleine ökonomische Reisen, von dem Verfasser der *Oeconomia forensis*, und Berliner Beiträge zur Landwirthschaftswissenschaft (vom verstorbenen Hrn. v. Brenkendorf) 1785. 8. 2ter Theil. S. 196. bis 229. — Die Ankündigung des Barons Wals von und auf Sprenbürg vom Jahre 1781 ist aber noch immer unerfüllt. Vid. Journal von und für Deutschland. 1789. XI. S. 474.

Am Commenden c), die Königl. Concession einer geschmackvollen rothen Uniform mit weißen Aufschlägen und goldenen Spauletten, neben der Tragung eines goldenen vor der Brust hängenden, und eines andern auf dem Rock gehefteten linnenen Kreuzes, und dergleichen Veränderungen, würden dazu reichhaltigen Stoff darbieten. Eine Darstellung der letztern beiden Vortheile, würde insbesondere vielleicht auch die Aufmerksamkeit unsers vaterländischen Adels erregen, welcher seine so sorgfältig bewahrte Stiftemäßigkeit in dieser Rücksicht, besonders wegen der Verminderung der Stiftemäßigen Familien im übrigen Deutschland, nicht genug zu benutzen scheint.

Eben dieserhalb schien mir auch die Wahl dieser Blätter zweckmäßig, um darin von den beiden letztern im Orden vorgeschaffenen unter den Protestanten fast einzigen Feierlichkeiten, eine kurze, mit einigen praktischen Erläuterungen begleitete Anzeige zu liefern.

Die eine von diesen Feierlichkeiten betrifft die am 1ten Jun. 1786 vollzo-

gene Wahl des jetzigen Coadjutors, des Prinzen Friedrich Christian Heinrich von Preussen R. H., welcher ich nur einige historische Bemerkungen voranschicke.

Der erste Herrenmeister des Johanniterordens, Gebhard von Beringfelde, regierte von 1327 bis 1349. Ihm folgten 25 Herrenmeister bis zum Jahre 1692, unter welchen auch zwei von bürgerlichem Stande, Thomas Künge und Franz Neumann, in den Jahren 1545 und 1564 sich befanden, und das Andenken des Fürsten Johann Moritz von Nassau jetzt vorzüglich gesegnet wird. Von 1643 bis 1652 trat in eben diesem Zeitpunkte eine Succession ein. Im Jahre 1693 wurde der Marggraf Carl Philipp von Brandenburg gewählt, nach welchem 1696 die Wahl auf den Prinzen Albrecht Friedrich von Preussen, im Jahre 1731 auf den Prinzen Carl, und 1762 auf des jetzigen Herrenmeisters des Prinzen August Ferdinand Königl. Hoheit, fiel. Daß der Besitz des Herrenmeisterthums auch für königliche Prinzen, insbesondere aus dem

c) Von 12 bis 15000 Rthlr. jährlichen Einkommens. Von Lagow in der Pommerl. ist im Jahre 1790 die Hälfte der Einkünfte, nach Burschen, und die von Liegen in der Mittelmark im Jahre 1789 nach Jorgas gekommen. Außerdem hat der Orden Commenden in Werben in der Altmark, in Wittenberheim im Minden'schen, in Schivelbein in der Rhenmark, und in Sappplingenburg im Braunschweig'schen, welche letztere des Prinzen August von Braunschweig Durchlaucht in diesem Jahre, kraft der Alternative zwischen dem Orden und dem Herzogl. Hause, bekommen haben. Die Commenden zu Mirow und Remerow im Mecklenburg'schen, hat der Orden nicht im Besitze. Die vorerwähnten Güter sind die Ämter Sonnenburg, Rumpz, Oranienburg, Cölln, Friedland und Schenkendorf.

dem preussischen Hause, von Werth es, ergibt sich aus dem Umfange der damit verknüpften ansehnlichen Einkünfte und Rechte, nach welchen der jeweilige Herrenmeister des vornehmste Prälat und Stand in der Mark ist, alle Commenden besetzt, Expectanzen, Prioren und Confirmationen erteilt, die Ritter schlägt, nach Belieben das Kapitel zusammen ruft, und endlich hohe und niedere Gerichtsbarkeit nebst andern Regalien ausübt. Eben deshalb nahmen es schon ehemals in den Jahren 1610, 1611, 1614, 1616 und 1624 fünf Markgrafen von Brandenburg mit Vergnügen an, und deshalb folgte auch im Jahre 1786 der Prinz Heinrich als Coadjutor gern in dieser Reihe seiner Vorfahren.

Schon am Tage vor der Wahl kamen zwei königliche Gesandten in Sonnenburg an, und fuhren vor dem Schlosse vor. Dort wurden sie von den Ordensvasallen und Ordensbedienten, sodann auf dem untern Fluße (diese) von den Capitularen, auf dem oberen aber von des Herrenmeisters Cavalieren, und in der großen Saalhalle von Ihro königlichen Hoheit empfangen.

Am Wahltag selbst, Morgens 9 Uhr, versammelte sich das Kapitel, und wurde solchem das gesantschaftliche Creditiv durch einen Secretair überreicht. Die Gesandten ließ man darauf von dem Ordenskanzler und Kapitularen zum Kapitel einladen, und von den Capitularen außerhalb der Thüre empfangen. Sie setzten sich zu bei-

den Seiten des Herrn Herrenmeisters, und der erste Gesandte hielt eine kurze von diesem demnachst beantwortete Rede. Man producirte darauf die Vollmachten der Mandatarien und stellte den Gesandten davon beglaubte Abschriften zu. Der zweite Gesandte nahm den Capitularen und Mandatarien den Hofscheid ab, worauf der erste im Namen des Königs die Nomination und Präsentation zweier Personen, der einen vom fürstlichen Stande, und eines adelichen Mitglieds vom Kapitel eröffnete.

Sodann begab sich die Versammlung während des dreimaligen Läutens der Glocken nach dem großen Saal, wo die alten und die, auf dem damit zufällig verbundenen Ritterschlage zu investirenden Ritter nebst den Marschällen schon gegenwärtig waren. Von dort aus ging die Procession nach der Kirche in folgender Ordnung:

- 1) Päpster und Trompeter.
- 2) Der erste Marschall mit dem kurzen Stabe.
- 3) Ein junger von Adel, welcher die Rittermanteile trug.
- 4) Ein junger Edelmann, zum Tragen der Ordenskreuze.
- 5) Die zu investirende Ritter, Paarsweise nach einer durch das Loos bestimmten Ordnung.
- 6) Der zweite Marschall.
- 7) Die alten Ritter, Paarsweise in Manteilen.
- 8) Die Commendatoren.
- 9) Der dritte Marschall.
- 10) Der Ordenshauptmann,

Uuuu 3

11)

11) Des Herrenmeisters Königl. che Hofcit, von den Königl. ch. Gesandten geführt.

12) Der Ordenskanzler nebst Räten.

13) Der Ordensfiscal und Beamte.

14) Des Prinzen Hofstaatsbediente.

So bald der erste Marschall in die Kirche trat, wurde das Lied: Komm heiliger Geist, gesungen; Ersterer stellte sich zur linken des Altars, und die jungen von Adel gingen nach der Sakristen zu, in welche der Ordenssecretair die Kreuze und Mäntel trug. Die Candidaten blieben vor den Tüsen stehen, die Commendatoren und alten Ritter wurden aber vom zweiten Marschall heraufgeführt. Des Herrenmeisters Königl. che Hofcit setzten sich auf einen prächtig gezeierten Stuhl, und die Herren Gesandten gingen nebst dem dritten Marschall auf das Fürstenthor. Der Geistliche sprach alsdann nach einem kurzen Gebet den Segen.

Hierauf folgte der Herrenmeister nebst den Commendatoren und Mandatarien dem ersten Marschall unter Vortretung der Ordensregierung, welche indes außerhalb blieb, in die Sakristen. Der Ordenskanzler verschloß selbstige. Die alten Ritter blieben auf ihren Plätzen, und in der Kirche wurde muscirt.

Nachdem man im Conclave (einem ziemlich dumpfigten finstern Gewölbe) wegen der Wahl unter sich einig geworden, ließ der Herrenmeister den

Ordenskanzler hereinrufen, und ließ ihm auf, den Gesandten zu berichten, daß die Wahl eines Coadjutors einmüthig vor sich gegangen sey. Dieführte darauf nebst dem ersten Marschall und den Räten die Gesandten vom Fürstenthor in die Sakristen hinein, in welche auch die Ordensregierung zugelassen wurde. Ihn Königl. che Hofcit eröffneten den Gesandten die gesch. Wahl eines Coadjutors in einer kurzen Rede, worin Sie dem Könige für die gesch. Präsentation eines Mitgliedes vom Kapitel dankten, und zugleich die Gesandten ersuchten, Ihro Majestät von der Wahl Bericht abzustatten, und so für zu sorgen, daß die Vollziehung der Reversalien sowohl, als die übrige alte Observanz vollzogen werden möge. Die Gesandten gaben darüber die beste Versicherung, und der Ordenskanzler erhielt Befehl, die Wahl öffentlich bekannt zu machen. Dief. Proclamation geschah vor dem Altar im Kreise des gesamten Personals, und hierauf sang man das Lied: Um danket alle Gott! während dessen die Gesandten vom Marschall und der Ordensregierung wieder auf das Fürstenthor begleitet wurden.

Da der Prinz nicht zugleich mit installirt wurde, so hatte alles, was hierauf folgte, auf den damit verbundenen Ritterschlag Bezug, welcher mit dem diesjährigen in Ansehung der Formalitäten fast völlig überein kam. Nach dessen Vollziehung ging die Procession wieder nach dem Schlosse zurück,

rath, wo die Wahlbriefe und die Urverse ausgehändigt wurden.

Der Neuwählte übergiebt von diesen drei Exemplarien, eines für den König, eines für den Orden, und eines für die Commendatoren; die Gesandten aber nur zwei im Namen des Königs, das eine wird dem Ordensobermeister, und das andere dem Orden ausgehändigt, und darin versprochen, daß die Wahl eines Prinzen dem Adelsstande nicht nachtheilich seyn soll.

Von dem Glanze und der Würde des diesjährigen Ritterschlages würde ich als Augenzeuge vielleicht genauere Nachrichten geben können, als jene sind, welche ich aus einer glaubwürdigen Ueberslieferung bekommen. Allein, obgleich davon noch keine Nachricht ins Publikum gekommen, da selbst die politischen Zeitungen, welche sonst allenfalls die Leichenpredigt für einen verstorbenen Ritter aufnehmen, zum Theil desselben gar nicht erwähnen haben, so bringt es doch mein Zweck mit sich, hier den Hergang nur summarisch zu erzählen, und darnach die Mittel kürzlich anzuzeigen, wodurch man zu der nähern Theilnehmung an dieser ehrwürdigen Feierlichkeit gelangen kan.

Die Aufnahme in den Orden wird durch ein Memorial bei dem Herrenmeister gesucht, und nachdem dieser, wie gewöhnlich, dem Gesuch des Supplicanten unter Voraussetzung der gehörigen Erforderniß gewillfahret, fertigt die Ordensregierung diese gewöhn-

lich geordnete Resolution nebst umständlicher Bemerkung der Prästandorum aus. Letztere beschränken sich im allgemeinen auf die Bescheinigung, daß man deutscher Herkunft, und aus fürstlichem, gräflichem oder adelichem rittermäßigen Geschlecht, von vier Generationen väterlicher und mütterlicher Seite sey, daß man das 14te Jahr angetreten habe, und daß man sich zu der evangelischen Religion bekenne. Die Ahnenprobe geschieht auf folgende Weise: Man versfertigt ein Sechzehn: Ahnentregister mit Namen und Wappen, in welchem in Ansehung der drei letzten Generationen zugleich die Namen der Vorfahren, wie auch der Tag und der Ort der Geburt, und auch des Todes in Ansehung der Gestorbenen beizufügen sind. Für dessen zierliche Ausmalung sorgt der Ordensmaler in Berlin. Diesen Stammbaum müssen zwei stiftsmäßige Cavalier von nicht verwandten Familien, so mit dem Vater des Nachsuchenden, und zwei andere, welche mit dessen Mutter in einer Provinz geboren worden, an Ort und Stelle bescheinigen. Sodann schickt man ihn der Ordensregierung zu, welche ihn nach den neuesten Wappenbüchern untersucht, ihn zweien vom Herrenmeister jederzeit zu ernennenden Commendatoren nochmals zur Revision vorlegt, davon dem Herrenmeister und Kapitel berichtet, und ihn sodann in den Ordensarchiven verwahrt beilegt. Wenn der Stammbaum also für gut und richtig erkant ist, so wird

wird die Expectanz angefertigt. Diese besteht in einer vom Herrenmeister, den nächstgeordneten Commendatoren, wie auch vom Rath und Canzler unterschriebenen, und mit dem größern Ordenssecret und des Kapitels Insiegel bestätigten Urkunde. Es ist darin die specielle Expectanz auf eine gewisse Commende, und zugleich die Versicherung enthalten, daß, wenn der Expectativirte sich bei etwa vorgehendem Ritterschlage gebührend melden, und die erforderlichen (siebenzehn volle) Jahre erreicht haben wird, er vom Herrenmeister zum Ritter geschlagen, und mit einem Primario auf eine Commendation versehen werden solle.

Ob man nun gleich kraft dieser Expectanz, wenn man sie bei jedesmaligem Antritt eines neuen Herrenmeisters erneuern läßt, ohne weiteren Ritterschlag zu einer Commende gelangen kan, so wünscht doch gewiß jeder, hauptsächlich der den Kleideraufwand vermindernden Uniform wegen, bald möglichst eingekleidet zu werden. Dieses hängt indes lediglich von der Einladung und der Willkür des Herrenmeisters ab, wie sich aus einer Vergleichung der dreifach größern Anzahl und des Alters der Expectativirten, mit

der Zahl und der oftmals geringern Anciennetät der aufgenommenen ergibt. Von 1550 bis 1737 sind außer den sogenannten Winkelschlägen, auf 19 feierlichen Ritterschlägen 389 Ritter eingekleidet worden. Des jetzigen Herrenmeisters, Königliche Hofe, aber haben im Jahre 1762. 51, im Jahre 1764. 81, und im Jahre 1786. 18 d) Candidaten zu Rittern geschlagen; und endlich an dem Ritterschlage vom 11ten Sept. 1790 nahmen 45 e) Antheil.

Zuges zuvor meldeten sich diese um 9 Uhr Nachmittags zur Präsentation auf dem Schloß und auch bei dem Ordenskanzler, um weitere Anweisung zu erhalten und die Gebühr zu entrichten. Letztere besteht in 340 Rthlr. im Geb für die Ordensrenten, wovon der Ordenskanzler und der Hofcavalier eine bestimmte Quote ziehen, und in einigen andern, etwa 20 Rthlr. betragenden willkürlichen Ausgaben, 1. B. für die Geistlichkeit, für die Armen, für die Musik u. s. w. die Uniform kostet etwa 13 Pistolen. Das Logis wird mit 2 Pistolen bezahlt, de bei einem jeden angewiesen, und durch ein gedrucktes Zettel an der Handthür kenntlich gemacht.

d) Unter diesen war kein Hannoveraner.

e) Der Abdruck des vollständigen Namensverzeichnisses würde wenig Leser interessieren. Ich bemerke daher bloß, daß sich in dieser Zahl nur vier Hannoveraner befanden.

Der Schluß folgt künftig.

Sannoverisches Magazin.

90tes Stück.

Montag, den 8ten November 1790.

Etwas über das Herrenmeisterthum des Johanniterordens in der Mark Brandenburg.

(Schluß.)

Am Tage des Ritterschlages, Morgens um 9 Uhr, versammelten sich der anwesende Commendator im Ordenskleide, und also mit der schwarz sammtenen und mit einem großen weißen achteckigten Kreuz versehenen Superweste, die Mandatarien der abwesenden Commendatoren und die alten Ritter in Uniform und Mänteln, die Candidaten ebenfalls in der Uniform, jedoch ohne Mäntel, und alle zur Proceßion gehörende Personen auf dem Schloß. Um zehn Uhr lautete man erst zweimal mit einer, und zum dritten mal mit allen Glocken, worauf der Befehl zur Anordnung der Proceßion im großen Saal gegeben, der wirkliche Anfang aber mit Pauken und Trompeten vom Balkon des Schlosses angekündigt wurde. Den Zug eröffnete ein zum Marschall verordneter Ordensvassall mit dem Stabe in der Hand. Ihm folgten vier in Frankfurt studirende Edelleute, wovon drei die mit

einem weißen Kreuz auf der linken Seite versehenen schwarz taffeten Ordensmäntel, der vierte aber auf einem schwarz sammtnen Kissen die achteckigten Ordenskreuze trug. Hiernächst kamen Paarweise die 45 Candidaten nach der Nummer ihres Looses, sodann der zweite Marschall, 7 alte Ritter Paar und Paar, 3 Mandatarien der abwesenden Commendatoren, der gegenwärtige Comthur, und endlich der dritte Marschall mit dem Stabe. Vor dem Herrenmeister trug der Substitue des durch Unpäßlichkeit diesmal abgehaltenen Ordenshauptmanns der Aemter Friedland und Schentendorf das bloße Schwert, die Spitze in die Höhe gerichtet. Ihro Königl. Hoheit waren im Ornat, und folglich mit einem am schwarzen Bande um den Hals vor der Brust hängenden goldnen weiß emaillirten großen Ordenskreuz, mit einem schwarz sammtenen schleppenden Mantel, auf dessen linken Seite das Ordenskreuz

XXX

von

von weißem Atlas war, mit der Surpereweße, nebst dem sammetenen Hut mit weißen in die Höhe stehenden Federn, mit dem Ordensschwert und mit goldenen Sporen angethan. Ihnen folgten der Ordenskanzler mit dem großen Ordenssegel im sammetenen Beutel am linken Arm, die Ordensräthe, der Lehnssecretair mit dem Evangelienbuch in der Hand, und endlich die sämtlichen Herrenmeisterlichen Hofbediente.

Beim Eintritt in die Kirche wurde das Lied: Komm heiliger Geist, an-gestimmt. Die drei Marschälle und der Ordenshauptmann stellten sich an den Pfeilern nächst dem Altar; der Herrenmeister setzte sich dem Altar gegen über; und die Commendatoren und alten Ritter zu dessen Rechten und Linken. Die Träger der Mäntel und Kreuze nahmen, nachdem man solche in die Sakristey gebracht, hinter den Stühlen der alten Ritter Platz; die neuen Ritter aber standen unten vor dem Altar, und Kanzler und Räthe zur linken des Herrenmeisterstuhls. Die Feierlichkeit dieses Anblicks wurde

durch die herrliche Einrichtung der Kirche noch erhöht a). Desto widriger war aber der Eindruck, welchen beim Eingange die durchgestrichenen Wappen derer wegen verurtheilter Verbrechen nach einem förmlichen Proceß ausgestoßenen Ritter b) machen.

Gegen den Schluß des Liedes stam-den zwei alte Ritter auf, und führten zwei Candidaten vor den Herrenmeister hin, welcher sie auf dem vor dem Stuhle stehenden Bänken niederknien ließ, und fragte: Was Ihr Begehr sey? Sie antworteten darauf vorschriftsmäßig: Die Ehre zu haben, in den hochlöblichen ritterlichen Johanniterorden auf- und angenommen zu werden. Dieses versprach ihnen der Herrenmeister, wenn sie sich den Ordensstatuten unterwerfen, und als ehelebende Ritterbrüder verhalten wolten. Sie legten darauf zwei Finger auf das Evangelienbuch, welches ihnen der sitzende Herrenmeister vorhielt, und schworen kniend den vorgeschriebenen Eid, welchen der Kanzler laut vorlas.

Hier

a) Solche ist mit den Wappen der Herrenmeister und Commendatoren an denen vor dem Altar erbaueten Ebdren, und mit den Wappen der Ritter an den Pfeilern, sodann mit vielen Ordenskreuzen, mit eltem alabasternen geschmackvollen Altar und mit einer Kanzel von Marmor und Holz-gezieret. Ueberdem findet man darin manches andere, was in die Augen fällt, z. B. am Eingange einen Hut, und darneben die Warnung, daß daselbst alle (Maus-) Hfts, so man in der Kirche auf dem Kopfe behält, beim Herantreten angenagelt werden sollen.

b) Man nennet diesen Bannort den locum peccatorum, und von diesen Wappen findet man dort jetzt fünf. Die ziemlich bekannten Ursachen der Verstoßung sind aber nicht unter den Wappen angegeben.

Hierauf wurden sie von den alten Rittern zum Altar geführt, um daselbst auf einem andern kleinen Bänkehen wieder zu knien. Ihro Königl. Hoheit traten ebenfalls vor den Altar, und nahmen dem am Pfeiler stehenden Ordenshauptmann das in die Höhe gehaltene Ordensschwert ab, und gaben damit dem Aufzunehmenden, unter Pauken- und Trompetenschall, drei Schläge auf den Rücken, mit den Worten: Besser Ritter als Knecht. Nachdem der Ordenshauptmann das Schwert zurück genommen, setzte sich der Herrenmeister wieder auf einen Stuhl, wohin auch die geschlagenen Ritter von ihren ältern Mitbrüdern zurückgeführt wurden. - Hier kniete er ihnen, unter abermaligem Pauken- und Trompetenschall, die Ordensmäntel nebst den Kreuzen an, welche die darneben stehenden jungen Aboischen zureichten. Die Neuaufgenommenen traten hierauf hinter die Stühle der Commendatoren.

Wie dieses auf die nemliche Weise an allen Candidaten wiederholt worden war, sprach der Ordensinspector übermals vor dem Altar ein kurzes Gebet, nach welchem das Lied: Herr Gott dich loben wir, angestimmt, und während desselben für die Armen gesammelt wurde.

Am Schluß des Gesangs erhob sich der Herrenmeisters Königl. Hoheit vor den Altar, das Gesicht nach der Versammlung hingewandt, und befohlen dem antragenden ersten Marschall, die neuen Ritter vorzuführen.

Nachdem sich der Commendator, die Mandatarien, die alten Ritter und die Ordensregierung zu dem Ende an beiden Seiten des Altars in einer vorgeschriebenen Ordnung gestellt hatten, kamen die neuen Ritter, einer nach dem andern vor, und knieten auf denselben Bänkehen zum zweiten mal nieder, um für die Aufnahme in den Orden ihren Dank abzustatten. Der Herrenmeister legte ihnen darauf die rechte Hand auf den Kopf, und wünschte ihnen zur Aufnahme Heil, Glück und Gottes Segen. Sie gingen sodann die Reihe herum, um sich den Commendatoren durch den Handschlag und der Ordensregierung durch eine Bezeugung zu empfehlen. Der Ordenskanzler stellte sich sodann zur linken Seite des Altars, und ließ die Ritter verpflichten vor.

Diese bestehen in elf Artikeln, unter welchen ich nur auf einige hier aufmerksam machen will. 1) Machen sich im 2ten §. die Ritter anheischig, bei sich ereignenden Occurrentien die christliche Kirche zu vertheidigen, (welches also nicht zu Caravanen verbindet) und Seiner Churfürstlichen Durchlaucht zu Brandenburg als hohem Patrono des ritterlichen Ordens vor allen andern ausländischen Potentaten, in Kriegeszeiten zu dienen.

2) Im §. 5. wird den Rittern die Keuschheit als die vornehmste Tugend empfohlen. Daß indes dieses, ungesachtet der Qualitäre einer personae ecclesiasticae und des Titels von Hochwürden nicht auf das Gelübde der

XXX 2

Ehe

Ehelosigkeit ausgedehnt wird, ist bekannt. 3) Im §. 6. versprechen sie, hinführo von Niemand sich mehr zu Ritten schlagen zu lassen. 4) Im §. 10. verbinden sie sich zur Demuth und Barmherzigkeit, zur Beschäftigung der armen Witwen und Waisen und anderer nothdürftiger Personen. 5) Im §. 11. ist auf das Nichttragen, oder die Veränderung der Form des weißen achteckigten Kreuzes eine Geldstrafe von 60 Rthlr. gesetzt.

Von den Unterschieden der christlichen Religion nach der Reformation und von einem eigentlichen Armuthegelübde wird darin nicht geredet; die Erforderniß des protestantischen Glaubensbekenntnisses ruhet aber auf dem Entscheidungsjahr. Diesem zufolge wird auch, dem Zweck des westphälischen Friedens gemäß, und zur Retorsion des geistlichen Vorbehalts der Katholiken, dafür gehalten, daß eine Religionsveränderung den Verlust der Commende und der Expectanz nach sich ziehe.

Nach Ablegung der Ritterpflichten machte der erste Marschall vor des Herzogmeisters Königlichem Hoheit eine Verbeugung und veranstaltete darauf das Zurückgehen der Procession nach dem Schlosse, welche unter Pauken- und Trompetenschall auf die nämliche

Weise, wie beim Eingange, vor sich ging. Hiernächst blieb nichts, als die Ertheilung des Primarii übrig.

Sehr ungern verlässe ich hier den Inhalt meines Journals, ohne der Verbesserungen zu gedenken, welche den Besitzungen des Ordens um Sonnenburg herum durch die Krieg- und Warrhebewallung und Urbarmachung zugewachsen sind. Die Umschaffung zerstreuter armeliger Hütten zu wohlhabenden bevölkerten Dörfern, und die Enstehung der blühendsten, zum Theil mit nordamerikanischen Namen bezeichneten Colonien, sind ein ewig währendes Denkmal der mehrern höchst wichtigen innern Landesverbesserungen unter dem Könige Friedrich II., welche auch im Auslande durch Sachverständige bekannt zu werden verdienen. Den Umfang dieser Anstalt kan man allenfalls aus dem Effect der einzigen Kriegsbewallung beurtheilen, nach welcher schon im Jahre 1786 auf 1797 17 vorher unbaueten Morgenlandes 911 Familien oder 3991 Seelen sich niedergelassen hatten, durch welche eine baare Summe von 152,160 Rthlr. ins Land gebracht war. Weit beträchtlicher ist aber noch die Warrhebewallung, deren neuester Fortgang schon in mehreren Schriften dem Publicum mitgetheilt worden.



Etwas über die guten Wirkungen des indianischen Feigenblatts.

Vom Hrn. Doct. Georg Friederich Papen, Hochfürstl. Waldeck'schen
Leib- und ordentlichem Brunnenarzt zu Pyrmont.

Das im *Journal de Medecine* a), und den Sammlungen vermischter Abhandlungen zum Gebrauch praktischer Aerzte b) aufbewahrte Mittel: von den guten Wirkungen des äußerlichen Gebrauchs der Blätter der indianischen Feige bei entzündenden podagratischen Beschwerden und Geschwülsten, welches Paulli zum Verfasser hat, habe ich bei der Ehefrau eines angeesehenen Kaufmanns aus dem Hildesheimischen, mit dem allererwünschtesten Nutzen, gegen deren außerordentliche schmerzhafteste Gicht, (Arthritis) wobei fieberhafte Bewegungen, äußerst heftiges Kopfweh, auch sehr großer Geschwulst der Gelenke, begleitet war, mit vielem und erwünschten Nutzen angewandt.

Dieses bereits sehr eingewurzelte Uebel war zwar auf vielfache Weise mit den wirksamsten Mitteln gehörig behandelt, aber auf keinerlei Weise bezwungen worden.

Man rieth ihr daher den Gebrauch der hiesigen Mineralwasser, mit Verbindung der Bäder, an.

Unter meiner Leitung und Aufsicht wurde davon Gebrauch gemacht, nach dem die Leidende dazu gehörig war vorbereitet worden. Hiemit wurde *Emesrigons Specificum* in Podagra c) an noch verbunden, worauf auch viele Erleichterung erfolgte.

Nach Verlauf von einigen Tagen fand sich aber äußerst heftiges Kopfweh ein, welches mantheils von Verstärkung, zumal die Bitterung äußerst unangenehm, nach Verhältnis der Jahreszeit sehr kalt, feucht und mit vielem Regen begleitet war, theils aber auch von Fehlern in der Lebensordnung herleiten konnte.

Ein Abführungsmittel, welches unter dem Namen des wiener Tranks in den Apotheken bekannt ist, wurde sofort verordnet, worauf zwar etwas Erleichterung bewirkt wurde, das äußerst beschwerliche Kopfweh minderte sich aber auf keine Weise.

Nach Tissot's Vorschrift für das Landvolk d) verordnete ich sofort aus Rockenmehl, Eimeis, gutem Franzbrantwein, worin Mastix aufgelöst

XXX 3

wor

a) Jahr 1779. Seite 308.

b) Fünfter Band 1^{tes} Stück der leipz. Ausg. Seite 246.

c) Dieses Mittel ist Gummi Guajac 2 Unzen in 6 Pfund Tassa verschiedene Tage lang digerirt nach Anzeige des hannov. Magazins, Jahr 1779. Stück 9.

d) Ausgabe 1770. Seite 153.

worden, einen Umschlag (Cataplasma) vor die Stirn zu legen.

Große Erleichterung erfolgte hierauf, das heftige Kopfschmerz legte sich, statt dessen aber wurden die Gelenke an Händen und Füßen, auch beide Knie, äußerst schmerzhaft, geschwollen und entzündet.

Bei diesen Umständen fiel mir *Ca. Aus Opuntia*, Linn. ein.

Ich erhielt dieses Gewächs sofort, und nachdem einige Blätter durchschnitten und auf die leidende Theile gelegt wurden, fand sich nach Verlauf einiger Stunden, eine eben so überzeugende Probe davon, wie bei der Anwendung auf die podagriscchen Beschwerden des Herzogs von Monaco, welchem die Arzneikunde die Bekanntmachung dieses Mittels, bloß allein zu verdanken hat.

Die Schmerzen, die äußerst heftig, ja fast unaussetzlig bis dahin

gewesen waren, verloren sich binnen wenigen Stunden völlig.

Dahingegen aber erfolgte ein äußerst triefender Schweiß, der über vier und zwanzig Stunden anhielt.

Mit diesem Schweiß verloren sich alle Beschwerden, und der Leidende konnte ohne Beistand wiederum sich bewegen, und wieder gehen. Die Lust war so heftig, daß es Mühe kostete, derselben Schranken zu setzen.

Auf erfolgte abermalige Verläkung, traten sofort gleiche Beschwerden wieder ein, durch wiederholten Gebrauch dieses wohlthätigen Feigenblattes, wurde meine Absicht wiederum erreicht.

Die mineralische Wasserkur, mit Verbindung von Bädern, wurde hierauf wieder angefangen, und zuletzt die Kur mit Zufriedenheit beschloffen.

Pyrmont, im Sept. 1790.

Zur Verbesserung des Kartoffelbaues und Beförderung ihres angenehmen Geschmacks *).

Um die Kartoffeln für die Tafel angenehm und schmackhaft zu machen, muß man eine gute Gattung, oder Spielart, auswählen, sie ohne Vermischung mit andern in einen sandigten Boden, der wo möglich etwas abhängig seyn muß, pflanzen, und ihrer dann sorgfältig warten. Man

würde aber doch wieder seines Zwecks verfehlen, wenn man sie nicht gerade alsdenn ausgraben wolte, da sie ihre völlige Reife erlangt haben, das ist, wenn die obere Staube, oder der Stengel, trocken wird; und da es sehr oft geschieht, daß die Dauer des Wachsehums aller Pflanzen dessel-

*) Vom Herrn Zell, Deputirten des Elsasses bei der Nationalversammlung. Er hat im Laufe dieses Jahres, der Versammlung die Beförderung des Anbaues der Kartoffeln für Frankreich, sehr dringend empfohlen. Seine Vorstellung ist in einer kleinen Schrift von 11 S. in 4. gedruckt. Die hier daraus gezogenen Stellen, scheinen für diese Blätter interessant zu seyn. Abg.

1. **Selbst**, nicht eine und dieselbe ist, muß man genau darauf achten, daß in zum Gebrauche für den Tisch gerade diejenigen aufnehme, welche ihre vollkommenste Reife durch das Zurücktreten ihres Saftes im Stengel anzeig.

2. Diese Aufmerksamkeit ist um so nöthiger, weil, wenn man sie zu diesem Zeitpunkte aus der Erde nimmt, sie diese vollkommene Reife nicht ihr erreichen; wolte man sie aber noch einige Zeit darüber in der Erde lassen, so würde der Ueberrest derjenigen Rohigkeit (*crudité*), welche in ihrer gänzlichen Vervollkommenung ihnen durchs Schwitzen, oder Auslassen herausgetrieben werden muß, in der sie allenthalben umgebenden Erde aufgehalten und zurückgetrieben werden, ihre Gegenwirkung auf den wichtigsten Theil der Frucht sie reizigt machen, und ihr einen Geschmack von Rohheit und Unreife geben, den sie nicht wieder verlieret. Eben dieser Nachtheil ist zu befürchten, wenn man sie gleich nachher, da man sie ausgekommen hat, in Kellern, oder in Löchern, wo sie keine Luft haben, aufeinander häuft.

Es sind daher folgende Verhaltensregeln zu beobachten: erstlich, sie in trockenem Wetter einzusammeln; zweitens, sie von aller ihnen noch anklebenden Erde zu säubern, dies ist deswegen nöthig, damit sich der Schwefel erheben könne; drittens, sie nach jeder jedesmaligen verschiedenen Größe: — große neben großen, kleine neben kleinen etc. — zusammen zu tragen; viertens, sie an einem bedeckten,

b. h. gegen Regen gesicherten, und luftigen Orte gähren, oder ausdünsten und trocknen zu lassen; fünftens, sie demnächst an einem kühlen trocknen Orte, und wo sie vor dem Verfrühen gesichert sind, aufzubewahren; sechstens, keine andere, als solche, die einerlei Größe haben, in demselben Topfe zu kochen, damit sie alle zu gleicher Zeit gahr werden können; siebentens, sie in dem amerikanischen oder einem Topfe mit einem doppelten Boden, auf einem sehr starken Feuer und zwar in dem Dampf, ohne daß sie das Wasser berühren, und so geschwind, als möglich, bis zum Augenblick des Gahrseyns, ohne das Sieden zu unterbrechen, kochen zu lassen; denn, wenn man sie zu lange auf dem Feuer stehen läßt, so verwandelt die Fruchtigkeit, wovon sie gleich, nachdem sie gahr geworden sind, entledigt seyn müssen, das Mehl in Teig; (wenn man keinen amerikanischen Topf hat, so kann man dieses durch eine kleine gestochene Hürde, oder eine Art von Krost, den man in den Topf legt, um die Kartoffeln über dem Wasser zu lassen, ersetzen, aber man muß ja den Kessel, oder Topf, recht sorgfältig zugedeckt halten, damit nur sehr wenig Dampf entweichen könne); achtens, sie so gleich, wenn sie von dem Feuer genommen werden, etwas zusammen zu drücken, um ihre Haut zu öffnen, und der überflüssigen Fruchtigkeit einen Ausgang zu verschaffen, die sie reizigt machen würde, wenn man ihr Zeit ließe, auf den wichtigsten Theil zurück zu wirken; und neuntens, sie mit einem line-

nenen Tuch zu bedecken. Diese Verfügungen werden uns das Vergnügen gewähren, diese Frucht vortreflich und sehr mehlig zu genießen.

Man muß die Kartoffeln vor dem Froste in acht nehmen, weil der geringste Eindruck desselben sie für den Tisch fast ungenießbar macht.

Sie verlieren ihr Angenehmes, wenn sie im Frühjahr auskeimen. Um sie daran zu hindern, bringt man sie, wenn kein Frost mehr zu befürchten ist, oben auf den Boden, oder Spricker, breitet sie da, so gut als man kan,

aus, und man wird sie bis zur Reife der neuen, immer essbar finden, wenn man sie nur, ehe man sie kocht, eine längere oder kürzere Zeit, nachdem sie auf dem Boden mehr oder weniger welk geworden sind, in frischem Wasser einweicht.

Um bei Zeiten neue Kartoffeln zu bekommen, muß man die frühzeitigste Art, von den andern abgesondert, und in dem leichtesten Boden, der eine gute Lage hat, und der Sonne ausgesetzt ist, bauen.

Mittel, die gefrorenen Kartoffeln nützlich zu gebrauchen.

Ehedem warf man diejenigen, welche gefroren waren, auf den Mist; man kan sie sich sehr gut zu Nuzen machen, und in gewisser Rücksicht noch größere Vortheile davon ziehen, als von denen, welche unbeschädigt erhalten worden sind. Lasset Kartoffeln vollständig erfrieren; legt sie dann an einen warmen Ort, fangen sie an aufzutauen, so schälet sie, welches sehr leicht ist, und legt sie auf gestochene Hürden, bis sie ganz ausgetrocknet sind. Sie verlieren drei Vierteltheile von ihrer Masse und ihrem Gewichte, werden ganz schwarz, und es bleibt nichts übrig, als der verdickte Saft, der sehr hart und unverderblich wird, so, daß man ihn auf langen Reisen sehr gut gebrauchen kan. Um diese Kartoffeln zu essen, zerreibt oder zerstoßt man sie, und kocht das Mehl mit Fleisch, mit Hühnerfleisch, Milch, oder Wasser und Essig, oder seinen Kräutern, und sie

geben in jeder Hinsicht eine sehr gute und sehr gesunde Nahrung. Es giebt noch andere Mittel, die gefrorenen Kartoffeln zu nützen: unter andern, wenn man sie kocht, schälet, in Scheiben schneidet, und sie trocknet, dann geben sie uns ein schönes Stärkenmehl. Herr Zell hat ein Getränk davon bereitet, welches ihn hoffen läßt, daß man eine Art von Bier, oder gar ein geistiges Getränk davon machen könnte. Er zieht eins aus den Beeren (aus der Frucht, welche oben auf den Stängeln wächst), das sehr gut ist. Verschiedene Chymisten haben es untersucht, und sehr gut befunden.

Herr Zell zeigt nachher die Ursachen der Ungleichheit in der Reife der Kartoffeln eines und desselben Feldes an, und giebt die Erinnerung, keine Mittel zu verschämen, welche zu gleicher Zeit reif machen können.

Hannoverisches Magazin.

91tes Stück.

Freitag, den 12ten November 1790.

Beschluß der Nachricht von den Reisen, die James Bruce, Esq.
zur Entdeckung der Nilquellen angestellet hat.

(Siehe das 82te Stck.)

Da Herr Bruce die Nilquellen gesehen, und also die Absicht seiner Reise erreicht hatte, ließ er sein Verlangen dahin, ein Land wieder verlassen zu können, das gegenwärtig durch innerliche Unruhen erschüttert war, und dem ein öffentlicher Krieg und heimliche Verrätherei noch mehr Zerrüttung droheten. Er ging daher wieder nach Geseß zurück, und brachte seine Zeit mit völliger Zufriedenheit für sich und für seine Untergebenen zu.

„Wir hatten freilich, sagt er, da wir diesen Ort verließ, ein wenig zu prächtig für Philosophen, jedoch nicht untätig noch äppig gelebt; und gewiß wird kein Beherrscher von Geseß je wieder so herablassend seyn, oder seine Unterthanen milder regieren. Ich kurirte sie unentgeltlich, und ließ drei Tage hinter einander jeden Tag eine Kuh schlachten, die ich unter die Armen und Nachbarn vertheilte. Den Hohenpriester des Nils und sein

beiden Söhne, hatte ich vom Kopfe bis zu Fuße neu kleiden lassen, seine beiden Töchter hingegen mit Glasperlen von allen Regenbogenfarben geziert, und außerdem ihnen noch allerlei kleine Geschenke gemacht, von denen ich wußte, oder glaubte, daß sie ihnen angenehm seyn würden.“

„Für unsere liebenswürdige Zone aber, hatten wir das ausgesuchteste unserer Geschenke, und von jenem Artikel, den wir bei uns führten, die kostbarsten Sachen in reichlicher Menge zurückgelegt; über das aber schenkten wir ihr auch etwas Gold; aber sie, von weit feinem Gefühle und erhabener Denkungsart wie wir, schenken wenig auf diese Dinge zu achten, welche ihr die Trennung ihrer Freunde ankündigten. Sie zerranste ihr Seidenhaar, dem sie jeden Tag eine neue gefälligere Gestalt zu geben wußte, warf sich im Hause auf die Erde nieder, wolte uns nicht zu Pferde steigen sehen, und seinen Abschied
N p p von

von uns nehmen; auch kam sie nicht eher vor die Thür, als bis wir bereits weggeritten waren, da uns denn ihre frommen Wünsche noch begleiteten, und ihre Blicke, so lange sie uns noch sehen konnte, folgten."

Die Abreise geschah am 10^{ten} Nov. 1770. Herr Bruce kam bald nach Gondar, wo er die Sachen in größter Verwirrung fand. Da er sich genöthigt sah, Parthei zu nehmen, ging er mit der Armee, und wohnte verschiedenen Schlachten bei. In selbigen bewies er sich bei verschiedenen Vorfällen so tapfer, daß ihn der König mit einer großen goldenen Kette, mit ganz massiven Gliedern, beschenkte. Der König nahm diese Kette doppelt zusammen, und hing sie Hrn. Bruce um den Hals. Sie bestand aus 184 Gliedern, und jedes Glied wog $\frac{3}{4}$ Pf. Gewicht (Penny weight *) feinen Goldes.

„Mit größter Betrübnis, sagt er, mußte ich bei meiner Zurückreise zu Sennaar einen großen Theil dieses Ehrenzeichens, weil ich an allem Mangel litt, aus Noth verkaufen. Ich hoffe, meine Nachkommen werden sich nie in der Lage befinden, dieses ehrenvolle Denkmal, welches ich ihnen hinterlasse, aus ähnlichem Grunde noch mehr zu verringern."

Endlich erhielt Bruce Erlaubnis zur Zurückreise in sein Vaterland; und am 26^{ten} Dec. 1771 verließ er Gondar. Vor seiner Abreise aus die-

sem Lande, fügte es sich jedoch, daß er noch einmal diejenigen sah, welche während seines dasigen Aufenthalts beständig seine Freunde gewesen waren.

Am 2^{ten} Jänner 1772 begleitete ihn ein Bedienter nach Tcherkin, das selbst blieb er bis zum 15^{ten}, und belustigte sich mit der Elephanten- und Büffelochsenjagd, wovon er uns genaue und unterhaltende Nachricht giebt.

Langsam, und unter mancherlei Gefahren, kam er durch eine wüste Landschaft, und erfuhr, wie er weiter reiste, die Wirkungen des Simoon, oder heißen Windes. Am 23^{ten} März endlich langte er zu Teawa an, wo er wegen der Grausamkeit des Scheichs in großer Gefahr lebte. Man hielt ihn hier bis zum 18^{ten} April auf, als dann reiste er weiter, und kam am 29^{ten} nach Sennaar. Hier blieb er, und erlitt alles Elend, welches Aufenthalt der Reise, Vernachlässigung, Krankheit, Armuth, und Mangel zu begleiten pflegt. Hier war es, wo er aus Noth einen Theil seiner goldenen Kette verkaufen mußte. — Am 5^{ten} Sept. endlich verließ er diesen ungnostfreundlichen Ort, und kam den 4^{ten} Oct. nach Chendi, wo er bis zum 20^{ten} blieb. Am 9^{ten} Nov. reiste er mit seiner Gesellschaft durch die Wüste, die ihrer mit mancherlei Unglücksfällen erwartete.

„Am 14^{ten}, sagt er, wurden wir plötzlich durch einen Anblick überrascht, und

*) Ein Pfund = 12 Unzen, eine Unze = 20 Pf. Gew., Pf. Gew. = 24 Gran.

und auch zugleich in Schrecken gesetzt, der gewiß einer der prächtigsten von der Welt ist. Wir sahen in dieser weiten Wüste von Westen, und nordwestlich von uns, eine Anzahl unermesslich hoher Sandsäulen in ungleicher Entfernung, die sich bald mit großer Schnelligkeit bewegten, bald mit majestätischer Langsamkeit vorwärts rückten; oft glaubten wir, sie würden uns in wenig Minuten lebendig begraben, und mehr denn einmal fielen auch wirklich geringe Quantitäten Sand auf uns herab. Dann zogen sie sich zurück, so, daß wir sie beinahe gänzlich aus dem Gesicht verloren, sie erhoben sich mit ihren Spitzen bis hoch in die Wolken. Dann trennte sich ihr oberer Theil von dem untern, und, wenn diese von jenen einmal getrennt waren, zerstoben sie in der Luft, und wurden nicht weiter gesehen. Zuweilen zerbrachen die Säulen nahe in der Mitte, als würden sie mit einer Kanonenkugel aus einander geschossen. Gegen Mittag näherten sie sich uns mit großer Schnelligkeit."

"Der Wind wehte stark aus Norden. Fünf Säulen lagerten sich der Länge nach uns zur Seite, umgekehrt 3 englische Meilen weit von uns. Der größte Durchmesser der stärksten unter ihnen, schien mir in dieser Entfernung etwa 10 Fuß zu halten. Sie wichen mit einem Südostwinde von uns, und hinterließen in meinem Gemüth einen Eindruck, den ich zwar nicht zu schildern vermag, woran

aber Furcht und eine nicht geringe Verwunderung und Erstaunen ihren Theil hatten."

"Ans Gfliehen war nicht zu denken; das flüchtigste Pferd, das am schnellsten segelnde Schiff, hätte uns aus dieser Gefahr nicht retten können; und die völlige Ueberzeugung hiervon befestete mich wie versteinert an dem Platz, worauf ich stand; ich ließ die Kameele so weit vor mir vorausgehen, daß es mir, in meinem gelähmten Zustande sauer wurde, sie wieder einzuholen."

Die mancherlei Schrecknisse dieser Reise, ist nur Herr Bruce allein zu schildern im Stande. Am 16^{ten} Nov. entging er mit genauer Noth dem Siroon. Damals ward es ihm schwer, die Subordination zu erhalten; dieser pestilenzialische Wind, hatte ihn beinahe gänzlich seiner Stimme beraubt; sein Gesicht war so aufgeschwollen, daß er kaum noch sehen konnte; sein Hals war mit Blasen bedeckt; seine Füße waren geschwollen und entzündet; und er blutete aus vielen Wunden. Sein mit sich genommenes Wasser war verbraucht, und Verzweiflung schien sich der ganzen Reisegesellschaft bemächtigt zu haben. Aus diesem kläglichen Zustande retteten sie einige Quellen, auf welche sie trafen.

Am 19^{ten} entdeckte Herr Bruce einen intendirten Diebstahl seiner Kameele. Der Dieb wurde ertappt; Bruce schenkte ihm das Leben, und zwang ihn, ihn durch die Wüste zu führen.

Den 20^{ten} kam Bruce weiter vorwärts; in der Folge der Reise verlor er alle Kameele, und sah sich endlich am 27^{ten} genöthigt, seine sämtliche Bagage in der Wüste zurück zu lassen.

Am 29^{ten} entdeckte er die Palmbäume von Asanan, und dreiviertel auf zehn Uhr langte er auf der Nordseite der Stadt in einem Walde von Palmbäumen an.

Unser Reisende war jetzt so erschöpft, daß er sich, um sich nur etwas wieder zu erholen, unter dem Schatten der Palmen niedersetzen mußte.

Es war sehr heiß, und er sank in tiefen Schlaf. „Was mich selbst betrifft, sagt er, so hatte eine gewisse Art von Stupidität und Gefühllosigkeit, eine totale Abspannung meiner Geisteskräfte, die sich nicht beschreiben läßt, eine Art Unempfindlichkeit oder Paralyse meines Gemüths, mich beinahe gänzlich meines Besinnungsvermögens beraubt. Ich war so benübelt, so kraftlos, daß ich mich des Vergangenen gar nicht mehr erinnerte. Ich kam mir nicht anders vor, als wenn man aus einem Traume erwache, da die Sinnen noch halb im Schlafe sind, und man zweifelt, ob das, was geschehen, wirklich oder nicht geschehen sey.“

„Die Gefahren, denen ich eben entronnen war, machten nicht den geringsten Eindruck auf mein Gemüth, und ich glaube noch immer, ich hatte damals eine Zeitlang meinen Verstand verloren; dieses merkte ich an meiner gänzlichen Gleichgültigkeit, indem ich auch nicht einmal eine Spur von Dank-

barkeit über die Befreiung von neuen Gefahren in mir empfand.“

Da er sich nach Verlauf einiger Tage wieder erholt hatte, suchte er beim Aga um 6 bis 8 Kameele nach, um damit wieder in die Wüste zurück zu kehren, und seine daselbst zurück gelassene Bagage wieder zu suchen. Dieses glückte ihm auch endlich, und er trat seine Reise an. Es war schon dunkel, als er sich auf den Weg machte. Um 12 Uhr kam er in ein Thal, wo er und die Seinigen in der niedrigsten Gegend unter einer Kuschpflanz Schutz suchten, denn die Nacht war entsetzlich kalt; sie hatten jedoch gebranntes Wasser mit sich genommen, wovon sie mächtig tranken. Wegen des eigentlichen Plazes, wo sie stehen sollten, waren sie ungewiß, aber so bald es hell ward, fanden sie ihre Spur noch eben so frisch und ganz, als da sie solche gemacht hatten. Sie waren ihr kaum eine halbe Stunde nachgegangen, so fanden sie zu ihrem großen Vergnügen den Quadranten und ihre ganze Bagage, alles noch unangerührt, wieder, und bei selbiger die Körper ihrer getödteten Kameele, von welchen einem ein Stück von den Eiern zerissen war.

Sie hatten beschlossen, hier nicht länger zu verweilen, sondern unverzüglich wieder abzurufen. Dieses geschah auch sofort. Fünf Kameele trugen ganz bequem die Bagage, und jedes auf selbiger noch einen Mann. Sie kehrten nach Sonne, welches ungefähr vierzig englische Meilen war, mit

mit Hurrigkeit zurück. Gleich nach 4 Uhr Nachmittags trafen sie wieder in der Stadt ein, ohne Jemand auf ihrer Reise gesehen zu haben.

Hier endigt sich der interessante Theil von Bruce's Reisen. Nachdem er sich Lannover.

an diesem Orte bis zum 11^{ten} Decem: ber aufgehalten hatte, reiste er am 10^{ten} Jänner 1773 nach Cairo, von da nach Alexandrien, und nach einer umgekehrt drei Wochen langen Seereise kam er zu Marseille an.

G. J. Wehrs.

Etwas von der Lebensart des Murmeltiers.

Man findet das Murmeltier in den Schweizergebüten, besonders in einem Theile des Graubündnerlandes, sehr häufig. Man hat aber viele falsche Nachrichten über dieses kleine und geschickte Thier.

Der Doctor Amstein von Tigen im Graubündnerlande ist der erste Naturforscher, welcher besonders Untersuchungen über die Naturgeschichte des Murmeltiers angestellt hat. Seitdem er aber dieses Thier in des Professore Schrebers Werk beschrieb, machte er nicht nur selbst verschiedene neue Beobachtungen, sondern es kamen ihm auch noch die Herren Porta und Catani, zwei Prediger in Graubündten, mit den übrigen zu Hülfe.

Die höchsten und unzugänglichsten Gebürge sind der Aufenthalt des Murmeltiers; die kleinen und engen Thäler, vorzüglich diejenigen, welche wegen ihrer südlichen oder westlichen Lage am wärmsten sind, zieht es vor, und suchte Gegenden vermeidet es ganz.

Im Anfange des Frühlings, wenn es aus seiner Wohnung, in welcher es den ganzen Winter geschlafen hat, herausgekommen ist, steigt es in die niedrigeren Gegenden herab, weil es hier früher Nahrung findet; im Sommer klimmt es wieder auf die isolirten Gipfel der Felsen, oder geht in einsame Höhlen. Seine Nahrung sind Kräuter und Wurzeln, vornemlich Wegerich der Alpen, Dillenkraut von den Gebürgen, Leontopodium, Bergsaurampfer, Lein, Klee und Kamille, die auf den Alpen wachsen. Wenn es zahm gemacht worden ist, so frisst es fast alles, ausgenommen Fleisch. Wenn es trinket, so hebt es den Kopf bet jedem Zuge in die Höhe, wie die Vögel; und siehet sich mit einer fürsamen Aufmerksamkeit nach allen Seiten um. Es sitzt gern aufrecht, und bringt alles zum Maul, was es mit seinen Vorderpfoten erhascht und frisst, wie das Eichhörnchen in aufrechter Stellung. Es trinkt sehr wenig, und dieses soll nach der Versicherung des Dr. Amstein die Ursache seines Fetts

werdens seyn. Butter und Milch haben bei ihm unter allen Nahrungsmitteln den Vorzug.

Mit dem Anbruch des Tages kommen die alten Murmeltiere aus ihren Höhlen, um auf die Weide zu gehen, und lassen hernach ihre Jungen herbeikommen, die nach allen Seiten hinkäufen, sich wechselweise verfolgen, sich auf ihre Hinterpfoten setzen, und, während daß sie sich an dem Anblick der Sonne laben, in dieser Stellung eine Zeitlang bleiben. Die Murmeltiere lieben die Wärme sehr, und wenn sie in Sicherheit zu seyn glauben, so bleiben sie mehrere Stunden lang in der Sonne ausgestreckt liegen.

Ehe sie das Gras sammeln, es seyn nun zu ihrer Nahrung, oder um ihr Lager damit auszufüttern, in welchem sie den Winter zubringen, setzen sie sich alle auf ihre Hinterpfoten in einen Kreis herum, und stellen nach allen Seiten genaue Untersuchungen an: beim geringsten verdächtigen Geräusch stößt das erste ein Zetergeschrei aus, das sich dann von einem Nachbar zum andern über die ganze Gesellschaft verbreitet, und sie fliehen davon, ohne es ein zweites mal zu wiederholen. Indem die Jäger von verschiedenen Seiten dieses auf einander folgende Geräusch nachahmen, nähern sie sich ihnen leicht bis auf einen Flintenschuß.

Das Murmeltier hat ein sehr scharfes Gesicht, und entdeckt daher leicht

einen Gegenstand in weiter Entfernung. Andern Thieren thut es nie etwas zu leide, und flieht lieber vor seinem Verfolger. Wenn diese Thiere Anfälle befürchten, so verlassen sie truppweise ihre Löcher und laufen von Berg zu Berg, bis sie einen Platz finden, wo sie neue Wohnungen aushöhlen können: wenn sie aber sehen, daß es unmöglich sey, ihrem Feinde zu entfliehen: so wehren sie sich tapfer gegen Menschen und Hunde, und greifen mit Zähnen und Klauen alle diegen an, die sich unterstehen, ihnen nahe zu kommen.

Sie leben beständig in Gesellschaft, und haben Sommer- und Winterwohnungen, die leicht dadurch von einander zu unterscheiden sind, daß jene das ganze Jahr hindurch offen bleiben und letztere gegen das Ende des Septembers verschlossen werden. In ihren Sommerwohnungen findet man eine Menge Mist und kein Heu; in den Winterwohnungen im Gegenheil viel Heu und niemals Mist. Bei den letztern sieht man einen ansehnlichen Haufen Erde, der alle Jahr nach Verhältniß der Größe der Wohnung und Vermehrung der Familie zunimmt.

Um diese Wohnungen zu machen, höhlen sie die Erde mit vieler Geschwindigkeit und Geschicklichkeit aus. Sie werfen einen Theil davon weg, machen das übrige recht fest, und öffnen sich einen engen und dichten Durchgang; ein Loch von sechs bis sieben Zoll

Zoll im Durchmesser ist ihnen hinreichend. Das Innerste des Raums hat inzwischen acht bis zwanzig Fuß in der Länge. Zuerst trifft man einen Gang, der umgekehrt fünf oder sechs Fuß von der äußersten Oefnung sich in zwei Seitengänge theilet, wovon der eine zu einer kleinen Höhlung und der andere zum Schlafzimmer führt. Der Durchgang und die beiden Seitengänge sind allzeit in gerader Linie angelegt, es sey denn, daß ein Fels oder ein andres Hinderniß den Baumeister nöthigte, seinem Werke eine andere Richtung zu geben. Das Zimmer ist rund oder oval, gewölbt, und einem Backofen ziemlich ähnlich. Es hat zwischen drei bis sieben Fuß im Durchschnitte, und ist größer oder kleiner, nachdem die Familie mehr oder weniger zahlreich ist. Der Boden ist mit Heu belegt, und auf diesem Bette bringen die Murmeltiere den Winter schlafend zu.

Wenn sie sich gegen den Anfang des Octobers in diese Wohnung begeben, so bemühen sie sich sehr eifrig, den Eingang davon mit einer Verkleidung von Erde, mit Steinen und Heu vermische, zu verstopfen, und zwar so dicht zu verstopfen, daß die äußere Luft nicht hindringen kan. Wenn man dieses Zimmer 3 Wochen nach seiner Verschließung eröffnet, so findet man die Murmeltiere eins beim andern auf dem Heu liegen, und wie die Igel kugelförmig zusammengerollt, und sie ge-

ben nicht den geringsten Schein des Lebens von sich. Man findet ihre gewöhnlich zwischen fünf bis sechszehn in Gesellschaft. Bisweilen, aber doch nur sehr selten, nehmen zwei Familien ein und dasselbe Gebäude ein; noch viel seltener aber ist es, ein Murmeltier allein in einem Loch zu finden.

Die zahm gemachten Murmeltiere schlafen den Winter über nicht, aber bei Annäherung dieser Jahreszeit treibt ein natürlicher Instinkt sie an, Materialien zu sammeln, um sich ein Lager zuzubereiten. Die wilden Murmeltiere gehen im Monat October in ihre Winterwohnungen, die denn auch nicht früher, als gegen das Ende des März, oder im Anfange des Aprils, von ihnen verlassen werden. Beim Wegnehmen der Verkleidung, die sie bisher eingeschlossen hielt, stoßen sie diese nicht heraus, sondern ziehen sie vielmehr zu sich herein, und bringen sie wahrscheinlich in die kleine Höhlung, weil sonst der Hauptgang verengt werden würde.

Gleich nach ihrem Aufbruche aus den Winterquartieren geht ihre Vergattung vor sich, und im Monat Junius, oder spätestens im Julius, sieht man junge Murmeltiere von der Größe der Ratten.

Es ist wahrscheinlich, daß sie während des Winterschlafs nicht essen; denn man findet im Frühjahr denselben Vorath Heu in ihren Winterwo-

num

nungen, wie im Herbst. Diejenige dünn, und haben einen durchaus leeren Magen, die man im Winter fängt, sind reif.

*) Die Savoyarden, welche ihr Brod anwärts suchen müssen, pflegen Murmeltiere zu fangen, sie tanzen und andere possirliche Tänze zu lehren, und dann mit ihnen in die Fremde herum zu reisen, um sie für Geld leben zu lassen. Man kan die Murmeltiere so zahm machen, daß sie unsere Befehle, eben so willig und geschwind befolgen, als die Hunde. Auch ihr Fleisch soll ziemlich schmackhaft seyn, und da sie gegen den Winter außerordentlich fett werden, daß sie an zwanzig Pfund wägen, so macht man Jagd auf sie, ist dann entweder das Fleisch gekocht, oder eingepökelt, oder geräuchert, das Fett aber dient vornemlich zu Lichtern, oder statt des Oels. Die Felle gebrauchen die armen Bewohner jener Gegenden zur Fütterung ihrer Kleider, oder machen sich Mäffen, Manteln u. dgl. daraus.

Anmerk. d. Einsenders.

* * * * *

Im londoner Universal Magazine vom Sept. 1790 wird denen, welche unter der Erde arbeiten müssen, folgendes einfache Verwahrungsmitel gegen Erstickung angerathen:

Wenn ein lange Zeit nicht geöffnet worden Brunnen, unterirdischer Kanal, Abtritt, Keller u. d. g. gereinigt oder ausgebessert werden soll, so schütte man gleich bei der ersten Def-

nung 6 oder mehr Eimer voll Wasser hinein. Hierdurch wird die darin befindliche pestilenzialische Luft zerstreut und gereinigt, so, daß eine viertel Stunde darauf jeder ohne alle Gefahr hinunter steigen kan. Bei Erbauung neuer Brunnen konte man dieses Mittel gleichfalls anwenden, besonders, wenn die Arbeit dabei eine Zeitlang unterbrochen worden ist.

Anekdote.

Neulich geschah zu Warrnet eine lustige Wette über die Geschwindigkeit zu Fuße zu gehen. Ein junger Kerl, der einen schweren Paken trug, erbot sich, mit einem Blinden in die Wette zu gehen, und zwar wurde dabei festgesetzt, daß letzterer die Zeit bestimmen sollte. Der Blinde wählte

eine stockfinstere Nacht, und da der andere den Weg nicht gut kannte, gab er, nachdem er zwei bis dreimal gefallen war, die Wette wie verloren auf, zur großen Belustigung einer großen Menge Volks, das sich bei dieser Gelegenheit versammelt hatte.

Hannoverisches Magazin.

92^{tes} Stück.

Montag, den 15^{ten} November 1790.

Solte die Wissenschaft der Perspective wohl diejenige Wichtigkeit haben, welche ihr im 83^{ten} Stück dieses Magazins beigelegt wird?

Es ist allemal nachtheilig, wenn man über den Werth der Dinge, das ist, über ihre wirkliche Nützlichkeit, unsern Zweck mit ihnen zu erreichen, ungewiß ist, oder gar darunter irre geführt wird. Bei dem Gelde und Münzen fällt solches am deutlichsten auf; denn was es zu bedeuten hat, wenn die Münze den rauhen Müssen gleicht, und die äußere Schale, oder der darauf geprägte Werth mit dem innern nicht übereinstimmt, davon haben Deutschland und mehrere Reiche mehrmals eine traurige Erfahrung gehabt. Bei Durchlesung der im 83^{ten} Stück des Magazins eingerückten Gedanken über die Malerei, oder eigentlich die Perspective, ward ich auf diese Betrachtung geleitet; denn, wenn die darin herangestrichene Wissenschaft, welche man Perspective nennt, denjenigen Werth und diejenige Wichtigkeit hätte, welche ihr darin beigelegt wird, so stünde es kaum zu verantworten, daß man ihr nicht längst eine eigene

Fakultät, auf den deutschen Universitäten, gewidmet hat. Zum Glück ist indessen das Uebel, welches aus ihrer Vernachlässigung entstehen soll, so groß nicht, wie angegeben wird. Man kan auch nicht einst sagen, daß die Perspective in Deutschland vernachlässigt wäre, denn Albrecht Dürer hat uns schon seine Perspective vom Jahre 1525 hinterlassen. Nachher haben mehrere Deutsche diese Wissenschaft sehr deutlich gelehrt, auch andere fremde Werke übersetzt. In neuern Zeiten aber haben zwei der größten Mathematiker, nemlich ein Kästner und Lambert, dieselbe aus den allgemeinsten mathematischen Grundsätzen erläutert, und so weit gebracht, daß darin wahrscheinlich nichts weiter aufzuklären und abzukürzen übrig ist. Ja, in Göttingen wird sie beständig von mehr denn einem Dozenten öffentlich gelehrt. Es ist also für diese Wissenschaft in Deutschland mehr, als wie in irgend einem andern Lande, geschehen, und es ist

kein Grund zu den Klagen, über die Ruhe ihres Glors, vorhanden, und die Ursache, warum der deutsche Boden nicht ergiebig in Produkten der Malerei ist, muß also sicher in andern Dingen gesucht werden.

Hierher hat man, und zwar mit gutem Grunde, geglaubt, daß die Perspective ihren Nutzen wenig über das Gebiet der Malerei und Zeichnungskunst ausbreite. Ich muß bekennen, daß ich diesem Glauben noch jetzt zugehörig bin, und da ich auch nicht zu der Parthei derjenigen gehöre, welche darauf ausgeht, den Herren Militairpersonen durch die Meinung, daß sie Polihistorien seyn müssen, das Gewissen schwer zu machen, so halte ich es auch völlig für möglich, daß ein Officier mit einem guten Coup d'oeil militaire begabt seyn kan, ohne die Gründe der perspectivischen Zeichnung wie ein Kästner und Lambert, einzusehen. Der vermeintliche Nutzen wird wirklich für ihn aus dieser Wissenschaft ein wenig weit hergeholt. Gewöhnlich agirt ein Officier mit seinen Soldaten auf einer horizontalen Fläche, nemlich dem Erdboden. Ein Maler hingegen soll, in den meisten Fällen, die Gegenstände auf einer verticalen Fläche so ordnen und vorstellen, daß das Auge sie auf einer horizontalen gestellt zu sehen glaubt. Ein Officier braucht sicher zu dem ersten nichts, als ein gutes Augenmaß, wodurch er die Länge, Breite, Entfernung und Lage der Flächen zu schätzen weiß. Ein Maler aber

muß freilich, zu Erreichung jener Zeichnung, Kunstgriffe anwenden, die ihm die linearperspective, jedoch nur zum Theil, lehret.

Der Ausspruch, daß

„die richtige Anwendung der Perspective das vorzüglichste Hülfsmittel, gute Malereien hervorzubringen, sey; ja, daß alle Gemälde, welche perspectivisch richtig, gut, und die dieses nicht sind, schlecht sind, und dieses für eine mathematische Wahrheit zu halten sey;“

kan so im Allgemeinen, wie er da steht, unmöglich gegründet seyn. Wer ein Gemälde bloß deswegen, weil es perspectivisch richtig ist, für gut erklären wolte, würde ein schlechtes Kennerauge verrathen. Gesezt, es fehlt diesem perspectivisch richtig gezeichneten Gemälde a) an einer guten sinnreichen Erfindung, b) an einer guten Zusammensetzung, c) an wohl gewähltem Licht und Schatten, d) an einer guten Farbengebung, e) an Ausdruck und Grazie der Figuren, und f) die Pinselführung soll pfuscherhaft, gequält und schmutzig seyn; so bleibt es gewiß bei aller perspectivischen Richtigkeit, eine elende Schmiererei, von welcher das Auge des Kenners sich wegwendet. Schon lange haben Maler und Malereiverständige die Eigenschaften eines guten Gemäldes auf gewisse Haupterfordernisse zurückgeführt, worunter die Perspective nicht einst besonders genannt worden ist.

ist. De Piles, und nach ihm mehrere competente Kunstrichter, nehmen folgende an:

- 1) eine sinnreiche Erfindung;
- 2) eine zweckmäßige Zusammensetzung;
- 3) eine richtige, eble Zeichnung;
- 4) eine schöne, natürliche Färbung, welche den Vortheil des Lichts und Schattens mit unter sich begreift;
- 5) ein schöner Ausdruck und Grazie in den Figuren.

Unter diesen Haupterfordernissen eines guten Gemäldes, macht die Richtigkeit der Perspective nur einen untergeordneten Theil, und, ich möchte sagen, den geringsten der Zeichnung aus; denn, was gehört außer der Perspective nicht dazu, um eine männliche oder weibliche Figur, mit ihren richtigen Verhältnissen, schön wie die Antike zu zeichnen, und wohl zu drapiren, und wie gering ist hiebei die Hülfe der Perspective.

Es ist offenbar, daß ein Maler, der sich bloß auf das Richtige der Perspective in seinen Gemälden beschränken, und jene Haupterfordernisse vernachlässigen wolte, ein elender Maler bleiben würde. Gewiß, die Malerkunst hat das mit den andern schönen Künsten gemein, daß der höchste Grad der Vollkommenheit, von dem, was man Genie heißt, abhängt, das ist, von einer angeborenen Erfindungsgabe, vereint mit einem feinen Geschmack und scharfer Beurtheilungskraft. Die alten

Griechen bedienten sich, um diese zu bezeichnen, einer Allegorie und eines Bildes, nemlich der Musen und des Apolls. Diese Allegorie ist unstreitig eben so sinnreich, als wohl gewählt; denn, da wir bis auf den heutigen Tag noch keine positive oder bejahende Regeln oder Vorschriften zur Erfindung haben, und gewiß durch die Perspective auch nie erlangen werden; da ferner, die Erfinder glücklicher Ideen selten anzugeben wissen, durch welchen Weg sie darauf gekommen sind; so laßt man es den Griechen nicht verdenken, wenn sie solche glückliche, schöne Gedanken und Erfindungen für Wirkungen unbekannter Kräfte hielten, und für Eingebungen des Apolls und der Musen ansahen; solche glückliche Erfinder sich aber Günstlinge dieser Gottheiten zu seyn glaubten. Ich bin überzeugt, daß die alten Griechen und Künstler, bei diesen Begriffen und Gefühl der Kunst, es für einen seltsamen Gedanken gehalten haben würden, ein Gemälde mit Zahlen ausrechnen, oder zusammen rechnen zu wollen. Sie würden hiezu gewiß die Beihülfe der Musen, oder das, was man Genie nennt, nicht nöthig gehalten haben; eben so wenig, als sie einen Copisten, der bloß das, was andere erdacht und ausgeführt haben, getreu nachzuahmen die Gedult hat, und mechanisch etwa mit Maasstab und Zirkel ausführt, einen Maler oder Genie, nach heutiger Mundart, benennen würden. Unter den Künsten,

lern, deren Namen uns die alten Autoren aufbehalten haben, finden wir auch kein einziges Genie dieser neuen Art verzeichnet, vermuthlich, weil es bei ihnen in gar keinem Werthe stand. Litte es der Raum, alle die Schwierigkeiten durchzugehen, mit welchen ein Maler bei der selbst eigenen Erfindung und Ausführung eines historischen Gemäldes zu kämpfen hat, so würde man finden, daß es nur ein geringer Theil ist, welchen er, mit Hilfe der Perspective, überwinden kan, und daß sie sich eigentlich nur in dem mechanischen Theile der Kunst brauchbar zeigt, bei den übrigen edelsten und schwersten Theilen aber eine leidige Trösterin ist. Es wird nemlich Niemand durch sie erfinden, menschliche Figuren gelehrt, und schön, der Kunst gleich, zeichnen, ihnen Grazie und Ausdruck geben, schön coloriren, und die Haltung beobachten lernen. Es wäre also ein gewaltiger Irrthum, wenn Jemand denjenigen, der die Regeln der Perspective sich bekannt gemacht hat, für einen großen Maler halten wolte; denn, auf welcher hohen Stufe der Malerei würde alsdenn nicht Kästner und Lambert stehen?

Zu weiterer Erläuterung des Vorangeführten, will ich noch ein einleuchtendes Beispiel beibringen, wie sehr die sonstigen Vollkommenheiten eines Gemäldes diejenigen überwiegen, welche die Perspective gewährt.

Claude Lorrain wird von allen Kennern für den größten Landschaftmaler gehalten. Gleichwohl hat er von der Linearperspective keine theoretische Kenntnisse besessen *). Wer sich bloß von überzeugen will, der betrachte, wenn etwa Originalgemälde von ihm nicht zugegen sind, nur das von dem englischen Kupferstecher Byrne nach Claude Lorrain gestochene Blatt *Burning* betitelt, worauf offenbar der darauf stehende Tempel perspectivisch unrichtig gezeichnet ist; denn die Parallellinien des Tempels und der Säulenbasen, laufen nicht in einem Punkt im Horizont zusammen, welches, ohne Maasstab und Rechnen, mit einem bloßen Lineal untersucht werden kan.

Die Landschaften des Claude Lorrain aber haben, dieser darin vorzuziehenden Fehler gegen die Perspective ungeachtet, einen so hohen Werth, daß man für eins derselben ein Duzend anderer der richtig gezeichnetesten Perspectives eintauschen kan. Allein, wie wunderschön ist auch in den Landschaften jenes Meisters die Erfindung, die Farbengebung, die Zeichnung seiner Bäume, und der natürliche Ausdruck des Ganzen, kurz, es ist ein solches Meisterstück in allen übrigen schönen Theilen der Malerei, daß, wenn nicht Jemand darin auf einen perspectivischen Fehler aufmerksam machen wolte, ich ihm sicher, mit dem braven Carl Maratti bei einem ähnlichen An-

*) Man sehe d'Argenville's Leben der Maler 4^{ter} Theil, Seite 72. in der Note =

laß vor einem Raphaelschen Gemälde, anwotten würde.

Ich sehe diesen kleinen Fehler, vor den großen Schönheiten, nicht.

Ich brauche hiernächst wohl nicht zu sagen, wie wenig ein wohl gemalter Kopf eines Rembrants, oder ein Gemälde mit halben Figuren von Guercino da Cinto, oder eine schöne menschliche Figur von Corregio, durch Maasstab, und durch die, in allgemeinsche Zeichen verhüllte gemeine Regel de tri untersucht und gewürdigt werden könne. Für eines dieser Gemälde kann man ebenfalls Duzende von perspectivischen Vorstellungen eintauschen, Niemand aber wird ihren hohen Werth in der perspectivischen Richtigkeit des Conturs der Figuren suchen.

Ich habe oben schon erwähnt, daß Kästner und Lambert die Perspective sehr gründlich gelehrt haben. Besonders sind die von letzterm herausgegebenen wenigen allgemeinen Regeln für die Practik eines Malers von annehmendem Nutzen, und da unter solchen nur zwei bis drei, die eben so leicht begriffen, als behalten werden können, für einen Maler hinreichen, so würde man einem jungen Menschen, der sich der Malerei widmet, schlecht rathe, wenn man ihn veranlassen wollte, mit der Perspective, der gemeinen und höhern Geometrie, wie auch Algebra, den Anfang seiner Studien zu machen. Ein Geometer mögte also, denn vielleicht daraus werden, aber schwerlich ein guter Maler. Will man

mit Ernst einem jungen Maler in seiner Kunst forthelfen, so mache man ihm vielmehr die Perspective so leicht als möglich, so, daß er sie nur als ein Nebenwerk ansiehet, und sich das durch von seinen sonstigen Uebungen nicht abhalten läßt.

Die, in dem 33ten Stücke dieses Magazins angegebene Art der Untersuchung und Anwendung der Perspective ist aber gewiß die beschwerlichste, die ich kenne. Nach der Angabe erfordert sie immer erstlich, die Verlängerung der, in dem Augenpunkt zusammenlaufenden, Seitenlinien des Würfels. Ferner, die Zeichnung verschiedener Linien, nemlich des Horizonts mit der sie durchkreuzenden Verticallinie, und der Horizont muß in diesem Falle, mit der Grundlinie des Würfels, parallel gemacht werden. Hat man sich die Mühe gegeben, diese Linien zu ziehen, so kann man gleich, durch die Ziehung noch einer einzigen Linie, den Entfernungs- oder Standpunkt vom Bilde erfahren, denn man hat nur nöthig, die Länge der Linie h. i. rechts von i. ab, auf die Grundlinie mit einem Zirkel zu tragen, und von dieser Länge durch k. nach dem Horizont eine Linie zu ziehen. Die Entfernung des Punktes, wo sie den Horizont berührt, von dem Augenpunkte g. ist die Entfernung des Standpunktes vom Bilde. Da bei dem Vorschlage, ihn durch Rechnung zu finden, erstlich ein Maasstab gemacht werden muß, da ferner damit drei Längen gemessen werden müssen, so man rechnen

nen kan, und da das Rechnen auch Zeit und Nachsicht erfordert, um nicht zu irren, so unternehme ich es allemal, die Operation durch obigen mechanischen Weg zum wenigsten zweimal zu Stande zu bringen, ehe sie mit Zahlen und Maasstab einmal ausgeführt werden kan.

Da Maler selten sich mit der Buchstabenrechnung abgeben, so sey es mir erlaubt, ihnen zum Trost zu sagen, daß hinter der, in dem 83^{ten} Stücke des Magazins enthaltenen Formel weiter nichts, als die gemeine Regel der tri verborgen steckt. Nach der gemeinen Rechenkunst würde es heißen:

So wie sich die Länge der Linie b. zu der Länge der Linie a. verhält, so verhält sich die Länge der Linie c. zu der gesuchten Länge x., wenn dazu die Länge a. hinzugesetzt ist.

Also a sey lang 3 Fuß

b , , 1
c , , 7

Nun nach Adam Riesen

1 Fuß giebt 3 Fuß was 7 Fuß

3

Facit 21 Fuß.

Weil das Facit die Länge a. mit in sich begreift, so muß sie abgezogen werden mit

3

bleibt also 18 Fuß

für die gesuchte Länge.

Dieses auszurechnen, erfordert nicht viel Kunst, allein doch Zeit, die ein Maler und Kenner gewiß auf dergleichen Dinge ganz unnütz verschwenz

bet. Am vortheilhaftesten würde sie ein Maler anwenden, wenn er sich gar einfallen ließe, ein Gemälde auf solche Weise zusammen zu rechnen, und zu erfinden. Ein vierecktes Schilderhäuschen mögte er wohl zusammen rechnen. Allein, wie will er damit bei einem menschlichen Körper, dessen Contour aus unzähligen Schlangen und Spirallinien besteht, zurecht kommen? Wolte er sich auch nur damit an ein Weibergesicht wagen, so will ich eins gegen hundert wetten, daß er damit eher das Portrait eines Verkleinungsstöck, als das von einem hübschen Mädchen, hervorbringen würde.

Ob übrigens der große Leibniz, wenn er noch lebte, es der Mühe werth halten würde, auf den Vorwurf:

„daß er mit seiner Rechnungsmaschine das Rechnungswesen zu einer mechanischen Beschäftigung, unverständiger Hände zu machen, die Absicht gehabt, und daß hierdurch die Lehre, von der Proportion, aus den Menschenköpfen ganz hätte entweichen müssen,“

zu antworten, solches mag ich zwar nicht bestimmen. So viel weiß ich aber wohl, daß es das erste mal ist, wo ich finde, daß seine Bemühungen, eine Rechenmaschine zu Stande zu bringen, aus diesem Gesichtspunkt angesehen worden.

Wer die unvollendete Maschine, die vordem auf der königl. Bibliothek aufbewahrt wurde, betrachtet hat, wird aus ihrer Beschaffenheit und aus dem, was davon erzählt wird, sich

sich keinen andern gesunden Begriff von seiner Absicht machen können, als daß er durch diese Maschine das multipliciren, dividiren, und die Extrahirung der Wurzeln, zu einer leichten und sichern mechanischen Operation machen wollen; um dadurch geschickten Rechnern das Widrige dieser langweiligen Rechnungsarten möglichst zu

erleichtern, die sie doch am Ende, bei wirklicher Anwendung der algebraischen Formeln, gebrauchen müssen.

Der gute Leibniß wolte also just tiefse denkende Köpfe dieser mechanischen Rechnerei mit Zahlen entheben, und nun wird ihm hier gerade das Gegentheil nach seinem Tode zur Last gelegt und vorgeworfen! —

Empfindsamkeit und Empfindelei.

Zwei Wörter von weit unterschiedenem Inbegriff, und die doch so oft mit einander verwechselt werden. Ein empfindsamer Mensch gehört ohne Zweifel zu der ersten und besten Menschenart, und ein Empfindler zu der niedrigsten und verwerflichsten Sorte.

Empfindsamkeit heiße ein Herz voll warmer Menschenliebe haben, das Gefühl hat bei dem Leiden seiner Mitgeschöpfe, nicht fliehet, wo es das Winseln eines Elenden hört, sondern liebevoll hinzueilt, und so viel wie es kan hilft, ein Herz, das für rührenden Dank gegen Gott bei dem Anblick der lachenden Natur empfänglich ist, und kurz ein Herz, das im Wohlthun und bei den Freuden seiner Brüder sein größtes, sein einziges Vergnügen findet, und hingegen bei dem Anblick eines unhelfbar leidenden Menschen eine Thräne des Mitleids weint, und o! läßt sich wohl ein schönerer Charakter zeichnen, als der eines Empfindsamen? nein, gewiß nicht, und doch

ist so oft dieses Wort ein Gegenstand des Spottes, aber woher kommt das? nicht etwa aus Haß gegen einen solchen Charakter, wie wäre das möglich? sondern blos aus Irrung im Gebrauch der Wörter, weil so oft kleine Seelen, die ein Vergnügen darin finden, wenn sie einen Nothleidenden sehen, dem sie nicht helfen wollen, in Ohnmacht fallen, empfindsam genannt werden. Gemeinlich pflegt diese Menschenart bei Erblickung eines Weitschen, oder beim Mondenschein, in Begeisterung zu kommen, wo sie sich dann Wörter und Ausdrücke bedienen, die höchst albern, und die mehrste Zeit nur ihre Bundesgenossen versetzen, da hingegen ein Empfindsamer nicht nur Vergismeinliche und dergleichen bewundert, sondern jedes Schöne in der Natur betrachtet, und die Größe seines Urhebers daraus ahmigt.

Also noch einmal, Empfindsamkeit heiße groß und edel handeln, und Empfindelei, das Laster unter der Larve der Tugend verbergen.

Sophie B - ff - n.

An

Anfrage.

Es sind in der Cellischen Schlosskapelle einige Gemälde befindlich, welche, wenn ich darüber urtheilen darf, in einzelnen Parthien nicht ohne Verdienst sind. Das Altarblatt, welches die Kreuzigung Christi vorstellt, scheint darunter das beste zu seyn. Man pflegt dieses Stück für eine Arbeit des Lucas Cranach auszugeben: aber von diesem Meister ist es sicherlich nicht, wie nicht allein der Styl zeigt, sondern auch die darauf bemerkte Jahrzahl 1569. Um diese Zeit war L. Cranach nicht mehr am Leben.

Ob ich gleich nichts mit Zuverlässigkeit zu entscheiden wage, so führen mich doch mehrere Gründe darauf, daß dieses Altarblatt und noch ein Paar andere größere Stücke in der Cellischen Hofkapelle aus der ältern Antwerpischen Schule zu den Zeiten des Franz Floris, Frank u. s. w. sind. Das Charakteristische dieser Manier besteht in der sonderbaren Composition zum Theil unverständlicher Allegorien, in der unordentlichen Zusammenhäufung der Figuren, und in einer Zeichnung, welche zwar Bekanntheit mit der italienischen Schule verräth, aber keinesweges von den gewöhnlichen Fehlern des Vaterlandes dieser Künstler, Incorrection, Streifheit und Mangel an Ausdruck frei ist. Dagegen führt das Colorit schon Spuren des Glanzes an sich, den es unter Octavius van Ween und Rubens in der Folge er-

hielt. Das Hellbunte und die Lust und Linien-Perspective sind noch in ihrer Kindheit, und die Hintergründe, welche gemeiniglich mit gothischen Gebäuden und Felsen ausstaffirt sind, fallen ins bläulich grüne. Die Vorbergründe pflegen sehr oft mit Blumen und andern Nebensachen bekleidet zu seyn, an die ein unverhältnißmäßiger Fleiß verschwendet ist.

In Lüneburg auf dem Rathhause giebt es verschiedene Malereien, deren Sujets theils aus der heiligen Geschichte genommen sind, theils allegorische Vorstellungen enthalten. In diesen Stücken herrscht, so viel ich bei einer flüchtigen Ansicht habe bemerken können, der Styl der ältern niederbergischen und ausgburgischen, von Kottenhammer, Spranger u. s. w. gebildeten Schule. Er nähert sich dem ältern antwerpischen, unterscheidet sich aber noch von diesem dadurch, daß letztere mehr den Römern und Florinern, erstere mehr den Venetianern gefolgt ist, und besonders die Stellung und Extremitäten ihrer Figuren sehr verdrehet hat.

Man würde mich sehr verbinden, wenn man mir, allenfalls durch diese Blätter, einige historische Nachrichten über die Namen und Schicksale der Meister, deren Werke in der Cellischen Schlosskapelle, und auf dem Rathhause zu Lüneburg befindlich sind, mittheilen wolte.

Celle, am 17^{ten} Dec. 1790.

v. Ramdohr.

Sannoverisches Magazin.

93^{tes} Stück.

Freitag, den 19^{ten} November 1790.

Ueber die in Niedersachsen gewöhnlichen Sprachfehler.

Von Herrn Corrector Gröbning.

Man behauptet mit vollem Rechte, daß der aufgeklärte Theil der Niedersachsen die Kunst verstehe, seiner Kleidung, seiner Wohnung, der Haltung seines Körpers, und seiner Conversation diejenige Einrichtung zu geben, wodurch man bei andern gute Eindrücke macht, d. i., daß er sich auf den guten Ton verleihe. Der Niedersache kleidet sich sauber, ohne üppig zu seyn; — in seiner Wohnung, in der Anordnung seiner Meublen, in seinen Gärtchen herrschen Neutheit und Bequemlichkeit, ohne Prunk; — sein Tisch ist einfach und mäßig: aber wenn er den Tisch macht, ist seine Tafel freigebig und geschmackvoll besetzt, doch nie mit prahlerischen Tüschereien überschwenmt, noch weniger mit ganzen Registern von Schaugerichten bemalt; — seinen Körper weiß er mit Leichtigkeit, und doch mit Würde zu halten, ohne tändelnd damit zu spielen, ohne ihn prahlerisch zu werfen, ohne ihn grauwitdlich zu schwenken, ohne ihn mit

Streifheit zu schieben; — als Gesellschafter ist er zurückhaltend, aber doch nicht verschlossen; froh, aufgeweckt und heiter, wenn er einmal warm geworden ist, aber doch nicht tändelnd und ausgelassen: gesprächig, aber doch nicht geschwätzig; launig, aber doch nicht pöbelhaft; höflich, aber doch nicht geziert und nicht voll leerer Complimente. — Dies Gmüths macht jeder Ausländer, und jeder unbesangene Auswärtige von uns. Aber einen Zug darin läßt man offen stehn, oder, wenn er ausgeführt wird, so ist es ein — Fackel, ein Uebelstand: man sage nemlich, der Niedersache sey in Absicht der Sprache nicht so delicat, als er es in den übrigen Umständen der Wohlstandigkeit ist. Und doch gehört die Kunst, richtig zu sprechen, eben so wohl zum guten Ton, als die Kunst, sich geschmackvoll zu kleiden; und die Dame, die z. B. spräche: „Hör mal; siehst du, wenn du hochahnst, mußt du die Hand vor der Mund halten, und
K a a a wenn

wenn jemand prustet, — muß du hübschen dein Comportement machen.“ — diese Dame würde eben so gegen den guten Ton verstoßen, als sie ihn beleidigen würde, wenn sie z. B. beim grand Café einen Syrupstopf aufsehen wolte.

Aber, sollten denn wirklich die Niedersachsen in Absicht der Sprache mehrere Fehler machen, als die übrigen Deutschen? Ueber diese Frage ist schon lange gestritten worden, und man streitet noch, ohne daß man den Begriff des streitigen Punktes genau festsetzt. Es ist nemlich hier nicht die Rede davon, ob die Aussprache (Pronunciation) des Niedersachsen schlechter sey, als die Aussprache des Obersachsen, oder des Schwaben, oder des Oesterreichers; ob also z. B. der Obersachse statt sprechen, spielen, schreiben, sprechen; spielen, schreiben, der Niedersachse statt klamm, flecht, schlafen, schlamm, schlecht, schlaffen a), der Westphälinger statt scharmanten Fische, schöne Schinken, frische Wäsche, scharmanten Fische, schöne Schinken, frische Wäsche sagen müsse. Es ist ferner hier nicht die Rede von der Sprache des Volks in den verschiedenen deutschen Provinzen: denn daß der Tiroler sagt: I hab'n Pfla, der Thüringer: ech hann'n P'senn, der Niedersachse: el haw'n seyn: das ist pro-

vinzente Völkersprache; sondern es fragt sich: spricht der aufgeklärte Theil der Niedersachsen wirklich so richtig deutsch, als er sprechen mußte.

Sprachfehler in der Conversation giebt es allenthalben, auch selbst unter dem aufgeklärten Theil der Deutschen, und wird es so lange geben, bis man anfängt, in den Schulen mehr auf Kenntniß unserer Sprache zu sehen. Selbst der Obersachse, der noch vor 40 Jahren schon einen Gottesched, Gellert und Rabenst. aufweisen konnte, und der jetzt eine so sehr sehnliche Menge großer Sprachfehler neben sich hat, spricht noch immer sehr falsch: Es ist in der Kirche gelitten worden; — ich bin schon um sieben aufgestiegen (aus dem Bette) — ich habe Sie's ja allerweilte gesagt; der gleichen Verstoß hört man dort oft, selbst unter Göttern. Auch der Hesse macht seine eigenhändigen Fehler: ich tief das Buch vor zwee Welspfennige, hörte ich neulich noch von einem Candidaten aus Cassel. Freilich kan die Conversationsprache nie ganz die Sprache des Buchs werden: denn wir können in unserm schriftlichen Aufsatz vorher ändern — zusehen — wegstreichen, eher gedankt wird; aber es ist doch immer ein gewaltig großer Unterschied zwischen Fehlern des Gedächtnisses, der Ueberraschung und der Laune, und zwischen wirklichen

Fre-

a) Mich dünkt, man könnte, was diesen Streitigen Punkt betrifft, nur gegen einander aufheben: denn was die eine Partey zu viel ist, das ist die andere zu wenig.

Irthümern; und letztere sind in der Conversation eben so wenig zu denken, als auf dem Papier.

Ich habe hier schongehört die Absicht, bei der jetzt immer mehr sich verbreitenden Aufführung des Verstandes, und Verfeinerung der Sitten unsern letzten Landesleuten die Frage näher zu legen, ob es nicht gut sey, auch an die Beseitigung unserer Sprache zu denken; Also nun zur Sache.

1) In Niederdeutsch giebt man sehr vielen Laute, Nennwörtern (Nominibus substantivis) ein (falsches) Geschlecht, (Genus). So sagt man: B. das Glas, das Zucker, das Puder, das Spiel, das Speck, das Markt, (auch wohl das March), das Lein, das Stahl, das Zunder, das Gass, das Spiegel, das Sand, das Monat, das Strick, das Sarg u. s. m.; und doch sind alle diese Wörter männlichen Geschlechtes (mascul. gen.) und es muß folglich heißen: der Glas, der Zucker, der Puder u. s. m. — Ferner sagt man ungemein häufig, und sogar in Schriften: der Tuch, der Band u. s. m., der Del u. s. m. Allein, diese Wörter sind ungewissen Geschlechtes

(sunt. gen.) und müssen das Tuch, das Band, das Del heißen. — Wieserum sagt man irrig: der Lampe, (auch wohl gar: der Lampen) der Nachtigall, da doch diese Wörter weiblichen Geschlechtes (fem. gen.) sind, und die Lampe, die Nachtigall heißen müssen. — Endlich hört man sehr häufig: die Mund, die Mantel, (auch wohl gar in der einfachen Zahl) die Mäntel, die Mäge, die Brate, die Kabe, die Floß, die Grund; und doch muß es heißen: der Mund, der Mantel, der Magen, der Braten, der Kabe, der Floß, der Grund.

Schon diese Fehler, die ich noch mit andern der Art vermehren könnte, hört man nicht selten aus dem Munde gebildeter Menschen, ja ich habe sie sogar oft von Männern gehört, die über lateinische Fehler solcher Art in Eifer zu gerathen pflegen, von Gelehrten. Aber eben deswegen, weil sie sehr häufig begangen werden, wird sie selbst das delicateste Ohr gewöhnt, und sie fallen nicht mehr auf. Sederer ins Gehör springend sind sie jedoch in Verbindung mit andern Sprache fehlern, von denen ich gleichfalls bald

AAAA 2

reden

b) Eine jede Sache, womit man bindet, vereinigt, fesselt u. s. heißt das Band: z. B. das Halsband, das Knieband, das Bruchband, das Gassband, das seibene Band u. s. in der mehreren Zahl (Num. plurali) die Halsbänder, die Kniebänder u. s. Aber im figurlichen Sinn heißt Band im plurali nicht die Bänder, sondern die Bänder, z. B. das Band der Liebe — die Bänder der Liebe. Das gleichbedeutende Wort von Fessel, was wir Bänder nennen, ist in der einfachen Zahl (singulari n.) nicht gebräuchlich. — Dagegen ist nun wiederum das Wort Bänder, welches die Schale, oder auch den Theil eines Buchs bedeutet, männlichen Geschlechtes, und heißt also der Band, und in der mehreren Zahl die Bänder.

leben werde. Wer hört nicht; D. oft folgende Ausdrücke: Strich mich den Lampen an; — ich habe man noch eyliche Zähne in der Mund; — das Leib thut mich weh! — stich mich doch den Tuch an, aber nicht scheiß und Krieg mich den roten seidenen Band und meine kantzene Mäntel her.

2) Manche Haupt- Nennwörter werden in der mehreren Zahl falsch abgeändert. (declinirt) Z. B. man sagt fast allgemein: die Zähne; und doch muß es die Zähne heißen, weil alle ursprünglich deutsche Haupt-Nennwörter, männlichen Geschlechts, die in art, oder ahn ausgehen, in der mehreren Zahl in ähne declined werden, als der Kahn, die Kähne; der Schwan, — die Schwäne; der Span, — die Späne; der Hahn, — die Hähne u. c) Eben so irrig sagt man die Hunde, statt die Lunde, die Nagel, statt die Nängel, die Ehre, statt die Eyer u.

3) Sehr oft giebt man den Verkleinerungswörtern (Diminutivis) das nemliche Geschlecht, als das

Seetalmörrer selbst hat. Man sagt: D. des Händchen, der Vögelchen, der Däumchen, die Blümchen; (in der einfachen Zahl) die Käschchen; da doch alle unsere deutschen Verkleinerungswörter ungewissen Geschlechts sind, und es also heißen muß das Händchen, das Käschchen, das Blümchen u.

Es ist nämlich groß ist 4) die Zahl von Haupt- Nennwörtern, die in Ditt verschaffen entweder falsch ausgesprochen werden; oder die wohl gar völlig undeutsch, wenigstens nicht hochdeutsch sind. Ich will eine Auswahl davon hersehen; nicht, als ob ich damit den ganzen Haufen gehauet hätte, sondern, um doch zu zeigen, daß ihre Menge sehr groß sey.

Der (auch wohl das) Schopp, der Schreack; das Blatt, die Dinte; das Blachhorn, das Dintenfaß; die Zipolle, die Zwieler; der Stricken, die Stricknadel; die Spindel, die Stednadel; der Bräjen, das Gupfen; die Dirmse, die Dännung, oder — denn auch dies Wort ist noch nicht gutes Hochdeutsch — der Schlaf;

e) In der Zusammensetzung aber muß es Hahnen und Schwänen heißen, z. E. Hahnen-Gesicht, Schwänen-Federn. Daraus folgt jedoch nicht; daß Hahnen, Schwänen, die mehrere Zahl sey, sondern man hat nach und nach aus Hahnen-Gesicht, Schwänenfeder Eine Sylbe gemacht. Wäre aber bei den erwähnten Wörtern in ahn der Plural ahnen richtig, so dürfte es auch nicht Zahnstocher, sondern Zähnen-Stocher heißen. Auf eben die Art werden auch die Wörter- Castellum, Castellum abgeändert: die Castelläne, die Castelläne. Dagegen aber werden die meisten Wörter in an, die fremden Ursprungs und männlichen Geschlechts sind, in ene abgeändert, z. E. Corduan, Caffian, Milan, Pian, Faberdan, Quarzian, Pelican, Werdian u. als Corduan, Caffian, Milan u. s. w.

der Lappen, der Bissen; das Blun, das Knäuel; der Wocken, der Kocken (Spinnrocken); die Kuhle, die Grube, auch das Grab; der Ruhlengraber, der Todtengraber; die Schwertsche, die Zwertsche (in Obersachsen sagt man ebenfalls irrig: Quertsche); das Münster; das Muster; die Münsterung, die Musterung (folglich ist auch das Zeitwort (vorbum) münsteren, falsch); die Raze, die Ratz (a); die Gasse, die Hese; die Schür, die Schaufel; die Kile, der Feuerkeßel; das Feuerstüben; der Dammf, die Engbrästigkeit; der Bruck, die Krücke; die Oefse, das Ofen; Salen und Oefsen, Hese und Schlugen; die Streibe, die Stärke; das Kaspel, das Kiechspiel; das Boest, auch Beust, oder Beist, das Rind, überhaupt, das Bieh; die Wisch, die Wiese; die Stachelbeere, die Stachelbeere; die Beere, oder Birre, die Birn; der Kaufschlitten, der Kennschlitten; der Streitschuh, der Schlittschuh; der zühre Wage, der bedeckte Wagen; das Nest, auch Metz, das Messer; der Pott, der Topf; der Schleif, der große hölzerne Ibsel; (als Schimpfwort gebraucht, be-

deutet Schleif einen Lämml) der Handschen, oder Hannschen, der Handschuh; der Toffel, oder Doffel, der Pantoffel; der Holschen, der Holschuh; der Canrun, der Cattun; die Göppsche, die Handvoll, zum Beispiel eine Göppsche Salz, eine Handvoll Salz; die Slippe, der Schoß, auch wohl eine Schürze voll; das Risch, die Winse (lateinisch juncus) das Riet, das Rohr; die Schwursche, die Spießruthe; der Döllje, der Zweig; der Knüppel, der Prügel, Knüttel; der Duz, die Schleife, Handschleife; das Plett, das Käppchen; der Nöcker, der Böttcher; der Bränder, die Säule, oder der Stiel (in Obersachsen, die Saul); die Buge, der Verschlag; die Wichte, die Waage; die Bogge, (im Göttingischen, die Irse) der Frosch; der Lork, die Kröte; der Hüster, der Blasebalg; das Puffrohr, das Blaserohr; der Pragger, der lumpigte Mensch; die Läßber, die Leber; das Anuffloch, der Knoblauch; der Snaß, die Krähe; die Gruben, die Graupen; der Striden, der Dreifuß; das Sauer, der Essig; die Oester, die Auster; der Krüsel, das Hangelicht; der Dierl,

K a a a 3

der

- a) *Mus rattus Linn.* ist das lecke, beschwerliche Thier, was wir seit der Entdeckung von Amerika aus Westindien bekommen haben: und das ist unsere Ratte. Aber Glis, der Kax, auch der Eichenkläfer, oder die Rollmans genannt, ist so groß als ein Eichhörnchen, aber dicker, und hat einen vollhaartigen, grauen Schwanz. Der Kax schläft im Winter Tag und Nacht, und auch im Sommer am Tage; auch ist er bloß im südlichen Deutschland zu finden. Die alten Abamer essen ihn als einen Leckerbissen. Raxen giebt es also in Niedersachsen gar nicht; aber Ratten in Menge.

der Dietrich; der Qualm, der Dampf; der Mühlm, der aufsteigende Staub (so auch: es mülmt, es staube) die Schälke, die Schale; der Schwetz, der Schweiß; der Strümpel, der Rest, z. B. der Strümpel Wurst, der Strümpel Knastr; der Zucken, der Haufen; die Kladern, die Fegen, oder Lumpen, z. B. sie hat nichts, als Kladern am Leibe; daher auch Kladrig, lumpicht; die Strude, die Gurgel, z. B. es ist mich was in die unrechte Strude gekommen, es ist mir etwas in die Luftröhre gekommen; der Quadder, der Saum; die Nase, die Nase; das Geschrichte, das Geschrei; der Dabbe, der Trog; der Bär, das Rinn; das Böhrt, das Hafenbret; der, oder die Deebe, der Hund; der Volze, der Kater; der Srippe, der Fleck an der Haut, das Närbchen, die Finne u. s. w.; die Kiepe, der Tragkorb; der Timpen, der Zipfel; e) die Hacke, die Ferse; der Hacken, der Absatz am Schuh; die Bosel, die Angel, wormit man fegelt; der Jennje, der Pfennig; der Queif, der Kniff; die Jarren, die Fragen, Vossen; die Ausfen, die Backenzähne; die Geigel, oder eigentlich in der mehreren Zahl, die Geigeln, das Zahnfleisch; der Aepfel, der Apfel; die Wattete, oder in der mehreren Zahl, die Watteten, die Wolken; der Koll, der Dämpfel, Wasserwirbel; der Drake,

der Enterich; das Viölken, das Weiden; die Gage, die Gasse; der Grand, der Kirs, oder Kirsband; die Pose, die Federspule; der Alewer, der Aler; der Kettel, der Kuchel; das Wischen, das Wischen; z. B. gieb mich ein Spir ab, gieb mir ein wenig ab; die Löchte, die Löche; der Kummer, der Schutz; die Fensterklappe, der Fensterladen; die Schlam, die Schale; der Morag, der Morast; die Köste, der Koft; die Reibe, das Reibeisen; die Scharre, die Reishbank; das Schauer, der Stegen; der Schauer, der Schaber, das Schirmdach, z. B. unter Schauer, auch wohl zu Schauer gehen, unter ein Obdach treten; die Fächrel, der Fächel; die Webrage, die Schmerzen; der Vorlad, die Abkantung; der Glesangel, ein niedriges Schimpfwort, womit man einen Menschen bezeichnet, der Bösen liebt. Es ist so viel, als das oberländische Flüg, unfähiger Mensch, und wird so in dort, auch zuweilen im Hochdeutschen gebraucht; der Muldwurm, der Maulwurf; der Lätzter, die Lätz; die Arfsche, der Häusling; das Eckerken, das Eichhörnchen; der Frotte, der Gast u.

Man wird hier lächeln, und sagen, daß dies nur Fehler des Vöbels seien. Ich behaupte freilich nicht, daß jeder

e) Man sagt auch: Jemandem etwas auf den Timpen geben, d. i. einen Streich versetzen. Auch sagt man, jedoch nur in der Vöbelsprache: er hat was im Timpen, er hat was im Kopfe.

jeder Aufgeklärte gerade alle diese Fehler begeht; aber einzeln habe ich sie sämmtlich gehört, und viele darunter, als Schauer, Kummer, Kolk, Drake, Wattle, Quader, Wilt, Qualm, Kiepe, Streibe, Gruben, Nage, Pose, Kuhle u. kommen sogar in Schriften vor.

Unausgesprochen sind 5) die Fehler bei Hauptnennwörtern, die entweder, weil sie aus fremden Sprachen kommen, oder aber aus andern Ursachen, Verhärthungen erlitten haben. Folgende hört man nicht selten: die Lujedor, wohl gar die goldene Lujedor, der Louis d'or; Küsterrillje, Drap de Sicile, eine Art seidener Zeug; das Perrscholl, der Parasol; Sisten, auch Sistenwurst, Samasse, die bekante kleine Aes-Bräuwitzke; Carmenade, auch Carmelade, Carbonado; die auf dem Roste gebratenen Rippenstücke von Hammel-Kalb; und Schweinefleisch, welche die französischen Röche Costeletten nennen; Tracerör, Traiteur; Plastr, Plastrir; Blastier, Kliftier; Insungör, Ingenieur; Lambauer, Lambour; Marrakel, Lärm; Muschaten, Muscatus; Nachholder, Wachholder; Kristannje, Kastanie; Impher, Ingwer; Supps, Suppe; Safran, Safran; Syrup, Syrup; Peterzilie, Petersilie; Zeltair, auch wohl Zidertair, Secretair; Suppertente, Superinten-

dent u. Ferner: Penschohn, Caution, Parichente, statt Pension, Caution, Patient; desgleichen: Johannje, Michälje, statt Johannes, Michaelis. — Edelhaft aber ist es, zuweilen von Leuten, die in Absicht des Puges völlig nach der Mode sind, die höchst lauderwaischen, und gewiß nicht modigen Wörter zu hören: Cunterschafft, Contrescarpe; Mumriahn, Monbrillant; Sünnder Elages, Sanct Nicolai. Auch pflegt man die Verkleinerungswörter oft plattdeutsch zu formen, z. E. das Knippchen, das Knippchen; das Mänschen, das Mänschen; das Mänschen, das Mänschen u. Eben so zeigt sich die plattdeutsche Endung sche, die man den weiblichen Nomen, statt des hochdeutschen in anhängt, sehr oft in der Conversation vornehmer Leute, z. E. die Müllersche, die Mülletin; die Leinwebersche, die Leinweberin; die Fischersche, die Fischerin.

Selbst eben so häufige Fehler, als bei den Hauptnennwörtern begangen werden, hört man 6) auch bei den Nebenwörtern (Adjectivis), und Beiwörtern (Adverbiis). Unter vielen will ich nur folgende anführen: Risch, statt gerade, oder aufrecht; gerade, statt geschwind, behend; wenneher, auch wohneher, wann, oder wenn f); andhand, bisweilen;

f) Ehemals hatte man für das lateinische Quando das deutsche wann, und für si wenn; jetzt sagt man fast immer wenn, angenommen, wenn eine Zweideutigkeit durch das Wort wann gehoben werden kan.

len; schier, rein, glatt, z. E. eine schiere Haut, eine glatte Haut; voll, viel; schmicker, schlanke; klar, fertig; klamm, sich sperrend, z. B. die Thür geht klamm zu, d. i. sie sperrt sich; gastrig, garstig; eusch, häßlich; glatt, schön, gepußt; wo, wie; all, schon; man, nur; heil, oder heel, ganz, unbeschädigt, z. B. er ist mit der heilen Haut davon gekommen; die ganzen, alle; z. B. die ganzen Rathsherren waren da, d. i. alle Rathsherren u. Da der Ausdruck: die ganzen, das Gegen- theil von den halben ist, so wird dies Wort einem Fremden immer lächer- lich; bedämelt, eingenommenen Kopfs, z. B. ich bin bedämelt, der Kopf ist mir eingenommen; dämisch, felsam, ungewohnt; dämelig, schwim- melnd; berstet, schwer athmend; auch, wenn es von der Luft geblaucht wird, schwül; z. E. das Wetter ist benaut, die Luft ist schwül; schum- merig, dämmernd, z. E. wenn es schummerig wird, mit Anfang der Dämmerung; glitzig, oder auch glitschrig, schlüpfrig; dicke, be- trunken; butt, jung, minderjährig; barbesch, barfus; windchläger- risch, höchst leichtsinntig; kregel, nett, frisch, wohlkleidend, z. B. die

Pflanzen stehen kregel, d. i. sie su- ben frisch, ein kregeltes Kleid, ein nettes Kleid; zu passe, recht, gut, passend, z. E. die Schuhe sind mir nicht recht zu passe, d. i. sie passen mir nicht recht; schmachtig, aus- gehungert, mager; spiß, spißig; witschen, weiß; lüttig, klein, ein sehr oft vorkommender Ausdruck; parzig, hoch; glüh, glühend; dach, nieder; wudal, hinunter; aufgedum- sen, aufgeschwollen, aufgeblasen; plapp, verb, dicht; keimand, niemand; wer- jemand, z. B. es ist wer, es ist je- mand da; basch, herbe, beifallend. Im figurlichen Sinn wird es auch für mürrisch, oder finster, gebraucht, z. B. er sitzt basch aus, er sieht fin- ster aus; trusmierig, scharf, scharf (bei Speisen und Getränken); z. B. der Meerrestig ist sehr trusmierig, d. i. er ist scharf; kurzhaarig, un- pfündlich, leicht im Hise zu bringen schlümm, streng, scharf; allmäh- gerade, allmählig; mang, un- zwischen, z. B. es ist Dreape mang dem Korn, d. i. zwischen dem Korn; holtert, polter, in größter Eile; Hals über Kopf; jähling; fideol, pfui, ein Ausdruck, der sehr im Ge- brauch ist; er wird auch nicht selten als ein besonderes Hauptnennewort gebraucht.

Die Fortsetzung folgt künftig.

Sannoverisches Magazin.

24^{ter} Stüd.

Montag, den 22^{ten} November 1793.

Ueber die in Niedersachsen gewöhnlichen Sprachfehler.

(Fortsetzung.)

Nber auch 7) bei den Zeitwörtern (Nomenibus) werden, gar viele Fehler begangen. Folgende hört man sehr häufig; Sagen gehen, sich sehen. Dieser Fehler hat sich ungemein stark eingeniselt, so auch der Fehler desselben, liegen gehen, sich liegen; sich fallen, fallen, z. B. ich habe mich gefallen; ich bin gefallen; paffen, niesen; paffen, zähnen; daiben, oder döven, watten; sich verbißeln, sich verieren; flentgen, pfeifen; dasten, auf dem Horn blasen; oder das Lär eines Horns nachmachen; dasten, blasen; oder: inschppen, Nimmten: sich verflöben, ins Affen blasen werden; sich verjagen, erschrecken. Diesen, und die vorhergenannten Fehler hört man täglich, z. B. ich war eben liegen gegangen, do sung der Hirt an zu durren, do verjug ich mir. - Schnötern, naschen; lehren, lehren, ein Fehler, der jedoch auch außerhalb Niedersachsen begangen wird. Lärpen, heißt Unterrichten

empfangen, und lehren heißt Unterrichte geben. Michin ist es falsch, wenn man, z. B. sagt: er letns mis das Schreiben; es muß heißen: es lehret mich das Schreiben. - Aufbehen, aufbewahren; docheln, im Ausziehen aus einer Wohnung begriffen sein, z. B. wir docheln von Tag zu, wir gehen heute aus. Dieser Fehler, der nur plattdeutsch ist, einführt jedoch zuweilen auch einem hochdeutschen Munde. Bücken, betchen; oder bruchen; nippen, kosten, ein Tröpfchen nehmen, (es wird von süßen Dingen gebraucht) böhren, heilen (nemlich eine Last) z. B. ich san einen Sennar hoch in der Höchre böhren, ich san einen Sennar sehr hoch heben; - lungern, faulenz, müßiggehn; so auch der zwiefache Fehler: die Lungerersche, die Faulens sein; kreten, necken; purren, äffsen; prüfen, hudein, hopencken; burren, rühren, stochern, z. E. in den Zähnen burren, in den Zähnen stochern; oder: in einem Ansienhause

B b b b

sen

fen hurren, d. i. darin eilen; bel-
lern, poltern; kufeln, kufeln: kri-
gen, kofeln, z. B. Ich kriege dich
mal den kütchen Stricken, heh
mir einmal den kleinen Deifus;
quälen, sich feuer werden lassen;
schwäumen, schwanken; trampen,
tappen, stark treten; ein- oder in-
säufeln, einsäufeln; änneliren, nach-
denken, in Gedanken seyn; es bül-
le haben, sehr geschäftig seyn; sich
grauen, sich fürchten, z. B. er graut
sich, ich graue mich a); nicht auf
dem rechten Schilde seyn, nicht
bei Laune seyn; pober seyn, krank;
wapplich seyn; wichen, gähnen, müss-
eln; verdröbern, vernieren;
(nemlich Worn, Zwirn u.) cretheln;
auschwagen, Ausfcheri treiben. So
auch das Substantiv: eine Teribe,
eine Altscherin; in den Worn
strecken, den Worn nicht anstehen;
laife und undentlich reden; rante-
zen, poltern, lärmern; in die Kühle
treten; hinfeln; mundgen, be-
sagen, schmecken, (wird von Speisen
und Gerichten gebraucht,) z. B. will
die Suppe nicht mundgen? da will
sie nicht besagen? schrappen, schal-
ben, kraken; glupen, starrensehen;
von der Seite glupen, scheren;

stropeln, streichen, flennen, zu-
schen, (mit dem Fuß) schen-
gen; belohnen, belohnen, belohnen;
quinteliren, sein, oder sich
sagen; juchtern, juchtern, sich
lustig machen; traublen, stark
schreien; bölden, blöden, auch brül-
len; müffeln, müffeln. Sprechen die
Zähne nicht von einander thun; reh-
beln, schmecken, schmecken, schme-
cken; juchtern, juchtern, juchtern;
(was vorflunkern, was auf-
machen; kochen, schwagen, re-
pochen, sprechen; quackeln, quack-
eln, bald anders reden, was auch bei
Gefährten: ein Claudelcher, ein
unverlässiger Mensch; verquackeln,
durchbeugen, verquackeln, z. B. für
hat und für verquackeln; sich ver-
quackeln, einen dummen Menschen
sagen, nach ihm sprechen; sich wiffen,
z. B. ich wiffe in ein Wäldchen zu
quackeln; verquackeln, verquackeln
ordnen; anschauen, anschauen, anschauen;
kochen, kochen; kochen, kochen,
auch wärdeln; es schneet, es schneet;
zu Tode geben, zum Gefährten
sagen, zum Gefährten gehen bis zum
Tode, Tadel nehmen, Treuen, sich
sein, and Schmecken, kochen, kochen
sagen. Diese Wörter, nach dem
mit

a) Es ist zwar grauen ein gutes deutsches Wort, aber sich grauen ist falsch: mir
grauet, dir, ihm, uns, euch, ihnen graut wohl es graut. 1. 2.

b) Der Ausdruck, zum, oder zu Tode geben; hat eigentlich seinen Grund in
einer alten Gewohnheit der deutschen Bräutleute. Es ist gewöhnlich
als der Besuch der Badestube unter den Deutschen noch zu sehen, die
ihren Bräutigam vor dem Hochzeitstage unter andern Umständen die Hand
zum Baden zu überreichen. Nachher braucht man den Ausdruck: zu To-
de geben bei jedem ansehnlichen Geschenke; und so hat er sich erhalten.

wieviel hätten wir dann in unserer Sprache eine Ausnahme weniger. — Jetzt ist es Zeit, wieder zur Hauptsache zu gehen.

8). In Niederfachsen werden auch viele eigenthümliche Fehler gegen die speciellen Regeln des Grammatik begangen. Dahin gehört unter andern der Fehler, noch meistens wenn das Vorwörter (Präpositionibus) einen unrichtigen Kasus giebt. Unter allen Verwunderungen greift man am meisten den Akkusativ an, bei, wir, von, nach und zu in ihre Rechte. Wer tiefst nicht z. B. oft folgende krumme Monater in öffentlichen Blättern: Bei die Kaufleute Hof und Jagd sind zu haben von die beste Sorten holländische Leinwand und Drell in alle mögliche Nummern. Sie erbieten sich zu billigen Preise, ercommen wandern sich das geneigte Publikum und logiren auf die goldene Tante, gegen das Kaufhaus über. Hier sind in wenig Monaten sechs- und sieben Fehler; denn es müßte ja heißen: Bei den Kaufleuten H. und J. sind zu haben von den besten Sorten holländischer Leinwand und Drell in allen möglichen Nummern. Sie erbiten sich zu billigen Preisen, empfehlen sich dem geneigten Publikum, und logiren auf der goldenen Tante, dem Kaufhause gegen über. — Als es aber man nicht im geringen lehrt, selbst aus dem Munde aufgeklärter Menschen: Ich will mit dich (dir) gehen; — wir fahren heute in der

(die) Kirche, und morgen gehen wir mit die (den) heilige(n) Convent und die (den) Bischöfen. — Die besten Präpositionen zu und nach erhalten aber nicht bloß einen falschen Kasus, sondern man pflegt sie auch häufig zu verwechseln. In muß nämlich gebraucht werden, wenn die Rede von der Bewegung zu einer Person, und nach, wenn die Rede von der Bewegung nach einem Orte ist. Nichts ist es falsch, was doch unglücklich gesagt wird: Ich will zu Hause gehen, es muß heißen nach Hause. Es ist ferner falsch, wenn man sagt: Ich will nach meinem Vater gehen; — nicht zum Vater muß es heißen. Nicht untrüglich ist es, wenn man hört, ich meine Bräuer sind nach meinem Hause gereist, und ich meine nach meiner Graswurde kommen, die nehmen mich mit zu das elende Landgut.

Nichts in der ganzen deutschen Sprache wird ferner von den Schreibern so sehr häufig verwechselt, als das mit und nach, zu und von, über und über, dem und dem, und selbst der Vergleich mit. — Diese gemeinhelt dieses Fehler, wegen dem Strom spritzessen, was nicht recht sehr auf seinen Ort ist. Ich bitte mich ein wenig Druck auszuschnide, du dich selbst (nämlich was) — schnell, dich ein (nämlich Wasser re.) — — Ich mit geschlagen, und hat mich das ganz Ding getroffen, und dem Heile, es hat noch dazu was aus. — Ich bin oben, sehen

ehen Sie sich doch bei mich nieder; ich habe Ihr gesehen, aber sie sah mir nicht: — diese Fehler kan man ständlich hören, und sind eben deswegen auch schon oft in diesen Blättern geüßt worden.

Zwar nicht so häufig, aber desto auffallender ist der Fehler, da man mit dem Selbstzeitwort (verbo substant.) ich bin, den Accusativ verbindet: z. B. du bist ja einen groben (ein grober) Scherf; — er war einen rechten (ein rechter) Maulaffen (Maulaffe). Selbst in österreichischen Blättern parodirte dieser lässliche Fehler noch tagtäglich, z. B. auf der Börse sind angekommen, frischen, aufrichtigen Elbelachs, neuen, kämischen Bollpeering, guten, englischen Käse u. s. w.; — bei dem Gärtner van der Hoefien sind zu haben allerhand Sämereien, als braunen, krausen Lattich; großen, extra frühen Rettig u.

9) In Niedersachsien sind auch einige eigenthümliche Ausdrücke (Idiotismen) gebräuchlich, die den übrigen Deutschen unbekant sind. Sie gehören daher aus eben dem Grunde unter die Sprachfehler, als z. B. das oberflächliche gelt? (nicht

wahr?) oder das fränkische halt, oder halt'r e), oder als das schwäbische und bairische alz f). Die banaltesten dieser Idiotismen sind: dr und r, jenes als Vorhängsel, und dies als Anhängsel, z. E. dr ist wer (jemand) vor der Thür; dr sind viele Leute draussen. Noch häufiger und allgemeiner wird das Anhängsel r gebraucht, z. B. ich bin'r noch nicht da gewesen; er will'r nichts mit (das mit) zu thun haben; ein ander hat'r denn man seine Last von; hier sind viel Zehlet in einem einzigen Ausdruck. — Eben so braucht man bei einigen Wörtern, die sich auf ein einziges, das r als Anhängsel, z. B. mein Leben ist in deiner Hand; laß doch das Praesent seyn; das Essen war gut u. Endlich hängen auch einige Niedersachsien den Wörtern, die sich auf ung endigen, noch ein e an, z. B. alle meine Hoffnungen beruht auf der Lotterie; meine Drohung war eben so vergeblich, als meine Verheißung.

Endlich verbinden 10) unsere Niedersachsien mit einigen Wörtern einen Sinn, den sie doch nicht haben, oder der wohl gar Wider Sinn ist. Wie oft sagt man z. B. nicht wohl-schla-

e) Es ist so viel, als halt' ich, d. i. glaub' ich; z. B. es war halt d' Spag, oder d' Rothschwänke (es war, glaub' ich, ein Sperling oder ein Rothschwänchen.)

f) Das Wort ist wahrscheinlich das alzezeit; es führen es aber die Oesterreicher, Baiern, Schwaben u. saß beim zehnten Wort im Wunde, z. B. Ich hab als mei Schraß mit'm Bäck, ich habe immer meinen Spas mit dem kleinen Jungen.

schlafende Nacht, wohlruhende Nacht. Hier wünscht man also der Nacht, daß sie wohl schlafen, wohl ruhen möge. — So sagt man ferner von einem Menschen, den man des Stolzes beschuldigen will, er sey großmüthig. Wahrscheinlich ist dies aus Hochmuth entstanden. Aber Hochmuth ist ein Laster, und Großmuth dagegen ist eine edle Tugend,

weil sie besteht in der liebegegen Fremde, Beleidiger und solche, von denen man keine Vergeltung zu erwarten hat. Man sagt ferner verwegen seyn, statt trozig seyn. Es heißt nemlich, verwegen seyn, sich in Gefahren Rürzen, ohne die dazu nöthigen Kräfte zu haben; trozig seyn, aber heißt: sich Jemandes Forderung stolz widersehen.

Der Schluß folgt künftig.

Von der Heilung eines Bruchschadens auf eine besondere Art, die aber wirklich erfolgt ist *).

In dem Dorfe H. — hatte sich vor 20 Jahren ein Arbeitermann, heissen Baumacher durch zu starkes Heben einen Bruchschaden zugezogen, der gleich anfangs heftig geworden war. Auf Rathen und durch Bemühung seiner Angehörigen wird für ihn ordentliches Rath gesucht, ein Band angeschafft, und während des ersten halben Jahres manche Kosten angewendet, und Mittel versucht, um den damit behafteten Mann Hülfe, und wo möglich Heilung zu verschaffen; allein alles gescheitete. Er lebte, und sein Darmbruch wich immer stärker, so, daß er zuletzt kaum noch vor Schmerzen gehen konnte. Dieser besessene Mann kam in alter Mann von seiner Bekanntschaft zu ihm, und giebt ihm folgenden Rath: Er sollte von der Apotheke für 1 ggr. förmantes Schlangengift holen lassen, und sich täglich einiger mal über Kopfen damit schmieren, auch sollte er zwischen durch den Saft von fri-

ischem Hainebüchchenholz, der am Feuer an dem einen Ende herauslief, mit dem Finger oft aufstreichen, und das Bruchband dabei immer wieder brauchen. Nach Verlauf einiger Wochen war bei dem Gebrauch dieses Mittels der Darmbruch gänzlich, ohne weitere andere Mittel, zurück gezogen und völlig geheilt gewesen. Nachher hat der Mann nicht mehr ein Band getragen, und doch immer schwere Arbeiten verrichtet, aber nie beim Heben und Tragen etwas mehr davon gefühlt.

Der geheilte Mann lebte noch, und ist ein sehrlicher guter Mann. Es ist man an seiner Erzählung nicht zweifeln darf; auch sind mehrere in, die um seinen Zufall und Heilung mit wissen. Für die Wahrheit wird also verbürgt.

Nur zum Nutzen und zur fernern Prüfung ist dieser Vorfall bekannt gemacht worden.

*) Aus den Mindenschen Anzeigen St. 43. von 1790.

Sannoverisches Magazin.

95^{tes} Stüd.

Freitag, den 26^{ten} November 1790.

Ueber die in Niedersachsen gewöhnlichen Sprachfehler.

(Schluß.)

Beim ersten Anblick wird viel leicht mancher Leser diese Fehler für übertrieben halten, wahrscheinlich, weil man sie einzeln und für sich betrachtet, nicht gleich als wirkliche Verstöße gegen die Sprache findet. Aber sie fallen desto mehr auf, wenn sie auf ihrer rechten Stelle, d. i. im Zusammenhange mit andern Wörtern stehen. Folgender Theil eines Gesprächs zwischen einer Hausfrau und ihrem Manne wird es zeigen: man wird alsdann gewiß glauben, es irgendwo entweder ganz, oder doch zum Theil gehört zu haben.

Frau. Geschwind und gerade, Christine, bring Sie mich die Gruben zu Feuer, die Glocke is all hallwig ödwen, wir kriegen heute voll Fremde, und dr is noch eine ganze Last zu thun. — Und du, Drinchen, wo stichst du, komm, geh sitzen und schrappe mich Wurzel. Hörst du nicht? Soll ich dich Öhren machen?

Mann. Du hassst ja sehr billey Kind.

Frau. Und du, Lubtschen, du kannst deine Leckschon morgen lernen, dr is jetzt voll zu thun; krieg die Messer aus das Schapp und guck sie, mußt mich aber jedes Mess hübschen rein abwischen.

Mann. Gewissendeten, Kind, du scheinst heute nicht auf dem rechten Schick zu seyn; bist du mich böse?

Frau. Ei der Kopf sollte einem auch dämisch und düselig werden vor allen Gedanken; du hättest mich man heute die Fremden aus dem Hause lassen sollen. Wenn'r denn nicht da ist, was man haben muß, so gehts immer holterrepolter. Die Glocke is all hallwig zwölwen, und dr' is noch nichts zu Feuer.

Mann. Du giebst dich immer zu viel Mühe, du lütsche Marische du.

Frau. Vor den kranket! was ist'r zu Mühe! dr muß doch was zu essen seyn. Ihr Männer gebt sitzen und bekümmert euch um nichts! aberst
Eccc

aberst ein ander hat'r man immer die meiste Last von. — Christine, geh Sie in der Scharre und lange Sie 2 Fund Kalbs: Carmelade, ein Fund Sieslen und ein halb Fund schier Fleisch zu die Klümpe in der Suppe, und denn gehe Sie übers Margt, und hole Sie mich vor einen Kennje Zellerie und ein paar Spitz Peterzillie mang, und denn ein halb Duzend Lire; bringe Sie zugleich ein Oesel Sauer mit, und denn — de war doch noch mehr, was mich fehlte — ja, ein paar Tipollen, etwas Muscharen: Ruch und Nägelen. Höhre Siemich aberst nicht unterwegs und komme Sie gerade wieder. — Drinchen, was hast du vor eusche Poten! Du bist ja einen rechten Fideckan. Den Augenblick wasch dich die Hände, und blinde deine Lantum: Schürze um, und denn krieg mich rein Tisch:

zeug her. — Was nüsselst du denn noch lange und körest in den Bart? Deif, Balg, komm mich man veder, ich will dich was auf den Timpen geben.

Mann. Uebereile dich man nicht, Kind, die Fremden müssen vorlieb nehmen.

Frau. Was is'r vorlieb zu nehmen! Wenn denn doch das Eßent nicht mundgen will, so hat'r die Frau Schuld an.

Mann. No, so laß mich man meine Seife anstechen, ich merke wohl, ich bin dich im Wege.

Frau. Das bist du auch. Geh andhand auf der Wistenstube; dr is ja sonst keimand boben, der die Fremden empfängt. Wor Glocke hallwig drei passir't verdahren: denken noch nichts, daß dus man weißt. U. s. w.

Nachtrag zu dem Vorschlage, die Früchte und andere der Gährung oder Auflösung unterworfenene Dinge frisch und brauchbar zu erhalten.

(Man sehe das 75^{te} St. dieses Magazins v. d. J.)

Wer uns lehrt, wie wir Obst und andere Lebensmittel auf viele Monate vor dem Verderben verwahren und sie frisch, unverlezt und eben so schmackhaft aufheben können, als sie bei ihrer Zeitigung waren, der verdient eben so sehr den Dank des Hausvaters und der Hausmutter, als dersjenige, der uns unterweist, wie wir

diese nöthwendigen, oder doch annehmen Lebensmittel produciren, und durch unsere Industrie uns verschaffen können: und sein Verdienst um die Oekonomie ist so viel größer, je weniger Zeit, Mühe und Kosten die Handgriffe erfordern, die er uns zu diesem Endzweck anweist. Denn der reichste Ueberfluß von solchen Naturgeschenken

geschenken, die, vermöge der Menge ihrer Säfte, leicht in Gährung gerathen, oder die von dem Froste aufgelöst werden können, kommt uns nur wenig zu statten, wenn wir nicht ein Mittel wissen, den Angriff der zerstörenden Luft von ihnen abzuhalten; oder wenn es uns am Raume mangelt, sie vor dem Froste in Sicherheit zu setzen. In dem Sommer 1788 trugen die Kirschenbäume in unserer Gegend so reichlich, daß von ihren Früchten die Zweige hernieder gebeugt wurden. Die Reifung der meisten Sorten von Kirschen erfolgt, wie bekannt, fast zu gleicher Zeit, und weil Jedermann der ganzen Gegend dieses Jahr bis zum Ueberflusse damit versehen war; so konnten die Eigenthümer der Gärten aus ihren Kirschen kein Geld lösen. Hätte man ein Mittel gewußt, diese angenehme und erfrischende Baumfrucht bis auf die künftigen Weihnachten oder Ostern frisch und schmackhaft zu erhalten, so würde das sehr viel werth gewesen seyn. Allein, in Ermangelung dessen, erlaubte man den Durchreisenden, den Kindern und jungen Leuten, die Bäume nach Belieben zu ernte, und sich an diesen Früchten zu vergnügen. Sie verlor, wegen ihres Ueberflusses, und wegen der kurzen Zeit ihrer Dauer, die man zu verlängern nicht verstand, ihren Werth. Eine ähnliche Unermesslichkeit ist es für den Landmann, wenn es ihm am Raume oder an Gelegenheit mangelt, seine Ernte von Kartoffeln, Rüben, Möhren und Kopfs-

kohl, von denen er seine Winternahrung nehmen muß, vor dem Froste in Sicherheit zu bringen. Einen Keller findet man höchst selten in den Wohnungen der Landleute, so weit wenigstens meine Bekanntschaft reicht. Viele bereiten sich zwar in ihren Gärten eine oder mehrere Gruben, welche mit Stroh reichlich ausgefüllt, mit diesen Lebensmitteln angefüllt, und sodann mit der herausgehobenen Erde reichlich bedeckt werden. In diesen kleinen unterirdischen Speichern liegen dann auch die Früchte für dem Eindringen des Frostes, so wie der ganzen Luft gesichert. Allein, eine zweifache Unbequemlichkeit tritt dennoch bei dieser Aufbewahrung ein. Jeder Boden ist nicht so trocken, daß man 4 oder 5 Fuß in die Tiefe desselben eingraben könnte, ohne daß da sich nicht schon Wasser zusammen jöge; und da läßt sich gar keine Grube zu solchem Behuf anbringen. Hernach ist es auch aus der Erfahrung dem Landmann bekannt, daß, wenn er eine solche Grube einmal geöffnet hat, er sie ganz ausräumen, und den darin befindlichen Vorrath je eher je lieber verbrauchen muß; weil nun weiter keine Sicherheit für die darin bleibenden Früchte zu hoffen steht. Darum wird alles, was in der Grube noch vorhanden ist, heraus genommen, und in einem Winkel auf der Hausflur (Dépôt) aufgeschüttet, durch den ersten harten Frost aber gemeinlich so sehr verdorben, daß er weder von Menschen noch Thieren zu genießen ist.

ist. Einem Theile dieser Bedürfnisse des Landmanns ist glücklich abgeholfen, dadurch, daß man ihm in diesem Magazine schon vorlängst ein zuverlässiges und bewährtes Mittel an die Hand gegeben, seine Kartoffeln, die herrliche Nahrung für Landleute und Städter, für Menschen und Thiere, gegen das Erfrieren in Sicherheit zu bringen. Vielleicht gelingt es einem denkenden Landwirthe, auch zur Erhaltung anderer Wintergemüse, für die, welche keine sichere Keller haben, auch etwas Dienliches zu erfinden.

Inzwischen sind wir auch dem Hrn. Einsender jenes sehr einfachen Mittels, Früchte und andere leicht gährende Dinge frisch und brauchbar zu erhalten, unsern Dank schuldig, daß er uns dasselbe bekannt gemacht, oder vielmehr, es wieder in Erinnerung und in weitem Umlauf gebracht hat. Denn obgleich die ausländischen Früchte, die Herr Carrier so sehr wohl erhalten nach Europa überbrachte, in unserm Klima zum Theil nur in Gewächshäusern erzeugt werden können, und lediglich die Tafeln der Begüterten zieren; so kan man doch von ihnen eine Anwendung auf unser einheimisches Obst leicht machen, wenn es uns um eine lange Erhaltung desselben zu thun ist. Unbekant aber ist es uns Deutschen; bis auf Hrn. Carrier's Bekanntmachung, nicht gewesen, daß das Eindringen der Luft in reife zum Aufbewahren bestimmte Ge-

wächse, ihre Theile allmählig in Gährung bringe, daß eine bis zum Frischen kalte Luft ihre festen und flüssigen Theile zerstöhre, und daß man sowohl Gährung als Erfrieren derselben verhindern könne, wenn man den Zugang der äußeren Luft mit ihren Veränderungen von ihnen abzuhalten weiß. Daher kommt die bei uns überall bekante Methode, das beste zur längsten Dauer bestimmte Obst am Nachmittage eines heitern Tages befehlssam zu brechen, jedes Stück sauber, auch wohl mit Handschuhen angegriffen, in einem trockenen Tuche abzuwischen, sodann mit Papier es dicht zu umwickeln, und in eine Tonne, die in einem luftigen Keller hingestellt wird, einzupacken. Ich selbst habe mehrmal das Vergnügen gehabt, im Frühlinge, wenn das Gras in meinem Garten zu wachsen anfang, einen oder mehr von meinen Winteräpfeln unter den Bäumen im Grase zu finden, die so unverletzt, kern und frisch waren, als sie in der ersten Zeit ihrer Reife gewesen seyn konnten. Ein solcher Apfel mochte in seiner vollsten Zeitigung, kurz vorher, ehe das andere Obst abgebrochen worden, abgefallen seyn, das unter dem Baume nachwachsende Gras hatte ihn sanft aufgenommen, so, daß er von dem Falle keine Concussion bekommen konnte; nachher war das herabfallende Laub des Baums um und über ihn her gerathen, das ihm vor den ersten Frösten Schutz gegeben; und endlich hatte sich der Schnee auf ihn gehäuft, der ihn

ihm vor allen nachtheiligen Einflüssen der atmosphärischen Luft genugsame Sicherheit verliehen. Selbst im Anfange des Aprils 1789, da ich in meinem Garten die alten Baumblätter aus dem Grase heraus, harkte ließ, wurde mir ein solcher Apfel gebracht, der unter freiem Himmel den strengsten aller Winter dieses Jahrhunderts abgehalten hatte, und unter der hohen Schneedecke unverletzt und frisch geblieben war. Wir Deutschen haben denn auch lange schon die Erfindung gemacht, solches Obst in ein dichtes und wohlverwahrtes Gefäß zu packen, und dasselbe in einen Brunnen zu hängen. Der Herr D. Volkmann führt unter den Mitteln, wie das Obst, ja sogar Sommerobst, frisch und schmackhaft, bis zu einer ungewöhnlichen Zeit aufzubehalten sey, auch dieses an: „Kirschen den Winter frisch zu behalten, soll man ein abgesägtes Stück von einem Erlenstamm mit einem großen Bohrer ausbohren, reife Kirschen hinein thun, und, wenn es an beiden Seiten wohl verspundet, daß weder Luft noch Wasser hinein dringen kan, solches in einen kühlen Brunnen; oder sonst in ein frisches Wasser, ziemlich tief, doch so, daß es den Boden nicht berühre, hinein hängen. Auf diese Art kan man

auch Pflaumen, und anderes Steinobst erhalten.“ a) Der selige Probst Pratz urtheilt aus eben den Gründen von dieser Sache: „Alle die Materien, die auf lange Zeit aufbehalten werden sollen, müssen dergestalt verwahrt werden, daß die Luft sie ganz und gar nicht berühren, und keine innere Bewegung in ihnen hervorbringen kan. Diese Regel ist von der allergrößten Wichtigkeit.“ u. s. w. b)

Selbst die Pflaumen, die doch wegen ihrer süßen und wässrigen Substanz, weit früher, als das Kernobst, in Gährung gehn, lassen sich auf die Art länger, als man glauben sollte, unverletzt und frisch erhalten. Der verdiente Herr Pratz, der auch hiers zu Anweisung giebt c), führt des Hrn. Professor Krüger's Gedanken hiers über aus dem zweiten Bande des hamburgischen Magazins an: „Man nimt ein recht trockenes Faß, dessen Fugen so fest an einander schließen, daß von aussen kein Wasser hinein dringen kan. Wenn man nun z. E. Pflaumen oder Kirschen aufbehalten will; so nimt man des Morgens, ehe der Thau fällt, frisches Laub von Bäumen, und bedeckt damit den Boden des Fasses. Hierauf bricht man die schönsten, aber nicht übermäßig reifen Pflaumen an dem Stiele ab, damit der Puder, oder

Eccc c 3

Straub,

a) Man sehe Zinkens Oekonomisches Lexicon, 2^{te} Ausg. Th. 2. S. 2143. u. f.

b) Im allgem. Oenom. Magazin S. 1006. Hamburg 1782.

c) Dasselbst S. 1033. u. ff.

Staub, der darauf liegt, nicht abgewischt werde: und legt sie Stück vor Stück ganz bestehende auf das Laub neben einander. Ueber diese Pflaumen legt man nun wieder Laub, und auf dieses wieder Pflaumen, und fährt so fort, dergleichen Schichten zu machen, bis das Faß voll ist: jedoch muß die oberste Schicht wieder Laub seyn. Hierauf verschließt man das Faß. Wolte man es mit Pech überziehen; so wäre das noch sicherer; nur müßte es durch das Pech nicht gar zu sehr erwärmt werden. Allein, die Erfahrung lehrt, daß diese Behutsamkeit nicht einmal nöthig ist. Wenn nun das Faß ausgefüllt ist; so nimmt man eine eiserne Kette, befestigt sie an dem Faße, und läßt an derselben das Faß in einen tiefen Brunnen hinunter, dergestalt, daß es über und über mit Wasser bedeckt ist, daher man Steine daran hängen kan, wenn es nicht unter sinken wolte; so wird man nach Verlauf eines Jahres die Pflaumen noch frisch mit ihrem Staube bedeckt und von so gutem Geschmack finden, als wenn sie erst den selben Tag vom Baume abgebrochen wären. Mit andern Früchten kan man eben so verfahren, und dadurch zu Weihnachten und Ostern Jedermann mit Kirschen und Pflaumen — den Appetit stillen."

Außer diesen meinen Gewächrsman nern empfiehlt der Hr. Doct. Arminius in seiner vortreflichen Encyclopädie, bei dem Unterrichte von der Aufbewahrung des Obstes eben dieses Mittel, welches unsere Leser im 15ten Bande,

auf der 287ten und den folgenden Seiten, unter dem Artikel: Frucht, selbst nachzusehen belieben wollen.

Herr Carrier mußte es also auch, da er seine westindischen Früchte mit nach Frankreich nehmen wolte, daß man das Obst über seine gewöhnliche Dauer frisch und schmackhaft erhalten könnte, wenn man die Einwirkung der Luft von demselben abzuhalten vermögend ist: er wußte nicht weniger, daß das Wasser ein bequemes Mittel sey, ein solches mit Obst bepactes Gefäß vor dem Eindringen der äußern Luft in völlige Sicherheit zu setzen. Diese Kenntniße hat er nun, wie es mir vorkommt, von unsern ökonomischen Landaleuten geschöpft; oder, wenn er je durch eigenes Nachdenken darauf gekommen; so gebührt doch nicht ihm, sondern den Deutschen die Ehre dieser Erfindung. Herr Carrier achtete es inzwischen der Mühe werth, die Idee von der Obsterhaltung zu realisiren, und dazu fand er auf seiner Reise eine gute Gelegenheit. Einen Brunnen zu graben, das ließ sich zwar auf einem Schiffe nicht gar zu wohl thun: man hätte gar zu bald Wasser finden mögen, und mehr, als der ganzen Reisegesellschaft lieb gewesen wäre. Aber leere Wein- oder Wasserfässer waren vorhanden, und auf dem atlantischen Ozean, den er beschiffte, konnte es ihm auch an Wasser nicht mangeln. Und so setzte er sein, mit den erotischen Früchten angefülltes Gefäß in ein größeres Okezi, was, so gut, wie in einem Brunnen, als

lensthalben mit Wasser umgeben, und wenn dieses von der Luft erwärmt worden war, mit einem frischen Wasser verwechselt werden konnte.

Hätte nun die französische Akademie der Wissenschaften, welcher Hr. Carrier eine Beschreibung von seinem Verfahren vorlegte, mit Deutschlands ökonomischen Schriften sich bekannt gemacht; so hätte sie der Formalität überhoben

seyn, den Herren de Jouffieu und de Barbadon eine Untersuchung dieser Entdeckung ersparen, und dem angebotenen Erfinder antworten können: das haben wir lange schon aus den Schriften der Deutschen gewußt.

Es müßte dann seyn, daß ein französischer Akademiker es unter seiner Würde achtete, deutsche Schriften zu lesen. —

III.

Brief vom Doctor Benjamin Franklin, an Herrn Dubourg, den französischen Uebersetzer seiner Werke.

Ihre Beobachtungen über die Ursachen des Todes, und die Mittel, welche Sie vorschlagen, vom Bliß gelöst zu werden, geben einen gleich stark Beweis, so wohl von Ihrem Scharffsinn, als von Ihrer Menschlichkeit. Ueberhaupt scheint die Lehre vom Leben und Tode, bis jetzt noch wenig bekannt zu seyn.

Eine im Sande begrabene Kröte, sagt man, lebe so lange, bis der Sand zu Stein werde, und selbst, wenn sie schon mit Stein inkrustirt ist, könne sie noch leben, wie viele Jahre, wissen wir nicht. — Die Beispiele, welche man zur Unterstützung dieser Meinung inführt, sind zu zahlreich und zu umständlich, als daß man sie alle für Wahre erklären könnte. Da wir alle uns bekannten Thiere fressen und aufen sehen, so scheint es uns schwer, zu begreifen, wie eine Kröte in einem

solchen Behältniß leben könne; bedenken wir aber dagegen, daß das Bedürfnis, Nahrung zu sich zu nehmen, welches jedes Thier in seinem natürlichen Zustande fühlt, seinen Grund in der beständigen Ausdünstung seiner Bestandtheile, im Athemholen hat, so scheint es schon weniger unglaublich, daß einige Thiere im schlafenden Zustande, worin sie, weil sie sich nicht bewegen, auch weniger ausdünsten, weniger Nahrung bedürfen, auch daß, weil bei Schalthieren, z. B. Land- und Seeschildkröten, Schlangen und einigen Fischarten, die Ausdünstung durch ihre Bedeckung gehindert wird, solche eine geraume Zeitlang ohne alle Nahrung müssen leben können.

Setzt man eine Pflanze nicht in feuchte Erde, woraus sie durch ihre Wurzel die nöthige Feuchtigkeit wieder ersuchen kan, die ununterbrochen

von

von ihr ausdünstet, von der Luft weggeführt wird, und ihre Festigkeit vermindert, so verwelkt sie, und ihre Blüte stirbt ab, wenn man sie auch gleich der freien Luft völlig bloß gestellet hat.

Vielleicht behielte sie lange Zeit ihr vegetabilisches Leben, ihren Geruch und Farbe, wenn man sie in Quecksilber setzte. Bestätigte sich dieses, so wäre es ein ganz bequemes Mittel, zärtliche Pflanzen, welche die rauhe Seeluft nicht vertragen können, und eine besondere Aufmerksamkeit und Sorgfalt erfordern, auf die Art von entfernten Gegenden zu versenden. Ein beinahe ähnliches Beispiel erlebte ich einst mit gemeinen Stubenfliegen. Solbige waren in Madeirawein ertrunken, ohne Zweifel zu der Zeit, als man den Wein in Amerika auf Boutheillen zog, um ihn nach London zu schicken. Wie ich bei einem meiner Freunde eine Boutheille davon öfnete, schenkte ich aus selbiger drei ertrunkene Fliegen mit ins erste Glas. Ich hatte gehört, man könne erstickte Fliegen dadurch wieder lebendig machen, wenn man sie in die Sonne legte, und schlug daher vor, solches mit diesen Fliegen zu versuchen. Wir legten sie auf ein Sieb, damit der Wein von ihnen ablaufen konnte, und stellten sie an die Sonne. In weniger denn zwei Stunden, fingen zwei von ihnen allmählig wieder zu leben an. Zuerst bekamen sie convulsivische Zuckungen in den Schenkeln, endlich erhoben sie

sich auf ihre Füße, pusteten sich mit den Vorderfüßen die Augen, mit den Hinterfüßen aber die Flügel ab, bewegten ihre Flügel, und fingen bald darauf an zu fliegen; sie befanden sich in Altenglund, ohne zu wissen, wie sie dahin gekommen waren.

Die dritte Fliege blieb bis Sonnenuntergang leblos, da wir denn alle Hoffnung aufgaben, und sie wegwarfen.

Nach diesem Beispiel wünschte ich, daß man eine Methode ausfindig zu machen suchte, ertrunkene Menschen auf eine solche Art einzubalsamiren, daß man sie jederzeit, und wäre es auch noch so lange, wieder lebendig machen könnte; denn, da ich ein recht heftiges Verlangen habe, zu wissen und zu sehen, was nach hundert Jahren aus Amerika geworden ist, so möchte ich wohl statt des natürlichen Todes mit einigen meiner Freunde in einem Faß Madeirawein bis zu diesem Zeitpunkt erstarkt seyn; und alsdenn durch die Sonnenhitze meines geliebten Vaterlandes wieder ins Leben zu ruf' gerufen werden. Allein, weil wir aller Wahrscheinlichkeit nach noch erst in den Kinderjahren der Wissenschaften leben, um hoffen zu können, daß eine solcher Kunst schon zu unsern Zeiten zu ihrer Vollkommenheit gebracht werde, so muß ich mich vorerst wohl mit dem Traktat über die Auferstehung eines Hahns oder Vorters begnügen, welchen Sie mir gütigst versprochen haben.

Hannover.

B. J. Wilson.

Sannoverisches Magazin.

96tes Stüd.

Montag, den 29ten November 1790.

Ueber die Spinnstuben; auf den Dörfern in hiesigen Landen.

Zu die Spinnstube gehen, oder Spinnstube halten, bezeichnet hier eine Sitte unsers fleißigen Landmannes, da im Winter die Töchter und Mädchen eines Dorfs, gegen Abend mit ihren Spinnrädern entweder Haus bei Haus nach der Reihe, oder in einem gewissen bestimmten Hause zusammen kommen, um dort bis gegen Mitternacht bei gemeinschaftlichem Feuer und Lichte zu spinnen. Diese Sitte ist so alt, als die Spinnerrei in den hiesigen Landen selbst; und daher, so viel mir bekannt, durch kein ökonomisches Gesetz untersagt; obgleich Milchkühe und Brömlinge in alten – und manche Landvolks Aufklärer in neuern Zeiten, Pötkel. Strafgeseze dagegen zu erwirken gesucht haben; weil dabei natürlich Weise viel unnützes und nichtsinnesiges Geschwätz vorkommt, als wenn, auch wohl verliebte Lieder mittheilgetrieben als gesungen; abergläubische, auch wohl nicht ganz züchtige Händchen bei lautem Gelächter erzählt werden; und vornemlich, wenn die jungen Leute des Abends nach ihrer eubigen Arbeit, in den Spinnstube

den den Galan spielen, wohl manche zweideutige Spasreden, und beim Zuhausegehen in der Nacht, zuweilen einige wechselseitige Liebesbezeugungen vorkommen, deren Folgen gegen den künftigen Winter sichtbar werden.

Es wäre nun freilich gut, wenn alles Rohe und Unstetliche von solchen Versammlungen gänzlich getrennt werden könnte; allein, da dießes unmöglich wird, ohne zu verlangen, daß der Landmann aufhöre zu seyn was er ist, und nach seiner Bestimmung seyn muß: so entsteht die Frage: ob es nicht ratsam seyn dürfte, jene Volkssitte gänzlich zu zerstören, und die Haltung sowohl, als die Besuchung der Spinnstuben, durch strenge Polizei-Verordnungen gänzlich zu untersagen? Nach meinem geringen Ermessen, kan ich mich von der Affirmative nicht überzeugen! –

Es ist oben bereits gesagt: daß jene Sitte in hiesigen Landen so alt sey, als die Flachsgarnspinnerrei selbst; ja ich könnte es allenfalls aus uralten Spinnliedern und Traditionen höchst wahrscheinlich machen, daß dergleichen Lustbarkeiten im Geschmacke des Landvolks,

DDDD

VON

von unsern weisen Vorfahren mit dieser Art der Spinnerei ursprünglich verbunden worden, und es dadurch hauptsächlich veranlaßt sey, daß die Garnspinnerei die ausgebreitetste und dauerhafteste Manufaktur, ja wüthliche Nationalindustrie geworden. Man hatte in alten Zeiten, an einigen Orten noch das zu ordentliche Spinnfeste, wo es sehr lustig — das heißt, nach dem Begriffe der Städter — sehr ausgelassen herzugehen pflegte. Die Fortdauern der Verbindung jener Lustbarkeiten mit diesem an sich sonst so einsamen und weniger erheiternden Geschäfte, dürfte als so auch für die Fortdauer dieses höchst wichtigen Zweiges der Nationalindustrie von großer Erheblichkeit seyn.

Und was sind dann die Inconvenienzen, wenn man sie ruhig betrachtet? — Die Vergnügungen der Landleute müssen in eben dem Grade — wenn ich mich so ausdrücken darf — robuster seyn, als die Landleute es selbst mehr, wie andre Menschenklassen sind, sonst haben selbige keinen Reiz für sie, sind also gar keine Vergnügungen für sie; und gewiß wird doch Niemand wünschen, daß ihnen noch die übrigen wenigen Vergnügungen bei ihrem Geschäften gesellschaftlich entzogen oder zu sehr eingeschränkt werden mögen. Einige verliebte Lieder, und zufällige Händchen machen auch bei dem Landmädchen den starken Eindruck bei weitem nicht, als sie nebst den Romanen bei manchem Stadtingenieur machen mögen. Man könnte auch hier behaupten: es ist mit der Landmädchen, mit die-

sem Mangel; der ist gewis nicht der beste, welchen auch das geringste Uebelwothsallpochenbrüggel. Und dann; würden nicht dergleichen Lieder, auch Lieder und abergläubige Gespensterhiströchen dennoch zum Theil im Umlaufe bleiben, es mit größerm Schaden bleiben, wenn sie unter sehr wenigen einsam gefungen oder erzählt werden? Die größere Gesellschaft wütht ohnehin alleinhaben, in den Spinnstuben wie auf den größten Bällen in der Stadt, der Unmoralität von selbst entgegen. Dicks ist auch beim nächsten Zuhausegehen der Fall; und dasjenige Mädchen, welches mit ihrem Fremdenallzu zu Hause geht, oder ihn gar zu sich nimmt, wird dazu auf dem platten Lande dem noch die mannigfaltigste Seltsamkeit haben, wenn auch die Spinnstuben vorhanden gewesen wären. Gesetzt auch, sie vergeht sich; so ist dann doch noch auf dem Lande der gewöhnliche Fall, daß der Geliebte sie darauf heirathet. Alle Veranlassung zu moralischen Vergehungen aus dem Wege zu räumen, ist ohnehin eine Unmöglichkeit. Ueberdies aber kan man noch mit gutem Grunde verneinen, daß die Spinnstuben zu Verführungen der Landmädchen eine vorzügliche Gelegenheit geben. Denn, aus dem Lande parochialisten erhellen; daß in solchen Gegenden, wo Spinnstuben gehalten werden, keinesweges mehr uneheliche Kinder zur Welt kommen, als in denjenigen, wo die Spinnstuben gar nicht einmal bekannt sind.

Ferner scheiden amnoch folgende Dr. sachen die Beibehaltung der Spinn- stuben raschsam zu machen.

a) Da die Landleute bis spät in die Nacht spinnen, so würde, ohne im mindesten auf das ihnen so sehr zu zönneende Vergnügen zu rechnen, diese sitzende Beschäftigung, ohne körperliche Bewegung des Singens, des lauten Gesprächs und Lachens, leicht der Gemüthsverkeiterung, ihrer Gesundheit leicht nachtheilig werden; vorin mir wahrscheinlich jeder Arzt Recht geben wird.

b) Wird die Feuersgefahr weit größer, wenn nur ein oder ein Paar Land- mädchen einam bis Mitternacht hin- in dem Spinnrade sitzen, und ohne Beschäftigung, Lachen und Gesang leicht einschlafen, dabei aber das Licht und die Feuer verächtlich lassen.

c) Fördert sich die Arbeit in einer großen Gesellschaft von Gespinnthinnen, und vornemlich, wenn auch mancher

anwesende Knecht ein wachsamtes Auge auf den Fleiß und die Hartigkeit des Mädchens hat, das er etwa zu seiner künftigen Frau bestimmt, weit besser auf die Spule, als wenn ein Mäd- chen etwa mit ihrer Mutter oder Schw- ster allein spinn; und endlich

d) verursacht es einen im Großen sehr beträchtlichen Unterschied im Preise des Garns, der, wenn diese Nation- nalmanufaktur bei der starken Concurrenz der Ausländer bestehen soll, nie genug herunter gehalten werden kan; ob z. B. vier und zwanzig Personen bei einem Feuer und Lichte, oder je zwei und zwei, bei zwölf Feuer und Lichten arbeiten.

Schließlich, sind gegen alle unnütze- gen Ausbrüche der Wildheit, des Nach- schwärmens und Lärmens in den Dö- rfern, ohnehin bereits Polizeiverord- nungen vorhanden, mittelst derer sie von den Obrigkeiten coercirt werden können und müssen.

Hannover, im August 1790.

Salvis melioribus.

Antwort, aus eigener Erfahrung, auf die im 6ten Stück dieses Magazins von diesem Jahre gethane Anfrage:

Ob die aus dem Kern ausgewachsene Pfirschenbäume eben so gute Früchte tragen, als die, welche gepfropft worden?

Es ist mit diesen Kernen eben so, wie mit andern, die aus einer Frucht entnommen sind, welche durchs Ver- zeln, das ist, durchs Pfropfen, Deu- ren u. fortgepflanzt ist. Ein solcher- lein giebt nemlich die selbige Frucht nicht wieder. Natürlichrer Weise kan

dieses auch nicht anders seyn. Es ist hier der Ort nicht, die Ursachen dar- von auseinander zu setzen, aber die Struktur der Gewächse, und die Ana- logie, wie die Natur in dergleichen Pflanzen wirken müsse, zeigt schon von selbst, daß der Erfolg nicht anders

D b b d d 2

seyn

seyn könne. Die Erfahrung hat mich auch davon überzeugt. Ich hatte zwei Bäume, welche aus Kernen von meinen besten Pfirschen erwachsen waren. Beide trugen Früchte, die aber sehr von einander unterschieden waren, und der Frucht, von welcher sie abstammten, an Güte gar nicht gleich kamen. Die eine war größer, als die andere, und beide hatten ein hartes, brüchiges Fleisch, so wie eine noch nicht reif gewordene Pfirsche zu haben pflegt, und dabei wenigen Saft, Ihr Geschmack war nicht ganz schlecht, und der von der großen besser, als der von der kleinen, aber, um davon fortzupflanzen, waren sie doch nicht gut genug. Ich habe sie auch deshalb, und um den Platz besser zu nutzen, ausgerodet und weggeworfen. In der Gestalt kamen sie beide der Frucht vom Mutterstamme sehr nahe, wie wenn sie aber so rothackig und weißgelb, wie diese, sondern fast jederzeit grün. Der Mutterstamm oder die Pfirsche, von welcher die Kerne genommen waren, ist nach dem Hausvater des Hrn. von Münchhausen la große Mignonne.

Indessen kan man nicht in Abrede seyn, daß ein Kern von einer guten Art gepflanzt, zuweilen auch wieder um eine gute Art Pfirschen geben könne, und höchst wahrscheinlich sind die vielen Spielarten derselben davon entstanden. Wir wissen, daß dieses der Fall bei den Äpfeln, Birnen, u. auch ist. Man ziehe also dergleichen Bäume aus den Kernen, allein nicht so wohl um andere neue Arten zu erzie-

len, sondern um nachfolgender beiden weit wichtigeren Ursachen willen:

- a) um dieselbige Frucht sofort aus dem Kern wieder zu erhalten, und
- b) um dadurch den Pfirschenbaum dauerhafter zu machen, und noch mehr an unsern Himmelstreich zu gewöhnen.

Die Wichtigkeit dieser beiden Absichten siehet ein jeder sofort von selbst ein; die Möglichkeit aber ist, mir wenigstens, auch sehr einleuchtend, und ich will mich, jedoch vor jetzt nur kurzlich, darüber erklären.

Man kan als gewiß annehmen, daß der Kern oder Saame, aus einer Frucht genommen, die nicht veredelt, das ist, die nicht durch die Kunst fortgepflanzt ist, ein und dieselbe Frucht wieder geben müsse. Es thun dieses die Kirsche und der Saame aller wilden Baumgewächse, z. B. der wilden Kirschen, wilden Zwetschen u. Was ist nun aber der Saame einer nicht veredelten Frucht, oder der Baum, der aus einem solchen Saamen oder Kern entstanden ist? Kan man ihn nicht mit Recht eines wilden Baum nennen? Der Kern einer aus dem Kern erwachsenen Pfirsche wird also in der zweiten Generation sehr wahrscheinlich dieselbige Frucht, sie mag nun gute oder schlecht seyn, wiedergeben; noch gewisser aber in der dritten und folgenden Generation, weil ein solcher Baum nur lauter gleichartige Säfte aus der Erde an sich gezogen, und das Unveränderliche, was er vom vorigen wilden Stam-

Stämme noch an sich hatte, nach und nach gänzlich abgelegt haben wird.

Ob diese Vermuthung, nemlich, daß ein aus dem Kern erzogener, nicht durchs Pfropfen oder Oculiren zc. veredelter Baum ein und dieselbe Frucht wieder giebt, gegründet sey, davon habe ich zwar selbst noch keine Erfahrung gemacht; ich wünschte aber, daß es nunmehr andere mit mir zugleich versuchen, und das Resultat davon bekannt machen mögten. Weil aber Jahre dazu gehören, bevor man Erfahrungen davon angeben kan, so wäre ferner zu wünschen, daß von mehreren, die auch Vergnügen hieran finden, und den Nutzen davon einsehen, noch in diesem Herbst Pfirschenkerne in die Erde gelegt würden, daß man die daraus erwachsenen Bäume aber nicht verpflanze, sondern auf der Stelle, wo der Kern hingelegt ist, stehen, und in offener Erde wegwachsen lasse, weil sie alsdann am ersten Früchte bringen.

Der zweite Punkt ist nun noch dieser, nemlich; den Pfirschenbaum durch das Fortpflanzen aus dem Kerne dauer-

hafter zu machen. Dieserwegen gründe ich mich auf die Erfahrungen, welche der Regierungsrath Medicus zu Mannheim mit anderen Bäumen und Pflanzen, die aus einem wärmern Himmelsstrich zu uns gebracht sind, gemacht hat. Er sagt (ich weiß nur nicht gleich, wo) in einer seiner lehrreichen Schriften: daß, wenn man die ausländischen zärteren Gewächse zu unsern Himmelsstrich gewöhnen wolle, man solche durch den Saamen fortpflanzen müsse; und führet einige Erfahrungen davon an. Sollte also einmal Jemand eine recht gute Pfirsche aus dem Kerne gezogen haben, oder noch ziehen, so wäre mein Rath, diese Steine oder Kerne davon nicht wegzumwerfen, sondern selbst zu pflanzen, und andern davon zu gleicher Absicht mitzutheilen. Es müßte aber auch darauf geachtet werden, aus der wie vielssten Generation der Baum entstanden sey; denn je weiter sich diese erstreckt, desto dauerhafter wird wahrscheinlich der neue Baum seyn, weil man ihn, so zu sagen, für ein wildes Gewächse aus unserer Erdgegend halten kan.

b.

X.

Bemerkungen über den im 88ten Stück dieses Magazins von D. J. befindlichen Aufsatz: ein neues Substitut für Korn betreffend, um daraus Brantwein in beträchtlicher Quantität mit Vortheil zu brennen.

Das neue Substitut, welches Herr D. J. A. Forster in diesem Aufsatz zum Brantweinbrennen vor schlägt, sind die bekannten gelben Wur-

Ddd dd 3

Wurzeln, Möhren, Möbräben, oder Carotten (*Daucus Carotta*, Linn.)

So wie es die Pflicht eines jeden guten Patrioten ist, seine Kenntnisse seinen Mitbürgern mitzutheilen, wodurch sie sich wichtige Vortheile in ihrer Wirtschaft verschaffen können, eben so sehr ist es Pflicht, dergleichen neue Vorschläge erst gehörig zu prüfen, und zu untersuchen, ob sie auch wirklich den gerühmten Vortheil gewähren; das Resultat davon aber früh genug seinem Mitbürger bekannt zu machen, ehe er noch durch seine Versuche im Großen in Schaden gesetzt ist.

Herr D. Forster giebt in obigem Aufsätze eine umständliche Anweisung, wie man den Carottenbrantewein verfertigen müsse. Er sagt, daß 2112 Pfund vom Schmutze gereinigter Carotten 200 Quart Vorbrand geliefert haben, von welchem man nach einem nochmaligen Ueberziehen 48 Quart starken Spiritus erhalten, mithin hätten 10 Pfund Möhren ein Quart Vorbrand, und ein halbes Mößel Spiritus gegeben.

Der vom Herrn Forster gegebene Vorschlag, aus Carotten Brantewein zu brennen, ist nicht neu. Noch kürzlich machte die Gesellschaft der Künste und des Ackerbaues in London bekannt, daß sie Versuche an gestellt, aus Carotten Brantewein zu brennen, und daß diese Versuche gut ausgefallen wären. Eben diese Gesellschaft zeigte

schon im Jahre 1773 ein Gleiches von den Carotten an, und im Frühjahr 1773 wurde diese Nachricht der landwirtschafts-gesellschaft in Celle von einem ihrer Mitglieder des engern Ausschusses mitgetheilt. Nach selbiger werden aus 20 Mößel Carotten (ungefähr 25 Himten) drei Gallons (oder 12 Quartier) Brantewein gewonnen, der so gut und wohlgeschmeckt seyn soll, wie Rum aus Zuckerrohr.

Der Anzeiger hat so, wie Herr Forster, der landwirtschafts-gesellschaft nur die Vortheile des Carottenbranteweins, nicht aber auch zugleich die dabei eintretenden Schwierigkeiten, und die den Gewinnst weit übersteigenden Unkosten angezeigt; und dieserwegen scheint es, als habe er entweder gar keine, oder nur wenig im Kleinen gemacht.

Die Rechnung soll jetzt nach dem eigenen Angabe, und zwar eine so niedrig wie möglich gemacht werden. Aus 25 Himten Carotten, sagt er, können 12 Quartier Brantewein gezogen werden. Wenn der Himten Carotten also nur ganz geringe wenigstens zu 3 mgr. gerechnet wird, da er doch im Durchschnitt vier, fünf, sechs mgr. kostet, so betragen 25 Himten

Den Arbeitslohn schlau

ge ich nur ganz geringe an zu

Für Holz, so dabei anentbehrlich ist, rechne ich

Larus — 2 Mößel. 30 mgr.

18 —

9 —

Transport	—	2 Rthlr. 30 mgr.
für Geste zum Zer-		
menzen	—	6 —
für Blasenins	—	1 —
für Feuerung	—	1 —

Deeizehn Quartier
würden also zum aller-
niedrigsten kosten — 5 Rthlr. — —
eträgt das Quartier 13 mgr. 6 $\frac{1}{2}$ pf.,
wäre also gegen gegenwärtiger guten
brennender Wein (der den von Carot-
ten verfertigten doch immer an Ge-
schmack und Stärke übertrifft) beinahe
mgr. theurer, mithin würde der
unze Versuch zu weiter nichts dienen,
als eine Sache unnöthiger Weise zu
verschwenden, die zu einem nützlichen
Gebrauch da ist. Ich will nicht ein-
mal der Unkosten des großen Kupfers
in Gefäße, worin 25 Himten Car-
otten eingekocht werden können, er-
wähnen, denn man könnte dagegen ein-
wenden, daß man den Saß verrin-
ern könne, obgleich alsdenn wieder
auf der andern Seite die Unkosten der
Zurichtung und der Arbeitslohn erhöht
werden würden, anderer Inconve-
nienzen nicht einzeln zu gedenken, die
nicht Jedem, der nur ein wenig in
der Oekonomie bewandert ist, schon
laut sind.

Lannover.

*) Er scheint für wohl, was man das in auch beim Schmelzen und einigen
mit dazubehörenden Werkzeugen für heilbar. Abg.

Es ist möglich, fast aus jeder Frucht
Spiritus zu ziehen; ja man kan auch
aus dem Blute eines jeden Thiers
vergleichen erkünsteln; aber die mehr-
sten Versuche dieser Art, laufen alle
mit dem aus Kieselsteinen Gold zu
machen, auf eins hinaus.

Weit vorthellhafter wie zum Bran-
ntweinbrennen, können wir, anseht
überflüssigen Carotten zur Bereitung
eines Syrops nützen, dessen Verfert-
igung uns Grotzen in seinem innern
währenden Gartenkalender von 1765,
Seite 277. bis 280., die coburger
Auszüge vom Jahre 1752. Nr. 35.
und mehrere lehren. Auf dem Gieße-
felde, in Langensalze, in und um Queb-
linburg, im Mecklenburgischen u. s.
w. macht man dergleichen Carottens-
syrap, und gebrauchte ihn nicht nur in
der Haushaltung zur Verköstung der
Speisen, sondern ist ihn auch statt
Butter oder Zwetschenmusses auf Brod
geschmiert *).

Funfzehn Wurzeln, welche unger-
ade sechs Pfund wiegen, geben voll-
kommen ein Quartier Saß; dieser
locht in drei und einer halben Stun-
de, und der übrig bleibende Syrap
beträgt $\frac{1}{2}$ Quartier.

G. J. Wehra

Bemerkungen und Gleichnisse.

(Aus dem Englischen.)

Die gewöhnliche Unterhaltung in unsern mosaischen Gesellschaften ist ziemlich enge begrenzt; sie geht eine Zeitlang in einem gewissen Zirkel von Zusammenkunftsortern rasch fort, und erwehrt uns an unsere Straßemusikanten, welche eine Menge auf einander folgender Löhne auf der Drehorgel hervorbringen; wenn sie aber eine gewisse Anzahl durchgegangen sind, so versagt das Instrument ferner seinen Gehorsam, und der Künstler eilet nach einer entfernten Straße, wo dieselben Löhne einer neuen Versammlung von Zuhörern wiederholt werden können.

Der Reiz ist ein boshafter Zauberer, der, wenn wohlthätige Genien Blumen im Ueberflus über den Pfad des Wanderers ausgesät haben, seinen verheerenden Stab aufhebt, und die Scene der Fruchtbarkeit in eine Wüstenei verwandelt.

Was ist verdächtlicher als eine abgestorbene in Vergessenheit gerathene Schönheit aus der großen Welt und vom bon Ton, wenn die unruhmreichen von Ehrenzeichen, Titeln und Equipagen, die lange in ihrer Einbildung herumflatterten, und in deren Besitz sie schon zu seyn wußte, nun endlich verschwanden – so wie die äppigen Farben eines Abendstimmels flussend in die melancholische Dunkelheit der Dämmerung sich verlieren? Ihre Empfindungen sind quälender, als die eines verlierenden Spielers, weil sie ins-

geheim die gewisse Abnahme ihrer ehemals alles bezaubernden und anziehenden Reize fühlen, über die Natur so wohl, als über das Glück, niederschlagende Betrachtungen anstellen und jede Hoffnung aufgeben muß, ihre traurige Lage je wieder zu verbessern, und im vorigen Glanze zu erscheinen, seitdem die Feen vorläufig einen jeden Tropfen ihres köstlichen Wassers, welches stehende Schönheit erneuern konnte, verbraucht haben.

Es giebt Personen, welche, während daß sie mit Euphorasiasm über Wohlwollen deklamiren, eine Maske verbergen, deren einzige Absicht Selbstsucht und Eigennutz ist, und welche diejenigen, die ihren wahren Charakter kennen, an den Schwann erinnern, der voll Anmuth seine Fügel von der reinsten Weiße im Winde ausbreitet und sorgfältig seine schwarzen Füße unter einem andern Element verbirgt.

Die Freuden der Zerstreuung und Ausschweifung sind den glänzenden, bunten Farben gleich, die einen Augenblick das Gesicht auf sich ziehen, aber das Auge bald ermüden, und die reinen stillen häuslichen Vergnügen dem grünen Acker gleich, auf welchem das Auge gern weilt, und wohnen der Blüthe abgeteilt mit einer wonnervollen Empfindung zurückkehrt.

Sammerisches Magazin.

97tes Stüd.

Freitag, den 3ten December 1790.

Verzeichniß der Lektionen, die, auf dem Königl. Pädagogio zu Jßfeld von Michaelis 1790 bis Ostern 1791 gehalten werden.

Der Rektor Pßz besorget den Religionsunterricht nach Griesbachs Anleitung zum Studium der populären Dogmatik, Montags und Donnerstags von 8 bis 9. Der Beweis, daß die Bibel eine wahre göttliche Offenbarung enthalte, ist beendet, und mit dem Vortrage der christlichen Glaubenslehre selbst bereits der Anfang gemacht worden, worin also fortgefahren werden wird. Da bei dieser Lektion alles auf die innere Ueberzeugung der Zuhörer, und folglich auf eigenes Denken ankömmt, so bestehet der Unterricht nicht in zusammenhängenden Vorlesungen des Lehrers, denen gemeinlich auf eine unthätige Weise zugehört wird, sondern die Untergebenen werden durch Unterhaltung und Gespräche in Selbstthätigkeit gesetzt, und gewöhnt, das, was sie lernen sollen, aus dem Lehrbuche selbst und der Bibel herzuleiten, um durch beständiges Tragen und Antworten zu deutlichen Vorstellungen, zu vernünftiger Einsicht und zu einer

wahren Ueberzeugung von den Religionswahrheiten zu gelangen.

Die obere Classe der Scholaren unterweist er in der Logik, nach dem Federischen Handbuche, wobei eben so, als beim Religionsunterrichte verfahren wird. Diesen Winter wiederet sich mit dem dritten Hauptstücke, als dem praktischen Theile der Logik, vornehmlich beschäftigen, Dienstags und Freitags von der ersten Frühstunde.

Die römische Literatur sethet er hoch fort, und bringt sie in diesem halben Jahre zu Ende, Dienstags und Freitags von 2 bis 3, wobei er die auf dem Bibliothekzimmer zu haltende Zusammenkunft für seine Person vornehmlich dazu anwenden wird, den Untergebenen durch Vorzeigung der in der Lektion bekant gemachten guten Ausgaben der römischen Classiker, und anderer dahin gehörigen Schriften, durch Anleitung, wie Bücher recht zu gebrauchen, und

Eee.ee

durch

durch Versuche darin, jene Lektion recht nützlich zu machen.

In der lateinischen Sprache unterrichtet er alle drei Classen der Scholaren in verschiedenen Lektionen, in welchen durchgehends auf grammatische Genauigkeit und wahre Interpretation gesehen wird.

Der Vorbereitungsclasse hält er eine Fundamentallektion, Dienstags von 3 bis 4, und Donnerstags von 9 bis 10, in der er sie, mit beständiger Zuziehung der deutschen, als der bekanntern Sprache, erst mit der allgemeinen Grammatik bekannt macht, dann diese allgemeinen Begriffe und Grundsätze auf die lateinische Sprache anwendet, und darauf die syntactischen Regeln, nach der kleinen Schellerschen Sprachlehre, beim wirklichen Lesen und Erklären des Aurelius Victor, Dienstags und Freitags von 5 bis 6, deutlich macht, und ihre Anwendung zeigt. Auch wird mit dieser Classe der Anfang im lateinschreiben dadurch gemacht, daß kleine Formeln und Perioden aus dem Deutschen ins lateinische mündlich und schriftlich übersetzt werden.

Mit der mittlern Classe werden noch ferner einige der vorzüglichsten Reden des Cicero gelesen, Montags von 9 bis 10, und Mittwochs, Donnerstags und Sonnabends von 10 bis 11, und die gewöhnlichen Uebungen im lateinschreiben, die theils im Revertiren übersetzter Stellen aus Cicero's Reden, theils in Ausarbeitung kleiner Aufgaben nach vorher erklär-

ten Regeln des Stils bestehen, damit verbunden werden.

Mit der obersten Classe wird er im punischen Kriege des Silius Italicus fortföhren, und vom vierten Buche an, ihn im Auszuge lesen lassen, wobei auch die Uebung im lateinsprechen fortgesetzt wird, Montags und Donnerstags von 4 bis 5, und Sonnabends von 8 bis 9.

Für fünfjährige Jünglinge bestimmt er ferner zur Erklärung des Textes der Institutionen, eine Privatlektion; so wie er auch bereit ist, denjenigen, welche Theologie studiren wollen, entweder einige Bücher des alten Testaments in der Alexandrinischen Uebersetzung, oder einige Stücke aus dem neuen in der Grundsprache zu erklären.

Der Conrector Leopold lehrt öffentlich in zwei Stunden, Montags und Donnerstags von 11 bis 12 die Anfangsgründe der hebräischen Sprache, und liest dabei, um die Analyse zu üben, und eine Anwendung von den grammatischen Regeln zu machen, einige ausgesuchte Stücke aus dem zweiten Buch Mose.

Der griechischen selecten Classe erklärt er die Iliade des Homer vom Anfange an, Montags und Donnerstags von 3 bis 4, und host im bevorstehenden Winter die ersten oder Gesänge zu Ende zu bringen.

Mit der ersten prosaischen griechischen Classe, wird er, nachdem die Cyropädie des Xenophon geendigt ist, die Lebensbeschreibungen des Pompejus und Cato, des Alexander und

nd Julius Cäsar vom Plutarch lesen, Dienstag und Freitag von 4 bis 5, und Mittwochs und Sonnabends von 9 bis 10.

Den Wines erzählt er der obersten lateinischen Ordnung vom 3ten Buch an, Montags von 9 bis 10, und Mittwochs, Donnerstags und Sonnabends von 10 bis 11.

Die lateinische Vorbereitungsgelasse hat an Mittwochs von 8 bis 9, in der lateinischen Prosodie.

Achtung in denselben Auffäßen von sachlicher Ertung, als Erzählungen, Schilderungen, Vergleichung merkwürdiger Personen aus der Alter und dem Geschichte, oder schöner Stellen aus alten und neuen Dichtern, Abhandlungen über moralische Sätze, id Heitere Neben, Alle er mit der ersten deutschen Klasse Montags von 10 bis 11, und Freitags von 3 bis 4 aus. In der letzten Stunde werden auch kürzlich die Grundsätze der deutschen Erziehung vorgelesen.

In der Vorlesung der römischen Altertümer nach des Opperkeuschen Tabele, hat er den Theil, der die häusliche Verfassung der Römer betrifft, abhandelt; auch bereits die zwölfte Tabelle, welche von der Eintheilung der Bürger in Tribus und Curien, f. w. handelt, erklärt. Im bevorstehenden Winter wird er das Uebrige, was noch von der bürgerlichen und gottesdienstlichen Verfassung, insbesonders dem Kriegswesen des Römer bemerkt ist, abhandeln, Dienstag und Freitags von 10 bis 11.

In der Wechselstunde Mittwochs und Sonnabends von 4 bis 5, welche er diesmal zu halten hat, wird er Klopstocks Oden erklären, und dabei die Zuhörer auf den Hauptgedanken und Plan eines jeden Gedichts, so wie auf einzelne Schönheiten im Gedanken und im Ausdruck aufmerksam machen, auch das, was aus dem Alterthum und der Götterlehre erläutert werden muß, bemerken.

Der Subconrector Brohm wird im Vortrage der allgemeinen Weltgeschichte die Geschichte vor Christi Geburt endigen, und mit dem zweiten Haupttheile derselben nach der Geburt Christi, zufolge dem Schriftstellers Lehrbuche, fortfahren, wöchentlich in drei Stunden, Dienstag von 3 bis 4, Mittwochs von 8 bis 9 und Donnerstags von 9 bis 10.

Mit der mittlern lateinischen Ordnung hofte er in diesem halben Jahre die Metamorphosen des Ovid zu endigen, Montags und Donnerstags von 4 bis 5, Dienstag und Freitags von 5 bis 6.

Die lateinische Vorbereitungsgelasse wird, nach Endigung des gallischen Krieges, den bürgerlichen in Cäsar's Commentarien zu lesen anfangen, Montags und Donnerstags von 5 bis 6, und Freitags von 8 bis 9. Am Sonnabend wird in derselben Stunde ein deutscher Aufsatz zum Uebersetzen ins Lateinische dictirt, und der zuletzt gelieferte verbessert zurückgegeben.

In der griechischen Sprache wird die mittlere Ordnung in den Nachrichten

den von Aegypten, die aus dem Dior vor von Strach gesammelt sind, zu lesen fortfahren, Dienstags und Freitags von 4 bis 7, Mittwochs und Sonnabends von 9 bis 10.

Die Anfänger in der griechischen Sprache, lesen die Epitaphische Sammlung, und werden, dabei besonders mit den Anfangsgründen dieser Sprache bekannt gemacht, Montags von 2 bis 3, Dienstags und Freitags von 10 bis 11.

In der englischen Sprache, die noch privatissime gelehrt wird, werden die Schriftsteller ganz nach den Kenntnissen und Fähigkeiten der Zuhörer gewöhnt.

Der Collaborator Gorges wird die Erklärung der Tusulanischen Streitfragen des Cicero für die oberste lateinische Ordnung fortführen, Montags von 10 bis 11, Dienstags und Freitags von 5 bis 6. Des Freitags von 3 bis 4, werden die lateinischen Ausarbeitungen, welche die Mitglieder dieser Ordnung über selbst gewählte Gegenstände verfertigen, beurtheilt und verbessert, mit besondrer Rücksicht auf Anordnung, Richtigkeit der Gedanken und der Sprache; auch werden Uebungen im lateinischen Sprechen damit verbunden.

Der mittlern lateinischen Ordnung erklärt er die erste Decade des Livius, Montags und Donnerstags von 5 bis 6, Dienstags und Freitags von 8 bis 9.

Der Collaborator v. d. G. wird, die erste Classe im Schreiben der lateinischen Sprache.

Mit der Vorbereitungsclasse wird er Justins Geschichte lesen; Montags von 9 bis 10 und 3 bis 4, Dienstags von 10 bis 11 und 3 bis 4, Mittwochs und Sonnabends von 10 bis 11.

In der institutionellen Sprache giebt er, auf Verlangen, besonders Unterricht.

Der Collaborator Schaubach wird in der Naturlehre bei der letzten vom Lichte, nach Nicolais Lehrbuch fortfahren, Dienstags und Freitags von 9 bis 10. Im Experimentiren wird wöchentlich eine besondere Stunde ausgesetzt.

Die rechte Mathematikclasse wird Montags und Sonnabends von 9 bis 10 vor.

Den Unternehmern politischer Nachrichten setzt er mit der ersten antiquarischen Classe zusammen fort; mit einem Theile derselben Dienstags und Freitags von 4 bis 7, mit den übrigen aber, die wegen der politischen Sectionen in dieser Stunde nicht gegenwärtig sein können, Montags und Donnerstags von 5 bis 7.

Der Collaborator Proccesius wird in der geographischen Section nach J. v. d. A. Abriss die europäische Welt, und die darauffolgenden Länder durchgehen, Dienstags und Freitags von 9 bis 10.

Die Unterweisung der unteren deutschen Classe in den Grundsätzen des

Muttersprache, besorgt er ferner nach Abolungs Auszuge, Freitags von 3 bis 4. Am Dienstag von 8 bis 9, werden die von den Scholaren verfertigten und von ihm schriftlich verbesserten Aufsätze öffentlich beworfen.

In der Zeitungsstunde, Montags von 10 bis 11, giebt er theils eine Uebersicht der gegenwärtigen öffentlichen Vorfälle, so wie sie die Zeitungen enthalten, theils werden die nöthigen geographischen, historischen und statistischen Erläuterungen beigefügt.

Von den bisher genannten Lehrern und Collaboratoren, werden auch die seit Ostern eingeführten Zusammenkünfte der Dictionaristen auf die im letzten Lektionsverzeichnis angezeigte Art, Mittwochs von 1 bis 3 fortgesetzt, und die besonders und allgemeinen Lese- und Declamirübungen gleichfalls ferner veranstaltet werden.

Der Lector der französischen Sprache, Thibet, wird der ersten Classe Mittwochs und Sonnabends von 11 bis 12 den Lutrin von Boileau erklären, und sich dabei nur in erforderlichen Fällen der deutschen, meistens aber der französischen Sprache bedienen, um die Zuhörer im Sprechen zu üben. In der nemlichen Stunde am Sonnabend hält er eine Assemblée, in welcher mündliche und schriftliche Erzählungen, oder kleine Reden von den Scholaren vorgetragen oder abgelesen, vom Lehrer aber weder mündlich, und doch auch schriftlich mit den übrigen Ausarbeitungen in dem

sogenannten *salon de Belisaire* verbessert werden.

Der zweiten Classe wird er ferner, wie bisher, Dienstags von 11 bis 12 die Fables de la Fontaine gleichfalls französisch erklären, und am Freitage in eben der Stunde worden aus guten deutschen Schriftstellern mancherlei kleine Stücke ins Französische schriftlich übersetzt, bei deren Verbesserung vornemlich auf die Verbesserung der Sprachen Rücksicht genommen wird.

Mit der dritten Classe wird am Montags von 11 bis 12 Pléiade de Charles XII. par Mr. de Voltaire gelesen, und zur Übung im Schreiben werden am Donnerstage in der nemlichen Stunde ausgesuchte Stücke aus der Welt- und Naturgeschichte ins Französische übersetzt.

Die vierte Classe wird Montags und Donnerstags von 6 bis 7 Marmontels Belisaire zu lesen fortfahren.

Die fünfte Classe endlich liest und übersetzt die Comedies de Terence par Madame Dacier Dienstags und Freitags von 6 bis 7, und wird dabei mit den Grammatikern der Sprache bekannt gemacht.

Außer dem öffentlichen Lehrstunden können die Scholaren französische Aufsätze, oder deutsche Uebersetzungen und andere Ausarbeitungen ihm zur Durchsicht und Verbesserung einreichen, und er ist immer bereit, ihnen auch auf diese Weise nützlich zu werden.

Der Cantor Liebau besorget in öffentlichen und unentgeltlichen Lektionen

Ein jede Erfahrung von einer durch Unvorsichtigkeit entstandenen Feuerbrunst kan zur Erweckung und Beförderung einer heilsamen Vorsichtigkeit im Hauswesen dienen, je weiter die Nachricht von einem solchen Unglücke verbreitet wird. In dieser Absicht wird es also von Nutzen und nöthig seyn, daß ich hier noch theils die besondere Art, wie es mit der Entstehung des Feuers bei uns eigentlich zugegangen ist, erzähle, theils das sonderbare Schicksal der sorglosen Urheberin davon. Diese, eine Schwangere, ihrer Entbindung ganz nahe, und in dem Hause, wo das Feuer ausgekommen, zur Miete wohnende Ehefrau, befindet sich an dem unglücklichen Abend mit ihrem Flache der das bei brennenden Lampe so nahe, daß, als von dieser ungefehr einige Funken abspringen, solche in den Flachs hinfallen, und sogleich eine Entzündung desselben verursachen. Um diese zu dämpfen, wirft sie sich augenblicklich mit ihrem ganzen Körper darauf, und scheint ihren Zweck schon erreicht zu haben, als des Wirths Sohn im Hause, welcher mit dabei zugegen ist, auf den Einfall geräth, den Dreschlegel zu ergreifen, und damit, um die fernere Dämpfung zu befördern, auf den glühenden Flachs zu schlagen. Eben dadurch aber wird nicht nur eine stärkere Entzündung des Flachs, sondern auch das bewirkt, daß die Funken allenthalben im Hause herum und in die Höhe fliegen, noch mehrern auf der Diele liegenden Flachs und zu

gleich das auf dem Boden liegende Stroh entzündet, und dergestalt das ganze Haus auf einmal in volle Gluth setzen. Die unglückliche Frau läuft und greift nun in der Geschwindigkeit nach ihren Sachen, und reißt auch wirklich noch etwas davon heraus, würde aber darüber in dem brennenden Hause haben bleiben müssen, und ein Opfer ihrer Unvorsichtigkeit geworden seyn, wenn nicht, um sie zu retten, an einer noch freien Seite des Hauses eine Nebenthür in aller Eile mit Gewalt wäre aufgeschlagen worden. Fast tödtlich vom Feuer verletzt, eilet sie nun, mit einem etwa zweijährigen Kinde an der Hand, aus dem Hause heraus, sucht hier oder da in einem andern Hause unterzukommen, wird aber, weil sie schon als die Veranlasserin des entstandenen Unglücks bekannt ist, und die Leute aus Aberglauben fürchten, daß das Feuer ihr nachfolgen werde, allenthalben zurück gewiesen, sieht sich also genöthigt, mit ihrem Kinde unter freiem Himmel liegen zu bleiben, und liegt hier bis zum folgenden Morgen, da man sie, nachdem im Flecken schon jedermann glaubte, daß sie davon gelaufen sey, entdeckte; worauf sie denn von einem hiesigen, ein kleines Nebenhäus bewohnenden Hausknecht, aufgenommen, und bald auch von den hiesigen Beamten für ihre Heilung und Wiederherstellung, wozu dem Anscheine nach, wenig Hoffnung war, gesorgt wurde. Indessen kam sie am folgenden Tage glücklich nieder, brach:

te einen völlig gefunden und wohl gebildeten Sohn zur Welt, und so sehr auch ihr Leben, wegen der vom Juncr erlittenen außerordentlichen Schmerzen und schmerzhaften Verwundung, und wegen einiger sich ereignenden schlimmen Zufälle, anfangs noch immer in Gefahr zu seyn schien, hat sich doch nun, seit dem Anfange dieser Woche, so weit mit ihr gebessert, daß die ihrer völligen Wiederherstellung nicht mehr zu zweifeln ist. Erwünschte muß ihr wohl diese wundervolle Erhaltung ihres Lebens, besonders wegen ihres kleinen Säuglings und ältern unmdrigen Kindes, noch immer seyn. Aber ihr froher Muth ist doch nun vorerst

daß. Scham, Knecht und inner, so wie auch schon erlittene und noch zu befürchtende äußere bittere Bedrücke, quälten ihr Herz, und die Zurdckerinnerung an das Unglück und den Juncr, so sie durch ihre Unvorsichtigkeit angerichtet hat, wird doch nun eine mächtige Seelenthrer Gewissensruhe seyn. Auch eben also die furchtsliche Angst und Furcht und peinlichen körperlichen Schmerzen, die sie schon ausgestanden hat, in Betrachtung zu ziehen, ist diese Person allemal ein eben so merkwürdiges, als ruhrendes und nachdrückliches Wauungswrmpel.

Barmen, den 4^{ten} Nov. 1790.

H. L. Eckard, Pastor.

Ein Mittel gegen die Epilepsie, oder Fallendeseht.

Aus dem 79^{ten} Supplement der Nummer 268 des pariser Journals vom 27^{ten} September 1790.

Man stößt weiße Zwiebeln oder Ziwollen, drückt den Saft aus der zerstoßnen Masse, und läßt den Patienten von diesem Saft alle Morgen eine Tasse voll trinken, jedoch muß der Patient vorher acht Tage hindurch abführende Mittel gebraucht haben.

Dieses Mittels bedienen sich die Mediziner der Insel Madagaskar, und Herr de la Rochefoucauld, oder dies Miceu an Herrn Mellon und an de

Herausgeber des pariser Journals von der Insel Bourbon aus eingeschildert hat, sehr in seinem Schreiben ausdrücklich hinzu:

Ich kan als Augenzeuge behaupten, daß zwölf mit diesem Uebel befallene Personen durch dies Mittel von Grund aus geheilt worden sind, und wenig unter ihnen so geruch Verlangen nach mehr Tagen sich schon selbst so freiet fanden,

Mit.

Sannoverisches Magazin.

98tes Stüd.

Montag, den 6ten December 1790.

Witterung zu Cuxhaven am Ausfluß der Elbe 1790.

Im Julius.

	Heiter.	Gewölkt.	Bedeckt.	Nebel.	Regen.	Hagel.
Morgen.	1.	13.	7.	1.	9.	0.
Mittage.	2.	17.	2.	0.	10.	0.
Abende.	3.	10.	7.	0.	11.	0.
Mitternächte.	7.	11.	7.	0.	6.	0.
Ganze Tage.	3 $\frac{1}{2}$.	12 $\frac{1}{2}$.	5 $\frac{1}{2}$.	$\frac{1}{2}$.	9.	0.

1 Tag Gewitter. 9 Nächte Thau gefallen.

Mittlere { Morg. v. Sonn. Aufg. 54 } Gr. Fahrn. { gr. d. 2ten 71 Grad.
Wärme. { Mittags im Schatten 65 } { kl. d. 5 u. 11ten 49 Gr.

Mittlere Barometerhöhe des Mittags 29,62 Zoll engl. { größte d. 26ten 30,05 Zoll.
{ kleinste d. 14ten 29,19 Zoll.

Mittlere Feuchtigkeit des Mittags 29,62 Grad. { größte d. 1ten 58 Gr.
{ kleinste d. 28 u. 31ten 12 Gr.

Gesamter Niederschlag 3,63 Zoll Regenwasser. gr. d. 1ten 0,59 Zoll.

Gesamte Ausdünstung in freier Luft 4,73 Zoll. größte d. 10ten 0,242 Zoll.

Der Wind ist gewesen:

	S.	Sw.	W.	Nw.	N.	No.	O.	So.	Stille.
Morgen.	4.	5 $\frac{1}{2}$.	14.	3.	1.	1.	1.	1 $\frac{1}{2}$.	0.
Mittage.	1.	5.	7.	12.	2.	2.	1 $\frac{1}{2}$.	$\frac{1}{2}$.	0.
Abende.	$\frac{1}{2}$.	3 $\frac{1}{2}$.	9 $\frac{1}{2}$.	12 $\frac{1}{2}$.	2.	1.	1.	1.	0.
Mitternächte.	1 $\frac{1}{2}$.	2 $\frac{1}{2}$.	12.	10.	2 $\frac{1}{2}$.	1 $\frac{1}{2}$.	$\frac{1}{2}$.	$\frac{1}{2}$.	0.
Ganze Tage.	1 $\frac{1}{2}$.	4 $\frac{1}{2}$.	10 $\frac{1}{2}$.	9 $\frac{1}{2}$.	1 $\frac{1}{2}$.	1 $\frac{1}{2}$.	1.	7.	0.

8 ffff

Mitt

Mittlere Geschwindigkeit der Winde in 1. Secunde:

	S.	Sw.	W.	Nw.	N.	No.	O.	So.
Jah.	18,5	18,1	27,2	24,3	25,7	20,2	16,7	27
größte d. 21 ^{ten} Wind	W S W. 38 Fuß.							

Mittlere Höhe der Meersfluthen { Morg. 9,69 } Fuß.
 { Abends 10,27 }

größte d. 21^{ten} 12,30 Fuß, Wind W S W. Geschwindigkeit 38 Fuß.
 kleinste d. 7^{ten} 8,05 Fuß. Wind N. Geschwindigkeit 32 Fuß.

In August.

	Heiter.	Gewölkt.	Bedeckt.	Nebel.	Regen.
Morgen.	3.	10.	8.	1.	9.
Mittage.	1.	17.	4.	0.	9.
Abende.	1.	14.	7.	0.	9.
Nitternächte.	3.	11.	11.	0.	6.
Ganze Tage.	2.	13.	7½.	¼.	8½.

1 Tag Gewitter. 10 Nächte Thau gefallen.

Mittlere Wärme. { Morg. vor SonnenAufgang 55,1 } Gr. Fahrnh.
 { Mittags im Schatten 64,9 }

größte den 16^{ten} 77 Grad.

kleinste den 15^{ten} 50 Grad.

Mittlere Barometerhöhe des Mittags { größte d. 15^{ten} 29,99 Zoll.
 29,765 Zoll engl. } kleinste d. 26^{ten} 29,47 Zoll.

Mittlere Feuchtigkeit des Mittags { größte d. 26^{ten} 68 Grad.
 27,4 Grad. } kleinste d. 26^{ten} 2 Grad.

Gesamter Niederschlag 5,41 Zoll Regenwasser.

größter den 17^{ten} 0,69 Zoll.

Gesamte Ausdünstung in freier Luft 2,81 Zoll, größte d. 22^{ten} 0,32 Zoll.

Der Wind ist gewesen;

	S.	Sw.	W.	Nw.	N.	No.	O.	So.	Stille.
Morgen.	2½.	6.	12½.	4½.	2½.	0.	0.	2.	1.
Mittage.	2.	2½.	10.	12.	3.	0.	0.	1½.	0.
Abende.	2½.	2½.	10½.	13.	2.	0.	0.	½.	0.
Nitternächte.	1½.	2½.	11.	9.	2.	0.	0.	1.	4.
Ganze Tage.	2½.	3½.	11.	9½.	2½.	0.	0.	1½.	1½.

Mittlere Geschwindigkeit der Winde in 1 Secunde:

	S.	Sw.	W.	Nw.	N.	No.	O.	Co.
Fuß —	14,5	13,6	27,6	27,0	19,2	0.	0.	11,7
größte d. 19 ^{ten} Wind	SW NW. 39 Fuß.							

Mittlere Höhe der Meeresfluthen { Morgens 9, 82 } Fuß.
 { Abends 10, 29 }

größte den 24^{ten} 13 Fuß. Wind W. Geschwindigkeit. 35 Fuß.

kleinste den 21^{ten} 8, 50 Fuß. Wind S S O. Geschwindigkeit. 17 Fuß.

Im September.

	Heiter.	Gewölkt.	Bedeckt.	Nebel.	Regen.
Morgen.	2.	10.	7.	1.	10.
Mittage.	4.	16.	1.	1.	8.
Abende.	7.	14.	5.	0.	4.
Mitternächte.	8.	11.	5.	1.	5.
Ganze Tage.	5½.	12½.	4½.	¾.	6½.

1 Tag Gewitter. 3 Abende Nordlicht. 8 Nächte Thau gefallen.

Mittlere { Morg. v. Sonn. Aufg. 50, 7 } Gr. Fahrenh. { gr. d. 20^{ten} 70 Gr.
 Wärme. { Mittags im Schatten 54, 4 } { kl. d. 18^{ten} u. 23^{ten} 45 Grad.

Mittlere Höhe des Barometers des Mittags { größte d. 27^{ten} 30, 19 Zoll.
 29, 757 Zoll engl. { kleinste d. 3^{ten} 29, 03 Zoll. }

Mittlere Feuchtigkeit des Mittags { größte d. 13^{ten} 60 Grad.
 33, 2 Grad. { kleinste d. 9^{ten} und 28^{ten} 16 Grad.

Gesamter Niederschlag 2, 19 Zoll Regenwasser, größter d. 15^{ten} 0, 51 Zoll.

Gesamte Ausdünstung in freier Luft 2, 39 Zoll, größte d. 16^{ten} 0, 25 Zoll.

Der Wind ist gewesen:

	S.	Sw.	W.	Nw.	N.	No.	O.	Co.	Stille.
Morgen.	0.	7½.	11½.	5.	2½.	1.	½.	0.	2, 4½
Mittage.	2.	2½.	12.	6½.	4.	½.	1.	1½.	0.
Abende.	1.	1½.	14.	5½.	3½.	1½.	1.	2.	0.
Mitternächte.	½.	2.	16.	2½.	4½.	½.	1½.	½.	2.
Ganze Tage.	½.	3½.	13½.	4½.	3½.	¾.	1.	1.	1.

8 fff 2

Mitt

Mittlere Geschwindigkeit der Winde in 1 Secunde:

	S.	Sw.	W.	Nw.	N.	No.	O.	So.
Fuß	—	16,3	21.	25,3	27,5	16,6	21.	14. 16,3

größte d. 1^{ten} Wind W N W. 43 Fuß.

Mittlere Höhe der Meeresfluthen { Morg. 10,16 } Fuß.
 { Abends 10,16 }

größte den 1^{ten} 14,35 Fuß. Wind W N W. Geschwindigkeit 43 Fuß.

kleinste den 19^{ten} 8,35 Fuß. Wind S. Geschwindigkeit 14 Fuß.

Die Witterung des vorigen Jahrs vom 1^{ten} October 1789 bis dahin 1790 läßt sich folgender maaßen übersehen:

	Heiter.	Gewölkt.	Bedeckt.	Nebel.	Regen.	Hagel.	Schnee.	Kth.
Tage.	74½.	105½.	102½.	15½.	58½.	1½.	2½.	4½.

2 Tage Gewitter. 21 Abende Nordlicht. 76 Nächte Thau gefallen.

Mittlere Wärme { Morgens vor Sonnenaufgang 44,4 } Gr. Jahrs.
 { Mittags im Schatten 53,4 }

größte den 21^{ten} Jun. 81 Grad.

kleinste den 25^{ten} Novemb. 22 Grad.

Mittlere Barometerhöhe des Mittags { größte den 16^{ten} März 30,52 Zoll.
 29,323 Zoll engl. } kl. d. 17^{ten} Dec. u. 29^{ten} Jan. 28,73

Mittlere Feuchtigkeit des Mittags { größte den 11^{ten} Nov. 98 Grad.
 38 Grad. } kleinste den 16^{ten} Aug. — 2 Grad.

Gesamter Niederschlag 26,41 Zoll.

Gesamte Ausdünstung in freier Luft 26,69 Zoll.

Der Wind ist gewesen:

	S.	Sw.	W.	Nw.	N.	No.	O.	So.	Stille.
Tage.	35½.	58½.	79½.	61½.	26½.	26½.	39½.	24½.	13.

Mittlere Geschwindigkeit der Winde in 1 Secunde:

	S.	Sw.	W.	Nw.	N.	No.	O.	So.
Fuß	18,9	17,5	23,4	23,1	15,7	15,0	16,6	12,1

größte den 6^{ten} Jun. Wind W N W. 49 Fuß.

Mittlere Höhe der Meeresfluthen { Morgens 9,73 } Fuß.
 { Abends 9,74 }

größte d. 27^{ten} Febr. 15,45 Fuß. Wind W N W. Geschwindigkeit 30 Fuß.

kleinste d. 24^{ten} April 7,45 Fuß. Wind S O. Geschwindigkeit 36 Fuß.

Die diesjährige Ernte ist ziemlich gut und zur Zufriedenheit des Landmanns ausgefallen. Man kan den Ertrag hiesiger Marschländerrien im Durchschnitt ungefehr wie folget rechnen. Von 1 Himten Saatlandes at man an Roeten 8 Himten; Weizen 8 Himten; Gerste 10 Himten; Haber. 13½ Himten; Bohnen 9½ Himten; Rapsaat, welches dieses Jahr wegen des außerordentlich gelichen Winters, besser velleicht als jemals gerathen ist, 14 bis 16 Himten. Die feuchte Witterung des Novembermonats hat verursacht, daß eini-

ges Getreide, insonderheit der Weizen, nicht durchgehends sehr trocken eingefahren ist. — Der Graswuchs ist im Anfange des Sommers nicht sonderlich, und die Heuernse nur mäßig gewesen; doch haben die Fette weiden gutes Schlachtvieh geliefert. — Das Obst ist gut gediehen. — Ungewöhnliche Krankheiten und Sterbefälle unter Menschen und Vieh, sind nicht bemerkt worden. — Mäusefraß ist dieses Jahr bei uns auch nicht verspüret; doch soll derselbe in unserer Nachbarschaft, im Lande Wursten, beträchtlichen Schaden gethan haben.

C.

W.

Etwas über die Miteffern der Kinder.

Es wäre überflüssig, hier von einem Uebel der Kinder, den sogenannten Miteffern, (Comedones, Criones, Dracunculi,) eine ausführliche Beschreibung zu geben; da selbiges bereits von ältern und neuern Aerzten in ihren Schriften hinlänglich beschrieben ist. Besonders hat der vormalige Stadtphysikus, Christian Friedrich Ehnden, zu Salzwedel, in einem 1724 lateinisch herausgegebenen, und 1733 ins Deutsche übersetzten Traktat, von den Miteffern der Kinder ausführlich gehandelt. Ich erwähne also hier nur kürlich, daß dieses Uebel eine reichhaltige Quelle zu wichtigen Krankheiten ist, und daher allerdings verdient, gleichsam von neuem

wieder in Erinnerung gebracht zu werden.

So viel man mit Gewißheit weiß, besteht dieses Uebel in einem zähen, verhärteten Schleim, der sich während der Bildung der Kinder in Mutterleibe, in den Ausdünstungsgefäßen derselben anhäuft, und sich, je nachdem die von der Mutter dem Kinde mitgetheilten Säfte, reiner oder unreiner gewesen, bei einem Kinde minder, beim andern mehr anhäuft.

Dieser Schleim ist oft so äußerst zähe und zusammenhangend, daß alles Waschen der Kinder mit bloßem Wasser, oft bei weitem nicht zureicht, ihn los zu machen, und die damit verstopften Ausdünstungsgefäße, davon zu befreien. Geschieht dieses aber nicht,

Fff ff 3

10

so fällt die Ausdünstungsmaterie auf andere Drüsen, und, wie man vielfältig beobachtet hat, vorzüglich auf die Gekrösdrüsen, häuft sich da an, und dehnt selbige vergerathet aus einander, daß sie, wie ich mehr als einmal bei den an dieser Krankheit verstorbenen Kindern, bei der Oefnung wahrgenommen habe, die Größe einer Haselwallnuß, ja, eines kleinen Hühnereies, erreicht hatten; daher denn der Milchsaft nicht gehörig abgeschieden werden kan, und selbigen endlich der Eingang in die Milchdrüse fast gänzlich versperrt wird; wovon der dicke, harte Leib, und ein ausgehrendes Fieber die natürlichsten Folgen sind.

Mit Grunde der Wahrheit kan ich sagen: daß ich während meiner Praxis, mittelst Anwendung eines sehr einfachen, äußerlichen Mittels, in Verbindung mit wenigen innerlichen Arzneien, einige hundert solcher Kinder, vor dem bevorstehenden Ausbruch der Auszehrung beschützt, theils, wenn selbige schon wirklich eingetreten war, gerettet habe. Ich lasse nemlich, so bald ich die sogenannten Milcheffler bei Kindern vermuthet, und das pflegt wohl bei Zweidritteln derselben der Fall zu seyn, mit einem weichen, warm gemachten Wasser alle Theile des Körpers, den Kopf ausgenommen, baden oder waschen, und, wenn die Haut durchaus naß ist, mit feinem Weizenmehl eine Viertelftunde lang

mit der flachen Hand reiben. Dieses Reiben ist um desto wirksamer, wenn es etwas geschwind, und auf eine gleichförmige Art geschieht. Nach dieser Operation, wird man gleich am ersten, oder am zweiten Tage, den ganzen Rücken herunter, auf der Brust, (aber nicht so häufig,) und besonders auf den Oberarmen, einzeln zählen, wurmförmigen, oft $\frac{1}{2}$ bis $\frac{1}{2}$ Zoll langen Schleim, mit Verwundung zum Vorschein kommen sehen. Untersucht man diesen Auswurf auch noch so genau, so wird man, außer einem schwärzlichen Knäpfchen an der Spitze, welchen einige für den Kopf eines Wurms gehalten, und ihm daher die unrichtige Benennung Milcheffler beigelegt, nichts, als eine fest zusammenhängende, äußerst zähe Masse von Schleim entdecken. Wo es da will, kan sich zur Hervortreibung dieses Schleims, auch anderer reitzender Mittel, als des Honigs, bedienen, und etwas Salzes beifügen. Dieses letztere Mittel pflegen sehr oft die Juden zur Reinigung der Haut ihrer neugebornen Kinder zu gebrauchen, und messen demselben die gutartigen Pocken ihrer Kinder bei. Da aber das Weizenmehl, wie ich so vielfältig versucht habe, schon allein ausreichend ist, und die Haut nicht aus schweißig macht, so kan man es der übrigen Thaten ganz überflüssig seyn.

Mit diesem Baden und Reiben mit Weizenmehl, lasse ich so lange fort

hervorragen, als sich noch Schleim aus der Haut hervorgiebt, und dieses dauert gemeinlich 8, 10 bis 12 Tage.

Der hervorgetretene Schleim läßt sich, da er so äußerst zähe ist, ohne große Mühe nicht abwaschen. In kleinen Zeiten, als man diese Schleimmasse noch für Würmer hielt, suchte man, so bald selbige aus der Haut zum Vorschein kam, sie mit einem Scheermesser wegzunehmen. Am besten ist's aber, daß man die Kinder nicht ohne Noth quält, sondern sie gleich nach dem Baden und Abtrocknen mit reinem Hemd ansetzt, und sie eine oder mehrere Stunden schlafen läßt, ohne sich weiter um den Schleim zu bekümmern: denn dieser wird bald trocken, und fällt von selbst ab.

Bei ganz jungen Kindern ist dabei der Gebrauch innerlicher Arzneimittel ganz überflüssig; es sey denn, daß sie grüne Stuhlgänge haben, welches sehr oft eine Folge von Mitteln ist, und die Anwendung von Klistiren und gelinde abführenden Mitteln erfordern. Wenn sie aber in oder zwei Jahre alt sind, und sich äußerlich schon Merkmale von einem Jucken, aufgetriebenen Unterleibe, rothem Schwitzen des übrigen Körpers, bei ihnen finden, so pflege ich auflösende, abführende, und wenn die Verschleimung in dem Gefäße ge-

haben ist, stärkende Mittel, selbigen zu verordnen.

Noch darf ich nicht verschweigen, daß die Fortschaffung der sogenannten Mittel, außer dem allgemeinen Nutzen, welchen sie oft gegen die Auszehrung der Kinder leistet, noch einen besondern Nutzen bei allen demnächst eintretenden Hautausschlägen, den Pocken, Masern, Scharlachsfieber, u. a. m. gewährt.

Vielsälig habe ich angemerkt, daß alle die von diesem zähen Hautschleim befallenen Kinder, bei dieser Krankheit sehr oft weit besser, als andere, nicht davon befallene, durchkommen. Und eben daher lasse ich schon seit vielen Jahren, alle die zu Einimpfung der Pocken mit anvertrauten Kinder, von diesem Schleim vorher erst sorgfältig reinigen, und habe bei der großen Anzahl derselben, nie bössartige Pocken erfolgen sehen.

Höchst glaublich ist es daher, daß in der bei vielen gemeinen Leuten gänzlich verabsäumten Reinigung der Haut, und gänzlichen Verstopfung der Ausdünstungsgefäße, sehr oft der Grund liege, warum bei diesen die Pocken und andere Hautkrankheiten so tödtlich werden.

Die hiesigen Hebammen habe ich längst von dem großen Nutzen dieser Hautreinigung unterrichtet, und ihnen aufgegeben, alle neugeborenen Kinder durch Anwendung dieses so einfachen

den Mitteln, vor vielen Krankheiten zu bewahren. Und es könnte dieses leichte, fast gar keine Kosten machende Geschäft, mit großem Nutzen als

enthaltend eingeführt, und manches Kind zur Freude seiner Aeltern, und zum Nutzen des Staats dadurch erhalten werden.

Linbeck.

J. P. Küling, Hofmedicus;
auch Land- und Stadtphysikus.

Bemerkungen und Gleichnisse.

(Aus dem Englischen.)

Die Formalitäten der alten ceremoniösen Zeiten müssen im gesellschaftlichen Verkehr lästig gewesen seyn; dennoch scheint diese Art der Sitten bei einer alten Person noch verehrungswürdig. Wir sind über die leichten und anmuthigen Zusätze entzückt, mit denen der Geschmack des Brown unsere modernen Landstöße geizet hat, und freuen uns, daß wir nicht Alles an Alles gepflanzt haben; aber, wenn wir auf einen alten Wohnsitz kommen, wer kan da wünschen, daß seine langen Zugänge von ehrwürdigen Bäumen, die durch ihr hohes Alter, ihre Verbindung und Gemeinschaft mit den Tagen der Vergangenheit und den Geschlechtern, die einst waren, geheiligt sind, das zerstörende Weil fühlen mögten, um neuen Verbesserungsplatz zu machen?

Diejenige Quelle, die aus dem Herzen fließt, ist einem klaren Bache gleich, der seinen vollen und schnellen Strom fröhlich vorwärts ergießt, auf immer

unverstopft, nie versiegend, in seinen Lauf; indem diejenigen Handlungen der Wohlthätigkeit, welche mit Wehmühen geschehen, frischen Wasser gleichen, die aus trüben, morsigen Quellen Zufluß haben, von jedem Steinchen in ihrem Fortgange aufgehalten, durch die Hitze ausgetrocknet, und durch die Kälte in Eis verwandelt werden.

Es giebt eine gewisse Gemüthsstimmung, welche etwas ungewöhnlich ist; wenn nemlich der edelste Mann diejenige Höhe der Empfindung erreicht hat, in den Zustand vertritt, worin jede Betrachtung nur ein Act von Gehet des Herzens ist, so wird jeden Gegenstand, der ihn umgiebt, ihm ein Aufruf, eine Ursache zur Anbetung und ein Veranlassung grund zur Dankbarkeit. Das ist fließt von den Lippen einer solcherson gleich den natürlichen Melodien, woran das Ohr lange genähert gewesen ist, und welche die Stimme zu verfolgen.

Sannoverisches Magazin.

99tes Stück.

Freitag, den 10ten December 1790.

Jahre sind Stufen zur Ewigkeit.

Abermals, mein Leser, hab wie
bald am Schluß einer beträch-
tlichen Periode des Lebens,
abermals da, wo jeder Verdanfste
und Nachdenkende gleichsam stille steht,
und noch einmal die durchlebten Tage
eines ganzen Jahres in stiller Einsam-
keit mit überlegendem Geiste über-
sieht. Dar der leichtsinnige, Ge-
danklose und Unempfindliche, geht
aus einem Jahre in das andere über,
ohne dem Zuwachs seiner Kenntnisse,
seiner tugendhaften Gesinnungen und
Fertigkeiten, der Ablegung seiner Feh-
ler und Irrthümer, der Uebung in
guten Thaten, und überhaupt seiner
stilllichen Besserung, nachzuforschen,
ohne sich des Guten, was ihm in
den durchlebten Tagen zu Theil wor-
de, mit Dank gegen die gütige Vor-
sorgung zu erinnern, und sich mit ei-
nem Herzen, das verdankt und
die Enschliessungen faßt, ihrer Ver-
nunft und Sorge zu überge-
ben. Hingegen der Weise und Gute
betrachtet ein verfloßenes Jahr als
einen wichtigen Theil seines gegenwär-
tigen Lebens, und überdenkt, ob es

die Absichten desselben erfüllt, an Ver-
edlung des Herzens und Lebens, an
wahrer Vollkommenheit zugenommen,
ob er gemeinnützig und zur Ehre sei-
nes Schöpfers gelebt habe. Nicht
ohne inniges Gefühl der Dankbar-
keit, vergegenwärtigt er sich noch ein-
mal die genossenen Freuden, und
schauet auf die glücklich überstande-
nen Widerwärtigkeiten und besiegten
Beschwerden in Ausführung seines
Berufs und seiner guten Absichten zu-
rück. Entschlossen, der Tugend treu
zu bleiben, und voll Vertrauen auf
eine allweise Vorsorgung, geht er der
Zukunft entgegen.

Der Wechsel des Jahres ist eine zu
fühlbare und wichtige Veränderung,
als daß nicht dann mancherlei Gedan-
ken und Empfindungen in den See-
len der Menschen entstehen, und mit
einander abwechseln sollten. Der
Jüngling freut sich, daß er näher
dem männlichen Alter komt, in wels-
chem er sich mehrere Freistellen und
Unbeschränkheiten, als in dem gegen-
wärtigen verspricht, und träumt von
großem Glück und goldenen Bergen.

G 99 99

Der

Der Mann denkt ernsthafter, fängt schon an, die Flüchtigkeit der Tage und die Vergänglichkeit der Erdensfreuden zu fühlen, sieht manche seiner Entwürfe vereitelt, manche mit einem glücklichen Erfolge gekrönt, und macht neue auf die Zukunft. Im Gefühl einer starken Natur und munterer Kräfte, denkt er sich sein Lebensziel noch weit entfernt, und groß die Zahl seiner frohen Tage. Der Greis, der dem Grabe sich nähert, oder wohl schon am Rande desselben dahinsinkt, freut sich vielleicht, daß seine Laufbahn bald vollendet ist, und sein zweites Leben anheben soll; oder er beklagt sich, daß er wieder eine Stufe erklimmen, und er nun bald abtreten muß vom Schauplatze der Welt. Der Vater ist voll von Wünschen und Sorgen für seine Familie. Der Lebende harrt mit dem Schlusse des Jahres das Ende seiner Leiden zu sehen, blickt noch einmal auf die Trauerstunden zurück, die ihn niederbeugten, freut sich, daß er sie überwunden, und erheitert sich durch die Hoffnung einer fröhlicheren Zukunft. Der Glückliche lobt die Tage der Vergangenheit, ist heiter, und hofft, daß die Zukunft ihn immer anlächeln werde. Doch, wie kan ich Dir alle die verschiedenen Empfindungen der Menschen am Ende eines Jahres aufzählen, die so verschieden sind, als die Menschen selbst nach ihrem Temperamente, Vorstellungen, Fähigkeiten, Tugenden und Schicksalen, nach ihrer ganzen Natur, verschieden sind.

Freudenvoll und schön war für viele das Jahr, traurig und mühsam für andere, so die überhaupt das Menschenleben, der Aufenhalt in dieser Unterwelt, mit mannigfaltigen Annehmlichkeiten und Unannehmlichkeiten durchwebt ist, mit Freuden und Leiden abwechselte. Für unsere Sinne sind so verschiedene und reiche Quellen des Vergnügens geöffnet, die auch dem Ärmsten entgegenströmen, und um so mehr uns erquickten, je unverborener und ungeschult unsere Sinne sind. Jede Jahreszeit bietet abwechslungsreiche Genüsse dar. Bald weilt unser Auge auf einer schönen blumenreichen Flur; sieht Berge an Dörfern sich ketten, Hügel und Thäler und Ebenen mit einander abwechseln. Entzückend ist für uns der Anblick sowohl der fruchtbaren Gefilde, das stille Dahinwandeln munterer Heerden, die frohe Geschäftigkeit der Menschen im Felde, auf Wiesen und in Gärten, und die allgemeine Stille im Winter, wo alles mit glänzendem Schnee bedeckt ist. Im Frühling und Sommer horcht unser Ohr auf den ermunternden Gesang der Vögel, Wohlgerüche von Blumen und Pflanzen, steigen zu uns auf, und unser Gemüth ergötzt sich an den unendlichen mannigfaltigen Früchten, die die Erde von selbst und durch uns hervorbringt, mittheilt. Wie viele tausend angenehme Empfindungen empfinden und stärken unsern Körper! Wie viele Freuden und Bequemlichkeiten gewährt

von uns die mannichlei Verbindungen, in denen wir leben; wie viele Früchte der menschlichen Thätigkeit worden uns dadurch zu Theil; wie sehr werden dadurch unsere Kenntnisse und Geschicklichkeiten bereichert! Wie sanft ist das Band, das die Liebe zwischen Vattern, zwischen Aeltern und Kindern, zwischen Bekannten und Freunden knüpft! Welch ein Quell der Freude der Umgang mit unsern Mitgeschöpfen, die glückliche Vollendung unserer Arbeiten, das Nachdenken und die Anstrengung unsers Geistes, die Erweiterung unserer Einsichten, die Erfindung nützlicher Wahrheiten, die Erhebung der Seele zum Schöpfer, und die Ausübung menschenfreundlicher Handlungen! O herrliche Freuden, deren unsere Natur fähig ist!

Aber, bei dem allen — leugnen können wir es nicht, unsere Erfahrung und unser Gefühl sprechen laut dafür — umgeben den Menschen auch von allen Seiten Müsseligkeiten, Beschwerden und Leiden. Der eine kämpft mit Armuth und Sorgen für den Unterhalt seiner selbst, und einer zahlreichen Familie, indeß ein anderer unter dem drückenden Joch eines Tyrannen seufzt, der ihm unerträglich Lasten aufbürdet. Dieser wird in seinen gerechten Erwartungen betrogen, jener muß vielen Hindernissen und niederschlagenden Schwierigkeiten entgegen arbeiten, wird verkannt, verfolgt, verachtet, ungedrückt. Dieser jammert über den

Verlust der Freunde seines Herzens, jener über die Kränkungen, die ihm von andern widerfahren. Hier wachen ihre Krankheiten, die des Menschen Gesundheit stören, und sein Herz zum Misanthrop herabstimmen; dort Elemente, die seine Güter verzehren. Wie viel sind nicht der traurigen Ereignisse in der Natur, der betrübenden Schicksale für Menschen! Ich mag diese Aufzählung der Leiden nicht fortsetzen, die nur jezt unsern Trost sinn trüben würde. Genug, daß es wahr ist, daß Unvollkommenheiten und widrige Vorfälle in großer Anzahl unser Leben mehr oder weniger verbittern, daß beständige Freude dießseits des Grabes nicht das Loos der Sterblichen ist.

So angenehm nun auch unser Leben, oder mit so mannigfaltigen Bekümmernissen und Lasten es verbunden seyn mag, so eilt es doch bald dahin. Ach, Freund, ist es nicht so, je älter wir werden, je schneller dünkt uns der Zeiten Lauf, und die Tage der Vergangenheit sind wie ein Augenblick, wie ein Schatten, unserm zurückschauenden Geiste. Kaum sitzen wir ein Jahr an, siehe, so ist es vollendet, und wir sind am Ende desselben. Es hat sich angereicht, ohne daß wir es merken, an die große Kette der Jahre, die schon verfloßen sind. Bald werden wir auch völlig erreicht haben die Zahl unserer Tage. Früher, als wir es denken, kommt der Abend unsers Lebens, die Sonne geht unter, und wir einschlummern. Sollte uns

was der pfeilschnelle Lauf unserer Zeit nicht aufmerksam machen, uns nicht zum ernststen stillen Nachdenken über uns selbst und unsere Bestimmung erwecken, unsere Gedanken auf die Zukunft lenken, so, daß wir uns fragen: was wird endlich nach Ablauf deiner Jahre dein Loos seyn? Denn dies gegenwärtige Leben kan unser Daseyn nicht begränzen, nicht die eigentliche und alleinige Absicht desselben seyn. Gewiß, nur Anfang des Menschen, in welchem er sich zu einem schönern und vollkommnern Leben entwickelt, so wie der Schmetterling in seinem Raupenstande, aus dem er sich zu einem freieren und herrlichern Genuß der Erdenfrüchte entfaltete.

Erlaube mir, daß ich Dich hier mit einigen Gründen der Vernunft unterhalte, durch welche sie uns zur frohen seligen Hoffnung der Unsterblichkeit erhebe. Schon die Vorstellung davon und der Wunsch nach derselben, der in allen Menschen so laut sich regt, und mit keiner Gewalt unterdrückt werden kan, spricht für unsere Fortdauer jenseits des Grabes. Daher kam es, daß die Völker der alten Welt an die Unsterblichkeit glaubten, und daß man noch jetzt unter allen Nationen wenigstens einige Begriffe davon und Glauben an dieselbe wahrte. Nur sind ihre Vorstellungen von der Beschaffenheit des künftigen Lebens sehr verschieden, doch aber ihren Begriffen von Glückseligkeit völlig angemessen. Daher kam

es, daß die Philosophen der Griechen und Römer sich so gern mit diesem Gedanken unterhielten, was sich nicht bis zur völligen Beruhigung von der Gewissheit eines künftigen Zustandes überzeugen konnten, aber die Hoffnung desselben doch sehr wahrscheinlich und wünschenswertig fanden. Wie angenehm ist uns allen diese Hoffnung, dies Hinschauen in die friedlichen Gegenden jenseits des Grabes, wo wir Freude und Zufriedenheit in größerer Masse und Vollkommenheit erwarten! Wie tief liegt dies Sehnen nach einem dauerhaften Leben in unserer Natur! Wie viel Beruhigung gewährt es dem Leiden den in den Stunden des Trauerns, des Schmerzes und der Schwäche, wo sein Geist niedergedrückt wird, und in Gefahr ist, des Noths des Kammers und des Misgunths unterzuliegen! Wie viel Aufheiterung giebt die Hoffnung einer bessern Welt dem Tugendhaften zum ausdauernden Kampfs im Guten! Wie viel Licht und Kraft dem Sterbenden in der letzten Stunde des Todes, wo der Trieb zum Leben sich so mächtig regt, und der gewaltsamen Trennung des Leibes und der Seele entgegen arbeitet! Wie sehr scheuen wir alle den Untergang, das Aufhören unsers Daseyns, unsere Zernichtung!

Solte nun dieser Trieb zur Unsterblichkeit, der unserer Natur so eigen ist, bloß ein süßer Traum, ein Spiel der Einbildungskraft seyn, und so umsonst in uns liegen; wäre der

Echir

Schöpfer den Geschöpfen Wünsche nach etwas, das uns denkenden Wesen so werth und wichtig ist, einzufolge haben, und ihre Befriedigung nicht wollen? Das läßt sich von seiner Weisheit und Güte nicht glauben. Wo Anlagen, Triebe sind, da müssen auch Endzwecke seyn, auf welche jene hinarbeiten, und da muß auch Gewisheit der Erreichung dieser Zwecke sich finden. Ist's glaublich, daß die Lebendigen eine Begierde nach Speise haben würden, und daß noch keine Speise da wäre, mit der diese Begierde gesättigt, und so das Leben erhalten werden könnte? Da sich so unsern übrigen Triebe Befriedigung findet, so läßt die Ähnlichkeit der Dinge vermuten, daß die Ansehung dieses Ströbens nach ewiger Dauer nicht zwecklos sey, und daß der Mensch derselben einst theilhaftig werden werde. Die Stimme der Natur trägt nicht. Sie ist Wink des Schöpfers zu des Menschen Erbauungen, Ausdruck der göttlichen Absichten. Seine Weisheit ist uns Bürge, daß dieser Trieb nicht vergeblich in uns wohnt, daß wir vielmehr zu einem höhern Daseyn beschicken sind.

Die Ueberzeugung von des Schöpfers Güte, erhebt diese Hoffnung zu größerer Stärke und Sicherheit. Er, der Allgütige, der an der Glückseligkeit seiner Geschöpfe, und besonders seiner denkenden Wesen, so viele Freude findet, der uns schon hier so mancherlei Arten von Vergnügen be-

reitet, und in den Genuß des Lebens so viel Annehmlichkeit legt, er sollte uns dieser Freude berauben, sollte uns nur für dies spannenlange Leben erschaffen haben? Sollte der Schauplatz seiner Güte nur auf diese Erdentage eingeschränkt seyn; oder ist es nicht wahrscheinlicher, seiner Erhabenheit angemessener, zu glauben, daß er fortfahren werde, uns an seinen Wohlthaten, zu deren Genuß wir hier empfänglich wurden, Theil nehmen zu lassen? Wohlthaten ist des Schöpfers Lust. So wird sich also der Mensch nicht vergebens mit der Hoffnung schmickeln, daß die Gotttheit seine Wünsche befriedigen, und ihn nicht in das Nichts zurücksinken lassen werde, aus dem sie ihn her vorgerufen. Mit Zuversicht kan er hoffen, daß, wenn seine Tage hienieden vollendet sind, er in eine andere Gegend des großen Reiches Gottes werde versetzt werden, wo noch reichere Ströme der Freude und Zufriedenheit fließen.

Unmöglich kan der Allgütige sich unserm Verstande zu erkennen geben, und unserm Herzen nahe gebracht haben, wenn nicht diese Einsicht und Empfindung erhöht werden sollte; unmöglich würde er in dem Menschen ein Verlangen nach einer nähern Verbindung mit ihm, nach einem dauerhaftern Leben erregt, wenn er ihm die Erfüllung desselben versagen wolte. Denn sonst hätte er in uns nur Quellen des Kammers, der Mitternachts und der Verzweiflung,

die das gegenwärtige Leben verbittern würden, gelegt. Wer kan das mit seiner Güte retten?

Vielleicht denkst du hier an die Thiere, die sich auch ihres Daseyns freuen, den Tod fürchten, und das Leben lieben. Sollte die Gotttheit nicht auch sie erhalten? Hierauf kan ich nichts als ein Vielleicht antworten. Wer weiß, was sie für Absichten mit ihnen hat. Es kan seyn, daß sie einst fortleben; sich zu etwas Edelern entwickeln, und noch an den Wohlthaten ihres Schöpfers Theil nehmen. Geschähe es nicht, so wird die Güte der Gotttheit doch leicht gerechtfertigt. Denn die Thiere wissen nichts von Unsterblichkeit, haben keine Kenntniß ihres Urhebers, keine Empfindung von seiner Güte, keine Begriffe vom Tode, und fühlen auch kein Verlangen in sich, mit dem Schöpfer in nähere Verbindung zu treten.

Ein vorzügliches Gewacht und Stärke scheint mir die hier angefangene Entwicklung der Kräfte des Menschen der Hoffnung, einst zu einem höhern Leben zu gelangen, mitzutheilen. Viele Kinder sterben zwar, noch ehe sie sich auszubilden anfangen konnten. Sie kommen nicht einmal zum rechten Genuß des Erdenlebens. Aber schon diese Ereigniß läßt auf was Künstliches schließen. Sollte ihr Entstehen zwecklos seyn? Sie haben doch Anlagen. Sollten sie nur diese Welt betreten, um sogleich wieder in das Nichts zurück zu fallen? Sollte nicht vielmehr ihre Entwicklung einem

künftigen vollkommeneren Aufstiege überlassen seyn? Denken wir uns aber die, die zum Gebrauch ihrer Vernunft und Kräfte gelangen, die reich an nützlichen Kenntnissen und edlern Fertigkeiten, und dadurch nun erst recht fähig werden, die Glückseligkeit eines Geistes zu genießen; so können wir nicht glauben, daß sie im Tode so ganz aller Thätigkeit und Empfindung, alles Lebens beraubt werden, und also das angefangene Werk seine Vollendung nicht erreichen solte. „Man stelle sich vor,“ sagt Kriemarus, „daß ein großer Herr Knaben von besonderer Fähigkeit aussuchte, und erziehen ließe. Sie fingen nach seiner Vorschrift an, Sprachen und Geschichte älter und neuer Zeiten zu lernen, die Gründe der Mathematik, Weltweisheit und Naturlehre zu verstehen, die Rechte, die Staatskunst, die Finanzen zu begreifen. Kaum hätten sie einen Geschmack an allem bekommen, so würde der eine dem Schuster; der andere dem Schneider handwerke gewidmet, der dritte würde zu einem Schäfer gethan, und der vierte müßte ein Matrose werden. Was würde man von solcher Benützung und von der Güte und Wohlthat des Herrn denken? Würde man nicht sagen, wenn die Kinder zu nichts anders bestimmte waren, so hätten schlechtere Köpfe dazu genommen werden müssen? Was hilft diesen ihre Fähigkeit und ihre Wissenschaft zu so niedriger Lebensart? Vielmehr sind diese weitzehende Schuster, Schneider, Schäfer

für

er und Matrosen nur durch solche Anweisung bei ihrem Stande, unzufrieden und unglücklich gemacht. Dies wäre aber gerade der Fall mit uns Menschen, wenn wir mit unsrer Besondern Fähigkeit, mit dem Vortheil an höhern Dingen zu nichts, als einem thierischen Leben bestimmt wären." Solche Einrichtung läßt sich von dem weisen Urheber unsrer Natur nicht erwarten. Er legte so viele Anlagen, Triebe, Fähigkeiten und Kräfte in uns, die wir bearbeiten, ausbilden und anwenden sollen. Er machte uns einer steigenden ins Endliche fortreibenden Vollkommenheit fähig. Er wird uns also nicht in dem Augenblick, da wir uns zu derselben und zu einer immer bessern Anwendung unsrer Kräfte emporschwingen, wieder zernichten, und ein Werk zerstören.

Zwar nehmen unsre Kräfte im Alter ab. Der Geist wird kumpf, minder aufgelegt zum Nachdenken, ermattet bald in der Anstrengung. Die Thätigkeit und Lebhaftigkeit desselben erschläft, das Gedächtnis nimmt nicht mehr so leicht die Schätze der Wahrheit und Weisheit auf, die Gedanken entwickeln sich nur langsam, und es scheint sich alles dem Untergange zu nähern. Aber hier bemerke ich, daß diese Erscheinungen nicht allgemein

sind. Es giebt Leute, und hat dem gleichen gegeben, die die völlige Kraft ihres Geistes bis ins Grab behielten, die noch hell und rein zu denken, Begriffe zu sammeln und zu bearbeiten, fähig gewesen sind. Sollten sie also beim Tode des Leibes ihre Wirksamkeit auf einmal gänzlich verlieren? Freilich finden sich zwar mehr Beispiele von der Entkräftung der Seele im Alter; aber wahrscheinlich hängt diese von der Schwäche des Körpers ab, mit dem solche Menschen verbunden sind. Diese drückt den Geist nieder, hindert ihn in seiner Thätigkeit, verbunkelt seine Vorstellungen, und kumpft ihn ab. Wenn er aber, von der Materie entlastet, freier und ungehindert denken und wirken kan, als denn bekommt er neues Leben, neue Kraft zur Entwicklung, Anstrengung und Vervollkommenung. Die Alten vergleichen daher den Leib mit einem Kerker, in der die Seele gefangen ist. So wie nun der Gefangene nach seiner Entlassung freier, thätiger, und des Genusses fähiger zu werden pflegt, so wird auch des Menschen Geist nach seiner Trennung vom Leibe mit neuem Muth, Leben und Munterkeit begabt, und höherer Vollkommenheiten und seliger Gefühle theilhaftig werden. Sollte ihn also der Schöpfer mitten in der angefangenen größern Vervollkommenheit zernichten? —

Der Schluß folgt künftig.

Von den Däse.

Im Junius dieses Jahres hat ein Insekt, das bei uns vielleicht die größte des Fliegengeschlechts ist, auf provincialisches die Däse genannt, sich so häufig gezeigt, als bei Menschengeboten nicht geschehen ist. Die Luft auf den Dörfern, wo Viehweiden sind, war ganz von dem Gesumme derselben angefüllt, und die Vieheerden sind davon im eigentlichen Verstande nicht nur bis auf Blut ausgesogen, sondern es sind davon sogar Ochsen, Kühe und Kälber getödtet worden. Denn, wenn diese Thiere täglich so ausgesogen werden, daß sie endlich ganz matt geworden, und daher mit dem Schwanz nicht mehr wedeln, und das Un-

gezieher damit abwehren können, so fällt solches alsbald in Menge auf Vieh, daß es bannen wenig Minuten blutster wird, und sterben muß. Gegen das Ende des Julius hat dies Insekt abgenommen, und wie ein Hirte versichern wollen, so häut, alsdenn eine andere Fliege, die er die Bremse nennt, deren zwei die Däse, die eine von vorne die andere von hinten, angreift, fest hält, und ansauget, daß sie sterben muß. Das Däsegeschlecht ist noch nicht genugsam beschrieben, und es verdiente wenigstens von dem oder dem bekanten Viehbräuen unterschieden zu werden.

Eine Bemerkung, die vielleicht zur Beantwortung der Anfrage im 76ten Stück dieses Magazins über das Ausbohren des eichen Holzes dienen kan.

In jungen Sturzweigen findet man eine Art Peddig von welchem faserichem Holze, der sich, wenn man bei einem kurzem Stocke das äußere harte Holz bis auf den Peddig einschneidet, mit der Hand ausdrehen läßt. Bei großem Holze sollte dieser Peddig ja nun auch wohl seyn. Bei den Bäumen, die sich gut bohren lassen, hätte es sich denn vielleicht gezeigt, daß der Bohrer gerade die Dicke des Peddiges hatte, und also rein ausschneiden konnte; bei denen aber, die sich nicht gut bohren lassen, war

er dünner, so, daß von dem harten faserichen, noch an dem festen äußeren Holze sitzen blieb, sich wegen der Fasern nur mit Gewalt schneiden ließ, und sich auch deswegen wieder in eine kleinere Oefnung, als der Bohrer machte, zog. Wäre dies die Ursache, so müßten etwa nach Untersuchung der Dicke des Peddiges größere oder kleinere Bohrer gebraucht werden.

Sollte diese Bemerkung den erwünschten Nutzen haben, so würde eine Anzeige in diesen Blättern nicht unangenehm seyn können.

Hannoverisches Magazin.

100tes Stück.

Montag, den 13ten December 1790.

Jahre sind Stufen zur Ewigkeit.

(Schluß.)

Noch mehr. Wie viele Menschen mit großen Geistesanlagen, mit schönen und edlen Gefinnungen Neigungen leben in einem so eingeschränkten Wirkungskreise, in so beengten und Verhältnissen, daß sie da nur einen sehr geringen Gebrauch thun können; die in vortheilhaftern Verbindungen Zufriedenheit und Glück viele tausend ihrer Brüder wahr verbreitet, und sich durch gemeinsame Kenntnisse und Erfindungen, Klugheit und Thätigkeit übererhoben haben? Wozu diese Kräfte, wenn sie mit Tode untergehen? Warum gab Schöpfer diesen Menschen eine glückliche Brauchbarkeit, solche morhe Stimmung der Seele, wenn zur Vollendung kommen sollte? Welche Absichten hat er gewis solurüstungen nicht gemacht. Viel dürfen und müssen wir hoffen, es Leben nur der Anfang unsers, nur unser Kinderzustand ste, auf welchen das männliche

Alter folgen wird. Hier soll Anfang, Vorbereitung, dort Fortschung, Aus bildung und völliger Genuß seyn. Selbst unsre Wünsche nach reinerer Glückseligkeit, unser Durst nach Wahr heit, die hier nicht ganz befriedigt wird, unser Verlangen nach Befreiung von Irrthum und Fehlstritten, versprechen uns den ewigen Fortgang zu höherer Vollkommenheit jenseits des Grabes.

In dieser Hoffnung befestigen uns auch die Gründe, die von der Ein fachheit der Seele und von der Gerech tigkeit der Gottheit hergenommen sind. Dieser letzte Grund enthält vorzüg lich viele Beruhigung für die Guten, die des Lebens Mühe und Beschwer den in hohem Grade und langer Dauer empfinden müssen. Unmöglich kan es der Gottheit gleichgültig seyn, ob die Gehorsamen ein angenehmes Leben ge nießen, oder ob sie im Elend ihre Tag ge zubringen. Unmöglich kan es ihre Absicht seyn, daß die Ungehorsamen beständig glückliche Tage zählen, und
 H b b b mit

mit Freuden mancher Art belohnt werden sollten. Das wäre nicht Aufmunterung zur Tugend, sondern Aufforderung zum Laster. Es muß eine Zeit kommen, wo diese anscheinende Unordnung aufgehoben, das Laster bestraft, die Tugend belohnt, die Gerechtigkeit und Regierung der Gottheit gerechtfertigt und in ihrer Weisheit dargestellt wird. Ein Tag der Vergeltung, der Entschädigung muß kommen für die Guten. Ein Land ihnen bevorstehen, in welchem der Saame ihrer guten Gesinnungen und Thaten zur herrlichen Ernte emporgewachsen ist, in welchem sie ausruhen von den Lasten und Sorgen dieses Lebens, und zu den Freuden der Ewigkeit und des vollen Genusses ihrer Früchte erhoben werden. Doch diese Betrachtung will ich nicht weiter fortsetzen. Die Hoffnung eines bessern Zustandes haben wir, und das Christenthum erhebt sie zur höchsten Gewisheit. Denn sein Stifter hat sie verkündet, und durch seinen Tod und Auferstehung bestätigt. Sie ist genau in seine Religion verwebt. Nun ist sie nicht mehr bloßer Wunsch des Sterblichen, nicht mehr schwache Vermuthung des Weisen, sondern feste göttlich bestätigte Wahrheit. Groß ist also des Menschen Bestimmung! Sein Daseyn hat kein Ende. Er soll von einer Stufe der Vollkommenheit zur andern, vom Glück der Zeit zum Glück der Ewigkeit hinaufsteigen, und reiner und inniger soll der Genuß desselben seyn, Ewigkeit ist sein Ziel!

Erhabener, großer, froher Gedanke, von der Gottheit in unsre Seele gelegt, wie erhebt er des Menschen Geist, welche Würde giebt er seiner Natur, wie erhöhet er den Werth seiner irdischen Laufbahn! Wichtig ist nun jeder Augenblick der Zeit, jeder Tag, jedes Jahr, im geräuesten Zusammenhange mit den Tagen der Zukunft. Jahre sind Stufen, auf welchen wir zur Ewigkeit hinaufsteigen. Schnell eilen sie dahin, unaufhaltsam gleich einem Strom, der sich vom Felsen stürzt, wo ein Tropfen den andern, eine Welle die andre fortwälzt und drängt, und sich dem Gesichte entzieht, mehr oder minder wohlthätig für unsre Bestimmung, je nachdem wir viel oder wenig derselben, wohl oder übel, durchlebten. Das Kind, das nur wenige Jahre hienieden genießt, vollendet schnell diese Stufen, aber ohne vielen Saamen für den großen Erntetag angestreuert zu haben. Mit unausgebildeten, mit noch schlummernden Kräften geht es in die Ewigkeit über, kan also auch dort so viel Gutes nicht gleich genießen. Der Greis hingegen, der viele Jahre zählte, der in denselben seine Fähigkeiten und Kräfte entwickelte, veredelte und vervollkommnete, der vielen und edeln Saamen säete, den ein groß Gefolge von Thaum der Liebe und Gerechtigkeit begleitet, weilt länger auf den Stufen zur Ewigkeit, mit aber auch vor, bereiteter, fähiger ihrer Freuden in ihr Gefilde einzutreten. Hier ist seine Ernte. Hier sey es, hier die Vorsehung anzuflagen, daß

se ungerecht und partiellisch sey, und dem einen mehr zuwende, als dem andern. Das können endliche Wesen nicht beurtheilen. Die Bestimmung mehrerer oder weniger Jahre auf Erden mehr oder mindert nicht die Glückseligkeit anderer Menschen. Uns kommt es nur zu, die Jahre, die uns die Vorsehung zumißt, als wichtige Jahre, als Vorbereitung für die Ewigkeit, anzusehen, sie so zu gebrauchen, daß ihr Andenken uns nie schrecklich zu, und daß sie Grundlage eines solchen Glücks für uns werden gen.

Mit jedem Jahre nähern wir uns Ewigkeit um ein Großes, kommen den endlichen Ziele unsers Erlebens näher. Mit jedem Jahre muß der Mensch daher auch weiser und besser werden, sich bestreben, seine Kenntnisse von dem, was gut und edel und rein und vollkommen ist, von Gott, Tugend, von seinen Hoffnungen, seiner Gemeinnützigkeit für die Welt vermehren und berichtigen; Irrthümer, Vorurtheile, Aberglauben, Fehler immer mehr ablegen. Mit jedem Jahre der Sinnlichkeit und den Leidenschaften mehr gebieten lernen, sie der Leitung einer reinen und ausgesprochen Vernunft unterwerfen, immer weniger abhängig werden von Sinnen, von Ehre und Reichthum, von vergänglichem Gütern der Erde, die Begierden und Hoffnungen auf Augenblicke einschränken, da die Ewigkeit entgegen sieht, die der Geist und Herzens und

seine wahre Menschenwürde immer mehr behaupten, und nach festen Grundsätzen denken und handeln lernen. Mit jedem Jahre muß er mehr Geschmack an Ordnung, an Wahrheit und Tugend gewinnen, die Schönheit und das Vergnügen derselben immer lebhafter, inniger und dauernder empfinden, und alle seine Neigungen auf die edelsten, würdigsten und gemeinnützigsten Dinge richten. Mit jedem Jahre mehr im Recht und Wohltun sich üben, reicher werden an Edelthaten, seine Fähigkeiten und Kräfte mehr entwickeln und anwenden, nur das wählen und thun, was ihn ewig nie gereuen, was ihn ewig freuen wird, und zu den Geschäften und Vergnügungen des höhern Lebens sich vorbereiten. Kurz, mit jedem Jahre muß der Mensch, seines großen Berufes eingedenk, dahin streben, daß er verständiger und tugendhafter, der Gottheit, dem Muster der Vollkommenheit, ähnlicher werde, seine Amtspflicht und Berufspflichten besser üben lernen. So erfüllt er die Absicht seines gegenwärtigen Daseyns, so verherrlicht er den Urheber seiner Natur, so ist er würdig der Zahl der denkenden Geschöpfe beigezählt zu werden; so genießt er schon hier die Glückseligkeit, welche Vollkommenheit und Tugend ihren Verehrern gewähren, die Zufriedenheit mit sich selbst, den Befehl der Gottheit, die Beruhigung eines guten Gewissens, das frohe Andenken an die Tage der Vergangenheit, und die freundliche Aussicht in die

Lage der Zukunft. So wird jedes Jahr ein Saame für den Menschen, der dem Gesilde der Ewigkeit aufblüht, und ihm die herrlichste Ernte geben wird. Je treuer, je unverdrossener je uneigennütziger Menschen in dieser Provinz des großen Reiches der Gottheit nach ihrer Absicht arbeiten, je besser sie die ihnen aufgetragenen Geschäfte ausrichten, je mehr sie ihre Geistesvorzüge erhöhen, und an Herzengüte zunehmen; um desto brauchbarer und empfänglicher werden sie für die künftige Welt, desto mehrere und wichtigere Geschäfte, deren Ausrichtung große Seligkeit seyn wird, wird ihnen einst die Gottheit anzuvertrauen. So wie sich der Wirkungskreis des Jünglings, der in die männlichen Jahre wohl vorbereitet tritt, erweitert; um so mehr wird sich auch der Wirkungskreis des Menschen, der die erste Stufe seines Lebens nach der Absicht der Gottheit durchlebte, einst erweitern, desto mehr wird er in der Ewigkeit erhoben, desto besser als Werkzeug zur Ausführung der Pläne des Schöpfers, und zur Verbreitung der Freude gebraucht werden können, desto geschwinder zu höhern Vollkommenheiten und zum Genuß namenloser Seligkeiten emporsteigen.

Du wünschest es gewiß mit mir, Bester, daß dieser Gedanke: Jahre führen uns näher der großen Ewigkeit, von Menschen recht oft und ernstlich bedacht werden, und seinen wohlthätigen Einfluß in die Denkart und Handlungsart derselben so recht allgemein und wirksam zeigen möge. So würden sie jedes Jahr, so würden sie die so schnell vorüberziehende, die nie zurück kehrende, die an Folgen so fruchtbare Zeit, recht hoch schätzen, eifriger werden in der Vervollendung ihres Tagewerks, sorgfältiger in der Veredlung ihres Sinnes und Wandels, und so vorbereiteter, würdiger die letzte Stufe ersteigen, die sie in die Ewigkeit einführt.

Mit diesem Wunsche, verbunden mit dem Vorsatze, unsrer großen Bestimmung für die Ewigkeit nie zu vergessen, wollen denn wir, o Freund, diesen neuen Abschnitt unsers Lebens anfangen, uns des Guten in demselben freuen, und mit dankbar frohem Herzen gegen den Urheber unsrer Freuden es genießen, an unsrer gegenseitigen Vervollkommenung arbeiten, und so Hand in Hand unserm irdischen Ziele entgegen gehen, das die Ewigkeit enthüllen wird.

Was Erziehung thut!

Nachricht von dem jungen Tigermännchen, welches man mit dem ostindischen Schiff Pitt nach England gebracht hat.

Wie man diesen jungen Tiger zuerst an Bord brachte, war er nicht größer, als ein junger Hund von einem Monat, oder 6 Wochen, und als Schiffsvoll suchte ihn, so viel die möglich, zahm und umgänglich zu machen. So wie das Thier größer und stärker wurde, nahm auch seine Zahmheit und Umgänglichkeit immer mehr zu; und ob's jetzt schon in Jahr alt ist, so ist's doch so ganz ohne falsch, und so zahm, daß man, die mit einer jungen Kaze, mit ihm spielen kan. — Ehe es so groß wurde, daß man ihm ein Behältniß in des Zimmermeisters Kajüte machen mußte, schlief es oft bei den Matrosen in ihren Härtgematten.

Auf der Rückreise war der Tiger oft so spaßhaft, daß er dem Schiffsvoll die Schnü und Kleider versteckte. Einmal hatte er nicht weniger als fünf und zwanzig Paar seidene Beinkleider versteckt. Er spielt sehr gern, läuft auf der Segelstange hinaus, klettert wie eine Kaze am Schiffe herum, und macht noch einmal so viel Spaß, als ein junges Kätzchen, so, daß man sich gar keine Vorstellung davon machen kan, wenn man seine Capriolen nicht selbst mit angesehen hat. Es ist ein Hund auf dem Schiffe, mit dem er oft spielt, ihn mit bewunderungswürdiger Leichtigkeit in die Höhe wirft, und denn mit seinen

Klauen wiederfängt, und dergleichen Späße macht er mehrere.

Er muß sich auf dem Verdeck platt niederlegen, und denn legen sich drei Matrosen mit ihren Köpfen auf ihn, gebrauchen ihn statt Kopfkissen, und schlafen auf ihm. In dieser Lage bleibt er ohne alle Bewegung so lange liegen, bis sie wieder aufwachen. Zur Vergeltung für diese Wohlthätigkeit, stieß er ihnen dann und wann wohl ihr Fleisch, allein dickes ist auch die einzige Ungezogenheit, der er sich schuldig macht, und er ist nur erst einmal bestraft, da er dem Schiffszimmermann seinen besten Thum, ein gebratenes Stück Rindfleisch, nahm. Der Zimmermann verfolgte ihn, und hatte nicht nur die Dreistigkeit, daß er ihm seine Hand ganz in den Rachen steckte, und das Stück Fleisch wieder herausriß, sondern ihn auch, weil er sich hierbei in die Hand rißte, tüchtig abprügelte; welche Strafe der Tiger ganz geduldig ausstand.

Herr Murray, der Zahlmeister, hatte seine Kajütenthür offen gelassen, und während daß er schlief, sprang der Tiger in seine Kajüte; aber Herr Murray, der an einem solchen Schlafkameraden kein Vergnügen fand, rißte davon, und ließ seinen unerwarteten Besuch in dem Besitz seiner Kajüte und seines Bettes. Als der Pitt zu Gravesend landete, kam ein altes

h h h h 3

Weib

Weib mit einem Korbe mit Pfefferkuchen u. s. w. an Bord. Der Zug machte die alte Frau eben so stutzig, wie die Katze die Maus; er nahm die Gelegenheit wahr, sprang ihr auf den Rücken, und klammerte sich mit seinen Zähnen um ihren Hals. Dieser unerwartete Ueberfall, gewährte von Seiten der alten Frau den tragischsten Anblick. Korb, Pfefferkuchen, Früchte, kurz, alles was im Korbe war, fiel auf die Erde, und so bald das geschah, ließ sie der Tiger los, gleichsam, als gerietete ihn dieser Streich, und nahm neue Späßchen am andern Ende des Schiffes vor. Sechs oder acht Schiffer, die an Bord gekommen waren, um das Schiff zu Deptford vor Anker zu bringen, hatten eben ihre Portion frisches Rindfleisch bekommen, und wie sie noch nicht einig darüber waren, ob sie es kochen oder braten wolten, paßte der Tiger, der sich bei ihnen niedergelegt hatte, einen günstigen Augenblick an.

blief ab, that plötzlich einen Satz, erwischte das Fleisch, und machte dadurch nicht allein ihrem Streich ein Ende, sondern überhob sie auch der Mühe des Zubereitens, da bekanntlich Tiger lieber rohes, als gekochtes Fleisch freffen.

So sonderbar vorsehende Erzählung auch scheinen mag, so ist sie doch zuverlässig wahr. Sie rührt von einem glaubwürdigen Manne her, der sich am Bord des Pitt befand. Man führte diesen angesehenen Mann, weil er den seltenen Tiger zu sehen wünschte, in des Zimmermanns Kajüte, und er fand ihn daselbst zu den Füßen der Frau des Zimmermanns und seiner Schwester schlafen. Durch die Versicherung, daß er ganz zahm sey, wurde er dreist, und streichelte ihn, worauf der Tiger einige mal brumnte, welches er immer thut, wenn man ihn im Schlafe stöhr. Endlich streckte er ihm seine Hand in den Nacken, und zog sie unbeschädigt wieder heraus.

G. J. Wehra.

Ueber die Verminderung der Maulwürfe in Gartenfeldern.

(Antwort auf die Anfrage im 44^{ten} St. dieses Magaz. von d. J.)

Reichart sagt in seinem Land: und Gartenschah, es sey kein anderer Rath, diese schädlichen Thiere zu vertreiben, als daß man ihnen auf launere, und sie nach und nach tödte; die in Büchern hin und wieder angegebenen Mittel wären betrüglich, und so wenig Kerze bisher das leidige Vo-

dagra hätten völlig vertreiben können, so unmöglich sey es auch dem Hauswirthen gewesen, ein bewährtes und allgemeines Mittel wider die Maulwürfe ausfindig zu machen a). — Ich halte gleichwohl nicht viel von dem Wegfangen und Tödten, voraus, wenn dieses Geschöpf nicht weiter

a) Th. IV. S. 186. u. f.

er bemerkt, sondern weggeworfen wird, a man wenigstens sein Fell und Haar nicht umkommen lassen solle. In meinem Garten thut mir gewöhnlich die Regenwärmer und andere Gartun- en von Wärmern unter der Erde vie- ren Schaden. Der Maulwurf muß le aufzukommen und vermindern: und die wohlthätig ist er nicht also für un- ere Gärten?

Ich empfinde es sehr wohl mit dem Herrn Anfrager, daß er manche der schönsten Gartenhofnungen zerstöhre. Aus diesen Gegenden des Gartens hn wegzubannen, wo er am meisten u Schaden pflegt, und unsere Liebha- verei vernichtet, darauf müßten wir nur unsere Wünsche richten. Ich habe in Theer getunkte Stöcke ge- deckt. Dies Mittel ist kostbar, und nach der Verwitterung muß man es wiederholen. Man hat mir wohl den Abfall von Leringen empfohlen; allein, auch dieser ist zu kostbar; denn ich gönne ihn lieber meinen Schwe- ren, welche dadurch gegen die Finnen vrservirt werden. Schießen und Fangen ist meine Sache nicht: ist auch, wie wohl bemerkt wird, den Pflanzen und Feldern selbst nachthei- lig. Ich sammle das Glas auf, das der Glaser bei Reparation der Feu- ster zurückläßt, und brauche es zur Wegbannung der Maulwürfe. Wenn ich Mistbette anlegen lasse, so bestecke ich den Mist mit zerbrochenem Glase;

je schärfer und schneidiger das Glas gesteckt ist, desto mehr meidet der Maulwurf die Gegend, weil er auch die leichtesten Verwundungen nicht vertragen kan. Vor mehreren Jah- ren richtete er unglaubliche Verwü- stungen in meinem kleinen Garten und meinen Mistbetten an; und Theer und - nichts wolte helfen, bis mir der Ge- brauch des Glases einfiel, wovon ich auch keine anderseitige Nachteile vers- pürt habe. Finde ich sonst noch eine Stelle im Garten, wo ich den Maul- wurf nicht gern habert möchte, so trete ich mit dem Fuße eine spitze Glass- scherbe, so tief ich kan, ein, und der Gartinstöhrer komt da nicht wieder.

In einigen Jahren zeigt sich der Maulwurf häufiger, als in andern. Vermuthlich richtet sich seine Art und Abwesenheit nach der Proportion der Regenwärmer u. s. w. Wo er nicht viele Regenwürmer findet, da wird er bald sich wegziehen. Vielleicht wäre es nicht übel, wenn man die Regenwürmer zu vermindern suchte. Das Auffammeln des Nachts bei der Laterne, ist ein bekanntes Mittel. Der Gebrauch pflegt zu unterbleiben. Hr. Pastor Lönert vertrieb sie einst zu- fälliger Weise durch Gerberlohe b). Ich würde Gerstenspreu (Gerstens- fass) über das Beet hinstreuen. Der Regenwurm verwickelt sich darin, und wird auch verwundet, wenn er des Nachts hervorkommt c).

Da

b) Blumengarten, Bremen 1774. S. 46.

c) Dies Mittel ist handgreiflich besser, als das Reichartische, das der Prediger Senne (Baumschule, Halle 1776. S. 361.) vergeblich versucht hat.

Bei dieser Gelegenheit möchte ich nur wohl eine Gegenanfrage thun: Was bei Pflanzung der Erbsen zu beobachten sey, weil solche öfters in der Erde von kleinen Würmern und Maden angefressen, ausgehöhlet und ausgeleitet werden, daß oft die meisten zurück bleiben, die andern aber, welche hervorkommen, immer fort tränkeln? Auf der Geest habe

ich dergleichen nie bemerkt; aber in der Marsch, wo ich wohne, macht ich diese traurige Erfahrung fast alle Jahr, voraus in warmen Tagen, und in der fruchtbarsten Erde. Wenn man seinen Garten noch so gut besäet, noch so schön ihn besorget und rein hält; so macht er doch wenig Vergnügen, wenn Mangel und Zerstörung darin zu sichtbar ist.

Kurze Anfrage.

Warum hat man unter andern den Aufsatz im 99ten und 100ten Stücke des Magazins: „Jahre sind Struhen zur Ewigkeit“ vom 10ten und 13ten December, nicht so lange aufgehoben, daß er nach Weihnachten und am Schlusse des Jahres erschienen wäre? Noch denkt hier Niemand an den Jahreschluß; und wird also den Aufsatz um so weniger lesen, da der Ton und die Schreibart desselben hier schon lange aus der Mode sind.

Zanover,
den 13ten Dec. 1790.

P. K.

Kurze Antwort.

Unter andern hat man das deswegen nicht gethan, damit der Aufsatz gerade gegen die von dem Herrn Anfrager selbst für die schicklichste erachtete Zeit in den Provinzen herum und in diejenigen Hände komme, für welche er als angenehm und nützlich, vornehmlich bestimmt ist. Bei dem Welterlein „hier“, welches dem Herrn zweimal ent schlüpft ist, wird erlaubt seyn in Erinnerung zu bringen; daß das Magazin, nicht allein für diese Stadt, ja nicht einmal vorzüglich für selbige, geschrieben werde.

Zanover:
den 14ten Dec. 1790.

B.

Sannoverisches Magazin.

101tes Stück.

Freitag, den 17ten December 1790.

Vom Baumbreife.

Kenner und Freunde der Obstbaumzucht, wissen es aus Erfahrung, wie unangenehm es ist, wenn die Obstbäume, die man mit Sorgfalt aus dem Kern gezogen, durch das Auegeln, Pfropfen oder Absäugen veredelt, durch Wartung und Pflege mehrerer Jahre ihnen gerade, glatte Stämme und verhältnismäßige Krone verschafft, und sie an die Stelle verpflanzt hat, wo sie nun, ihrer Bestimmung nach, noch den Nachkommen reichliche Früchte bringen sollen; — wenn, sage ich, dergleichen Obstbäume auf ihrer glatten Rinde zuerst braune Flecke bekommen, ihre Rinde dann berstet, und der schöne Stamm durch große schwarze und rauhe Flecken verunstaltet wird, welche immer weiter und tiefer um sich greifen, und nach Verlauf einiger Jahre den krank gewordenen Baum ganz absterben machen.

Man nennt diese Krankheit wegen der Ähnlichkeit mit derjenigen, die man auch bei thierischen Körpern antrifft, den Krebs.

Von der Zeit an, da man den Kern säet, bis dahin, da er Früchte von einiger Belange trägt, vergehen im Durchschnitt zehn Jahre. Bäume, die zu früh tragen, haben gewöhnlich schon die Anlage des Krebses, oder einer andern Krankheit in ihren Säften, und sterben bald ab. Die Dauer des menschlichen Lebens von der Zeit an, da die Gartenfreunde (für Gärtner von Profession, die ihre Bäume im zweiten oder dritten Jahre nach der Veredlung, zu einer Zeit, wo der Krebs noch nicht ausgebrochen ist, verkauft, ist der Schaden so groß nicht) anfangen können, Obstbäume anzuziehen, ist zu kurz, um viele Jahrzehende gleichgültig zu versterken, und alle Bemühung, gute Obstarten und gut gezogene Bäume zu erhalten, vereitelt zu sehen.

Eine jede Bemerkung an einem schönen im besten Wachsthum stehenden Baume, daß eine so zerstörende Krankheit schon in ihm verborgen liege, hat für mich alles dasjenige Unangenehme, was die schon entstandenen scheinende herannahende frühe

Zeit

Zeit

Beschreibung eines schönen jungen Gewächses, dessen fröhlicher Wuchs so große Hoffnung gab, für jeden Freund der Baumzucht hat, und ich habe mir daher recht viele Mühe gegeben, die Ursachen dieser Krankheit zu entdecken, ohne deren Kenntniß man die Mittel schwerlich finden wird, dem Uebel entweder zuversichtlich vorzubeugen, oder, wenn es zum Ausbruche kommt, dasselbe aus dem Grunde zu heilen.

Ich habe die von der Baumzucht handelnden Bücher, so viele ich deren habhaft werden können; ich habe Baumgärtner, sowohl die, welche es bloß aus Neigung, als die, welche es aus Beruf sind, zu Rathe gezogen; ich habe auf einen jeden Umstand, der mir auf die Gesundheit der Bäume einigen Einfluß haben zu können schien, seit vielen Jahren große Aufmerksamkeit gewendet, alle angesehene Mittel gebraucht, und bin nach langjähriger Bemühung noch nicht weiter, als zu der Ueberzeugung gekommen:

daß ich die wahre Ursache dieser Baumkrankheit noch nicht entdeckt habe; und

daß die mir bekannt gewordene Mittel, einen Baum, der einmal dazu Neigung hat, zu heilen, höchst unzuverlässig und unvollkommen sind.

Und dennoch glaube ich, daß irgendwo über die beiden Fragen:

1) Worin liegt die Ursache des Baumkrebses? Im Boden, in den Früch-

arten selbst, oder in der Beschaffenheit?

2) Welches sind die Mittel, den Krebs ganz zu verhüten? oder, wenn er sich zeigt, zu heilen? Aufschlüsse verborgenen liegen, deren Bekanntmachung allen Freunden der Garten- und Baumkultur äußerst angenehm und von großem Nutzen seyn würde.

Viele, welchen diese Anfragen zu Gesichte kommen, haben vielleicht aus Büchern, oder von erfahrenen Gärtnern, selbst aus eigener Erfahrung, alle die Kenntniße erworben, welche zu Beantwortung beider Fragen dienen. Wenn alle diese Gartenfreunde ihre Kenntniße bekannt machen, so kan über diese Materie etwas Vollständiges gesammelt werden.

Wer diesen zerstreuten Reichthum von Erfahrungen und Urtheilen zu Tage befördert, erzeiget dem Publikum einen wahren Dienst, und verhindert es, daß sie mit ihrem Besitze zu nicht aussterben.

Ich mache den Anfang, die mir bekannten öffentlich und in der Absicht mit zu theilen, daß ich andere Gartenfreunde reizen werde, auch die ihrigen bekannt zu machen.

1^{te} Frage.

Worin liegt die Ursache des Baumkrebses?

Allgemein ist die Frage leicht zu antworten. Die Gäfte sind verdorben, und gerathen durch den Mangel eines freien ungehinderten Luft-

auf in Stockung und Fäulniß. Das ist nicht zu leugnen, damit aber noch wenig gewonnen. Man muß, um die Ursache dagegen zu entdecken, den Ursachen näher nachforschen. Ist

a) der Boden

die Ursache von Verderbung der Säfte, welche Stockung und Fäulung verursacht?

Das ist die gewöhnliche und allgemeine Meinung. Hat der Boden viele rothe saure ähnde Theile, die in die Pflanzen übergehen, so müssen die Säfte der letzteren auch ungesund seyn, und Krankheiten entstehen. Aber, warum gerade der Krebs?

Der Boden, in welchem meine Bäume gezogen werden, ist niedrig und feuchte, schwarz, so lange die Erde frisch gegraben, oder vom Regen benetzt ist, weißgrau und staubig aber, wenn die Sonne stark darauf scheint, und sie austrocknet. Aller Wahrscheinlichkeit nach hält sie auch Eisentheile.

Sehr wahrscheinlich mußte es mir werden, daß ich den rechten Fleck getroffen habe, indem ich meinem Boden alle Schuld beimaß; und dennoch konnte ich es mit dieser Vermuthung nicht reimen, daß gepfropfte junge Stämme in einem Sommer bis zur Länge von 5 bis 6 Fuß und eines guten Fingers dick schnurgerade heranwachsen.

In einem nassen, kalten, sauren Boden, wachsen gewöhnlich alle Pflanzen, mithin auch die Bäume, kümmerlich, kröplich, der Trieb ist geringe,

die Stämme werden rauß, runzlich, bemoset, die Rinde berstet, und die Bäume sterben ab. Das alles ereignet sich bei meinen Bäumen nicht. Sie wachsen 6, 8, 10 Jahre froß heran, die Rinde ist glatt und glänzend, die Schoße sind stark und kräftig. Derselbe erst nach 10, 12 Jahren, äußert sich der Krebs. Vielleicht, so kam es mir vor, weil alsdenn erst die Wurzeln eine Tiefe erreichen, wo sie fast beständig im Wasser stehen, und das ist auch wirklich der Fall in einem Theile meines Baumgartens. Hier aber ist der Krebs nicht so häufig, vielmehr sind die Bäume stark bemoset, die Rinde berstet auf, die Bäume hören auf zu treiben, und sterben einer nach dem andern ab. Dagegen sind gerade die auf den Anhöhen, nahe am starken Abhange des Erdbodens stehende Bäume, deren Wurzeln gewiß nie das Wasser erreichen, dem Krebse vorzüglich unterworfen.

Eben das bemerkte ich in Gärten anderer Orten, welche hoch lagen, und zwar in allen Arten von Erdboden.

Ich wurde schon zweifelhaft, ob ich die wahre Ursache des Krebses entdeckt hatte, nahm aber den üblen Leumund, den ich dem Grunde und Boden meines Gartens gemacht hatte, ganz zurück, als ich in Millers bekanntem Gartenbuche die Klage las, daß auch in England die meisten Bäume vom Krebse und Moose verderbet wären.

Meine ganze Entdeckung bestand also darin: Nasser, feuchter Boden
Jiii 2

kan die Bäume mit Wüsten überziehen, sie unfruchtbar und absterben machen; die Ursache des Krebses aber kan sie, wenigstens allein, nicht seyn.

Vielleicht liegt es also

b) an der Fruchtart.

Es ist wahr, einige Sorten, als die weiße Herbstcaleville, der Pepin, sind dieser Krankheit vorzüglich unterworfen. Ist es damit in Ihrem Vaterlande eben so, wie ich nicht weiß, so liegt die Schuld wohl vorzüglich an dem Gewebe, an der Organisation des Holzes. Allein, ich traf in der Kernschule schon Stämme von 1 bis 3 Jahren an, die schon den Krebs bekamen. Ich säe nie andere Kerne als von ganz gemeinem Obste. Ich lasse sie von den Dorfschulmeistern durch die Schulkinder sammeln, brauche also nie Kerne von Calavillen, Pepins, oder andern fremden feinen Obstsorten, die bei uns das Bürgerrecht noch nicht ganz gewonnen haben, an unser Klima noch nicht gewöhnet sind, und wovon man besorgen könnte, daß ihre Kerne nicht zur gänzlichen Reife und Vollständigkeit gekommen sind, oder schon die Krankheit ihrer Aeltern in ihrem Keim verborgen halten.

Also auch in den Fruchtarten liege die Ursache nicht. Ich kenne keinen Apfel, Birn, Kirsche &c., selbst nicht die Walnuß, wovon nicht einige Krebs werden sollten.

c) Die Behandlung,

kam vorzüglich bei mir in Betrachtung.

Man beschuldigte ehemals die hamburger Gärtner, und that es vielleicht

noch jetzt, daß ihre jungen Bäume mit dem Schlamm aus Teichen, Stroh und Straßendünger so sehr errieben, und man hielt dafür, daß die Veränderung des Bodens, die Versetzung aus einem weichen in einen kargen Boden, die Ursache sey, warum um diese Bäume so leicht den Krebs bekommen.

Diese Beschuldigung habe ich an und für sich als wahrscheinlich gehalten. Alle animalische und vegetabilische Geschöpfe, denen man die gewohnten reichlichen Nahrungsmittel entziehet, werden kümmerlich; ein Mensch, ein Thier wird mager, und sein Wuchs, sein Genuß wird geringer, eine Pflanze, ein Baum wächst nicht fort; aber, werden auch ihre Säfte dadurch so verberbet, daß sie eine gänzliche Auflösung der festen Theile verursachen, daß sie ährend, heißend werden können? Ich kan es mir als wahrscheinlich nicht denken.

Ich dünge Kern- und Baumpflanzen nie, sondern lasse das dazu bestimmte, vorhin zu Gartengewächsen gebrauchte Land, bloß einige Tage ruhen, und dennoch findet sich diese Krankheit an gepfropften und ungepfropften alten und jungen Stämmen.

Am meisten bemerkte ich den Mißbrauch derselben an solchen Stellen, wo ein aus dem Stamme hervorgewachsender Zweig abgeschnitten war, vorzüglich oben, wenn, wie die Gärtner sich ausdrücken, der Schnitt nicht am Leibe geschehen war. Die Wunde heilte sodann nicht ganz in einem

stern Sommer aber, es bleibet eine kleine Vertiefung, worin sich Regen, Thau und Ungeziefer setzet, und oft auch an einem Baum eben so viele Krebsausbrüche, als es Schnitte gegeben hatten, hatte.

Weit weniger äußert sich diese Folge des Schnittes, wenn man die Zweige nur bis an den sie umgebenden Wulst abschneidet. Der Stamm wächst, wenn er im guten Triebe ist, gewöhnlich in einem Sommer so stark, als der hervorstehende Wulst, und dann entsteht bei dem Schnitt keine Höhlung, die die Ausdehnung des Stammes über dem dicke abgeschnittenen Zweige sonst zurück läßt: ich habe hiervon den Vortheil, daß sich der Krebs bei dieser Art des Schneidens selten einfindet.

Das Pfropfen in den Spalt ist eine gewaltsame Operation. Man durchpaltert das Mark des jungen Baums innen halben bis einen Zoll lang, und die Oefnung wird durch das Reis nicht ausgefüllt. Es bleibet also immer eine Höhle, worin sich, aller Verwahrung unentachtet, mit der Zeit Staub und Regen sammeln kan, und nicht unwahrscheinlich kam es mir vor, daß daraus eine Fäulung des Holzes entstehen und sich den Säften mittheilen, der Umlauf derselben gestöhrt, mithin allerlei Krankheiten davon entstehen könnten. Ich ließ daher mit dem Hakenpfropfen oder okultron, und fand, daß solches für die Krankheit eben so wenig schädte, ward also überzogenet,

daß alle Verwundung durch Pfropfen oder Schneiden den Ausbruch des Krebses reizen und befördern könne, wenn der Stamm Neigung dazu hat, aber die wahre Ursache davon nicht sey. Ein thierischer Körper, der recht gesund ist, achtet solcher Verwundungen nicht, die nicht etwa edlere Theile angreifen. Ist selbiger aber ungesund und seine Säfte verdorben, so kan der Stich einer Nadel eines Rosenkranz den Verlust des Fingers, des Armes, auch wohl gar des Lebens nach sich ziehen.

Eben das gilt vom Schlagen oder Reiben an den Bäumen, auch vom Anbinden an Pfäle, wodurch gewöhnlich die Rinde geschabet und verletzet wird. Ich binde nie einen Baum an Pfäle, und dennoch bricht der Krebs unerwartet in gesunder Rinde aus, so zuverlässig kein Stoßen, Schlagen oder Reiben Schuld daran ist.

Alle meine Bemühungen, Untersuchungen und Nachforschungen mehrerer Jahre haben mich also dem gewünschten Endzweck nicht näher gebracht, sondern mich nur belehrt, daß alle die Ursachen, denen ich mit etlichem Anschein den Baumkrebs zuschreiben zu können glaubte, es nicht sind, und ein sauchter Boden so wenig, als die ganze Behandlung diese Krankheit veranlassen könne.

Ohne die wahren Ursachen derselben zu kennen, glaube ich auch nicht, daß man

die 2te Frage,

welche Mittel die Krankheit ganz verhüten, oder wenn sie ausgebrochen ist, heilen können?

mit Zuverlässigkeit zu beantworten vermöge, wenn ich nicht auf den Zufall zu stark rechnen will, daß, wie es allerdings oft geschieht, von ungefehr Hülfsmittel entdeckt werden, auf welche man aus Gründen wohl nie gefallen wäre.

Leichter wäre es, daß man auf die Art Mittel entdeckt hätte, den Schaden, wenn er einmal da ist, zu heilen.

Der Schnitt, wodurch die angangenen Theile bis auf die gesunden, weggeschafft werden, ist das einzige mir bekannte Mittel, sowohl bei thierischen Körpern, als bei Bäumen. Bei den erstern kommt der Arzt mit innerlichen Mitteln dem Schnitt zu Hülfe, um die Säfte, welche den Krebs verursachen, zu verbessern. Das kan man bei letzteren, bei den Bäumen nicht, wenigstens so lange nicht, als man die wahre Ursache des Uebels noch nicht entdeckt hat, daher mir dann dieses Mittel auch selten gerathen wollen, und immer wird doch, wenn die Kur auch aufs Beste geräth, der Baum auf eine Zeit dadurch verunstaltet.

Es ist mir gelungen, dergleichen schadhafte Bäume, selbst Kirschchen und Wallnüsse, die eines Armes dicke waren, zu heilen, die vom Krebse schon solchergestalt angegriffen waren, und daher so stark ausgeschnitten wer-

den mußten, daß ich gedenke, was, den Stamm, den jede geringe Bewegung seines Gipfels abgebrochen haben würde, zwischen mehreren Stämmen anzubinden.

Ein Vermischung von Theer und Sand, mit etwas Stroh oder strohigtem Mist zu einer consistenten Masse gebracht, und durch ein Seid Netzen oder starken Leinwandens bedeckt, heilte den Baum in einem bis zwei Jahren solchergestalt, daß keine Spur der Krankheit oder der Wunde mehr zu sehen war.

Bei weit mehreren Bäumen ist mir dieses Mittel sehr geschlagen, ich habe das Schneiden zu allen Jahreszeiten, bei starkem und schwächerem Umlaufe des Saftes verrichten lassen, ich habe zu Heilung der Wunden alle mir bekannten Mittel, selbst die zum Theil kostbaren Gummen angewendet. Nach Verlauf einiger Zeit fand ich, daß selbst die neue Rinde schon wieder angekrast war, oder, wenn die Wunde auch geheilet worden, der Krebs dennoch an 4, 5 andern Orten wieder ausbrach.

Sehr vielen der mir bekannten Gartenfreunde ist es eben so ergangen, und diese wünschen mit mir, daß sie von andern, welche glücklicher gewesen sind, belehrt werden, welche Mittel zuverlässig sind.

Diejenigen Gartenfreunde, welche es sich zum Vergnügen machen, dergleichen gemeinnützige Kenntnisse andern mitzutheilen, werden gewiß sehr,

seyn, die Umstände mit nöthig findend, der Genauigkeit anzugeben, unter welchen ihnen die Heilmittel gelungen sind,

W.

se mögen die gänzliche Beseitigung der Krankheit, oder deren Kur nach dem wirklichen Ausbruch bewirkt haben.

M.

Etwas vom früh und spät Säen des Winterrockens.

Die meisten Früchte müssen ihre gehörige Zeit zum Wachsen und zur Reife haben; und daher auch zu rechter Zeit ausgesät werden.

Wird eine Frucht entweder zu früh oder zu spät gesät, so wird sie geschwächt, zur rechten Zeit zu reifen.

Reitigkörner, die zu früh in die Erde gelegt werden, schießen in die Höhe, tragen zwar Blüthe, aber keine Frucht. Zu spät oder gegen den Herbst gesäeter Korbelsaame bringt das Jahr einen Saamen, sondern bleibt bis ins nächste Frühjahr an der Erde liegen, und schießt nicht in die Höhe, und so andere Früchte mehr, welche hier zu nennen zu weitläufig seyn würde.

Der Rocken macht hierin in einigen Gegenden eine Ausnahme.

Der Winterrocken wird bekanntlich sehr in allen Gegenden zu einer Zeit gesät. In einigen Gegenden steht er um Michaelis bereits grün, wenn er in andern Gegenden erst gesät wird. Bei selbigem kommt es hauptsächlich auf hohe und niedrige Gegenden an. Auf hohen Gegenden und

Feldern wird er früher, und auf niedrigen Gegenden, wenn die Erde offen ist, den ganzen Winter hindurch gesät. Man glaubt, daß er nach Lichtmessen nicht mehr gesät werden könne; und diese Meinung wird Sage hat sich vom Vater auf den Sohn fortgepflanzt, ohne daß man sich je die Mühe genommen, eine Probe darüber anzustellen.

Um mich durch die Erfahrung von der Wahrheit oder Falschheit dieser Sage zu überzeugen, machte ich im Jahre 1787 einen Versuch, legte am 12^{ten} Febr. gedachten Jahres einige 20 Körner in die Erde, und hiers mit fuhr ich alle Woche an jedem Montag richtig fort bis zum 28^{ten} Mai, welches ein zwölffmaliges Einlegen ausmachte.

Von diesem Rocken entstand nun in Ansehung des Wachstums eine viermalige Abtheilung, und es fand sich, daß zur Zeit der Ernte die erste Abtheilung, nemlich die vom 12^{ten} bis den 26^{ten} Febr. sehr schöne vollständige Aehren mit große und reife Körner hatte, welche den im Herbst gesäeten Rocken nichts nachgaben.

Die

Die andere Abtheilung vom 2ten bis den 23ten April hatte zwar vollständige Aehren, sie hatten aber, weil sie zu spät aufgeschossen waren, und folglich zu spät blüheten, ganz kleine und wenige Körner in den Aehren.

Von der dritten Abtheilung, vom 30ten April bis den 7ten Mai waren nur wenige Aehren aufgeschossen, und selbige waren niedrig und klein, und kamen gar nicht zur Blüte.

Die vierte und letzte Abtheilung vom 4ten bis zum 28ten Mai kam gar nicht zum Aufschließen, sondern sie wuchs den ganzen Sommer hindurch, so, daß sie sich zur Saatzzeit im Herbst zu vielen Sprossen vermehrt hatte, welche von mir verpflanzt wurden, und sich bei der Ernte auf einige tausendfältige Frucht vermehrt hatten. Da der Winterweizen eben die Eigenschaf-

ten hat, wie der Winterroth, so hatte ich auch zugleich Winterweizen eingelagt, welcher es denn auch eben so, wie mit dem Rothen ausgefallen ist.

Da es sich nun gezeigt, daß die erste Abtheilung, wovon die Körner im Monat Februar gelegt sind, reife und vollständige Früchte gebracht, so können diejenigen, welche der Frost am Säten im December und Januar zu hindert hat, und noch säen wollen und müssen, den ganzen Februar noch säen.

Und weil beide Getreidearten Winterkorn heißen; so ist es ohnedem sehr wahrscheinlich, daß sie auch im Winter, wozu der Februar auch noch gehört, gesät werden können, und gut gerathen werden.

Alchim.

J. Köhler.

Anekdote *).

Ein außerordentliches Beispiel von ungewöhnlicher Fruchtbarkeit, in der Bauer Jedor Wafilow im schuistischen Kreise, der 1782 fünf und siebenzig Jahr alt war, und mit 4 Frauen 87 Kinder erzeugt hatte. Seine erste Frau gebahr 27 mal, und brachte viermal 4 Kinder zugleich, sie

benimal Drillinge, und sechszehnmahl Zwillinge zur Welt, nie also ein einzelnes Kind. Die zweite Frau war nicht minder fruchtbar, und gebahr in acht Wochenbetten 18 Kinder. Von allen diesen 87 Kindern lebten 1782 noch 83.

*) Aus Herrn von Statistiken Schilderungen des russischen Reichs u. einem sehr interessanten und glaubwürdigen Werke, welches in diesem Jahre zu Petersburg und Leipzig herausgekommen ist. E. Annalen der Geographie und Statistik 1801 Jahrg. 7tes Stück. Seite 4.

Sannoverisches Magazin.

102tes Stüd.

Montag, den 20^{ten} December 1790

Ueber die Magie *).

Die Magie ist die Kunst, wunderbare, d. i. solche Dinge hervorzubringen, welche die Gesetze und Kräfte des Körpers, der Thiere, und alles dessen, was wir aus Erfahrung kennen, oder andern gewissen Gründen, zu dieser Welt rechnen, übersteigen. Derjenige also, dem Gott die Macht vergabte, Wunder zu thun, ist kein Magus, weil er diese Macht nicht durch Kunst und nach einer gewissen Methode erhebt. Aus diesem Grunde ist auch das Fein Magus, welchem irgend ein Geist freiwil-

lig Hülfe leistete, aber wohl, derjenige, der nach einer gewissen Methode den höchsten Geist und andere Geister vermittelst gewisser Gebete, Opfer u. d. gl. zu seinen Absichten gleichsam zwingen zu können glaubt.

Da der Magier Dinge bewirken will, welche die natürlichen Kräfte, so wohl des Menschen an sich betrachtet, als auch die Kräfte der Körperwelt überhaupt, übersteigen, so muß er nothwendig auf außernatürliche Hülfsmittel bedacht seyn.

Diese

*) Gegenwärtige Abhandlung ist ein freier Auszug aus des Herrn Hofraths Tiedemanns Schrift: Ueber die Geschichte der Magie, der die Königl. Societät der Wissenschaften in Göttingen den Preis zuerkannte. Nachdem ist sie in Marburg auf 158 Seiten in 4to unter folgendem Titel im Druck erschienen:

Dionerici Tiedemann, philof. in Academia Marburgensi Professoris P. O. Disputatio de Quaestione: Quae fuerit artium Magicarum origo, quomodo illae ab Asia populi ad Graecos, atque Romanos, et ab his ad ceteras gentes sine propagata, quibusque rationibus adducti fuerint ii, qui ad nostra usque tempora easdem vel defenderent, vel oppugnarent? Quae praemium tulit a Societate Regia, quae Göttingae est. Dii istam animis avertite! Marburgi, in nova officina libraria Academica 1787.

Diese vorzuehlische Schrift kan deswegen die sehr verdiente allgemeinere Bekantschaft nicht erreichen, weil sie in gelehrt, und lateinisch geschrieben ist. Man hat daher, um den schon längst gedauerten Wunsch verschiedener Leser zu befriedigen, gegenwärtigem deutschen Auszug aus selbiger einen Platz in diesem Magazin verstatet. Wir sind leider noch nicht so weit; daß man nicht mehr sagen kan; — ein Wort zu seiner Zeit gesagt! —

XXXX

Diese können auf zwei Hauptarten zurückgeführt werden. Entweder sind es gewisse vorzügliche Kräfte, welche aus den obern Welten auf ihn herabgeleitet werden, oder es sind Schlangengeister, welche ihm beistehen. Beide Arten sind noch nicht durch besondere Namen unterschieden, auch wird jene erste Art nirgends hinlänglich erklärt, und die meisten Magier halten sich nur an die Geister. Diese sind entweder gute oder böse; daher die Eintheilung der Magie in die eigentliche Magie und Goëtie, welche beide Arten, jedoch oft ohne Unterschied unter dem Namen der Magie begriffen werden. Sieht man nicht auf die Geister, durch welche gewirkt wird, sondern auf die Absicht der Magier, so wirken diese entweder zu anderer Vortheil: dann heißen sie Magier, oder zu anderer Schaden: dann nennt man sie Prästigiatores, Beneficos.

Der Zweck der Magie ist überhaupt zweifach. Man will durch übernatürliche Kräfte besonders solche Dinge bewirken, welche Reichthum, Ehre, Vergnügen verschaffen. Ohne, oder durch geringe Arzneimittel Kranke heilen, zukünftige oder verborgene Dinge erkennen, vergrabene Schätze finden, alle Metalle in Gold oder Silber verwandeln, bis in die innerste Natur der Dinge eindringen, ganze Reiche und Staaten umkehren oder beschützen, kurz, alles Große und Außerordentliche bewirken können, dies ist der eine Zweck der Magie. Da dieser aber vielen zu verächtlich schien,

besonders, weil diese Kunst von jedem Bösewicht gemißbraucht werden konnte, so erklärten sie jene Dinge für nichtswürdige Kleinigkeiten; es gebe weit größere und vorzüglichere Dinge, in deren Besitz sie sich höchst selig fühlten, ihnen sey es vergönnet, Gott und göttliche Dinge unmittelbar anzuschauen, und alles Sterbliche zu verachten.

Es giebt eigentlich so viele Theile der Magie, als es verschiednen Punkte derselben giebt. Hier sey es genug, zu wissen, daß die Kunst zu weissagen, wie allen ihren andern Unterarten, die Kunst, Krankheiten auszuheilen oder zu vertreiben, die Kunst Geister zu zirkeln, und die Wichtigste: die vornehmsten Theile der Magie sind. Die Astrologie gehört nicht zur Magie, wenn man sich darunter bloß die Kunst denkt, aus dem Stande der Gestirne die Zukunft zu prophezeien, denn: hiemit wird nicht die Hülfe eines Geistes, sondern man glaubt, die Gestirne besäßen von Natur und durch den göttlichen Willen eine bedeutende Kraft. Aber, sie gehört allerdings zur Magie, wenn man darunter die Kunst versteht, durch Hülfe der die Gestirne bewegenden Geister, alle verborgenen Dinge entdecken, das Zukünftige weissagen, die Metalle verwandeln, die Krankheiten heilen zu können. Wozu gehört das Wahrsagen aus dem Fluge der Vögel, aus dem Eingeweide der Thiere und andern dergleichen Dingen nicht zur Magie; denn man glaubt, es wohne ihnen

ihnen an sich eine bedeutende Kraft bei. So bald hingegen Geister zu Hülfe genommen werden, und der Beistand derselben vermittelt gewisser Ceremonien, Formeln, Räucher, zum Theil gebraucht wird: so gehören diese Dinge zur Magie; die übrigen nicht. Eben so ist von den Manuleten und Talismanen u. s. w. zu urtheilen.

Wird die Kraft, die man ihnen beilegt, von Geistern, oder dem Willen der Geister hergeleitet, so sind sie magisch, außerdem nicht.

Zur Magie endlich gehört das Vergeben, einen vertrauten Umgang mit Geistern zu haben, dieser werde nun vermittelt gewisser Formeln, Opfer u. s. w. erzeugt, oder dadurch, daß sich die Seele von dem Körper und der Sinnlichkeit ganz abziehe, und durch ein inneres Licht zur Gemeinschaft der Geisterwelt gelange. Denn auch im letztern Fall wähnt man ja doch, durch den Umgang mit Geistern verborgene Dinge zu erfahren, die Zukunft vorher zu sehen, in die innerste Natur der Dinge zu schauen.

Unwissende, und noch ganz rohe Völker halten die ganze Natur für belebt, überall denken sie sich Dämonen und Geister als Principien der Erscheinungen. Wo sie nur Bewegungen wahrnehmen, da denken sie auch eine Seele hinzu. Der Grund davon liegt in einer zu weit getriebenen Analogie: Wir leben, empfinden, und thun vieles, weil und wie wir wollen. Ob andere Dinge auch leben haben oder nicht, das wissen wir Anfangs

nicht, sondern schließen es erst nach vielen angestellten Erfahrungen. Wird nun der unwissende Naturmensch gewahr, daß die äussern Dinge Bewegungen oder Wirkungen äussern, welche von uns unternommen, aus Absicht oder Empfindung entstehen, so glaubt er ihnen auch mit Recht Empfindung und Seele zuschreiben zu können. Denn, so wie sich der Mensch immer das Unbekannte aus dem Bekannten zu erklären sucht, so sucht sich der Wilde, so lange er die Natur der Dinge außer sich noch nicht kennt, die äussern Erscheinungen aus seinem eigenem Gefühl begreiflich zu machen. Daher die bildlichen Gestalten der Geister und Seelen, die bildliche Gestalt Gottes selbst, die Beschreibungen und Vorstellungen von dem Zustande nach dem Tode, die Schilderungen des Lebens und der Seligkeit der Götter. Daher die Rache gegen leblose und leidzuzufügende Dinge, die Unterhaltung mit uns angenehmen, die Klagen, welche Dichter und Verliebte an Bäume, Felsen u. s. f. richten, die Reden mit körperlichen Dingen, welche wir oft ohne unser Wissen führen. Kein Wunder also, daß die noch rohe und unwissende Menschheit alles für begeistert ansah. Nun waren aber die Wirkungen und Eindrücke der Dinge von angenehmer, oder unangenehmer, oder gleichgültiger Art; folglich werden sie von einem guten, oder bösen, oder mittlern Geiste besessen. Auch die bösen wurden oft angebetet, damit sie nicht schaden mögten. Da sich jense

rohe Menschen die Geister ganz nach menschlicher Art vorstellten, und ihr blosses Gebet nicht immer in Erfahrung gehen sahen, so nahmen sie bald auch zu mancherlei Ceremonien ihre Zuflucht; und da diesen bisweilen ein gewünschter Ausgang entsprach, schrieb man ihnen eine sehr große Kraft zu. So z. B. wurden Kranke durch Kräuter, die sie zu sich nahmen, zufälliger Weise wieder gesund; und nun hielt man Kräuter für vorzüglich geschickt, böse Geister zu vertreiben, oder zu versöhnen. Hat sich ein solcher Glaube einmal in die Gemäther eingeschlichen, so finden sich bald Menschen, welche ihn aus Gewinnsucht zu erhalten suchen. Daher bei allen wilden Völkern die vielen Zauberer, welche Krankheiten zu heilen, das Zukünftige zu prophezeien, böse Geister zu verbannen, einen vertrauten Umgang mit guten Geistern zu haben, u. sie nach ihrem Gefallen hervorrufen zu können, vorgeben.

Auf dieses Hervorrufen konnten sie auf folgende Weise fallen.

Die Menschen haben von Natur eine Voglerbe, das Zukünftige vorher zu wissen, und diese ist desto stärker, je weniger sie den Zusammenhang und Folgen der Dinge übersehen, und je dringender sie durch die Gegenwart gedrückt werden, an die Zukunft zu denken. Zugleich besitzen die Wilden eine lebhaftere Einbildungskraft. Uebrigens sind sie nicht vermögend, ihre Einbildungen von wirklichen Empfindungen zu unterscheiden, daher sie Träume und Fieberparoxysmen für wirkliche

Empfindungen, und, Unsinne, Rasende, für von Gott Vergeisterte halten. Wenn daher dergleichen Menschen zukünftige Vorgebeheiten sich lebhaft vorstellen, so sehen sie ihre Einbildungen für Wirklichkeiten an, und glauben, daß Geister ihnen das Zukünftige oder Verborgene eröffnen. Und da jener Zustand lebhafter Einbildungen durch benebelnden Rauch, durch heftige Bewegung des Körpers, und durch Trammeln, oder anderes die Sinne betäubendes Geräusch erzeugt wird, so schließen sie, daß auf solche Weise Geister herangerufen werden.

So bald es nun Menschen gibt, welche sich ihrer Künste rühmen, so fangen sie auch an, dieselben in eine wissenschaftliche Form, in ein System zu bringen, welches sie aber, damit es nicht in Verachtung komme, oder ihr Gewinnst Schaden leide, außer verborgen halten, und die Einweihung in dasselbe mit den beschwerlichsten Ceremonien verknüpfen. Hierdurch erhält die Magie ein sehr geheimnißvolles Ansehen.

Uebrigens ist die Allgemeinheit, in welcher die Magie bei allen wilden Völkern angetroffen wird, schon hinreichend, das Vorgehen bey zu widerlegen, welche sie für eine der Stammkuren des menschlichen Geschlechts von Gott geoffenbart, und durch Ueberlieferung weiter fortpflanzen wollten.

Von der Magie der Escheten ist keine alte, und folglich keineswegs glaubwürdige Zeugnisse vorhanden.

inige wenige, und sehr verdächtige, indem sich bei Schriftstellern, die lange nach Christi Geburt lebten. So viel scheint aus allem zu erhellen, daß es einen Umgang der Götter mit Menschen annahm, daß sie gute und böse Geister unterschieden, daß sie sich ewiger Kräuter bedienten, um magische Wirkungen hervor zu bringen, daß ihre Astrologie, in einer gewissen Rücksicht mit der Magie nichts gemein hatte, in so fern sie den Sternen nur bedeutende Kräfte beilegte, daß sie hingegen in einer andern ganz lagisch war, in so fern sie von den wohnenden Geistern oder Gottheiten der Gestirne durch gewisse Formeln, Gebethen, Ceremonien, Opfer und Gebärden, eine besondere und bernatürliche Kraft zu erlangen glaubten. Ohne Zweifel hatten sie auch schon Talismane (Teraphime). Ueberhaupt aber war die ganze Magie der Chaldäer auf die Astrologie gegründet. Denn bei jedem Volke wurde die Magie der Religion und Theologie angepaßt, als aus welchen sie entlehrt, und auf welche sie ganz gegründet war. Wo also die Gestirne als die wichtigsten Gottheiten verehrt wurden, mußten auch die Gestirne in der Magie die wichtigste Stelle einnehmen.

Bei den Persern war die Magie so heimisch, daß sie so gar ihren Namen aus Persien hat. Der Unterschied der persischen und chaldäischen Magie, scheint vorzüglich nur darin zu bestehen, daß jene nicht so sehr, als diese, auf die Astrologie gebaut

war. Uebrigens war der Glaube an viele Arten von Dämonen, an Erscheinungen von Göttern und Todten, Eingebungen, prophetischen Entzückungen, Wahrsagungen aus vielerlei Dingen, an die Zauberkraft gewisser Gebete, Opfer, Kräuter u. s. f. Um sich aber ein noch heiligeres Aussehen zu geben, oder weil sie selbst glaubten, daß zur Erlangung der Gemeinschaft mit höhern Geistern, eine besondere Einrichtung des Lebens erfordert würde, oder weil sie diese ihren Begeisterungen am zuträglichsten hielten, thaten sie das, was bei allen wilden Völkern die Zauberer thun, sie zeichneten sich durch ihre Lebensart von dem übrigen Volk aus, und enthielten sich besonders des Weins, des Fleisches und des Welschlafs.

Daß übrigens die Magie eine eigenthümliche Erfindung der Perser sey, kan nicht behauptet werden, denn man findet dieselbe, wie auch ganz natürlich, bei allen rohen Völkern.

Wenn also Zoroaster so allgemein für den Erfinder derselben ausgegeben wird, so ist dieses nur so zu verstehen, daß er die Magie in eine wissenschaftliche Form zu bringen gesucht hat.

So wenig Nachrichten auch von der Magie der Indier übrig sind, so erhellt doch so viel, daß sie, im Ganzen genommen, von der Magie der Chaldäer und Perser nicht sehr verschieden gewesen sey. Die Indier wahrsagten durch Hülfe der Geister, heilten durch den Beistand derselben Krankheiten, hatten ihre Zauberkraft

mahn u. s. w. Offenbar aber übertrieben ist das, was Philostrat in seiner Lebensbeschreibung des Apollonius von der Magie der Bragmanen erzählt.

Bei keinem dieser erwähnten Völker, ist die Magie aus einer einzigen Quelle herzuleiten. Nach dem, was oben von dem Ursprunge der Magie gesagt worden ist, ist es leicht einzusehen, daß jedes Volk, ohne noch mit andern Völkern vermischt zu seyn, sich seine eigene Magie bildete, wenn es gleich nachher Manches aus der Magie anderer Völker aufnahm.

Der älteste Schriftsteller, bei welchem wir Erwähnung der ägyptischen Magie finden, ist Moses, welcher uns erzählt, daß die ägyptischen Zauberer durch Beschwörungen Stäbe in Schlangen, das Nilwasser in Blut verwandelt, und eine große Menge Krösche hervorgebracht hätten. Hieraus erhellt, daß die Ägypter durch magische Worte so gar natürliche Dinge zu verwandeln, und Thiere zu erzeugen geglaubt haben; ein Umstand, welchen man bei den Chaldäern und Persern nicht findet, und der ein größtes Alterthum der Magie bei den Ägyptern verräth. Denn auf eine solche Zaubererei verfälle ein Volk gewiß nicht gleich vom Anfange, sondern erst alsdann, wenn die Kunst, Krankheiten zu heilen, und zu voraussagen, an Achtung zu verlieren anfängt, und man ihr dadurch ein neues Ansehen zu geben sucht.

Sie unterschieden gute und böse Geister, und hielten, wie fast alle rohe Völker, die bösen für die Ursachen der Krankheiten, welche durch die Hülfe guter Geister vertrieben werden mußten. Sie hatten eine Menge magischer Kräuter und Amulette, oder Talismane.

Da die Ägypter auch von je her dem Studium der Astronomie sehr ergeben gewesen, so ging auch die Astrologie bei ihnen im Schwange. Die Ägypter, sagt Herodot, grübelten darüber, welcher Gottseits jeder Tag heilig sey, welches Schicksal einem Menschen, der an diesem oder jenem Tage geboren wäre, bevorstünde, woran er sterbe, welche Gemüthsart er haben würde. Da sie nemlich bemerkt hatten, daß die Gestirne auf die Tageszeiten, die Witterung, die Beschaffenheit der Luft u. s. f. Einfluß hatten, so schlossen sie allzu übereilt, daß sie auch auf alles übrige Einfluß haben müßten. Ohne Zweifel trieben sie die Astrologie zugleich auch als magische Kunst.

Da Moses, außer Ägypten; wenig andere Länder besuchte hatte, so ist es wahrscheinlich, daß er bei allem Wissen des Aberglaubens, welches er den Israeliten verlehrt, vorzüglich die Ägypter im Sinne hatte, welche er oft, so gar auch ausdrücklich erwähnt. Folglich hatten sie auch Zauberinnen, welches vermuthlich alte Weiber waren, von welchen sie eben so, wie andere Völker dachten, daß sie durch Beschwörungen die Götter anrufen konnten.

den

nen zuzufügen, Krankheiten anzubereitern, das Vieh zu beheren u. s. w. Moses verbietet ferner, die Todten zu befragen, und die Tage zu wählen. Dieses letzte bezieht sich auf den astrologischen Aberglauben, als ob gewisse Tage zu Ausrichtung eines Geschäfts vorzüglich geschickt wären, oder, als ob sich aus den Gestirnen ersuchen ließe, welche Tage vorzüglich wären. Auch Zahlen und geometrischen Figuren, hiebei, sie eine magische Kraft beileihen. Diese Art des Aberglaubens entsprang daher: sie sahen, daß viele Dinge nach Verlauf eines gewissen Anzahl von Jahren, Monaten, Tagen, ihre Periode erreichten, oder untergingen, daß es bei Krankheiten gewisse kritische Tage gäbe, daß zu gewissen Zeiten vieles wieder von neuem entstünde; geschwind fielen sie darauf, den Kranken selbst eine gewisse Kraft beizulegen. Ein Irrthum, der auch uns bei dem gemeinen Volke sehr erscheinend ist.

Was die Magie unter den Griechen anbetrifft, so gedenkt schon Homer einiger magischen Künste, z. B. des Befragens der Todten. Es gab mehrere ordentliche Orakel der Todten. Schon Orpheus hatte ein solches Orakel wegen seiner Frau, der Euridice, befragt; und die bei den Hellenen oft vorkommende Redensart: in die Unterwelt steigen, (ad inferos scendere) heißt in der That nichts anders, als das Orakel der Todten nach einer Antwort befragen. Eine andere magische Operation, welcher Ho-

mer erwähnt, ist die, Menschen in mancherlei Thiergestalten zu verwandeln. Dieses geschah vermittelst gewisser giftiger Kräuter und der Berührung mit dem Zauberstabe. Die Circe und Medea sind bei den Alten als Erzzauberinnen dieser Art bekannt. Homer schreibt ferner gewissen Beschwörungsformeln die Kraft, das Blut zu stillen, zu. Außerdem werden bei alten Schriftstellern den idäischen Dactylen, dem Orpheus, dem Amphion, dem Musäus, dem Zalmoxis magische Beschwörungen zugeschrieben.

In der That mußten auch die Griechen sehr zeitig auf Magie fallen, da sie, wie andere rohe Völker, die Krankheiten von den Göttern zugeschickt, alle Vorzüge des Geistes von den Göttern ertheilt, die Künste den Menschen von den Göttern gelehrt, alles Große und Vortrefliche von ihnen eingegeben glaubten. Ganz natürlich dachten sie auf Mittel, Hülfe der Götter zu erlangen, auf Magie.

Mit den Kriegen des Darius und Xerxes gegen die Griechen, wurde der Name Magie, den Griechen bekannt und bald allgemein. Auch lernten diese nach und nach die Magie anderer Völker kennen. Ein großer Magiker war Pythagoras und seine Schüler, welche ihren vertrauten Umgang mit den Göttern und Geistern suchten, Krankheiten durch Beschwörungen heilten, Todte befragten, den Zahlen und geometrischen Figuren übernatürliche und geheime Kräfte beileigten.

Die Fortsetzung folgt künftig.

Etwas

Etwas über Paßquill.

Es ist wohl kein Geschäft niederröchtiger und feigherziger, als das Paßquillens Schreiben. Vor vielen Jahren war es unter dem Pöbel üblich. Dann ward dergleichen Schrift, wie recht und gewöhnlich, öffentlich verbrannt. In neuern Zeiten hat man wenig oder gar keine Beispiele mehr von dergleichen Paßquillen unter dem Pöbel.

Für jeden Freund der wahren Aufklärung muß es also sehr traurig seyn, zu bemerken; daß diese unter dem niedrigsten Pöbel nicht mehr übliche Mode, in diejenige Region, nemlich in die Litteratur, hinauf zu steigen scheint, woher jener, Aufklärung und Besserung mit Recht erwarten sollte; zumal da bei öffentlichen zu tausenden verbreiteten Schandschriften, der obgedachte Proceß nicht leicht anwendlich ist.

Noch vor einigen Tagen haben wir gleichwohl ein Beispiel von letzterem gesehen! — Zwar macht ein solches Paßquill, wie überhaupt ein jedes, keinen besondern Eindruck auf den Mann, gegen welchen es mit gehen soll, wenn er sich bewußt ist; daß alles dasjenige, was in selbigem gegen

ihn gesagt wird, durchaus Lügen sind. Aber es ist doch immer sehr unangenehm u. gefährlich, auch nur von einem literarisch tolen Hunde angefallen zu werden; wenn es gleich die Folgen, welche der Anfall eines physisch tolen Hundes bewirkt, nicht hat. Es müßte also sehr gut seyn; wenn man Veranlassung trübe, jene literarisch tolen Hunde, rechtlich oder literarisch tödt zu schlagen; wie die physisch tolen Hunde wirklich erdödt werden; und zwar um so mehr, weil für jene, nach der jetzigen Einrichtung des Buchhandels, kein rechtschaffener Mann im ganzen deutschen Vaterlande sicher ist, und desto weniger seyn kan; da der Eigenthümer, welcher einen physisch tolen Hund losläßt, dafür nachdrücklich bestraft wird; hingegen diejenigen Elenden, welche einen solchen literarisch tolen Hund heimlich in die ganze Lesewelt schicken, gewöhnlich um desto mehr Geld dabei gewinnen, je giftiger das Thier ist. Wenn ein physisch toler Hund herum läuft, ist ein Jeder schuldig, seinen Nächsten zu warnen; gleichgestalt bei einem moralisch oder literarisch tolen Hunde; welches hiezu vorläufig geschrieben.

Hannover,
im December 1790.

J. A. Blocherbring.

Hannoverisches Magazin.

103tes Stück.

Freitag, den 24ten December 1790.

Ueber die Magie.

(Fortsetzung).

Mit der Magie der Perser in ihrer ganzen Ausführlichkeit, wurden die Griechen durch den Perser Othanes bekannt, der ein ganzes Buch über die Magie geschrieben hatte, und wahrscheinlich selbst eine Reise nach Griechenland machte. Unter andern sprach er in seinem Buche auch vieles von Sympathien und Antipathien; Hirnspinnke, auf welche ganz natürlich jedes Volk fällt, das die wahren Ursachen der Dinge noch nicht einsieht. Einer von den Nachfolgern des Othanes, schrieb ein Buch von der Auslegung der Träume. Dennoch gewann die ausländische Magie bei den Griechen nur wenig Fortgang.

Wie allgemein ausgebreitet und mit welchem Ufian verbunden, der magische Aberglaube zu Anfang des persischen Krieges schon war, davon findet man eine solche Stelle im Hippocrates de morb. sacr. c. 2.

Ohne hinlänglichen Grund wird Demofrit unter die Magiker gezählt, vielmehr disputirte er gegen dieselben, und behauptete nur gewisse geheime Kräfte der Natur bei Erscheinungen, welche er sich aus ihren wahren Gründen nicht zu erklären mußte. Aber ein großer Magiker war Empedocles, der auch die Geister zuerz in gute und böse unterschieden zu haben scheint. Eine ganz neue Artung von Magie entstand durch die Mysterien. Es ist

ungewiß, ob diese in Griechenland selbst entstanden, oder aus dem Auslande dahin gebracht worden sind. Gewiß aber gelangten sie zu den Zeiten des Pythagoras und der Pythagoriker, in großes Ansehen. Bei den meisten noch rohen Völkern, entstehen ganz natürlich Mysterien. Die Krankheitsbeschwörer und Wahrsager, die ihre magischen Künste zu verheimlichen suchen, können bald ganz eigene Gebräuche und Ceremonien aus, welchen sich diejenigen unterwerfen müssen, die in ihre Künste eingeweiht werden wollen. Kein Wunder also, wenn sich auch in Griechenland von selbst Mysterien bildeten. Schon zu den Zeiten des Eriptolemus und des Orpheus, gab es dergleichen Mysterien, welchen der letztere vielleicht nur eine andere Form gab. Mehrere Jahrhunderte lang, blieben sie ganz im Dunkeln, und bezogen sich wahrscheinlich auf nichts, als auf die Kunst, mit Geistern Umgang zu pflegen, sie hervor zu rufen, und zu Heilung der Krankheiten, in Vorhersagung der Zukunft und Offenbarung verborgener Dinge, ihre Hilfe erzaubern. Dabin zielte das Fäken, die Kasteiungen, und alles andere, was die Eingeweihten zu erdulden hatten, ab, und eben diese Gebräuche finden wir bei den Mysterien der Griechen noch in spätern Zeiten.

In den Mysterien erschienen, wie man glaubte, die Götter, Geister und Seelen der

der Verstorbenen unmittelbar selbst. Ihren magischen Ursprung bekäme auch dies, daß die Erister derselben Orpheus, Musäus, Linus, die idaischen Dactylen, auch zugleich als große Magiker gerühmt werden.

Die größern Mysterien scheinen also vor Alters nichts anders, als Einweihungen gewesen zu seyn, vermittelt welcher jeder seinen besondern Schutzgeist bekam, der ihm in allem was er that und vornahm, beistehen sollte. Anfangs mochten diese Mysterien wohl mit den vageräumtesten Völkern verknüpft gewesen seyn; aber bei mehrtem Aufkeimen der Philosophie, wurde alles auf einen vernünftigeren Fuß gesetzt, und die Hauptabsicht blieb nur die, in den Mysterien ein heiliges und reines Leben vorzuschreiben, und die Seele immer mehr vom Körper abzuheben, und hierdurch zu einem nähern und vertrautern Umgang mit Gott und höhern Wesen zu gelangen; mit einem Wort, Geisteserheben zu werden. Daber der Ursprung der mystischen Philosophie bei den Griechen, und der Unterschied zwischen der gemeinen und philosophischen Magie.

Uebrigens herrschten in Griechenland alle Arten von magischem Aberglauben. Herkles trug, als er von einer Krankheit befallen worden war, ein von Weibern ihm umgehängenes Amulet. Gegen die Zeiten des Alexanders, werden die thessalischen Zauberinnen sehr gerühmt. Von ihnen glaubte man, daß sie durch Zauberkünste die Menschen zur Liebe reizen, und daß sie die menschlichen Gestalten in jede andere verwandeln könnten. Plato (de Leg. XII.) gedenkt auch schon des Knaveindrus, als eines magischen Mittels. Bei den magischen Unternehmungen ward fast immer die Hekate angerufen.

In großes Aufsehen kam vor Alexanders Zeiten die philosophische oder theosophische Magie. Socrates sprach von einem besondern Genius; und Plato, welcher der Philosophie überhaupt eine die Schwärmerei und den Umgang mit Geistern sehr begünstigende Stellung gab, suchte

diesen nähern Umgang mit Schutzgeistern dadurch wahrscheinlich zu machen, daß er sagte, die Götter wären in einem viel zu großen Abstand von den Menschen entfernt, als daß zwischen ihnen und den Menschen ein Umgang Statt finden könnte. Es mußte also mittlere Geister geben, durch welche die Gebete und Opfer der Menschen vor die Götter, und die Befehle und Verheißungen dieser zu den Menschen gebracht würden. Durch ihre Hülfe also gingen alle Wahrnehmungen, Opfer, Einweihungen, Beschwörungen, Beganberungen, alle magische Unternehmungen, vor sich. Plato blieb also bei dem Volksbegriffen, wie er sie vorfand, und suchte sie nur auf philosophischere Weise aufzuklären. So gab den Zahlen legte er eine große Kraft bei, und glaubte, daß eine gewisse bestimmte Zahl der Bürger der Fortdauer des Staats sehr viel beitrage.

Zu Alexanders Zeiten kam ein zweiter Orpheus nach Griechenland, und betrachtete die Köpfe mit der Magie der Perser nicht wenig. Zu eben der Zeit machte Democritus die Griechen mit der Astrologie und dem Rationalistischen bekannt. Wie groß sein Ansehen gewesen seyn muß, sieht man daraus, daß er auf der Insel Cos eine Schule gründete, und daß ihm zu Ehren die Athener eine goldene Statue setzten.

Ob nun gleich bei diesen Umständen der gesunde Menschenverstand in Griechenland immer mehr und mehr unterdrückt wurde, so fanden sich doch hier und da Köpfe, welche sich diesem Aberglauben widersetzen. Dabhi gebören Aristoteles und Epikur. Jener nahm keine andere Geister, als die Stellen, oder bewohnenden Principien der Himmelskörper an, läugnete alle übrigen Arten von Geistern, folglich auch die Möglichkeit magischer Künste. Dieser läugnete alle Götter, oder doch die abentheuerliche Regierung derselben, und nahm nichts, als das Daseyn körperlicher Atome für gewiß an. Nothwendiger Weise mußte er die magischen Künste und Wunder läugnen.

Noch höher erhob die Magie ihr Haupt unter der Regierung des Diomedes Philadelphus, dadurch der Umkreis so vieler Reiche, und durch die zum gegenseitigen Verkehr der Völker so geschickte Lage Alexandria fast alle Völker und Religionen unter einander vermischte wurden. Um eben diese Zeit entstand in Aegypten die Kabbala, oder wurde vielmehr in eine weit wissenschaftlichere Form gebracht.

Die Juden, die immer gern nach Wundern und Weissagungen hasteten, und durch das Aufstehen der Propheten, welche in einen vertrauten Umgang mit Gott zu lassen worden zu seyn behaupteten, noch mehr darin bekräftigt wurden, stoppelten auch schon schon üblichen magischen Formeln und Ceremonien, aus den magischen Künsten der Aegyptier und Griechen, aus der pythagoräischen und platonischen Philosophie, und vielen andern Stellen ihrer heiligen Bücher, ein magisches System zusammen, worin die Poesien der Astrologen, die Träume der Pythagoriker und Platoniker von einem vertrauten Umgange mit Geistern, die unter dem Wolfe im Schwange gebenden Märchen von den Zauberkraften gewisser Wörter und Formeln in Verbindung gebracht waren.

Aber nicht nur die gemeine Magie, sondern auch die mystische, oder philosophische, breitete sich immer weiter aus. Jene suchte den Geiststand von Geistern zu Erreichung gewisser Absichten zu erlangen, diese hatte bloß den Zweck, durch gewisse Bräde zum Anschauen der Gottheit, der äußern Wesen, und der innern Natur der Dinge zu gelangen. Plato fand deswegen ungemeinen Beifall.

Nirgends war und ist noch jetzt diese Art mystischer Theologie häufiger anzutreffen, als in Ostindien. Die physischen Ursachen davon sind diese. Wo die Einbildungskraft lebhaft, die Lebensbedürfnisse im Ueberflusse und leicht zu erlangen sind, und wo der Körper zugleich durch die Hitze und zur Ruhe eingeladen wird, da wird die Seele allmählig von den Ein-

nen ab, und ganz in sich zurück gezogen, findet Vergnügen an dieser ungeschätzten Stille, verfällt in den Nativismus, und setzt das höchste Gut in die Betrachtung des Nichts, in die Unthätigkeit aller körperlichen und geistigen Kräfte. In einem solchen Zustande führt die immer neuer-schaffte Einbildungskraft, seltsamen Träumen ähnliche, und für wahrhafte Dinge gehaltenen Bilder herbei. Man glaubt sich nun in den Ethern und unkörperlichen Naturen erhoben, in eine ganz andere schönere Welt versetzt, und Gott ähnlicher geworden zu seyn. Diese Art von mystischer Philosophie bekam in nachherigen Zeiten den Namen Theosophie, und wurde sowohl mit der jüdischen als christlichen Religion verbunden, und die Quelle vieler unsinnlicher und verderblicher Meinungen.

Von der ältesten Magie der Römer ist zu bemerken, daß schon Numa Pompilius die Ethern um Rath befragt. Auch verbieth in den Gesetzen der zwölf Tafeln eins, die Zaubersprüche zu besprechen, und ein anderes, Zaubertlieder zu singen. In jenen ältesten Zeiten hatten die Römer ihre Magie vornehmlich von den Sabinern oder Etruskern bekommen. Bei den letztern herrschte viel magischer Aberglaube, unter andern, daß sie die etruskischen Worte, arso, verse, um Feuersacrafte abzuwenden, an die Haussthüren schrieben.

Die ausländische Magie wurde sehr früh nach Rom verpflanzt. Schon Ennius spricht, jedoch mit Verachtung, von den Astrologen und ägyptischen Wahrsagern. Nach den Zeiten des Ennius wurden auch die thessalischen Zauberkünste in Rom bekannt. M. Cato de R. R. c. 1. führt Worte an, die bei Verrentung der Glieder von großer Wirksamkeit seyn sollten. Von Zeit zu Zeit wurden Edikte gegen die Magiker gegeben; bekannt ist insbesondere das Gesetz des Cn. de veneficis & scariis. Dennoch schlich sich dieser Aberglaube immer wieder ein, und fand so gar oft bei den Angesehenen und Vornehmsten Achtung und Beifall. In der That fand er

bei den Griechen mehr Widerstand, als bei den Römern. Die Ursache davon liegt für's erste in der Religion der Römer, welche sich weit mehr zum Aberglauben hinneigte. In den geheimen Büchern der Priester standen viele Arten, die Götter erscheinend zu machen, Menschen und andere Dinge zu verfluchen, und in ihren Ältesten Geschichtschreibern wurden viele von den Priestern, Auguren u. a. verrichtete Wunder erzählt. Für's zweite hielten die Römer weit hartnäckiger über ihre vaterländischen Religionsgebräuche. Dazu kam, daß die Philosophie erst spät Eingang in Rom fand, und doch nur von wenigen studirt wurde.

Die Zauberer und Zauberinnen mußten sich, wenn sie etwas Wichtiges vornehmen wollten, des Beischlafs enthalten. Hieron war wohl der Grund dieser, daß sie mit ungeschwächtem Geist und Körper desto mehr Aufmerksamkeit auf ihr Vorhaben wenden konnten, zumal, da sie bei ihren Wahrsagungen außerordentliche Bewegungen des Körpers vornahmen, und folglich viele körperliche Stärke dazu nöthig hatten.

Es alebt fast nichts, was die Zauberer jener Zeiten nicht möglich zu machen gehofft hätten. Sie gaben vor, den Lauf der Flüsse aufhalten, die Sterne zurückgehend machen, die Erde spalten, die Meeres vertreiben, Schneegestöber erregen zu können. Nicht damit zufrieden, Steine, Kräuter und gewisse Theile von thierischen Leibern zu ihren Künsten zu gebrauchen, gebrauchten sie nunmehr auch Theile des menschlichen Körpers dazu. Daher verguben Zauberinnen kleine Knaben in die Erde, ließen sie da verhungern, und gebrauchten dann ihre Eingeweide. Sie sammelten Todtengebeine, und auf den Gräbern gewachsene Kräuter, weil sie diesen besondere Kräfte zuwaueten, indem die Seelen der Verstorbenen durch diese Dinge am meisten gerührt würden.

Mehrere Kaiser gaben harte Befehle gegen die Magiker, aber zum Theil glich

ten sie selbst an diesen Unfian, und alle Strafen vermögten nicht, solchen auszurotten, sondern erregten nur noch mehr die Begierde darnach. Eine große Menge der damals im Schwange gehaltenen magischen Künste, findet man in der Naturgeschichte des Plinius, welcher bei aller Gelegenheit davon spricht.

Als große Zauberer sind Simon Magus und Apollonius von Tyana bekannt, welcher letztere jedoch die gemeine Art, die Magie aus gewinnstüchtigen Absichten zu treiben, verachtete, und nur die mystische trieb.

Die Basilidianer, Carpocratianer, die Gnostiker, die Ophianer, heuten auch magische Griffe. Ueberhaupt längneten auch die christlichen Schriftsteller von dem dritten Jahrhundert, die Kunst der Magie nicht, sondern eiferten nur gegen dieselbe, als gegen eine teuflische Kunst.

Vom dritten Jahrhundert bis auf die Zeiten Constantins des Großen, wurde das Studium der Magie auf eine ungläubliche Art durch die Auplatoniker befördert. Besonders hingen sie an, die mystische Magie in ein ordentliches System zu bringen, worin ihnen selbst die christlichen Lehrer beistanden. Die Liebe zu diesen Grissen ging so weit, daß man so gar unter dem Namen vieler berühmter Alten, Bücher erdichtete. S. i. B. die Oracula Chaldaica, die Clavicula Salomonis &c.

Für sehr erfahren in der Magie, wolte Platin angesehen seyn. Als einer Frau ein kostbares Halsband entwendet worden war, gab er, als ihm das Gefinde vorgeführt wurde, sogleich den Dieb an, der auch seinen Diebstahl gestand. Er hatte einen Genius, mit dem er auf einen sehr vertrauten Fuß umging. Einst sagte er bei einer gewissen Gelegenheit: die Dämonen müssen zu mir, ich nicht zu den Dämonen kommen. Seinen Feinden schickte er Kranbheilen zu. Diermal, sagt sein Biograph, Porphyrius, sey er zum unmittelbaren Anschauen Gottes selbst gelangt. Dieses ist doch heut zu Tage der letzte und höchste Zweck der

der ganzen Magie, zu welchem man aber nur durch verschiedene Grade gelangt. Anfangs nemlich, da die Menschen zwar mancherlei Götter und Dämonen annahmen, aber ohne noch eine Rangordnung unter denselben eingeführt zu haben, wünschte der Zauberer nur einen oder mehrere Geister zu Freunden und Beiständen zu haben: Nach dem eine Rangordnung unter denselben eingeführt worden war, suchte er den Bestand derjenigen, die das meiste vermögten. Endlich, nachdem man auf philosophische Weise sie alle einem höchsten Gotte untergeordnet hatte, setzte sich die Magie die Gemeinschaft mit diesem Gotte selbst zum vorzüglichsten Ziel, als durch welche man zugleich alles nur mögliche ausrichten könnte, und des Bestandes niederer Geister gar nicht mehr bedurfte.

Die Nachfolger Plotins gingen auf diesem Wege immer weiter fort. Sein Schüler Porphyrius, um den großen Unterschied der gemeinen und mystischen Magie zu bezeichnen, nahm zwei Arten von Magie an. Eine, die durch den Beistand guter Geister ausgeübt würde: diese nannte er Theurgie, und eine andere, die sich böser Geister bediente: diese nannte er Goetie. Von beiden unterschied er die Theosophie, unter welcher er die höchste Bildhaftigkeit und reinste Erkenntnis der Dinge verstand, welche aus dem unmittelbaren Anschauen Gottes entspringen, und wozu wir bloß durch die größte Reinigkeit und die Abziehung unserer Seele von allen andern Gedanken gelangen könnten. Von einem solchen unmittelbaren Anschauen Gottes hatte Plato, welchem man doch diese Lehre zuschrieb, nichts gesagt, obgleich sein dichterischer Ausdruck, wenn er von dem Hinaufsteigen zu Gott spricht, so etwas vermuten lassen könnte. Seine Meinung war nur diese: Es giebt in den menschlichen Seelen Ideen, d. h. allgemeine Begriffe von Geschlechtern und Arten, sie sind unsterblich, unewiglich, keiner Zerstörung und keiner Verwesung unterworfen, folglich ewig und göttlich. Eben diese Ideen befanden sich auch

in Gott und dem göttlichen Verstande, und geben die Formen aller erzeugten und verweslichen Dinge ab, und sind von Gott selbst der Materie mitgetheilt, aus seinem Wesen in diese übergegangen. Unsere Seele enthält ferner einen Theil des göttlichen Wesens, nemlich die Vernunft, als welche uns eigentlich zu Menschen macht. So oft wir also die reine Vernunft gebrauchen, und das Wesen der Dinge betrachten, so oft betrachten wir das Göttliche, was in ihnen ist; so oft wir unsere vernünftige Seele betrachten, indem wir uns von der Sinnlichkeit und Phantasie ganz abziehen, so betrachten wir einen Theil Gottes. Dieses nun nennt Plato zu Gott aufsteigen, Gott betrachten.

Die Ordnung führt uns jetzt auf den Zustand der Magie bei den Römern, nach den Zeiten Konstantins des Großen.

Konstantin und Konstantin gaben sehr harte Befehle gegen die Goetie, aber nicht gegen die Theurgie. Eben dieses geschah von Ediktillen, aber alles dieses reichte zu Ausrottung des Aberglaubens nicht zu. Neue Stärke erhielt sie durch Julian den Abtrünnigen, der durch neuplatonische Lehren mit diesem Afsinn angesteckt, alle Tempel durchsuchte, und nicht ohne großes Schrecken und Entsetzen, die Schauspiele hervorgerufenen Geister und Götter mit ansah. Schon vor ihm hatten sich Aurelianus und Maximianus der magischen Künste gegen ihre Feinde bedient.

Nicht zu dem größern Ansehen der Magie trug auch Jamblieh, der Schüler Porphyrius bei. Von ihm erzählten seine Schüler die ungereimtesten Wundergeschichten. Seinen Namen führt ein Buch, de mysteriis Aegyptiorum, welches, wenn es auch gleich nicht von ihm selbst herrührt, dennoch die ganze neuplatonische Lehre über Magie und Theurgie am richtigsten vorträgt. Seit den Zeiten des Jamblieh wurde die Theurgie und Theosophie für den Zweck der ganzen platonischen Philosophie angesehen, d. h. ein vertrauter Umgang mit Geistern und Gott selbst, und was eine Folge davon ist.

die Kunst zu weissagen, und Wunder zu thun. Daher alle seine Nachfolger für Thaumaturgen gehalten wurden. Da auf solche Art die Philosophie durch die Magie einmal verdorben war, so wurden auch andere Wissenschaften durch dieselbe verunstaltet.

Vorzüglich betraf dieses Schicksal die Medicin. Zwar hatte Galen alles gethan, um alle magische Vossen aus der Medicin zu entfernen, aber die herrschende Unwissenheit, und die Töchter derselben, die Leichtgläubigkeit, machten mit der Zeit seine Bemühungen fruchtlos, und die sogenannten Empiriker folgten über diejenigen Aetrie, welche in Heilung der Kranken gewisse aus der Natur der Krankheiten und der Heilmittel hergeleitete Regeln befolgten. Dahin gehören Marcellus Empiricus, Aetius, Alexander Trallianus, welche die ungerimtesten magischen Heilmethoden anriethen. Nichts war in diesen Zeiten hässlicher, als Menschen zu tödten, um mit ihren Eingeweiden Zauberei zu treiben. Jetzt auch sprach man zuerst von Wandern, die man mit den Dämonen errichtete, von nächtlichen Versammlungen der Hellen an gewissen bestimmten Orten. Daß die Geister und Engel hiezu bei Weibern schlichen, das war eine trakte Ueberlieferung der Juden, die vermuthlich im Aberglauben und hinzukommenden wackstigen Träumen ihren Grund hatte. In jenen Zeiten entstand die eigentliche mystische Theologie, welche von der Theurgie mehr dem Namen, als der Sache nach unterschieden ist. Es gab nemlich viele, welche sich zur christlichen Religion bekanten, aber mit der platonischen Philosophie angefüllt waren, und der christlichen Religion eine Gestalt gaben, wie sie sich zu ihrer vorherigen Denkart am besten schickte. Dergleichen zur Schwärmerei gestimmte Köpfe begaben sich häßlich, aus Furcht vor den grausamen Verfolgungen, oder wegen der unruhigen Zeiten, in wüste Gegenden. Da strebten sie nach einer besondern Heiligkeit, hofften auf Erhaltung der Verheissungen,

welche in den heiligen Schriften denen gemacht worden waren, die sich nicht dieser Welt gleich stellten, sondern ihr oblagten, glaubten durch Fasten und andere Krennungen des Körpers eine solche Heiligkeit zu erlangen, und so dachten sie endlich durch Hilfe ihrer verdorbenen Einbildungskraft, eine Methode aus sich selbst zu haben, seines Anschauens zu genießen, und in der genannten Gemeinschaft mit den Engeln zu leben.

Die Theurgen glaubten, durch gewisse Seheformeln, Exorcismen, Opfer und ein heiliges Leben Gott und die Dämonen zwingen zu können, sie mit ihrem Lichte zu erleuchten, statt, daß die christlichen Mystiker auf eine anständlichere Weise es Gott noch frei stehen ließen, zu dem, welches er für nöthig hielt, herabzulassen, oder ihn seines Anschauens zu berauben. Die Mystik setzt also doch auch eben so, wie die Theurgie, eine gewisse Methode zur Vereinigung mit Gott und den Engeln zu gelangen, voraus. Die Vorschriften der Theurgen sind nicht sehr von den Vorschriften der Mystiker unterschieden, sie dringen beide auf Keuschheit, auf das Fasten, auf eine sparsame Nahrung, auf Einsamkeit, Eifer, Beobachtung abtlicher Dinge, Wachen. Beide endlich haben zum Ziel, die Entzückung, in welcher sich ihnen Gott in einem majestätischen Lichte offenbart, und die Engel ihnen in manchen lei glänzenden Gestalten erscheinen.

Im fünften Jahrhunderte nach Christi Geburt wurde diese Mystik von einem gewissen Dionysius Areopagita in ein ordentliches System gebracht.

Es ist ganz natürlich, daß die Magier, Theurgen und Mystiker einerlei Vorschriften haben müssen. Alle ansehen ein, daß der Mensch mit seinen äußern Sinnen keine Geister wahrnehmen könne, oder, daß, wenn er sie auch hiezu wahrnehmen, er dadurch niemals einen vollständigen Umgang mit denselben erlangen könne. Um zu diesem letztern zu gelangen, muß man zu ganz fremden, und von dem ge-

menschlichen Leben ganz abweichenden Dingen seine Zuflucht nehmen.

Es muß etwas im Körper geändert, es müssen die innern Organe der Phantasie verdrängt werden. Dieses aber kan durch eine sehr besondere Art zu leben bewirkt werden.

Gemeinlich geschieht dieses entweder durch zu sich genommene Arzeneien, oder durch eine gewisse Weise sich zu kleiden, zu nähren, zu wachen und zu schlafen.

Diesjenigen, die zuerst erste Krankheiten, bilden sich während ihrer Krankheit, Naserei, oder Schlafens ein, viele wunderbare Dinge zu sehen, und in die Versammlung von Geistern aufgenommen zu werden. Diejenigen hingegen, welche die letzte Methode befolgen, verderben für immer ihre Einbildungskraft durch ihre allzugroße Enthaltensart, durch allzu vieles Fasten und Wachen.

Bei dem dadurch allzu sehr geschwächten Körper und erschöpften Sinnen erzeugen sich nun ungewöhnliche Bilder, und die Menschen glauben endlich das wirklich zu sehen, was sie zu sehen so sehr wünschen. Hieraus erhellt, wie es kommt, daß alle Magie, die jemals unter den Menschen im Schwange gegangen ist, eine von jenen beiden Methoden gebräuchlich hat, davon die erste im rohen und wilden Zeitalter, die zweite aber im geisteten befolgt worden ist; wie es kommt, daß bei allen wilden Völkern, ja auch bei den Griechen und Römern, das Weissagen einer Art von Naserei zugeschrieben, und von der ältesten Magie geglaubt wurde, daß sie durch Kräuter und Arzenei mittel die Gestalten der Menschen verändern, die Götter hervorrufen, die Menschen hoch durch die Luft fliegen machen könne; und endlich, wie es kommt, daß man mit der Zeit dahin hielt, daß die Menschen durch Fasten, Enthaltensart, Wachen, Einsamkeit und Nüchternheit in dem Anschauen Gottes und anderer geistigen Wesen gelangen könnten.

Von der Magie der westlichen europäischen Völker bis zu dem dreizehnten Jahrhundert, verdient folgendes bemerkt zu werden.

Daß die Britannier, Gallier, Germanen, noch vor ihrer Bekanntschaft mit den Römern, Magie unter sich gehabt haben, daß ist so wohl aus der Natur des menschlichen Geistes, als auch aus den Zeugnissen alter Schriftsteller ersichtlich. Besonders waren, nach dem Zeugnis des Plinius, die Britannier der Magie sehr ergeben.

Die Druiden der Gallier schrieben manchen Kräutern magische Kräfte zu, und glaubten, daß besonders der Woub ihre Wirkbarkeit noch zu verstärken vermögten, u. s. f.

Von der Magie der Deutschen finden wir einige Nachrichten bei dem Strabo und Tacitus. Seit diesen Zeiten finden wir weiter keine. Theils waren die Zeiten zu unwissend, theils waren diejenigen, die noch etwas aufzeichneten, Müde. Diese ließen es dabei bewenden, mit dem Vandalenstrial gegen diesen Aberglauben und die Abergläubigen zu wüthen, ohne sich um die eigentliche Beschaffenheit und den Ursprung desselben zu bekümmern. Ja sie hielten es sogar für unerlaubt, sich auch nur mit Erwähnung dieser Gottlosigkeit zu veruntheiligen, oder durch Aufzeichnung derselben sie zu unterhalten, und auf die Nachwelt fortzupflanzen. Dennoch läßt sich aus den Spuren, welche wir seit dem vierten Jahrhundert wieder antreffen, schließen, daß dieser Aberglaube nie ganz ausgegangen gewesen seyn muß.

Die Franken, die Westgothen und Ostgothen, gaben Gesetze gegen diesen Unsinn; im sechsten Jahrhunderte wurden zwei Weiber wegen Zauberei verbrannt.

Zu Anfang des achten Jahrhunderts, als Spanien von den Saracenen eingenommen wurde, brachten diese auch ihre Wissenschaften, und unter andern auch ihre Magie mit dahin. Ihre Philosophie hatten sie von den Griechen bekommen. Ob sie nun gleich immer vorzüglich dem Aristoteles im Munde führten, so nahmen sie doch zugleich ungemein viel von den Neuplatonikern und ihrer Art, den Aristoteles anzulegen an. Daher brachten sie

sie die mystische Philosophie mit nach Spanien, jedoch nicht rein, sondern mit vieler gemeinen Magie vermischt. Ihr waren insonderheit Topail und Avicenna sehr günstig. Zu Salamanca und Toledo wurde die Magie öffentlich, obgleich in Höhlen, gelehrt.

Unter Carl dem Großen wurden viele Hexen verbrannt. Durch die nähere Bekanntschaft mit der Gelehrsamkeit der Araber, kamen ihre magische Schriften auch nach Frankreich, Britannien und Deutschland. Aus arabischen Büchern wurde sowohl die theurgische, oder mystische, als auch die gemeine Magie geschöpft. Jene erste wurde von vielen Theologen mit beiden Händen ergriffen, nachdem der Dionysius Areopagita von dem Johann Scotus Erigena ins Lateinische übersetzt worden war. Die letzte von denen, die sich zugleich mit mathematischen und physischen Dingen beschäftigten.

Sehr gemein wurden sie seit dem dreizehnten Jahrhundert. Die mit Blut unterschriebenen Verträge mit dem Teufel, in welchen sie dem Christenthum auf immer entsagten, wenn er ihnen beistünde.

Ein Book wurde jetzt statt eines Welkes, als der Vorsteher der Versammlungen der Hexen verehrt. Die Amulette, Philakterien, Zauberformeln, bekamen eine andere Form. Statt der Namen und Gebrauche, die von der heidnischen Religion entlehnt waren, führte man jetzt andere ein, welche sich mit der Christlichen Religion besser vertrugen. Dreierlei Art von Magie giebt es seit jener Zeit. Die erste beruht auf Verträgen mit dem Teufel, die zweite auf astrologischen Schriften, Sympathien und Antipathien, und der davon abhängenden Wirksamkeit gewisser Dinge, Worte und Ceremonien; die dritte auf einer gewissen Reineigung der Seele, wodurch man zum Anschauen und Hervorrufen guter Geister, ja selbst der Gottheit, geschikt wird.

Zu Anfang des dreizehnten Jahrhun-

derts setzte Innocentius der dritte Inquisitiones hereticae pravitatis ein, Was in der Absicht, um die Kirche von allen Irrthümern und Spaltungen rein zu erhalten. Um die Hexen bekümmerten sich die Inquisitoren noch nicht, sondern überließen die Befragung derselben den weltlichen Richtern. Erst ungefähr in der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts schenken sie die Magie mit unter die Ketereien, und fingen an, viele Hexen zu verbrennen. Je mehr man gegen sie wildete, desto mehr nahm ihre Menge zu. Die Magie wurde so ein allgemeiner Gegenstand des Nachdenkens, daß, da sie in vielen Büchern und Dispensationen vertheidigt wurde, die Akademie zu Paris sie alle untersagte. Zu Ende des funfzehnten Jahrhunderts gaben die Inquisitoren das unfelge Buch: *Malice maleficorum* heraus, in welchem sie auf vielen Beispielen zu erweisen suchten, daß es wirklich eine trassliche Magie gebe, und zugleich gaben sie die Art und Weise an, wie sie verfahren würden, um diese Gottlosigkeit anzukerkeln. Nun wurden durch ganz Deutschland Scheiterhaufen angezündet, und viele tausend alte Weiber verbrannt. Seit dem sechzehnten Jahrhundert jedoch fanden sich zwei Männer, welche die Unschuld jener Weiber, und das rechtswidrige Verfahren der Inquisitoren zeigten, ob sie gleich die Magie selbst nicht leugneten. Diese waren Johannes Wierus und Reginaldus Scotus. Aber erst als eine gereinigtere Philosophie eingeführt wurde, fing man an, den magischen Unsinn einzusehen. Die Besserung ging aberhaupt nur langsam von statten. Wierus und Scotus wurden bald von der Menge überschrien. Mehr schon wirkte die *Comitio criminalis* des Speer, er brachte es dadurch dahin, daß an manchen Orten die Untersuchungen gegen die Hexen eingestellt wurden.

Eben so viel hat Britannien dem Werk zu verdanken, dem bald darauf die Union nachfolgte.

(Der Schluß folgt künftig.)

Sammverisches Magazin.

104^{tes} Stüd.

Montag, den 27^{ten} December 1790.

Ueber die Magie.

(Schluß.)

In Holland bewies Becker den Ungrund der Zauberei in seiner besauberten Welt. Endlich brachte Christian Thomafius diesen Aberglauben den stärksten Stoß bei, so großen harm er auch dadurch in der theolozischen Welt verursachte. Auch ist der Geist des Thomafius noch lange nicht genug in die katholischen Länder eingedrungen. Das Besagte gilt fast ganz nur von der gemeinen Magie; denn Lebenswunder gab es immer genug.

Die vornehmsten derselben findet man in Bunders hist. crit. philol. Eine ordentliche Gesellschaft errichteten sie im Anfange des sechzehnten Jahrhunderts unter dem Namen der Rosenkreuzer.

Wie leichtglaubig übrigens auch unser Jahrhundert ist, wenn es auf magische Heileleien, auf Wunder, Solmachern, Weissagungen, ankömmt, das beweisen die Beispiele Schwedenbergs, Schröpfers, Saffers, Ziehens, Eaglopfros, u. s. w.

Es soll nunmehr noch von den Beweisen welche man für und wider die Magie führt, und zwar 1) von den Beweisen der alten Philosophen bis auf die Zeiten des Jamblisch, 2) von den Beweisen des Jamblisch, und 3) von den Vertheidigern der Magie nach den Zeiten des Jamblisch, kürzlich gehandelt werden.

Der älteste Einwurfsgrund, den man für den wichtigsten hält, und welchem in den

That der Werth aller übrigen anhängt, ist die Erfahrung. Diese, sagt man, lehre, daß oft geistige Naturen den Menschen erschienen: daß es Menschen gegeben hätte, und gibt, welche die Zukunft verändigten, viele die menschlichen Kräfte übersteigende Dinge verrichteten, und mit den Göttern, ja mit Gott selbst, einen vertrauten Umgang hätten, mithin müßte sich an den menschlichen Dingen etwas wahres finden. Da hier nun alles auf die Wichtigkeit der historischen Zeugnisse ankömmt, und von Dingen die Rede ist, welche von der gewöhnlichen Ordnung der Natur ganz abweichend, so ist die schärfste Prüfung jener Zeugnisse nöthig. Denn je seltener, außerordentlicher, dem gewöhnlichen Laufe der Natur widerstreichender etwas ist, je weniger innerliche Wahrscheinlichkeit es hat; desto mehr müssen wir bei uns ansetzen, daran zu glauben. Man muß in solchen Fällen nie vergessen, wie groß der Hang des Menschen zum Wunderbaren sey; wie leicht Täuschungen der Einbildungskraft statt finden können, wie Unwissenheit und Unbekanntschaft mit den Naturgesetzen leicht an verborgene übernatürliche Wesen überspringen läßt, wie in eben dem Maße, als die Kenntniß der Natur zunimmt, jene Wundergeschichten abnehmen; wie Eigensie die Menschen leicht verführt, daß sie sich einen hohen Werth beilegen, und für wichtig genug halten; daß

Gott

Gott und die ganze Geisterwelt ihrer Angelegenheiten und Wünsche wegen sich in Bewegung setzen; wie sie wohl genug sind, sich für vorzüglicher vor andern Menschen zu halten, und hiervon auch andere zu überzeugen suchen; wie oft gewandtschaftige und hungrige Betrüger andere oft mit Gleis zu Irthümern verleiten; und endlich, wie selbst der ehrlichste Mann bei aller seiner Ehrlichkeit dennoch ein schlechter Probirer seyn, oder aus frommer Einfalt und in guter Absicht wunderbare Dinge erzählen kan. Denn auch das ist unelugbare Erfahrung, daß viele Menschen, oft selbst die Klügsten und Weisesten, aus irgend einer dieser Ursachen, oder auch aus mehreren zugleich, unzuverlässige Zeugnisse abgelegt haben.

Die Erfahrung, welche wir machen, ist ferner entweder eine fremde, oder eine eigene. Die letzte besteht hier entweder darin, daß wir einen andern übernatürliche Dinge verrichten sehen, oder, daß wir dieselben selbst verrichten. Was die fremde Erfahrung anbelangt, die wir aus vom Hörsagen kennen, so sieht man leicht, daß diese hierbei kein Gewicht hat. Denn die Zeugen mögen nun der Zeit oder dem Orte nach weit von uns entfernt seyn, oder mit uns noch in gleicher Zeit leben; so können wir in Ansehung derselben niemals so sicher genug vor allen Irthum geschützt werden. Das Zeugniß derjenigen, welche viele Jahre, oder viele Jahrhunderte vor uns gelebt haben, kan von uns nie einer so strengen Prüfung unterworfen werden, daß wir völlig gewiß würden, daß sie uns weder hätten hintergehen können, noch wollen. Dazu kommt, daß das hohe Alterthum in der Naturkunde noch unwissend und leichtgläubig war, und überall Wunder sah. Sind es aber Zeitgenossen von uns, welche etwas bezeugen, so ist doch ihrer bloßen Aussage auch nicht blind zu trauen, und kaum können wir in irgend einem Fall gründlich genug aufmachen, ob nicht irgend ein Irthum dabei vorgefallen sey. Es i. B. lehren angemachte Erfahrung

gen, daß es oft ein Spiel, eine Täuschung der Einbildungskraft war, wenn mancher einen vertrauten Umgang mit seinem Schicksal zu haben vorgab. So trafen viele Prophezeiungen zufälliger Weise ein, aber der Prophezeiende sah sie durch einen besondern durchdringenden Verstand voraus. Wer die Zukunft nur einmal vorher sieht, oder weissaget, der ist deswegen nicht gleich für einen Propheten zu halten. Nur demjenigen thut man einen Umgang mit Geistern antrauen, der oft, und ohne je unrichtig zu prophezeien, Dinge, die seine menschliche Klugheit voraussagen konnte, mit ganz ansehnlichen Worten, und ganz bestimmt voraus sagte. Daß ausserdem manche Vorderfahrungen zutreffen, das ist eben so wenig zu verwundern, als daß im Würfelspiel mancher Wurf mehrmal wiederkehrt. Schreibt sich einer eine Kunst in, durch gewisse Worte oder Gebete Wunder zu thun, geschieht auch, wir werden selbst Zeugen der darauf wirklich erfolgten und seinem Gebete entsprechenden Begebenheiten, so dürfen wir uns dennoch dadurch nicht verführen lassen, ihm wirklich Wundergaben zuzuschreiben. Denn viele Krankheiten und Geschehen wurden, wie den Aegypten aus unzähligen Beispielen bekannt ist, bloß durch eine heftig erröthete Einbildungskraft geheilt. Daher nicht verwundernswürdiges darin liegt, wenn ein Mann viele Krankheiten durch Amulette, durch gewisse Formeln, durch Auflegung der Hände u. s. w. zu vertreiben scheint. Oft wissen listige Betrüger den Zufall und die Umstände zu nutzen, tausendmal auf solche Weise betrogen, lassen sich die Menschen doch immer von neuem betrügen. Immer von neuem machen sie den falschen Schluß: post hoc, ergo propter hoc. Wenn das Wetter, die Winde, der Ungestimm der Wellen, auf das Wort eines Menschen einmal, oder einmalig mal zu gehorchen scheinen, so ist dieses nicht gleich für die Ursache von jenem zu halten, sondern man muß untersuchen, ob dasselbe oft und immer

interesse, denn so bald der Ausgang nur einmal nicht zutrifft, so war jenes offenbar nur Zufall, ein Bild. Und wie viele Ursachen giebt es nicht, welche uns mißtrauisch, selbst gegen unsere eigene Sinne machen, und uns zurecht haken müssen, bei uns unerklärbaren Erscheinungen sogleich Wunder! zu rufen.

Sehr gut bestritten schon Ennius die Magie mit der Erfahrung, daß diejenigen, welche andern Reichthümer und alle Herrlichkeiten versprechen, selbst in Dürftigkeit und Hunger lebten. In der That lehrt dieses die Geschichte aller Zeiten. Es ist man auch bloßweilen darüber, woher manher z. B. Cagliostro, das Geld zu seinem Aufwand und zu so vielen Wohlthaten bernimmt, so finden sich bei genauer Untersuchung am Ende ganz natürliche Quellen.

Plotin banet seine Beweise für die Magie auf eine ohne Grund angenommene Weltseele, auf daraus fließende Sympathien und Antipathien der Dinge, und auf die unerkennete Voraussetzung, daß wir Menschen jemals im Stande seyn könnten, den Zusammenhang und die Harmonie des Weltalls zu übersehen. Seine Vertheidigung der Theosophie insbesondere gründet sich auf die Emanation, nach welcher Gott in allen Dingen, etwa so wie die Kraft der Sonne in allen ihren Strahlen gegenwärtig ist, oder, so wie die Stimme eines Lehrenden sich vielen tausend Ohren mittheilt, und doch überall nur dieselbe Stimme eines einzigen Lehrenden bleibt. Eine Lehre, die zu offensbaren Ungereimtheiten und der Gottheit unwürdigen Vorstellungen führt. Die Erkläre, sagt Plotin, erhebt in Gott, man wird einen Glanz, ein Licht gewahr, man fühlt eine Ruhe, eine Seligkeit, die aber alles geht. Allein, was beweisen diese Dinge für den Hauptsatz? Ein Licht sehen auch diejenigen, welche aufgehungen werden, ein Licht sehen auch oft die Trunkenen, denen das Wohlth nach dem Kopfe fliehet, eine ungemeine Seligkeit fühlen oft diejenigen, welche viel Optum zu sich ge-

nommen haben, oder wahnsinnig sind, bisweilen auch die Träumenden.

Aber sagt man, in jener Erkläre gelangen wir zum Anschauen und zur richtigen Einsicht in die wahre Natur der Dinge. Sieht etwa die Größe der Emanation, auf welche alles gebaut ist, einen Beweis davon ab? oder die verworrene, dunkle, verstandlose Art zu reden, und zu schreiben, welche solchen Menschen gewöhnlich ist?

Noch weit vernunftwidriger, als Plotin, geben die Kabbalisten zu Werke. Diese denken nicht einmal an Beweise, es müßte denn dieses ein Beweis seyn sollen, daß sie sich den Schein geben, als ob sie alles aus der heiligen Schrift geschöpft hätten, welche sie auf eine jämmerliche Art durch Verkettung der Buchstaben eines Wortes, oder durch eine willkürliche Verbindung mehrerer, so lange drehen, und wenden, bis der Sinn, welchen sie haben wollen, zum Vorschein kommt. Uebrigens beruht ihr System, wie bei dem Plotin, auf der Emanation, nur, daß sie noch ungleich mehrere ungereimte Hypothesen hinzusetzen.

Porphyr führt gegen die Magie so viele Schwierigkeiten an, daß er sie in einem späteren Zeitalter vermuthlich ganz aufgegeben haben würde, statt daß er am Ende doch wieder darauf verfiel, sogar eine von Gott selbst angegebene Anweisung zur Magie zu behaupten.

Die Neuplatoniker hatten keinen göttlichen Ursprung derselben behauptet, aber wohl gaben ihn die Kabbalisten und einige neuere Theologen vor.

Um die vom Porphyr erhobenen Schwierigkeiten und Zweifel zu beantworten, erschloß das Buch: de mysteriis Aegyptiorum. Auch Jamblich ging von dem Emanationsystem aus, und behauptete diesem zufolge, Gott sey auf das innigste mit unserer Seele vereinigt, und seine Erkenntniß sey uns also angeboren. Er könne aber nicht durch Schlüsse, sondern durch bloße Anschauung von uns erkannt werden, und eben dieses gelte von den reinen Geistern und Seelen; denn die wären in keinem

räumlichen Verhältnissen von einander entfernt; befänden sich daher alle in Gott, in welchem wir dieselben also auch anschauen. Es stünde folglich gar nicht bei uns, Gott zu leugnen, wir müßten ihn nothwendig annehmen. Jamlich breitet sich hier, auf in sehr spitzfindige Unterscheidungen der geistigen Wesen aus, die einen Widerspruch über den andern enthalten. Eben dieses gilt von seinen übrigen Meinungen von der Allgegenwart Gottes, von der Art, wie man durch Theurgie zum Anschauen Gottes gelangen, von der Astrologie, von der Wahrsagerei, von der Erbsäse, von den Wunderkräften gewisser Wörter und Formeln, u. s. w.

Es sind drei magische Bücher vorhanden, welche dem Salomo zugeschrieben werden, ob sie gleich gewiß nicht von ihm herrühren. Das erste heißt: *Seniphoras* und *Schembamphoras*, das zweite: die *Clavicula Salomonis*, das dritte: *liber officiorum spirituum*, oder *Emto Salomonis*. In allen wird der christlichen Religion Erwähnung gethan, alle gründeten sich auf astrologischen Aberglauben, sind voll von Dämonen, durch deren Beistand sie Wunderdinge versprechen, die genaueste Kenntniß der verborgenen Dinge, die Kenntniß aller Künste und Wissenschaften, die Verwandlung der Metalle, die Vorherbestimmung der Zukunft, und alles, was nur unter den Menschen für wichtig gehalten wird.

Die Sprache ist voll von abentheuerlichen Wörtern, Namen, und den sinnlosesten Erfindungen.

Manche haben die Magie mit der Ueberstimmung aller Völker zu vertheidigen wollen; allein, da das menschliche Geschlecht zu gewissen Zeiten nothwendig in Irrthümern stehen muß, bis es sich aus denselben herausarbeitet, eben so wie der Knaabe und Jüngling erst nach mancherlei Irrthümern zur Einsicht in die Wahrheit gelangen kan, so beweiset dieser Grund gar nichts.

Eben so wenig beweisende Kraft haben die Bekantnisse der Hexen, die freiwillig

von ihnen abgelegt worden sind, denn was die vor Gericht gethanen Bekantnisse anlangt, so ist schon längst angemerkt worden, daß die Richter und Inquisitoren durch Geiz verleitet, gegen die Hexen wirketen, um sie um ihre Gelder zu bringen. Die ganze Verfahrungsart war äußerst ungerecht. Den leichtgläubigsten Anklägern wurde geglaubt, alle Widerlegungen der Beklagten halfen nichts, sie wurden so lange gemartert, bis sie unter der Marter aus sagten, was die Richter wollten. Eben so wenig kan das Zeugniß der Ankläger und der Zeugen hier etwas beweisen. Viele klagten aus Haß, Neid, Habicht, Unschuldige an; andere fürchteten sich vor den Bezauberungen, und erfuhren vor lauter Einbildungen endlich die befürchteten Uebel. Endlich pfl egten auch viele Unglücksfälle, Krankheiten, Uebel, welche nur durch Zufall entstanden, besonders, wenn sie etwas Wunderbares an sich hatten, ohne weitere Umschweife Hexen zugeschrieben zu werden, und nun fand man ohne viele Mühe eine Person, auf welche man diesen Verdaht warf. Was aber die freiwillig abgelegten Bekantnisse der Hexen betrifft, so entsprangen diese bald aus einer verderbten Einbildungskraft, durch welche sie wirklich Hexen zu seyn glaubten, zumal, da sie sich heilender Getränke bedienten. Andere suchten auch wohl eine Art Worjag oder Ruhm darin, Hexen zu seyn, und solches andere glauben zu machen.

Der stärkste Beweisgrund, der für die Magie vorgebracht worden ist, und selbst heut zu Tage am meisten auf die Bewunderer wirkt, ist der, der aus der heiligen Schrift genommen wird. Außer der Erzählung des Moses von der Magie der Aegyptier, beruft man sich auf die Hexen in Endor, und auf die göttlichen Befehl, daß der alle Arten von Magie. Nach andern fügen noch die Stellen der heiligen Schrift hinzu, wo von Geistern, Engeln, Teufeln, die Rede ist, und schließen, daß, da sich diese alle von einem Orte zum andern be-

wegen ihnen, sie auch Körper in Bewegung zu setzen vermögend wären.

Hier muß man vor allen Dingen bemerken, daß man das Ansehen der heiligen Schrift mit großer Vorsicht und Rücksichtigung anführen müsse. Die heilige Schrift giebt uns nicht eine Regel für alle Künste, eine Quelle aller Wissenschaften ab. Sie bedient sich einer einfältigen, und dem rohen Alterthum, den noch ungecultivirten Begriffen der Menschen angemessenen Sprache, so, daß sich oft weiter nichts daraus schließen läßt, als, daß zu der Zeit, da diese Bücher geschrieben wurden, diese oder jene Meinung unter dem Volke herrschte. Es gilt hier also der Satz, den selbst manche Kirchenväter eingestanden: zu entdecken müssen wir untersuchen, was eine bländige Erfahrung und die Vernunft aus den Dingen lehren, und daraus müssen wir den Sinn der heiligen Schriften, da, wo er zweifelhaft ist, bestimmen. Da nun die magischen Künste, oder, daß Dämonen und Engel den Menschen in Ausübung von Wundern, beistehen, weder aus der Erfahrung, noch aus Vernunftgründen erwiesen werden können; so kann auch das Ansehen der heiligen Schrift auf diesen Fall nicht angewendet werden.

Moses sprach nur nach seiner Meinung, und aus dieser ist nicht auf die Realität der magischen Künste zu schließen. Die Iesaja gegen den magischen Aberglauben wurden aber nur in der Absicht gegeben, damit die Juden nicht eitlem Künsten nachhingen sollten, welche leicht zum Egoismus verfallen könnten, sie sollten jenem magischen Aberglauben keinen Raum bei sich lassen.

Man beruft sich ferner auf die Befessenen, die in der Bibel vorkommen, und zieht daraus, daß Krankheiten wirklich in bösen Geistern herrschen können. Das ist aber oft von Zauberern in den Ködern eines Menschen gehandelt, und dadurch ganz besondere Krankheiten erzeugt worden sind, das beweiset man aus den außerordentlichen Zufällen mancher

Krankheiten, z. B. wenn Fische, Schlangen, Stacheln u. s. w. aus dem Körper des Kranken herausgehen, wenn sie durch convulsivische Zufälle außerordentlich und in die Höhe geworfen werden u. dergleichen. Verstehe die Verste, welche dergleichen Fälle mit der möglichsten Sorgfalt untersuchten, fanden am Ende immer, daß dergleichen sogenannte Befessene, entweder melancholisch, oder außerordentlichen Convulsionen unterworfen waren, oder endlich, und dieser Fall kommt am häufigsten vor, mit Fleiß Betrübungen spielten.

Auch dieses ist hierbei nicht zu vergessen, daß die Erzählungen von jenen Zufällen gemeinlich sehr übertrieben worden.

Mit unermüdeter Geduld geht endlich Herr Liebmann noch die feinsten Gründe durch, mit welchen Neuchlin und Agrippa von Nettesheim, Thomas Campanella, Franciscus Bisslor, das Ansehen der Magie aufrecht zu erhalten gesucht haben, und beschließt seine vorzreffliche Abhandlung endlich damit, daß er zeigt, wie selbst die Geschichte der Magie das Leere und Ungegründete hinlänglich beweise, welche schädliche Wirkungen die Theosophie auf den Geist und die Denkart des Menschen haben, daß die magischen Künste mit der Annahme eines ordentlichen Laufs der Natur unendlich bestehen können, und daß der Glaube an dieselben, eine Herabwürdigung der Göttheit sey.

Die ganze Magie entstand ursprünglich aus der Unwissenheit roher Menschen in natürlichen Dingen; dann wurde sie von einer solchen Art Menschen getrieben, welche Schamanen, Zauberer, Schwarzkünstler heißen, besonders auch von alten Weibern; in der Folge nahmen sie auch Priester und andere Personen in Schutz. Von nun an wurde sie in die gemeine und phlogosophische mystische unterschieden, bekam einen andern Schwung, und wurde bei diesen Theurgie und Theosophie. Je aufgeklärter daher ein Zeitalter wird, desto mehr verschwinden die magischen Dingen, statt daß andere Wissenschaften mit dem

Fortgange der Zeit immer mehr an Ausbildung gewonnen. Die Geschichte der Magie lehrt ferner, daß die magischen Gebräuche und Ceremonien in andern Zeiten immer anders, und besonders nach der jedesmaligen Religion eines Volks, eingerichtet gewesen sind; andere Gebräuche, Formeln, Gebete, Kräuter, Werkzeuge u. s. f. bei den Aegyptern, andere bei den Chaldäern und Persern, andere bei den Griechen, andere endlich bei den Christen.

Die Geschichte der Magie lehrt, daß die Menschen, um die Gewalt Wunder zu thun zu erlangen, bald Kräuter, bald Steine, bald Metalle, bald Theile thierischer Körper, bald Todtenknochen, bald Eingeweide lebendig zerstückter Menschen etc. gebraucht, und immer in einem andern Mittel das gesucht haben, was sie in den vorübergehenden Mitteln nicht gefunden hatten. Beweis genug, daß die Zauberkünste nicht auf alten festen Überlieferungen, oder wohl gar auf göttlichen Offenbarungen beruhen können. Wolte man einwenden, daß die wahre Magie nur durch mancherlei Meinungen entsteht worden wäre, nun so gebe man das Kriterium an, woran die ächte Magie von der unächten unterschieden werden kan. Aber ein solches giebt es durchaus nicht. Vielmehr sind bisher alle vorgegebenen Zaubereien, so bald sie von erfahrenen und unbefangenen Männern untersucht wurden, als Betrügereien oder Täuschungen befunden worden. Nirgends hat man auch nur durch ein einziges Zeugniß, welches die Prüfung aushiebt, erweisen können, daß durch die Magie jemals wirklich etwas bewirkt worden sey.

Daher auch i. B. in der Medicin alle magische Mittel, deren Anzahl sonst unendlich war, von den größten und vorzüglichsten Arzneien verachtet werden.

Was insbesondere die Theosophen anlangt, hat keiner derselben die Philosophie mit irgend einer merkwürdigen Entdeckung bereichert; aber wohl durch seine Grillen

und barbarische Sprache verhorren, und die Köpfe verrückt. Zwar rühmen sie von ihrer Kunst, daß sie allein die Menschen recht fromm, von Leidenschaften frei und Gott ähnlich mache. Allein, genau betrachtet, führt ihr inneres Licht nur zur Unwissenheit und Trägheit. Künste und Wissenschaften wurden nur immer durch ein eifriges Studium der Menschen, aber nie durch die Erleuchtungen der Theosophen befördert.

Wie schlimm wäre doch der Mensch in allen Rücksichten daran, wenn er bei allen seinen Projecten, Untersuchungen, Arbeiten, beständig in Furcht stehen müßte, daß selbst seine besten und klügsten Anhalten durch irgend einen abelgerissenen Zauberer fruchtlos gemacht werden könnten.

Würde ferner nicht alle Gewisheit der Sinne aufgehoben, und das ganze menschliche Geschlecht in die äußerste Verwirrung gesetzt, wenn es bloß in der Gewalt der Zauberer stünde, durch beständige Befessungen zu täuschen? Könnte nicht der Verbrecher die Schuld seines Verbrechens auf eine Zauberei, auf eine Befessung von einem bösen Geist schieben?

Durch Annahme der Magie wird ferner alle Ordnung, aller Lauf der Natur gehoben, den doch die Weisesten aller Nationen als die Gott anhängigste Einrichtung der Welt anzunehmen zu müssen geglaubt haben. Und in der That, entweder hat alles, was in der Welt geschieht, seine natürlichen Ursachen, oder nur manches, oder nichts. Ist das erste, so wird alle Magie ein Nulding; ist das zweite, so, daß manche Dinge aus physischen Ursachen anderer von Gott, von Dämonen und Engeln gewirkt werden, so wird die ganze Weltordnung geköhrt, und die Welt gleiche dann einer Uhr, welche auf der einen Seite von der Feder, auf der andern von menschlichen Händen, bald da, bald dorthin getrieben wird, so, daß sie endlich durch so viele einander entgegengesetzte Bewegungen verderben und vernichtet wird. Die äußerste Verwirrung, nichts dämpfend die

die Folge davon seyn. Ist das dritte, so hören alle Wirkungen der Dinge auf einmal auf, Gott allein wirkt alles in allem, eine Hypothese, die nichts für sich hat, und nach welcher Gott sich durch die Zauberer oft selbst hervorzuhebt, und bekanntlich mit sich selbst in mannigfaltigen Kriegen verwickelt seyn mußte. Ueberdies hat man ja, wie schon bemerkt worden, ganz offenbar Zeichen des Betruges bei magischen Operationen entdeckt. Die Magier wählen zu ihren Unternehmungen die Nacht, diese Mutter aller Täuschungen und Erdäume, sie lassen die Geister bei angezündeten Kerzen erscheinen, weil die Be-

trügerien durch den Schatten und das ungewisse Licht desto leichter verdeckt werden; sie suchen durch die gräßlichsten Verschwörungsformeln, und auf alle Arten, den Zuschauer das größte Schrecken einzusößen; der Zuschauer darf nichts untersuchen, nicht fragen, darf keinen Laut von sich geben, sich nicht rühren, oft so gar wird er durch betäubende Getränke, oder betäubendes Räucherwerk in eine Art von Verwirrung gesetzt; und was das Meiste sagen will, kein freidenkender Gelehrter und unbefangener Kunstverständiger, aus Leichtgläubigen, werden zugelassen.

Mittel, um schlechten Boden zum Kartoffelbau zu nutzen.

(Esprit des Journaux Juin 1790.)

Dieser Artikel, der sehr wichtig für die Eigenthümer und Pächter ist, zu einer Zeit, wo ihnen mehr als jemals daran gelegen seyn muß, ihren Boden recht zu nutzen, bietet ihnen nicht allein ein Mittel dar, von dem schlechten und verachteten Erdreich Vortheile zu ziehen, sondern selbst Ländereien wieder zu erwerben, die sie vielleicht als ganz unfruchtbar betrachteten. Er ist aus einer schätzbaren Sammlung von Beobachtungen und Erfahrungen gezogen, die Herr Reynier, ein guter Landwirth, der mit einer reifen Thätigkeit sehr viele Einsichten verbindet, periodisch herausgibt. —

Einem fleißigen Landmann wird alles, Mittel, seinen Haushalt zu vervollkommen, sagt Herr Reynier. Ich glaube er ein Mittel anzeigen zu müssen, welche dessen man sich die Winkel, das schlechte Erdreich, den Rand der Äckern, die andere ähnliche Plätze zu nutzen machen kan, die auf den mehr beträchtlichen und öftern oft ungenutzt liegen bleiben. In eifriger Liebhaber des Ackerbaues,

Herr van Berchem, dessen Besitzungen größtentheils einen schweren Boden haben, läßt in mächtigen Augenblicken Eider von vier oder fünf Fath im Quadrat ausgraben, die er nach der jedesmaligen Beschaffenheit des Bodens mehr oder weniger tief macht. Er läßt die Erde auf dem Rande derselben auf einander haufen, und in diesem Zustande liegen. Während des Herbstes und Winters zertheilt sich die Erde, welche dem Frost ausgesetzt ist, wird dünner, schwellt auf, und wird viel geschickter zur Vegetation. Im Monat März läßt er Kartoffeln darin pflanzen, welche mit Nacht treiben, und ganz vortrefliche Früchte geben. Diese Ausbühlungen, die in sonst verlorenen Augenblicken und in wenig geachtetem Erdreich gemacht sind, bringen ihm, beinahe ohne einige Kosten, einen großen Theil seines auf den Winter nöthig habenden Vorraths ein. Man kan die Landwirthe nicht genug aufmerksamern, seinem Beispiele zu folgen.

Da die Ausbühlungen zum voraus fertig gemacht sind, so kosten sie wenig, weil

weil man sie in geschäftlosen Stunden macht; sie haben zudem den Vortheil, daß die Wirkung der Kälte, des Frostes, und des Regens im Winter, den Dünger ersetzt, und daß die Erde eben so zubereitet ist, als wenn sie verschiedene male umgepflügt, und selbst, als wenn sie wäre umgegraben worden.

Man kann ebenfalls die wässrigen Augenblicke dazu anwenden, um die Kartoffeln, welche auf diese Art gepflanzt worden sind, zu gäßen, mit Erde anzubeben — wie es hier zu Lande allgemein Gebrauch ist — und überhaupt den Boden dieses nüglichen unter allen Gewächsen ins Große zu treiben. Der Landwirth, bei welchem ich diese Verfahrungsart gesehen habe, hat es ein Jahr versucht, dergleichen Ausbühlungen an einer Stelle zu machen, wo außer einigen Fichten, die beinahe noch am weißen der Unfruchtbarkeit des Bodens troken, nichts würde gewachsen seyn. Er ließ die Erde im Herbst ausgraben; den Winter über blieb sie zum Theil in der Höhlung, zum Theil draußen, und im Frühling ließ er, ohne die Erde zu hängen, weiße Kartoffeln darin pflanzen. Sie schlugen sehr gut ein, und gaben eine

sehr gutartige Frucht. Ich bin überzeugt, daß, wenn er diese Verfahrungsart fortsetzt, er einen auch noch so unansehnlichen Boden am Ende veredeln wird.

Eben derselbe Delodum hat diese Methode bei dem Landbau im Großen angenommen. Er läßt, wenn anderweitige Arbeiten nicht dringend sind, nach der Ernte und im Herbst, die Erde tief auspflügen, auch läßt er parallel laufende Gräben auf drei Fuß Entfernung ausgraben; ihre Tiefe hängt von der Natur des Bodens ab. Man häuft die Erde auf jeder Seite der Gräben auf einander, so sie während des Winters, dem Einfluß des Frostes, des Schnees und aller Elemente, die sie aufschwellen und durchdringen, ausgesetzt, liegen bleibt. Im Frühjahre wirft man einen Theil der Erde wieder in die Gräben, pflanzt nachher Kartoffeln, drei Fuß die eine von der andern, darin, und bedeckt sie wieder mit Erde. Die übrige Bearbeitung ist wie die gewöhnliche, ausgenommen, daß die um die Pflanzen zu machende Erhöhung von Erde hier umgleich leichter ist, als bei der andern Methode.

Frage.

Vor etwa 12 oder 15 Jahren lebte im Hannoverschen, an welchem Orte, weiß ich nicht, ein Prediger, Namens von Brincken, der einen großen SeeCompass erfunden hat, mit welchem er nach England reiste. Der Erfinder hat eine umständliche Beschreibung dieses Compasses aufgesetzt, die verloren gegangen ist. Da hat mir Anfrage geschehen: ob sich von

dieser Erfindung im hannoverschen Magazin keine Nachricht finde? ich aber darin nichts hierüber auffinden konnte, und nicht weiß, ob sonst irgendwo etwas davon bekannt gemacht worden, so würde mich der sehr verbindliche, der mir hierüber in diesen Blättern einige Auskunft geben könnte.

Hannover.

G. J. Weyre.

Sannoverisches Magazin.

105^{tes} Stüd.

Freitag, den 31ten December 1790.

Personalien.

Im vorigen Jahrhunderte, und noch weit in das gegenwärtige hinein, war es in hiesigen Landen Sitte; daß bei den damals üblichen öffentlichen Beerdigungen, eine kurze Lebensgeschichte des Beerdigten, dem Leichengefolge vorgelesen oder sonst bekannt gemacht wurde. Diese Geschichte nannte man die Personalien. Seitdem es in neuern Zeiten besser gefunden worden, den Luxus im Tode aufs äußerste einzuschränken, um ihn im Leben aufs äußerste zu erweitern, ist die Aufstellung der Personalien, in der großen Welt ganz außer Gebrauch gekommen, und hat sich nur noch in einigen kleinern Städten, und hin und wieder auf dem Lande erhalten.

Manche Mißbräuche bei den Personalien, welche zum Theile in bezahlte Schmeicheleien oder Lügen ansarteten, haben gleichfalls nicht wenig zur Verdrängung dieser Sitte unserer weifen Vorfahren beigetragen. Jene Mißbräuche aber abgerechnet, bleibt dieses immer ein Verlust unserer Zeiten in mehrern Betracht, und die Nachwelt wird daher eine große Lücke in

unserer Familiengeschichte und der damit verwebten Geschichte des Landes ungern entdecken.

Personalien jüngst verstorbener dem Staate wichtiger Männer, lassen sich unter uns ohne große Bedenklichkeiten bekannt machen; Biographien oder — was im Deutschen völlig dasselbe sagt — Lebensbeschreibungen nicht. Der Biograph muß den ganzen Charakter des Mannes, von seiner guten und bösen Seite in das hellste Licht setzen, aus dieser Charakteranlage und den hinzukommenden moralischen und politischen Umständen, dessen Begegnisse entwickeln, dessen Handlungen schätzen und genau bestimmen.

Daß dieses zu einer Zeit, da des Verstorbenen Freunde und Feinde, Verwandte und Bekante, auch Neider und Mitkleider des Ruhms seines Verdienste noch leben; da jeder den Werth des Verstorbenen nach seinem eigenen Maasstabe schätzt, und dieesigen nur zu oft das Maas am lautesten angeben, welche die Messung selbst weder anstellen wollen noch können,

N u n n

nicht

nicht thunlich, wenigstens nicht zweckmäßig sey, wird jedem einleuchten. Zudem, kan man nach der jetzigen Verfassung der Staaten, selbst von bürgerlichen großen Geschäftsmännern nur selten sagen: *Er that's!* denn das *Thun* geschieht gewöhnlich durch die Collegia oder den Landesherren. Es kan nur heißen: er veranlaßte — höchstens, er bewirkte; und auch letzteres thut er nicht allein; er hat allemal Mitwirkende, so wie es jederzeit Entgegenwärtiger des allgemeinen Guten giebt. Belüder, Mitwirkende und Gegenwärtige, gleichen einander darin; daß man sie, wenigstens so lange sie leben, in einem öffentlichen Gemälde nicht wohl aufstellen kan oder darf. Ferner ist es eine Hauptabsicht des Biographen, Aufmunterung zu großen Thaten, Veranlassung zu erhabenen Empfindungen zu geben, und Abscheu gegen unedle Handlungen einzulösen, wenn auch gleich dabei sein Gemälde hin und wieder solche Stellen erhalten sollte, die bei dem Lichte der reinsten Wahrheit, als nicht getroffen erscheinen würden. Der Biograph oder Lebensbeschreiber, muß warm seyn; der Verfasser der Lebensgeschichte, oder der Personalien, kalt; so wehe es ihm auch mannigmal im Herzen thun mag, daß er Biograph nicht seyn darf und kan. —

Hätten wir übrigens nur viele Personalien, so erheblich und wahr, als die folgenden! —

Derjenige, dessen kurze Lebensgeschichte hier aufgestellt wird, verdient deren Einrückung in diese Blätter um so mehr, da Er es war, dem das Publikum ihr nunmehr vierzigjähriges nütliches Daseyn zu verdanken hat.

Albert oder Albrecht Christoph von Wüllen; als er starb, Rath und Assessor im Königl. Hofgerichte zu Hannover, auch Landshyndikus des Fürstenthums Calenberg, ward am 11ten Jenner 1713 zu Hannover geboren, wohin seine Mutter von Lauenau gekommen war, um ihr erstes Wochenbett zu halten.

Sein Vater war Georg Bernhard von Wüllen, geboren zu Scharzfelde am 11ten März 1669; seine Mutter Louise Leonore Ebel, Tochter des Leibarztes Ebel, geboren zu Hannover am ^{22ten Jul.} 1693. _{11ten Aug.}

Der Vater war zuerst 12 Jahre Gräflicher Amtmann zu Pyrmont, und nachmals Königl. Churfürstlicher Amtmann zu Lauenau, etwa vier Meilen von Hannover; wo er 41 Jahre als ein rechtschaffener, mit Glücksgütern gesegneter und von den Amtseingesessenen sehr geliebter Mann gestanden, und in einem Alter von beinahe 77 Jahren am 8ten Jenner 1746 gestorben ist.

Dieser betrachtete erst im 46ten Jahre, und hatte dennoch das Glück, noch einer 34jährigen Ehe, von 12 Kindern, davon drei gestorben waren; vier

vier Söhne, alle im Stande, sich selbst in der Welt fortzuhelfen, fünf Töchter verheirathet, und 20 Kindes- kinder zu sehen.

Ursprünglich stammt sein Geschlecht aus dem Bentheimischen und Münsterischen her. Ein Arnoldus de Willen kommt als testis in charta inedita Ludolphi Episcopi Monasteriensis de Anno 1240, und 1244 in charta inedita Ottonis de Horstmar vor. Beide Dokumente befinden sich, unter den schätzbaren Bentheimischen Col- lectionen unsers um die Geschichte so verdienstvollen Hrn. Hofraths Jung.

Nach einem andern, diesem Herrn gleichfalls bekannten Dokumente im Bentheimischen Archive, befehlt Graf Bernhard von Bentheim im Jahre 1380 einen Hinrike van Willen mit verschiedenen Gütern in den Kirchspielen Epe und Enschede; und im Jahre 1487 kommt in einer Erbver- mählung des Grafen von Bentheim mit dem Hause Steinfurth, Herrmann Willen unter den Bentheimischen Burgmännern vor a). Nach einem andern Dokumente im Bentheimischen Archive kommt im Jahre 1560 Filart von Willen als Bentheimischer Landdroste, wie Hei- rathsvermittler des Grafen Arndt von Bentheim Steinfurth, mit der Prinzessin Magdalena von Braun- schweig Lüneburg vor; und Henricus ab Hovel, zu Anfange des vorigen

Jahrhunderts in Speculo Westpha- liae veteris p. 17. sagt:

„Gerardus a Wüllen, pari erudi- tionis gloria cum generis antiqua no- bilitate certans, adhuc in vivis est.“

Weiter vorwärts als zu Anfange des vorigen Jahrhunderts, gehen, wenigstens so viel dem Verfasser die- ses Aufsatzes bekannt ist, schriftliche oder gedruckte Nachrichten nicht; und es ist wahrscheinlich, daß in der ers- ten kriegerischen und unruhigen Hälfte desselben, wo ganz Deutschland, und manche alte Familie mit ihm, eine so große Revolution erlitt, auch die schriftlichen Familiennachrichten gänz- lich verloren gegangen, oder unter den verschiedenen Zweigen derselben so versteckt seyn mögen, daß sie vielleicht nur der Zufall wieder entdeckt. Für Tra- ditionen gehört hier der Platz nicht. —

Albert Christoph von Willen, war mit gleich glücklichen Anlagen des Geistes und des Körpers geboren. Seine erste Erziehung erhielt er im väterlichen Hause, durch Hauslehrer, nach der zu Anfange dieses Jahrhun- derts üblichen Methode. — Daßer Ca- techismus und Donatsfest werde; eine Menge lateinischer Wörter und Re- densarten auswendig lerne; darauf ward mit dem größten Nachdruck, und nicht selten mit Hülfe des Stacks, ge- halten. Wenn aber dann auch die sechs bis sieben Marterstunden der Schule zu Ende waren; so stand dem

Nun un 2

jun,

a) Lünigs Reichsarchiv Parte spec. contin. VI. Abtheil. 1^{te} Abthg p. 6. i. e. in Vol. XL.

jungen Albert völlig frei; durch Herumlaußen und Theilnahme an ländlichen Beschäftigungen aller Art, sich zu betheiligen, wie er wollte. Daher, bei seiner guten Anlage, die frühe Ausbildung seines Körpers zu einer ansehnlichen Größe und zu außerordentlicher Stärke! Sein Vater hatte den altdeutschen Grundsatz, daß Kinder, und vornehmlich Knaben, mit Furcht und Zittern erzogen werden müßten, hielt den Sohn äußerst streng; und darin liegt, gute theils die erste Veranlassung zu manchem seiner künftigen besondern Schicksale.

Nachdem er confirmirt war, ward er (1728) nach Hannover geschickt, um die große Schule zu besuchen; wohnte bei seiner Großmutter mütterlicher Seits; fand bei ihr gerade das Gegentheil der Strenge des väterlichen Hauses; war im sechszehnten Jahre im ungewohnten freien Stadtleben sich selbst überlassen, strauchelte schon einigemal, und ward darauf bei dem Rektor Müller, der genauere Aufsicht wegen, ins Haus und in die Kost gegeben.

Seine Schulstunden besuchte er sehr ordentlich, hatte die Liebe seiner Lehrer, und besaß Ansehen und Zuneigung bei seinen Mitschülern; doch ging er mit diesen wenig um; mehr mit Erwachsenen von allen Ständen.

Da er hiedurch Bekanntschaften und Verbindungen genug hatte, auch von Natur anständig war; so brauchte ihn sein Vater zu Ausrichtung vieler Aufträge in der Stadt, auch zum Ver-

kaufe der Kornfrüchte und anderer Landprodukte. Dabei war er nun in so fern auf das gewissenhafteste tren, daß er nicht etwa den Verkaufspreis geringer angab, als er ihn bekommen hatte; aber er war nicht ökonomisch; bewirthete seine Freunde und Bekannten zu gerne; schoss Geld zu Vergnügungen vor; spielte auch zuweilen in den damals bei Maskeraden, grossen Bällen und andern Veranlassungen üblichen öffentlichen Hazardspielen. So waren dann schon einige mal die richtig angegebenen Gelder, unter dem offenerzigen Beständnisse, daß einige Thaler zu sogenannten Ehrenausgaben hätten verandt werden müssen, und unter vielen Besserungsangelobungen, nicht sämmtlich bei dem Vater eingekommen. Dieser vergab; jedoch mit Drohungen. Noch einmal waren etwa fünfzig Thaler, von dem Ertrage einiger verkauften Judetkorns an Spieler verloren worden, denen der achtzehnjährige Jüngling unglücklicher Weise in die Hände gerathen war! —

Nun wagte er nicht weiter, seinen strengen Vater um Vergebung zu bitten; fürchtete, ihm wieder unter die Augen zu kommen, mehr als dem Tod; glaubte sich selbst bestrafen zu müssen; ging im Februar 1732 nach Braunschweig, und verpflichtete sich dort zu preussischen Kriegesdiensten, als Unterofficier mit Hoffnung zum Avancement, auf dreijährige Capitulation, welches alles man ihm wegen seiner ansehnlichen Gestalt und guten Kenntnisse,

nisse, gern Zustand, zumal da er kein Handgeld nahm.

Hier hielt er sich, nach allen noch vorhandenen Zeugnissen, sehr brav; spielte gar kein Hazardspiel mehr, ward zu vielen Aufträgen, auch zu Werbungen, mit gutem Erfolge gebraucht; verabschiedete dabei die barbarischen Maaßregeln, welche damals zuweilen bei den preussischen Werbungen genommen seyn sollen, und war von allen Landleuten seines Cantons, in der Gegend von Stendal, Gardelegen und Disdorf, sehr geliebt.

Die Zeit und seine gute Mutter, milderten nach und nach den gerechten Zorn des Vaters. Er durfte wieder an ihn schreiben; und drei Jahre darauf, ihn wieder besuchen. Er liebte den Militairstand, aber noch mehr das Studiren, und sah wohl ein, wie er sich durch seinen Fehltritt, den ihm sonst sehr offenen Weg zum Glück im Vaterlande versperrt habe. So viel möglich, hatte er auch seine Studien, das heißt, die Erlernung der lateinischen Sprache, der Arithmetik und Mathematik fortgesetzt. Die Aeltern, deren Jahre schon heranzrückten, wünschten selbst, daß er, als der älteste Sohn, noch studiren und demnächst im Civildienste des Vaterlandes, angesezt werden möge.

Er verließ also Ein Jahr nach Ablauf seiner Capitulation (1736) die preussischen Kriegesdienste, zumal, da er glaubte, daß ihm beim Avancement zur Officiersstelle, zu nahe ge-

schessen sey; erhielt auch nachher einen förmlichen Abschied.

Im fünf und zwanzigsten Jahre, einem Alter, das durch die vielen Erfahrungen seines vorigen Lebens, noch reifer als durch die Zeit geworden war, bezog er die damals anfangende Universität zu Göttingen. In drei Jahren mußte alles Versäumte in den Schulwissenschaften nachgeholt, und alles dasjenige noch dazu erlernt werden, was er zu einem gelehrten Juristen und tüchtigen Geschäftsmanne brauchte. — Verschwiegen war alle Unbesonnenheit des vormaligen Schülers, so wie die Unstetigkeit des preussischen Werbers, und nur noch die Ordnung und Pünktlichkeit in Besetzung der Lehr- oder gelehrten Exercierstunden, war ihm aus dem vormaligen Militairstande übrig geblieben. Durch die in diesem Stande gemachten Erfahrungen, durch Leibesstärke und Geschicklichkeit im Fechten, gelang es ihm auch, der damaligen rohen Wildheit der Studenten, nebst vielen Tumulten und Schlägereien auf der anfangenden Universität, Einhalt zu bewirken; ein Lob, das ihm noch beigelegt ward, als er sich im Jahre 1787 bei dem fünfzigjährigen Universitätsjubiläum, unter den noch übrigen Wenigen befand, die bei der Inauguration (1737) daselbst studirt hatten. Eine große Neigung zur Jagd, war ihm von seiner Jugend und vorigen Lebensart noch eingen, und allen Studentenschmäusen.

Ann n n 3

Fonte:

konnte er nicht entsagen, wenn er das obbemerkte Gute stiften wolte.

Nach drei Jahren, war er so weit, daß er lateinische Dissertationen über einige schwere Rechtsmaterien zu schreiben übernommen, wirklich angefangen, auch in der Geschichte, der Mathematik und bürgerlichen Baukunst, sich gründliche Kenntnisse erworben hatte. Er mußte aber die Universität verlassen (1740) weil er Amtsauditor zu werden wünschte und hoffen konnte.

Doch dieses geschah nicht. — Er ward im Jahre 1741 Schatzsecretarius bei der calenbergischen Landschaft, und im Mai 1742 erhielt er, wegen seiner Arbeitsamkeit, die Landrentschreiberstelle dazu.

So war er also mit neun und zwanzig Jahren und folglich ungefehr eben so früh, als gewöhnlich diejenigen, die jetzt mit dem neunzehnten Jahre die Universität besuchen, nach damaligem Ausdrücke, ein gemachter Mann, das ist, er konnte verheirathet anständig leben. Er verband sich auch im November desselben Jahres, mit Gertrud Clara Henriette Philippine Almann, einer Tochter des Hofraths Almann in Berlin, und Clara Henriette Böttcher, nachmaliger Abtin Elbel in Hannover. Doch dauerte diese Ehe nicht lange. Die innigst geliebte Gattin starb schon den 24^{ten} März 1744, ohne Kinder, an der Schwindsucht.

Während dieser Ehe ward er zum Landrentmeister des Fürstenthums Ca-

lenberg im December 1743, mit Überlegung seiner vorigen Bedienung, erwählt und bekräftigt.

Im Februar 1745 heirathete er Catharine Margarethe v. Hugo, einzige Tochter des Hofraths und Leibarztes von Hugo alhier, und der Marie Louise Conerding.

Als außerordentlicher Assessor im Königl. Hofgerichte, ward er von des Königs Georgs II. Majestät im August 1746 ernannt, und im März 1761 erhielt er als ordentlicher Beisitzer die mit dieser Stelle verknüpfte Besoldung.

Im November 1751 ward er zum calenbergischen Landyndikus mit Verbeibehaltung seiner übrigen Stellen, erwählt.

Aus allen diesen schnelligen Beförderungen, ergiebt sich; daß man mit Ihm und seiner Geschäftsführung vorzüglich zufrieden seyn mußte. Nach fing hier die thätigste und nützlichste Periode seines Lebens an. Durch vielseitige Kenntnisse, Beharrlichkeit und Uneigennützigkeit, zeichnete er sich dabei vorzüglich aus.

Unter andern stiftete er im Jahre 1750 auf eigene Kosten und Risiko das alhier annoch bestehende und jetzt in landesherrliche Administration genommene Intelligenzcomtoir. Einige ähnliche vorgängige Institute, waren schon mit Schaden der Unternehmer, wieder eingegangen. Die Seemannsnützlichkeith einer solchen Anstalt aber, feuerte ihn, bei seinen damaligen guten Vermögensumständen an, es dar-

auf

auf zu wagen, sie wieder herzustellen und dauerhaft zu machen. Wer ein solches Institut nur einigermaßen kennet und weiß, was vornemlich im Anfange desselben, die Anschaffung zweckmäßiger nützlicher und angenehmer Aufsätze für Schwierigkeiten hat, und wie viel theurer alles zu stehen kommt, ehe es in das gehörige Gleis gebracht ist, wird leicht ermessen, daß der Unternehmer dabei im Anfange mit Schaden arbeiten müssen. Ueberdem war damals die Lesebegierde des Publikums, folglich auch die Anzahl der Käufer wenigstens viermal geringer, als jetzt; und so wie die Lesebegierde allmählig zunahm, nahm auch die Concurrenz ähnlicher Zeitschriften nach und nach zu. Das Intelligenzcomtoir stand nach mehreren Jahren, noch mit einer beträchtlichen Summe in Zubuße, als erst die Einnahme der Ausgabe gleich zu werden anfang. Da aber trat der siebenjährige Krieg ein, mit ihm die Verringerung der Münzsorten, welche man für voll nehmen mußte, um die Kunden nicht zu verlieren; die größere Menge der Restanten; der theurere Preis des Papiers und des Arbeitslohns, und viele andere Verluste, welche die Verwirrung eines solchen Krieges um so mehr nach sich zog, da der Unternehmer selbst, wegen anderer wichtiger Landesgeschäfte, dem Institute weniger Auf-

merksamkeit zu widmen gezwungen war. Die Hoffnung auf Ersatz der Auslagen, und noch mehr, auf Vorrtheile, schien also bis zum Jahre 1764 zu verschwinden. Er aber ließ sich nicht abschrecken; ließ das gemeinnützige Institut nicht fallen, und nur die lange Reihe von Lebensjahren, welche ihm die Vorsehung nachmals noch schenkte, nebst einigen folgenden für die Anstalt vortheilhaften Veränderungen und Verbesserungen, verursachten es; daß er zuletzt nicht nur keinen Schaden litte, sondern vielmehr noch einige Vergeltung des Risico, und der darauf verwandten vieljährigen Aufmerksamkeit und Arbeit erwarb.

In eben diesem Jahre 1750 veranlaßte er, unter vorzüglich thätiger Mitwirkung des damaligen ersten Landrathes, des Abts Lbel, die Caslenbergische Brandversicherungsgesellschaft. Ein sehr nützliches Institut, das in hiesigen Landen noch nicht vorhanden war, von einigen andern Provinzen des Landes, auch von Ausländern nachgeahmt ward, auch noch jetzt ohne wesentliche Veränderungen fest besteht.

Gar zu leicht artet die patriotische Wirkksamkeit eines Mannes von so warmen Herzen, so fähigem Geiste, und so dauerhaftem Körper, in Polypragmosië aus b).

Gegen

b) Das Eine Wort heißt ungefehr; wenn ein sonst der Sachen fähiger Mann, mehr unternimmt, als er nach seiner Zeit und seinen Umständen bestreiten kan.

Gegen die Hälfte dieses Jahresumverts, kamen in unsern Landen, die Ideen von Anlegung der Fabriken und Manufakturen, von Erweiterung der Handlung und des Gewerbes mit vorzüglichster Lebhaftigkeit in Umlauf. In diese ging Wüllen mit leidenschaftlicher Thätigkeit hinein; und ließ sich, um desto freier und nach seiner Meinung desto schneller wirken zu können, hinreißen; sein damals noch beträchtliches Vermögen, ja vielleicht mehr als er hatte, in eigne Unternehmungen der Art, zu stecken. Ein Schritt, welchen der Mann, dem ohnehin so viele Dienstgeschäfte oblagen, die er fleißig besorgte, nie hätte wagen sollen! Er fing an, für eigne Rechnung, eine Bleiweis; eine Amisdom; eine Eatum; eine Lederfabrik, eine Tapetenwirkerei, eine Kartensabrik, eine große Spinnererei, eine Linendruckerei, Drellweberei auf dem Moore bei Neustadt am Rübenberge, nebst mehreren kleinen Manufakturen zu errichten, und wenn einzelne Unvermögende dergleichen Anlagen machen zu wollen und zu können, ihm vorspiegelten, war er freigebig mit Vorschüssen, und — so wenig er es sonst war, in diesen Stücken ungreiflich leichtgläubig. Zwar ist von aller dieser Aussaat mancher nägliche Keim im Lande geblieben, aber der Erfolg für ihn war — Verlust sehr beträchtlicher Summen, und von vielen sehr erheblichen Geldnegotiationen für andere, welche ihn zwar in große Verbindungen setzten, hatte er eben so wenigen Vortheil.

Bei einer Uebersicht im Jahre 1757 fand er seine Vermögensumstände mit desto größerem Schrecken gänzlich zertrümmet, da er zugleich als Landrentmeister eine große Landescasse zu verwalten hatte.

Diese Entdeckung wirkte mit so großer Gewalt auf Kopf und Herz, daß er, eben so, wie er in seiner Jugend, wegen des verlorenen Geldes dem Hause der Aeltern entfloß, sich den Armen seiner jählichen Wittin und Kinder entriß, und im April des gedachten Jahres plötzlich in Holland seinen Aufenthalt nahm.

Natürlicherweise machte dieses in Hannover einen sehr großen Eindruck, und es war recht; daß alles genau untersucht ward. Es fand sich bald; daß die Landescasse nichts verlieren könne, daß folglich, seine Entweichung nicht nöthig gewesen, und nur durch Uebersichtigkeit der Hypochondrie, welcher er damals unterworfen war; durch das Eigne seiner Denkart, vielleicht auch durch den ersten jugendlichen Eindruck, zu entschuldigen sey. Verschwendung durch übermäßigen Luxus konnte ihm nicht vorgeworfen werden. Denn, ob er gleich manchen großen Gastereien, seiner vielen Verbindungen wegen, nicht entgegen konnte, und manchem Glase der Freundschaft mit guten Freunden, zuweilen nicht entgegen wollte; so war doch dieses in Verhältniß zu seiner Einnahme zu dem eignen und seiner Wittin Vermögen, nicht von Erheblichkeit, Unvorsichtigkeit und Unbesorgtheit

Zeit, letztere vornemlich in Vertreibung seiner Actienschulden, hatten ihn zu weit geführt. — Auch hatten ihn die angesehensten und würdigsten Männer des Landes, zurück zu kehren, und er erhielt dazu alle Sicherheit. Einer unserer ersten Staatsbedienten, der wahrlich nicht der Mann war, Je mandem bei solchen Umständen Schmeicheleien zu sagen, schrieb ihm unterm 6ten Mai 1757 folgende Worte:

„Ich kan gewiß versichern, wie hier Jedermann, und besonders die Herren Minister wohl erkennen und einsehen, daß Dero gegenwärtige Verlegenheit, nichts anders als Dero guten, dienstbegierigen und patriotischen Gesinnung zuzuschreiben ist.“ —

Er kam auch darauf im Junius 1757 nach Hannover zurück, legte aber, mit Beibehaltung der Stelle als Hofgerichtsassessor und Landshindicus, die Landrentmeisterbedienung nieder. Die Sachen wurden nach und nach aufs Neue gebracht, die Gläubiger nach und nach befriedigt; die Landescasse hatte, wie schon gesagt, nichts verloren, nur Er — alles.

Zugleich war der traurige siebenjährige Krieg ausgebrochen, und die hiesigen Lande wurden von den französischen Truppen überschwemmt. Bei Seiner Erfahrung und Behandlungsart der Sachen, war er vorzüglich brauchbar bei den unerschwinglichen Lieferungsbefehlen und Exactionen der Feinde; und ward dabei zum Theil mit dem glücklichsten Erfolge für das

Land gebraucht. Hier hätte er Gelegenheit gehabt, sein verlornes Betragen, doppelt und mehrfach, wieder zu erhalten, wenn er eigennützig und weniger gewissenhaft gewesen wäre. — Er erwarb nichts; steckte sich bei diesen Geschäften noch etwas tiefer in Privatschulden, und ward im Jahre 1758 von den Feinden, als Geißel mit weg nach Hanau genommen, wo er etwa ein halbes Jahr zurück gehalten wurde.

Nach geendigtem Kriege (1763) dauerten diese Geschäfte noch fort, um nach dem Auftrage der Königl. Landesregierung, das Kriegeschuldenwesen im Lande mit in Ordnung zu bringen.

Bei allen diesen Geschäften, kam ihm die für sich nur zu theuer erworbene vielseitige Erfahrung, ausnehmend zu Statten; vornemlich da schon bald nach geendigten Kriegesunruhen, Se. M. jestzr. unser jetzt regierender König, die durch den Krieg unterbrochenen Plane, zur Verbesserung des Handels, Gewerbes und Nahrungsstandes in hiesigen Landen, mit huldreichster Theilnahme, wieder in Ausübung gebracht wissen wolten, und deshalb die kräftigsten Aufmunterungen ergießen ließen; wovon unter andern auch noch unter Willens Papiere vorhandene Abschriften einiger Briefe zeugen, worin der Monarch bereits nicht lange nach Seiner Thronbesteigung, durch den damaligen Staatsminister in London, den Herrn von Behr, an den hiesigen Staatsminister, den Herrn

von Münchhausen, über diese Gegenstände Seine Ideen aufserte.

Schon im Jahre 1765 schwebte Ihm die Anlegung der Industrieschulen auf dem Lande in Gedanken, und nicht lange nachher kamen schon Vorschläge, die Commercialsachen durch ein besonderes Collegium betreiben zu lassen, vornemlich auch die Verbesserung des Garn- und Linnenhandels, durch Verbesserung der Spinneret, und Schauanstalten des Gewebes, zur Untersuchung. Bei allen diesen in ein so weitläufiges Detail laufenden Gegenständen, benutzte unter andern der gedachte Staatsminister von Münchhausen die Erfahrungen des seligen Wöllen vorzüglich. Allein, welcher weiter Weg war nach den Umständen unvermeidlich zu gehen, ehe alles nach und nach realisiert werden konnte! —

Etwa um diese Zeit, kam unser Wöllen, auch auf den Vorschlag zu einer allgemeinen Wittwenverpflegungsgesellschaft im Calenbergischen, und arbeitete dabei, in der festesten Zuversicht des Guten was sie in mehrerem Betrachte stiften werde, mit äußerstem Fleiße und beträchtlichen Auslagen. Vielleicht aber waren die Data, worauf ein solches Institut gegründet werden muß, damals noch nicht zu der genauen Reife gebracht, um sie zur Basis eines so großen Werks mit Sicherheit zu gebrauchen, vielleicht auch waren es andere Ursachen, welche bewirkten, daß in spätern Jahren dieses Institut diejenige Dauerhaftigkeit nicht erhielt, welche der Vor-

anlasser innigst wünschte, und besänftigt mit Ueberzeugung hofte.

Es würde zu weitläufig werden; wenn man hier dagegen alles dasjenige Gute und Nützliche erörtern wolte, was er in dem fernern Laufe seines geschäftigen Lebens theils veranlaßte, theils mit bewirkte.

Nach einigen schweren Krankheiten spürte er, gegen das drei und sechzigste Jahr seines Alters, eine Abnahme der Kräfte, vornemlich Schwäche der Augen. Er fing an, seinen weiten Wirkungskreis enger zusammen zu ziehen. Seine vormalige Erholung, die Jagd, ward nach und nach mit dem stillen Aufenthalte in seinem Garten unweit der Stadt vertauscht, wo er einen großen Theil des Jahres dem Reste seiner Dienstgeschäfte und einer vorzüglichen Kultur nützlicher Gartengewächse, auch anfangs der Bienenzucht widmete; mancherlei Versuche anstellte, und die zuverlässig befundenen Resultate derselben den Gartenleuten bekannt machte, sie belehrte, und mit den nöthigen Unterstützungen, so weit er konnte, gerne versah.

Von Jugend auf hatte er, aller seiner Thätigkeit und Verbindungen unerachtet, einen Hang zur Einsamkeit gehabt; und dieser vermehrte sich, je schneller die Abenddämmerung seines Lebens zunahm. Im liebevollen Umgange mit seiner Familie, und einigen vertrauten Freunden bestand sein häusliches Glück. Sehr lehrreich waren seine Gespräche für Jüngere, und was sie vorzüglich auszeichnete, war

die Schonung, mit welcher er alle neuere Vorkommenheiten und Menschen beurtheilte, wenn er sie gleich nach seiner Einsicht und Erfahrung nicht so fand, als er glaubte, daß sie hätten seyn sollen. In seinem ganzen Leben hatte er für die wahre geläuterte Religion die größte Ehrerbietung bezeugt.

Er starb den 29ten Jenner 1789 in einem Alter von 76 Jahren und 17 Tagen, hauptsächlich an der Entkräftung und einem betäubenden Fieber, nach einem Krankenlager von wenigen Ta-

gannover, im November 1790,

gen. Ihn überlebten, da er seine würdige Gattin zweiter Ehe, schon im August 1764 verlobren hatte, Ein Sohn und Zwo Töchter; von dem Sohne drei und von der einen verheiratheten Tochter fünf Enkel.

Wenn es wahr ist, daß über alles, was von einem Verstorbenen geschrieben wird, dessen gut getroffenes Vermählde der beste Commentar sey; so möge das hier unten stehende, ihm etwa im sechzigsten Lebens-Jahre sehr ähnliche Profil seines Kopfes diesen Commentar machen. —



THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY
REFERENCE DEPARTMENT

**This book is under no circumstances to be
taken from the Building**

~~SEP 6 - 1917~~

[illegible]

Form 410

17 JUN 1945